Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

H38.87.18

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, O. Holtzmann, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Erster Theil.

Geschichte der deutschen Reformation.

Von Dr. Friedrich von Bezold.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1890.

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Reformation.

Von

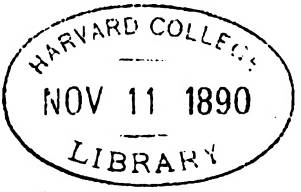
Dr. Friedrich von Bezold,
Professor an der Universität Erlangen.

Mit Porträts, Illustrationen und Beilagen.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1890.

Digitized by Google

H 38.87.18
I 743



Uebersetzungsrecht wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 2. Januar 1886.

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Das römische Weltreich war durch die Germanen zerschlagen worden, aber der Schatten des Kaisertums ließ sich nicht bannen. Während der Osten und der Westen von Europa sich für lange Jahrhunderte schieden, blieb die alte Reichseinheit hier wie dort das politische Ideal. Als Gegenstück zur oströmischen Monarchie erschien das Reich Karls des Großen, der Ottonen, Salier und Staufer. Aber vor, neben und mit ihm kam ein anderes Reich empor, das, indem es vorgab nicht von dieser Welt zu sein, erst die geistige und dann die politische Herrschaft über Westeuropa errungen hat. Das germanische Kaisertum mußte seine Legitimation von der römischen Kirche borgen und furchtbar teuer bezahlen. Der Kampf zwischen zwei obersten Gewalten, wovon nur die eine wahrhaft internationalen Charakter trug, konnte nicht ausbleiben und sein Ausgang nicht zweifelhaft sein, denn die herrschende Weltanschauung erkannte dem Geistlichen den Vorrang vor dem Weltlichen zu. Der Staat war der Diener, der Körper, der Mond, die Kirche war die Herrin, die Seele, die Sonne.

Der Fall der Staufer bezeichnet den Höhepunkt kirchlicher Machtfülle. Im XIII. Jahrhundert schien der verhängnißvolle Streit zwischen Kirche und Staat endgültig zu Ungunsten des letzteren entschieden zu sein. Während die Politik der Päpste in Deutschland die Anarchie zu voller Blüte brachte, wurden die Königreiche Sizilien, Aragon, Portugal, England päpstliche Lehen. In Konstantinopel erhob sich ein lateinisches Kaisertum; Armenien beugte sich dem Papst und die Heiden an der Ostsee fielen unter dem Schwert der geistlichen Ritter. Fast drohte jenes Wort des Gerhoh von Reichersberg in Erfüllung zu gehen, daß die goldene Bildsäule des Königtums ganz zermalmt und jedes große Reich in vier Teile zerschlagen werden müsse; erst dann werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen, unter dem Schutz des großen gekrönten Priesters. Wie der Papst sich aus dem Vikarius Petri in den Vikarius Christi verwandelt hatte, so schien nicht erst am Ende der Tage, sondern schon hienieden die streitende Kirche sich in die triumphirende verwandeln zu sollen. Dahin hatte ihre Entwickelung geführt, daß der Papst zum wahren Nachfolger jener römischen Imperatoren geworden war, deren Allmacht selbst für die gewaltigsten deutschen Kaiser stets unerreichbar blieb.

Digitized by Google

Recht und Friede der gesammten christlichen Welt lagen in der Hand ihres geistlichen Oberhauptes; „wie in der Bundeslade des Herrn neben den Gesetzestafeln die Rute und das Manna lagen, so ruhen in der Brust des Papstes mit der Wissenschaft des göttlichen Gesetzes die Schärfe der Zerstörung und die Süßigkeit der Gnade." Vor dem Namen der römischen Legaten zitterten, wie ehedem, Könige und Völker. Überall, wo Sünde mit im Spiel war, konnte der Papst als oberster Richter angerufen werden und den Spruch jedes weltlichen Gerichts aufheben. Das weltliche Schwert sollte gewürdigt sein, die von der Kirche gefällten Urteile blindlings zu vollstrecken, aber seiner Schärfe entzogen sich die Kleriker, wogegen ihnen die Laien unweigerlich vor das geistliche Forum zu folgen hatten. Dieses allumfassende und unerbittliche Rechtssystem gipfelte in der Einrichtung der Inquisition; jede Regung des Widerstandes oder des bloßen Widerspruchs wurde zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt und die Kirche, die kein Blut vergießen durfte, nötigte den Staat nach ihrem Wink Folterkammer und Scheiterhaufen zu bedienen. So wurden noch einmal die Völker von Rom aus mit eisernem Szepter geweidet. Der Schöpfer dieser Schreckensherrschaft, Innocenz III, konnte sich das stolze Wort erlauben, der Herr habe seinem Apostel nicht nur die Kirche, sondern die gesammte irdische Welt zur Regierung überlassen.

Noch war die römische Kirche die Fürstin im Reiche der Geister; auch was hier geschaffen ward, sollte von ihr allein die Berechtigung seines Daseins empfangen. Die Scholastik des XIII. Jahrhunderts schien dieses Ideal eben so völlig zu verwirklichen, wie die gleichzeitige Kunst. Es blieb immer ein gefährliches Unterfangen, die kirchlichen Glaubenssätze philosophischer Untersuchung preiszugeben, aber der Versuch die griechisch-arabische Philosophie durch Assimilation unschädlich zu machen konnte für gelungen gelten, als in dem gewaltigen und festgefügten Lehrgebäude des heiligen Thomas von Aquino Glaube und Wissen ihre Vermählung feierten. Für die Scholastik gab es keine Frage ohne Antwort und die Notwendigkeit der Ketzerverbrennung ließ sich mit der nämlichen Eleganz beweisen wie das Dasein Gottes oder die Lage Jerusalems im Centrum des Weltalls. Eine imponirende Fülle von Scharfsinn und Arbeitskraft wurde an die Begründung und Verteidigung des kirchlichen Systems gewendet, während zu seiner monumentalen Verherrlichung die herrschende Kunst, die Architektur, gleichfalls das Unmögliche möglich machte. Ins Überirdische, Unendliche hinaufstrebend, die Massen auflösend, mit den schwersten Problemen spielend, versinnlichen diese gothischen Riesenbauten die Herrschaft einer Weltanschauung, die dem Jenseits zugekehrt sich doch in großartiger Bewältigung des Irdischen gefiel. Eine solche Kunstentwickelung würde allein schon laut genug von einer Steigerung des religiösen Lebens zeugen, aber diese begegnet uns, wo wir hinblicken, stets mit der Lust am Wunderbaren, häufig mit künstlerischen Motiven verbunden. Klug wußte die Kirche sich solche Kräfte dienstbar zu machen; während sie ihre Lehre und ihr Recht der profanen Berührung entrückte, sollte der Laie in

Digitized by Google

jedem wichtigen Augenblick des Lebens und in jeder Pause des gewöhnlichen Tagewerks die allmächtige Hand der Mutter über sich fühlen. Die sieben Sakramente weihten seinen Gang durch dieses „Tal der Tränen"; von der Wiege bis zum Grab umgaben ihn Mysterien und Symbole, ohne die er keinen rechtsgültigen Verkehr mit Gott anknüpfen und deren Kraft ihm nur durch Hand und Mund des Priesters übermittelt werden konnte. Immer reicher, farbiger, bestrickender gestaltete sich die Zeichensprache des Kultus; der Fronleichnam gab den Anlaß zu einem jährlich wiederkehrenden Triumphzug der Kirche und die Gestalt des Gekreuzigten begann zu verblassen vor dem anmutigen und hoheitsvollen Bild der Gottesmutter. Die Legenden der Heiligen füllten sich mit phantastischen Zügen; ekstatische Frauen, Propheten und Mystiker führten ein Traumleben voll überschwänglicher Gefühle und Empfindungen. Alles Sichtbare wurde vergeistigt, alles Unsichtbare versinnlicht. Und als die neuen Bettelorden im Gegensatz zur Verweltlichung des alten Klerus das urchristliche Ideal der Weltverachtung leibhaftig darstellten, da schien das vollkommene Zeitalter der Kirche sich zu nähern. Als eine reformatorische Bewegung ist die Gründung dieser Orden wohl aufgefaßt worden. Machiavelli sagt einmal, die christliche Religion wäre ohne ihre Erneuerung durch Franziskus und Dominikus längst untergegangen. Man könnte vielleicht richtiger sagen, das Papsttum wäre ohne diese gewaltige Heilsarmee, die sich ihm zur Verfügung stellte, rascher einer Katastrophe verfallen. Und doch ist gerade in der Phantasie solcher Bettelmönche das Ideal eines Gottesreichs lebendig geworden, das sich allein aus dem Schutt der bestehenden Papstkirche erheben konnte.

Die päpstliche Macht war so ungeheuer gewachsen, daß ihren ganzen Umfang die Inhaber selbst nicht mehr zu überschauen vermochten. Kein Wunder, daß der Allmachtschwindel der alten Imperatoren auch bei ihren geistlichen Nachfolgern ausbrach. Bonifaz VIII bot einem französischen Prinzen die römische und die griechische Kaiserkrone an, erklärte Ungarn und Polen so gut wie Schottland für päpstliche Lehen, erließ im Streit mit Philipp von Frankreich die Bulle Unam sanctam; „wir erklären, daß aus Notwendigkeit des Heils dem römischen Papst jede menschliche Kreatur unterworfen ist." Als Antwort erfolgte die Szene in Anagni, wo der greise Papst, ein echter Römer, im vollen Schmuck seiner Würde die einbrechenden Feinde und den Tod erwartete. Aber sie begnügten sich damit ihn zu beschimpfen. Dies gab der Gottähnlichkeit des Papsttums einen ersten furchtbaren Stoß. Geführt hat ihn das französische Königtum; hinter dem stand die Nation, eine bessere Bürgschaft des Sieges als die wurmstichige Herrlichkeit des römischen Kaisertums. Denn in der abendländischen Welt begann sich eine immer stärkere Abneigung gegen jede Erneuerung des altrömischen Reichsgedankens zu regen, mochte sie von weltlicher oder geistlicher Seite ausgehen. Unter der schützenden Form der Christenheit waren die Nationalitäten zu einer Selbständigkeit herangereift, die sich gegen die hergebrachte Forderung

Digitized by Google

in jener idealen Einheit aufzugehen mit Erfolg verwahrte. So wurde die Gefahr einer förmlichen Theokratie fast in dem nämlichen Augenblick wieder beseitigt, als die kirchliche Monarchie auf der Höhe ihrer Entwickelung angelangt war. Bald darauf fiel die Curie, nach Avignon verlegt, mit ihrem Weltherrschaftstraum unter die Botmäßigkeit eben der französischen Krone. Andere Nationen folgten dem Beispiel Frankreichs; selbst Deutschland, empört über die schmachvolle Behandlung Kaiser Ludwigs, machte Miene sich zu erheben und England schüttelte die Oberherrlichkeit des Papstes so energisch ab, daß die Grundfesten des kirchlichen Wesens dabei ins Wanken gerieten. Natürlich mußten sich während dieser Kämpfe Fürsten und Völker gegen die Wirkungen der geistlichen Waffen abstumpfen; schon im Jahr 1327 berechnete der Venezianer Sanuto, daß jetzt etwa die Hälfte der Christenheit exkommunizirt sei. Wenn aber die Päpste ganze Staaten wie Venedig und Florenz auf einmal ausstreichen wollten und Freiheit, Gut und Leben ihrer sämmtlichen Bürger als verfallen erklärten, so konnten solche Ungeheuerlichkeiten die ohnedies vorhandene Erbitterung des Laientums über die geistliche Tyrannei nur verschärfen. König Philipp von Frankreich warf bereits die gefährliche Frage auf, ob die Kirche denn bloß aus Geistlichen bestehe. Marsilius von Padua vollends, ein kühner Prophet der Volkssouveränetät und der Staatsallmacht, erhob auch auf dem kirchlichen Gebiet die Gemeinde zur obersten Autorität; er fand es dem Evangelium zuwider, daß der Lehrer und Hirt der Gemeinde irgendwelche äußere Zwangsgewalt beanspruchen dürfe.

Weniger auffällig als der laute Protest des Staates, aber um so nachhaltiger und ausgebreiteter entwickelte sich der Widerstand der Gesellschaft gegen eine Bevormundung, deren Recht teils überhaupt fragwürdig teils veraltet erschien. So unzweifelhafte Verdienste die Kirche sich durch die Bändigung halbwüchsiger Barbarenvölker erworben hatte, so gewaltige Anstrengungen sie machte ihr Monopol auf allen Gebieten der Geisteskultur aufrechtzuhalten, das Emporkommen einer rein weltlichen Bildung hatte sie doch nicht verhindern können. Der übertriebene Pessimismus der kirchlichen Weltanschauung, die einseitige Verherrlichung des Himmels auf Kosten der Erde, der Vernichtungskrieg des mönchischen Idealismus gegen alle Sinnlichkeit mußte zum Widerspruch reizen. Der erhob sich zuerst aus den glänzenden lebensfrohen Kreisen des Rittertums; die höfische Poesie verkündigte jenen anspruchsvollen Weltrichtern zum Trotz ein anderes Lebensideal und weihte den verlästerten Idolen des Heidentums, Natur und Schönheit, einen Dienst, der sich meistens, aber doch nicht immer mit der kirchlichen Gesinnung abzufinden wußte. Denn gerade die Kämpfe um das heilige Land, in welchen das mit dem Kreuz geschmückte Rittertum zuvorderst stand und eigentlich erst seinen internationalen Charakter gewann, brachten manches christliche Gemüt zum Zweifel und zum Unglauben. Im XIII. Jahrhundert entschied sich der Sieg des Islam; die begeisterte Zuversicht so vieler christlicher Generationen mußte endlich vor der Thatsache weichen, daß das Kreuz wirklich

Digitized by Google

unterlegen war. Da erlebten es die Bettelmönche, die in Frankreich für das heilige Land sammeln wollten, daß man vor ihren Augen das Geld den Armen gab mit dem Fluch: „Nimm zu Ehren Muhammeds, der mächtiger ist als Christus.“ Und wenn viele Kreuzfahrer sich einer warmen Sympathie für ihre muhammedanischen Gegner nicht erwehren konnten, so zogen manche aus der sittlichen Überlegenheit solcher Ungläubigen den Schluß, daß alle Religionen gleichwertig seien. Ein Schluß, dessen drastische Fassung in das Wort von den drei Betrügern bekanntlich Kaiser Friedrich II zugeschrieben worden ist. Diese Behauptung bleibt freilich den Beweis schuldig; daß man aber am Kaiserhof zu Palermo in einer nichts weniger als christlichen oder gar kirchlichen Atmosphäre sich bewegte, daran ist nicht zu zweifeln.

Die ritterliche Kultur hat ihre Herrschaft nicht lange zu wahren vermocht. Bald traten die tieferen Schichten der Gesellschaft an die Oberfläche; auch sie begannen sich langsam der führenden Hand des Priesters zu entwinden. Die große wirtschaftliche Revolution, welche die Städte und das Bürgertum emporhob, schuf zugleich mit der Steigerung und Verfeinerung der materiellen Bedürfnisse die Basis einer veränderten Weltanschauung. Erwerb und Genuß traten lockender als je zuvor an größere Kreise heran; die Sorge sich in dieser argen Welt möglichst sicher und behaglich einzurichten wurde immer vielgestaltiger. Hatte vormals die Kirche Pflug und Spaten als Meisterin geführt und den sittlichen Wert der Arbeit durch ihr Beispiel nachdrücklich genug gepredigt, so mußte sie auf den neuen Wegen, die zur Geldwirtschaft und zur Herrschaft des Kapitals führten, den Laien den Vortritt überlassen. Die erweckten Interessen waren mächtiger als das kirchliche Zinsverbot; dem wachsenden Reichtum folgte ein stärkeres Selbstgefühl und alle Moralpredigten schützten nicht vor dem einreißenden Luxus, dem sich nur allzuleicht ein derber Materialismus gesellte. Eifrige Pflege der Kunst und höhere Durchschnittsbildung gingen mit dieser Entwickelung Hand in Hand; der Laie, der den Grundriß eines Doms zu entwerfen oder philosophische Fragen in der Volkssprache zu behandeln vermochte, durfte es wohl mit den Pfaffen und ihrem Latein aufnehmen. In Frankreich rüttelte der kecke Roman de la Rose an den Fundamenten der Kirchenlehre und der Moral. Die ehrsamen Meistersänger in den deutschen Werkstätten grübelten nach ihrer Weise über den tiefsten Problemen der Dogmatik. Und nun begannen endlich in Italien die großen Heiden aus ihrem tausendjährigen Schlaf zu erwachen und in Tönen aus einer andern Welt zu der sehnsüchtig lauschenden Menschheit zu reden. Vor ihnen hatte Dante seine erschütternde Stimme erhoben; er der Laie hielt das Weltgericht über seine Zeit und schleuderte aus eigner Macht Kaiser und Päpste in den Abgrund der Hölle.

Dante erkannte in dem päpstlichen Rom die große Hure der Apokalypse. Dasselbe Urteil hatte der heilige Bonaventura, Cardinal und General des Franziskanerordens, gefällt. Geistliche und Laien vereinigten sich zum einstimmigen Weheruf über die gefallene und geschändete Kirche.

Digitized by Google

Durch Jahrhunderte hatte sich jene verhängnißvolle Verwechslung der Begriffe eingelebt, welche die katholische Kirche mit dem Reich Gottes identifizirte. Indem sie den Einzelnen der schweren Notwendigkeit enthob, allein um sein ewiges Heil zu ringen, schloß sie zugleich jede andre Mittlerschaft zwischen dem Diesseits und Jenseits aus; ja, sie verengerte sogar ihren Begriff derart, daß die berufenen Verwalter des Mittleramtes, die Kleriker, eine besondere, die eigentliche Kirche in der Kirche zu bilden schienen. „Es war", sagt Sybel, „als hätte Gott, trotz seiner Allmacht und Allgegenwart, zu Gunsten der Kirche auf jeden unmittelbaren Verkehr mit den Seelen der Laien verzichtet." Ohne ihre Legitimation sollte alles menschliche Dichten und Trachten sittlich wertlos und unkräftig sein. Und nun hatte es sich mit einer erschreckenden nicht wegzuläugnenden Klarheit herausgestellt, daß diese ausschließlich privilegirte Heilsanstalt selbst von der Welt vergiftet, daß sie an Haupt und Gliedern tötlich krank geworden war.

Man hat die Krankheitserscheinungen unter dem Namen der Verweltlichung zusammengefaßt, aber nicht alle Symptome sind damals, im Zeitalter der höchsten äußeren Machtfülle, mit gleicher Deutlichkeit empfunden worden. Betrachten wir die augenfälligsten Thatsachen, die sich sämmtlich auf eine ungesunde Entwickelung des kirchlichen Verfassungslebens zurückführen lassen. Die Kirche begann, sichtbar für alle, unter den Folgen einer übermäßigen Centralisation zu leiden. Schon in der Mitte des XII. Jahrhunderts hatte Gerhoh von Reichersberg, der sich bei seiner streng päpstlichen Gesinnung ein freies Wort erlauben durfte, bitter geklagt, man rede jetzt nicht mehr von der römischen Kirche, nur noch von der römischen Curie. Die päpstliche Monarchie, deren Wachstum natürlich die alte Selbständigkeit der bischöflichen Gewalt verkümmern ließ, brauchte zur Ausübung ihrer fast grenzenlosen Befugnisse ein immer größeres Beamtenheer. Die Zahl der politischen, juristischen und finanziellen Geschäfte, die an die kirchliche Centralregierung gebracht werden mußten oder konnten, nahm fortwährend zu, in gleichem Maße die Menge und Bedeutung der am päpstlichen Hof befindlichen Richter, Schreiber und Finanzleute. Um die mannigfachen Reibungen geistlicher und weltlicher Rechtsansprüche unter einander und mit der höchsten Instanz, der Curie, übersehen und bewältigen zu können, mußten die Päpste selbst nicht nur Politiker, sondern geschulte Juristen sein und sich mit Kennern des Kirchenrechts umgeben; während das kirchliche System der Theologie hauptsächlich in Paris ausgebaut wurde, vernachlässigte, wie Dante klagt, der italienische Klerus Evangelien und Kirchenväter über dem Studium der Dekretalen. Die französischen Päpste des XIV. Jahrhunderts wahrten nach Kräften dem Kirchenregiment diesen juristischen Charakter, dessen Übergewicht an und für sich einer unbefangenen Würdigung der religiösen Interessen sehr hinderlich war. Jede Gewalt muß sich aber zu ihrer Erhaltung der Mittel bedienen, durch welche sie gegründet worden ist. Der Riesenbau des hierarchischen Rechts ruhte auf einem ganzen System von Fiktionen und

Digitized by Google

Fälschungen; er bedurfte fort und fort zu seiner Stütze und Ausbesserung des Betrugs. Dabei lieferte die juristische Behandlung kirchlicher Fragen oft genug nur den Deckmantel für höchst persönliche Interessen. Zu dem Motiv der Herrschaft gesellte sich vor allem bei den kleineren Teilnehmern des Geschäftsbetriebs unersättliche Habgier. Man hat die Curie treffend als eine „durch und durch auf Gelderwerb berechnete Riesenmaschine" bezeichnet; das Sprichwort, daß in Rom alles feil sei, enthielt keine Übertreibung, denn man konnte wirklich für Geld alles haben, von der kleinsten Pfründe bis zum Cardinalshut, von der Erlaubniß in der Fastenzeit Butter zu genießen bis zur Absolution von Mord und Incest. Während die Curie die Bischöfe bis ans Blut besteuerte, vernichtete sie zugleich die regelmäßige Seelsorge in den Diöcesen teils durch ganz gewissenlosen Verkauf der geistlichen Stellen teils durch ihre auswärtigen Agenten, die Bettelmönche, die mit päpstlichen Privilegien ausgerüstet den Pfarrklerus nach Belieben aus Kanzel und Beichtstuhl vertreiben konnten. So hatte man eine centralisirte Kirchenregierung, die überall eingriff, keine Rücksicht kannte als die auf ihre eignen Interessen und dazu teuer bezahlt werden mußte.

Schlimmer noch als diese Mißwirtschaft, deren materiellen Druck man in allen Ländern empfand, war eine andre Folge der oben erwähnten Vorstellung von der Kirche, die gründliche Verfälschung der sittlichen Begriffe. Mit dem religiösen Monopol der Kirche verband sich der Formalismus der päpstlichen Juristerei und der allgemeine Zug der Zeit zum Sinnlichen. Die Kirche bot rein geistige Güter gebunden an sinnliche Dinge und Vorgänge oder gegen den Entgelt materieller Leistungen. Wie ihre Heiligen der Naturgesetze spotten durften, so besaß sie selbst die geheimnißvolle Kraft Brod und Wein in Gottes Leib und Blut zu verwandeln und ihr sterbliches Oberhaupt konnte die abgeschiedenen Seelen aus dem Fegfeuer befreien, also über die Grenzen des Lebens hinaus unmittelbar in die jenseitigen Regionen hinüberwirken. Man hat mit vollem Recht auf das Zauberartige hingewiesen, das dem Katholizismus anhaftet. „Wie das Naturgesetz", sagt ein Meister der Kirchengeschichte, „durch die Zaubermacht der Wundertäter, so war das Sittengesetz durch den Absolutismus der Päpste nach Belieben außer Kraft gesetzt." Die Kirche hat es nicht nur zugelassen, sondern vielfach befördert, daß die Wundersucht sich selbst überbot und in ungezügelter Gier neben dem Tiefsinnigen und Phantastischen auch das Abgeschmackte und Ekelhafte willkommen hieß. Während der Glaube, und zwar nicht allein der Volksglaube, gewohnheitsmäßig bei jeder auffälligen Erscheinung den Schluß zog, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, verband sich für das sittliche Gefühl allmählich das von der Kirche dargebotene Heil allzueng mit den begleitenden Symbolen und Handlungen. So entsprach einem übel angebrachten Idealismus der Naturbetrachtung andererseits eine grobe Versinnlichung des Moralischen. Daß die Kirche bei den Sakramenten das Hauptgewicht auf das opus operatum, den priesterlichen Vollzug der heiligen Handlung, legte, daß sie in

Digitized by Google

der Lehre von der Genugtuung einen überreichen Apparat von zeitlichen Strafen und Bußen ausklügelte und ganz folgerichtig zu der Annahme einer mehr als genügenden Ableistung solcher geistlicher Frohnden und damit zu der Ansammlung eines Fonds von überflüssigen guten Werken kam, daß sie endlich mit dem Motiv jenseitiger Belohnung und Bestrafung einen argen Mißbrauch trieb und sich mit offenbarem Behagen darin erging den Gläubigen die Hölle recht heiß zu machen: das alles mußte die ohnehin vorhandene Neigung zum Materialismus mächtig steigern und das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit abschwächen.

Die furchtbare sittliche Verwilderung ergriff am Raschesten und Ärgerlichsten die Hierarchie selbst. Was über den moralischen Verfall des Klerus seit dem XIII. Jahrhundert aus allen Ländern und von unverdächtigen Zeugen berichtet wird, bedarf hier nicht der Wiederholung. Zu dem steigenden Standesbewußtsein bildete das sinkende Pflichtgefühl den schroffsten Gegensatz. Die Zwangseinführung des Cölibats rächte sich bitter, wie dies nicht anders zu erwarten war; Priester, die im offenen Conkubinat lebten, bei Spiel und Trunk die Nächte durchschwärmten, gelegentlich auch eine Rauferei und einen Totschlag auf ihr Gewissen nahmen, gehörten keineswegs zu den Seltenheiten. Den Laien mutete man zu, auch aus solchen Händen die kirchlichen Tröstungen zu empfangen, auch an solchen Gesellen die Unnahbarkeit der kirchlichen Weihen zu achten. Übrigens trug ja der Verkehr der Laien mit der Kirche vielfach einen geschäftlichen Charakter; man konnte, ohne sich durch die Persönlichkeit des Vermittlers beirren zu lassen, auf die geheimnißvollen Wirkungen des vollzogenen Sakraments zählen und mit der nämlichen Gültigkeit die Tilgung eines sittlichen Schuldpostens durch Gebet, Kasteiung, Wallfahrt, Stiftung oder Ablaß sich aufrechnen oder quittiren lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei diesem Hinüberspielen moralischer Begriffe ins Juristische häufig genug der Empfänger der Gnade so gut wie der Spender sich mit sorgfältiger Beobachtung der Formen begnügte und die Unwürdigkeit des einen jener des andern gleichkam.

Wir würden allerdings jenem Zeitalter Unrecht tun, wollten wir eine derartige Abstumpfung des Gefühls als die Regel betrachten. Daß aber diese ganze Praxis des mittelalterlichen Kirchentums eine arge Verwirrung erzeugt und das vorhandene religiöse Bedürfniß nicht voll befriedigt, sondern zum Aufsuchen neuer Wege getrieben hat, läßt sich kaum bestreiten. Einen solchen neuen Weg hatte der enthusiastische Ritter der Armut, Franz von Assisi, eröffnet und die römische Kirche erteilte der Schöpfung des sonderbaren Heiligen, dem in wenigen Jahren Tausende zufielen, nicht ohne mißtrauisches Zögern ihre Sanktion. Dieses Mißtrauen schien sich zu rechtfertigen, als ein Jahrhundert später die radikale Partei des Ordens den Kampf mit dem Papsttum aufnahm und für ihre strenge Auslegung der Regel trotzig in den Tod ging. Wie die Minoriten und Dominikaner ihren Genossenschaften eine große Zahl von Laien als Tertiarier förmlich angegliedert hatten, so hielten sich

Digitized by Google

lange Zeit die „Gotteshäuser" der Beginen und Begharden in noch größerer Unabhängigkeit als Asyle eines christlichen Lebens neben den rein geistlichen Instituten. Hatte sich früher das Rittertum in den großen Spitalorden eine halb geistliche halb weltliche Lebensform geschaffen, so wendeten sich die Bettelmönche vorzüglich an die mittleren und niederen Schichten der Laienwelt, mit der ausgesprochenen Absicht das Leben der Christenheit nach dem Ideal der Urkirche zu reformiren, die man sich freilich auch nur gut mönchisch zu denken vermochte. Diese besonderen Wege konnten aber, wie die Kirche mit der eigentümlichen Empfindlichkeit der Herrscherin herausfühlte, allzuleicht über die Grenzen ihres Herrschaftsgebietes führen. Das Gleiche gilt von der Mystik, die in den Kreisen der kirchlichen Philosophie großgezogen bald in die Tiefen des Volkslebens hinabtauchte und dort mit verwandten Elementen in Verbindung trat. Denn eben die Scholastik trug einen schweren Teil der Schuld an der eingerissenen Entartung, die sie mit ihrer spitzfindigen Ergebenheit zu rechtfertigen und zu stützen suchte. Während diese Dialektiker, in ihrer Einbildung hoch über die Masse der Gläubigen hinausragend, in Wahrheit nur sich abmühten, für die von der Kirche vorgeschriebenen Resultate ihrer Denkarbeit nachträglich eine kleidsame Formel herauszubringen, konnten sich die wirklich scharfen Denker unter ihnen, wie Occam, die Verlogenheit eines solchen Treibens nicht verhehlen; sie erklärten das Werk des Thomas von Aquino für nichtig und forderten wieder vollständige Trennung von Glauben und Wissen. Aus diesem unerquicklichen Hader flüchtete sich nun die Mystik in die stillen Regionen der Beschaulichkeit; sie gab die scholastische Fertigkeit des Gedankenspiels nicht aus der Hand, aber um ihr Ziel, die unmittelbare Erhebung der Kreatur zum Schöpfer, zu erreichen, bedurfte sie noch anderer Kräfte. Ein „übersinnliches Schauen und Wissen", wie es bei überreizten Nonnen und Beginen an der Tagesordnung war, mischte sich häufig in die schwungvollen und künstlerisch angeregten Träume eines reichen ganz in sich gekehrten Gemütslebens. Auch innerhalb der Schranken der Rechtgläubigkeit war das Vorhandensein solcher Tendenzen eine Gefahr für die Hierarchie. Unter den „Gottesfreunden" verwischte sich der sonst so tief einschneidende Unterschied zwischen Geistlichen und Laien; sie betonten selbst ihren Gegensatz zu den kalten und schläfrigen Menschen, die sich mit Beobachtung der kirchlichen Gebote und Verbote, mit „auswendigen Werken" begnügten. Von hier aus war aber die Brücke zur Ketzerei leicht geschlagen, die sich im XIII. und XIV. Jahrhundert gewaltiger als je zum Ansturm gegen die Zwingburg des römischen Systems erhob.

Die vielgestaltige Masse dieser teils offenen teils versteckten Feinde, die sich allerdings nicht selten mit den eben charakterisirten Regungen des religiösen Geistes zusammenfanden, läßt sich vielleicht am Einfachsten in die zwei großen Gruppen einer evangelischen und einer spekulativen Opposition scheiden. Am Reinsten und Ehrwürdigsten erscheint der Name der Waldenser. Diese Brüdergemeinden, romanischen Ursprungs, aber im Anfang des XIII. Jahrhunderts

Digitized by Google

schon über ganz Westeuropa ausgedehnt, trugen doch einen etwas andern Charakter als die gleichzeitige Reform des Mönchtums; so sehr sie in ihrem Endziel mit dieser übereinstimmten, denn sie entwickelten ihre Grundsätze des schriftgemäßen Lebens und der Gemeindeverfassung völlig außerhalb der „kirchlichen Statuten", während manche unter ihnen sogar die Kindertaufe verwarfen. Ihre stillen Erfolge waren dauerhafter als die vorübergehende Machtstellung, deren sich die dualistische Sekte der Katharer in Südfrankreich erfreuen durfte. Hier schien der Katholizismus mit seiner verkommenen Priesterschaft der überlegenen Sittlichkeit der „Vollkommenen" und ihrer Jünger das Feld räumen zu müssen, aber das Papsttum griff noch rechtzeitig zu Schwert und Brandfackel, und seine Kreuzfahrer warfen sich wie losgelassene Bestien auf das unglückliche Volk, das seinen Spott über die Heiligen und die Ceremonien der Pfaffen furchtbar büßen mußte. „Schlagt alle tot," befahl der Legat, „der Herr kennt die Seinen"; seine folgsamen Untergebenen brannten die gefangenen Ketzer „mit großem Vergnügen". Schlimmer und des Unterganges würdiger als die Albigenser waren die pantheistischen Muckervereine, die sich damals namentlich in Frankreich und Deutschland unter verschiedenen Namen, als „Brüder des freien Geistes", Begharden oder Lollharden einnisteten. Die philosophische Herkunft ihrer Lehren ging meistens rasch in einer wüsten Emanzipation des Fleisches verloren; es war das zügellose Aufbäumen der von der Kirche beschimpften und niedergetretenen Natur. Solchen Erscheinungen gegenüber mußte freilich die Kirche selbst in ihrer schlimmsten Gestalt und trotz der unwürdigsten Verteidigungsmittel Recht behalten, aber schon nahte die Zeit, die ihrem widerchristlichen Appell an die rohe Gewalt zum ersten Mal die richtige Antwort geben sollte. Wiclif, der große englische Professor, geriet zuerst als Patriot und dann als Theolog mit dem Papsttum zusammen; er kam bereits bis zur Annahme einer wahren unsichtbaren Kirche, erklärte die Lehre von der Transsubstantiation für Gotteslästerung und die Bibel, die er seinem Volke in der Landessprache erschloß, für die einzige Norm in Glaubenssachen. Wiclif ist der erste rechte Reformator vor Luther; die bedeutendste Wirkung seiner Lebensarbeit, deren Spuren in England bald wieder fast verwischt schienen, ging in die Ferne hinüber nach Böhmen. Johannes Hus, ein begeisterter Apostel der wiclifischen Ideen, warf den zündenden Funken in die Gemüter seiner längst erregten Stammesgenossen. Sein Märtyrertod entfesselte die tschechische Revolution; wie einst der Halbmond, so siegte jetzt der Kelch über das Kreuz, und diese zweite Niederlage einer Kirche, die nur zu oft das Gottesgericht des Kriegs heraufbeschworen hatte, brachte zugleich den Auflösungsprozeß des heiligen römischen Reichs recht gründlich ans Licht. Damals war in den Augen der tschechischen Gotteskrieger deutsch und päpstlich gleichbedeutend. Kaum hundert Jahre vergingen, und der Held der deutschen Nation nannte sich mit Stolz einen Hussiten.

Ein demokratischer Zug geht durch alle diese kirchlichen und außerkirchlichen, friedlichen und kriegerischen Äußerungen des religiösen Bedürfnisses;

Digitized by Google

überall sind es die Kleinen und Armen, die Handwerker und Bauern, die sozial Gedrückten, die den Verkündigungen einer neuen frohen Botschaft am Willigsten lauschen. Die communistischen Franziskaner spielen dabei fast immer mit; in ihrer groben Kutte oder im ärmlichen Beghardenkleid schlich sich die Ketzerei am Liebsten von Land zu Land. Seit dem XIV. Jahrhundert paaren sich große religiöse Aufregungen fast regelmäßig mit sozialistischen Ideen, nicht allein bei den italienischen Apostelbrüdern des Fra Dolcino, bei den englischen Lollharden und den böhmischen Taboriten; auch die Geißlerbewegung, ursprünglich von der Kirche begünstigt, nimmt schließlich einen für alle bestehende Ordnung gefährlichen Charakter an. In der Laienschaft, auch in der rechtgläubigen, war viel Zündstoff vorhanden; der Gedanke, man müsse einmal mit der verrotteten Pfaffenwirtschaft blutige Abrechnung halten, wurzelte immer tiefer und wurde immer lauter in die Welt gerufen. Zu den gewaltigsten Rufern gehörten wieder die Franziskaner. Aus ihren Reihen erwuchsen vornehmlich die Apostel jenes ewigen Evangeliums, das aus den Schriften des calabresischen Abts Joachim abgeleitet nichts Geringeres als eine gründliche Revolution, eine Vernichtung der verderbten Kirche und ein idealmönchisches Zeitalter des heiligen Geistes ankündigte. Rom die große der Zerstörung entgegenreifende Babel, der Klerus einer furchtbaren göttlichen Züchtigung verfallen, der Papst der Antichrist — diese Schlagworte tönen von allen Seiten her, aus der wachsenden apokalyptischen Literatur, aus Lied und Sage des Volks, aus dem Munde Joachims, Wiclifs und der Husiten. Für streng kirchliche Gemüter klang das wie Geschrei der Nachtvögel, die mit Einbruch der Dämmerung ihren Flug regten, das Erlöschen des geistlichen Tageslichts ankündigend.

* * *

Das Papsttum war zuerst durch den nationalen Staat in die Defensive gedrängt worden. Nun geriet aber die kirchliche Monarchie selbst in eine ähnliche innere Krisis wie die weltlichen Reiche. Die Kirche wurde zum Schauplatz heftiger Verfassungskämpfe, die jene stetig fortschreitende Ausbildung des monarchischen Systems gewaltsam unterbrachen und seine Zukunft überhaupt ernstlich in Frage stellten. Mit dem schärferen Auseinandertreten der großen Nationalitäten hängen auch diese Vorgänge auf das Innigste zusammen; hinter der vorgeschützten Sache der christlichen Gesammtheit standen die vornehmsten Zerstörer des päpstlich-kaiserlichen Weltregiments, die nationalen Interessen.

Als die Curie in Avignon immer mehr zu einer Dependenz der französischen Krone geworden war, führte die begreifliche Erbitterung der übrigen Völker und insbesondere die Rivalität zwischen Franzosen und Italienern zu der doppelten Papstwahl des Jahres 1378 und damit zum Schisma, zu einer fast vierzigjährigen Kirchenspaltung. Aus dem seit Jahrhunderten anerkannten Wahlrecht des Cardinalcollegiums war endlich dieses trostlose Ergebniß hervor-

Digitized by Google

gegangen. Die bestehende Kirchenverfassung enthielt kein genügendes Correktiv für ein so zweckwidriges Arbeiten der berufenen Organe; es blieb nichts übrig, als die Waffen, die zur Bekämpfung des Notstands am Tauglichsten schienen, zu nehmen, wo man sie finden konnte. An einer reich versehenen Rüstkammer fehlte es nicht; was das kanonische Recht versagte, bot die scholastische Staatslehre, deren Vorliebe für das Prinzip der Volkssouveränetät bei dieser Lage der kirchlichen Monarchie den Unzufriedenen trefflich zu Statten kam. Das Papsttum hatte sich längst daran gewöhnt, auf kirchlichem Boden kaum mehr einem andern Widerstand zu begegnen, als den oligarchischen Gelüsten seiner Wahlherren, der Cardinäle. Jetzt, wo die Schwäche des Systems zu Tage trat, sah es sich in einen Kampf um seine Existenz verwickelt. Das Concil, wie es zuerst in Pisa, dann in Kostnitz und in Basel sich zusammenfand, war von den gleichnamigen Versammlungen früherer Jahrhunderte gründlich verschieden; es holte sich seine Befugnisse aus dem Naturrechte und aus der freilich willkürlich interpretirten Kirchengeschichte und erweiterte seine ursprüngliche Aufgabe das Schisma zu beseitigen zu dem gewaltigen Beruf einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Professorenweisheit der Pariser Universität unternahm es, den frevelhaften Politikern der Curie die Zügel zu entreißen und die halb sehnsüchtigen halb drohenden Klagen der christlichen Welt zum Schweigen zu bringen. In der Hitze des Kampfes verstiegen sich die Theoretiker des kirchlichen Parlamentarismus zu den äußersten Verwegenheiten, bis zu dem Satz, daß ein widerspenstiger Papst durch das Concil nicht nur abgesetzt, sondern auch getötet werden dürfe. Allbekannt ist jenes Wort des Bischofs von Tours: „Wir müssen den apostolischen Stuhl entweder den Händen der Italiener entreißen oder so rupfen, daß nichts daran liegt, wo er bleibt." Aber solange man überhaupt an der Notwendigkeit und göttlichen Einsetzung des Primats festhielt, mußten alle Versuche scheitern, seine Macht über die Kirche dauernd zu lähmen. Wohl war im XIV. Jahrhundert hier und dort die Frage laut geworden, ob denn Gott die Kirche durchaus monarchisch constituirt haben wolle, ob nicht am Ende jede Nation ihren Papst haben könnte. Aber dieser Gedanke, das Schisma zum Ausgangspunkt einer Republik von Nationalkirchen zu erheben, ist gerade durch die Einheitsbestrebungen der Concilien wieder zurückgedrängt worden. Nun erfuhren die Concilien ihrerseits den störenden Einfluß der nationalen und politischen Gegensätze; wie die Kaiser, wie die Päpste mußten auch sie hart genug mit der Tatsache zusammenstoßen, daß der alte Begriff der Christenheit recht fadenscheinig geworden und die Tage des mittelalterlichen Idealismus gezählt waren.

Das völlige Scheitern der großen conciliaren Bewegung hat die Unfähigkeit der römischen Kirche sich aus eigner Kraft zu reformiren wohl für immer erhärtet. Einziges bleibendes Resultat der Kostnitzer Versammlung war die Herstellung der päpstlichen Monarchie, neben der das neugeschaffene Dogma von der Superiorität des Concils über den Papst sich natürlich nicht

Digitized by Google

lange behaupten konnte. Wie sollten selbst beim besten Willen zwei unmittelbar von Gott autorisirte höchste Gewalten sich mit einander vertragen? Die Versammlung zu Basel, wo die geistliche Demokratie Oberwasser bekam, brachte es zu nichts als zu einem neuen Schisma, und so kehrte der Abschluß der Bewegung zu ihrem Ursprung zurück. Der Glaube, daß die Gesammtheit der Kirche die vorhandenen tiefen Schäden doch noch heilen könne, hatte kläglichen Schiffbruch gelitten, ohne jedoch völlig zerstört zu sein. Noch im Zeitalter der Reformation hat man nicht allein auf katholischer Seite an eine Wiederholung dieses vorgeblichen Universalmittels gedacht. Aber seine Unkraft lag nicht in der Ungunst äußerer Verhältnisse, sondern in einer Halbheit, in einer inneren Unwahrheit, die jener Bewegung angeboren war. Denn die sogenannten Reformen von Kostnitz und Basel konnten, soweit sie überhaupt ins Leben traten, höchstens einige notdürftige Verbesserungen in der Kirchenverfassung darstellen; vollends die Theorie von der conciliaren Oberhoheit war nicht dazu angethan, die große Masse der christlichen Nationen lebhaft zu interessiren oder gar zu befriedigen. Daß die großen Theologen und Reformhelden zu Kostnitz für das wahrhaft Evangelische vollständig blind waren, zeigt ihr Verfahren gegen Hus; sie blieben genau so wie die Curie bei dem alten erbärmlichen Auskunftsmittel, die Ketzer „mit Feuer zu überwinden". Ein paar Jahrzehnte darauf meinte freilich einer von den bitter enttäuschten Anhängern der conciliaren Theorie, ihre Verwerfung durch die römische Kirche sei im Grunde eine viel gefährlichere Ketzerei als das Hussitentum und in Zukunft könne nur noch durch einen vorübergehenden Abfall der Christenheit vom Papsttum Rat geschafft werden, „denn aus freien Stücken wird die römische Kirche zu keiner heilsamen Ordnung gelangen, wie die Erfahrung der letzten fünfzig Jahre gezeigt hat".

Zunächst stand die Papstkirche wieder als Siegerin da, in einer rasch emporgetriebenen neuen Blüte ihrer alten Sünden. Ihre höhere politische Befähigung und Schulung hatte triumphirt; noch zu Kostnitz begann sie sich mit den einzelnen Nationen abzufinden, meist um recht billigen Preis, und dieses System der Concordate wurde mit echt römischer Zähigkeit und mit allen Mitteln festgehalten. Frankreich und das deutsche Reich hatten während des Basler Concils den Augenblick ersehen sich aus eigner Macht selbstständige Kirchenverfassungen einzurichten, aber auch sie erlagen den römischen Umtrieben und Lockungen, Deutschland schon nach wenigen Jahren, Frankreich erst nach einem fast achtzigjährigen Widerstand. Die Concordate besaßen freilich nach päpstlicher Auffassung die Eigentümlichkeit, nur für den weltlichen Contrahenten, den Staat, bindend zu sein, denn der Papst durfte natürlich, wie Calixt III den Kaiser Friedrich belehrte, die völlig freie Autorität des heiligen Stuhls nicht einschränken, so daß die Beobachtung des Vertrags von Seiten Roms immer eine bloße Gnade blieb. Trotzdem ließ sich die Thatsache nicht mehr aus der Welt schaffen, daß die Päpste durch ihre Abmachungen mit den einzelnen Staatsgewalten zwar die Concilien überwunden,

Digitized by Google

aber zugleich den weltlichen Regierungen eine gewisse Befugniß eingeräumt hatten, in kirchlichen Dingen mitzureden. Der päpstliche Absolutismus konnte sich nur erhalten, indem er mit dem nach gleichem Absolutismus strebenden Staat ein Compromiß einging, dessen unabwendbare Folge die Bildung von Landeskirchen war. Diese Bewegung, die schon im XIV. Jahrhundert sehr stark hervortritt, kommt mit den kirchlichen Verfassungskämpfen zu einem gewissen Abschluß. Von dem alten Episkopalsystem hatte Rom längst keinen Widerstand mehr zu fürchten; dafür traten ihm die einzelnen Nationen, Frankreich, England, Spanien ihrer politischen Entwickelung gemäß mehr in sich geschlossen gegenüber. In Deutschland nahm die gleiche Bewegung aus später zu erörternden Gründen einen entschieden partikularistischen Charakter an. Immer war es die moderne Staatsidee, die aus diesen wie aus den meisten Kämpfen des Zeitalters gekräftigt und gefördert hervorging. Außerdem blieb die Drohung mit einem allgemeinen Concil für die weltlichen Gewalten ein beliebtes Mittel, um die Curie in Verlegenheit zu setzen, denn das Schlagwort von der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erhielt sich lebendig und gewann allmählich eine weit umfassendere Bedeutung als in den Tagen seiner Entstehung.

So war der Sieg des Papsttums über das kirchliche Parlament doch nicht ganz ohne Einbußen errungen worden. Inzwischen hatte aber die katholische Kirche auch ein paar unzweifelhafte Niederlagen zu verzeichnen. Weder Papst noch Concil waren mit der böhmischen Revolution fertig geworden; als die Kriegsheere, eines immer schmählicher als das andere, von den Hussiten zum Lande hinausgejagt und die deutschen Nachbarn von den unüberwindlichen Ketzern immer schwerer heimgesucht wurden, kamen die Väter zu Basel auf den Gedanken, den Fanatikern, die sich nicht ausrotten ließen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Es war eine in den Annalen der Kirche unerhörte Demütigung, daß man diese in aller Form Ausgestoßenen und Verurteilten freundlich einladen, für die Wahrung ihrer Sicherheit und Ehre Sorge tragen und ihre sehr ungeschminkte Verantwortung anhören mußte. Die Böhmen ließen den Hinweis auf die Unfehlbarkeit der Concilien nicht gelten und erklärten bereits gut protestantisch, in Glaubenssachen könne die Majorität nicht entscheiden. Die Zugeständnisse, die sie endlich erhielten, die sogenannten Compaktaten, wurden freilich tückisch genug verklausulirt und in der Folge von den Päpsten feierlich aufgehoben, aber die utraquistische Sonderkirche mit ihrem Laienkelch, eine bescheidene und doch warnende Vorläuferin der kommenden großen Trennung, hat sich Rom und der ganzen lateinischen Christenheit zum Trotz und Ärgerniß behauptet. Dies ist die eine Niederlage der Kirche; in die andere verwandelte sich rasch genug der nichtige Triumph, den die Herstellung einer Union mit den Griechen zu gewähren schien. Nur durch ihre bedrängte Lage waren den byzantinischen Unterhändlern Concessionen abgenötigt worden, die von ihrem Volk verflucht und mißachtet wurden. Bald darauf sehen wir die böhmischen Utraquisten

Digitized by Google

mit den griechischen Schismatikern Anknüpfung suchen; der Eintritt der Tschechen in die große griechisch-slavische Kirchengemeinschaft ist vielleicht nur durch den Fall von Konstantinopel verhindert worden. Der Eindruck, den ein solcher Triumph des Unglaubens auf viele christliche Gemüter machte, spiegelt sich in den gegen Christus selbst gerichteten Vorwürfen einer deutschen Klageschrift: „Wenn du nicht allmächtig bist, uns nicht einmal vor einem Tyrannen beschützen kannst, wie sollen wir dann auf dich hoffen?" Die völlige Vernichtung des oströmischen Reichs, das drohende Umsichgreifen des ungeheuren muhammedanischen Militärstaats auf europäischem Boden vermochte die Aufmerksamkeit der christlichen Mächte nicht von ihren Sonderinteressen abzulenken; die alten Beschwörungen hatten ihre Zauberkraft verloren und die von den Päpsten angerufene Christenheit war nur noch ein Phantom. Pius II starb in der bittern Erkenntniß, daß der feurigste Ruf eines Papstes an den Fürstenhöfen Europa's kaum noch einen Widerhall fand. Innocenz VIII schämte sich nicht mit dem Sultan in Verkehr zu treten und dessen rebellischen Bruder für schweres Geld in päpstlicher Gefangenschaft zu halten. Alexander VI hetzte mit Lodovico Moro die Türken gegen Venedig. Das war die Kehrseite der fortgesetzten salbungsvollen Kreuzpredigten und Türkensteuern; die Päpste huldigten genau der nämlichen gewissenlosen Politik wie die übrigen italienischen Staaten jener Zeit. Bald wurde die Türkennot ebenso zum abgebrauchten und allgemein durchschauten Kunstgriff des päpstlichen Finanzwesens, wie die Forderung eines Concils immer wieder als Waffe der weltlichen Diplomatie im Streit mit der Curie dienen mußte. Man sah sich wohl oder übel gegenseitig den Gebrauch dieser einmal eingebürgerten Mittel nach.

Im Grunde fühlte sich das Papsttum seit dem Ausgang der conciliaren Bewegung dem ganzen Ausland gegenüber sicherer als je zuvor. Seine Hoffnungen und Befürchtungen wandten sich immer ausschließlicher den italienischen Verhältnissen zu und selbst ihren viel verschlungenen Zusammenhang mit der Politik der übrigen Staaten verfolgten die Päpste kaum noch mit dem weltumfassenden Interesse ihrer großen Vorgänger. Sie fühlten und strebten von nun an als italienische Landesfürsten; auf die Sicherung und Vergrößerung des Kirchenstaates und ihrer eignen Familie concentrirte sich der Blick dieser Beherrscher der Christenheit. Denn sie durften so gut wie andre Machthaber ihrer Nation an die Gründung von illegitimen Dynastien denken. Früher war wohl der Papst zu Zeiten der einzige nicht rein persönlichem Interesse ergebene Mensch inmitten der Curie gewesen; jetzt trat er an die Spitze der Gierigen und verlangte für sich und die Seinigen im größten Stil, am Liebsten ganze Fürstentümer. Wenn ein Bauerngeschlecht wie das der Sforza sich Mailand erwarb, warum sollten die Söhne oder Neffen eines Papstes nicht Herzoge sein? Seit Martin V schufen sich die Italiener, deren Reihe im XV. Jahrhundert nur die spanischen, aber italianisirten Borja unterbrachen, ein förmliches Monopol auf den heiligen Stuhl. Durch Nikolaus V trat das päpstliche Rom mitten in die literarische und künstlerische

Digitized by Google

Bewegung der Renaissance; einer der geistvollsten Vertreter des Humanismus bestieg als Pius II den kirchlichen Thron. Diese neue glänzende Kultur, deren eigentlicher Kern die Befreiung der Menschheit von dem Druck der strengkirchlichen Weltanschauung war, wußte sich trotz ihrer heidnischen Gelüste und kritischen Anwandlungen mit dem italienisch gewordenen Papsttum auf guten Fuß zu stellen. Ihr Schimmer vergoldete eine Atmosphäre der Fäulniß, die sich schwer und schwerer über die heilige Stadt lagerte. An der Wende des Jahrhunderts trug die dreifache Krone Alexander VI, der Vater des Cesare und der Lucrezia Borgia, der Heros des Sinnengenusses. Bald darnach sah man den greisen Julius II in den Laufgräben vor Mirandola den feindlichen Kugeln Trotz bieten; seine Schmeichler stellten ihn neben Julius Cäsar, Herakles und Jupiter, während für Christus selbst ein Vergleich mit Decius Mus und Quintus Curtius gut genug war. Julius hatte, wie die Spötter sagten, die Schlüssel St. Peters in den Tiber geworfen und nur das Schwert St. Pauls zurückbehalten. Unter Leo X wurde der verfeinerte Lebensgenuß, der Kultus des Geistes und der Schönheit zum Programm des päpstlichen Hofs; beim festlichen Umzug des neuen Papstes rühmte die Inschrift eines göttergeschmückten Triumphbogens, auf die Herrschaft der Venus und des Mars sei nunmehr das Reich der Pallas gefolgt. Raffael und Michelangelo weihten ihre gewaltigsten Schöpfungen diesem päpstlichen Rom, als dessen Wahrzeichen für kommende Jahrhunderte sich der riesenhafte neue St. Peter erhob. Wie die ehrwürdige Basilika vor dem Ideal der modernen Baukunst in Staub sank, so schien allmählich das Christentum selbst vor der wachsenden Übermacht halbheidnischer Formen und Gewöhnungen den Platz räumen zu müssen. Zwar eine mächtige Stimme erhob sich aus dem Dominikanerkloster zu Florenz, ein Prediger in der Wüste, der Paduaner Girolamo Savonarola. Das Übermaß der Gottlosigkeit, die ihm überall entgegentrat, hatte ihn unter die Mönche und unter die Propheten getrieben. Durchaus mönchisch und apokalyptisch ist der Idealismus, womit er sich der herrschenden Strömung entgegenwirft. Mit Unrecht hat man diesen Zeloten, der Florenz und die Welt am Liebsten in ein großes Kloster verwandelt hätte, unter die Reformatoren gezählt. Reformatorisch im Sinn der großen Concilien war er weit davon entfernt, das kirchliche Dogma umzustoßen; sein Kampf gegen das Papsttum ging über die sittliche Entrüstung eines Dante oder Petrarka nicht hinaus. Daß er sich zum politischen Vorkämpfer aufwarf, beschleunigte seinen Untergang, aber auch abgesehen davon hätte seine Reform zu wenig innern Gehalt besessen, um die Herrschaft eines geistreichen und schöpferischen Paganismus zu stürzen und durch etwas Besseres zu ersetzen. Man kann nicht sagen, daß Savonarola's Ruf in dem Italien der Lionardo und Machiavelli einen großen nationalen Widerhall erweckt hätte.

„Wir Italiener," schrieb Machiavelli, „haben es der Kirche und unseren Priestern zu danken, daß wir irreligiös und böse geworden sind." Nicht viel besser fand der scharfe Beobachter die Franzosen und die Spanier; von der

Digitized by Google

Corruption dieser drei Nationen sei nur Deutschlands alte Glaubenseinfalt und Redlichkeit bisher noch nicht berührt worden. Mit einem seltsamen Gemisch von Bewunderung und Geringschätzung sprechen die fortgeschrittenen Nachbarn von der ungeschlachten Kraft des heiligen Reiches. Gewiß stand dieses staatliche Ungetüm der Politik der römischen Curie wehrloser gegenüber als irgend eine andere Macht. Das deutsche Volk nannte sich zur Zeit des Kostnitzer Concils „die gottergebene, geduldige, demütige und doch nicht ohnmächtige Nation" und dieses höchst fragwürdige Selbstlob wäre auch am Ende des Jahrhunderts trotz aller Äußerungen der Ungeduld doch noch berechtigt gewesen. Denn gegen Klagen, Bitten und Schmähungen, wie sie überall und nicht am Letzten in Deutschland laut wurden, hatte sich Rom längst abgehärtet. Und einer oberflächlichen Betrachtung konnte das Deutschland Maximilians in der Tat wie die rechte Heimat politischer Unkraft und aufrichtiger Kirchlichkeit erscheinen. Wer sich aber die Mühe nahm, genauer hinzusehen, der erkannte unschwer die Anzeichen jenes Sturmes, der nach der Offenbarung vieler Propheten vom Norden ausgehen, über die verpestete Kirche hinbrausen und den heiligen Stuhl selbst zum Wanken bringen sollte. Gefährlicher als die Romfahrten der mächtigsten Kaiser, zerstörender als das schleichende Gift des humanistischen Heidentums wurde für die Allmacht der Hierarchie das Erwachen des deutschen Gewissens.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

am Ausgang des Mittelalters.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Reich und Staat.

In den Tagen der Reformation ist die zornige Frage aufgetaucht, was Deutschland eigentlich mit Rom zu schaffen habe.

Die rechte Antwort auf diese Frage wäre die Geschichte unserer Nation von Arminius bis Luther. Im Kampf mit Rom betreten die Germanen den historischen Schauplatz; im Kampf um Rom, um die Beute eines halben Weltreichs verwandeln sie Westeuropa in ein Chaos, aus dem sich allmählich neue staatliche Bildungen herausringen. Die alte Verfassung, Sitte und Religion der siegreichen Barbarenstämme unterliegen der umgestaltenden Einwirkung des besiegten römischen Staates und seiner Staatsreligion, des Christentums. Kaum haben sich die romanischen und germanischen Völker deutlich und für immer geschieden, so beherrscht die Verbindung des deutschen Königtums mit dem Imperium den Gang unserer Geschichte durch Jahrhunderte. Ob diese Tatsache, wodurch Deutschlands politische Kräfte in den Dienst eines niemals erreichbaren Ideals gezwungen wurden, der Nation zum Heil oder zum Fluch gereicht habe, darüber wird sich immer streiten lassen. Jedenfalls übte die Idee des Reichs, der Weltmonarchie ihren Zauber auf die gesammte Christenheit, nicht nur auf Deutschland. Daß der Griff des deutschen Königs nach der Krone der Imperatoren für die Anschauung der Zeitgenossen keineswegs ein Fehlgriff war, steht außer Zweifel. An der Hand ihres gewaltigen Schirmvogts vermochte sich die gefallene und entwürdigte Kirche wieder emporzurichten, deren Herstellung damals gewiß für die ganze abendländische Kultur das vornehmste Bedürfniß war. Deutschland hat freilich diese Hegemonie über die Christenheit nicht dauernd behaupten können und schwer entgelten müssen. Das Nebeneinander zweier zur Weltleitung berufener Mächte führte notwendig zu immer stärkeren Reibungen und zum Sieg des Papsttums. Die internationale Stellung des Kaisertums war an und für sich der Ausbildung eines nationalen Staatswesens nicht günstig; während die Kaiser außerdeutschen Interessen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, wurden die nach immer höherer Selbständigkeit strebenden Großen des Reichs natürliche Bundesgenossen der Päpste. Lange Zeit glückte es allerdings dem deutschen Königtum eben in Folge jenes engen Verhältnisses zu Rom über die politischen, finanziellen und militärischen Kräfte der fürstlich ausgestatteten deutschen Kirche zu verfügen; eine Verbindung von Reichs- und Kirchengewalt, welcher

Digitized by Google

Deutschland nichts Geringeres als die Bewahrung seiner unteren Stände vor dem Schicksal des französischen Landvolks zu danken hatte. Aber dem vereinten Angriff der deutschen Aristokratie und des wiedererstarkten Papsttums vermochte ein so künstliches System auf die Dauer doch nicht Stand zu halten. Umsonst suchten die Staufer durch Vermehrung der Stützen den erschütterten Bau zu festigen. Der Glanz ihrer von den Bischöfen und ritterlichen Dienstmannen getragenen Herrschaft erlosch mit dem Tod Heinrichs VI. Sein Gedanke, Deutschland in eine Erbmonarchie zu verwandeln, war nur hervorgetreten, um sofort wieder zu verschwinden.

Die Staatsallmacht, verkörpert in der Person des Herrschers, trat den Staufern in Italien vor Augen, zuerst nur wie ein lockendes Traumbild in den Sätzen des römischen Rechtes, womit die Bologneser Juristen Friedrich Barbarossa zu Hülfe kamen, dann in vollendeter Wirklichkeit, als das süditalische Normannenreich der schwäbischen Dynastie gehorchte. Aber die nämlichen Kaiser, die in Italien als rechte Nachfolger der Cäsaren die Erbschaft der altrömischen Volkssouveränetät antreten wollten, haben in Deutschland die Entwicklung der landesherrlichen Gewalten und damit den unaufhaltsamen Verfall des Königtums besiegelt. Seit Friedrich I sonderten sich aus der Masse der deutschen Aristokratie die Bischöfe und Reichsäbte nebst einer Anzahl weltlicher Herren als „Reichsfürsten". Gleichzeitig begann der alte Amtscharakter des Herzogtums und der Grafengewalt sich immer mehr zu verflüchtigen, während das Lehnsverhältniß ihrer Inhaber zum Reich fast ausschließlich hervortrat. Dieses feudale Band hatte aber bekanntlich die Eigenschaft stets lockerer zu werden und der Zug der Lehen zur Erblichkeit ließ sich bei den weltlichen Fürsten auch nicht vermissen. So stürzte der Sieg des Lehnwesens Deutschland in die Gefahr einer völligen Zersplitterung und Zerreibung aller staatsbildenden Elemente. Denn während die Idee der Einheit beinahe nur noch in den beiden Formen eines machtlosen Kaisertums und einer mehr als zweifelhaften Lehnstreue fortlebte, wußten sich sogar die kleineren Gewalten einer fortschreitenden Auflösung in immer kleinere Parzellen nicht zu erwehren. Die Erblichkeit der Lehen und die feudalistische Anschauung, daß alles öffentliche Recht an Grundbesitz gebunden und wie solcher zu behandeln sei, führten zu jener rein privatrechtlichen Verfügung über die Territorien, die vor Allem durch rücksichtslose Erbteilungen die ganze politische Zukunft des Fürstentums wieder in Frage zu stellen drohte. Das Imperium wurde zum schattenhaften Begriff, die terra der Fürsten schien sammt allen Hoheitsrechten nicht viel mehr zu sein als ein größeres Objekt des Sachenrechts und dem gewöhnlichen Wandel des Familienbesitzes zu unterliegen, wie jeder andere Complex von Grundstücken und Rechten.

Da wurde es nun geradezu entscheidend für die Erhaltung der verwahrlosten staatlichen Kräfte, daß aus dieser hohen Aristokratie der Nation sich wieder ein engerer Kreis von Höchstberechtigten ausschied. Im Jahre 1290 war nach verschiedenen Schwankungen das Siebenercollegium der Kur-

Digitized by Google

fürsten festgestellt; das ursprüngliche Ehrenrecht des Vorstimmens vor den anderen verband sich, nachdem die alten Stammesherzogtümer zerschlagen waren, mit den Erzämtern, d. h. mit dem persönlichen Dienst in Stall, Küche und Kammer, den beim kleinen Lehnsherrn freie oder unfreie Ministerialen, beim König die Edelsten der Nation versahen. Schon zu Ende des XII. Jahrhunderts bezeichnen sich die wählenden Fürsten als Nachfolger des römischen Senats, als Väter und Leuchten des Reichs. Anderthalbhundert Jahre später sind die sieben Wahlherren nicht nur den übrigen Fürsten, sondern dem Gewählten selbst über den Kopf gewachsen und die eigentlichen obersten Verwalter des Reichs. Karl IV hat in seiner goldenen Bulle die bereits vollzogene Umwandlung der deutschen Monarchie in einen oligarchischen Bundesstaat vollends klar gestellt und in aller Form anerkannt; an seinem Sohn und Nachfolger Wenzel fanden dann die Kurfürsten Gelegenheit ein wirksames Exempel ihrer Macht zu statuiren. Die staatsrechtliche Theorie liebte es freilich immer noch, von den unermeßlichen Hoheitsrechten des Kaisers zu schwärmen; die Stimme des Volks rief laut und lauter nach dem Kaiser Friedrich, der eine neue bessere Zeit mit gewaltiger Hand heraufführen sollte. Eine nüchterne Betrachtung der Dinge glaubte dagegen in dem Kaiser nichts weiter als einen „Vorsteher der Reichsgemeinde" erkennen zu dürfen.

Es läßt sich allerdings nicht behaupten, daß dieses kurfürstliche Regiment die nationalen Interessen gänzlich aus den Augen verloren hätte. Der Kurverein zu Rense (1338) wies bekanntlich jede und damit vor allem die päpstliche Einmischung in Reichssachen kräftig zurück; auch die goldene Bulle übergeht den Papst mit bedeutsamem Stillschweigen. In den Jahren 1424 und 1446 nahm die Einung der Kurfürsten wiederholt einen Anlauf das vom König verlassene Reich zu handhaben; Deutschland schien gleichzeitig ein festeres oligarchisches Regiment und wie andere Staaten eine Art von Nationalkirche erhalten zu sollen, was eine entschiedene Abkehr von dem veralteten kaiserlich-päpstlichen Ideal bedeutet hätte. Aber diese Anläufe gelangten nicht zum Ziel, denn die anarchischen Neigungen, deren das Kaisertum schon lange nicht mehr Herr zu werden vermochte, steckten der höchsten Aristokratie des Reichs kaum weniger im Blut als dem kleinen adeligen Wegelagerer. Es ist keine leere Phrase, wenn die Literatur jener Jahrhunderte sich unaufhörlich in den bittersten Klagen über den allmächtigen Eigennutz und Eigenwillen ergeht. So gründlich hatte sich der Blick der Deutschen von den früheren weltumfassenden Träumen abgewendet, daß eine Reihe von Generationen ihre Kraft auf dem engsten Spielraum verbrauchten und selbst der Ehrgeiz der Mächtigsten sich selten über das Bescheidene und Nächstliegende hinaus erhob. Man kämpfte und intriguirte Jahrzehnte lang um den Erwerb weniger Quadratmeilen, gewisser Zölle oder Gerechtsame. Der kleinste Zuwachs an realer Macht stand höher im Preis als eine große, aber ferne Aussicht. Wer fand es noch der Mühe wert, ernstlich nach der entwerteten Krone zu greifen? König Ruprecht befahl in seinem Testament, die Krone und andere Kleinodien

Digitized by Google

zu verkaufen und mit dem Erlös seine Schulden bei ein paar kleinen Leuten in Heidelberg und Amberg zu berichtigen. Allgemein herrschte die hausbackene Weisheit, die im XVI. Jahrhundert August von Sachsen so treffend formulirt hat: lieber ein reicher Kurfürst als ein armer Kaiser.

Wir können diese Umwandlung unmöglich verstehen, wenn wir sie nur unter dem politischen Gesichtspunkte betrachten. Sie steht im innigsten Zusammenhang mit einer wirtschaftlichen Revolution, die seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts die materielle Grundlage und damit auch den geistigen Inhalt des deutschen Lebens unaufhaltsam umgeschaffen hat. Schmoller nennt einmal geradezu die Renaissance und selbst unsere Zeit trotz ihrer erstaunlichen Fortschritte auf dem wirtschaftlichen Gebiet nur sekundäre Fortsetzungen jener Umwälzung des XIII. Jahrhunderts „Aus einem Bauernvolk wird ein Volk mit Städten, Großhandel und Colonien; aus der Naturalwirtschaft wächst die Geld- und Kreditwirtschaft heraus."

Als Deutschland diese neuen Bahnen betrat, hatten die italienischen Stadtrepubliken bereits eine ruhmvolle Geschichte hinter sich; mit den Kreuzzügen wuchs der Verkehr nach dem Orient und mit der steigenden Seetüchtigkeit und Handelskühnheit kamen Reichtum, politische Macht und höhere Kultur. Gegenüber solcher Blüte erscheint das deutsche Reich der Staufer trotz seiner großartigen Entwicklung des Feudalwesens als zurückgeblieben. Die deutsche Geschichte des früheren Mittelalters dreht sich wirtschaftlich angesehen um die Domänen, um die Teilung des Grundbesitzes zwischen dem König, der Kirche und den weltlichen Lehnsträgern. Deutschland war ein Land der reinen Ackerwirtschaft; Jahrhunderte hatte die große Aufgabe beschäftigt, mit Axt und Pflug die Wildniß in Kulturboden zu verwandeln, und jede Macht, jedes Recht schien untrennbar mit dem Grundbesitz verwachsen zn sein. Nun ergriff aber die in Italien begonnene Veränderung auch dieses bisher dem Kaufmann wenig zugängliche Gebiet. Vergebens suchten die Staufer in Italien dem Emporwachsen der Städte Schranken zu setzen und Deutschland auf der alten niederen Stufe des wirtschaftlichen Lebens festzuhalten. Gerade die königlichen und bischöflichen Fronhöfe wurden zum Sitz jener unbesiegbaren Bewegung, wodurch allmählich die Stadt mit ihrer gemischten Bevölkerung als einheitliches und selbständiges politisches Wesen sich der Bevormundung des Bischofs und des Königs entzog. Der Welthandel, der früher Deutschland umgangen hatte, gewann in den Städten, zunächst am Rhein, erwünschte Anknüpfungen; im XIII. Jahrhundert finden wir nicht nur Italiener in Deutschland, sondern auch Deutsche in Venedig, kölnische Kaufleute in England. Die ehedem bescheidenen Märkte eines rohen Binnenverkehrs erhoben sich zu internationaler Bedeutung, als auf ihren Messen und Stapelplätzen orientalische und englische, spanische und russische Produkte sich drängten. Der Jahresumsatz des Rheinhandels zu Koblenz hob sich binnen zwei Jahrhunderten von den etwa 15000 Kilogramm Silber des Jahres 1267 auf 200000. Nicht der Gewerbfleiß, der Handel hat zuerst die deutschen Städte

Digitized by Google

reich und selbständig gemacht und die Herrschaft des Geldverkehrs angebahnt, der die bisherigen Besitz- und Machtverhältnisse langsam, aber sicher zersetzte. Bis tief ins XIV. Jahrhundert reicht die politisch aufsteigende Entwicklung des deutschen Bürgertums; wer hätte damals ihre Grenzen abstecken dürfen? Die Fürsten hatten guten Grund, mit Widerwillen auf die Einungen der Städte zu blicken; hier erwuchs ihrem eigenen Streben nach staatlicher Machtfülle eine höchst gefährliche Concurrenz. War doch die ansehnliche Zahl der Reichsstädte, die nur noch den Kaiser, also eigentlich niemand als Herrn über sich anerkannten, eine beständige Verlockung für alle noch unter bischöflicher oder fürstlicher Botmäßigkeit befindlichen Gemeinwesen. Als vollends während des XIV. Jahrhunderts die meisten süddeutschen Städte eine Umgestaltung ihrer Verfassung im demokratischen Sinn erfuhren, als in zahllosen kleinen Revolutionen die Genossenschaften der Handwerker, die Zünfte den Einfluß des bisher herrschenden Patriziats beseitigten oder einschränkten, da entschlossen sich die Fürsten zum Kampf. Vergebens hatte Karl IV durch die goldene Bulle alle Bündnisse ohne Zustimmung der Landesherren verboten. Die bedrohten Städte ermannten sich zu einem großartigen Versuch dem Reichsgesetz zum Trotz ihre Stellung zu behaupten; die schwäbische, rheinische, fränkische und wetterauische Einung schlossen einen Bund „mit großer Weisheit und Herrlichkeit", wie ein bürgerlicher Chronist sich ausdrückt. Daß nicht allein der König, sondern auch die Mehrheit des niederen Adels zu den Fürsten hielt, gab den Ausschlag; im Jahr 1388 wurden die städtischen Heere in Schwaben, Franken und am Rhein aufs Haupt geschlagen und damit war den Städten die Lust an großer Politik für immer ausgetrieben. Sie blieben wohl der finanzielle Nerv des Reichs, aber dieser Nerv ließ sich nur mit Mühe in Bewegung setzen. Ängstlicher als je wachten sie über ihren Sonderinteressen; widerwillig gegen die Zumutung im Reich am Meisten zu zahlen und am Wenigsten zu bedeuten, mißtrauisch gegen die Fürsten, in Todfeindschaft mit dem Adel, lebten sie ein politisch ruhmloses Dasein. Nicht einmal die Reichsstandschaft der unmittelbaren Städte wurde klar und unumwunden anerkannt, vielmehr noch tief im XVI. Jahrhundert angefochten. Jene folgenreiche Niederlage von 1388 ist zugleich ein recht deutliches Zeichen der Entfremdung, die schon damals zwischen dem Norden und Süden Deutschlands bestand; die oberdeutschen Städte erlagen eben zu der Zeit, als der große nordische Bund der Hansa den Zenith seiner Macht erreichte und mit der Herrschaft über Nord- und Ostsee die Verfügung über die dänische Krone beanspruchte. Diese gewaltige Stellung der Hansa kehrte von Anfang an den innerdeutschen Interessen fast ganz den Rücken; sie vergaß über der Verfolgung ihrer handelspolitischen Ziele das Reich und sie wurde nachmals vom Reiche so gut wie vergessen, als sie ihre letzten unglücklichen Kämpfe mit den Niederlanden und den skandinavischen Reichen durchfocht.

Wenn die Städte trotzdem in jenen Jahrhunderten das einflußreichste und fruchtbarste Element unserer Nation geworden sind, so haben sie diesen

Digitized by Google

Ruhm nicht auf dem Gebiete der Reichspolitik erworben. Es war ja ein naheliegender Gedanke, in der unverkennbaren Lebenskraft des deutschen Bürgertums einen neuen Rückhalt für die Krone zu suchen, um deren Erbschaft ihre einstigen Stützen, Klerus und Dienstmannschaft, sich mit den Fürsten zankten. Albrecht I und Ludwig der Baier hatten bereits mit den Städten Fühlung gesucht; auch nach der Niederlage des großen Bundes, noch im XV. Jahrhundert sehen wir den geistreichen Luxemburger Sigmund wie mit vielen andern Projekten wiederholt mit dem Plan spielen, durch eine Verbindung der Krone mit den Städten und dem niederen Adel des Fürstentums Herr zu werden. Sein Nachfolger Albrecht II soll gleichfalls an diesen Ausweg gedacht haben, der aber bei der unüberwindlichen „Fürsichtigkeit" der Städte und bei dem tiefgewurzelten Mißtrauen zwischen Bürgertum und Ritterschaft sich nicht wohl verwirklichen ließ. Macchiavelli urteilt vollkommen richtig, die eigentliche Kraft Deutschlands liege in den Städten, nicht in den Fürsten, aber diese Kraft sei in Folge ihrer Zersplitterung nach außen so gut wie gar nicht zu verwerten und daher auch nicht zu fürchten. Dagegen hat man eben so richtig gesagt, daß die deutsche Stadt des Mittelalters in ihrem allerdings engen Kreis ein Vorbild des modernen Staats geschaffen hat, dessen Militär- und Finanzwesen, Beamtentum und Polizei, Rechtsschutz und Bevormundung zuerst in der abgeschlossenen und doch sehr bewegten kleinen Welt hinter den Ringmauern herausgebildet worden sind. Hier mußten sich ganz verschiedene rechtlich scharf getrennte Elemente allmählich zusammengewöhnen und gegenseitig abschleifen, Altfreie und Ministerialen, Kleinbauern und unfreie Handwerker. Daß, wie man sagte, die Luft in der Stadt frei machte, diese Aussicht zog natürlich die Hörigen und Leibeigenen vom flachen Lande massenhaft herein. Auf die Dauer konnten die unteren Schichten nicht umhin, sich ihrer Zahl und Kraft bewußt zu werden und die Herrschaft der „Ehrbarkeit", der Altfreien und Dienstmannen, als drückendes Joch zu empfinden. Der demokratische Gedanke, der schon in jener systematischen Ausdehnung der persönlichen Freiheit lag, trat in eine folgenreiche Verbindung mit dem Genossenschaftsprinzip. Die Zünfte wußten selbständiges Gewerbegericht und Selbstverwaltung ihrer inneren Angelegenheiten und damit ein Stück der öffentlichen Gewalt zu erlangen; dies steigerte ihre wirtschaftliche Macht, deren Wachstum wieder zu neuem Streben nach Vermehrung ihres politischen Einflusses trieb. In den heißen Verfassungskämpfen des XIV. und XV. Jahrhunderts machten erst die oberdeutschen, dann die niederdeutschen Städte eine strenge Schule durch; alle Abstufungen des staatlichen Lebens, vom starren Junkertum bis zum Communismus, alle Schrecken eines erbarmungslosen Klassenkampfs begegneten sich im engsten Raum. Im Jahre 1302 wurden zu Magdeburg zehn Altermänner der Zünfte lebendig verbrannt. Aber diese Genossenschaften, deren militärischer Wert bereits in den auswärtigen Kämpfen der Städte zu Tage getreten war, entwickelten ihre Wehrhaftigkeit noch kräftiger im Bürgerkrieg. Es waren harte und streitbare Generationen, die

Digitized by Google

nach blutigem Ringen endlich mühsam einen Boden der Vereinigung fanden. Das Compromiß gestaltete sich manchmal zu einem kleinen politischen Kunstwerk oder Kunststück; die Zeitgenossen staunten darüber, mit welcher Sorgfalt der Nürnberger Witz das Verhältniß der Obrigkeit zur Gemeinde, die Befugnisse der einzelnen Behörden abgewogen und abgegrenzt hatte, mit welcher Umsicht die Regierung zugleich das Wohl der Gesammtheit und die kleinsten Aufgaben einer vielgeschäftigen Polizei im Auge behielt. Im Ganzen blieb den deutschen Städten, da überall selbst unter zünftischem Regiment der Rat seine obrigkeitliche Stellung bewahrte, die Ausartung der italienischen Demokratie und ihr Untergang in der Tyrannei erspart.

Die Behauptung freilich, in den Städten habe sich damals das Bewußtsein von der Einheit des Reichs am Stärksten lebendig erhalten, läßt sich nicht rechtfertigen. Die Städte des XV. Jahrhunderts hatten, was Pflege der Sonderinteressen auf Kosten der Allgemeinheit anlangt, den Fürsten kaum etwas vorzuwerfen; sie trieben in Reichssachen eine rechte Kirchturmspolitik. Wie sehr ihnen das Gefühl der Gemeinsamkeit mangelte, zeigte der Versuch des Markgrafen Albrecht Achilles, Nürnberg seiner Freiheit zu berauben; er scheiterte an dem Mut und Patriotismus der Nürnberger (1450), aber bald darauf fiel Mainz unter die Botmäßigkeit seines Erzbischofs (1462), Regensburg wenigstens vorübergehend unter die des Herzogs von Baiern (1485). Ebenso hatte die Hansa im Jahr 1442 der Unterwerfung ihres Bundesgliedes Berlin durch Kurfürst Friedrich II von Brandenburg tatenlos zugesehen. An ein Gleichgewicht der fürstlichen und der republikanischen Gewalten im Reich war nicht mehr zu denken; schon während des XV. Jahrhunderts sahen sich die letzteren für immer in die Defensive verwiesen. Und selbst die städtischen Verfassungen, damals noch die vornehmsten Asyle eines blühenden Kulturlebens, haben nachmals ihre besten Errungenschaften an den jungen fürstlichen Staat abgeben müssen, der überhaupt erst durch Aneignung des in den Städten geschaffenen Begriffs der res publica zum Staat geworden ist. Denn es war nicht etwa nur die Bildung eines persönlich freien Bürgertums recht eigentlich ein Hauptergebniß der städtischen Entwicklung, sondern die Städte gaben auch das erste Beispiel für eine neue Scheidung des öffentlichen vom privaten Recht, für die Beseitigung der Fehde oder der rechtlich anerkannten Selbsthülfe, für die Trennung von Justiz und Verwaltung, für das Aufkommen eines rein geschäftlichen und besoldeten Beamtentums. Diese und andere Elemente des modernen Staats bilden die Erbschaft aus einer jahrhundertelangen Arbeit des deutschen Bürgertums, eine Erbschaft, die vom deutschen Fürstentum angetreten wurde, während die Herrschaft der bürgerlichen Kultur sich zum Ende neigte.

Wie die staatsbildende Kraft des Bürgertums schließlich den Territorialherren zu gute gekommen ist, so ernteten sie auch im Kampfe mit dem niedern Adel die Früchte eines Sieges, den sie nicht ohne Hülfe der Städte erringen konnten. Die Ritterschaft, in der sich während der Glanzzeit des deutschen

Digitized by Google

Kaisertums fast ausschließlich die Wehrkraft der deutschen Nation verkörperte, war ursprünglich ein durch rein militärische Bedürfnisse geschaffener, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzter Berufsstand. Wie das Volksheer der römischen Republik den über den Erdkreis ausgedehnten Kriegsschauplatz nicht mehr bedienen konnte und notgedrungen der Umwandlung in ein Heer von Berufssoldaten erlag, so vermochte der germanische Heerbann auf die Dauer den wachsenden Aufgaben der auswärtigen Politik des Kaisertums nicht mehr gerecht zu werden. Hierzu kam noch die erhöhte Bedeutung der schweren Reiterei, die sich in den furchtbaren Erfahrungen der Ungarn- und Normannenkriege herausgestellt hatte. Sowohl die räumliche Ausdehnung der Heerfahrten als die Kostspieligkeit und die schwierige Technik der neuen Hauptwaffen drängte zur Beschränkung der Wehrpflicht; zugleich machten die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Anschauung der Zeit eine Verbindung des Reiterdienstes mit Grundbesitz unvermeidlich. So entstand eine neue Art von Landaristokratie, indem die Erblichkeit der kleinen Lehen den Übergang zum Geburtsstand herbeiführte und der kirchliche Idealismus dem Rittertum als einem seiner Werkzeuge höhere Weihe verlieh. Dieser neue Adel des Schildamts gewann seine gewaltige Ausdehnung dadurch, daß er die ursprüngliche Forderung freier Geburt nicht unbedingt festhielt und allmählich auch die unfreien Dienstmannschaften des Königs, der Kirche und des hohen Adels in seinen Kreis aufnahm. Es gab keinen König, der nicht Ritter war, keinen Fürsten, der sich schämte mit dem ritterlich gewordenen Hörigen gleiche Sitte und gleiche Ehre zu teilen. Im starken Zusammenhang einer Art von internationaler Genossenschaft fühlte sich das Rittertum als wichtigstes Element für Krieg und Verwaltung, außerdem als Träger einer neuen weltlichen Kultur und eines verfeinerten Gesellschaftslebens. Aber schon im XIII. Jahrhundert war der Verfall unverkennbar, eine Folge der wirtschaftlichen und militärischen Neugestaltungen. Die Ritterschaft, durch übermäßige Erbteilungen und durch die beginnende Entwertung des Grundbesitzes in ihrem Dasein bedroht, sah mit Entrüstung, wie die Städte mit ihrem Geldreichtum zu einer politischen Macht wurden, die dem herabgekommenen Burgherrn bald auch geistig und gesellschaftlich über den Kopf wuchs. Von der andern Seite drang das Fürstentum auf den niedern Adel ein, der neben den Städten das Haupthinderniß einer staatlichen Consolidirung der Territorien bildete. Gleichzeitig kam eine neue Art der Kriegführung mit geschlossenen Infanteriemassen und die Erfindung des schweren Geschützes, deren sich in erster Linie die Städte bemächtigten. Wie sollte die Ritterschaft sich mit einer Zeit abfinden, der sie mit ihren Interessen überall im Wege, mit dem Angebot ihrer Kräfte aber mehr und mehr abseits vom Wege lag? Ein Stand, dessen Leistungsfähigkeit nicht mehr in alter Weise beansprucht und geschätzt wird, muß über knrz oder lang auch innerlich sinken. Eine Ritterschaft, die keine großen Aufgaben mehr vor sich hatte, war im Grunde zwecklos, solange sie keine neuen Ziele zu finden wußte. Vergebens griff der niedere Adel gleichfalls

Digitized by Google

nach dem Einungsprinzip; die ritterlichen Bündnisse blieben meist im Unklaren darüber, was man eigentlich erstreben sollte. Mit den Städten mochte man sich nicht verbinden; allein war man weder ihnen noch den Fürsten gewachsen. So wurde der verarmte und verrohte Ritterstand in seiner Verbitterung gegen alles Neue zu einem entschieden kulturfeindlichen Element und zur Schande des Reichs. Der päpstliche Legat Campano durfte im Jahr 1471 Deutschland, natürlich mit einiger Übertreibung, für eine einzige große Räuberhöhle erklären. Nur muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß an dem Mißbrauch des Fehderechts neben den Rittern auch die Fürsten Teil hatten. Wie Kurfürst Johann von Mainz im Kampf gegen den König Ruprecht die Bundesgenossenschaft solcher adeliger Straßenräuber nicht verschmähte, so fanden noch im XVI. Jahrhundert die erbärmlichsten Buschklepper Schutz und Unterkunft bei den fränkischen Markgrafen.

Einem Teil des niedern Adels gelang es wie einem Teil der Städte, die Reichsunmittelbarkeit zu behaupten, so der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Ritterschaft. Eine große Zahl von Städten und eine noch größere von Herren und Rittern mußten sich damit begnügen, innerhalb der Territorien die Macht der Landesherren durch ihre Einungen in Schranken zu halten. Das Fürstentum, der Krone gegenüber fast immer siegreich, hatte in seinem eigenen Gebiet einen Kampf von mehreren Jahrhunderten mit den Landständen, d. h. mit dem Klerus, dem Adel und den Städten des Territoriums durchzufechten, bis es dem Ideal völliger Unabhängigkeit nach oben wie nach unten wirklich nahekam. Im XIV. und XV. Jahrhundert mußten die Fürsten, um überhaupt Steuern zu erhalten, den Ständen gegenüber sehr weitgehende Verpflichtungen auf sich nehmen; mehr als einmal wurde den letzteren das Recht des bewaffneten Widerstands gegen Beeinträchtigung ihrer Freiheiten, gegen ungewöhnliche Steuern u. dergl. in aller Form zugesichert. Denn die Steuerbewilligung sollte durchaus nicht in ein fürstliches Besteuerungsrecht verkehrt werden. Ebensowenig stand dem Fürsten das Recht der Gesetzgebung oder das über Krieg und Frieden zu; Landrechte, Landesordnungen u. s. w. wurden mit Rat und Einwilligung der Landschaft verfaßt und in der auswärtigen Politik, wenn man sich so ausdrücken darf, oder bei Landesteilungen mußten gleichfalls die gehört werden, von deren freiem Entschluß es abhing, ob der Fürst finanziell und militärisch seine Stellung behaupten könne. Denn die Landeshoheit an und für sich gewährte ja entfernt nicht die freie Nutzung der im Lande verfügbaren Kräfte; sie bestand aus einem Gemenge sehr verschiedenartiger Rechte, deren wichtigste, die sogenannten Regalien oder Königsrechte, dem Fürsten die Erträgnisse aus den Zöllen, der Münze, dem Judenschutz, den Bergwerken zusprachen. Diese Regalien bildeten die materielle Grundlage auch der kurfürstlichen Gewalt; sie wurde aber durch weitere Zugeständnisse wie das der vollen Gerichtshoheit, der Unteilbarkeit, der freien Gebietsvergrößerung sowie durch Stellung des Kurfürsten unter den Schutz des altrömischen Majestätsgesetzes über das

Digitized by Google

gewöhnliche Fürstentum hinausgehoben. Es versteht sich von selbst, daß seitdem alle übrigen Landesherren das lockende Ziel der Erwerbung ähnlicher Privilegien verfolgten und manche es auch frühzeitig erreichten. Die dauernde Zusammengehörigkeit der Gebietsteile und der Ausschluß jeder auswärtigen Gerichtshoheit trugen den natürlichen Zug in sich, alle Einwohner eines Territoriums ohne Ansehen des Standes in Untertanen des Landesherrn zu verwandeln.

Es hat noch Jahrhunderte bedurft, um die Riesenarbeit einer solchen Nivellirung völlig durchzuführen. Aber wir finden sie gegen das Ende des Mittelalters bereits rüstig im Gang; eben im XV. Jahrhundert fand sich ein Werkzeug, das für diesen Zweck wie geschaffen war und die alten fürstlichen Wünsche noch mächtig zu steigern wußte. Eine so merkwürdige Erscheinung wie die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland hat lange Zeit vergebens zum Versuch einer genügenden Erklärung herausgefordert. Was man früher in den Vordergrund gerückt hat, die unzulängliche Entwicklung des einheimischen Privatrechts, sein Mangel an systematischer Schärfe, die Bedürfnisse eines veränderten wirtschaftlichen Lebens, das alles reicht doch keineswegs aus, um die friedliche Unterwerfung der deutschen Nation unter ein fremdes Recht verständlich zu machen. Daß man sich zweifellos mit dem Vorhandenen noch hätte behelfen können, wird neuerdings ebenso anerkannt wie die mit Grund hervorgehobene Thatsache, daß ja die hochentwickelte materielle Kultur Englands, Amerikas und der Schweiz ohne Rezeption des römischen Rechts ihren Weg gefunden hat und findet. Vielmehr liegt, wie kürzlich Laband überzeugend entwickelt hat, der eigentliche Schwerpunkt auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts; „die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland fängt im Staatsrecht an; von hier aus wurden dem Siegeslauf des fremden Rechts die Wege geebnet, es dringt von oben nach unten vor." Schon die Staufer hatten sich der römischen Lehre von der Souveränetät als einer schneidigen Waffe bedient, wogegen die Kirche das Studium des römischen Rechts außerhalb Italiens zu unterdrücken suchte. Unter Karl IV faßten dann die Legisten Fuß in der kaiserlichen Kanzlei, aber ihre überschwänglichen Anschauungen von der Machtfülle des princeps fanden hier keine genügende Handhabe zu ihrer Verwirklichung. Weit eher ließ sich eine Imitation des römischen Cäsarentums in den kleinen Maßstab der Landesherrlichkeit übertragen. Lange bevor die Doktoren des römischen Rechts in die Gerichte selbst eindringen, beginnt ihre Tätigkeit an den Fürstenhöfen, in den Kanzleien, als Gesandte. Geistliche Fürsten gaben zuerst das Beispiel, dem ihre weltlichen Standesgenossen bald folgten; die Verwandlung in den altrömischen princeps, dessen Wille Gesetz war, sagte den Herren begreiflicher Weise zu. Unter dem princeps wollten die Juristen nur noch eine möglichst unterschiedslose Masse von Untertanen gelten lassen. Alle entgegenstehenden Rechte und Freiheiten wurden einfach negirt oder willkürlich umgedeutet; alles historisch Gewordene sollte entweder in die justinianische Schablone gepreßt

Digitized by Google

oder als ungeheuerlich und barbarisch bei Seite geworfen werden. Mit der naivsten Überlegenheit wandten die Vertreter der Wissenschaft die ihnen geläufigen Sätze des römischen Privatrechts auf völlig anders geartete Verhältnisse an; vertragsmäßig garantirte Rechte der Landstände wurden so gut wie wohlerworbene Privilegien von Einzelnen und Korporationen für widerruflich erklärt, die Städte nach Analogie der Minderjährigen unter landesherrliche Vormundschaft gewiesen, die Unterschiede der bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu Gunsten der Herren verwischt. Es ist der Anfangskeim jener modernen Bureaukratie, deren einseitig romanistische Schulung den Kampf gegen das Nationale und Besondere zum Prinzip erhoben, die Methode des Civilrechts in die Politik hineingetragen, aber auch den Begriff des Staats so gut wie neu geschaffen hat. Die Krankheit des ausgehenden Mittelalters war ein beinahe völliger Mangel an Rechtsschutz; zur Handhabung des Rechts und Herstellung der öffentlichen Sicherheit bedurfte es aber einer stärkeren Zusammenfassung der geteilten und zerrissenen Elemente staatlicher Gewalt. Dahin, auf eine in der Hand des Fürsten, der Obrigkeit concentrirte Macht richtete sich die Arbeit der Jurisprudenz; „das Ideal, dem die Zeit zustrebte, war der absolute Staat". Oder, um in der Sprache des XV. Jahrhunderts zu reden, der Fürst gedachte, wie es einmal von Karl dem Kühnen heißt, in seinem Lande alleiniger Kaiser und Papst zu sein.

Während das fremde Recht nur langsam, unter hartnäckigem Widerstand aller Klassen der Bevölkerung erst in den obern, dann in den untern Gerichten Eingang fand, während es die neuen Stadt- und Landrechte seit dem Ende des XV. Jahrhunderts anfänglich nur zur schonenden „Reformation" des einheimischen beizogen, waren auf dem staatlichen Gebiet längst vereinzelte Vorzeichen des künftigen Byzantinismus aufgetreten. Schon im XIV. Jahrhundert betonte Herzog Rudolf IV. von Österreich die Stellung des „erleuchteten" Fürsten hoch über dem „viehischen Unverstand" der Untertanen, die nur durch die gröbsten Mittel auf die rechte Bahn gebracht werden könnten. Hundert Jahre später entschuldigt sich der Hofhistoriograph Pfalzgraf Friedrichs des Siegreichen, daß er sich trotz seiner Unfähigkeit an die Beschreibung der Taten seines Fürsten gewagt habe, da ja sogar „die Hunde unterweilen mit Beweglichkeit des Schwanzes, etwan mit Winselung oder sonst mit welcher Bedeutung des Leibes sie dann mögen", sich bei ihren Herrn einzuschmeicheln suchten. Verallgemeinern konnten sich solche Gesinnungen freilich erst, nachdem das kraftvolle Wachstum des deutschen Individualismus fast bis auf die Wurzeln zerstört worden war.

Digitized by Google

II. Die Gesellschaft.

Die politische Zukunft der Nation war in die Hände des Fürstentums gelegt. Dagegen stand die Gesellschaft, auch die höchste Aristokratie und den Klerus nicht ausgenommen, unter der Herrschaft des Bürgertums. Die Kultur war in Deutschland aus ihrer alten Heimstätte, den Klöstern, auf die Burgen gezogen, jetzt stieg sie herab in die Städte. Eine große wirtschaftliche Veränderung ergriff von hier aus alle Schichten der Bevölkerung; selbst der widerwillige Landadel mußte wohl oder übel die siegreiche Macht des Geldes anerkennen. Und wenn wir das deutsche Geistesleben jener Jahrhunderte betrachten, können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß der wirtschaftlich herrschende Stand den übrigen auch seine Gewohnheiten und Anschauungen aufgenötigt hat.

Man kann gewiß behaupten, daß der Lebensfähigkeit des Handels und Geldverkehrs in Deutschland die schwersten Proben auferlegt worden sind. Der deutsche Kaufmann hatte seine widerwärtigsten Kämpfe nicht in der Fremde durchzufechten; er konnte sich im Kaufhaus zu Venedig oder gar in den hansischen Faktoreien zu London, Brügge, Bergen, Nowgorod weit sicherer und mächtiger fühlen als vielleicht ein paar Stunden vor den Toren seiner Heimat. Es war nicht etwa nur der Überfall des ritterlichen Straßenräubers, der sich auf Grund seiner „ehrlichen Absage" für berechtigt hielt den Bürgern dieser oder jener Stadt die Waarenballen wegzunehmen und gelegentlich zur Verschärfung des Verfahrens die Hände abzuhauen. Diesen erbärmlichen Plackereien standen andere Einrichtungen des geltenden öffentlichen Rechts würdig zur Seite. So die geradezu schamlose Ausbeutung des Zollrechts durch große und kleine Dynasten; so das barbarische Strandrecht, dessen Analogie auf dem Festlande, die Grundruhr, eine förmliche Prämie auf Verwahrlosung der Straßen und Brücken darstellte. Der Grundherr, der den Augenblick abwartet, wo auf seiner elenden Straße ein reichbeladener Frachtwagen durch Umstürzen oder Achsenbruch zur guten Beute wird, gewährt einen nicht minder ekelhaften Anblick wie der Raubritter, der ohne diese Maske den friedlichen Verkehr brandschatzt. Aber auch das Stapelrecht der Städte, für eine unentwickelte Stufe des Handels sogar sehr wohltätig, mußte bei steigender Lebhaftigkeit des Umsatzes als Hemmniß empfunden werden. Und welcher Fährlichkeit war vollends das Kreditwesen ausgesetzt! Das

Digitized by Google

Münzregal wurde von den Landesherren mit solcher Gewissenlosigkeit gehandhabt, daß das Geld seinen Charakter als Wertmesser fast ganz einbüßte und wieder zur bloßen Waare herabsank; die kleinen deutschen Machthaber verstanden sich auch auf die Finanzweisheit der französischen Krone, die sich nicht scheute, in den Jahren 1349 bis 1388 achtundfünfzigmal die Münze zu verändern. Unter Kaiser Friedrich III geriet Österreich 1460 durch eine Münzverschlechterung, die mit der Aufrichtung neuer Zölle und mit einer Mißernte zusammentraf, an den Rand des wirtschaftlichen Ruins; alle Einfuhr geriet ins Stocken, die Preise und Löhne stiegen plötzlich bis aufs Vierfache und blieben kaum drei Tage ohne Schwankung; man fürchtete einen Aufstand des hungernden Volkes. Auch in ruhigen Zeiten hatte der Kaufmann mit dem Verruf der Münzen, der in manchen Gegenden bei jedem Jahrmarkt wiederkehrte, und mit der ungeheuerlichen Vielheit der im Kurs befindlichen Münzsorten (in Danzig allein z. B. 31) zu rechnen.

Trotz all dieser Schwierigkeiten haben sich auch in Deutschland große Kapitalien bilden können, die sogar zeitweise auf dem Weltmarkt eine gebietende Stellung einnahmen. Bis ins XV. Jahrhundert verstanden es eigentlich nur die Lombarden, die oberitalienischen Geldwechsler, und die Juden, sich durch den Geldhandel als Wechsler und Darleiher reich zu machen. Die Kirche hatte bekanntlich das Zinsnehmen überhaupt verboten, weil das Geld seiner Natur nach unfruchtbar sei. Selbstverständlich sah man sich trotzdem genötigt, das Verbot auf allerlei Umwegen zu umgehen, wie ja die deutsche Kirche selbst mit Vorliebe ihre Kapitalien vermittelst des sogenannten Rentenkaufs an Grundbesitzer auslieh und ihre 7 bis 10 Prozent Rente ruhig einsteckte. Daneben flüchtete sich das steigende Bedürfniß nach Geld zu den Wucherern; wenn Kaiser Ludwig der Baier die Frankfurter Bürger mit einer Einschränkung der Judenzinsen auf 32 1/2 Prozent besonders begnadigte, so stieg das erlaubte Zinsmaximum anderwärts nicht selten auf 86 2/3, ausnahmsweise sogar einmal auf 174 Prozent. Am Meisten litt der kleine Mann, wie schon die Häufigkeit des Wochenzinses und das Vorkommen ganz minimaler Darlehnsbeträge zeigt. Freilich haben sich Volk und Regierungen von Zeit zu Zeit dieser „Schinder" auf gewaltsame Weise zu entledigen gesucht; im XV. Jahrhundert griff man dann anstatt der bisherigen periodischen Judenhetzen in zahlreichen Städten und Territorien zur völligen Vertreibung der Juden, so daß eine Zeit lang das Fortbestehen der deutschen Judenschaft ernstlich gefährdet erscheinen konnte. Aber man kam doch bald zur Einsicht, daß die Stelle der Ausgetriebenen nicht leer blieb; Sebastian Brant meint, die Juden hätten sich nicht halten können vor den „Christenjuden, die mit Judenspieß rennen". Dieser Vorwurf gilt hauptsächlich den großen Handelsgesellschaften, die in Augsburg, Nürnberg und anderwärts allmählich den gesammten Güterverkehr zu monopolisiren drohten. Die größten unter den Großen waren die Augsburger Fugger, die Rothschilds des XVI. Jahrhunderts; ihr Vermögen hatte sich einmal in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden „gebessert" und soll nach einer allerdings

Digitized by Google

gewiß übertriebenen Schätzung bei der Teilung im Jahr 1546 nicht weniger als 63 Millionen betragen haben. Im großartigsten Maßstab wurde vom Haus Fugger der Bergbau betrieben; in Kärnten und Tirol, in Thüringen, in Ungarn und Spanien hatten sie die Produktion und den Handel mit Metallen fast ganz in ihrer Hand. Die Welser, die zuerst einen freilich mißglückten Versuch deutscher Colonisation in der neuen Welt machten, hatten ihre Faktoreien und Filialen in Rom und Mailand, Genf, Lyon und Antwerpen, Lissabon und Madeira. Die Geschichte der Reformation weiß von dem Einfluß dieser Bankiers und Handelsfürsten zu erzählen; ihre Interessen fielen so gut wie jene der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten bei dem Gang der kirchlichen Bewegung in die Wagschale. Daß aber solche wahrhaft fürstliche Vermögen nicht ohne alle Spekulation, nicht ohne eine oft gewagte Rechnung auf die Zukunft und nicht ohne einen starken Druck auf den Kleinhandel und die Käufer erworben werden konnten, versteht sich von selbst. Die unvermeidlichen moralischen Schattenseiten jedes kaufmännischen Großbetriebs wurden damals als etwas Neues und in ihrem scharfen Contrast zu den herrschenden kirchlichen Anschauungen besonders lebhaft empfunden und herausgehoben. Als dann im Anfang des XVI. Jahrhunderts die Geldentwertung eintrat, und zwar zunächst durch den Raubbau der deutschen Silberbergwerke, die eben auch in die Hände jener großen Gesellschaften geraten waren, mußte die allgemeine Abneigung gegen Handel und Kapital als widerchristliche Mächte noch gesteigert werden. „Sie machen Hunger und Teuerung" sagt Geiler von Kaisersberg, „und töten arme Leute." In der Tat waren die Klagen über künstliche Preissteigerung und sonstige Benachteiligung der Consumenten durchaus nicht grundlos; namentlich handhabten die großen Spekulanten den erbärmlichen Kunstgriff, die Waare, zumal die Genuß- und Lebensmittel zu fälschen, im ausgedehntesten Maß. Wie schwunghaft die Geschäfte betrieben wurden, zeigt das Beispiel eines Augsburgers, der als Teilnehmer an einer Handelsgesellschaft mit 500 Gulden Einlage in sieben Jahren 24 500 gewonnen hatte. Daß solche Beispiele ihres Eindrucks auf den kleinen Mann nicht verfehlten, lag in der Natur der Sache; neben den reichen Bürgern, den geldbedürftigen Fürsten und Herren drängten sich auch, wie in unsern Tagen, arme Leute und Dienstboten mit ihren sauer erworbenen Ersparnissen als „Einleger" zu den großen Unternehmungen, deren Mißlingen für sie eine Vernichtung ihrer ganzen Existenz bedeutete. Ein Bankrott wie jener des Ambrosius Höchstetter in Augsburg lieferte den schlagendsten Beweis dafür, daß die Lockung eines raschen und müheloſen Gewinns doch noch stärker war als die fast einstimmige Verurteilung des „Wuchers" und „Fürkaufs". Denn wie gegen die römischen Juristen so standen gegen die Kaufleute alle übrigen Kreise der Nation in einträchtigem Haß zusammen. Auch die beginnende theoretische Behandlung wirtschaftlicher Fragen hielt mit wenigen Ausnahmen den kirchlichen Standpunkt fest, wonach eigentlich nur die Landwirtschaft für wahrhaft gottwohlgefällig oder natürlich gelten sollte. Selten erhob sich eine Stimme

Digitized by Google

für die glänzenden und wohltätigen Folgen des Geldverkehrs, die gleichwohl in der großartigen Blüte der deutschen Städte mit Händen zu greifen waren.

Diese Blüte ist nun freilich nicht dem Handel allein zu danken, sondern auch dem Gewerbfleiß des zünftig organisirten Handwerks. Eine Organisation, welche, wie mit Recht gesagt worden ist, „die meisten Forderungen des heutigen Sozialismus verwirklicht hat". Neben den ängstlichen und oft höchst kleinlichen Schutzmaßregeln gegen die freie Concurrenz und jede auffällige Störung der Gleichheit begegnet uns ein lebhaftes Ehrgefühl; die Arbeit wurde als ein Amt betrachtet, dessen rechte Führung von Seiten des Einzelnen alle Genossen mit zu überwachen hatten. In manchen Zünften wurde jedes Stück geprüft, ehe man es dem Besteller oder Käufer vor die Augen kommen ließ; zuweilen wurde schlechte Arbeit von Obrigkeits wegen vernichtet, wie man zu Bremen schlecht gemachte Schuhe am Pranger verbrannte. Die schärfste Aufmerksamkeit der städtischen Behörden galt aber natürlich den Lebensmitteln, deren Preise sie mit den Zünften zusammen regulirten. Den meisten Vorteil von dieser strengen Controle und geschlossenen Tradition zog jedenfalls das Kunstgewerbe, damals von der höheren Kunst noch nicht geschieden. Was die deutschen Architekten und Bildschnitzer, Maler und Metallarbeiter im späteren Mittelalter und im XVI., zum Teil noch im XVII. Jahrhundert geschaffen, wird für alle Zeiten den Ruhm der zünftigen Technik und Arbeitsfreudigkeit eindringlich genug verkündigen. Die deutschen Metallarbeiter haben Erfindungen aufzuweisen wie die des Drahtziehens, der Taschenuhren, vor allem des Bücherdrucks. Wie hat sich, um nur ein Beispiel anzuführen, der erfinderische Geist der Nürnberger geregt vom XIV. bis ins XVI. Jahrhundert! Kein Wunder, daß die Deutschen lange Zeit als die Meister in allen „subtilen Künsten" gegolten haben. Freilich läßt schon die Glanzzeit der städtischen Blüte einige Anzeichen des kommenden Niedergangs erkennen. Noch ehe der deutsche Handel durch die wirtschaftlichen und politischen Folgen der großen Entdeckungen lahm gelegt wurde, begann die Erstarrung des Zunftwesens. Wie die Städte im XV. Jahrhundert die Aufnahme der Bürger einzuschränken anfingen, so suchten die Zünfte sich immer mehr abzuschließen; das Amt der Arbeit verwandelte sich in ein mit allen Mitteln verteidigtes Monopol, und das Eindringen in die privilegirte Kaste der Meister wurde durch den Wanderzwang, die Forderung eines Meisterstücks und andere Vorsichtsmaßregeln erschwert. Allerdings rief diese zünftige Aristokratie wieder auf der andern Seite ein schärferes Klassenbewußtsein bei den Gesellen hervor, die schon im XIV. und insbesondere im XV. Jahrhundert durch eigene Verbände und unter häufiger Anwendung der Strikes sich größere Selbständigkeit und höhere Löhne erkämpften. Dies änderte aber nichts an dem allerdings langsam fortschreitenden Verfall der ganzen Organisation. Es ist höchst bezeichnend, daß gegen Ende des XVI. Jahrhunderts der Danziger Rat das Handwerk zu schützen glaubte, indem er den Erfinder der Bandmühlen heimlich ertränken ließ.

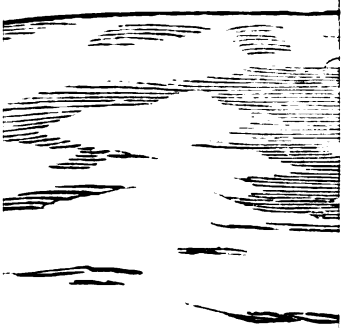
Digitized by Google

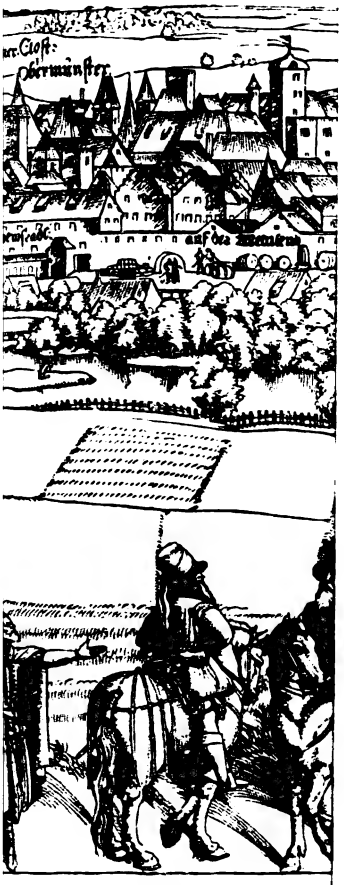
Wir dürfen uns die deutschen Städte auch in ihrer Blütezeit keineswegs sehr volkreich denken; Nürnberg hatte um die Mitte des XV. Jahrhunderts etwas über 20 000, Straßburg ungefähr ebensoviel, Frankfurt im Jahr 1440 nicht einmal 10 000 Einwohner. Aber schon die äußere Erscheinung einer solchen Stadt mit ihren ungeheuren Mauern und Türmen, mit ihren gewaltigen Kirchenbauten und stattlichen Bürgerhäusern ließ auf eine Bedeutung schließen, die mit der meist geringen Ausdehnung ihres Gebiets keineswegs im Verhältniß stand. Die rechten städtischen Wahrzeichen jener Zeit sind die im Bau begriffenen Turmriesen der neuen gothischen Dome und Münster. Aber nicht nur in den großen Gemeinwesen, auch in den kleinsten Landstädten herrschte eine erstaunliche Bautätigkeit; die Zahl der gothischen Kirchen und Kapellen, die im Jahrhundert vor der Reformation entstanden, ist Legion. Damals vereinigten sich die Einzelverbände der deutschen Bauhütten zu einer großen Brüderschaft; die Italiener selbst holten sich deutsche Architekten und sprachen mit Bewunderung von der Schönheit und Wohnlichkeit der deutschen Städte. Man kennt ihre Verherrlichung bei Enea Silvio; unvergessen ist sein Wort, die schottischen Könige würden sich glücklich schätzen, so zu wohnen wie ein mittlerer Bürger von Nürnberg. Nun verfolgte freilich Enea den besonderen Zweck, Deutschlands Lage so glänzend als möglich zu schildern, um die Klagen über römische Ausbeutung der Nation zu widerlegen. Mit ganz andern Augen betrachtet Machiavelli den nämlichen Gegenstand. Den deutschen Geldreichtum, der auch ihm imponirt, erklärt er sich aus dem Übergewicht des Exporthandels nnd aus der Einfachheit der Lebensgewohnheiten. „Sie leben," sagt er, „wie arme Leute; sie bauen nicht, wissen nichts von Kleiderluxus und haben keine kostbare Hauseinrichtung. Reichliche Nahrung von Brod und Fleisch und ein warmer Ofen, das genügt ihnen. Sie kümmern sich nur um das, was Sache des Bedürfnisses ist, aber sie haben viel geringere Bedürfnisse als wir." Dieses Lob der deutschen Einfachheit widerspricht vollständig den Berichten des Enea Silvio und anderer von dem überreichen Schmuck und Silbergeschirr der Deutschen, ebenso den unermüdlichen Klagen aller einheimischen Moralisten über den herrschenden Luxus und die Einfuhr teurer und „unnützer" Waaren. Tatsächlich haben in gewissem Sinn die einen wie die andern Beobachter Recht. Gegenüber der Verfeinerung des Lebens, wie sie in Italien, Frankreich, den Niederlanden aufgekommen war, konnte Deutschland immer noch für relativ einfach oder zurückgeblieben gelten. Neben der Pracht der öffentlichen Bauten und auch einzelner Privathäuser in den deutschen Städten entwickelte sich die von den Italienern gepriesene Reinlichkeit und überhaupt die Bequemlichkeit des Daseins, aus der unser Begriff von Comfort erwachsen ist, nur sehr langsam. Noch lange Zeit blieben die Straßen selbst großer Reichsstädte nicht nur ungepflastert, sondern der Ablagerungsort für allen Unrat, den man einfach zum Fenster hinausgoß, und der Tummelplatz für die Schweine. Es ist eine bekannte Anekdote, wie König Sigmund, als er mit Herzog Friedrich durch die schlechtgehaltenen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google





erts. Verkleinertes Facsimile eines gle

Digitized by Google

Digitized by Google

Straßen von Innsbruck ging, das lange Prunkgewand seines Begleiters durch den Kot zog, worauf der schlagfertige Herzog sich an dem kostbaren Kleid des Königs abwischte. Dagegen mag allerdings für viele Städte des späteren XV. Jahrhunderts die verallgemeinerte Bemerkung Enea Silvio's zutreffen, ihr Äußeres sei frisch und neu, als wären sie erst vorgestern fertig geworden. Und ein Blick auf die zahlreichen Interieurs der Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche belehrt uns, wie das deutsche Bürgertum sich die Stube, den Schauplatz des häuslichen Lebens und der Geselligkeit, immer ansehnlicher und zugleich heimlicher zu gestalten wußte.

Diese reichere Ausstattung des Daseins fällt nach der Anschauung der damaligen Moral bereits unter den Begriff der Üppigkeit und der Überflüssigkeit, d. h. des Luxus. Das Wesen einer Zeit spiegelt sich vielleicht nirgends deutlicher als in ihrem Luxus. So tritt uns die derbe Sinnlichkeit und Maßlosigkeit des tonangebenden Bürgertums in der Völlerei und Modenarrheit des XV. und XVI. Jahrhunderts recht greifbar vor Augen. Es waren die reichen Kaufleute, die im Grunde selbst für die Höfe das Vorbild abgaben, obwohl auch manche Elemente des sinkenden Rittertums in dieser neuen Kultur ihren Platz fanden, ohne sie gerade erfreulicher zu machen. Vergebens haben die Prediger, die Satiriker, die Wirtschaftspolitiker alles aufgeboten, um das Verwerfliche, Lächerliche und Schändliche vor allem des Tafel- und Kleiderluxus öffentlich zu brandmarken und zu bekämpfen. Mit dem größten Ernst wurden manchmal die von den „geizigen Kaufleuten" eingeführten Gewürze, Nelken, Muskatnuß, Zimmt, Ingwer, Safran, für die wirtschaftlichen und moralischen Schäden Deutschlands verantwortlich gemacht. Diese Vorliebe für eine stark gewürzte Küche läßt sich bei der Gewohnheit riesige Quantitäten von Fleisch zu consumiren wohl begreifen; weit schlimmer mußte jedenfalls die gesteigerte Lust am Trinken wirken, die sich eben damals zu dem widerlichen Sport des Vollsaufens ausbildete und die Deutschen vom XV. bis ins XVIII. Jahrhundert mehr als alle anderen Genüsse und Lustbarkeiten beeinflußt hat. Die altnationale Leidenschaft des Trunks war den Deutschen im Mittelalter nicht abhanden gekommen und wird niemals beseitigt werden können, aber auch nie mehr jene krankhafte Zügellosigkeit erreichen, die sich im XV. Jahrhundert einbürgerte und durch die Verbindung mit der Pedanterie des Zutrinkens erst recht ekelhaft und verheerend wurde. Wir müssen diese Seuche bei unserm Urteil über die Menschen der Reformationszeit, von denen sich manche tot, zahllose dumm gesoffen haben, wohl in Anschlag bringen. In Nürnberg hielt damals die Obrigkeit einen eigenen Wagen für das Heimbringen der Betrunkenen, die man des Morgens auf der Gasse liegen fand. Der deutsche Humor hat freilich auch aus diesem wüsten Treiben Nahrung gezogen, und die übermütigen Trinklieder jener Zeit sind jedenfalls die wirksamste Verteidigung der „vollen Brüder", deren Regeln Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich sich sklavisch unterwarf.

Die gleiche Derbheit und Zügellosigkeit des Genusses beherrschte die

Digitized by Google

geschlechtlichen Beziehungen. Das gemeinschaftliche Baden und die mehr als kokette Tracht beider Geschlechter, die ungeheure Zahl von fahrenden Dirnen, die Frauenhäuser in den Städten, das alles bestätigt nur zu sehr die düstern Schilderungen der moralisirenden Literatur. Das Bezeichnendste ist aber die cynische Gleichgültigkeit oder auch Freude, womit solche Dinge breitgetreten und beurteilt werden. Jene Moralisten selbst können von einem mehr als nötigen Ausmalen dessen, was sie verabscheuen und bekämpfen, nicht freigesprochen werden; hielten doch große und beliebte Prediger der Zeit eine Zote auf der Kanzel für erlaubt. Mit erstaunlicher Offenheit behandeln die städtischen Obrigkeiten die Frage der Prostitution; vornehme Besucher wurden wohl auf Kosten der Stadt im Bordell freigehalten und man glaubte für den Anstand hinlänglich gesorgt zu haben, wenn man den Juden den Besuch solcher Häuser, den Geistlichen (wie z. B. in Nördlingen) das allzulange Verweilen in denselben untersagte. Bei der Hochzeit eines Henkers oder Abdeckers schmausten und tanzten die öffentlichen Dirnen „und viel Leut sein aus der Stadt Nürnberg gangen zu sehen solch löbliches Wesen," wie der Chronist, der Bettelherr der Reichsstadt, erzählt. Mit gleicher Unbefangenheit betrachtete und besprach man die Verheerungen der Syphilis, der „französischen Krankheit", deren Symptome und Heilung bekanntlich Hutten zum Gegenstand einer dem Cardinal Albrecht von Mainz gewidmeten Schrift gewählt hat. Humanisten und Theologen wandten sich unbedenklich an die heilige Jungfrau um Schutz; wie Sebastian Brant in einem Epigramm dem Kaiser Maximilian wünscht, er möge von der Ansteckung verschont bleiben, so nimmt bei einer Erkrankung Luthers ein medizinischer Verehrer ohne Weiteres auf die Möglichkeit derselben Bedacht. Das Behagen vollends, womit die berüchtigten Memoiren der Grafen von Zimmern, die Schwänke und Fastnachtsspiele das Unflätigste in scherzhaftem Ton wiedergeben, könnte uns das sittliche Gefühl jener Jahrhunderte völlig abgestumpft erscheinen lassen. Mit der Emanzipation des Fleisches ging Hand in Hand eine zunehmende Roheit des gesellschaftlichen Tons. Deutschland wurde die rechte Heimat des heiligen Grobianus, während die italienische Unsittlichkeit sich unter der Hülle vornehmer oder wenigstens graziöser Formen bewegte. Der höchste Adel des Reichs sprach und verkehrte mit einer Derbheit, wie sie heutzutage kaum noch unter Bauern üblich ist; bei Hof und vor Gericht, bei Mahlzeiten und Lustbarkeiten erging sich die hochgeborene Gesellschaft in pöbelhaften Scherzreden und Handgreiflichkeiten. Es war noch lange nicht das Ärgste, wenn, wie Commynes mit Entrüstung erzählt, die pfälzischen Ritter am Hof zu Brüssel ihre schmutzigen Stiefeln auf die köstlichen Betten warfen oder wenn Kaiser Friedrich III sich darin gefiel alle Türen mit dem Fuß aufzustoßen. Mit welchem Hohn sahen im Jahr 1547 während des kaiserlichen Aufenthaltes zu Nürnberg die Angehörigen fremder Nationen am hellen Tag einen deutschen Reichsfürsten, den Herzog von Liegnitz, total betrunken, ohne Schuhe, unter dem Vortritt von Musikanten durch die Straßen taumeln! Und beim

Digitized by Google

Grafen Andreas von Sonnenberg beschloß man in der Fastnacht den Tanz und Schlaftrunk mit dem sinnigen Vergnügen, daß „man ein Gelten mit angerührtem Hundaas in das Gemach getragen, damit haben die Herren, auch das Frauenzimmer einander geworfen und damit die Fastnacht abgeletzet," freilich auch „die Kleider und Gemächer damit verwüstet".

Nicht weniger drastisch äußerte sich der Rückgang der gesellschaftlichen Feinheit im Kleiderluxus. Hier tritt uns das Wesen des Parvenus, diese Verbindung von neuem Reichtum und alter Roheit, in voller Lächerlichkeit entgegen. Die Phantastik des XIV. Jahrhunderts nahm im XV. mehr und mehr die Züge der Narrheit an. Dies gilt namentlich von der Kleidung der Männer, die zu jener Zeit dem weiblichen Geschlecht zweifellos den Vorrang abgewannen. Während die Überkleider ungebührlich weit und mit steifen Falten überladen wurden, begnügten sich die jüngeren Leute meist mit den enganliegenden Unterkleidern, welche an und für sich die Körperformen vollkommen hervortreten ließen, aber durch verschiedene Zutaten, wie durch aufgenähte seltsame Figuren, durch Teilung in verschiedene Farben, durch Wattirung auf Brust, Armen und Schenkeln entstellt wurden. Starken und berechtigten Tadel erregte das Bemühen der Stutzer sich möglichst weibisch zu geben. Sie schminkten und salbten das glattrasirte Gesicht, ließen das lange Haar bis über die Schultern fallen oder in eine mit Eiweiß gepuffte Masse steifgebrechselter Locken verwandeln, schnürten sich und trugen Hals und Schultern entblößt. Dagegen verbargen die Frauen vielfach ihr Haar unter seltsamen Kopfbedeckungen und überluden die Oberkleider derart mit schwerem Stoff und langen Schleppen, daß sie, um diese Faltenmasse überhaupt aufnehmen und vor sich her tragen zu können, sich die bekannte unschöne Körperhaltung angewöhnen mußten. Dabei wechselten fortwährend die Moden, die nicht nur möglichst schreiende Farben, sondern auch möglichst kostbare Stoffe bevorzugten; „der ganze Leib," klagt Geiler von Kaisersberg, „ist voll deren Narrheit innen und außen; — tausenderlei erdenkt man mit der Kleidung, jetzt ganz weite Ärmel, wie Mönchskutten, jetzt also eng, daß sie kaum darein mögen kommen". Er spricht davon, wie vornehme Frauen wöchentlich vierzehnmal die Kleider wechselten, wie der Anzug und Schmuck vieler Bürgerfrauen wohl über 3000 Gulden (nach unserem Geld über 50 000 Mark) wert seien. Sehr bekannt ist eine Kleiderordnung des Regensburger Rats vom Jahr 1485, die den ungeheuern Luxus einschränken will, aber den vornehmen Damen der Stadt immer noch je achtzehn Röcke und Mäntel und eine sehr reiche Auswahl von Kleinodien, namentlich Perlenschmuck gestattet. Daß man sich darin gefiel, bald dieser bald jener fremden Nation ihre Tracht abzusehen, auch wohl ein ungarisches Wams mit einem italienischen Mantel zu combiniren, kann nicht Wunder nehmen; charakteristisch für die Zeit ist aber der fieberhaft rasche Wechsel solcher Launen.

Gerade diese Seite des Luxus hat sehr einschneidende wirtschaftliche und dadurch sogar politische Folgen nach sich gezogen. Denn das Bestreben,

Digitized by Google

die behäbige und glänzende Lebensweise der reichen Stadtherren mitzumachen oder zu überbieten, erwachte bei dem Adel zugleich mit dem Bewußtsein, daß man gegen die Geldmacht des Bürgertums einen sehr ungleichen Kampf zu führen habe. Der Grundbesitz unterlag einer starken Entwertung; überdies mußte auch der Ackerbau selbst den Einfluß des städtischen Gewerbfleißes empfinden. Man darf nicht vergessen, daß die deutschen Städte meistens auch Großgrundbesitzer waren und nicht selten herabgekommene Adelsfamilien auskauften. Die städtischen und bürgerlichen Güter konnten vielfach gegenüber dem altertümlichen Betrieb einer Landaristokratie, die sich bisher nur wenig um die wirtschaftliche Seite ihrer Grundherrlichkeit gekümmert hatte, als Muster gelten; sie lieferten die ersten Beispiele einer förmlichen Gartenkultur und die Kunst des Aufforstens ist bekanntlich von Nürnberg ausgegangen, während die Schlagwirtschaft schon im XIV. Jahrhundert den Erfurter Stadtwald vor Verwüstung schützte. Also auch auf ihrem eigensten Gebiet wurde die reine Ackerwirtschaft von der höheren Betriebsamkeit und Erfindsamkeit des Bürgertums geschlagen. Dazu kam die tiefgreifende Einwirkung des Geldverkehrs, der nicht nur den Wert der Güter, sondern auch das Verhältniß des Grundherrn zu seinen Bauern änderte. Wieder von den Städten aus verbreitete sich die Ablösung der Frohnden und Naturalabgaben. Anfänglich folgten die geldbedürftigen adeligen Herren diesem Zug nicht ungern, aber schon im XV. Jahrhundert begannen sie einzusehen, daß sie damit die alte Sicherheit des Einkommens aufgegeben hatten, ohne doch mit der raschen Steigerung des Ertrags in Handel und Gewerbe Schritt halten zu können. Wir werden sehen, daß mit dieser wirtschaftlichen Verlegenheit der Herren der Ausbruch der bäuerlichen Unruhen im innigsten Zusammenhang steht; ihre Reaktion gegen die Ablösung, die entweder zu einer Erhöhung der Zinsen führte oder geradezu auf die alten Lieferungen und Dienste zurückgriff, mußte den Bauern als ein schreiendes Unrecht erscheinen, eben weil sie damals im Begriff waren sich zu einer besseren wirtschaftlichen Lage emporzuarbeiten.

Die Landbevölkerung, in Deutschland wie überall das am Meisten stabile Element der Nation, mußte doch auch von all diesen großen Veränderungen stark berührt werden. Volle Freiheit war selten und hatte es nur in den Marschen des westlichen Norddeutschland und in den Alpen zu politischen Bildungen, zu förmlichen Bauernrepubliken gebracht. Freie Einzelgüter und noch mehr freie Gemeinden bildeten doch nur Ausnahmen unter der ungeheuren Masse des deutschen Landvolks, die seit dem XIII. Jahrhundert in sehr verschiedenartigen, aber fast überall zur Erbpacht gewordenen oder werdenden Abhängigkeitsverhältnissen lebte. Das Lehnwesen mit seiner Neigung zur Erblichkeit hat auch hier günstig eingewirkt. Durch die Seßhaftigkeit hat sich überhaupt erst ein wirklicher Bauernstand entwickeln können. Welche Kraft nach all den Stürmen der Kaiserzeit noch im deutschen Landvolk steckte, davon legt die Colonisation der slavischen Gebiete östlich der Elbe, diese deutsche Riesenleistung im XIII. Jahrhundert, das glänzendste Zeugniß ab.

Digitized by Google

Ball am Hofe von München unter Herzog Albrecht IV. 1500.
Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Matthäus Zasinger.

Digitized by Google

Nun gehört aber die Frage, wie sich der deutsche Bauer am Ende des Mittelalters eigentlich befunden habe, zu den schwierigsten; die Antwort lautet sehr verschieden, je nachdem wir uns die mannigfaltigen und doch lückenhaften Zeugnisse zurechtlegen. Es mag viel Wahres sein an der Auffassung Jakob Grimms, daß die alte Hörigkeit und Knechtschaft „in vielem leichter und liebreicher als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktaglöhner" gewesen sei. Aber wir müssen uns vor der Verallgemeinerung einer Anzahl von ganz lokalen Verhältnissen hüten. Die seltsamen Bestimmungen mancher südwestdeutscher Weistümer, wonach die Fröhner und Zinsleute gut verpflegt oder wohl gar mit Musik und Tanz erheitert werden sollen, besitzen weder allgemeine Gültigkeit noch vermögen wir zu sagen, ob man aus diesen schriftlichen Festsetzungen so ohne Weiteres auf die Praxis schließen darf. Aber selbst zugegeben, daß die Frohndienste und Abgaben größtenteils billig geregelt wurden, zugegeben, daß die volle Leibeigenschaft schon durch ungemessene, geschweige denn durch gemessene Frohnden eine wesentliche Milderung erfahren hatte: es bleibt immer noch ein furchtbarer Rest von Belastung, der gerade in einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und angesichts eines vorherrschend grobmateriellen Luxus doppelt hart empfunden werden mußte. Da war vor allem der große, der kleine und der Blutzehnte, der keineswegs allein der Kirche zu gute kam, manchmal sogar keinen kirchlichen Ursprung hatte, eine gründliche Besteuerung aller Zweige der Urproduktion, der Feld- und Gartenkultur wie der Viehzucht. Da waren die Frohnden, die Hand- und Spanndienste, auf einer minder entwickelten Stufe der Landwirtschaft eigentlich eine Notwendigkeit und zu Zeiten weniger drückend als eine Leistung in Geld, manchmal genau normirt, wie z. B. in den österreichischen Herzogtümern auf höchstens zwölf Tage jährlich, aber dieser Anspruch auf Zeit und Arbeitskraft wird für eine intensivere Wirtschaft zum lästigsten Eingriff. Da war eine der verhaßtesten Abgaben, der berüchtigte Todfall oder Sterbfall, der beim Ableben eines Hörigen entweder das beste (manchmal zweitbeste) Stück Vieh, das Besthaupt, oder das beste Gewand dem Herrn zusprach. Die Gülten, d. h. Kapitalzinsen für Darlehen, sollten ursprünglich zu Gunsten des Schuldners unkündbar sein; auch diese Wohltat wurde mit der steigenden Geldentwertung zur Plage. Es hört sich allerdings sehr gemütlich an, wenn wir z. B. lesen, wie der Köhler und der Zimmermann eines elsässischen Hofs bei der Lieferung ihres Zinses behandelt wurden. Kamen sie früh, so erhielt jeder Tuch zu zweien Hosen; Abends schüttete man ihnen Stroh vor ein Feuer und ließ sie durch einen Geiger in Schlaf spielen, worauf am nächsten Morgen noch jeder ein Paar neue Schuhe mitbekam. Auch die Erhebung der sogenannten Holzinsen war mit allerlei Rücksichten umgeben; es sollte dabei das Kind in der Wiege nicht geweckt und der Hahn auf dem Gatter nicht erschreckt werden. Neben solchen Liebenswürdigkeiten finden wir aber z. B. die Einrichtung des Rutscherzinses, der manchmal mit jedem versäumten Jahr oder Tag, zuweilen gar mit jeder versäumten Stunde auf das Doppelte wuchs, oder die vielberufene

Digitized by Google

Abgabe für Erteilung der Heiratserlaubniß mit ihren entwürdigenden Scherzen (ius primae noctis); eine Symbolik vollends, die den Hörigen zum Stillen der Frösche oder zum Flöhefangen im herrschaftlichen Bett mißbrauchte, mußte in dem Verspotteten jede Selbstachtung zerstören oder tiefe Erbitterung hervorrufen.

Unendlich viel hing natürlich davon ab, wie diese milderen oder härteren Rechte und Gewohnheiten gehandhabt wurden. Es ist nicht zu läugnen, daß im XV. Jahrhundert einerseits die Klagen über gesteigerten und rechtswidrigen Druck immer häufiger und lauter gegen die Herrschaften erhoben werden, andrerseits aber der wachsende Reichtum und Trotz der Bauern in zahlreichen Äußerungen die schärfste Rüge findet. In der Tat haben zweifellos die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse zusammen mit der aufkeimenden romanistischen Staatsidee damals sowohl die grundbesitzenden Herren als die unter ihnen lebenden Bauern in starke Aufregung versetzt. Was wir an freilich sehr vereinzelten Nachrichten über die Preise der notwendigen Lebensbedürfnisse und über den Fleischconsum aus dieser Zeit haben, das läßt uns das XV. Jahrhundert im Gegensatz zum späteren XVI. als eine Zeit des leichten Erwerbs und billigen Lebens erscheinen. Die Tatsache, daß vor der großen Geldentwertung in sehr vielen Gegenden Deutschlands der kleine Mann bis hinab zum Taglöhner an tägliche Fleischkost und reichliches Weintrinken gewöhnt war, dürfte sich kaum anfechten lassen. Bekannt ist eine Bestimmung der sächsischen Landesordnung von 1482, die Werkleute und Mähder sollten sich mit täglich vier (an Fasttagen fünf) Gerichten zufrieden geben. Ebenso erhielten die Taglöhner, Frohnbauern und Knechte eines Grafen von Öttingen außer der Frühsuppe Mittags vier, Abends drei Essen mit je zwei Fleischgerichten. Daß aber die Bauern zum Teil in die Geldwirtschaft sich wohl zu schicken und mit den Erzeugnissen ihrer Arbeit auch auf den städtischen Märkten den Kaufmann zu spielen wußten, zeigen die mannigfachen Vorwürfe bürgerlicher Moralisten. Sebastian Brant behauptet im Ton des Bedauerns, die Bauern, die sich früher mit Wasser begnügt hätten, tränken jetzt Wein und steckten ganz voll Geld; die Städter könnten bei ihnen in die Schule der Bosheit, d. h. des Übervorteilens, gehen; „all Bschyß yetz von den Buren kumt". Was aber ganz einstimmig den Bauern zur Last gelegt wird, ist ihr Kleiderluxus. Und damit kommen wir auf jene Seite der Üppigkeit zurück, an der alle Stände von oben bis unten krankten; nicht nur ihre wirtschaftlichen Folgen, auch der starke Zug nach Nivellirung der Gesellschaft, der sich hierin kundgab, erregte die Besorgniß der conservativ Gesinnten. Der Kaufmann, klagt Brant, will heutzutage edel sein, der Edelmann ein Freiherr, der Graf ein Fürst, der Fürst ein König; der Adel hat im äußern Auftreten keinen Vorteil mehr vor dem Bürger und Bauern.

Niemands me halten will sein stad,
Der bur dem edelmann glich gat.

Vergebens suchten die besseren Elemente im Adel dem Grundsatz vornehmer Einfachheit das Wort zu reden; was half es, wenn einer von Erbach

Digitized by Google

seiner Familie befahl, seidene und sammtene Kleider als „einen des Adels unwürdigen Plunder" den „Kaufwucherern" zu überlassen? Anders dachte jene schwäbische Edeldame, die ein Dorf verkaufte, um auf dem nächsten Turnier in einem blauen Sammetrock erscheinen zu können. Dieser Wettstreit der Stände ergriff nun auch die Landbevölkerung, namentlich in der Schweiz und in Süddeutschland. Die Burgunderkriege, das Aufkommen der Landsknechte, dieser vorwiegend bäuerlichen Infanterie, trieben nicht nur das Selbstgefühl, sondern auch die Neigung, ihm einen recht augenfälligen Ausdruck zu verleihen, mächtig in die Höhe. Der Bauer, der selbst im Feld gewesen war oder auch nur seine Nachbarn als stattliche Kriegsknechte einherstolziren sah, wollte nicht mehr in alter Schlichtheit auftreten; er ging mit Vorliebe in der eng anliegenden, bunten und phantastischen Tracht des Söldners, „zerhackt und so kurz und verbrämt, als man in großen Städten nirgends geht," mit Handschuhen und den Langspieß in der Faust, wie die Schweizer. Da meinte wohl ein Verehrer der guten alten Zeit, es seien in den letzten dreißig Jahren gar keine rechten Bauern mehr geboren worden. „Einem Bauern," sagt Geiler, „spricht man jetzt gnädiger Herr. Aber warum nicht? fragt der Bauer; ich hab Gelds genug und Kleider wie ein gnädiger Herr."

Wir haben keinerlei Recht, solche Schilderungen als rein aus der Luft gegriffen bei Seite zu legen, obgleich man natürlich die Neigung des Moralisten oder Satirikers zu Schwarzmalerei und einseitiger Übertreibung des Lächerlichen in Anschlag bringen muß. Die deutschen Bauern zumal im Süden des Reichs waren im XV. Jahrhundert gewiß noch nicht ein „elendes Geschlecht von Sklaven", wie sie um die Mitte des XVI. Sebastian Münster bezeichnet. Auch ihnen kam vielfach die Blüte der städischen Kultur zu gute; auch auf dem Lande finden wir damals, und zwar in verschiedenen Teilen des Reichs, höheren Wohlstand, sogar Luxus und meist reichliche Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Klagten doch nach einer Äußerung Rolewincks die westfälischen Adeligen, daß ein Bauer mehr Kredit habe als zehn von ihnen zusammen. Aber trotzdem war die Literatur doch auch im Rechte, wenn sie von einer Bedrängniß der „armen Leute" durch ihre Herren sprach. Manche Herren mögen in der That mit begründetem Neid auf die Lage ihrer Bauern gesehen haben, während sie sich selbst ruinirten, um ihren Standespflichten oder Standesvorurteilen genügen zu können. Jedenfalls treten uns im XV. Jahrhundert häufige Anzeichen einer Bewegung entgegen, die auf völlige Vernichtung jeder bäuerlichen Selbständigkeit gerichtet durch den großen Bauernkrieg nicht zum Stillstand gebracht, sondern im Gegenteil erst recht zum Siege geführt worden ist. Einmal bemühten sich die Herrschaften in ihrem eigensten Interesse die Leistungen ihrer Untersassen zu erhöhen und ihre rechtliche Lage abhängiger zu gestalten. Wir hören mehrfach, daß gelegentlich eine freiwillige Dankesbezeugung des Bauern sofort ins Salbuch eingetragen wurde; „wenn die armen Leute Hülfe suchen von den Edeln und sich darnach erzeigen mit Fahren oder mit Schenkung, so wird

Digitized by Google

dann daraus ein Recht und ewiger Zins". Solchen Bestrebungen der Herren lieh nun die neue Jurisprudenz noch einen weiteren mächtigen Hebel. Während die wachsende landesherrliche Gewalt den Bauern immer mehr teils unmittelbar durch Weg-, Burg-, Kriegsfrohnden und Abgaben, teils mittelbar durch die von den Grundherren geforderten Steuern zu fassen wußte, griffen die Juristen nach dem uralten Heiligtum der deutschen Ackerwirtschaft, nach der Markgenossenschaft. Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche beanspruchte auf ihren Rat über die sämmtlichen Almenden seines Landes ein Obereigentumsrecht. Freilich gereichte diese fortschreitende Verstaatlichung gewiß der Erhaltung des deutschen Waldes zum Vorteil, doch war es den Fürsten weniger um eine geregelte Forstwirtschaft, als um das Vergnügen der Jagd zu thun. Einzig dieser vornehmen Passion diente die Grausamkeit einer Gesetzgebung, die z. B. in Würtemberg schon das Betreten des fürstlichen Jagdgebiets mit Büchse oder Armbrust durch Augenausstechen bestrafte. Am Gefährlichsten wurde aber dem Bauernstand die Neigung der Juristen, die wuchernde Mannigfaltigkeit der einheimischen Rechtsverhältnisse so viel als möglich, und zwar durchaus nach den Normen des römischen Rechts, zu vereinfachen. Überall wollte man nur das römische Vorbild wiederfinden und gelten lassen. Man quälte sich die Bauern unter den Begriff der Emphyteuse zu bringen; ging das aber nicht, so mußten sie Zinspächter oder gar servi sein. Diese Verwischung der Unterschiede, natürlich stets zu Gunsten des Herrn, führte schon im XV. Jahrhundert häufig genug zur rechtswidrigen Herabsetzung der Hörigen in die Leibeigenschaft. Denn die Annahme, als hätte vor der Reformation die knechtische Leibeigenschaft eigentlich nur noch in Hinterpommern und sonst nirgends in Deutschland bestanden, läßt sich durch zahlreiche Zeugnisse widerlegen. Zuzugeben ist nur soviel, daß die Leibeigenschaft selbst bereits manche alte Härten abgestreift hatte und daß die Vermengung der Hörigen mit den Leibeigenen wenigstens den letzteren manchmal zu gute gekommen ist. Ein volkstümliches Rechtsbuch des Straßburger Pfarrers Hug von Schlettstadt (1504) sagt bereits ganz einfach: „In Eigenschaft der Knecht, die leibeigen sind, da ist kein Unterschied; aber in den Freien sind viel Unterschiede." Diese romanistische Auffassung vermischt sich höchst naiv mit der alten Ableitung der Leibeigenschaft von Ham und Noahs Trunkenheit; „vor, ehe der Wein funden ward, da hatten alle Menschen eine Freiheit." Mit der Durchführung solcher Grundsätze hatte z. B. die Abtei Kempten längst begonnen; durch das ganze XV. Jahrhundert ziehen sich die Bemühungen der Äbte ihre zum Teil noch freien Bauern zu Hörigen, die Hörigen aber leibeigen zu machen; kein Mittel blieb unversucht, vom Mißbrauch der geistlichen Gerichtsbarkeit und der Verweigerung des Abendmahls bis zur Urkundenfälschung. Abt Johannes II entschuldigte sich, er mache es nur wie andere Herren. Ebenso bestanden zwischen Kloster und Bauernschaft zu Steingaden Streitigkeiten, die von den Baiernherzögen Ernst und Wilhelm im Jahr 1423 beigelegt wurden.

Digitized by Google

Wir erfahren aus dem Schiedsspruch, daß in Zukunft die Kinder der Leibeigenen ihre Eltern beerben und das Kloster keinen der Seinigen zur Ehe nötigen soll. Ganz ausdrücklich kehrt sich gegen solche Vergewaltigung der „armen Leute" die sogenannte Reformation Kaiser Sigmunds, eine im Jahr 1438 entstandene revolutionäre Schrift. „Grafen, Freien, Ritter oder Knechte, die eignen Leute und haben sie jetzt für eigen. Auch mehr ist es leider dazu kommen, daß auch Klöster nehmen eigne Leute. Sie sprechen nicht allein: der ist unser eigen; sie machen Wittwen und Waisen; wenn die Väter absterben, so erben sie ihr Gut und berauben die rechten Glieder. Wunn und Weid, Holz und Feld, das ein jeglicher Baumann mit seinem Vieh gebauen mag, das wird nun mit dem Gut verzinset. Dennoch steuert mans; man verbannet nun ihnen die Hölzer, man schätzt sie, man nimmt ihnen Tagweide ab, da ist nirgends Gnade. Man nimmt ihnen Frevel (Geldstrafen) ab, und lebt man doch ihrer Arbeit."

Dieser Kampf zwischen Herren und Bauern ist nur eine Seite jener Zerrissenheit, die das gesellschaftliche Dasein vor jeder großen Umwälzung kennzeichnet. Während sich die deutsche Gesellschaft in ihren Formen immer stärker popularisirte, während vom hohen Adel herab bis zum Handwerker und Bauernknecht Alles in die vom Bürgertum eröffnete Bahn eines gesteigerten Lebensgenusses drängte, suchten sich zugleich die einzelnen Stände und Gruppen rechtlich immer schroffer gegen einander abzuschließen. Es war, als fürchteten sie demnächst in der stets wachsenden Nivellirung der Sitten unterzugehen, denn die Klage, daß niemand mehr seinen Stand halten wolle, läßt sich nicht nur auf das Streben der Niederen nach äußerlicher Gleichstellung mit den Höheren beziehen, sondern ebensogut gegen die Höheren richten, die sich bei allem Luxus die erfolgreichste Mühe gaben, dem Gegenstand des allgemeinen Spottes, dem „groben" Bauern in Sprache und Benehmen immer ähnlicher zu werden. Die verschiedenen Stände, die in der Freude an spießbürgerlichen Scherzen und bäurischen Unflätereien ein Herz und eine Seele waren, beobachteten sich dabei gegenseitig mit einer geradezu feindseligen Kritik. Die rechtlichen Schranken wurden erhöht, verstärkt; die Städte erschwerten den Zuzug, die Zünfte den Eintritt; die Kapitel der geistlichen Stifter wurden mehr und mehr zu einer Domäne des Adels und ein pedantisches Standesbewußtsein steigerte nicht nur das Ceremoniell der Ritterspiele und die Lust an heraldischen Kleinigkeiten, sondern auch das Formenwesen im Verkehr der Bürger und Bauern, der Meister und Gesellen, der Schüler und Landsknechte. Jeder suchte seinen gesellschaftlichen Halt im engsten Kreis der Berufsgenossen; man steckte sich der Außenwelt gegenüber in den Zwang einer nur dem Eingeweihten geläufigen Lebensordnung wie in eine schützende Rüstung. Wo diese festgefügten Kreise sich berührten, da mußte es harte Reibungen und Stöße geben. In höchst bedeutsamer Schärfe spiegelt uns die Literatur einen gesellschaftlichen Kriegszustand, der nicht allein den unblutigen Waffen der Kritik und des Spottes den freiesten Lauf ließ, sondern auch häufig genug

Digitized by Google

den vorhandenen feindseligen Stimmungen in erbarmungslosen Taten Luft machte. Nirgends spricht sich das innerste Fühlen des Volkes deutlicher aus als in seinen Liedern, und in jener sangeslustigen Zeit wurden nicht nur Wein und Liebe, auch die neuesten Ereignisse, politische und soziale Wünsche und Klagen zum Gegenstand des Lieds. „Wenn zwei oder drei zusammenkommen, so müssen sie singen," berichtet eine „christliche Ermahnung" von 1509, „und sie singen alle bei der Arbeit in Haus und Feld, bei Gebet und Frömmigkeit, in Freud und Klag, bei Trauer und Gelag." Kein Stand bleibt von diesen gereimten und gesungenen Angriffen verschont; Ritter, Bürger und Bauern, Pfaffen und Schreiber, Juristen und Kaufleute, alle müssen sie vor das Gericht der öffentlichen Meinung, das nichts weniger als säuberlich mit ihnen umspringt. Die einzelnen Züge des Volkslieds erscheinen dann zu einem Gesammtbild verarbeitet in den zahlreichen satirischen Dichtungen, als deren höchster Typus stets Sebastian Brant's Narrenschiff betrachtet werden muß. Bürgerlich und volkstümlich ist der Ton auch in den Trutzliedern des Adels; der furchtbarste Haß gegen die neue Macht und Bedeutung der niederen Stände kleidet sich wohl oder übel in das Gewand der Volkspoesie. Dabei werden die Städter mit Vorliebe als „Bauern" gebranntmarkt:

„Es stund vil baß vor alter zeit,
do füchsin was ir pestes klaid
und in die stifel stunken."

Den frechsten Cynismus enthält die berüchtigte Edelmannslehre:

„Wiltu dich erneren,
du junger edelman,
folg du miner lere,
sitz uf, drab zum ban;"

kommt dann der „Bauer" ins Holz gefahren, so muß man ihn beim Kragen erwischen, nehmen, was er hat, seine Pferde ausspannen und ihm schließlich die Gurgel abreißen! Von der andern Seite klingt die Erbitterung der Städter aus zahlreichen Liedern auf den Untergang solcher adeliger Straßenräuber; ihre Folterung und Hinrichtung wird mit unbarmherzigem Behagen erzählt:

„do dennet man im sein haut;
was er den von Nürnberg het getan,
das saget er überlaut."

Aber mit nicht geringerem Nachdruck werden die Juristen als würdige Genossen der Raubritter dem allgemeinen Haß empfohlen, als Rechtsverdreher, Beutelschneider, Unterdrücker aller Menschen, Zungenkrämer, böse Christen. Ihre Zusammenstellung mit den Raubrittern bei Sebastian Brant fällt eher noch zu Gunsten der letzteren aus, die wenigstens ihren Leib in Trocken und Naß daran wagen, während der Schreiber „seine Seele ins Tintenfaß setzt" und einen feisten Bauern braucht, um seinen Kohl fett zu machen. Eine ganze Liste von gemeinschädlichen Berufsarten gibt einmal Geiler von Kaisers-

Digitized by Google

berg: „Roller, Zoller, Schergen, Fergen, Ärzt, Poeten und Juristen sind sieben böse Christen." Dieses gegenseitige Herunterreißen der verschiedenen Gesellschaftsklassen wurde im Volkslied wie in der Satire, im Fastnachtsspiel, manchmal auch in der Predigt so weit getrieben, daß man die eine oder andere Klasse geradezu als einen Abschaum der Menschheit zu schildern und mit genügender Deutlichkeit auf ihre gewaltsame Beseitigung oder Säuberung zu bringen wagte.

Wir müssen neben die fortwährende Verschärfung der sozialen Gegensätze einen andern sehr schlimmen Zug der Zeit halten. Die nämliche Unbarmherzigkeit, womit die Literatur ihre Opfer behandelte, herrschte auch im Leben, vor allem in der Handhabung der Justiz. Es ist schwer zu sagen, ob die zunehmende Roheit der Sitten oder ein verkehrtes Rechtsgefühl den stärksten Einfluß auf die Entwicklung einer abstoßenden Grausamkeit geübt hat, die sich bei Gericht und auf der Landstraße wetteifernd breit machen konnte. Das Criminalverfahren war bereits vor dem Eindringen des römischen Rechts zu einem Hohn auf jede Menschlichkeit geworden; wenn der einfache Aufenthalt in einem Gefängniß, das wohl mit gutem Recht als das „Loch" bezeichnet wurde, einer harten Strafe gleichkam, so verschwand freilich diese Härte vor den unaussprechlichen Scheußlichkeiten, die in den Folterkammern nnd auf den Richtstätten im Namen der Gerechtigkeit verübt werden durften. Die städtischen Obrigkeiten haben sich auf diesem Gebiet einen traurigen Ruhm erworben; Enea Silvio rügt die übermäßige Strenge der Baseler Justiz und der Deutsche Konrad Celtis eifert in seiner begeisterten Schilderung von Nürnbergs Herrlichkeit mit anerkennenswerter Offenheit gegen diesen häßlichen Flecken. Im späteren XVI. Jahrhundert wagte es ein fremder Beobachter geradezu, Völlerei und Grausamkeit als die eigentlichen Nationallaster der Deutschen aufzuführen, während die Deutschen ihrerseits nicht müde wurden, den Hang zur Grausamkeit als eine Eigentümlichkeit der romanischen Völker hervorzuheben. Man hat das römische Recht für die Unmenschlichkeiten der Tortur verantwortlich gemacht, die aber lange vor der eigentlichen Rezeption aus dem kanonischen Recht in das nationale Gerichtsverfahren herübergenommen und von den deutschen Richtern des XV. Jahrhunderts nicht minder scharf als von den Juristen des XVI. gehandhabt worden ist. Jedenfalls ist auch das deutsche Recht von einer Neigung zu unnötiger Härte keineswegs freizusprechen. So galt z. B. das Augenausstechen für eine echt deutsche Strafe. Und welche fürchterliche Rachsucht tritt uns gelegentlich in der bäuerlichen Rechtspflege jener Zeiten entgegen! So bestimmt ein wetterauisches Weistum vom Jahre 1461: Wer einen stehenden Baum schält, dem soll man die Därme aus dem Leib ziehen, sie an den Baum heften und ihn dann um denselben treiben, bis die abgeschälte Stelle bedeckt ist, und sollte er keinen Darm mehr haben. Wer aber die Mark anzündet, den soll man in einer Kuh- oder Ochsenhaut drei Schritt vor das Feuer legen, so lange, bis es dreimal über ihn gebrannt; dann hat er tot oder lebendig seine Tat gebüßt. Es ist, wenn auch vielleicht

Digitized by Google

die Praxis keinen Gebrauch davon machte, eine wilde Phantasie, die sich in solchen und ähnlichen Absonderlichkeiten kund gibt; sie wurde durch die häufigen Blutszenen des Schaffots nur noch gesteigert und die wachsende Grausamkeit der Gerichte, die im XVI. Jahrhundert die Höhe eines entsetzlichen Raffinements erreichte, wetteiferte mit der zunehmenden Roheit und Unbarmherzigkeit der Selbsthilfe, wie sie jenen kraftstrotzenden und heißblütigen Generationen geläufig war. Was in den unausgesetzten Fehden und Räubereien draußen auf dem Land vorging, das spielte kaum minder wild und blutig in den Mauern der Städte und im engen Kreis der Genossenschaft und Familie. Ich erinnere nur an die zahlreichen „Studentenkriege", in denen sich der Zorn der Spießbürger von Heidelberg, Wien, Leipzig, Erfurt gegen die Universitäten entlud. Den Preis der Roheit trug freilich ohne Zweifel der niedere Adel davon. Die Raubritter gewöhnten sich allmählich daran, ihren bürgerlichen Opfern nicht nur alles abzunehmen, sondern auch die Hände abzuhauen. Gewisse ritterliche Kreise in Süddeutschland übten daneben den gräßlichen Brauch, jeden Pfaffen, der in ihre Hände fiel, zu kastriren. Dagegen erscheint es fast als ein unschuldiger Scherz, wenn der eine oder andere Edelmann den an ihn abgefertigten Boten nötigte, einen unliebsamen Brief aufzuessen.

Auf die hochgradige Erbitterung der deutschen Laienwelt gegen den Klerus werden wir noch zurückkommen. Aber die Laienwelt selbst war im vollsten Kampfe aller gegen alle begriffen. Und im Hintergrunde stand bereits das Gespenst der sozialen Revolution; hier und dort sah man es umgehen unter den „armen Leuten". Daß die Ehrbarkeit in den Städten zuerst die drohende Gefahr erkannte und aufwies, läßt sich wohl begreifen. Hatte doch schon das XIV. Jahrhundert jene Aufstände hungernder Handwerker gesehen, die den Reichen die Tore aufschlagen und mit ihnen essen wollten:

„Dem povel wirt der magen hol,
daz ist im grozzew swere."

Fürsten, Juden und Pfaffen wurden wiederholt als die vornehmsten Opfer ausgerufen, denen es gelten sollte. Aber am Meisten fühlten sich doch die behaglich lebenden oberen Schichten des Bürgertums bedroht; der Verlauf der husitischen Bewegung konnte sie nur in dem Glauben bestärken, daß es sich im Grunde um einen Kampf der Besitzenden und der Nichtbesitzenden handle. In unnachahmlicher Naivetät giebt diesem Gefühl die Magdeburger Schöppenchronik bei der Erzählung eines Aufstands vom Jahr 1402 Ausdruck. „Hierum sehet, ihr lieben alten weisen Bürger, daß man solch Ding mehr bewahre, da Schaden von kommen mag dieser Stadt, und denket dazu, daß ihr eine redliche, gute Polizei und Regierung vor euch nehmet, daß man dem gemeinen Volk seinen Willen allzusehr nicht lasse, als man getan hat. Man habe sie in guter Hut und in Zwang, denn zwischen den Reichen und den Armen ist ein alter Haß gewesen; denn die Armen hassen alle, die da was haben, und sind bereiter den Reichen zu schaden, denn die Reichen den Armen."

Digitized by Google

Und wie, wenn die Magenfrage sich mit der Kraft religiöser Erregung verband? In Böhmen war das Beispiel gegeben worden, wie man im Namen Gottes alle Vorrechte und Ungleichheiten austilgen müsse. Wir werden sehen, daß auch in Deutschland während des XV. Jahrhunderts die Verbrüderung der politisch-sozialen und der religiösen Umsturzideen teils vollzogen, teils angebahnt worden ist, daß der große Bauernkrieg nur den Abschluß einer längst eingeleiteten Bewegung bildet, die unter religiösem Feldgeschrei mit der völligen Nivellirung der deutschen Gesellschaft Ernst machen wollte.

Indessen mühten sich die höchsten Gewalten des Reichs in dem mehr oder minder aufrichtigen Bestreben ab, diese anarchische Masse, die den Namen des heiligen römischen Reiches trug, irgendwie in festere Ordnung zu bringen. Das XV. Jahrhundert ist eine Zeit des vergeblichen politischen Experimentirens, denn Niemand dachte ernstlich daran zu opfern und zu gehorchen. „Der Gehorsam ist verstorben", sagt ein thüringischer Dichter:

„nicht kunde man sich erwern
one gehorssam zu keyner zeit
mit eyme mechtigen here:
man verlore gar schire den streit."

Digitized by Google

III. Das Haus Habsburg und die Reichsreform.

Die Reichsreform war und blieb ein Postulat und ein stehendes Schlagwort der Zeit wie die Reformation der Kirche. Brennend wurde diese Frage recht eigentlich mit der Regierung König Sigmunds; dem äußern Anstoß, den die Hussitenkriege gaben, folgte alsbald eine zweite Warnung, als die Schaaren der Armagnaken den deutschen Südwesten ungestraft verheerten. Deutschlands politische Ohnmacht konnte nicht deutlicher zu Tage treten; das Reich hatte den Nachbarnationen gegenüber nachgerade Alles verloren, ohne die Ehre zu retten. Was half es, daß offiziell immer noch eine Reihe von italienischen Staaten: Florenz, Mailand, Genua, Savoien, ferner die Provence, die Niederlande, die Schweiz, Böhmen und Mähren, das Gebiet des deutschen Ordens zum Reich gerechnet wurden? Tatsächlich hatte der Reichsadler längst aufgehört, jenes furchterregende Zeichen zu sein, vor dem allein, wie ein deutscher Publizist des XV. Jahrhunderts sich zu behaupten erdreistet, alle barbarischen Nationen erzitterten. Die Italiener sahen mit Verachtung auf die Ansprüche eines Mannes, der in Deutschland wohnte und von einem römischen Kaiser nichts als den eiteln Namen hatte. Im Westen consolidirten sich die drei großen Reiche, Frankreich, Spanien und England, alle begierig, die führende Stellung einzunehmen, die von den Deutschen nicht mehr rechtlich behauptet werden konnte. Gleicher Ehrgeiz erfüllte das Haus Burgund, dessen kurze Blüte immerhin die Niederlande dem Reich vollends entfremdet hat. Und nicht minder erschüttert zeigte sich Deutschlands Situation im Norden und Osten. Die Union der skandinavischen Reiche trat der zerbröckelnden Hansa entgegen; die verhängnißvolle Wahl des Dänenkönigs zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein wurde nicht minder eine Quelle des Unheils für Deutschland als das siegreiche Vordringen Polens auf dem Gebiet der Deutschherren. Böhmen, fast ganz tschechisirt, hielt sich unter einem hussitischen König als selbständige Macht neben dem Reich und fiel gegen Ende des Jahrhunderts mit Ungarn zusammen an die jagellonische Dynastie. Vom Südosten herauf drohte bereits die Macht der Osmanen, während ein zweiter Erbfeind aller westeuropäischen Kultur in dem moskowitischen Reich heranwuchs. Aber keine von all' diesen äußeren Gefahren erschien so nahe und dringend, als der Ehrgeiz des französischen Königtums, das seit dem XIV. Jahrhundert nicht müde ward, mit einzelnen Reichsfürsten Verbindungen anzuknüpfen, und die

Digitized by Google

Erwerbung der römischen Krone nicht mehr aus den Augen verlor. Im Jahre 1444 formulirte Karl VII. das künftige Verhältniß in den berüchtigten Behauptungen, daß Frankreich den Rhein als seine natürliche Grenze und die deutsche Freiheit als einen Gegenstand seiner Fürsorge ansehe. Einige Jahrzehnte später wußte die französische Krone die Eidgenossenschaft in ihr Interesse zu ziehen.

Es gab keine deutsche Politik mehr. Ohne eine innerliche Wiedergeburt war an ein Auftreten des deutschen Reichs nach außen nicht zu denken. Man hatte so gut wie gar keine Centralgewalt: weder das Schattenkönigtum noch die haltlose Oligarchie der Kurfürsten konnte die politischen Kräfte der Nation aus ihrer centrifugalen Richtung herausreißen. Im offenbaren Fortschritt und Aufsteigen begriffen waren nur die größeren territorialen Gewalten. Und gerade sie bildeten ja das Haupthinderniß jeder einheitlichen Organisation. Die Städte gaben hierin den Fürsten kaum etwas nach, aber die öffentliche Meinung machte doch im richtigen Gefühl die Fürsten für den Niedergang des Reichs verantwortlich, denn nur bei ihnen konnte allenfalls noch auf die Möglichkeit einer großen politischen Initiative gerechnet werden; erwies sich diese Hoffnung als trügerisch, so blieb nichts mehr übrig, als die Revolution. Nikolaus von Cues hat sich das in seinem berühmten Entwurf einer Reichsreform vollkommen klar gemacht. Das Grundübel des todkranken Reichs ist die mangelnde Rechtssicherheit. Daher muß vor allem das Fehderecht ganz und gar aufgehoben, ein ewiger Landfriede hergestellt werden. Dies läßt sich aber nur durch ein starkes Kaisertum erreichen. Der geniale Reformer sieht die künftige deutsche Monarchie, gegründet auf ein geordnetes Heer- und Finanzwesen, des Landfriedens walten, unterstützt und controlirt durch jährliche Reichsversammlungen, auf denen die Kurfürsten und die kaiserlichen Richter mit Vertretern der Fürsten, der Städte und des Adels tagen. Der Reichstag ist zugleich die höchste Instanz über den gewöhnlichen Reichsgerichten und eine seiner vornehmsten Aufgaben bildet die Herstellung eines gemeinen nationalen Rechts auf Grund der zahllosen Partikularrechte. Der Reichsschatz zu Frankfurt wird auf eine Reichssteuer sowie auf die Reichszölle und die Gerichtsgelder fundirt. Es giebt nur noch eine bewaffnete Macht, das stehende Reichsheer. Bieten aber die Fürsten nicht die Hand zu einer solchen Neugestaltuug, so werden sich, indem sie hadern, die Männer der brutalen Gewalt erheben, „denn wie die Fürsten das Reich verschlingen, ebenso verschlingt dann das Volk die Fürsten".

Zweifellos hing das Schicksal der Reichsreform vorzüglich von den Interessen der großen Fürstenhäuser ab, die während des XV. Jahrhunderts aus der Masse der kleineren Dynastien heraustreten; es sind die nämlichen, die im folgenden Jahrhundert über die politische Zukunft der Reformation entschieden haben. Dem oben berührten Zug der Zeit nach monarchischer Festigung des Staats begegnen wir auch bei ihnen. Durch Erbverbrüderungen suchte man dem Heimfall der großen Reichslehen vorzubeugen; gegen

Digitized by Google

Ende des XV. Jahrhunderts schien sogar der Krebsschaden des Fürstentums, der Grundsatz der Teilung, einer wirklich politischen Auffassung weichen zu sollen. Die goldene Bulle hatte wenigstens die kurfürstlichen Territorien unter den Schutz der Unteilbarkeit gerettet; jetzt suchten die Hohenzollern (1473), die Würtemberger (1473), die bairischen Wittelsbacher (1506), die Zähringer (1515) durch feste Regelung der Primogenitur ein neues Auseinanderfallen des einmal Vereinigten zu hindern. Auch die mecklenburgischen, pommerischen, hessischen, sächsisch-thüringischen Lande durften sich im XV. Jahrhundert einer freilich vergänglichen Einheit der Regierung erfreuen, während das welfische Haus fortfuhr, seine Macht aufs Kläglichste zu verzetteln. Ein politischer Gedanke liegt gewiß auch in der damals um sich greifenden Übung, die geistlichen Fürstentümer und höheren Pfründen an die nachgeborenen Söhne fürstlicher und adeliger Familien zu bringen; zu ihren Gunsten wurde die ursprünglich freie Wahl der Kapitel mehr und mehr eingeschränkt, die Kapitel selbst zum Teil in reine Adelsgenossenschaften verwandelt, worin man die Würdigkeit zum geistlichen Amt nach Analogie der Turnierfähigkeit abmaß. Die geistlichen Fürstentümer hätten als geschlossener Stand eine entscheidende Stimme im Reich haben können; es gab über fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, gegen achtzig Prälaten und Äbtissinnen. Aber sie reihten sich vollkommen der weltlichen Gliederung der Stände ein und der gewohnheitsmäßige Anspruch, den gewisse vornehme Häuser auf dieses oder jenes Stift erhoben, erinnerte zuweilen beinahe an Erblichkeit.

Wie hätte man aber von einem Fürstenstand, der sich doch immer nur mit Mühe zur Erkenntniß seiner eigenen Hausinteressen erheben konnte, klare Einsicht und guten Willen in Sachen des Reichs erwarten sollen! Gerade der Gegensatz der beiden hervorragendsten Häuser, Hohenzollern und Wittelsbach, hat Jahrzehnte lang die Verwirrung des Reichs wesentlich gesteigert. Die Hohenzollern waren im engsten Anschluß an das Kaisertum emporgekommen; sie wußten ihre Herrschaft in der Mark Brandenburg dem Adel und den Städten zum Trotz zu festigen, und Kurfürst Friedrich I. durfte, kaum unter die Ersten des Reichs aufgenommen, bereits seinen Blick auf die römische Königskrone richten, die in jener Zeit keinen würdigeren Träger hätte finden können. Diese Aussicht verschwand wieder ebenso wie die Hoffnung, Kursachsen zu erwerben; das wiederholte Anerbieten der böhmischen Krone ward nicht ernstlich ergriffen. Albrecht Achilles, „der Sinnreiche von Brandenburg mit seinen subtilen Fünden", der Erste unter den Reichsfürsten seiner Zeit, war ein derber Realpolitiker, der sich nicht von abenteuerlichen Projekten einnehmen ließ. Eine prachtvolle Erscheinung, tollkühn im Turnier wie in der Fehde, war er nicht minder bewundert und gefürchtet als ein Meister politischer Verschlagenheit, als „deutscher Fuchs", der selbst den Wälschen zu imponiren verstand. Keiner von seinen fürstlichen Zeitgenossen hat das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit so überkräftig zum Ausdruck gebracht; als sein Streit mit Nürnberg vor dem kaiserlichen Hofgericht zu

Digitized by Google

Wiener-Neustadt verhandelt wurde, fiel er dem Kaiser selbst in die Rede, warf einen kaiserlichen Rat bürgerlichen Standes mit den Worten: „Bist du auch ein Fürst?" eigenhändig zur Türe hinaus und fuhr den päpstlichen Legaten an, er kümmere sich weder um den Kaiser noch um den Papst. Denn wenn er nachmals das kaiserliche Banner gegen Wittelsbach geführt und die Rolle eines Schützers der Reichsordnung gegen fürstliche Unbotmäßigkeit gespielt hat, so verfolgte er deßhalb nicht minder eifrig als seine Gegner territoriale Zwecke. Daß er um seiner landesherrlichen Rechte willen auch mit der Kirche anzubinden wagte, erfuhren die fränkischen Geistlichen, als sie sich weigerten ihm die Reichssteuer zu zahlen. Das Interdikt focht den alten Herrn wenig an; „man muß sich", schrieb er, „des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz". Aber die Reichsreform war doch eigentlich nicht seine Sache, wie er überhaupt bei aller Energie des Geistes und Willens nichts Großes geschaffen hat. Als er 1486 starb, wurde Brandenburgs Einfluß, der allein auf seiner Persönlichkeit ruhte, mit ihm zu Grabe getragen für lange Zeit.

Eben damals erhielt die neue Macht, die an Brandenburgs Stelle zur Führung in Norddeutschland berufen schien, das sächsische Haus der Wettiner, die viel versprechende Anwartschaft auf Jülich und Berg. Aber die Aussichten der Wettiner konnten durch die 1485 vollzogene Teilung von vornherein für stark entwertet gelten. Die ernestinischen Kurfürsten in Thüringen und die albertinischen Herzöge in Meißen waren geborene Rivalen, während Albrecht Achilles durch sein Hausgesetz wenigstens die Marken vor künftiger Zersplitterung geschützt hatte. Zunächst freilich hob sich langsam der bedächtige Kurfürst Friedrich an die Stelle des ersten Reichsfürsten, eine Persönlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen und so auch in der Frage der Reichsreform einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem gewalttätigen, aber kaiserfreundlichen Markgrafen darstellte.

Während die Hohenzollern und die Wettiner im Bunde mit der bestehenden Ordnung des Reichs ihren Platz eingenommen und behauptet hatten, waren die Wittelsbacher seit dem Ausgang Kaiser Ludwigs und dem Verfall seiner großen dynastischen Schöpfung natürliche Gegner der Luxemburger und ihrer habsburgischen Nachfolger. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts überwanden sie endlich ihre altgewohnte Zwietracht soweit, daß Baiern und Pfälzer den Kern einer kaiserfeindlichen Partei bildeten. Die führende Persönlichkeit, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der „böse Fritz", zeigt in gewissem Sinn den Typus des modernen Fürsten noch stärker als sein Gegner Markgraf Albrecht. Er umgibt sich mit Vertretern des römischen Rechts und des Humanismus; er nimmt sogar wie König Alfonso von Neapel seinen Hofdichter mit ins Feld und läßt nicht nur sich, sondern auch seine Maitresse und seine Bastarde in lateinischen Hexametern verherrlichen. Eben so unbefangen springt seine Politik mit allem um, was ihr im Wege steht. Die Bestätigung seiner Kur holte er, da der Kaiser sie verweigerte, vom Papst, aber das hinderte ihn nicht, in der Mainzer Bistumsfehde dem Papst

Digitized by Google

wie dem Kaiser Trotz zu bieten; der Bann kümmerte ihn so wenig wie die Reichsacht. „Nüchtern und schonungslos", sagt ein neuerer Historiker, „nahm er das Recht des Krieges wahr, wie ein Pirat das Recht des Raubes"; die bei Seckenheim gefangenen Fürsten ließ er gekettet an den Block legen, um ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ihm und seinen Genossen der Gedanke, die römische Krone dem Tschechenkönig Georg Podiebrad in die Hände zu spielen, wenig Skrupel machte. Freilich hätte sich dabei das Haus Wittelsbach die leitende Stellung im Reich gesichert; die Reichsreform war natürlich nur das Aushängeschild für ein vorteilhaftes Geschäft der Territorialgewalten. Dahin war es nun einmal gekommen, daß man die Möglichkeit einer Fremdherrschaft, eines tschechischen oder burgundischen Reichsoberhaupts ohne allzugroße Aufregung ins Auge fassen durfte. Friedrich der Siegreiche stand in der freundschaftlichsten Verbindung mit Karl dem Kühnen; er dachte seinem Neffen, dem jungen Pfalzgrafen Philipp, die Hand der glänzendsten Erbin Europas, der burgundischen Maria zu verschaffen. Der große Burgunder war ja die glänzendste Verkörperung jenes fürstlichen Strebens nach voller Hoheit, nach „Libertät"; pfälzische Ritter hatten unter seiner Fahne gekämpft; für Friedrichs Bruder, den Erzbischof Ruprecht von Köln, unternahm er 1474 seinen Angriff auf das Reich, und Gesandte des Pfalzgrafen begleiteten ihn auf seinem verhängnißvollen Zug nach Granson. Das burgundische Erbe fiel nun freilich nicht an Pfalz, sondern an Habsburg; dafür finden wir Friedrichs Nachfolger, den Kurfürsten Philipp, im Schutz- und Trutzbündniß mit dem König von Frankreich, von dem er sogar Pension bezog; seine älteren Söhne mußten in die Schule des französischen Hoflebens, und diese enge Fühlung mit dem wälschen Nachbarn begann für das pfälzische Haus bereits im XVI. Jahrhundert traditionell zu werden.

Unter den bairischen Wittelsbachern ohne Frage der Bedeutendste und gleichfalls ein rechtes Muster des fürstlichen Politikers jener Zeit ist Herzog Albrecht IV. von Baiern-München eine Zeitlang der gefährlichste deutsche Gegner Habsburgs. Wie sein brandenburgischer Namensvetter wußte er Kühnheit mit Verschlagenheit zu paaren. Den Kampf des deutschen Fürstentums gegen seine Todfeinde, die teilungslustigen jüngeren Brüder, hat er mit allen Mitteln siegreich durchgefochten; den Adel hielt er nieder, ohne deßhalb gerade bürgerfreundlich zu sein, wie die Reichsstadt Regensburg zu ihrem Schrecken erfuhr. Er griff nach allem, was sich in der Nähe oder in der Ferne zu bieten schien; die alten bairischen Ansprüche in den Niederlanden waren ihm nicht zu fadenscheinig, so wenig wie die Rechte auf Verona, die er den vertriebenen Scala abgekauft hatte. Im Erreichbaren bewegten sich dagegen seine und seines Vetters Georg von Landshut Versuche, von dem altersschwachen Herzog Sigmund Tirol und Vorderösterreich für das Haus Baiern zu gewinnen. Albrecht hatte sich mit der Tochter des Kaisers ohne dessen Einwilligung vermählt; gegen den Zorn seines Schwiegervaters drohte

Digitized by Google

er bei Ungarn und andern außerdeutschen Mächten Schutz zu suchen. Dieses Fürstentum ist immer bereit, bei jeder Kreuzung seiner souveränen Gelüste an die Gewalt und nur zu leicht an die Hülfe des Auslands zu appelliren. Aber die alte Zwietracht der Wittelsbacher ließ sich nicht auf die Dauer beschwören; der Krieg um die Erbschaft der Landshuter Linie (1504) führte zur entsetzlichsten Verwüstung Baierns und der Pfalz, und der Münchener Herzog, der diesmal mit kaiserlicher Hülfe seines geächteten Vetters Herr wurde, mußte den Sieg mit Gebietsabtretungen an die Pfälzer, an den Kaiser und seine Verbündeten bezahlen. Trotzdem blieb das jetzt vereinigte Herzogtum Baiern immer noch eine gefährliche Nachbarschaft für die Habsburger; denn der Gedanke an das, was verloren, und an das, was nicht gewonnen war, lebte in Albrechts Söhnen fort. Vergebens suchte sie Kaiser Maximilian durch ein viel gebrauchtes Mittel zu begütigen, indem er ihnen von Zeit zu Zeit vorteilhafte Vermählungen mit der Königin von Schottland, der Königin von Neapel und anderen fernen Damen in Aussicht stellte.

Die Härte und der zügellose Eigenwille dieser Generationen erscheint in den fürstlichen Familien keineswegs abgeschwächt, vor allem aber verschwinden bei ihrer Betrachtung die hergebrachten Vorstellungen von deutscher Treue und Biederkeit, fürstlicher Ehre und Reputation, lauter Phrasen, die in den Schriftstücken jener Zeit mit einem wahrhaft komischen Ernst vorgeführt und bis zum Überdruß wiederholt werden. Bei der Gründung des modernen Staats ist es wie überall so in den deutschen Territorien nicht besonders säuberlich zugegangen. Die raffinirte Ruchlosigkeit der italienischen Tyrannis ist freilich in Deutschland nirgends erreicht worden, aber die innere Geschichte unserer Fürstenhäuser weist doch im XV. und XVI. Jahrhundert so manche Proben einer Gewissenlosigkeit auf, die unter dem Titel dynastischer Rücksichten alles für erlaubt hielt. Das verrufenste Beispiel lieferte der Ausgang Herzog Ludwigs des Entarteten von Baiern-Ingolstadt; nach einem Leben voll Streit und Fehde wird er, wegen seiner Vorliebe für einen Bastard, von dem rechtmäßigen Sohn Ludwig mit dem Höcker förmlich bekriegt und gefangen genommen, von einem fürstlichen Kerkermeister zum andern geschleppt, bis man eines Tags den achtzigjährigen Mann tot im Gefängniß seines alten Widersachers Heinrich von Landshut findet. Kurz vorher hatte der alte Herzog Ernst von München die bürgerliche Geliebte seines Sohnes Albrecht, die schöne Bernauerin, ertränken lassen; auch Heinrich von Landshut brachte es über sich, den feindlichen Vetter Ludwig auf dem Concil zu Kostnitz eines Abends meuchlerisch zu überfallen und niederzustoßen. Daß der Bruderkrieg keine Seltenheit war, versteht sich bei der mangelhaften Regelung der fürstlichen Nachfolge von selbst. In Sachsen wie in Baiern griff man zu dem Ausweg, jüngere Brüder, die sich allzulästig machten, einzusperren. Den alten liederlichen und jähzornigen Markgrafen Friedrich auf der Plassenburg nahmen die eigenen Söhne Kasimir und Johann in Haft, nachdem er sich tätlich an ihnen vergriffen hatte. Neben solcher Roheit waren rücksichts-

Digitized by Google

lose Habgier, Hang zu unsinnigem Luxus, Abwesenheit jedes Nationalgefühls leider sehr verbreitete Züge; wir werden darauf zurückkommen, wie zu Anfang des XVI. Jahrhunderts die Masse der deutschen Fürsten und Herren den Ausländern, und zwar mit vollem Recht, für käuflich galt. Von allen Seiten erscholleu die Warnungsrufe des Patriotismus, zu dessen Sprechern Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte vorzüglich aus dem Bürgerstand sich aufwarfen. Hören wir die Stimme eines Mannes, der selbst in der Vergötterung seines fürstlichen Herrn wahrlich des Guten zu viel getan hat. Matthias von Kemnat, der Historiograph Friedrichs des Siegreichen, ruft dem Kaiser und den Fürsten zu: „Herum sehet auf die Ding, daß kein ander Kaiser, König oder Fürst in Deutschland und in euere Gewalt und Fürstentum nicht niste oder bezwinge. Seid streng und fest; gedenkt an euer selbs Ehre und laßt euch in keinen Weg erschrecken noch abbräuen die edle Krone und Kür der kaiserlichen Majestät, die ihr in deutschen Landen besitzt." — Der Herzog soll der erste an der Spitze sein und das Volk nach sich ziehen; jetzt sind sie meist in allen Kriegszügen die letzten. „Ein Fürst heißt ein Fürsteher seiner Schaar und soll stehen bis in den Tod vor seinen Feinden. Den Titel und Orden fürstenlich das siehet man selten mehr halten. Ein Kaiser heißt Kaiser, daß er kiesen soll das Recht und verstoßen und strafen soll mit Gewalt alles Unrecht, und ein brennendes Recht soll durch sein Herz fließen. Tun jetzund das die Kaiser? Weiß männiglich wohl, mir gebührt zu schweigen." Er schweigt freilich trotzdem nicht, sondern bezeichnet den Kaiser Friedrich weiterhin als „den geizigen Judas". Und mit erstaunlicher Offenheit äußert sich hierüber der Nürnberger Barbier und Dichter Hans Folz in seiner Historie vom Ursprung des römischen Reichs:

„unser weltlichs haupt ist krank,
das alle fürsten sollt regirn;
dem thön die orn, im hiezt die stirn
nach gab, alsancz und auch hantsalben,
die erczeneyen in allenthalben;
nye süßer drost im geben wart,
dan von Reichart, Gebhart, Clinghart."

Gerade dieser vielverspottete Kaiser, dessen Ohnmacht sprichwörtlich geworden ist, hat den Grund zur habsburgischen Weltmacht gelegt, hat das Haus Österreich gelehrt, seine Blicke, dem Doppeladler gleich, nach Osten und nach Westen zu richten. Was war die Macht Ludwigs des Baiern oder der Luxemburger gegen den Traum von der Zukunft Österreichs, in dem Friedrich III. lebte und webte, den er in der Zeichensprache seines A. E. I. O. U. auszudrücken liebte! Die politische Geschichte Deutschlands im XV. Jahrhundert hat kein folgenreicheres Ergebniß aufzuweisen als die neue Weltstellung Habsburgs. Aber diese Schöpfung trägt von Anfang an einen internationalen Charakter; ihre wichtigsten Interessen liegen außerhalb des Reichs. Alles wirkte ineinander, um ein staatliches Zusammenwachsen der Nation, wie es

Digitized by Google

sich in Frankreich, England und Spanien vollzog, in Deutschland unmöglich zu machen; zu der unüberwindlichen Kraft des deutschen Partikularismus trat noch die Herrschaft einer Dynastie, in deren politischen Combinationen Deutschland nur ein Faktor neben andern war.

Friedrich von Steiermark wurde als ohnmächtig und harmlos von den Kurfürsten am 2. Februar 1440 gewählt. Als Kaiser hat er allerdings zeitlebens eine erbärmliche Rolle gespielt. Aber eine unbedeutende Persönlichkeit war er keineswegs. Wie er, obwohl eigentlich so gut als mittellos, es doch verstanden hat sich durch den Gegensatz der Parteien und gelegentlich selbst durch den immer noch nicht ganz erloschenen Nimbus der Kaiserkrone zu behaupten, das ist ja vielfach jenen alten Anklagen und Spöttereien entgegengehalten worden. Freilich, die Schläge fielen hageldicht; jeder Rest von Ehrgefühl hätte sich gegen diese Demütigungen aufbäumen müssen. Aber Friedrich besaß überhaupt keinen verwundbaren Punkt; er war geradezu durch nichts aus der Fassung zu bringen. Er gewöhnte sich daran, alles von der Zeit zu erwarten, seine Feinde zu überleben, seine politischen Rechnungen immer wieder von vorne anzufangen, bis das gewünschte Resultat endlich doch noch herauskam. Denn eine unglaubliche Zähigkeit war eben seine Stärke. Ein Wort des Albrecht Achilles, wer sich nicht schäme, der werde nicht zu Schanden, läßt sich mit weit besserem Fug auf diesen stillen Rechner und Planmacher anwenden, der unter dem Hohn und Spott der Zeitgenossen ein gutes Stück seiner Projekte verwirklicht hat. Übrigens fehlt bei aller Nüchternheit auch ihm nicht der phantastische Hintergrund; Friedrich war der eifrigste Alchymist und Astrolog, ja sogar „ein großer Nigromanta", in dessen Kammer man des Nachts „wunderbarliche und erschreckenliche Ding" zu sehen und zu hören bekam.

Die drei großen Errungenschaften Habsburgs unter seiner Regierung sind die burgundische Heirat, die Wahl Maximilians zum römischen König und die Gründung des schwäbischen Bundes. Nationale Gedanken, wie sie uns bei den früheren habsburgischen Königen begegnen, dürfen wir bei ihm nicht suchen; hat er doch kein Bedenken getragen, die scheußlichen Horden der Armagnaken ins Reich zu ziehen. Nicht sein Verdienst war es, daß der alte Anspruch der französischen Könige auf das Rheinufer damals nicht verwirklicht wurde. Deutschland mußte überhaupt den politischen Phantasien einer jugendlichen Staatskunst immer mehr als corpus vile, als bequemstes Versuchsobjekt dienen. So überwies der Entwurf eines europäischen Staatenbunds, der sich Podiebrads besondern Beifall erwarb, die Führung der Christenheit gegen die Ungläubigen den Königen von Frankreich und Böhmen; dem ersteren war sogar der Vorsitz in einem internationalen Fürstenparlament zugedacht, mit absichtlicher Übergehung von Kaiser und Papst. Ernsthafter drohte der Ehrgeiz der neuen burgundischen Großmacht zu werden, die zwischen Deutschland und Frankreich emporwuchs und sich bereits als Erbin des gefallenen römischen Reichs anzukündigen wagte. In Karl dem Kühnen, dem

Digitized by Google

neuen Alexander, dem „Großherzog des Occidents", verband sich der Geist der modernen Monarchie mit dem halb abenteuerlichen halb ceremoniösen Wesen eines neuverjüngten Rittertums und diese Mischung ist ebenso das Muster für die Herrscher des XVI. Jahrhunderts geworden wie sein Gedanke einer europäischen Monarchie bei den Habsburgern und bei den französischen Königen fortgewirkt hat. „Halb Europa", sagt Commynes, „würde ihm nicht genügt haben." An dem Hof dieses französischen Vasallen drängten sich Gesandte vom Papst und vom Kaiser, von Frankreich und England, Ungarn und Böhmen, Neapel und Venedig. Schon erstreckte sich das burgundische Reich von der Nordsee bis an den Genfer See; schon legte Karl seine Hand auf Elsaß und Vorderösterreich und griff nach Lothringen, nach der Eidgenossenschaft, nach Savoien und der Provence. Frankreich sollte in eine Anzahl von kleineren Staaten zerschlagen werden; die Krone des heiligen römischen Reichs hatte Karl sich selbst zugedacht und im Jahr 1469 wurde sie ihm von Podiebrad im Einverständniß mit der bairischen Partei wirklich angetragen. Aber schon vorher hatte der Kaiser den Plan gefaßt, die burgundischen Lande zum Königreich zu erheben und dagegen die Hand der Erbin Maria für seinen Sohn zu gewinnen; man muß dem Kaiser zugestehen, daß er wenigstens zu einer förmlichen Auslieferung der römischen Krone an Burgund sich nicht herbeilassen wollte. Vorübergehend ermannten sich sogar Kaiser und Reich gegen die übergroße Frechheit des Herzogs, dessen Einfall in das kölnische Erzstift das schlummernde Nationalgefühl der Deutschen für einen Augenblick aufweckte. Nach der fürchterlichen Schmach der Hussitenkriege und des Armagnakenzugs war die heldenmütige Verteidigung der kleinen Stadt Neuß, vor der alle Übermacht des Burgunders zu Schanden wurde (1474/75), wieder das erste tröstliche Zeichen, daß Deutschlands nationale Ehre noch nicht ganz und gar erstorben sei. Man versah sich aber auch des Schlimmsten; Karl wolle, so hieß es, nach Einnahme des Rheinstroms die Reichsverfassung auflösen und „selbst Kurfürst, König, Kaiser und Papst sein, und alle Kurfürsten und auch andere Fürsten würden seine Knechte und Sklaven"; die Städte aber müßten ihren ganzen Reichtum herausgeben, ihre Mauern niederlegen lassen und dann so viel Steuern zahlen, daß sie nicht mehr aufbauen könnten. Der gewaltige und unheimliche Eindruck, den diese plötzlich in die Höhe getriebene Macht Burgunds in der Phantasie des deutschen Volks hinterließ, gipfelt in den Erzählungen von seiner Gottlosigkeit, wie er gesagt habe, Gott mit seinen Engeln und Heiligen regiere im Himmel und kümmere sich unser nicht, sondern er und seinesgleichen sollten auf dem Erdreich regieren und herrschen. Der große Widersacher aller Freiheit, der Vorläufer des Absolutismus mußte zugleich die Züge des Antichrist tragen und nicht nur dem Papst und dem Kaiser, sondern Gott selber Trotz bieten. Man hatte das Gefühl mit einer ganz neuen Welt in leibhaftige Berührung gekommen zu sein; seit Jahrhunderten war das Interesse der Nation nicht mehr in solchem Grade von einer einzelnen Persönlichkeit herausgefordert

Digitized by Google

worden. Im fränkischen Staffelstein spielten die Hirtenknaben auf dem Felde den Streit zwischen Kaiser, Frankreich und Burgund; daß der Stärkste, der den Burgunder darstellte, dabei durch einen Zufall ums Leben kam, galt für ein gutes Vorzeichen.

„Was man sagit hen unnd her,
unden und oben in den landen,
das ist allis von einem manne von Burgundien."

Auch über diesen Gewaltigen triumphirte Kaiser Friedrichs Geduld; nach der ersten Niederlage durch die Schweizer verstand sich Karl zum Abschluß des vielumstrittenen Verlöbnisses zwischen seiner Tochter und dem jungen Kaisersohn (6. Mai 1476). Kurz darauf fand die burgundische Herrlichkeit ihr Grab auf dem Schlachtfeld bei Nancy; Maximilian nahm den Kampf um die verhängnißvolle Erbschaft auf. Der erste große Schritt zur Gründung der habsburgischen Weltmacht war getan. Freilich starb Maria nach kurzer Ehe und Maximilian mußte noch Jahre lang mit Frankreich und den widerspänstigen Niederländern ringen, bis er 1485 als Vormund seines Sohnes Philipp anerkannt wurde. Eben damals flüchtete der Kaiser aus seinen Erblanden vor dem siegreichen Matthias Corvinus; die Erbschaft der Luxemburger in Ungarn wie in Böhmen schien für Habsburg verloren. Und wenn am 16. Februar 1486 die deutschen Kurfürsten den Erzherzog Maximilian zum römischen König wählten, so war das ein Erfolg für das Haus Österreich, der dem alten Kaiser mühsam abgedrungen worden ist. Maximilian mußte bei dem hartnäckigen Widerstand des Vaters die Aufgabe sich mit den Kurfürsten abzufinden selbst übernehmen. Albrecht Achilles, der sogar an die Wahl seines Sohnes Johann gedacht zu haben scheint, wurde durch die Aussicht auf die Vermählung einer Tochter mit dem kürzlich verwittweten jungen Habsburger gewonnen. Die Gratulationsrede des venezianischen Gesandten durfte geradezu die allbekannte Abneigung des Kaisers gegen die Wahl seines Sohnes als besondere Uneigennützigkeit feiern. Dagegen können wir wohl annehmen, daß die Gründung des schwäbischen Bundes im Jahr 1487 nicht gegen den Willen, vielmehr unter wesentlicher Mitwirkung Friedrichs zu Stande gekommen ist. Dieser kaiserliche Bund im Lande zu Schwaben, ursprünglich hervorgerufen durch das drohende Wachstum der wittelsbachischen Macht, das den Kaiser nicht minder unliebsam berührte als die schwäbischen Herren, Ritter und Städte, erweiterte sich rasch durch den Beitritt des Kurfürsten von Mainz und der fränkischen Hohenzollern; im Jahre 1490 wurde der junge König selbst als Nachfolger des Herzogs Sigmund in den österreichischen Vorlanden aufgenommen. Der alte Gegner Albrecht von Baiern fand es schließlich gleichfalls geraten sich durch Eintritt in den Bund sicher zu stellen, der unstreitig als die bedeutendste Vereinigung politischer und militärischer Kräfte in Deutschland für jede Umgestaltung des Reichs von Gewicht war.

Denn neben der werdenden österreichischen Großmacht und vielfach im Gegensatz zu ihren Interessen hatte die Frage der Reichsreform allmählich

Digitized by Google

bestimmtere Umrisse gewonnen. Seit den Tagen Kaiser Sigmunds beschäftigte sie die Reichstage; nach einer spottenden Äußerung des Enea Silvio war freilich das einzige Ergebniß einer solchen Versammlung jedesmal die Geburt eines neuen Reichstags. Die Organisation des Landfriedens, die Einteilung des Reichs nach Kreisen, der gemeine Pfennig und andere Entwürfe einer Reichssteuer schleppten sich seit den aufregenden Zeiten der Hussitenkriege noch über ein halbes Jahrhundert von einem Tag zum andern fort, ohne daß man zu einer dauernden Regelung gekommen wäre. Abgesehen von der mangelnden Opferwilligkeit hegten auch die Reichsstände unter einander und gegen den Kaiser ein nur zu wohl begründetes Mißtrauen. Die Städte fürchteten durch eine direkte Reichssteuer zur Offenbarung ihrer „Heimlichkeit" oder „Gelegenheit", d. h. ihrer wahren finanziellen Lage gedrängt zu werden; die Fürsten konnten sich allerdings auf die Schwierigkeit berufen, eine vom Reich beschlossene Leistung bei ihren eigenen Landständen durchzusetzen. Selbst ein Albrecht Achilles stand im Jahr 1480 mit aller Entschiedenheit auf Seiten der Gegner, in deren Augen jede Reichssteuer ein schmählicher der deutschen Natur unwürdiger Tribut und das Beispiel der französischen Monarchie nur ein abschreckendes war. Und wie hätten die Fürsten sich ernstlich mit einem Kaiser verständigen sollen, dem sie den frommen Wunsch zutrauten, da er verdorben sei, müßten sie auch verderben. Mit den Städten vollends war nicht viel anzufangen, solange man fortfuhr die Frage, ob sie überhaupt Reichsstandschaft besäßen, offen zu lassen. Sie hatten sich selbst durch das ewige „Hintersichbringen" ihrer Vertreter, durch die bis zum Überdruß wiederholte Entschuldigung mit unzureichender Vollmacht in eine schiefe Lage gebracht. Daß sie neben den Kurfürsten und den Fürsten als drittes Element der Reichsversammlung selbständig berieten, war längst eingebürgert, aber nicht rechtlich festgestellt; auf den Tag von 1486 wurden sie gar nicht geladen, wogegen man ihnen ohne erst zu fragen eine starke Reichshülfe auflegte. Aber die Frage, ob die Beschlüsse eines Reichstags auch für die nicht anwesenden Reichsglieder verbindlich seien, gehörte gleichfalls zu den strittigen. Die kleinen reichsunmittelbaren Dynasten waren selbstverständlich von vornherein gegen jede Änderung, die nur entfernt an eine „Servitut", d. h. an eine stärkere Centralgewalt erinnerte.

Es bedurfte viel Mut, viel Ausdauer, einen bestimmten Reformplan festzuhalten und an einer Ordnung dieser chaotischen Zustände nicht zu verzweifeln. Kurfürst Berthold von Mainz, aus dem Geschlecht der Grafen von Henneberg, brachte es fertig der Reformpartei Haltung und Richtung zu geben, eine Richtung, die von den kaiserlichen Bahnen Markgraf Albrechts gründlich abwich. Und doch erklärte auch der alte Hohenzoller kurz vor seinem Hinscheiden Frieden, rechtes Gericht und einmütige Münze für die unentbehrlichsten Heilmittel gegen die Ohnmacht des Reichs. Berthold hat den Kampf um die Neuordnung des Reichs zu seiner Lebensaufgabe gemacht; in kirchlichen Dingen entschieden conservativ schrak er als Politiker nicht vor

Digitized by Google

dem Gedanken zurück Deutschland in eine ständische Republik zu verwandeln. Denn sein Plan ging ursprünglich auf einen Reichsrat, der mit fast allen Rechten und Obliegenheiten einer Reichsregierung ausgestattet und dem beherrschenden Einfluß der Kurfürsten unterworfen werden sollte. Aber auch der spätere Entwurf, der eine jährliche Versammlung des Königs und der Reichsstände zur eigentlichen Inhaberin der Souveränetät machen wollte, hätte das deutsche Königtum zu einem bloßen Namen herabgedrückt. Man denke sich solchen Bestrebungen gegenüber die feurige Herrschernatur Maximilians, der nach dem Tod seines Vaters (1493) vor Ungeduld brannte das Reich zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Politik zu machen. Vergebens appellirte er an das Nationalgefühl; die Stände fanden jede ernsthafte Machtentfaltung des Reichs nach außen unstatthaft, solange man im Innern nicht Ordnung geschafft habe. Der König klagte, er habe bei Verhandlung der Reichssachen zu Worms vor der Türe stehen müssen; er wolle sich künftig nicht mehr an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen. Aber was er zu Worms 1495 nicht hatte zugestehen wollen, dem mußte er sich auf dem Augsburger Reichstag im Jahr 1500 beugen. Das Reichsregiment, bestehend aus zwanzig Mitgliedern, wurde geradezu mit der Handhabung der obersten Gewalt in allen Reichssachen, die auswärtige Politik nicht ausgenommen, betraut; während der überwiegende Einfluß dem Kurfürstencollegium gesichert war, sank der König zum Präsidenten des Regiments, zum ersten Stand des Reiches herab. Doch war dieser glänzende Sieg der fürstlichen Reform nicht von Dauer; bei einem Versuch, den römischen König mit Frankreich zu vertragen und so den für das Reich notwendigen Frieden zu erhalten, spielte das Regiment zwar nicht gerade eine verräterische, aber immerhin keine sehr rühmliche Rolle. Es gereichte doch der Nation zur Unehre, daß ein französischer Gesandter dem Kurfürsten Berthold und anderen Gliedern des Regiments ungestraft ins Gesicht sagen durfte, der römische König habe sich in den italienischen Händeln mit 30 000 Dukaten bestechen lassen. Freilich rächte sich Maximilian, als nach kurzer Zeit das Regiment an der unüberwindlichen Teilnahmlosigkeit der Stände zu Grunde ging, mit der offenen Behauptung, der französische König sei der eigentliche Urheber des Regiments gewesen und Kurfürst Berthold habe für seine guten Dienste 200 000 Kronen genommen. Jedenfalls hat das Bestreben des Mainzers, die Aufmerksamkeit der deutschen Stände ganz auf die inneren Angelegenheiten des Reichs zu lenken, weder bei den Nächstbeteiligten noch in weiteren Kreisen der Nation das nötige Entgegenkommen gefunden; es sind nur vereinzelte Stimmen, die sich in der Literatur jener Jahre zu Gunsten einer ständischen Regierung, eines „römischen Senats" erheben, und auch sie betonen in erster Linie den Wunsch, des Reiches Macht und Ehre den andern Nationen gegenüber hergestellt zu sehen. Eine fürstliche Oligarchie, deren Politik diesen Gesichtspunkt fast gänzlich außer Acht ließ, konnte auf keine lebhaften Sympathien rechnen. Aber auch nach dem Fall des Regiments hielt Berthold die

Digitized by Google

Kurfürsten zusammen; der alte Kurverein ward erneuert, sie schienen zum Äußersten bereit und man erinnerte sich im Reich an die Absetzung König Wenzels. Maximilian war freilich kein Wenzel; ein großer Teil der Bischöfe dankte ihm ihr Emporkommen und die meisten jüngeren Reichsfürsten standen zu ihrem kriegerischen König. Im Jahr 1504 kam es zu einem entscheidenden Zusammenstoß; der Streit um das Landshuter Erbe bot dem König die erwünschte Gelegenheit, Kurpfalz, dessen zweiter Sohn seine Ansprüche unverkürzt und mit Gewalt behaupten wollte, gründlich zu demütigen. Maximilians Sieg über die böhmischen Bundesgenossen des Pfälzers wurde in Liedern gefeiert; vor dem König, sagt ein Volksdichter, ist auf Erdreich das jüngste Gericht, davor man muß. Kurfürst Berthold starb während des Kriegs, der seiner Partei den Todesstoß versetzte. Ein venezianischer Beobachter glaubte sagen zu dürfen, so gut wie allmächtig stehe der König da und keiner von den Fürsten wage ihm zu widerstehen.

„Der Reichsstaat", urteilt Droysen, „war auf den Punkt gekommen, wo es sich entscheiden zu müssen schien, ob aus der deutschen Nobilität Lords oder Souveräne, aus dem Volk eine Nation oder vieler deutscher Herren Land und Leute werden sollten." Laut genug sprach sich die öffentliche Meinung aus, rief das Volk nach seinem Kaiser; weit verbreitet und tief eingewurzelt war der Glaube an die Monarchie als die einzige Rettung aus dem alten Hader,

„der on groß angst nit kan zergon,
biß man einigen gewalt würt hon,
der da regiert und keiner me."

War Maximilian der rechte Mann für ein solches Rettungswerk an der Nation? Dürfen wir ihn dafür verantwortlich machen, daß er es nicht vollbracht hat?

Maximilian ist und bleibt eine der anziehendsten Erscheinungen in der deutschen Geschichte. Seine unzerstörbare Popularität rechtfertigt sich durch einen Blick auf die Außenseite dieser reichen Natur. Zu dem passiven fast lethargischen Wesen des Vaters steht seine überlebendige Art im schärfsten Gegensatz; er hatte viel vom Blut seiner portugiesischen Mutter. Und trotzdem muß man ihm zugestehen, daß er zeitlebens in seinem Empfinden und Auftreten sich als echten Deutschen gezeigt hat. Wie freute sich das Volk an seiner romantischen Brautfahrt zur schönen Burgunderin, an seinen wundersamen Jagdabenteuern, an seiner Virtuosität im Ritterspiel! Überall wußte er sich mit der wohltuenden Sicherheit des gebornen Herrschers zu bewegen; er schien in jede Umgebung zu passen, ohne sich Zwang anzutun, und gewann die Herzen der Landsknechte oder der Humanisten ebenso leicht wie die der Frauen. Wir werden auf sein Interesse an allem Menschlichen noch zurückkommen; hier beschäftigt uns nur die Einwirkung dieses übersprudelnden Naturells auf den Regenten. Daß er auch in politischen Fragen

Digitized by Google

seine Persönlichkeit einzusetzen liebte, ist ja bekannt. Im Lager wie in der Reichsversammlung bot er mehr als einmal die Kraft seiner Beredsamkeit auf; er war gern sein eigner Anwalt, denn er wußte, daß seine Rede, wenn er sich ganz der Macht des Augenblicks hingab, „in die Herzen floß wie geschmolzen Gold". Zahlreiche politische Manifeste mußten ihm als Mittel dienen, das Feuer der Gedanken und Leidenschaften, die ihn erfüllten, in die weitesten Kreise der Nation hinauszutragen. Wie er sich auch an Fremde zu machen suchte, zeigen die italienischen Proklamationen vom Jahr 1509, worin er als Schirmherr der Unterdrückten das venezianische Volk zur Empörung gegen die herrschende Oligarchie und Herstellung der alten Gleichheit aufruft. Dabei verschmähte er es keineswegs die Macht des volkstümlichen Wunderglaubens für seine Zwecke auszubeuten und seine Gestalt selbst mit dem phantastischen Nimbus zu umhüllen, der in den Augen der Menge für die Legitimation jeder Größe unentbehrlich war. So verkündete er im Jahr 1503, Gott habe ihn vor etlichen Jahren durch einen vom Himmel fallenden Stein ermahnt, „daß wir die Christenheit von ihren schweren Sünden und Unordnungen leiten und in ein erkanntliches seliges Leben gegen seinen Gnaden kehren und dadurch seinen heiligen Glauben mehren, erretten und behalten sollen". Das Gerücht, bei einer Eidesleistung zu Kostnitz hätten ihm sogar zwei Hirsche und ein Fasan gehuldigt, griff er begierig auf. Wirklich gelang es ihm teils durch solche Mittel teils durch den Zauber seiner Persönlichkeit die Massen für sich einzunehmen, ohne daß er eigentlich etwas für sie getan hätte. Man war gerührt über den humoristischen und lebenslustigen Herrn; es hieß wohl, seit Christus habe kein Mensch mehr gelitten als er. Er blieb allerdings selbst nicht ganz unberührt von dem Glauben an seine Sendung, den er in anderen zu erwecken und zu stärken suchte. Das Ideal des kaiserlichen Führers der Christenheit, des Türkensiegers hat er von Jugend auf im Herzen gehegt. Dieser Traum seines Lebens, der große Türkenkrieg, ist auf seinen Enkel Karl V. übergegangen und mehr als einmal durch seine politischen Rechnungen gefahren. Maximilian wurde freilich durch seine burgundische Heirat in ganz andere Bahnen gezogen; in den Niederlanden und in Italien mußte sich die junge habsburgische Macht mit den großen westeuropäischen Königreichen, vor allem mit Frankreich messen. Sie geriet dadurch in die mißliche Lage, ihre Position an der Ostgrenze des Reiches zunächst nicht mit dem nötigen Nachdruck verteidigen zu können; eine Verlegenheit, die mit Recht als das Verhängniß in Maximilians politischem Leben bezeichnet worden ist. Daß aber Deutschlands Interessen sich mit jenen der österreichisch-burgundischen Dynastie gedeckt hätten, dafür läßt sich der Beweis schwerlich erbringen. Jedenfalls waren die inneren Verhältnisse des Reichs ganz und gar nicht dazu angetan, einer Eroberungspolitik zum Rückhalt zu dienen, was auch eine mehr als patriotische Phantasie von dem Anspruch des römischen Kaisers auf die Weltherrschaft, von der Demütigung der Wälschen und Vertreibung der Türken singen und sagen mochte.

Digitized by Google

Maximilian I.

Verkleinertes Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer. Wien, Albertina.

Digitized by Google

Kühle Berechnung war aber nicht Maximilians Sache; die ganze unstäte Heftigkeit seines Wesens tritt vielleicht nirgends so zu Tage, wie in der großen Politik, deren eifrigster Adept er stets gewesen, deren Meister er nie geworden ist. Wohl gehörte auch er zur neuen Schule; auf einen Wortbruch kam es ihm so wenig an, daß er geradezu unter den Unzuverlässigen der Unzuverlässigste wurde. Er übertrieb jene Praxis der damaligen Politik, die Macchiavelli in den Rat zusammenfaßt, man solle sich um Treue und Glauben nicht viel kümmern und die Menschen mit Geschick übertölpeln. „Er ist", so schildert ihn einmal Macchiavelli selbst, „in beständiger geistiger und körperlicher Aufregung, aber er nimmt oft Abends zurück, was er früh beschlossen hat." Dieses völlig unberechenbare Treiben schmälerte im Ausland wie im Reich seinen Kredit, denn es ging, wie man bald merkte, weniger aus überlegener Schlauheit, als aus der Unfähigkeit hervor, einen Gedanken streng festzuhalten. Dabei beherrschte ihn eine unbeschreibliche Angst vor jeder Abhängigkeit; um ja nicht beeinflußt zu werden, verheimlichte er seine Absichten auch den vertrautesten Räten. Der Kanzler beklagt sich einmal bitter, daß sein Herr alle Dinge selbst angeben, durchsehen und corrigiren wolle. „Er berät sich mit niemandem", sagt wieder Macchiavelli, „und glaubt jedermann." Denn irgendwoher mußte er ja doch das Material für seine Vorstellung von der Lage der Dinge beziehen. Selbstverständlich führte sein Naturell im Verein mit dieser Gepflogenheit zu einem fortwährenden Wechsel von oft recht abenteuerlichen Projekten. Wie drängen sich auf dem Wormser Reichstag von 1495 die verschiedensten Pläne und Forderungen; bald will er Truppen zur Rettung des Papstes haben, bald einen eiligen Zug nach Mailand unternehmen, dann wieder Mannschaften in die Niederlande werfen oder selbst einen Angriff auf Frankreich machen. Während er zeitlebens den Türkenkrieg als seinen höchsten Wunsch hinstellte, ließ er sich doch gelegentlich zu der Drohung hinreißen, er wolle sich mit den Türken verbinden und ihnen Italien als Beute überlassen. Sein wunderlichster Einfall, den er selber nicht zu überbieten vermochte, ging auf eine Vereinigung der kaiserlichen und der päpstlichen Würde in seiner Person; er dachte wirklich daran der Nachfolger Julius' II. auf dem Stuhl Petri zu werden. Aus den mannigfachsten und seltsamsten politischen Gedanken riß ihn dann eine Jagdleidenschaft, die ihn Alles vergessen ließ; einer Jagd zu Liebe setzte er mitten im Feldzug, in Feindesland Leben und Freiheit aufs Spiel und den großen Reformreichstag zu Worms hätte er gar gern „in das Gebirg zu den wilden Gemsen gelegt". Schwerer als solcher Leichtsinn drückte auf Maximilians Politik seine Unfähigkeit mit dem Geld umzugehen; „mit all seinen Einkünften hat er nie einen Pfennig in der Tasche und was das Schlimmste ist, man kann gar nicht sehen, wie und wohin die Gelder verschwinden." Er war einfach in seinen Lebensgewohnheiten, aber dafür freigebig am unrechten Ort, während seine hochfliegenden Pläne ihn immer wieder zu unverhältnißmäßigem Aufwand und manchmal zu einer höchst unwürdigen Jagd auf Subsidien und Darlehen

Digitized by Google

verführten. Ein venezianischer Chronist erlaubt sich die schmähliche Äußerung, der römische König sei um einen Dukaten für alles zu haben. Machiavelli aber meint, er würde nie genug haben, und wenn auch die Bäume statt der Blätter lauter Dukaten trügen. „Durch seine Unordnung wiederholen sich immer neue Verlegenheiten, neue Forderungen, neue Reichstage und in Folge seines geringen Ansehens schwache Beschlüsse mit noch schwächerer Ausführung."

Unter solchen Bedingungen konnten die Mißerfolge nicht ausbleiben; politische und militärische Niederlagen bezeichnen den Weg, auf dem Maximilian trotzdem das Haus Habsburg einer großen Zukunft entgegengeführt hat. Noch zu Lebzeiten seines Vaters mußte er die ungarische Krone den Jagellonen überlassen. Während er vergebens im Osten kämpfte und unterhandelte, wurde die ihm durch Prokuration angetraute Erbin der Bretagne die Gemahlin König Karls VIII. von Frankreich; die Beschimpfung traf doppelt, denn Karl war bereits seit Jahren mit Margarethe, der Tochter Maximilians, verlobt. Die Eidgenossen traten in enge Verbindung mit Frankreich und wollten vom Reich und seinen Ansprüchen nichts mehr wissen; der Feldzug von 1499, der sie zum Gehorsam zurückzwingen sollte, offenbarte nur die Zwietracht und Ohnmacht des Reichs. In Italien vollends, wo die Begehrlichkeiten der Franzosen und Spanier mit den Interessen der einheimischen Staaten sich kreuzten und ein Wirrsal von endlos wechselnden Combinationen hervorriefen, fand Maximilians Politik den gefährlichsten Boden; eine Reihe von Feldzügen, ein unheimlich rasches Überspringen von einem Bündniß zum andern brachte keine dauernde Früchte. Vergebens hatte der Kaiser im Kampf um Mailand und gegen Venedig bald zu diesem bald zu jenem Alliirten sich gesellt; nachdem die habsburgischen Aussichten endlich die günstigste Gestalt gewonnen, die Schweizer Mailand den Franzosen entrissen, Maximilian und die Engländer in der Schlacht bei Guinegate die französischen Ritter gejagt hatten, verwandelte im Jahr 1515 der Sieg Franz' I bei Marignano aufs Neue die Weltlage. Maximilians letzter italienischer Zug im folgenden Jahr nahm einen schmählichen Ausgang, obwohl nach der derben Äußerung eines englischen Gesandten die Situation verlockend genug war, um selbst einen Esel, geschweige denn einen Kaiser vorwärts zu treiben. Und trotz all dieser gescheiterten Hoffnungen war es dem Kaiser gelungen, durch ein ganzes System von Familienverbindungen dem Haus Habsburg wenigstens die Anwartschaft auf die „europäische Monarchie" zu sichern. Der größte Erfolg seines Lebens war die spanische Heirat; freilich bedurfte es einer ganz unberechenbaren Verkettung von Ereignissen, um einen so raschen und so vollständigen Triumph der Habsburger herbeizuführen. Erzherzog Philipp, Maximilians einziger Sohn, vermählte sich im Jahre 1496 mit Johanna, der zweiten Tochter der „katholischen Könige" Ferdinand und Isabella; seine Schwester Margarethe, die verstoßene Braut Karls VIII., wurde 1497 die Gattin des spanischen Tronfolgers Juan. Aber der Tod räumte dem jungen Erzherzog alle Hindernisse aus dem Weg;

Digitized by Google

es starben rasch nacheinander der Infant Don Juan und der kleine portugiesische Prinz Miguel, der Sohn König Manuels und der ältesten spanischen Infantin Isabella, die ihrem Kind im Tod vorangegangen war. Nach harten Kämpfen mit seinem Schwiegervater hatte Philipp endlich sein Anrecht auf die Herrschaft in Castilien behauptet; da sank auch er ins Grab. Seine Gemahlin Johanna fiel dem Wahnsinn zur Beute, der schon vor Jahren seinen Schatten über ihr Leben zu werfen begann. Aber ihr Kind sollte der mächtigste Monarch werden, den Europa seit Jahrhunderten gesehen hatte. Vergebens suchte der alte König Ferdinand die habsburgische Zukunft Spaniens durch seine eigne Vermählung mit Germaine de Foix, einer Nichte Ludwigs XII., wieder in Frage zu stellen; vergebens wünschte er seinem jungen Enkel den Tod, um nur seine Herrschaft in Spanien vor dem verhaßten Erben sicher zu wissen. Für die Gestaltung der habsburgischen Weltmacht war es unstreitig ein Glück, daß König Ferdinand vor dem Kaiser sterben mußte. Aber Maximilian versäumte über diesen spanischen Aussichten seines Hauses nicht die Gelegenheit auch im Norden und Osten Fuß zu fassen. Seine zweite Enkelin Isabella wurde mit König Christian von Dänemark vermählt; unmittelbar darauf schloß der Kaiser mit den beiden jagellonischen Königen von Ungarn und Polen jenen Erbvertrag, der einen entschiedenen Sieg seiner dynastischen Politik und eine entschiedene Niederlage der Reichsinteressen darstellt. Gegen Sigmund von Polen, der sich lange vor der Verbindung mit Habsburg sträubte, hatte der Kaiser die Waffen des russischen Großfürsten und des preußischen Hochmeisters mit Geschick zu benutzen gewußt; Polen willigte auf dem Wiener Congreß von 1515 in die folgenreiche Verlobung zweier Kinder König Philipps, Maria und Ferdinand, mit dem Sohn und der Tochter König Wladislaws von Ungarn. Augenblicklich ließ dafür Maximilian den deutschen Orden fallen, den er selbst vorher gegen Polen gehetzt hatte. Ein alter Lieblingswunsch der Habsburger schien mit der Preisgebung deutscher Lande nicht zu teuer bezahlt.

Wir dürfen uns doch durch Maximilians patriotische Phrasen ebensowenig täuschen lassen wie durch die feierlichen Versicherungen seiner Aufrichtigkeit, womit er nur allzu freigebig war. Wie er mit Vorliebe das Wohl und die Ehre der deutschen Nation im Munde führte und von seiner eignen Aufopferung für das Reich nicht genug zu rühmen wußte, so gab er sich gerne im diplomatischen Verkehr als Biedermann. Und doch hätte man von ihm wie von Papst Leo X. sagen können, daß man ihm eben dann am Wenigsten glauben durfte, wenn er von seiner wahren Herzensmeinung zu sprechen anfing. Hinter der scheinbaren Ungezwungenheit des Herrschers, der wie kein anderer aus der kraftvollen Treuherzigkeit der deutschen Sprache und Sitte Kapital zu schlagen wußte, barg sich jene unfaßbare Treulosigkeit, die man in Deutschland hergebrachter Weise als das vornehmste Laster der „Wälschen" brandmarkte. Es ist geradezu unglaublich, was Maximilian, unterstützt durch die Kurzsichtigkeit eines englischen Gesandten, im Jahr 1516/17

Digitized by Google

den Engländern zu bieten wagte. Nachdem er sie mit dem unrühmlichen Feldzug in Oberitalien und mit dem Vorspiegeln eines großen Schlags gegen Frankreich sowie der Abtretung des Herzogtums Mailand und der Kaiserkrone an Heinrich VIII. gründlich zum Narren gehabt hatte, ließ er, um in London noch mehr Geld herauszuschlagen, seinen Beitritt zu dem zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossenen Vertrag von Noyon einfach abläugnen. Am 4. Dezember 1516 war dieser Beitritt erfolgt; er verzichtete gegen 200000 Dukaten auf seine italienischen Ansprüche. Am 17. Januar 1517 spielte er dem englischen Gesandten eine wirklich schamlose Komödie vor. Er beteuerte, er habe niemals Anlaß zum Mißtrauen gegeben; die Franzosen glaubten freilich ihn bereits in der Hand zu haben, und zwar kraft seines Siegels, aber Heinrich VIII. besitze doch eine noch stärkere Sicherheit in seinem feierlichen Eid, den er niemals brechen werde. Außerdem sei er ja durch diesen Orden gebunden, und er wies dabei auf die Insignien des Hosenbands; „ich habe Euch mein Herz und Gemüt beides durch Wort und Tat so gründlich zu erkennen gegeben, daß ich mehr nicht tun kann, ich müßte denn mein Herz öffnen und Euch lesen lassen, was darin geschrieben steht." Und das Kläglichste ist die Tatsache, daß Maximilian sich zu solchem Gebahren aus bloßer Geldgier herabgewürdigt hat. Die verschiedenen Mittel, die er anwendete, um von dem englischen Geld soviel als möglich in die Hand zu bekommen, sein Betteln um ein paar tausend, um ein paar hundert Gulden, wenn nicht mehr zu haben war, die Verführung des einen englischen Gesandten zur Wechselfälschung, die gewaltsam erzwungene Unterschrift des andern, alles zusammen bildet ein recht häßliches Kapitel in der Geschichte des sogenannten letzten Ritters. Und mit welchem Cynismus äußerte er sich einmal gegen seinen Enkel, den jungen König Karl: „Mein Sohn, Ihr werdet die Franzosen betrügen und ich will die Engländer betrügen; doch nein", verbesserte er sich „ich will sehen, was ich mit den Engländern machen kann."

Für Deutschland sind Maximilians Kriege wenigstens in militärischer Hinsicht nicht unnütz, sondern geradezu epochemachend gewesen. In dieser Schule hat sich die berühmte Organisation des deutschen Fußvolks herausgebildet, die, ursprünglich dem schweizerischen Muster nachgeahmt, allmählich die Schweizer selbst zu überflügeln drohte. Im Jahr 1485 hielt Maximilian Schweizer und Deutsche nebeneinander in seinen Diensten; im nächsten Jahr erscheint zum ersten Mal urkundlich der Name der Landsknechte. Mit Unrecht hat man dem Kaiser den Ruhm dieser Schöpfung streitig machen wollen; er durfte wohl die Landsknechte daran erinnern, „daß männiglich Euch heißt, nennt und beruft zu sein meine Söhne." So wenig er als Feldherr geleistet hat, in allen technischen Fragen des Waffenhandwerks war er vollkommen zu Hause, wie er ja überhaupt als Dilettant oder Kenner die verschiedenartigsten Fertigkeiten beherrschte. Er kannte und liebte seine einzelnen Geschütze; die Details des Gießens waren ihm nicht minder geläufig als die ihrer Bedienung und er zeichnete sich nicht nur als trefflicher Artillerist, sondern auch

Digitized by Google

als Erfinder neuer Geschosse und Transportmittel aus. Mit gleichem Interesse regelte er die neue Ausrüstung der Infanterie, die von der unnützen Last des Schildes befreit wurde; Hauptwaffe war der 18 Fuß lange und über 7 Pfund schwere Spieß von Eschenholz, taktische Einheit das Fähnlein zu 400 Mann, wovon 25 die Büchse, 100 die alte Schweizer Schlagwaffe, die Hellebarde, und die übrigen den Spieß führten. Durch ihre festgegliederte Ordnung erlangten die größeren oder kleineren, aus solchen Fähnlein zusammengesetzten und stets mit Artillerie ausgestatteten Corps das entscheidende Übergewicht auf dem Schlachtfeld. Unterstützt durch das Feuer erst der Geschütze, dann der Handrohre rückt die geschlossene Masse der Spieße langsam an den Feind, bis auf Büchsenschußweite die Trommeln das Sturmsignal schlagen und die gesammte Ordnung sich unter donnerndem Schlachtruf in Laufschritt setzt. Der Zusammenstoß von zwei solchen Haufen war furchtbar, für die vordersten Glieder regelmäßig vernichtend; wenn es nicht gelang, gleich zu Anfang einen Keil in die feindlichen Reihen zu schieben, mußte die größere Gewalt des Drucks und die raschere Ergänzung der entstehenden Lücken den Ausschlag geben. Natürlich bedingte diese Verwendung der Infanterie einen hohen Grad von Körperkraft beim einzelnen Mann; die ragenden Gestalten der Oberschwaben und Tiroler, die Maximilian ins Feld brachte, stachen äußerlich vorteilhaft von den kleinen gedrungenen Schweizern ab. Von vornherein verlieh die Rivalität zwischen Deutschen und Eidgenossen, oder anders ausgedrückt zwischen Landsknechten und „Bauern", dem neuen Kriegerstand eine besondere Färbung. Denn von einem Volksheer hatten die Landsknechte trotz ihres Namens und trotz der entschiedenen Betonung der Nationalität wenig oder gar nichts. Der Stolz auf ihre deutsche Herkunft hinderte sie bekanntlich nicht, ihre Haut für fremdes Geld auch gegen Kaiser und Reich zu Markt zu tragen. Über der Nation stand ihnen ihr Handwerk; daß es einen goldenen Boden haben müsse, war ihr vornehmster Gedanke; auch hierin glichen sie ihren Vorbildern und Rivalen, den Schweizern. Selbst die halbreligiöse Verehrung, die sie dem Fähnlein weihten, hielt nicht lange vor, sobald einmal der Sold ausblieb. Im Grunde war eben der Orden der „frommen Landsknechte", wie sie sich gern nannten, ein Berufsstand, der genossenschaftlich organisirt seine guten Dienste jedem verkaufte, der sie haben wollte und bezahlen konnte. Die ganze Kriegführung wurde mehr und mehr zum Geldgeschäft; wenn die Hauptleute schon bei der Werbung und Musterung den Kriegsherrn zu betrügen suchten, so ließen die Knechte vollends bei jeder Gelegenheit den geschäftlichen Charakter des Verhältnisses grell hervortreten und kümmerten sich ohne Bezahlung weder um die militärische Situation noch um die eigne Ehre. Wie viele Feldzüge haben nur dadurch ein schmähliches Ende gefunden, wie manche glänzende Gelegenheit zum Schlagen ist nur deshalb versäumt worden! Im Frieden wurden dann die herrenlosen Knechte zu einer wahren Landplage; unter dem Proletariat jener Zeit ist der bettelnde und stehlende Landsknecht eine stehende Figur. Und trotzdem er-

Digitized by Google

Landsknecht vom Anfange des 16. Jahrhunderts.

Facsimile des Holzschnittes (auf der Rückseite der Widmung an Kaiser Maximilian) in Vegetii Renati vier Bücher der Rytterschafft. Erfurt 1511.

Digitized by Google

freuten sich diese Kriegsleute einer unverkennbaren Popularität. Zahllose Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche geben uns Zeugniß, daß man sich an ihren prächtigeu Gestalten gar nicht satt sehen konnte, daß ihre flotte „zerhauene" Tracht bald die Mode beherrscht und das frühere halb weibische Kostüm der Männer ganz verdrängt hat. Wir können uns noch heutzutage einer unwillkürlichen Sympathie für diese verwegenen Gestalten nicht entschlagen, deren Erscheinung uns die Künstler mit solcher Liebe überliefert haben, deren herausfordernde Lebenslust iind Todesverachtung uns aus ihren eignen Liedern entgegen klingt.

„Ei wird ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter heid,
So tregt man mich auf langen spießen,
Ein grab ist mir bereit;
So schlecht man mir den pumerlein pum,
Der ist mir neun mal lieber
Denn aller pfaffen geprum."

Aber das deutsche Volk des XV. und XVI. Jahrhunderts liebte an seinen Landsknechten nicht allein das abenteuerliche Einhertreten und die übermütige Fröhlichkeit; es sah in diesen Spießträgern, deren stachliche Schlachtordnung für die ritterliche Kavallerie so gut wie unangreifbar blieb, die Verkörperung seiner eigenen Wehrkraft. Denn es kann nicht genug betont werden, daß keineswegs das Feuergewehr, sondern die neue Taktik und der lange Spieß der Infanterie das Rittertum militärisch entwertet hat. Und in den Reihen der Landsknechte diente oft genug der Edelmann neben dem Bauern; beim Sturm auf Stuhlweißenburg (1490) riß Herzog Christoph von Baiern einem Landsknecht den Spieß aus der Hand und sprang „seinen lieben Brüdern" voran in den Graben. Dieser demokratische Zug des neuen Kriegswesens stach den strengen Vertretern der Ritterlichkeit unangenehm in die Augen. Als Maximilian vor Padua den berühmten Bayard und andere französische Herren aufforderte mit den Landsknechten zu stürmen, meinten sie, es sei ihnen nicht ziemlich an der Seite von Schneidern und Schustern ihr Leben zu wagen. Solche Empfindlichkeiten konnten natürlich der steigenden Bedeutung des deutschen Fußvolks keinen Abbruch tun.

Das nationale Heer, welches Cusanus geträumt hatte, war freilich damit nicht geschaffen worden. Wie sah es aber mit den übrigen Forderungen der Reichsreform aus? Was aus den jahrzehntelangen Kämpfen des Königs und der Stände an dauernden Resultaten hervorging, läßt sich kurz genug zusammenfassen. Keine der angeregten Fragen ist befriedigend gelöst worden. Wohl gilt vor Allem der Wormser Reichstag von 1495 für epochemachend in der Geschichte der Reichsverfassung. Die Aufrichtung des ewigen Landfriedens, der unbedingte Verzicht auf das Fehderecht, das man bisher immer nur für kurze Zeit außer Kraft hatte setzen wollen, bezeichnet in der That einen ganz wesentlichen Fortschritt. Die Fehde wie die Unterstützung des

Digitized by Google

Landfriedensbrechers zog fortan die Reichsacht, die äußerste Strafe, nach sich. Die Achtserklärung stand dem königlichen Kammergericht zu, dessen Richter vom Reichsoberhaupt ernannt und dessen sechzehn Beisitzer, zur Hälfte Rechtsgelehrte, zur Hälfte rittermäßige Leute, von den Ständen präsentirt wurden. Es hatte Mühe gekostet, den König mit dieser ausgesprochen ständischen Organisation zu versöhnen; wie ihre Gründung recht eigentlich unter dem Druck einer fürstlichen Reformpartei erfolgte, zeigt besonders schlagend die Bestimmung, daß sie als Gericht erster Instanz nur für Händel zwischen den geringeren Reichsständen gelten sollte, während Klagen der letzteren gegen Kurfürsten und Fürsten zunächst zum Austragsverfahren vor die Räte des Beklagten gewiesen wurden. Dieses oberste Reichsgericht erhielt, als vom königlichen Hof unabhängig, seinen festen Sitz zuerst in Frankfurt, später (1526) nach wiederholten Wanderungen in Speier; daß es, worauf schon die Zahl der juristischen Beisitzer deutet, dem Eindringen des römischen Rechts mächtigen Vorschub leistete, entsprach dem allgemeinen Zuge der Zeit und der besonderen Neigung der Fürsten. Das Übergewicht der gelehrten Richter bekundete sich nach wenigen Jahren in der Beseitigung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens. Übrigens geriet die ganze Einrichtung gleich anfangs in die ernstliche Gefahr sich wieder aufzulösen. Ganz abgesehen von der häufigen Mißachtung seiner Urteile krankte das Kammergericht an dem Mangel einer festen finanziellen Unterlage; mehr als einmal war es genötigt seine Tätigkeit ganz einzustellen, weil die Mitglieder keine Besoldung erhalten und sich darüber in Schulden gestürzt hatten. Im Jahr 1512 kam auf dem Kölner Reichstag wenigstens eine klare Exekutionsordnung zu Stande; die Kreiseinteilung, im Jahr 1500 noch mit Ausschluß der österreichischen und kurfürstlichen Erblande festgesetzt, wurde jetzt auf das ganze Reich sammt den Niederlanden und der Freigrafschaft ausgedehnt. Auch hier siegten die Stände über die Wünsche des Kaisers; sie weigerten ihm die Teilnahme an der Ernennung der Kreishauptleute und die Aufstellung eines Oberhauptmanns.

Recht und Gericht waren somit in eine notdürftige Verfassung gebracht. Aber das dringendste Bedürfniß, die Herstellung geregelter Reichsfinanzen blieb unerledigt; daher konnte auch von einem wirklichen Reichskriegswesen nicht die Rede sein. Die erneuerten Versuche, die so oft geplante direkte Reichssteuer einzuführen, scheiterten wie immer; die Stände waren keineswegs gesonnen, der Gesammtheit irgendwelchen Anteil an der Steuerkraft ihrer Territorien einzuräumen. Die Reichsritterschaft blieb bei ihrer alten Ansicht, sie sei allein zu persönlichem Dienst verpflichtet und wolle nicht „zinsbar und tributisch" werden. Der gemeine Pfennig, wie er zu Worms vereinbart wurde, eine seltsame Mischung von Vermögens-, Einkommen- und Kopfsteuer, der man überdies das halb religiöse Gepräge eines Almosens um Gottes willen zu verleihen suchte, erwies sich von vornherein als nicht lebensfähig. Die Reichshülfe, die dem König aus den Erträgnissen dieser unglücklichen Erfindung zufließen sollte, war auf nicht mehr als 250000 Gulden veran-

Digitized by Google

schlagt, wovon freilich im August 1497 erst 14000 Gulden eingekommen waren. „Mit schwerem Gemüt" entschlossen sich die Stände, dem König 4000 Gulden wirklich einzuhändigen. Nicht besser ging es mit den Truppenbewilligungen; es galt als etwas Großes, daß man im Jahr 1507 12000 Mann zum italienischen Feldzug stellen wollte, aber tatsächlich bekam Maximilian nur einige hundert zu sehen. Wir dürfen trotzdem nicht die ganze Schuld auf die Stände werfen. Maximilians Art war eben auch nicht geschaffen Vertrauen zu erwecken. In welche Widersprüche ihn seine fortwährende Geldklemme trieb, davon gibt der Handel mit Albrecht von Sachsen ein recht kräftiges Beispiel. Der kriegerische Herzog war für eine große Summe Gläubiger des Königs und wurde zur Zeit des Wormser Reichstags mit seiner Forderung so unbequem, daß sich Maximilian dazu genötigt sah, ihm die gewaltsame Schadloshaltung zu gestatten und deshalb einen förmlichen Dispens von dem eben beschlossenen ewigen Landfrieden auszustellen. Auf beiden Seiten, beim König wie bei den Ständen, war eine Achtung vor dem Gesetz überhaupt nicht vorhanden; die einen dachten nur daran, das Reichsoberhaupt durch ständische Institutionen unschädlich zu machen, während der König sich des Reichs gern bedient hätte, um in größerem Stil habsburgische Hauspolitik treiben und Abenteuer aller Art suchen zu können.

Wie sprach einmal Berthold von Mainz vor dem störrigen Reichstag: „Es ist wenig Ernst und Fleiß in den Ständen des Reiches vom obern bis zum untern und billig zu erbarmen. Es ist aber zu besorgen, wo man sich nicht anders dann noch bisher in die Sachen schicken und getreulicher und fleißiger sich zusammenstellen, daß ein der Tage etwan ein Fremder kommen, der uns alle mit der eisernen Ruten regieren werde."

Der Fremde ist gekommen. Es war das Verhängniß der Deutschen, daß sie gleich andern Nationen vor die Notwendigkeit einer großen politischen Reform gestellt, den modernen Staatsgedanken noch nicht zu ertragen vermochten und fortfuhren, Staatlosigkeit mit Freiheit zu verwechseln. Und in dieser selben Zeit mußte die religiöse Gährung, die hier stärker arbeitete als irgendwo, ihren Höhepunkt erreichen. Wo fand sich die Gewalt, die es auf sich nehmen durfte, Deutschland mit Rom auseinanderzusetzen?

Digitized by Google

IV. Kirchliche Zustände.

In erster Linie war es doch der finanzielle Druck des päpstlichen Kirchenregiments, der wie überall so auch in Deutschland eine tiefgehende Erbitterung hervorgerufen und genährt hatte. Und hier wurde sie noch durch das begründete Gefühl verschärft, daß die Nation in ihren Kaisern vom Papsttum ganz besonders hart angetastet und beschimpft worden sei. Aber der Haß des Steuerzahlers und des Patrioten hatte nicht Kraft genug, um die geheiligten Ketten zu zerbrechen. Dies vermochte nur die sichere Ueberzeugung von ihrer Unheiligkeit, eine Ueberzeugung, die einzig und allein aus dem Innersten des aufgeregten Gewissens geschöpft werden konnte.

Man hat wohl neuerdings den größten unserer Minnesänger als einen der frühesten Vertreter des protestantischen Geistes gefeiert. Walther von der Vogelweide weiß bereits so gut wie Hutten das deutsche Wort zum schneidigen Schwerthieb umzuschaffen; ja, selbst ein Hutten dürfte ihn um seine Zeichnung des Zauberers von Rom beneiden, dem der Höllenmohr das schwarze Buch darreicht. Niemals hat der berechtigte Groll des Laien und des Deutschen gegen die wälsche Priesterherrschaft eine zugleich so kräftige und so schöne Sprache gefunden. Und daneben regt sich bei aller Gläubigkeit des Dichters ein Zug religiösen Fühlens und Denkens, der sich über den kirchlichen Bannkreis hinauswagt, ein Zug zu dem höchsten Gott, dem Christen, Juden, Heiden dienen. Aber Gott scheint zu schlafen, oder er haßt die verlorenen Priester, die uns zum Himmel weisen und selbst zur Hölle fahren. Aus vollem Herzen lacht der Papst über die dummen Deutschen; „ihr Gut wird alles mein; ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein; ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein, und laßt die törschen deutschen Laien fasten!“

Eine Generation nach der andern nahm die alten Klagen auf wie ein Vermächtniß und der römische Stuhl wollte sich nicht bessern. Auch die Zeit der großen Concilien verstrich fast ungenutzt. Die Basler Dekrete, die auf dem Mainzer Reichstag von 1439 zum Reichsgesetz erhoben wurden, hätten der deutschen Kirche immerhin einen gewissen Schutz gegen die schlimmsten Übergriffe gewährt; mit der Herstellung der freien kanonischen Wahl sollte der Wegfall der zahllosen päpstlichen Gelderhebungen, die auf dem Klerus lasteten, Hand in Hand gehen, ferner die Appellation an den Papst

Digitized by Google

und die Anwendung des Interdikts wesentlich eingeschränkt werden. Aber das Wiener Konkordat vom 17. Februar 1448 räumte mit diesen Errungenschaften wieder auf; von Neuem gestand man dem Papst einen sehr großen Anteil an der Pfründenbesetzung und die verhaßte Steuer der Annaten zu. Selbstverständlich gab sich der römische Hof damit nicht zufrieden, sondern kehrte durch diese Nachgiebigkeit ermutigt zur alten Willkür und Nichtachtung aller ihm unbequemen Verpflichtungen zurück. Der deutsche Episkopat, der hierzu die Hand geboten hatte, mußte im vollen Sinn des Wortes teuer dafür zahlen. Warum hätte auch die römische Finanzwirtschaft die deutsche Kirche, die für die reichste der Christenheit galt, besonders schonend anfassen sollen? Vergegenwärtigen wir uns einige der wirksamsten Hebel, womit diese rücksichtslos arbeitende Maschine die Steuerkraft des Klerus in unausgesetzter Tätigkeit erhielt. Da waren einmal die Confirmationsgelder der Bischöfe und Aebte, unter denen zuvörderst die Erzstifter Mainz, Köln, Trier und Salzburg — nach einer Taxrolle des XV. Jahrhunderts mit je 10000 Goldgulden — figuriren. Die Erzbischöfe mußten sich aber außer der päpstlichen Bestätigung in Rom noch das Pallium kaufen, eine schmale wollene Binde, woran nach der Behauptung des kanonischen Rechts die Fülle des hohenpriesterlichen Amtes haften sollte. Dieser nicht nur mit allerlei mystischen Beziehungen, sondern auch mit einem besondern Vasallenеid gegen den Papst ausgestattete Ehrenschmuck kostete natürlich viel Geld; noch teurer kam gelegentlich die Verweigerung der Annahme zu stehen, wie im XIII. Jahrhundert ein Trierer Erzbischof erfuhr, der deshalb abgesetzt wurde und sich schließlich doch zum Nachgeben und zur Erlegung von 165000 Goldgulden genötigt sah. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war das Mainzer Erzstift binnen zehn Jahren dreimal erledigt und neubesetzt worden; Albrecht von Brandenburg, der die Kosten des Palliums selbst bestreiten wollte, mußte bei seinem Regierungsantritt 30000 Gulden bei den Fuggern aufnehmen. Von den niederen geistlichen Pfründen erhob die Curie bei jeder neuen Besetzung die sogenannten Annaten, d. h. eigentlich die „Früchte des ersten Jahres", in der Regel allerdings nur die Hälfte des ersten Jahreseinkommens. Zu der Abwicklung dieser regelmäßigen Geschäfte, die allein schon Luthers Aeußerungen über den Jahrmarkt und das Kaufhaus zu Rom rechtfertigen würden, kam noch ein ganzes System von höchst einträglichen Reservationen, deren häufiger Widerstreit nur eine neue Geldquelle für die Curie eröffnete. Die päpstliche Besetzung erledigter Pfründen war ursprünglich zu Gunsten armer und würdiger Kleriker geübt, aber diesem Charakter längst untreu geworden. Neuerdings knüpfte sich vielmehr an solche päpstliche Eingriffe in das Recht der Ordinarien der ärgerlichste Handel mit geistlichen Stellen. Das Wiener Konkordat hatte die Zahl der Reservationen noch gesteigert und dem Papst neben der Besetzung der niederen Pfründen in den ungleichen Monaten des Jahres nicht nur eine Reihe von Fällen, sondern sogar ganz allgemein die Befugniß zur Umstoßung jeder kirchlichen Wahl „aus vernünftigen und ein-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Cardinal Albrecht von Brandenburg (als heil. Hieronymus).
Gemälde von Lukas Cranach. Berlin, königl. Gemälde-Gallerie.

Digitized by Google

Digitized by Google

leuchtenden Gründen" zugestanden. Der Schacher, der in Rom mit Pfründen jeder Art getrieben wurde, erinnert in seiner Mannigfaltigkeit und Unbefangenheit wirklich an das Gebahren einer starkbesuchten Börse. Da wurden erledigte Pfründen durch Provision, für unerledigte aber einstweilen die Anwartschaft (Expektanz) verliehen; da schützte dann der Papst wieder geistliche Corporationen, die sich beschwerten, gegen seine Provisionen und Expektanzen durch ein Indult, freilich mit dem Vorbehalt, es zurückzunehmen und alles von Neuem in Frage zu stellen. Da gab es verschiedene Mittel, das Verbot der Pfründenhäufung in einer Hand zu umgehen, indem man etwa zwei Pfründen durch Union oder durch Inkorporation zu einem Ganzen umschuf oder eine Pfründe ohne die Verpflichtung sie zu versehen als Commende übertrug. Wenn es schon bei der Erwerbung solcher Rechtstitel keineswegs mit rechten Dingen zuging, so war vollends die Ausfertigung der Urkunden bei den päpstlichen Behörden und ihren zahlreichen Bediensteten in der Regel nur durch Bestechung zu erreichen. Ueber die Schamlosigkeit dieses Heers von Beamten und Lakaien enthält das Tagebuch eines Großceremoniars aus den Zeiten Julius' II. und Leos X. Bekenntnisse, die an Offenheit nichts zu wünschen übrig lassen; wir sehen, wie die Unterlassung oder Verzögerung von Geschenken an diese Bande sogar bei Erzbischöfen und Bischöfen Exkommunikation zu Folge haben konnte. Welches erbauliche Bild gewährt die Rauferei zwischen der päpstlichen Familie und den Mönchen einer Kirche, worin einem verstorbenen Cardinal die Exequien gehalten wurden! Dabei wird der Prediger von den Mönchen durchgeprügelt, weil er sich die Bekleidung der schwarz umhangenen Kanzel mitnehmen will. Wer in Rom eigne oder fremde Interessen zu vertreten hatte, wußte von der unersättlichen Habgier dieser Gesellschaft zu erzählen, und es gab Päpste, die einer solchen Umgebung würdig waren. Die Gesandten, die der deutsche Orden im XV. Jahrhundert dort unterhielt, berichten hiervon unglaubliche Dinge; beim Antritt ihrer Stellung mußten sie jedesmal gegen 1000 Goldgulden aufwenden und die Weihnachtsgeschenke, die u. a. einmal das „Konfekt" für die Cardinäle und Auditoren allein mit über 100 Dukaten verrechnen, wurden allmählich auch auf die übrigen hohen Feste ausgedehnt. Einer von den Gesandten meint in seinem sehr begreiflichen Ärger, man sollte sich an das Beispiel der Wälschen halten, die sich aus dem Bann des Papstes nicht viel machten; „nur wir armen Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er es fürwahr auch ist."

Unter solchen Verhältnissen und Vorbildern lebten jene Pfründenjäger und Gnadenbettler aus aller Herren Ländern, die man mit der Familie des Papstes und der Cardinäle unter dem Namen Kurtisanen zusammenzufassen pflegte. Bekannt ist die Frage Friedrichs des Weisen an Richard von Trier, was denn ein Kurtisan sei, und die Antwort des Erzbischofs: „Das will ich Euer Liebden wohl sagen, denn ein Kurtisan ist ein Bube und eine Kurtisanin ist eine Bübin; das weiß ich sehr wohl, denn ich bin auch einer zu

Digitized by Google

Rom gewesen." Wie ein großer Teil der Ämter und Stellen an der Curie käuflich war, so wurden die Pfründen mehr und mehr zu einem gangbaren Handelsartikel; es kam soweit, daß man den Vertrieb der fetteren Benefizien, um ihn noch schwunghafter zu gestalten, gegen mäßigen Zins den großen Handelsgesellschaften überließ; wie z. B. die Fugger nach dem Tode eines Augsburger Chorherrn dessen Pfründen an sich brachten. Sie wurden dann wieder verkauft und von den neuen Käufern vielleicht nochmals an den Meistbietenden verpachtet. Unter einer solchen rein kaufmännischen Behandlung konnte freilich die Verwaltung mancher Kirche in die unwürdigsten Hände geraten. Wimpheling schildert aus eigner Erfahrung das Eindringen solcher meist schwäbischer Vikare in die Pfarrstellen seiner elsässischen Heimat; ihre ersten Studien hatten sie als fahrende Schüler im Betteln gemacht und sich dann als Reliquienhändler oder Schulgehülfen, aber auch als Köche, Stallknechte, Jäger, Sänger oder Spaßmacher eines Prälaten Anspruch auf geistliche Versorgung erworben. Die vielberufene Klage, daß in Rom Köche und Maultiertreiber zu Pfarreien und Prälaturen kämen, wird von keinem geringeren als Papst Hadrian VI. offiziell wiederholt, und die zu Grunde liegende Tatsache, daß die geistlichen Stellen zumal in Deutschland massenhaft mit ganz ungeeigneten Persönlichkeiten besetzt worden sind, ist ebenso unanfechtbar wie eine zweite üble Folge der geschilderten Praxis, die Vereinigung verschiedener Pfründen in einer Hand. Um nur ein Beispiel aus der höhern Prälatur anzuführen, so besaß Markgraf Albrecht von Brandenburg zwei Erzbistümer, Mainz und Magdeburg, und das Bistum Halberstadt. Was sich aber in größeren Verhältnissen immerhin noch unter einen politischen Gesichtspunkt bringen läßt, erscheint ins Kleine übersetzt ganz einfach als bloße elende Geldgier. Wimpheling kannte einen Geistlichen, der vierundzwanzig Pfründen, darunter acht Kanonikate, besaß, ohne auch nur eine einzige selbst zu versehen. Capito sagt sogar einem Straßburger Stiftsherrn Jakob nach, daß er sich hundert Pfründen verschafft und damit einen nahrhaften Handel getrieben habe. Wenn durch das Unwesen der päpstlichen Besetzungen die Seelsorge in deutschen Gemeinden wohl gar an Ausländer übertragen wurde, die nicht einmal der Landessprache mächtig waren, so fuhren manchmal jene Pfarreien nicht besser, deren Verleihung den deutschen Kirchenfürsten zustand. Oft genug sahen sie sich genötigt, die besten Pfründen den Kapitularen ihres Stifts zu überlassen, und diese beeilten sich dann ihrerseits das bequeme System der Verpachtung anzuwenden. Am Ende kam der eigentliche Zweck des geistlichen Standes, Gottesdienst und Seelsorge, gar nicht mehr in Betracht; junge Leute, denen man nach Sebastian Brants Ausdruck kaum ein Vieh hätte anvertrauen mögen, schienen zum Pfaffen immer noch gut genug zu sein. Aus solchen Zuständen erklärt sich die stets auch von offizieller Seite wiederholte Forderung, bei Besetzung der Pfründen, vor allem der Pfarrkirchen, nur studirte Leute zu berücksichtigen. Freilich gewährte auch das Studium, die „Kunst", die sich oft genug auf Lesen und Schreiben

Digitized by Google

und die Anfangsgründe des Lateinischen beschränkte, keine Sicherheit dagegen, daß der Priester sein Amt eben als die bequemste von allen Erwerbsarten ansah. Diesen Standpunkt vertritt mit größter Offenheit ein älterer, aber noch im XV. Jahrhundert verbreiteter liber moralis, der mit den Worten schließt: „Sieh, mein Sohn, die Geistlichen in ihren Purpurkleidern; die gewinnen ihren Reichtum mit Kunst, ohne sich mit Arbeit abzuplagen, das sind die rechten Weisen." Und doch traten so schroff wie irgendwo in diesem Klerus die sozialen Gegensätze auseinander. Daß sich ein großer Bruchteil der niederen deutschen Weltgeistlichkeit in einer recht kümmerlichen Lage befand, steht außer Zweifel. Mit gutem Grund konnte Sebastian Brant solche arme Schlucker bedauern, die sich vor den Ansprüchen ihrer geistlichen Oberen, vor der Concurrenz der Bettelmönche und der Widerwilligkeit ihrer Gemeinde kaum zu fristen vermochten:

„keyn ärmer vych uff erden ist
dann priesterschafft den narung gbrist."

Die allergefährlichsten Feinde des kleinen Geistlichen waren jedenfalls die Bettelmönche, die durch päpstliche Exemtionen außerhalb der bischöflichen Gerichtsbarkeit gestellt und mit den kräftigsten Privilegien ausgerüstet die Seelsorge sammt ihren materiellen Vorteilen an sich zu bringen wußten. Ganz abgesehen von ihren Streifzügen mit dem Bettelsack besaßen sie eine Reihe der wirksamsten Mittel, wie z. B. die Befugniß eigne Begräbnißplätze anzulegen, um die Gemüter und die offene Hand der Laien ihrem Kloster zuzuwenden; vor Allem suchten sie mit viel Gehässigkeit und großem Erfolg dem Pfarrklerus seine Beichtkinder abspenstig zu machen. Sehr erbaulich waren diese oft sehr erbitterten Kämpfe gewiß nicht, noch weniger die Sitten der einen wie der andern Partei.

Damit berühren wir die tiefste Nachtseite des kirchlichen Lebens jener Zeit. Im XV. Jahrhundert hatte die Verweltlichung des deutschen wie des übrigen Klerus einen Höhepunkt erreicht, der eine weitere Steigerung überhaupt undenkbar erscheinen ließ. Man muß zur Entschuldigung des verkommenen geistlichen Proletariats vor Allem das schlechte Beispiel der Prälaten ins Auge fassen. Die Kapitel der hohen Stifter, aus deren Wahl die deutschen Kirchenfürsten hervorgingen, waren oder wurden eben damals ausschließlich aristokratische Körperschaften; mit eifersüchtiger Strenge sah man in Worms, Basel, Augsburg und anderwärts auf die Fernhaltung des städtischen Patriziats, und im Jahr 1474 machten die Kölner bereits den Nachweis von zweiunddreißig Ahnen zur Bedingung der Stiftsfähigkeit, während man sich früher mit vieren begnügt hatte. Solche „Junker Gottes" dachten natürlich gar nicht daran, anders zu leben als ihre weltlichen Standesgenossen; „sie müssen Knechte haben, die ihnen zu der Kirchen ihre Chorröcke nachtragen", denn diese Virtuosen des Luxus und der Schwelgerei schämten sich vor der Welt eines Amtes, von dessen Erträgnissen sie ihren vornehmen Müßiggang bestritten. Sie stolzirten ritterlich einher, in der modischen engen

Digitized by Google

Kleidung, die Wehr an der Seite, denn sie gingen einer blutigen Rauferei ebenso wenig aus dem Wege als einer fröhlichen Jagd oder einem gefährlichen Liebeshandel. Man könnte versucht sein die Klagen der Sittenprediger für übertrieben zu halten, aber sie werden mehr als hinlänglich bestätigt durch urkundliche Zeugnisse. An manchen Orten waren die jungen Domherren der Schrecken der ganzen Bevölkerung; in Eichstädt z. B. schämten sie sich nicht nächtlicher Weile die Straßen unsicher zu machen und Bürgersfrauen zu verfolgen, Fenster einzuwerfen, Meßbuden umzustürzen, eine Prozession zu verhöhnen. Daß die bürgerlichen Chorherren sich ebenso hielten wie ihre vornehmeren Genossen, versteht sich von selbst; wir haben nähere Kunde über das Treiben solcher geistlicher Straßenjungen zu Öhringen, die sich keinen besseren Spaß wußten, als die Bürger halb oder auch ganz tot zu schlagen, wehrlose Frauen zu mißhandeln, sich im Bordell herumzuprügeln. Und die adeligen Damen, die in Domstiftern oder Klöstern lebten, gaben den „Gottesjunkern" wenigstens an Weltlust und Üppigkeit nichts nach. Der Nürnberger Georg Tetzel, der im Jahr 1466 als Begleiter eines böhmischen Herrn eine Fahrt auf ritterliche Abenteuer unternahm, erzählt von einem solchen Kloster zu Neuß. „Die Oberste lud meinen Herrn zu Gast und machte ihm einen köstlichen Tanz in dem Kloster. Und die Klosterfrauen waren von Kleidung sehr hübsch geschmückt und konnten die allerfeinsten Tänze, und jede hatte ihren Knecht, der ihr diente und vortrat, und lebten nach allem ihrem Willen, und mag sagen, daß ich all mein Tag so viel hübscher Weiber in einem Kloster nie gesehen habe." Weniger zierlich drückt sich der Verfasser der Zimmerischen Chronik aus, der ein ähnliches Frauenkloster zu Oberdorf kurz und gut „des Adels Hurhaus" nennt. Aber mit welchem Stolz wiesen die adeligen Frauen im Schleier die Zumutung zurück, sich zu strengerer Observanz zu bekehren. Als Johann von Busch, der große Klosterreformator, die Vorsteherin zu Wennigsen mit Schwester anredete, verwies sie dem Mönch diese Unschicklichkeit: „Ihr seid nicht mein Bruder; mein Bruder ist in Eisen gekleidet und nicht in Leinwand; was nennt Ihr mich Schwester?" Unter solchen Eindrücken wuchsen die künftigen Oberhirten der deutschen Kirche heran; kein Wunder, wenn Geiler von Kaisersberg einmal von ihnen sagt: „Das ist der Bischöfe Werk, mit viel Pferden reiten, große Ehr einnehmen, den Säckel füllen, gute Hühnlein essen und den Huren nachlaufen." Der nämliche Gewährsmann, freilich ein sehr strenger Kritiker, hebt einmal rühmend hervor, daß es doch immer noch fromme Prälaten gebe, und macht dabei drei deutsche Bischöfe namhaft.

Übrigens dient die landesherrliche Stellung der Bischöfe wenigstens einigermaßen zur Entschuldigung dafür, daß wir die hohe Geistlichkeit des XV. Jahrhunderts in zahllose Fehden verwickelt sehen. Sie mußten in einer Zeit voll Gewalttat und Selbsthilfe so gut wie irgend ein weltlicher Fürst sich ihrer Haut wehren; ohnedies war für deutsche Augen der im Panzer reitende Bischof eine altbekannte Erscheinung. Das Vorhandensein zahlreicher

Digitized by Google

kleiner Kirchenstaaten, die Vermischung politischer und kirchlicher Aufgaben mußte solche Zerrbilder des hierarchischen Wesens hervorrufen. Immerhin hat mancher von diesen Herren, die sich nicht scheuten, die Inful mit dem Helm und den Bischofsstab mit dem Speer zu vertauschen, daneben nach Kräften für die Hebung seiner Geistlichkeit gesorgt, so der streitbare Johann III. von Eichstätt, dem man das trotzige Wort in den Mund legte, er habe Muts genug, sich mit fünfen herumzuschlagen, wenn sie ihn ehrlich angriffen. Widerlich berührt aber bei diesem weltlichen Treiben der schamlose Mißbrauch geistlicher Waffen; es war kein ehrlicher Kampf, wenn der eine Teil den andern nicht nur mit den Schrecken des Kriegs, sondern außerdem noch mit Bann und Interdikt heimsuchte. Die fürstlichen und bürgerlichen Gegner versäumten nicht, auf diesen in der Natur oder besser Unnatur der Verhältnisse liegenden Widerspruch aufmerksam zu machen. „Wo man Böses hörte oder Krieg war, so hieß es, der Bischof, der Propst, der herrliche Dechan, der Pfaff, und waren die Bauern von den Geistlichen so sehr übel dran, daß es nicht Wunder gewesen, hätte es Gott nicht selber versehen, daß die Hussen und Ketzer etwas viel größer und fast stärker gewesen." Ein drastisches Beispiel solcher Pfaffenkämpfe liefert die Geschichte der Stadt Stralsund. Der adelige Kirchherr Kurd Bonow, der sich mit der Stadt entzweit hatte, machte seine Kapläne beritten, verwüstete die Umgegend und ließ einigen Arbeitern, die vor den Mauern ergriffen wurden, Arme und Beine abhauen. Das Stadtvolk warf zur Rache einen Kaplan und zwei Pfarrer lebendig ins Feuer. Dieser „Pfaffenbrand zum Sunde" zog natürlich das Interdikt nach sich; der eigentliche Urheber des Streites, der sehr ungeistliche Kleriker, ging völlig straflos aus. Aber selbst der philosophische Cardinal Nikolaus von Cues verwickelte sich als Bischof von Brixen mit Herzog Sigmund von Tirol in einen Handel, der ursprünglich die Vogtei über ein kleines Nonnenkloster betraf und nicht nur zu einer häßlichen Bluttat der Bischöflichen, sondern auch zu einer Appellation des Herzogs an ein Concil und nötigenfalls an das christliche Volk, zu einem für Rom höchst unangenehmen Federkrieg und zu einer offenkundigen Mißachtung der päpstlichen Censuren führte. Wie sollte vollends das hohepriesterliche Gebahren und alttestamentliche Fluchen noch Eindruck machen, wenn sich Leute dazu herbeiließen, die im gewöhnlichen Leben ihren geistlichen Charakter wie einen Makel zu verstecken suchten? Bischof Magnus von Hildesheim war beim Empfang eines Cardinallegaten hoch zu Roß und prächtig gepanzert. Erzbischof Günther von Magdeburg las im fünfunddreißigsten Jahr seiner Regierung zum ersten Mal Messe, Bischof Robert von Straßburg kam überhaupt nicht dazu. Auf dem Nürnberger Reichstag von 1487 galt Bischof Friedrich von Augsburg für einen Sonderling, für einen „Wälschen" und Streber nach dem Cardinalshut, weil er bischöfliche Kleidung trug; seine sämmtlichen anwesenden Standesgenossen gefielen sich, wie er schreibt, in einem Kostüm, daß man sie für Spielleute hätte halten sollen. Bei einem Fest während des Kölner Reichstags von 1505 eröffnete der Erzbischof, eine

Digitized by Google

Äbtissin und eine Anzahl von Stiftsdamen in Gegenwart des Königs den Tanz. Und der Cardinal Matthäus Lang soll sich sogar den Scherz gestattet haben, einem Fastnachtstanz zu Augsburg in der Maske einer Begine beizuwohnen. Diese vornehmen Herren fanden sich manchmal im Sattel oder auf dem Tanzboden besser zurecht als in der lateinischen Grammatik und im Ritual.

Das nämliche Bild, nur vergröbert, tritt uns entgegen, wenn wir den niederen Klerus ins Auge fassen. Mit der furchtbarsten Verweltlichung ging die ärgerlichste Ausbeutung der priesterlichen Unantastbarkeit zusammen. Der größte Teil der Geistlichkeit hatte sich, dem Beispiel ihrer Oberen folgend, rücksichtslos der Zeitströmung hingegeben; Erwerb und Genuß war die Losung. Den festen Kern des kirchlichen Reichtums bildete ein ungeheurer Grundbesitz, aber man hatte daneben noch ein unerschöpfliches Arsenal von Mitteln aller Art, um der Kirche einen nichts weniger als bescheidenen Anteil an der Arbeit und dem Kapital der Laien zu sichern. Auf dem Landvolk lastete vor allem die Abgabe des Zehnten und die Verpflichtung, zu einem bestimmten Teil für den Bau, die Ausstattung und Erhaltung der Kirchen aufzukommen. In den Städten gingen die Händel mit den Geistlichen nicht aus, die sich hartnäckig weigerten die Steuern mitzutragen, während sie ihrerseits den Anspruch erhoben, der Bürgerschaft in Handel und Gewerbe ungehindert Concurrenz machen zu dürfen. Es kam nicht selten vor, daß sie sich am Kornhandel beteiligten, daß sie sogar Wuchergeschäfte trieben oder aus dem Halten von Kneipen und Spielhöllen Gewinn zogen. In den zahllosen Conflikten, die sich aus den rechtlichen und finanziellen Verwicklungen zwischen Klerikern und Laien ergaben, wollten die ersteren natürlich nur ihre geistlichen Gerichte als zuständig gelten lassen; geringfügige Prozesse konnten durch Appellation an die Curie aufgebauscht, verschleppt und verteuert werden und die Exkommunikation wegen rückständiger Geldforderungen war etwas ganz Gewöhnliches. Man muß den städtischen Regierungen nachrühmen, daß sie trotz ihrer meist tadellosen Kirchlichkeit die Gefahr eines übermächtigen Wachstums der toten Hand deutlich erkannt und kräftig bekämpft haben; selbst im heiligen Köln wurde wie an anderen Orten den geistlichen Stiftern der weitere Erwerb von Grundstücken und Renten verboten, die Veräußerung des bisher Erworbenen auferlegt. Aber der Klerus wußte solche Angriffe geschickt zu pariren; man verkaufte wohl die Grundstücke unter der Bedingung, daß sie nach dem Tode des Käufers an das Stift zurückfallen und dann von Neuem verkauft werden sollten. Charakteristisch für die zunehmende Bequemlichkeit der Mönchsorden, die früher auf eigene Bewirtschaftung gesehen hatten, ist die häufige Verpachtung von Klostergütern und namentlich der systematische Erwerb von Mühlen und Salzwerken. Die sittliche Schätzung der Arbeit verschwindet vollständig und es bleibt nur der Gesichtspunkt eines möglichst leichten und hohen Ertrags.

Wie man mit den kirchlichen Gnadenmitteln Handel trieb und aus dem religiösen Bedürfniß Kapital schlug, das müssen wir in einem andern Zu-

Digitized by Google

sammenhang betrachten. Hier bildet für unsere Anschauung von dem Zustand des Klerus ein Blick auf seine Moral die unerläßliche Ergänzung. Eine geradezu abstoßende Blüte hatte im XV. Jahrhundert die Zuchtlosigkeit der Weltgeistlichen wie der Mönche erreicht. Vergebens erließen Bischöfe und Synoden fort und fort die strengsten Maßregeln gegen das Zusammenleben der Geistlichen mit Weibern; der Konkubinat blieb nach wie vor die Regel, und die Pfarrersköchin, der zur Ehefrau oft nichts fehlte als der kirchliche Segen, war immer noch eine ziemlich harmlose Erscheinung neben jenem Treiben, das die Klöster zu wahren Hochschulen der gräulichsten Unsittlichkeit machte. Die Bischöfe griffen schließlich zu dem wenig ehrenhaften Mittel, den Konkubinat ihrer Untergebenen, da er sich doch nicht beseitigen lasse, gegen Entrichtung einer Geldbuße zu dulden. Wir hören, daß solche Priester ganz öffentlich Kindstaufe hielten oder ihren Töchtern die Hochzeit ausrichteten wie irgend ein weltlicher Familienvater. Daß der Spott der Laien durch diese „Kellerinnen" und Bastarde der Pfaffen fortwährend die ergiebigste Nahrung erhielt, versteht sich von selbst. Manch aufrichtiger Anhänger der Kirche, wie der Züricher Hemmerlin, sah sich zu dem Wunsche nach Aufhebung des Cölibats gedrängt, aber seine schlimmsten Früchte trieb er nicht einmal in der Weltgeistlichkeit, sondern in den offiziellen Heimstätten der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Nicht umsonst waren die Klöster längst zur beliebtesten Zielscheibe der Satiriker wie der Moralisten geworden; hier war man sicher, keinen Fehlschuß zu tun und mit den giftigsten und schmutzigsten Pfeilen hantiren zu dürfen, ohne daß die Getroffenen ein Recht hatten, sich zu beschweren. Denn so übertrieben auf den ersten Blick viele der unzähligen Witzworte und Anekdoten von den Streichen der „Käsjäger", der Bettelmönche, erscheinen, so sicher kann man sich überzeugen, daß wir keine Karrikatur vor uns haben, daß jene Zeit mit gutem Grund den Inbegriff aller Dummheit und Gemeinheit in der Gestalt des Mönchs verkörpert hat. Ernsthafte Stimmen aus den reformfreundlichen Kreisen der Weltgeistlichkeit und der Ordensleute selbst berichten uns Dinge, wie sie der schlimmste Spötter nicht besser hätte erfinden können. Den Grundzug bildet immer eine unbändige Sinnlichkeit, die sich über alle Rücksichten des Gewissens und des Anstandes frech hinwegsetzt. Dem wackern Benediktiner Nikolaus von Siegen erzählten einmal die Frauen seiner Heimatstadt unter Lachen: „Ach, unser Terminirer vom Orden S. Augustins umarmt alle Mädchen, die ihm begegnen; es kommt nicht leicht eine Dienstmagd ungeküßt an ihm vorbei." Geiler von Kaisersberg erklärt die unreformirten Klöster sammt und sonders für eitel Büberei; „die jungen Mönchlein und Nönnlein, die du macheſt, die werden auch Huren und Buben." Eine schamlose Ungezwungenheit des Verkehrs zeichnete vor allem die Frauenklöster aus. Die Liebhaber gingen nach Gefallen ein und aus; die Nonnen liefen in koketter enganliegender Tracht umher, machten Tänze mit, besuchten wohl gar die öffentlichen Bäder. Aus dem braunschweigischen Kloster Marienſee entlief

Digitized by Google

eine Nonne, die Tochter Herzog Wilhelms, in Männertracht, und als ihr Liebhaber, ein Kaplan, sich weigerte mit ihr zu fliehen, zog sie allein in die Welt auf weitere Liebesabenteuer. Wie berührt uns vollends jene Erzählung des Trithemius von einem Nonnenkloster in Friesland, dem die Teufel gar keine Ruhe gönnten; „man sah sie in der Gestalt von jungen Männern durch die Fenster einsteigen, ins Dormitorium springen und in die Zellen laufen." Die Nonnen galten sämmtlich für besessen und stießen während der Messe ein so markerschütterndes wahrhaft dämonisches Geheul aus, daß kein Priester mehr celebriren wollte. Man muß die Berichte des Johann Busch lesen, der sich die schwere Aufgabe gestellt hatte, in einer großen Zahl von norddeutschen Klöstern die Herstellung der strengen Ordensregel durchzusetzen, oder die Kämpfe, die Trithemius als Abt zu Spanheim mit seinem liederlichen Convent durchzufechten hatte. Neben dieser entsetzlichen Corruption nimmt sich die gleichfalls berüchtigte Schwelgerei der Mönche fast unschuldig und komisch aus. Denn die Freuden der Tafel und namentlich des Bechers wurden von den geschworenen Vertretern der Enthaltsamkeit auch nicht verabsäumt. Die alten Verbote oder Einschränkungen des Fleischgenusses wurden nicht mehr aufrecht gehalten, die Fasttage wenigstens durch reichliche und abwechselnde Gerichte erträglicher gemacht. Ein Abt von Volkerode regelte im Jahr 1484 die tägliche Versorgung der „Tag und Nacht im Weinberg des Herrn schwitzenden Brüder" mit Nordhäuser und Mülhäuser Bier, damit sie nicht zum Chordienst untüchtig würden. Und im Cisterzienserkloster zu Leubus wollten die Mönche sich zur Abhaltung der seit achtzehn Jahren unterlassenen Seelmessen nur dann verstehen, wenn der Abt jedem täglich eine Maß guten Biers, wie er es selber trinkt, reichen würde.

Man kann gewiß nicht behaupten, daß es an Versuchen zur Besserung gefehlt hätte. Was man im XV. Jahrhundert unter Reformation verstand, Herstellung der vernachlässigten kirchlichen Ordnungen, war das ausgesprochene Ziel der häufig abgehaltenen Provinzialsynoden; in gleichem Sinn arbeiteten unermüdlich die Männer der Klosterreform. Über die Tätigkeit der Provinzialsynoden und der sich anschließenden Kapitel und Visitationen liegt uns eine Reihe von Zeugnissen vor, dagegen fehlt es an unmittelbaren Beweisen für die Wirksamkeit der gefaßten Beschlüsse. Sehr bedeutend wird dieselbe nicht gewesen sein, wie man aus der ständigen Wiederholung der nämlichen Klagen und Vorschriften wohl schließen darf. Auch pflegte die Aufmerksamkeit der Synoden sich großenteils auf mehr äußerliche Dinge zu richten, wie auf die Gleichmäßigkeit des Meßrituals, auf die pünktliche Entrichtung des Zehnten oder die Beobachtung der Fasten; bei den Visitationen vollends standen wohl in der Regel die Ermittelungen über Vermögen und Rechtsverhältnisse der einzelnen Kirchen, über den Zustand der Gotteshäuser und Kultusgeräte, über die Leistungspflicht der Gemeinden stark im Vordergrund, während man daneben auch etwaige Beschwerden der Geistlichen oder ihrer Pfarrkinder notirte. Größere, wenigstens mehr augenfällige Erfolge hatte jene Be-

Digitized by Google

wegung zu verzeichnen, die seit Anfang des XV. Jahrhunderts im deutschen Mönchtum sich mühsam Bahn brach und einer ganzen Reihe von frommen und willensstarken Männern den würdigsten Lebensinhalt zu bieten schien. Den bedeutendsten Anstoß gab Geert Groot, der Stifter der Brüder vom gemeinsamen Leben; erst nach seinem Tod, aber in Erfüllung seines Wunsches wurde 1387 das Kloster der regulirten Chorherren zu Windesheim bei Zwolle gegründet, die Pflanzschule einer „modernen Gottseligkeit", deren Reformarbeit sich allmählich über zahlreiche namentlich norddeutsche Klöster nicht nur der regulirten Chorherren, sondern auch anderer Orden ausdehnte. Für die Benediktiner wurde das Kloster Bursfelde bei Göttingen zu einem Mittelpunkt verwandter Bestrebungen; hier hatte Johann Busch, der die Windesheimer Reform nicht selten unter Lebensgefahr durch Niedersachsen trug, den Abt Johann von Hagen gewonnen und die Bursfelder Congregation zählte nachmals 76 Klöster. Aber auch die Bettelorden blieben nicht zurück; der gewaltige Prediger Dederich Coelde suchte seine Franziskaner unter die Herrschaft der strengen Observanz zu bringen, während bei den Augustinereremiten Heinrich Zolter und andere jene Reformation vorbereiteten, deren eifrigster Kämpe dann der Dresdener Andreas Proles geworden ist. Nikolaus von Cues, der große deutsche Cardinal, der im Jahr 1451 als päpstlicher Legat einen großen Teil von Deutschland reformirend durchzog, erhob sich im Anschluß an diese Bewegung bis zu dem Gedanken, sie zum herrschenden kirchlichen System zu machen und so gut wie den übrigen Klerus auch das Cardinalscollegium und sogar den Papst selber dem Universalheilmittel der Visitation zu unterwerfen. Mit der Reformation des XVI. Jahrhunderts haben diese Männer und ihr Werk so wenig innere Verwandtschaft, wie eine Reihe von andern sogenannten Vorläufern Luthers. Ihr hartnäckiger Kampf um die Reformation der Klöster ist und bleibt durchaus auf dem Boden des Mönchtums; was die Reformatoren wollen und durchführen, besteht großenteils in solchen Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten, daß uns das Mißverhältniß zwischen der aufgewendeten Kraft und dem erstrebten Ziel seltsam berührt. Wir sehen, daß in der Tat Farbe und Schnitt der Kutte, Beobachtung der mönchischen Tischzucht, Mettensingen und Fasten selbst in den Augen eines Proles entscheidende Wichtigkeit besaßen. Das war gerade die Möncherei, in der ein Geist wie Luther keinen Frieden finden konnte, deren erstickende Atmosphäre in ihm das Verlangen nach Luft und Freiheit immer unwiderstehlicher erregte.

Etwas weniger engherzig, aber immer noch von einer bescheidenen Kirchlichkeit beherrscht waren die Reformationswünsche jener Kleriker und Laien, die in sehnsüchtiger Erinnerung auf die Concilien von Kostnitz und Basel zurückschauten. Die allgemeine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern blieb ihnen eine unzweifelhafte Notwendigkeit, aber sie schien freilich mehr als je zuvor in unerreichbare Fernen gerückt zu sein. Wir finden wohl gelegentlich die zornige Klage, daß die siegreiche Lehre von der Oberhoheit des Papstes über die Concilien die allergefährlichste Ketzerei und der Ruin aller kirchlichen

Digitized by Google

Hoffnungen sei, daß man durch das Zurückstoßen der conciliaren Reform der Christenheit nur den Ausweg der offenen Empörung übrig gelassen habe. Aber in Wirklichkeit waren doch diese Kreise der Concilsfreunde die letzten, die einen solchen verzweifelten Schritt gut geheißen oder mitgemacht hätten. Sie begnügten sich damit die vorhandenen kirchlichen Mißstände recht schonungslos zu kritisiren und zugleich ihren unwandelbaren Gehorsam gegen die Kirche ins hellste Licht zu setzen. Wir werden sehen, daß diese Gepflogenheit allerdings für die Kirche ihre Gefahren hatte, aber von einem ernstlichen Gedanken an gewaltsame Besserung des Bestehenden kann bei Männern wie Geiler von Kaisersberg oder Wimpheling nicht die Rede sein, noch viel weniger von einer selbständigen Prüfung der kirchlichen Lehre, ohne die ja alle Versuche an der Macht der römischen Hierarchie zu rütteln mehr oder minder ohnmächtig geblieben sind. Erschien doch den Deutschen damals selbst der mäßige Grad von Unabhängigkeit, den sich Frankreich dem römischen Stuhl gegenüber erkämpft hatte, als ein kaum erreichbares Ideal! Seit dem Wiener Konkordat hatte das Reich von Zeit zu Zeit den unfruchtbaren Versuch gemacht, die Beschwerden der deutschen Nation als Grundlage für eine pragmatische Sanktion zu formuliren, aber was man einmal preisgegeben hatte, ließ sich nachträglich die Curie nicht wieder abtrotzen, auch nicht durch die lächerliche Drohung, die deutschen Fürsten seien aus dem Schlaf erwacht und würden äußersten Falls das römische Joch ganz abschütteln und der Nation ihre alte Freiheit zurückgeben. Man wußte in Rom sehr genau, in welcher Zwietracht diese Fürsten unter einander und mit dem Reichsoberhaupt lebten und mit welchen Mitteln ihre Unzufriedenheit zu beschwichtigen war. Daß die Päpste neuerdings in ihren Wahlcapitulationen neben vielen anderen Stücken auch die Abhaltung eines Concils und die Reformation der gesammten Hierarchie eidlich zusichern mußten, tat so wenig zur Sache wie das halbverrückte Wagniß des Bischofs Andreas von Krain, der im Jahr 1482 an die Basler Kirchentüren eine Ladung zum allgemeinen Concil anschlug. Sein Ruf fand kaum einen Widerhall; er starb im Gefängniß. Die fürstliche Reformpartei und ihr Führer Berthold von Mainz hatten es bei ihrer Vertretung der nationalen Beschwerden doch hauptsächlich darauf abgesehen, einen Teil der nach Rom fließenden Gelder den arg verkümmerten Reichsfinanzen zuzuwenden. Berthold selbst war von einem starken Gefühl für sein bischöfliches Amt durchdrungen, dessen Hoheit er seinem eigenen Klerus ebenso energisch zum Bewußtsein brachte, wie er dem Papst und den Cardinälen mit freimütigen Warnungen unter die Augen ging. Im Übrigen hielt er sich auf den Wegen strengster Kirchlichkeit; daß er im Jahr 1486 der Gefährlichkeit der Buchdruckerkunst durch Einrichtung einer Censur die Spitze abzubrechen suchte, bezeichnet hinlänglich seinen Standpunkt. So endigte denn auch der Anlauf des Reichstags von 1500, der in Sachen der kirchlichen Beschwerden eine eigne Gesandtschaft nach Rom abordnete, in einem finanziellen Compromiß; man vertrug sich mit dem gewandten päpstlichen Legaten Raimund Peraudi

Digitized by Google

über eine Teilung der Erträgnisse, die der neue Jubiläumsablaß abwerfen sollte. Die viel verschriene römische Ausbeutung der deutschen Nation wollte man zunächst zur Stärkung des neugeschaffenen Reichsregiments verwerten, aber dieser Plan, unter kirchlicher Maske eine kräftige Besteuerung des Reichs ins Werk zu setzen, ist nachher nicht dem rasch verfallenden Reichsregiment, sondern dem römischen König zu gute gekommen.

In den Händen Maximilians waren aber die kirchlichen Fragen so gut wie alle übrigen einer sehr wechselvollen Behandlung ausgesetzt. Sie dienten ihm zeitweilig als Bausteine bei den vergänglichen Schöpfungen seiner Politik, die heute kühn emporgeführt morgen wieder eingerissen wurden, um einem neuen Anfang ohne Ende Platz zu machen. Je nach der Lage der italienischen Verhältnisse kehrte er den deutschen König oder den päpstlichen Alliirten heraus; er ließ sichs gefallen als berufener Reformator Roms und des Klerus gefeiert zu werden, aber er trat in das engste Bündniß mit Julius II., dessen kriegerische Gestalt jedem wahren Freund der Kirche Ärgerniß geben mußte. Als jedoch Julius im Jahr 1510 zu den bisherigen gemeinsamen Gegnern, den Venezianern überging, flammte der Zorn des Kaisers gegen den „verfluchten Priester Papst" lebhaft empor. Er scheint wirklich daran gedacht zu haben, mit Frankreich zusammen den Papst gewaltsam zu reformiren, „wegen der großen Sünden und Betrügereien, die er und seine Vorgänger begangen haben und täglich begehen". Während der Kaiser den Sultan zu einem Angriff auf das venezianische Dalmatien zu reizen suchte, machte er sich zugleich daran den Papst auf seinem eigensten Gebiet in Verlegenheit zu bringen. Frankreich erhob damals den Ruf nach einem allgemeinen Concil; Maximilian, der sich die pragmatische Sanktion der Franzosen zum Muster nehmen wollte, faßte zunächst die Abschaffung der Annaten und die Aufstellung eines ständigen Legaten für Deutschland ins Auge, ein Plan, der wenigstens den Ansatz zu einer Art von deutscher Nationalkirche enthielt. War doch bereits hier und dort, noch während des Wormser Reichstags von 1495, der Gedanke an die Errichtung eines von Rom unabhängigen deutschen Patriarchats aufgetaucht! So weit wollte freilich Maximilian nicht gehen und die Autorität, an die er sich zur Begutachtung seines Reformprogramms wendete, der berühmte Humanist Jakob Wimpheling, bot alles auf, um den Kaiser von jedem schärferen Vorgehen gegen die Curie abzubringen, die ihm gestützt auf die deutschen Prälaten und Bettelmönche den gefährlichsten Krieg machen, vielleicht die Kurfürsten zu einer Neuwahl verursachen könnte. Übrigens verhandelte der Kaiser schon wieder mit dem Papst, als ihm Wimphelings vorsichtige Ratschläge zukamen; freilich folgte dann ebenso rasch ein neuer Bruch mit Rom, das phantastische Projekt des eben verwittweten Kaisers, sich selber die dreifache Krone aufs Haupt zu setzen, sein halber Anschluß an das von Frankreich inscenirte antipäpstliche Concil zu Pisa, endlich sein offener Übertritt zum Papst und zum lateranischen Concil. In der nämlichen Sitzung, worin kaiserliche Abgesandte die feierliche Huldigung

Digitized by Google

leisteten, wurde der Papst ganz ungescheut als zweiter Gott auf Erden angeredet. Das Concil erneuerte die berüchtigte Bulle Bonifaz VIII. (Unam sanctam) und vernichtete die pragmatische Sanktion von 1438. Dieser fast ausschließlich von politischen Motiven getragene Kampf gegen Rom hatte nur zu einem glänzenden Triumph des unverbesserlichen Papsttums, zu einer wiederholten Bekräftigung seiner absolutistischen Ansprüche geführt. Die allbekannten „Gravamina der deutschen Nation" boten nach wie vor eine stets wiederkehrende und stets harmlose Beschäftigung für den deutschen Reichstag.

Geräuschloser und folgenreicher waren die Änderungen, denen das Verhältniß von Kirche und Staat in einer ganzen Reihe von deutschen Territorien unterlag. Auch auf diesem Gebiet finden wir das Fürstentum im entschiedenen Vordringen begriffen. Das Ideal der vollen fürstlichen „Libertät" vertrug sich schlecht mit einer unbeschränkten Freiheit der Kirche. Schon im XIV. Jahrhundert hatte Herzog Rudolf IV. von Österreich, ein rechter Vorläufer des kommenden Absolutismus, das Wort gesprochen: „In meinem Lande will ich Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiakon und Dekan sein." Während des XV. Jahrhunderts wußten die deutschen Landesherren sich derart mit der Curie abzufinden, daß kraft päpstlicher Privilegien die staatliche Controle über die Kirche in manchen Gebieten schon eine sehr beträchtliche Ausdehnung erlangte. Ist doch sogar von einem so tadellos kirchlichen Fürsten wie Georg von Sachsen die Äußerung überliefert, er sei in seinem Lande selber Papst, Kaiser und deutscher Meister, eine Äußerung, die jedenfalls die Bestrebungen dieser souveränetätslustigen Herren treffend zusammenfaßt. Wirklich war in einzelnen Territorien lange vor der Reformation die Machtbefugniß der Obrigkeit so weit erstreckt und alles zusammengerechnet die Summe der von der Curie hier und dort gemachten Concessionen so bedeutend, daß man ohne Übertreibung hat sagen dürfen, die Kirche sei trotz einer scheinbaren Herstellung der päpstlichen Omnipotenz doch gründlich erschüttert ins XVI. Jahrhundert eingetreten. So besaß z. B. der Kurfürst von Brandenburg tatsächlich die freie Verfügung über die drei Landesbistümer; ein fürstliches Recht der Klostervisitation sehen wir nicht nur hier, sondern auch in Österreich, in Sachsen, nicht immer mit päpstlicher Bewilligung, ausüben. Wilhelm III. von Sachsen bezeichnet sich einmal geradezu als „einen obersten Handhaber aller guten Werke"; seine Landesordnung von 1446 trägt vollständig den Charakter einer Kirchenordnung, worin sich der Herzog die Reformation der Klöster und die Sittenpolizei über den Klerus vorbehält, die Berufung an ausländische (römische) Gerichte mit der Strafe der Acht und die Geistlichen, die Briefe um weltliche Sachen aufnehmen, mit Temporaliensperre bedroht. Zu Zeiten mußten doch auch die päpstlichen Ablaßhändler diese neue Stellung des deutschen Fürstentums unliebsam empfinden, so der Nuntius Marinus de Fregeno, den im Jahr 1458 Herzog Friedrich von Sachsen wegen Verletzung des zwischen ihnen getroffenen Abkommens einsperren ließ. Nicht mit Unrecht sah schon damals die Geistlichkeit in den Vertretern des römischen

Digitized by Google

Rechts die gefährlichsten Vorkämpfer der jungen Staatsgewalt; wir hören die nämlichen Klagen über Rücksichtslosigkeit und Impietät der fürstlichen Räte, die nachher im XVI. Jahrhundert unter den evangelischen Predigern so häufig laut werden; wie ja überhaupt die Gestaltung der lutherischen Landeskirchen keineswegs einen völlig neuen Gedanken verwirklicht hat, sondern die folgerichtige Entwicklung dieser längst vorhandenen Ansätze darstellt. Protestantische und katholische Reichsfürsten sollten die Früchte einer Bewegung ernten, deren erste Erfolge die Päpste selbst mit herbeigeführt haben, um den territorialen Gewalten jeden Gedanken an ein Concil auszutreiben. Daß aber die staatliche Einmischung in die Besetzung der Stifter und in das innere Leben der Kirche durchaus nicht immer dem Reformbedürfniß zu Statten kam, läßt sich denken. Doch lag ohne Frage hier zunächst die einzige Möglichkeit einem verwilderten Klerus ernsthaft zu Leibe zu gehen. Manche Klosterreformation ist nur unter dem kräftig nachhelfenden Druck der weltlichen Macht zu Stande gekommen; wie vollends der Staat mit einer unbotmäßigen Priesterschaft umspringen könne, davon hat Albrecht Achilles an seiner fränkischen Weltgeistlichkeit, die sich nicht besteuern lassen wollte, ein Exempel statuirt. Die ganze Schroffheit des späteren absolutistischen Regiments trat bereits in diesem von Amtleuten und Bütteln durchgeführten Vorspiel zu Tage. In Kulmbach wurden auf Befehl des Hauptmanns den Geistlichen, die das Interdikt hielten, die unbeerdigten Leichname vor die Türe des Pfarrhofs gelegt.

In engen Kreisen, aber auf allen Gebieten des Lebens betätigte sich der werdende Staat, freilich nicht deutscher Nation, aber doch deutscher Herren und Städte. Die Kirche selbst hatte das gewaltigste Beispiel von Centralisation gegeben. Aber Enea Silvio sah ohne sein Wissen in die Zukunft, indem er die Gegenwart zu beobachten glaubte. Es gemahnt an die ganze Erbärmlichkeit der nachreformatorischen Periode, was er den Fürstendienern seiner Zeit in den Mund legt: „Wir haben alle den nämlichen Glauben wie unsere Fürsten; würden sie die Götzen anbeten, so würden wir desgleichen tun. Wir würden nicht nur den Papst, sondern Christus selbst verleugnen, wenn es die weltliche Obrigkeit so haben wollte."

Dahin war es freilich im XV. Jahrhundert noch nicht gekommen. Vielmehr hatte das religiöse Bedürfniß des deutschen Volkes sich sehr lebendig erhalten und sogar vielfach eine beunruhigende Gestalt angenommen.

Digitized by Google

V. Die Volksreligion.

Die Italiener der Renaissancezeit äußern nicht selten ihre Verwunderung über die starke Religiosität der Deutschen und diese selbst lieben es sich ihrer Glaubensfestigkeit zu rühmen. Es hat wirklich auf den ersten Blick etwas Überraschendes, wenn trotz aller berührten Mißstände, trotz aller lauten oder leisen Klagen die Kirche mächtiger als jemals Sinnen und Denken der Deutschen zu beherrschen scheint. Denn es ist nicht abzustreiten, daß neben einer wahrhaft imponirenden Betätigung äußerer Kirchlichkeit viel innerliche Wärme des religiösen Lebens zu Tage tritt. Aber die Fülle und Kraft der Gesundheit ist es freilich nicht; wie manche Äußerungen des kirchlichen Sinnes ins Ungemessene und Ungeheuerliche gehen, so steigert sich in vielen Gemütern die Sehnsucht nach dem Heil bis zum Fieberhaften und auch die Beschaulichen können sich von einem drückenden Gefühl des Unmuts oder der Bangigkeit nicht frei machen. Sie spüren das heraufziehende Wetter der Revolution. Dieser überreiche Schmuck der Gotteshäuser und der Priesterschaft ist bereits der Vernichtung geweiht; diese Gebete und Segensformeln werden sich in Fluch und Lästerung verkehren. Was der Kirche bevorsteht, droht zugleich dem Staat; Böhmens Schicksal erschien wie eine prophetische Warnung für Deutschland.

Es war, als wollte sich das alte kirchliche Wesen noch einmal recht reich und gründlich ausleben. Niemals vorher oder nachher hat Deutschland gottesdienstliche Bauten in solcher Zahl und solcher Pracht geschaffen; man glaubt eine ganze Nation von Steinmetzen, Bildschnitzern und Malern an der Arbeit zu sehen. In Danzig z. B. wurden während des XV. Jahrhunderts nicht weniger als acht Kirchen teils neu gegründet, teils fertig gebaut; das kleine Stuttgart zählt drei Kirchen aus dem Ende des Jahrhunderts. Allerdings reicht die Anlage der gewaltigsten Dome und Münster in eine frühere Zeit zurück und die Gothik war bereits in ihren Herbst getreten, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit und Buntheit den Niedergang verhüllen möchte. Diese Kunst erscheint als das getreueste Spiegelbild der in ihr sich verherrlichenden Kirche; auch sie verbirgt unter großartiger äußerer Entfaltung den Todeskeim. Jedenfalls legt sie von der Kirchlichkeit der Generationen, die ihr Bestes nicht in Wort und Schrift, sondern in der Formensprache der bildenden Künste kundgetan haben, das bedeutsamste Zeugniß ab. Man

Digitized by Google

muß sich vergegenwärtigen, wie für den Ausbau und die Ausschmückung der Kirchen nicht nur in großen Reichsstädten, sondern auch an kleinen Orten Reich und Arm im Schenken wetteiferten, wie Getreide und Vieh, Kleinodien, Waffen und Gewandstücke dargebracht wurden. Zweifellos war und blieb dabei das vornehmste Motiv die Fürsorge für das eigne Seelenheil, untrennbar verbunden mit einer kindlichen, ganz persönlichen Zuneigung zu Gott und seinen „lieben" Heiligen, denen man eine besondere Freude und Ehrung zu erzeigen dachte. Daneben wirkten auch noch andere Empfindungen mit, ein starker Lokalpatriotismus und ein künstlerisches Bedürfniß, dessen tiefe und allgemeine Verbreitung uns unzählige Denkmale bezeugen. Glaubten doch einzelne besonders rigorose Beobachter, wie Geiler von Kaisersberg, bereits eine gefährliche Vorliebe der Kunst für das sinnlich Reizende und eine Beeinträchtigung der Andacht durch solchen Kirchenschmuck rügen zu müssen. Tatsächlich waren die Gotteshäuser des Mittelalters wie jene des Altertums zugleich Museen und Schatzkammern; der Kirchgänger fand sich inmitten ruhmvoller Erinnerungen und künstlerischer Meisterwerke und das Ewige floß mit dem Zeitlichen zusammen, während die wirkungsvolle Dämmerung der hohen Räume durch die Farbenglut der Fenster und durch das Aufleuchten der goldenen und silbernen Gefäße und Weihgeschenke prächtig belebt wurde. Welche Umwandlung mußte sich in den Gemütern vollziehen, bis die altgewohnte Hingabe an solche überwältigende Eindrücke in Haß und Abscheu vor den „Götzen" verkehrt wurde! Einer nüchternen Betrachtung hätte allerdings die maßlose und vielfach auch geschmacklose Anhäufung von verarbeitetem Edelmetall in den Kirchenschätzen Anstoß erregen müssen. Oft genug trat der künstlerische Gedanke zurück vor dem Bestreben, durch Masse und Kostbarkeit des Materials sich um die beschenkte Kirche besonders verdient zu machen. Im Münster zu Bern hatte man das Haupt des heiligen Vincentius in fünfhundert Lot lauteren Goldes gefaßt und mit einem unschätzbaren Edelstein geschmückt, siebzig goldene, fünfzig silberne Kelche, drei goldene und ein Paar silberne Särge, nicht weniger als vierhundertfünfzig köstliche, juwelenverzierte Meßgewänder. Der Abt von Tegernsee konnte im Jahr 1462 zwei Silberarme, vier Monstranzen, mehrere kostbare Heiligenbilder, ein goldenes Pektorale mit Edelsteinen, eine große Inful, eine Kette und ein Kreuz, viele Reliquiengefäße und achtzehn Kelche anschaffen. Von Silberarmen, einer sehr beliebten Form von Reliquienbehältern, zählte man im Dom zu Passau gegen zwanzig. Es ist die nämliche Freude am Luxus, am Überschwänglichen, die uns im weltlichen Leben des Zeitalters entgegen tritt.

Den größten Glanz entfaltete die künstlerische Seite des Kirchenwesens bei den großen Schaustellungen, die unter verschiedenem Anlaß, als festliche Gottesdienste, Prozessionen, geistliche Spiele, in oder außerhalb der Kirchen veranstaltet wurden und besonders geeignet waren die Phantasie der Mitwirkenden wie der Zuschauer der Kirche dienstbar zu machen. Mit welcher Liebe schildert uns ein Erfurter Kleriker die große Regenprozession im

Digitized by Google

Sommer 1483, der er selbst beiwohnte. Nach vielen Tausenden zählte der Zug, der sich früh um fünf Uhr in Bewegung setzte und mit allen Stationen und heiligen Handlungen erst um zwölf Uhr zu Ende war. Nach den sämmtlichen Pfarrkirchen gingen die Schüler der Stadt, 948 an der Zahl, dann 312 Weltpriester, die gesammte Universität, 2141 Personen stark, die Mönche von fünf Klöstern; hinter dem Sakrament, dem eine große Zahl von riesigen Kerzen und Laternen vorgetragen wurde, folgten der Rat „und alle Mannesnamen, als weit als die Stadt war", endlich die Jungfrauen und Frauen. Besonders ausführlich schildert uns der Chronist den erbaulichen Eindruck, den die Schaar der Jungfrauen, 2316 an der Zahl, gemacht habe; sie trugen alle die Haare aufgelöst, Kränzlein auf dem Haupt und Lichtchen in der Hand „und gingen ganz gezüchtig und schlugen ihre Augen nieder auf die Erden", an ihrer Spitze zwei schöne Jungfrauen mit Fahnen und vier mit brennenden Laternen, dann „aus der Maßen eine schöne Jungfrau in einem schwarzen Kleide und all barfuß" mit einem schönen großen Kruzifix, neben ihr ein Ratsmeister, „ein demütiger schöner Mann". Wir sehen, wie der Schönheitssinn, die künstlerische Neigung des Zeitalters sich in aller Unbefangenheit neben der Erbauung an dem äußerlich Imponirenden und Anmutigen des geistlichen Schauspiels erfreut. Kann sich doch selbst ein so abgesagter Feind des papistischen Wesens wie Johannes Keßler von S. Gallen bei seinen Rückerinnerungen an die Zeiten der Abgötterei eines gewissen Wohlgefallens nicht erwehren, wenn er die Fronleichnamsprozession mit ihren goldgezierten, blumenumwundenen Wandelkerzen, weißgekleideten Schülern, reliquientragenden Klerikern schildert, wie alles jung und alt mit Blumenkränzen geschmückt, „die Gassen mit Laubästen waldweis besteckt" und vom hochzeitlichen Schall der Cymbeln, Harfen, Geigen, Lauten und Orgeln erfüllt waren.

In noch stärkerem Maße mußten solche Empfindungen erregt werden, wenn die Kirche oder der Raum vor der Kirche wirklich zum Theater gemacht und die Passion oder andere heilige Geschichten, ja sogar der Antichrist und sein Untergang den Gläubigen dramatisch vor Augen gebracht wurden. Diese Spiele, zu Ostern und an andern hohen Festen aufgeführt, beschäftigten oft Hunderte von Personen und nahmen zuweilen mehrere Tage in Anspruch. Der Vergleich mit der Tragödie der Griechen liegt sehr nahe und ist mit Vorliebe gezogen worden, wie ja überhaupt dieses ganze kirchliche Wesen mit seinem Formenreichtum und seiner Farbenpracht vielfach mehr an das klassische Heidentum als an dessen christlichen Widersacher erinnert. Daß die ernste Großartigkeit der vorgeführten Szenen durch höchst populäre Scherze und komische Figuren unterbrochen werde, dafür sorgte die städtische Kultur, die rechte Pflanzstätte des geistlichen und weltlichen Dramas, mehr als zur Genüge. Manchmal wuchern diese ursprünglich episodischen Elemente so üppig, daß das Osterspiel mit seinen endlosen Teufelsspäßen und seiner Kritik ständischer und lokaler Verhältnisse beinahe zum Fastnachtsspiel zu werden droht. Es liegt unstreitig

Digitized by Google

ein freier und großer Zug darin, daß die kirchliche Weltanschauung es wagte sich selbst gelegentlich zu ironisiren, daß sie mit Hölle und Teufel ihren Spaß trieb und auf der Bühne die Gebrechen einer allmächtigen Hierarchie besprechen und greifbar züchtigen ließ. Jene kaum vermittelten Übergänge vom Erhabenen zum Lächerlichen bargen einen tiefen Sinn und die Gläubigkeit sowohl als die Phantasie der Zeit waren derbkräftig genug, um nicht so leicht Anstoß zu nehmen. Trotzdem war und blieb es ein gefährliches Spiel und die Kirche selbst fühlte zuweilen den Mißbrauch, der mit ihren Zugeständnissen an die herrschende Sinnlichkeit und Üppigkeit getrieben wurde. So verbot Bischof Wedego von Havelberg im Jahr 1471 die Aufführungen in den Kirchen, da sie mehr zur Wollust und zum Gelächter, als zur Zerknirschung dienlich seien. Aber es war unmöglich, die zahlreichen Profanationen der Kirche und des Gottesdienstes auszurotten, die zum Teil uraltheidnischen Bräuchen entstammend in der Seele des Volks ebenso fest hafteten, wie die darauf gepflanzten christlichen Vorstellungen. Die Narrenfeste mit ihrem Gassenjungenunfug, die Travestien der heiligen Handlungen und Formeln, die verschiedenen seltsamen Ceremonien beim Weihen der Palmen, Kerzen und anderer Dinge, das Ausgießen von Wasser unter die Andächtigen bei manchen Gottesdiensten, das Ostergelächter, durch Späße des Predigers hervorgerufen, dies alles würdigte oft geradewegs die Kirche zu einem Belustigungsort, den Gottesdienst zu einem Volksfest der niedrigsten Art herab. An und für sich mußte schon die stets wachsende Masse der Kirchenfeste und Feiertage Bedenken erregen; in den Beschwerden der deutschen Nation wird darüber geklagt, daß vor lauter Festtagen der Bauer seine notwendigsten Feldarbeiten nicht mehr erledigen könne. Dazu kam eine sehr wenig erbauliche Verwertung dieser aufgedrungenen Muße zu Trunk, Spiel und Liederlichkeit aller Art, denn von einer puritanischen Sabbathfeier war natürlich damals unter der Masse der Laien noch nichts zu spüren. Man sollte und mußte, wie der ehrliche Keßler von S. Gallen sagt, „durch Gottes willen faul sein". Das Kirchenjahr schien sich in eine Reihe von Festen aufzulösen, wie das tägliche Leben sich an eine immer dichtere Hülle kirchlicher Symbolik gewöhnte.

Überall die gleichen Symptome; der ungemessenen Steigerung des kirchlichen Schmuckes und Reichtums entspricht die wachsende Zahl von Gotteshäusern, Stiftungen, Geistlichen. Die kirchlichen Leistungen werden auf den denkbar höchsten Grad gespannt; mit einem ungeheuern Aufwand von Zeit, Geld und Arbeitskraft führte man den Kampf gegen die Welt. Neue Mittel vermochte die Kirche nicht zu bieten; so blieb nichts übrig als die vorhandenen bis zur Erschöpfung und Übersättigung auszubeuten. Man muß sich die Massenhaftigkeit der kirchlichen Anstalten und ihres Personals an ein paar Beispielen vergegenwärtigen. Das „heilige" Köln zählte 11 Stifter, 19 Pfarrkirchen, über 100 Kapellen, 22 Klöster, 12 Spitäler, 76 religiöse Convente; es ging das Sprüchwort, dort würden täglich mehr als tausend Messen gelesen. In Braunschweig finden wir 15 Kirchen, darunter die vornehmste,

Digitized by Google

das Stift zu St. Blasius, mit 26 Altären und über 60 Geistlichen, über 20 Kapellen, 5 Klöster, 6 Hospitäler und über ein Dutzend Beginenhäuser; in Memmingen mit seinen 2 Pfarrkirchen, 3 Kapellen, 4 Klöstern belief sich zu Anfang der Reformation die Zahl der geistlichen Personen auf 123 und von diesen kamen allein auf die Hauptkirche zu St. Martin, wo täglich an 16 Altären Messe gelesen wurde, ein Prediger, 3 Helfer und 26 Kapläne. Die Zahl der Klöster und Convente war ins Unglaubliche gewachsen; die Minoriten z. B. besaßen in ihrer österreichischen Provinz über 30, in der sächsischen Provinz etwa 80, die Augustinereremiten, die sich mit ihnen nicht messen konnten, in ganz Deutschland über 80 Klöster. An die Masse der Laien beiderlei Geschlechts, die sich als Tertiarier der dritten Regel des heiligen Franziskus angliederten, schlossen sich die halb geistlichen Genossenschaften der Beginen; auch hier übertrifft Köln mit seinen 106 Beginenhäusern alle übrigen deutschen Städte, obwohl z. B. Straßburg die stattliche Zahl von 60, Basel über 30 solcher Häuser aufwies. Einen vorwiegend städtischen Charakter trug dieses kirchliche Wesen wie die Kultur des Zeitalters überhaupt. Als die erfreulichste Seite müssen wir unbedingt eine wirklich großartige Entwicklung der Armen- und Krankenpflege bezeichnen, obschon freilich auch hier die Schadhaftigkeit des ganzen Systems sich fühlbar macht. Aber die Tatsache, daß im XIII. und XIV. Jahrhundert die deutschen Städte und Bürgerschaften in der Gründung von Spitälern den regsten Wetteifer entfalten, daß eine Stadt wie Stendal sich den Luxus von sieben Spitälern gestattet, gereicht zweifellos der christlichen Charitas jener Generationen zur Ehre. Wir finden vielfach eine rührendherzliche Teilnahme an der leidenden Menschheit, die sich namentlich in dem Bestreben zahlreicher Stiftungen „den Siechen ihr Mahl zu bessern" kundgibt. Aber der spezifisch kirchliche Charakter trat doch auch bei diesen Anstalten in übertriebener Weise hervor. Das Ideal der klösterlichen Zucht verstand sich von selbst für die Brüder und Schwestern, denen die Pflege der Kranken und Armen oblag; das Marienhospital in Braunschweig hielt im XV. Jahrhundert einen Pfarrer und sechs Vikare und die Statuten eines Lübecker Hauses schreiben sogar den Kranken vor, täglich dreihundert Vaterunser zu beten, „wenn sie nur noch die Zunge und die Lippen rühren können". Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die allgemeine Corruption auch die der Krankenpflege geweihten Genossenschaften nicht verschont hat; insbesondere die Beginen, die sich überhaupt freier bewegen konnten, kamen allmählich in den schlechtesten Ruf und erwarben sich den unrühmlichen Spottnamen „Kellerinnen der Barfüßer".

Die Art und Weise, wie das Mittelalter die Übung der christlichen Liebe auffaßte und zu verwirklichen trachtete, führt uns unmittelbar zurück auf jene kirchliche Grundanschauung, die von der Reformation in erster Linie bekämpft und durch ein neues Prinzip ersetzt werden sollte. Daß die mit gutem Recht gerühmte Fürsorge für die Armen, Alten und Kranken, daß das massenhafte Almosengeben und die oft überreichen Stiftungen doch schließ-

Digitized by Google

lich der freien Willkür des Einzelnen oder der Genossenschaft überlassen blieben, war noch die minder bedenkliche Seite. Immerhin mußte, wie man neuerdings hervorgehoben hat, „eine solche Liebestätigkeit der Armut gegenüber vollständig Bankerott machen;“ abgesehen von der Ungleichheit der Behandlung setzte sie ja geradezu eine Prämie auf den Bettel. „An Almosen ist kein Mangel,“ sagt Geiler, „wohl aber an einer geregelten Verteilung.“ Der Vorteil, daß Staat und Gemeinde nicht mit ständigen Ausgaben für Armenpflege belastet waren, wurde durch die Nachteile eines derartigen Systems reichlich aufgewogen. Während in manchen Hospitälern die Kranken oder Pfründner kraft einzelner Stiftungen zu Zeiten mit Braten, Fisch, feinem Obst gelabt wurden, sahen sie sich anderwärts in aller Form auf den Bettel angewiesen. Das Endresultat dieser Opfer und Bemühungen war und blieb eben doch eine wahrhaft unheimliche Entwicklung des Bettels, dem es nur allzuleicht gemacht wurde sich der mannigfachsten religiösen Masken zu bedienen. Es gingen ja die angesehensten Orden mit dem Beispiel voran; was sie den Armen reichten, mußten sie selbst zusammenbetteln. Äußerst drastisch schildert ein satirisches Gedicht das Treiben der Terminirer, vor denen niemand und nichts sicher ist; sie stecken alles in den Sack, was sie erwischen können, Äpfel und Birnen, Ingwer und Galgan, Muskat, Nelken und Safran, neue Kleider, Fische, Hühner, Kohl und Eier, Butter, Milch und Honig, namentlich aber Käse, Schaf-, Kuh- und Ziegenkäse, harte und weiche, große und kleine Käse. Auf den Spuren dieser „Käsjäger“ ging dann ein ganzes Heer von Faulenzern und Schwindlern, deren ganz oder halb geistlicher Charakter teils einfach erlogen teils nur ein Freischein für recht unverschämten Bettel war. Da gab es Quästionirer, die für einen Kirchenbau, für ein Altartuch oder Chorhemd oder für die erste Messe eines armen Priesters sammelten, Stationirer, die mit Reliquien meist der verdächtigsten Art umherzogen, Heu von der Krippe zu Bethlehem oder eine Feder von S. Michaels Flügel vorzeigten, wie Brant spottet. Besondern Anstoß erregten die Antoniusbrüder, ursprünglich ein Spitalorden, dessen Heiliger gegen das sogenannte Antoniusfeuer helfen sollte; ihm zu Ehren und den Brüdern zur Freude wurden an vielen Orten Schweine gemästet und diese „Tönniesferkel“ besaßen das Vorrecht mit einer Glocke und einem Kreuz geschmückt frei in den Straßen umherzulaufen, ein Vorrecht, das von den Antoniern andern Brüderschaften gegenüber eifersüchtig gewahrt wurde. Den Übergang zu den Almosen heischenden Laien bilden die sogenannten Begharden oder Lollharden, wirkliche oder vorgebliche Mitglieder des Tertiarierordens und verwandter Congregationen, die als „starke Bettler“ mit Recht verrufen die Mildtätigkeit und Leichtgläubigkeit zumal der Frauen auszubeuten wußten. Aber auch die gewöhnlichen Bettler, Krüppel und Landstreicher liebten es aus begreiflichen Gründen sich irgendwie den Anstrich besonderer Frömmigkeit oder den Nimbus des Büßers beizulegen. Sie führten Bettelbriefe an den oder jenen Heiligen, trugen Heiligenbilder oder Pilgermuscheln am Hut, wußten von seltsamen

Digitized by Google

Gelübden und Wallfahrten zu erzählen. Was man dem Publikum bieten durfte, zeigt die Geschichte jener Schwindlerin, die im Jahr 1509 zu Pforzheim mit der Behauptung auftrat, sie habe kürzlich eine Kröte geboren und zu unserer lieben Frau nach Einsiedeln gebracht, wo dieselbe als Wunder angestaunt werde, aber zu ihrer Nahrung täglich ein Pfund Fleisch brauche; der Bettelbrief, mit dem sich die Betrügerin zu legitimiren suchte, war bereits von der Kanzel verlesen, als man die Entdeckung machte, daß „ein starker Bube" in der Vorstadt auf sie wartete. Das saubere Paar wußte sich noch rechtzeitig durch die Flucht zu retten. Unter allen möglichen Gestalten mischte sich das raffinirteste Gaunertum unter die Schaaren der wirklich Bedürftigen; der liber vagatorum und andere Nachrichten geben uns Kunde davon, wie im Beginn des XVI. Jahrhunderts die Kunstgriffe und das Rotwälsch dieser Feinde der Gesellschaft eine erschreckende Ausbildung erlangt hatten. Eberlin von Günzburg will sogar glauben machen, daß in Deutschland auf fünfzehn Menschen nur ein Arbeiter, dagegen vierzehn Müßiggänger und Bettler kämen. Solche giftige Blüten trieb die wuchernde und kirchlich gepflegte Bettelwirtschaft, deren Ursachen keineswegs nur in den sozialen Verhältnissen, sondern ebenso sehr in den herrschenden kirchlichen Anschauungen zu suchen sind.

Der Hintergedanke für eignes oder fremdes Seelenheil einen Vorteil herauszuschlagen war fast untrennbar mit jeder Betätigung der Gottes- und Nächstenliebe verbunden und wurde oft genug in der naivsten Weise laut. So gerade bei der Kranken- und Armenpflege; in den Hospitälern tritt wohl die ärztliche Behandlung der Kranken vor der geistlichen Versorgung zurück und die Leidenden oder Pfründner müssen regelmäßig auch an der unausgesetzten Vermehrung des kirchlichen Schatzes von guten Werken mitarbeiten. Man lebte ganz in der Vorstellung, daß einerseits das vorhandene Elend für die Übung der christlichen Liebe ein notwendiges und daher erwünschtes Material darstelle, daß andererseits die Schwachen und Beschäftigungslosen durch fleißiges Beten und Messehören sich um die übrigen verdient machen könnten. Das „Buch von der Armut" preist die Armen dafür, daß sie andern Gelegenheit geben, durch Almosen den Himmel zu erwerben. Eine Urkunde für das Siechenhaus zu Klein-Grönau bei Lübeck sagt geradezu, falls dort, „das Gott verhüte", keine Aussätzigen wären, solle das Gut den Siechen von Lübeck zufallen. Man wünschte, man brauchte die Armen und Elenden. Man wollte die Armut, die für sittlich höher stehend galt als der Reichtum, nur momentan lindern, keineswegs beseitigen. „Die Armen", hatte Gregor der Große gesagt, „muß man nicht als Dürftige verachten, sondern als Patrone verehren." Aber neben dem wärmsten Interesse für Bettler, Krüppel, Aussätzige und gefallene Weiber begegnet uns eine erbarmungslose Härte gegen Geisteskranke; man glaubte schon viel getan zu haben, wenn man sie irgendwie in festen Gewahrsam brachte, und unterwarf gelegentlich solche Unglückliche der Peitsche, der Folter und dem Richtschwert. Bei ihnen war

Digitized by Google

freilich an eine Gegenleistung nicht zu denken, wie sie die meisten Stiftungen für Arme und Kranke fordern oder voraussetzen. Die Seelhäuser oder Gottesbuden, die man den Armen zur Wohnung einräumte, die Seelbäder, worin sie „zur Ehre Gottes" sich unentgeltlich reinigen durften, trugen ihren Namen so gut wie die Seelmessen von dem Zweck, den Seelen der Stifter oder ihrer Familie zu gute zu kommen; manche bedachten sogar die „vergessenen Seelen" oder alle armen Seelen mit solchen Stiftungen. Oft bekamen die Armen das ausgesetzte Almosen nur gegen Teilnahme an den Seelmessen, an den sogenannten Dreißigen und Jahrzeiten; sie mußten wohl ihr Brod unmittelbar vom Grab des Stifters holen oder beim Eintritt und während des Aufenthalts im Hospital täglich für seine Seele eine vorgeschriebene Zahl von Vaterunser und Avemaria beten. Wer diese Gebete und den Glauben nicht hersagen konnte, der wurde z. B. vom Antoniusspital zu Augsburg nicht aufgenommen. So trägt diese ausschließlich kirchliche Liebestätigkeit den Stempel des Geschäftlichen wie die meisten Äußerungen des kirchlichen Lebens jener Zeit; man treibt, nach dem Ausdruck eines neueren Kirchenhistorikers, einen durch die Kirche vermittelten Handel, indem man irdische gegen himmlische Güter hingibt. Übrigens begann sich eine Opposition gegen diese rein geistliche Handhabung der Armenpflege während des XV. Jahrhunderts in den Städten kräftig zu regen; in Nürnberg wird schon im Jahr 1388 die Verwaltung einer Stiftung dem Rat mit Ausschluß der Geistlichen anvertraut und der Empfang des Almosens auf eingesessene Hausarme beschränkt. Man fing allmählich an, auf Dürftigkeit und Würdigkeit der Armen zu sehen und die Unverschämtheit der gewerbsmäßigen Bettler durch Bettelordnungen zu bekämpfen. Die Nürnberger Almosenherren hatten die Verpflichtung, Kinder von über acht Jahren den Bettlern abzunehmen und in Dienst zu geben; in Köln sollten sich nach der Ordnung von 1446 alle gesunden Bettler binnen drei Tagen zur Arbeit stellen. Auch die Spitäler kamen vielfach unter weltliche Controle; man sorgte für Armenärzte. Diese städtischen Ordnungen in Frankfurt, Köln, Nürnberg, Wien bezeichnen einen ersten Schritt zur geregelten Armenpflege.

Wenn das Almosengeben, Stiften und Schenken eine bedenkliche Neigung verrät die Quantität der gottgefälligen Leistung zu überschätzen, so zeigen andere Seiten des kirchlichen Lebens noch deutlicher, welch unverhältnißmäßiger Wert auf das Massenhafte gelegt wurde. So vor allem der entwürdigende Mißbrauch, der mit dem Gebet getrieben wurde. Wir sahen, wie man die Armen und Leidenden bei jeder Gelegenheit zu Ableistung zahlloser Gebete veranlaßte. Im großartigsten Maßstab befaßten sich aber mit der Sammlung und Nutzung geistlicher Schätze die Bruderschaften, deren Blütezeit in das XV. und angehende XVI. Jahrhundert fällt. An die Vereine der Handwerksgesellen, die neben den geistlichen Zwecken auch die gegenseitige Unterstützung der Berufsgenossen im Auge hatten, reihte sich eine Anzahl von rein geistlichen, nicht auf Berufsgemeinschaft gegründeten Bruderschaften. Sie

Digitized by Google

waren zünftig organisirt und ausgesprochene Versicherungsanstalten für das Seelenheil. Die Väter und Pfleger dieser Einrichtung waren die Bettelmönche, aber die Weltgeistlichkeit mit ihren Kirchen wollte auch nicht zurückbleiben. Vorwiegend Vereinigungen des Pfarrklerus stellen die niedersächsischen Kalandsbrüderschaften dar, in denen das Laienelement nur eine untergeordnete Stellung einnahm. Im Übrigen war jedenfalls die Mehrheit der deutschen Laienwelt zumal in den Städten dem System der Bruderschaften eingefügt; hören wir doch sogar von einer Bruderschaft der Bettler, Krüppel und Blinden in Zülpich, deren Mitglieder von ihren Almosen die Beiträge leisteten, für kranke Genossen acht Tage bettelten, für Verstorbene je fünfzehn Vaterunser und Avemaria beteten. Sicherung eines anständigen Begräbnisses und möglichst zahlreicher Fürbitten muß als das eigentlich beherrschende Motiv solcher Vereinigungen betrachtet werden. Wir besitzen schlagende Zeugnisse für die höchst geschäftliche und rechnerische Behandlung dieser wichtigsten Frage. Als das pfälzische Haus sich 1501 dem Dominikanerorden einbrudern ließ, wurde ihm urkundlich die Teilhaberschaft zugesprochen an allen „Messen, Gebeten, Gottesdiensten, Vigilien, Meditationen, Tränen, Seufzern, Bußen, Disziplinen, Fasten, Abstinenzen, Wallfahrten, Studien und andern guten Handlungen, die von den Brüdern und Schwestern verrichtet werden." Manche besonders ängstliche und gutsituirte Leute suchten sich durch Häufung solchen Gnadenerwerbs zu decken. Das bekannteste Beispiel liefert ein Rat Friedrichs des Weisen, Degenhard Pfaffinger, der nicht weniger als fünfunddreißig Bruderschaften angehörte. Wie beträchtlich allein die Gebetsleistungen solcher Vereine waren, lehrt ein Blick auf die gegen Ende des XV. Jahrhunderts aufblühenden Rosenkranzbrüderschaften; die erste wurde im Jahr 1475 zu Köln durch den Dominikaner Jakob Sprenger, nachmals Großinquisitor und Verfasser des Hexenhammers, gestiftet. Nach einer Anweisung, die keineswegs die höchste mögliche Steigerung dieser Andacht ins Auge faßte, sollte der Rosenkranz wöchentlich dreimal gebetet werden und jedesmal zwei Credo, fünf Vaterunser und fünfzig Avemaria umfassen. Einen völlig ungeheuerlichen Eindruck macht die Buchführung über geistliche Schätze, wie sie die Bruderschaft zu den elftausend Jungfrauen zu Köln St. Ursulas Schifflein aufweist: 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200000 Rosenkränze, ebenso viele Te deum laudamus, 63000mal je 10000 Vaterunser nebst Avemaria hatte man aufgespeichert. Ein Laie konnte die Bruderschaft erwerben, wenn er das Vaterunser und Avemaria 11000mal oder auch ein Jahrlang jeden Tag 32mal betete. Es ist dies eine Praxis, wobei man sich unwillkürlich nach der buddhistischen Aushülfe des Gebetsrades umsieht.

Überall der nämliche Trieb zum Massenhaften und sinnlich Faßbaren, der das Verhältniß von Schuld und Gnade in ein Rechenexempel auflöst. Auf die kirchliche Theorie vom Ablaß werden wir später zurückkommen; hier soll nur diese eine Seite hervorgehoben worden. Für die derbe Anschauung vom Ablaß und seiner Wirksamkeit, wie sie in der deutschen Laienwelt des

Digitized by Google

XV. Jahrhunderts eingebürgert war, gibt es kaum ein beredteres Zeugniß als die Aufzeichnungen eines vornehmen Nürnbergers, Niklaus Muffel. Seine Beschreibung der Stadt Rom gibt nach der Weise der Zeit möglichst reichhaltige Nachweise über die unzähligen Ablaßgelegenheiten der heiligen Stadt; er beruft sich auf eine Äußerung von Papst Bonifaz VIII., wüßten die Leute die große Gnad und Ablaß, der zu S. Johanns Lateran ist, sie sündeten noch viel mehr. Wenn man dort die beiden Apostelhäupter oder in S. Peter das Schweißtuch der heiligen Veronika weist, erhalten die Römer 7000, die Landleute 10000, die Fremden 14000 Jahre Ablaß. „Item selig ist auch die Mutter, die das Kind je getrug, das den Samstag Meß hört singen oder lesen zu S. Johanns Latron, denn es erlöst allweg ein Seel aus dem Fegfeuer." Dasselbe Resultat erzielt jeder, der an einem gewissen Altar in S. Peter beichtet, knieend fünf Paternoster spricht und seinen Finger in ein Loch des Altarsteins hält. Der deutsche Reisende jener Zeit betrachtete es als seine vornehmste Pflicht, derartige Erfahrungen zu Nutz und Frommen anderer festzuhalten; finden wir doch sogar mitten in einer Augsburger Ausgabe der Chronik Königshofens vom Jahr 1476 ein Bild Christi mit den Leidenswerkzeugen nebst der Bemerkung: „Der diese Figur ehret mit einem Paternoster, der hat 14000 Jahr Ablaß und von 43 Päpsten, der gab jeglicher 6 Jahr, und von 40 Bischöfen, von jeglichem 40 Tag." Das war freilich noch eine Kleinigkeit gegen jenes Gebet, das ein Engel einer Jungfrau mitgeteilt und Christus selbst mit 50000 Jahren Ablaß ausgestattet hatte; als der Papst das gehört, habe er noch so viel Jahre hinzugefügt, „als Tropfen Wassers regnen mögen auf einen Tag". Muffel selbst hat sich bei der Kaiserkrönung Friedrichs III. einen Ablaß erworben, der ihn sonst über 1400 Gulden gekostet hätte; er bedauert nur, daß er nach dreiunddreißig Jahren des Sammelns seinen Reliquienschatz auf nicht mehr als 308 Stück gebracht habe, denn er hatte sich eigentlich das Ziel gesteckt für jeden Tag des Jahres je ein Gebein eines Heiligen zu erwerben, „also daß der Ablaß der 800 Tag alle Tag da gewesen wäre". Diese Aufzeichnung seiner frommen Stiftungen und Erwerbungen schloß Muffel gerade ein paar Monate, ehe er des Diebstahls am Gute der Stadt Nürnberg überführt und gehängt wurde, ein Umstand, der die sittliche Verkümmerung unter der Hülle solcher Religiosität recht grell illustrirt. Aber selbst ein wahrhaft edler und kluger Fürst wie Friedrich der Weise wußte auch nichts Lieberes zu tun als Reliquien auf Reliquien und damit Ablaß auf Ablaß zu häufen. In seinem Allerheiligenstift zu Wittenberg erhöhte er die Stiftsstellen von kaum zwanzig auf achtzig; die Reliquiensammlung daselbst zählte im Jahr 1509 bereits 5005 Partikel, deren jede 100 Tage Ablaß gewährte. Das bekannte mit Lukas Cranachs Illustrationen gezierte Wittenberger Heiligtumsbuch läßt uns in den wunderlichen Inhalt solcher Sammlungen einen Blick tun. Neben den Schädeln, Haaren und Gebeinen der Heiligen und den zahlreichen Gegenständen, mit denen der Heiland zumal während der Passion in Berührung

Digitized by Google

gekommen war, finden sich Curiosa wie die Stücke vom Plattenharnisch und Wappenrock des heiligen Mauritius, die ganze Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus, mehrere Überreste von der Rute Aarons und der Rute Mosis, sogar vom brennenden Busch, von der Krippe und Wiege des Herrn, zwei Partikel von dem Heu und eine von dem Stroh, worauf der Neugeborne lag. Ganz besonders reichhaltig sind die Reminiscenzen an die Jungfrau Maria, Überreste von etlichen Fäden, die sie gesponnen, von dem Haus, worin sie als Vierzehnjährige gewohnt, von ihrer Kammer, von ihrer Milch, von Hemd, Rock, Gürtel und andern Kleidungsstücken, vom Wachs der Kerze, die ihr beim Sterben in die Hand gegeben wurde u. s. w. Wer diesen sämmtlichen Gegenständen die gebührende Andacht erwies, der durfte auf mehr als 500000 Jahre Ablaß rechnen. Aber Wittenberg wurde kurz darauf weit überflügelt durch den Reliquienschatz, den Cardinal Albrecht von Brandenburg in Halle zusammengebracht hatte und für dessen Ruhm gleichfalls durch ein Heiligtumsbuch (1520) gesorgt wurde. Die Sammlung enthielt 8933 Partikel und 42 ganze heilige Körper, welche laut offizieller Versicherung 39245120 Jahre 220 Tage Ablaß und dazu noch 6540000 Quadragenablaß (= einer vierzigtägigen Bußübung) gewährten. Halle besaß „den wahren Fronleichnam Christi, welchen er im Tode seinem himmlischen Vater geopfert"; auch sonst übertrumpften seine Merkwürdigkeiten noch jene der Wittenberger Sammlung, denn hier fand man eine Statue der heiligen Jungfrau, die eine ganze mit ihrer Milch gefüllte Flasche um den Hals hängen hatte, ein paar Krüge und etwas Wein von der Hochzeit zu Kana, Manna aus der Wüste, ja sogar „Erde vom Acker zu Damaskus, davon Gott den Menschen geschaffen". Daneben fehlte es auch nicht an jüngeren Reliquien; es gab Stücke von Karl dem Großen und Heinrich II., das Barett des heiligen Franziskus, eine ganze Hose des heiligen Thomas Becket.

Dieser Sinnlichkeit, die das rein Geistige mit Händen greifen und in Zahlen ausdrücken möchte, mußten natürlich die „lieben" Heiligen weit verständlicher und heimlicher sein als die erhabene Gestalt des Schöpfers. Selbst der Heiland erschien nur allzu leicht als der Weltrichter, dessen Zorn durch die Fürbitte seiner Mutter und anderer himmlischer Helfer beschwichtigt werden soll. Über die Schaar der Heiligen, neben den Sohn, wenn nicht geradezu über den Sohn erhob sich das freundliche Bild der Jungfrau Maria; „behüt uns", heißt es in einem Kirchenlied, „vor deines Kindes Zorn, daß sein Marter nicht an uns wer verlorn." Der berühmte Scholastiker Gabriel Biel läßt in einer Marienpredigt Christus das Reich des Vaters mit seiner Mutter teilen: „mein sei die Wahrheit, dein die Barmherzigkeit." Und eine deutsche Postille vergißt sich soweit, die Worte Christi: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid", der Jungfrau in den Mund zu legen. Es ist freilich unbestreitbar, daß in den zahlreichen Anweisungen zum christlichen Sterben ausdrücklich empfohlen wird, in der letzten Stunde auf nichts anderes als auf den Erlösungstod Christi zu vertrauen, aber im Widerspruch hiermit

Digitized by Google

folgen dann doch auch Gebete an die Jungfrau, sie solle dem Sterbenden von ihrem lieben Kind, das ihr nichts versage, Gnade, Ablaß und Vergebung aller Sünden erwerben. In der überschwänglichsten Weise ergeht sich z. B. das „Buch der Bruderschaft vom Rosenkranz" über die Macht der Gottesmutter, die den Bruder nicht allein im Leben vor den Todsünden und ihren Folgen, gegen Waffen, Blitz, Hinterhalt und Bosheit zu Wasser und zu Lande einer undurchdringlichen Mauer gleich schützt, sondern sich seiner auch beim jüngsten Gericht annimmt; der Verfasser wagt daher die kühne Versicherung, wer die Bruderschaft andächtig halte, könne unmöglich verdammt werden. Am Treffendsten charakterisirt sich vielleicht diese übermäßige Marienverehrung in einer Erzählung des sehr verbreiteten Erbauungsbuches Hortulus animae (Seelengärtlein). Einem Geistlichen, der sehr andächtig sein Avemaria zu beten pflegte, erschien einst Christus selbst und sprach zu ihm: Meine Mutter hat großes Wohlgefallen an diesem deinem Gebet und liebt dich um deswillen gar sehr, jedoch gedenke daran, auch mich mit Gebet zu begrüßen. Und der Geistliche erwidert: Herr, ich weiß nicht, wie man zu Dir beten soll. „Wir wissen alle", sagt Luther, „und ich bin sowohl darinnen gesteckt als alle andern, daß wir Mariam schlecht an Christus Statt und Amt zu halten gelehrt waren, hielten Christum für unsern zornigen Richter und Maria für unsern Gnadenstuhl, dahin all unser Trost und Zuflucht stund, so wir anders nicht verzweifeln wollten."

Die hochgesteigerte Vorliebe, womit man „der Welt Frau" und alles auf sie Bezügliche verherrlichte, erklärt auch die merkwürdige Erscheinung, daß gegen Ende des XV. Jahrhunderts der Kultus ihrer früher wenig beachteten Mutter, der heiligen Anna, wahrhaft großartige Dimensionen annimmt. Diese Tatsache knüpft sich an einen längst schwebenden dogmatischen Streit der Dominikaner und Franziskaner, wobei letztere die völlige Freiheit der Jungfrau von der Erbsünde, also ganz consequent ihre unbefleckte Empfängniß verfochten. Erst jetzt, nachdem nicht nur das Basler Concil der franciskanischen Ansicht beigetreten war, sondern auch Papst Sixtus IV. wenigstens die Feier der Empfängniß Marias mit besonderem Ablaß begnadigt hatte, gelang es den mönchischen Streitern für die Ehre und gegen die Verächter der Gottesmutter, mit ihrer Begeisterung die Massen fortzureißen; das Entzücken über die neue Entdeckung kam der Mutter Anna, der „Großmutter" des Herrn, derart zu gute, daß sie eine Zeitlang beinahe den Ruhm ihrer Tochter zu verdunkeln schien. Selten hat das Bedürfniß nach neuen Namen und Gegenständen der Andacht mit so unwiderstehlicher Begierde sich geltend gemacht; Sankt Anna, allein oder selbdritt, d. h. mit der Jungfrau und dem Christkind, war die Losung des Tages, und ganz Deutschland, die humanistischen Poeten allen voran, überbot sich in Äußerungen des Enthusiasmus. Friedrich der Weise sowohl als Cardinal Albrecht wußten sich natürlich für ihre Sammlungen jeder einen Daumen der Heiligen zu verschaffen; Luther selbst bezeugt im Jahr 1532: „S. Anna war mein Abgott." Papst

Digitized by Google

Alexander VI. stattete die Modeandacht gleichfalls mit reichen Gnadenschätzen aus; wer vor einem Bild der heiligen Anna ein Avemaria mit dem ausdrücklichen Bekenntniß zur unbefleckten Empfängniß sprach, gewann einen Ablaß von 10000 Jahren tötlicher Sünde und 20000 Jahren läßlicher Sünde. Rasch entstand eine ganze Annenliteratur; man sprach von einer besonderen Kraft der Heiligen Reichtum zu verschaffen, und der blühende deutsche Bergbau glaubte sich dieser mächtigen Beschützerin erfreuen zu dürfen. Denn eine recht handgreifliche Nutzbarkeit, eine Spezialität mußte jeder Lieblingsheilige vom Volk sich aufnötigen lassen. Die Fürbitte allein konnte einem durch und durch sinnlichen Geschlecht nicht genügen; der Heilige sollte auch Helfer, Nothelfer sein. Während einsichtige Kirchenfürsten, wie z. B. Nikolaus von Cues, das Volk vor den schlimmsten Auswüchsen der Heiligenlegende zu warnen und zu wahren suchten, während die besseren Erbauungsschriften ausdrücklich betonten, daß man die Heiligen nur als Fürbitter anrufen und ihre Bildnisse nur deshalb ehren, nicht aber als Träger geheimnißvoller Kräfte anbeten solle, trugen doch auch manche Theologen kein Bedenken, die grobkörnige Verwischung dieser Unterschiede, wie sie der Menge zusagte, in aller Form zu billigen. Und im Kirchengebet selbst wurde den Heiligen nachgerühmt, daß Gott sie mit „besondern Privilegien" ausgerüstet habe. So gelangte man tatsächlich zu einem modernen Heidentum der rohesten und anstößigsten Art, und in diesem Punkt sind jedenfalls auch die schroffsten Äußerungen der reformatorischen Kritik nicht übertrieben. Hören wir, um nicht von den Spöttereien des Humanismus zu reden, den ehrlichen Keßler von S. Gallen: „S. Antonius wird von denen, so ihre Glieder entzündet sind, zum Patron angerufen, Rochus für die Pestilenz, Erasmus für das Bauchgrimmen, Theobaldus für Gefahr der Wassernot, Florian Feuersnot: Martinus beschirmt Kühe, Ochsen und Vieh, Eligius die Rosse, Urbanus den Wein; die Weber haben zum Patron aufgeworfen den Severinum, Weber und Bischof, die Schuhmacher Crispum und Crispinianum, die Ärzte Cosmam und Damianum, die Schmiede Elogium, die Schützen Sebastianum, und wer möchte die alle erzählen? Summa summarum, wie die Heiden ihren Götzen jedem seine Dienste, Amt und Verehrung zugeteilet, als Bacho den Wein, Cereri das Brot, Äsculapio Arznei ꝛc., desgleichen wir." Man wandte sich in der naivsten Weise an den oder jenen Heiligen wie heutzutage an einen berühmten Spezialarzt. Konnte doch Maximilians zweite Gemahlin, die Kaiserin Blanka Maria viermal die Kirche des heiligen Philipp in Zelle besuchen, der für besonders wirksam gegen Kinderlosigkeit galt. Geiler von Kaisersberg empfahl von der Kanzel, gegen den Biß wütender Hunde S. Gumprechts Wasser, gegen kaltes Fieber S. Peters Wasser anzuwenden, bei Halsweh aber ein S. Blasius geweihtes Licht um den Hals zu binden. Daß auch hier die Mode wechselte wie in der Tracht und in den Bräuchen der Zeit, braucht nicht wiederholt zu werden und hat schon bei manchen Zeitgenossen als ein keineswegs zufälliges Zusammentreffen Beachtung gefunden.

Digitized by Google

Ein newe außlegung. Der ſeltzamen wunderzaichen vnd wunderpürden/ ſo ein zeyther im reich/ als vorpoten des Almechtigē gottes/ auffmonende auffrüſtig zeſein wider die feindt chriſti vnd des heyligen reichs/ erſchinen ſein an all Kürfürſten vnnd Fürſten ſo auff dem reichs tag zu Coſtnitz verſamlt ſein geweſen vō einē Erwirdigē Brieſter-herrn Joſephē Grünpecken beſchehen.

Facſimile des Titels von Grünbeck, Auslegung, mit dem Holzſchnitte über das Kreuzwunder (1507).

Digitized by Google

Dieses Suchen nach neuen Heiligen und neuen Wundern wurde häufig vom Volk auf eigne Faust betrieben und erregte hier und da den lebhaften Widerspruch der geistlichen Obern. So bei der in Nürnberg 1489 entstandenen Aufregung über einen angeblichen Sant Oker, der bei S. Jakob unter einem Stein liegen, eine Hand hervorstrecken und viel Zeichen tun sollte; der Bischof von Bamberg beeilte sich die Verehrung dieses dunkeln Ehrenmannes bei Strafe des Banns zu verbieten. Anderwärts entblödete sich dagegen der Klerus nicht, der Neigung des Volks durch Betrügereien entgegenzukommen. So nahmen sich die Dominikaner zu Stralsund im Anfang des XVI. Jahrhunderts eifrig eines blutschwitzenden Kruzifixes an, dessen künstliche Aushöhlung und Füllung jedoch bald entdeckt ward. Noch schlimmer endigte der raffinirte Schwindel, den sich die Dominikaner zu Bern erlaubten, um durch angebliche Erscheinungen der heiligen Jungfrau den Glauben an die unbefleckte Empfängniß zu widerlegen. Im Jahre 1509 mußten vier von den unternehmenden Predigermönchen auf dem Scheiterhaufen sterben. Aber die Entlarvung dieser und anderer Betrügereien, wie jener „Laminit" zu Augsburg, die angeblich ohne irdische Speise lebte, tat wenig Wirkung. Vollständig epidemisch tritt die erregte Wundersucht in den Jahren 1501 bis 1503 auf, wo sich zuerst in den Niederlanden, dann über ganz Deutschland bis an die Nord- und Ostgrenze hin Kreuze von verschiedener Farbe auf Gewand und Leib der Menschen zeigten; in zahllosen Prozessionen und Wallfahrten machte sich eine exaltirte Stimmung Luft, die sich in zielloser und ziemlich gedankenloser Aufregung verzehrte. Es war ein Zeichen der Zeit, daß eben damals von gleicher Stimmung erfaßt die Züge der grauen Büßer von Italien herüberkamen und fast sieben Jahre lang immer wieder erschienen, barfuß, ohne Hut und Wanderstab, nur das Kreuz in der Hand.

Nicht immer freilich war es „heilige Lust zu wandern", die den Tausenden und aber Tausenden damals den Pilgerstab in die Hand drückte; aber wenn wir sehen, wie in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bald hier bald dort neue Wallfahrtsstätten auftauchen und plötzlich gleichsam mit magnetischer Gewalt die Pilgerschaaren anziehen, so läßt sich als tieferer Grund einer so auffälligen Erscheinung doch nur eine furchtbare Erregtheit des religiösen Bedürfnisses erkennen. Die überhaupt vorhandene Beweglichkeit kam diesem Trieb entgegen, aber eine Reihe von Berichten setzt es außer Zweifel, daß wir es in erster Linie mit einer förmlichen Krankheit, mit einer geistigen Epidemie zu tun haben. Mit unübertrefflicher Klarheit schildert uns der Erfurter Chronist und Geistliche Konrad Stolle, wie im Sommer 1475 in Thüringen, Franken, Hessen, Meißen und anderwärts Kinder und junge Leute von acht bis zwanzig Jahren sich plötzlich ohne Wissen der Eltern oder Herrschaften zusammentaten, oft zwei- bis dreihundert stark, und mit Fahnen singend dahinzogen; „und sprachen ein Teil, ihnen ginge ein rotes Kreuz vor. Die Kinder entliefen mit Gewalt ihren Eltern, die Töchter ihren Müttern, daß die Mütter nachfolgten weinend und schreiend und konnten

Digitized by Google

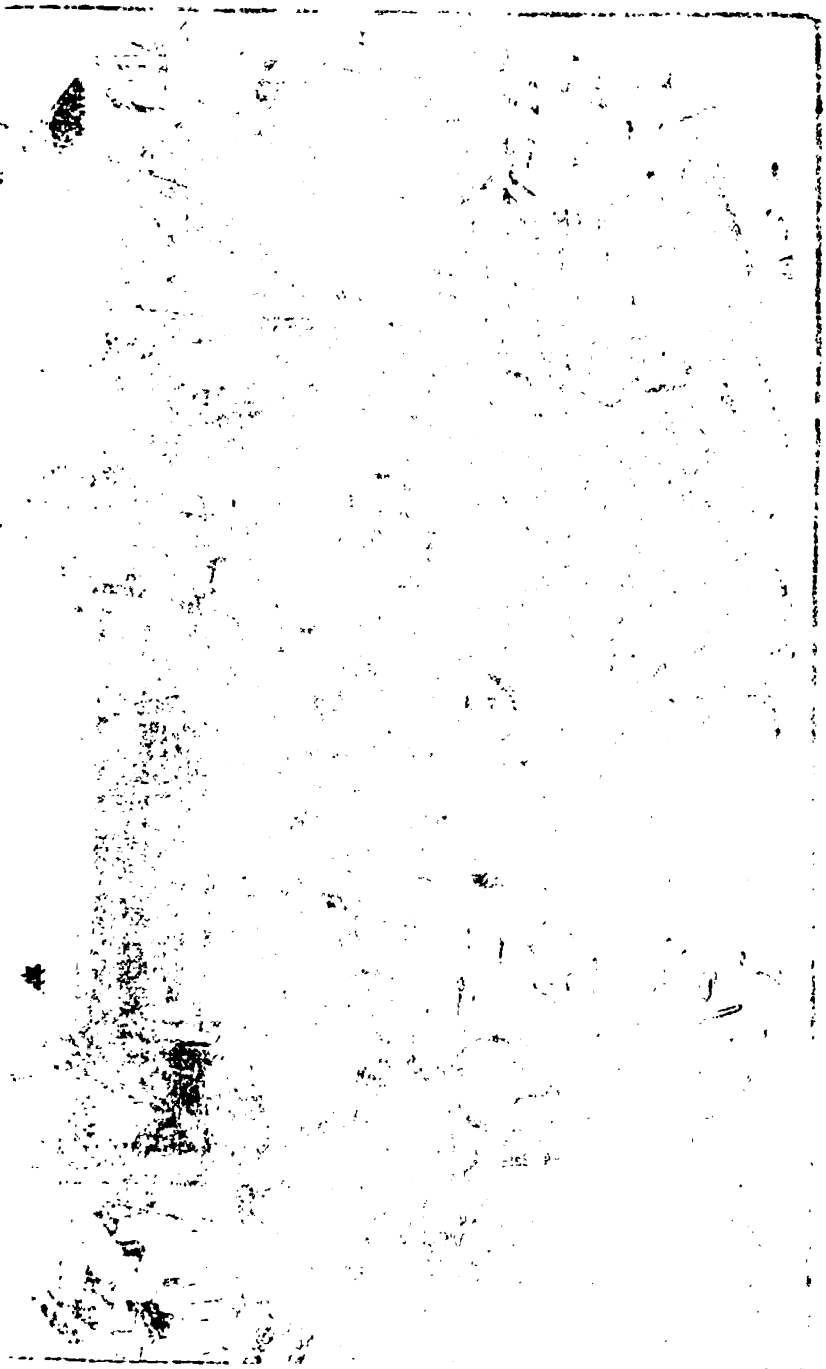
die Kinder nicht erhalten; und wenn man sie einsperrte, so wurden sie unsinnig, und wenn sie es ankam, so huben sie an zu weinen, wie groß, wie alt, wie klein sie waren, und begannen zu zittern, als die das Kalte haben, daß sie nicht sprechen konnten, und weinten also lange, bis daß sie aus den Häusern kamen auf den Weg, und entliefen den Leuten mit Gewalt. Und alsbald, als sie ankam, alsbald liefen sie ihre Straße, barfuß, halbnackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brot und ohne alle Vorsichtigkeit; und wenn das Essen auf dem Tische stund, daß man sollte essen, und sie noch nüchtern waren, dennoch so liefen sie hinweg ungegessen. Unter hundert behielt man kaum ein Mensch, das man überredete. Man führte sie zu Beichte, die Beichtväter konnten sie nicht überreden. Es lief manch Mädchen, wohlgezogen Kind, das nicht vor die Tür ohne der Mutter oder Vaters Willen hätte gegangen zu ihres Nachbars Kinden, oder hätte nicht konnt ein Viertel Weins geholen." Auch Erwachsene wurden angesteckt; ein Mann, der die Kinder vorüberziehen sah, ließ Wagen und Pferde stehen und gönnte sich nicht einmal die Zeit ein paar neugekaufte Schuhe vom Wagen mitzunehmen. Von allen Himmelsrichtungen drängten sie ohne Verabredung nach einem Mittelpunkt, zum heiligen Blut in Wilsnack, „und wußten auch nicht, was das heilige Blut war, und wußten auch nicht, was sie taten". Aber das war nicht etwa der erste oder ein vereinzelter Fall; schon im Jahr 1457 waren deutsche Kinder schaarenweise zum heiligen Michael in die Normandie gezogen. Jahrzehnte lang brannte das unheimliche Fieber der heiligen Wanderlust in den Gemütern, und das Ungestüm, womit sich wie auf einen Zauberschlag riesige Menschenmassen weinend und betend hierhin und dorthin wälzten, glaubten manche bedenkliche Zeitgenossen nicht auf einen heiligen Ursprung, sondern auf den Einfluß des Satans oder der Gestirne zurückführen zu müssen. Auch abgesehen von diesen großen Erregungen brachte jede alte und neue Gelegenheit Ablaß zu erwerben einen Zulauf von Gläubigen; neben der geistlichen Gnade suchten viele auch leibliche Heilung an den Stätten, die sich durch Heiltum oder kürzlich geschehene Wunderzeichen hervortaten. Wie zum heiligen Blut in Wilsnack (1475) und zum Pauker in Niklashausen (1476) lief man zur schwarzen Mutter Gottes in Altötting (1489), zum heiligen Blut in Sternberg (1492), zum „elenden Bein" in Dornach (1492), zum Marienbild in Grimmenthal (1499), zum Haupt der heiligen Anna in Düren (1500), das aus der Mainzer Stephanskirche gestohlen, aber den unrechtmäßigen Besitzern selbst durch ein kaiserliches Mandat nicht mehr zu entreißen war; endlich zur schönen Maria in Regensburg (1519), deren Heiligtum sich auf den Trümmern der eben zerstörten Synagoge erhoben hatte. Solche blutende, von christlichen oder jüdischen Frevlern geschändete Hostien oder wunderkräftige Marienbilder oder auch ölschwitzende heilige Gebeine bildeten für die Kirche, die sich ihres Besitzes rühmen konnte, eine unschätzbare Einnahmequelle und es konnten durch ein plötzlich entstandenes Gerücht die elendesten Ortschaften rasch zu einem unwiderstehlichen

Digitized by Google

Anziehungspunkt für die ganze Nation und sogar für außerdeutsche Pilger werden. Der Kampf, der nicht selten von geistlicher Seite gegen solche Wallfahrtsmoden geführt wurde, war ebenso berechtigt als erfolglos; neben der wohlbegründeten Angst vor einer Laienbewegung, die sich die Gegenstände ihres Enthusiasmus ohne viel Fragen selbst wählte, kam auch manchmal der ehrliche Zweifel an einer solchen Häufung des Wunderbaren zu Wort. Aber selbst die offenkundige Entlarvung des Betrugs, wie beim heiligen Blut zu Wilsnack, vermochte dem Wunderdurst der Menge nichts anzuhaben; selbst so anerkannte Autoritäten wie Nikolaus von Cues und Johannes Capistranus waren hier machtlos. Daneben bewahrten die altberühmten Stätten doch auch ihre Anziehungskraft; es konnte eben sowohl an Wundern als an Gnaden gar nicht zu viel geboten werden. Wir hören, daß bei der Engelweihe zu Einsiedeln im Jahr 1466 hundertdreißigtausend Menschen zusammengeströmt, daß im Jahr 1496 von den Torwärtern zu Aachen sogar an einem Tag 142 000 Pilger gezählt worden seien. Die Zahlen sind gewiß übertrieben, aber der Eindruck eines ganz unglaublichen Zudrangs liegt ihnen zu Grunde. Seltsam genug äußerte sich dieses stürmische und unersättliche Verlangen nach Heil und Gnade. Da sah man neben den geordneten Pilgerzügen mit ihren Fahnen und den oft riesenhaften Votivkerzen die Schwärmer, „die es angekommen war"; sie gingen, wie sie der Augenblick der Verzückung überrascht hatte, manchmal kaum bekleidet, ihr Werkzeug noch in der Hand, mit Milchkübeln, Sicheln, Rechen und Heugabeln. Dann die Büßer und Büßerinnen, die ihre Sünden auch äußerlich kundmachen wollten, entblößt bis auf den Gürtel, mit offenem oder zugebundenem Gesicht, mit bloßen Schwertern, mit Spießen, Büchsen und Feuerbränden. Viele stürzten beim Anblick der Gnadenstätte zusammen wie vom Donner gerührt; andere warfen sich in Kreuzgestalt auf die Erde oder griffen in ihrer Raserei mit Händen nach dem hülfebringenden Bild. Auf diesen Rausch mußten früher oder später Ernüchterung und Widerwillen folgen; das krankhaft erregte und durch solche Mittel fort und fort gereizte, aber nicht beruhigte Gefühl schlug in sein Gegenteil um.

Daß Rom sich solcher Stimmungen zu bedienen verstand, braucht kaum gesagt zu werden. War und blieb es doch immer das gewaltigste und erhabenste Wallfahrtsziel; seit dem Jahre 1300 wußte es noch durch die besonderen Gnaden des Jubeljahres in bestimmten Zeitabständen den Zug der Christenheit zu den Apostelgräbern künstlich zu steigern. Die Abstände wurden immer geringer; erst sollte diese gnadenbringende Zeit nur alle hundert Jahre wiederkehren, aber man bequemte sich in Anbetracht der Kürze des menschlichen Lebens bald zu einer Reduktion der Frist auf fünfzig, dann auf dreiunddreißig, endlich auf fünfundzwanzig Jahre. Die zahlreichen Ausgaben der Romfahrtsbüchlein im XV. Jahrhundert sprechen dafür, mit welchem Eifer die Gläubigen in Deutschland der römischen Einladung folgten. Aber man hatte sogar die Gefälligkeit, allen, die nicht nach Rom ziehen wollten oder konnten, den Jubiläumsablaß sozusagen ins Haus zu bringen. Jahre lang

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Wallfahrtsbild. Holzschnitt von Michael Ostendorfer (um 1519—1559).

Digitized by Google

Digitized by Google

durchzogen die päpstlichen Bevollmächtigten das Reich; in den größeren Städten sollten je sieben Kirchen die gleiche Zahl der römischen Hauptkirchen vertreten und für diejenigen, denen der Gang durch alle diese Kirchen noch zu beschwerlich fiel, wurden sogar sieben Altäre in einer Kirche zu gleichem Zweck bestimmt. Es läßt sich denken, daß die Gläubigen mit Freuden nach einem so bequemen Ersatz der Romfahrt griffen; wir haben übereinstimmende Schilderungen von dem durchschlagenden Erfolg, den die römische Ablaßpredigt 1488 und in den nächsten Jahren erzielte. „Die Briefe," schreibt der oben angeführte geistliche Chronist, „waren von solcher Gewalt, daß man den Menschen sollte entbinden von allen seinen Sünden, als dick ihm Not wäre, ausgeschlossen die gen Rom gehören; nnd am Todbette sollte man den Menschen entbinden von Pein und von Schuld; auch sollte ein jeglicher Mensch, der da seine Beichte getan hatte und da sein Opfer gegeben hatte, der sollte auch teilhaftig werden aller der guten Werke, die da geschähen, als weit als die heilige Christenheit wäre; und auch für die verstorbenen Menschen, wer für die sein Opfer täte, die sollten des Ablasses auch teilhaftig werden; desgleichen man nie mehr gehört unter den Leuten." Daß man die Ausdehnung der päpstlichen Ablaßgewalt über das Purgatorium in Deutschland mehrfach mit Verwunderung und nicht ganz ohne Mißtrauen aufnahm, bezeugt uns ein anderer geistlicher Zeitgenosse, der Abt Trithemius. Und als dann der Ablaß gar zu häufig wiederkehrte, begann sich auch unter dem Volk eine kühlere Stimmung bemerklich zu machen. Die Behauptung, daß die gesammelten Gelder zum Türkenkrieg verwendet werden sollten, fand keinen rechten Glauben mehr. Sebastian Brant klagt bereits im Jahre 1494:

„Der abblas ist so gantz unwärt,
das nyeman dar nach frogt noch gärt,
mancher gäb nit eyn pfening uß,
so jm der abbloß kumbt zuo huß."

Dies ist freilich wieder eine jener Übertreibungen, wie sie der Satiriker liebt. Denn noch konnte man von dem Gedanken nicht frei werden, daß die übersinnliche Schuld sich gleich gewöhnlichen Schulden in Geld berechnen und abtragen lasse. Daß hiebei einer für den andern eintreten oder daß etwa eine gelobte Wallfahrt in eine Geldzahlung umgesetzt werden konnte, war bei einer solchen Anschauung und Praxis ganz selbstverständlich. Der Reiche befand sich damit allerdings dem Armen gegenüber im Vorteil, aber er hatte es auch nötiger, da ja Armut und Elend an und für sich Gott wohlgefälliger und dem Himmel näher waren. Wie gründlich sorgt z. B. eine reiche Nürnbergerin in ihrem 1447 abgefaßten Testament für ihre Seele; sie fordert nicht nur Bestattung in der Barfüßerkirche und Abhaltung von tausend Seelmessen in den ersten dreißig Tagen nach ihrem Tode, sondern bestellt sich auch eine Person, die zu ihren Gunsten in der Zeit des Ablasses nach Assisi und nach Rom wallfahrten soll. Schlimmer als bei solchen Vorsichtsmaßregeln mußte der Grundsatz der Käuflichkeit bei den ganz unentbehrlichen Gnaden-

Digitized by Google

mitteln wirken. Bis in die Reformationszeit wiederholt sich stets die Klage, daß viel Priester die Sakramente auch den Armen nur gegen Geld spenden wollten, daß sie aus Taufe, Beichte, Trauung, Abendmahl, Begräbniß in der unwürdigsten Weise Kapital zu schlagen und durch übertriebenen Ansatz der kirchlichen Bußen die Betroffenen zum Abkauf derselben zu nötigen suchten. Hatten sie doch das übelste Beispiel an der Curie, deren seit Ausgang des XV. Jahrhunderts öfter aufgelegtes Taxenbuch mit erstaunlicher Unbefangenheit einen förmlichen Preiscourant geistlicher Ämter, Privilegien und Gnaden aufstellte und einen wenig erbaulichen Einblick in diesen Schacher mit ewigen und zeitlichen Gütern eröffnete. Das ärgerlichste Kapitel bilden die Taxen der päpstlichen Pönitentiarie; hier findet sich, abgesehen von dem gefährlichen Prinzip, die Buße in ein Geldgeschäft zu verkehren, jene skandalöse Auffassung, wonach die Absolution für die entsetzlichsten Verbrechen, für Elternmord, Incest oder Meineid ebenso billig oder billiger zu haben war als für diese oder jene Übertretung kirchlicher Gebote, Nichtachtung des Interdikts und dergleichen. Das Entgegenkommen der Curie ging soweit, daß sie den Inhabern unrechtmäßig erworbenen Guts, namentlich Wucherern, wenn sie sich zur Herausgabe einer anständigen Vergleichungssumme herbeiließen, den ungestörten Besitz des Restes und damit die Befreiung ihres Gewissens garantirte. Freilich, so gut man den Conkubinariern das Recht weiter zu sündigen verkaufte, konnte man auch mit dem Betrüger seinen Raub teilen. So täuschte man sich immer leichter und leichter über jede sittliche Verantwortlichkeit hinweg. Hölle und Teufel standen in ungeschwächter Lebendigkeit vor dem inneren Auge des Sünders, dessen Phantasie noch überdies durch die zeitgenössische Kunst und Literatur fort und fort mit diabolischen Bildern erfüllt wurde, aber in ebenso bestimmten Umrissen traten ihm auch die Gestalten der hilfreichen Himmelskräfte zur Seite und die Kirche, die ihn den ewigen Richter und das höllische Feuer schauen ließ, belehrte ihn zugleich darüber, wie er sich mit dem Himmel abfinden könne.

In kleinen Zügen tritt oft das Innerste eines Zeitalters zu Tage. So auch in jenem Triumph heiliger Überlistung, von dem ein Erbauungsbuch des XV. Jahrhunderts, das „Gewissensbad", zu erzählen weiß. Da ein reicher Mann im Angesicht des Todes die Beichte verweigerte, machte ihm der schlaue Geistliche den Vorschlag, er selbst wolle alle Sünden des Sterbenden auf sich nehmen und diesem dafür seine eigene Werke überlassen. Der Reiche war es zufrieden, mußte aber natürlich dem uneigennützigen Priester auseinandersetzen, welche Sünden denn dieser auf sich genommen habe. So kam er wohl oder übel zur Beichte; als er hierauf starb, sah der Geistliche, wie die Seele von Engeln gen Himmel getragen wurde.

Manches Gewissen wollte freilich unter all dieser Fülle von Gnaden und Wundern nicht ruhig werden. Und viele Herzen brannten in hellem Zorn über die herrschsüchtigen, wollüstigen, geldgierigen Pfaffen. Reform oder Revolution, eines von beiden schien die nächste Zukunft bringen zu müssen.

Digitized by Google

VI. Reform und Ketzerei.

Ein aufrichtiges Streben nach Reform macht sich trotz aller Krankheitserscheinungen in der deutschen Kirche des XV. Jahrhunderts bemerklich. Man hat neuerdings vielfach mit Recht darauf hingewiesen, daß von kirchlicher Seite die Bedeutung der Predigt nachdrücklich anerkannt und eingeschärft, daß lange vor Luther die deutsche Bibel in einer Reihe von Ausgaben verbreitet worden ist. Aus diesen allerdings unwiderleglichen Tatsachen dürfen wir aber keineswegs weiter schließen, daß die Übung der Predigt wirklich dem vorhandenen Bedürfniß entsprochen oder daß die Kirche das Bibellesen der Laien grundsätzlich gepflegt hätte. Großer volkstümlicher Prediger konnte sich Deutschland seit Jahrhunderten rühmen; auf David von Augsburg und Berthold von Regensburg folgten Meister Eckart, Heinrich Suso, Tauler und im XV. Jahrhundert Geiler von Kaisersberg, der einmal sagt, durch Messe ohne Predigt werde mehr Schaden angerichtet als durch Predigt ohne Messe. Nun finden wir thatsächlich im XV. und bis ins XVI. Jahrhundert zahlreiche Synodalbeschlüsse, die das Predigen an allen Sonn- und Feiertagen vorschreiben, ferner viele Stiftungen von besonderen Predigerstellen und eine ungeheure Predigtliteratur, deren fast durchweg lateinische Fassung nachmals zu der erst neuerdings widerlegten Fabel Anlaß gegeben hat, es sei auch wirklich lateinisch gepredigt worden. In den Beichtbüchern und Erbauungsschriften der Zeit wird das Versäumen der Predigt dem Laien als eine der schwersten Todsünden vorgehalten; jeder Seelsorger, sagt das „Gewissensbad", der nicht predigen kann oder will, ist im Stande der Verdammniß. Wäre die Predigt nicht, heißt es anderswo, die Menschen würden bald zu Heiden. In der Praxis sah es aber anders aus; gerade das häufige Einschärfen der Predigtpflicht wie die Gründung von eignen Predigerstellen an Orten, die bereits mit einer großen Zahl von Geistlichen versehen waren, beweist ja den Wunsch, einem vorhandenen Mangel abzuhelfen.

Wenn wir so oft darüber klagen hören, daß die Pfarrgeistlichkeit selbst Messe und Sakramente saumselig verwalte, so läßt sich denken, wie es in solchen Fällen mit der weit mühevolleren Aufgabe des Predigens bestellt war. Handbücher für Prediger, wie jenes mit dem bezeichnenden Titel: Dormi secure (Schlaf sicher), gab es in Hülle und Fülle; die wichtigsten Bestandteile des Gottesdienstes und der Predigt, die sonntäglichen Bibeltexte, die

Digitized by Google

Hauptstücke des Glaubens, die Anleitung zur Seelsorge, das alles boten die zahllosen Plenarien und Postillen, katechetischen Schriften und Beichtspiegel. Von den gesammelten Predigten des Dominikaners Johannes Herolt hat man aus dem XV. Jahrhundert einundvierzig verschiedene Ausgaben gezählt. Den unbemittelten Klerikern sollten die sogenannten „Armenbibeln", Parallelbilder aus dem alten und neuen Testament in rohem Holzschnitt und mit kurzen Erläuterungen, wenigstens das Allernotwendigste aus der heiligen Geschichte geben. Aber es ist doch recht bezeichnend, wenn der treffliche Wimpheling seinen Standesgenossen vorhält, daß Leute aus dem Volk und Laien die Bibel, das Buch von der Nachfolge Christi und andere geistliche Schriften in der Muttersprache lesen und daß es daher unziemlich wäre, wenn Kleriker gegen solche Lektüre einen Widerwillen hegten. Oder wenn eine Brixener Synode den Geistlichen empfiehlt, das Vaterunser, den englischen Gruß und die zehn Gebote, die dem Volk jedesmal bei der sonntäglichen Predigt vorgesprochen werden sollten, im Meßbuch oder sonstwo zu verzeichnen, „damit ihre Kenntniß auch auf die Nachkommen gebracht werde".

Bedeutender als der gelegentliche Mangel der Predigt ist die Frage nach ihrem Inhalt. Hier fallen zunächst zwei kaum vermittelte Extreme in die Augen. Die deutsche Predigt des XV. Jahrhunderts zeigt auf der einen Seite ein abstoßendes Uebermaß von scholastischer Dogmatik und Methode, auf der andern einen Zug zum Volkstümlichen, der sich nicht selten bis ins Triviale und Rohe verirrt. Wir finden aber hier im Grunde nur den nämlichen Gegensatz wieder, der das gesammte geistige und soziale Leben des absterbenden Mittelalters charakterisirt und sich neben und nach der Renaissance gerade in Deutschland mit einer bedauerlichen Zähigkeit fortgefristet hat. Unter den deutschen Predigern des XVI. Jahrhunderts steht eine Erscheinung wie Johannes Veghe aus Münster mit seiner nicht scholastisch gebundenen und doch niemals unedeln Art sehr vereinzelt da. Der gefeierte Gabriel Biel in Tübingen liefert ein schlagendes Beispiel dafür, welches nüchterne dogmatische Gedankenspiel auf der Kanzel getrieben werden durfte. Freilich entschädigten in vielen Fällen die wunderlichsten Allegorien und die sehr beliebten „Predigtmärlein", Beispiele und Anekdoten, deren bedenklicher Charakter schon von ernsthaften Zeitgenossen erkannt und gerügt wurde. Neben einer Fülle von Geschmacklosigkeiten, die sich hier breit machen durften, leisteten sie namentlich der vorhandenen Neigung das Moralische zu versinnlichen den kräftigsten Vorschub. Da wurde der Einfluß der Gottesmutter durch die wunderbare Rettung von Mönchsseelen illustrirt, deren Inhaber höchst liederlich gelebt, aber ihr Avemaria richtig gebetet hatten. Oder wir hören von einigen Pilgern, die an einem Baum vorüber kamen, woran fünf Seelen hingen; bei ihrer Rückkehr waren vier davon verschwunden und die übrig gebliebene gab den Bescheid, ihre Gesellen seien durch Freunde erlöst worden, sie selbst aber habe keinen Freund mehr. Da nahm einer von den Pilgern zu ihren Gunsten eine Romfahrt auf sich, worauf die Seele sogleich

Digitized by Google

gen Himmel fuhr. „Also ist manche Seele in dem Fegfeuer, wer ihr nur fünfzig Paternoster spräche, sie würde erlöset.“ Eine andere Würze der Predigt bildeten die scholastischen Fragen, deren sich z. B. Geiler viel bediente. In welcher Gestalt ist der Engel der Jungfrau erschienen, als Mann oder als Weib, in weißen, roten oder bunten Gewändern? War der heilige Joseph so alt, wie er meistens gemalt wird? Die Antwort, er sei jung und nächst Christus der schönste unter den Menschen gewesen, ist ebenso überraschend wie die Behauptung, die heilige Jungfrau müsse auch körperliche Schmerzen gelitten haben, weil man sie mit dem Heiligenschein der Märtyrer male, oder die nähere Bestimmung ihres Sitzes im Himmel als in der Nähe des großen Bären, gegen Norden, in der Richtung von Köln. Und doch hat keiner den Geschmack der Zeit besser getroffen als Geiler; seine Herzenswärme, seine gut bürgerliche Lebensweisheit, sein körniger Humor mußten die Zuhörer mit sich fortreißen. Er ist ein recht demokratischer Prediger, der alles herausſagt, alles in der Sprache und mit den Bildern der Gasse und der Wohnstube zu sagen weiß. Er hat, wie nachmals Luther, dem gemeinen Mann aufs Maul gesehen; „ich will,“ sagt er einmal, „gröblich davon reden, daß ich meine, ihr sollts verstehen.“ Aus der krausen Hülle der scholastischen Spielereien und Bauernspäße leuchtet das Gemüt eines wahren Menschenfreundes hervor und nicht selten auch die Freiheitsliebe eines reichsstädtischen Republikaners. Aber mit welchen Mißtönen paaren sich die kraftvollen Klänge der „Posaune von Straßburg“! Wie er zur Erhöhung des Effekts sich nicht scheute, den Trommelschlag oder das Bellen der Hunde auf der Kanzel nachzuahmen, so handhabte er mit wahrer Furchtlosigkeit das Mittel der Allegorie bis zum Äußersten. Seltsam genug sind schon die Titel seiner Predigtserien: Das irrig Schaf, der höllisch Leu, der Has im Pfeffer, das Klappermaul, das Eschengrübel, der Wannenkrämer u. s. w. Die Art und Weise vollends, wie solche beliebig aufgegriffene Vergleiche tot geritten werden, läßt sich nur an einem Beispiel zeigen. In einer Reihe von nicht weniger als fünfundsechzig Passionspredigten führt er den haarsträubenden Vergleich Christi mit einem Lebkuchen allen Ernstes durch. Christus als unser Lebkuchen ist zusammengesetzt aus dem Bohnenmehl der Gottheit, dem alten Fruchtmehl des Leibes und dem Weizenmehl der Seele; ihm ist beigemischt der Honig der Barmherzigkeit; er wird zerstochen in den Ofen der Leiden gelegt, in das überaus schöne schneeweiße Tüchlein der heiligen Gestalten geschlagen, vom Prediger in viele Stücke zerteilt, von Bonaventura in 42, von Ubertinus in 149, von Heinrich Suso in 100. So geht es weiter; wer wird sich noch wundern, daß er anderwärts den vollkommenen Christen mit Würsten vergleicht oder Christus unsere Sünden tragen läßt, wie ein Esel auf seinem Rücken die Kübel voll Mist ausführt? Wenn das an einem unverkennbar großen Talent wie Geiler geschah, so läßt sich auf die Qualität der Predigten schließen, die ohne seinen Gedankenreichtum aufs Volk zu wirken suchten. Die Warnung einer Synode, man solle dem Volk kein abergläubi-

Digitized by Google

sches Zeug von S. Blasius, S. Barbara und dergleichen auftischen, war sicher eine wohl begründete. Aber welchen Wust von Aberglauben finden wir auch bei Geiler!

Was von der Predigt gesagt ist, gilt im Ganzen ebenso von der gleichzeitigen Erbauungsliteratur, deren Massenhaftigkeit uns doch nötigt, eine sehr starke Nachfrage auch in der Laienwelt anzunehmen. Wer sollte denn sonst diese zahllosen deutschen Bücher kaufen und lesen, da eingestandener Maßen ein großer Teil des Klerus kein ernstliches Interesse für seinen Beruf hatte? Man verstand sich im Mittelalter vortrefflich auf die Kunst, durch den Titel Reklame zu machen; da finden wir den Herzmahner, das andächtige Zeitglöcklein, den Schatzbehalter, den Seelenführer, den Seelentrost, das Seelenwurzgärtlein, die Himmelstraße, den beschlossenen Garten des Rosenkranzes, die vierundzwanzig goldenen Harfen, den goldnen Spiegel des Sünders, den Fußpfad zu der ewigen Seligkeit, der uns gewiesen wird durch einen geistlichen Ritter. Es waren teils ältere, teils moderne Erzeugnisse, der Inhalt sehr gemischt, auch hier neben wahrer Innigkeit der Gebete und Betrachtungen viel scholastisches und legendäres Schlackenwerk. Warnt ja der „Seelenführer" selbst: „Du brauchst nicht alle Worte zu glauben, die du liesest in frommen Büchern." Ein anderes, vielgelesenes Erbauungsbuch, der Seelentrost, verspricht alles wegzulassen, was der Wahrheit nicht gleicht, erzählt aber trotzdem die tollsten Geschichten, von dem reichen Mann, dessen Herz nach dem Tode nicht in seinem Leichnam, wohl aber in seiner Geldkiste gefunden wurde, von dem Teufel, der die Schwätzer in der Kirche auf einen Zettel schrieb und sich dabei den Kopf an die Mauer schlug, von der Jungfrau, die am Freitag zu tanzen pflegte und dafür vom Teufel gräßlich zugerichtet, aber auf das Gelübde der Besserung wieder gesund wurde, oder wie einer, der beim Trunk des Aschermittwochs gespottet, plötzlich wo er ging und stand in einem Aschenregen war, bis er erstickte. Aber gemahnt es daneben nicht an das deutsche Haus der Reformationszeit, wenn uns der Wiener Propst Lanzkranna den christlichen Hausvater schildert, der des Sonntags nach Tisch mit Frau, Kindern und Gesinde zur Predigt geht, dann zu Hause mit den Seinigen über die Predigt, die zehn Gebote, das Vaterunser eine förmliche Christenlehre anstellt, sich dazu „ein Trünklein" bringen und ein Lied von Gott, seiner Mutter oder den Heiligen singen läßt?

Durch die starke Betonung und Popularisirung der Predigt wie der religiösen Literatur hat das XV. Jahrhundert ganz offenbar dem XVI. vorgearbeitet. Nicht minder bedeutsam erscheint die Verbreitung der deutschen Bibel. Wir haben aus der Zeit vor der Reformation siebenzehn oberdeutsche und drei niederdeutsche Drucke der ganzen Bibel und eine große Zahl von deutschen Ausgaben der Evangelien und Episteln, sogenannten Plenarien. Man mag es für Übertreibung erklären, wenn Brant behauptet, alle Lande seien jetzt voll heiliger Schrift, Bibel, der heiligen Väter Lehre und dergleichen, oder wenn Celtis einmal den Pfaffen vorhält, in jedem Wirtshaus seien jetzt die

Digitized by Google

heiligen Schriften zu finden. Die schwerfälligen und teuern Bibeldrucke konnte sich natürlich nur eine nicht sehr große Zahl von vermöglichen Lesern selbst anschaffen. Etwas anderes war es mit den Evangelien; der Basler Prediger Surgant empfiehlt den Geistlichen ausdrücklich, auf der Kanzel nach Verkündigung des Evangeliums beizufügen, dies sei der Sinn der Worte, denn bei der Häufigkeit und Verschiedenheit der Übersetzungen könnten die Zuhörer bemerken, daß der verkündigte Text mit dem Wortlaut ihrer Ausgaben nicht übereinstimme. Daß die Herausgeber solcher Bibeln oder Plenarien auf weitere Kreise zu wirken hofften, steht ebenso außer Zweifel, wie die dringende Empfehlung des Bibellesens in einer Reihe von tadellos kirchlichen Erbauungsschriften. Das Basler Evangelienbuch von 1514 rät „einem jeden besinnten Menschen, daß er allwegen gern wolle lesen die heilige Geschrift", und dieser Rat, zuweilen verbunden mit der Warnung, das nicht Verständliche dem Urteil der Kirche anheimzustellen, begegnet uns auch anderwärts. Der Herausgeber der kölnischen Bibel, der gleichfalls sagt, die Bibel sei mit Innigkeit und Würdigkeit von einem jeglichen Christenmenschen zu lesen, wendet sich ganz ausdrücklich an die ungelehrten simpeln Menschen geistlichen und weltlichen Standes; sie sollen sich mit Gott einigen und den heiligen Geist um Erleuchtung bitten, daß sie dieses Buch als den besten Schutz gegen die Pfeile des höllischen Feindes recht verstehen möchten. Freilich fügt auch er jene Warnung bei, die der bekannten und begründeten Angst der mittelalterliche Kirche vor dem Bibelstudium der Laien Rechnung trägt. War es doch Wiclif gewesen, der dem englischen Volk die Bibel in der Landessprache geschenkt und, wie ein Kirchenmann klagt, die Perle des Evangeliums vor die Säue geworfen, das Kleinod der Geistlichen in ein Spielzeug der Laien verkehrt hatte. Und wie im XIV. Jahrhundert die englischen Lollharden, waren neuerdings die ketzerischen Böhmen eifrige Bibelleser geworden. Auch in Deutschland begann der gemeine Mann hier und da die Schrift zu studiren. Der Franziskaner Johannes Pauli erzählt von einem Bauern zu Villingen Hans Werner, „der kunt lesen und kunt schier die ganz Bibel ußwendig und wo er hinkam, so disputirt er mit den Priestern, wo stot dies in der Bibel und jens." Wir sehen, der bibelfeste Bauer existirte bereits vor Karlstadts und Münzers Auftreten. Diese Gefahr war natürlich seit der Erfindung des Bücherdrucks außerordentlich gewachsen; daher entschloß sich Kurfürst Berthold von Mainz im Jahre 1486 zum Erlaß des berüchtigten Censurdekrets für seine Kirchenprovinz. Jede Publikation durch den Druck wurde fortan von der Erlaubniß geistlicher Censoren abhängig gemacht, der deutschen Sprache überhaupt die Fähigkeit zu einer genügenden Wiedergabe wissenschaftlicher und besonders religiöser Materien aberkannt. Der Erzbischof spricht von Toren und Verwegenen, die sich der göttlichen Kunst des Bücherdrucks bedienen, um solche Dinge in willkürlicher Entstellung dem großen Publikum darzubieten; er spricht von der irrigen Voraussetzung, daß Ungelehrte und Frauen das Evangelium oder die Episteln Pauli richtig verstehen könnten.

Digitized by Google

Der Zweck dieser entschiedenen Kriegserklärung liegt auf der Hand; sie galt von allem jener stets wachsenden Literatur von deutschen Bibeln und Erbauungsschriften. Es lag allerdings für die Kirche, wie sie einmal war, eine ernsthafte Drohung in dem Spott des halbheidnischen Humanisten Celtis, daß die Priester ihre heilige Wissenschaft nicht länger für sich behalten könnten, daß die Geheimnisse des Himmels und der Hölle nicht mehr sicher seien vor der Druckerpresse. Männer wie Geiler und Sebastian Brant dachten ganz im Sinne des bertholdischen Censurdekrets. Der große Volksprediger warnte nachdrücklich davor, die heilige Schrift ohne die nötige theologische Bildung zu lesen; „es ist fast ein bös Ding, daß man die Bibel zu deutsch druckt, denn man muß sie gar viel anders verstehen, weder es dasteht, will man ihm recht tun. Die Geschrift lehrt es dich nicht; du mußt die Kunst im Kopf haben." Er meint, dem Laien die Bibel darzubieten, sei ebenso gefährlich, wie Kindern das Messer zum Brodschneiden in die Hand zu geben. Der Dichter des Narrenschiffs aber läßt sich durch sein Entsetzen über die eigenmächtigen Ausleger der heiligen Schrift zu dem frommen Wunsche fortreißen:

„Wann man vil buocher würff inns für,
man brannt vil unrecht, falsch dar inn."

Johannes Busch, der Klosterreformator, hat einmal wirklich eine Übersetzung des Canons, die er in einem Nonnenkloster vorfand, verbrannt. Die falschen Propheten, von denen Brant spricht, stellt Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff mit den Waldensern und denen vom frommen Geist zusammen; „das sind die falschen Doktoren und Glossirer des Antichrist, sie bereiten ihm den Weg, wenn er wird der allergrößte Fälscher und Betrüger sein. Wann der kommen wird, so wird er deren Leut viel finden, und ist zu glauben, daß er nit ferne sei." Geiler hätte zweifellos diese seine Prophezeiung für erfüllt gehalten, wenn er Luthers Auftreten erlebt haben würde. Es ist schwer, die tatsächliche Verbreitung der deutschen Bibelübersetzungen näher zu constatiren, aber soviel dürfte feststehen, daß die Kirche bereits gegen Ende des XV. Jahrhunderts nicht ohne Mißtrauen diese religiöse Lektüre der Laien sah und jene „Liebhaber menschlicher Seligkeit", die sich mit ihrer Verbreitung befaßten, mindestens unter etwas schärfere Controle zu nehmen dachte. Viel gefruchtet hat Bertholds Censurdekret wohl nicht; die Bibeldrucke wurden fortgesetzt. Zu den oberdeutschen Druckorten Straßburg (1466), Augsburg und Nürnberg hatte sich schon zwischen 1470 und 1480 das heilige Köln mit einer niederdeutschen Ausgabe gesellt; es folgten Lübeck (1494) und Halberstadt (1522). Nach wie vor legten streng kirchliche Erbauungsschriften den Laien das Bibelstudium ans Herz.

Es mehrten sich die Zeichen der Zeit. Mit dem Begriff einer Reformation vor der Reformation und mit der Bezeichnung Vorreformatoren ist nachmals und bis in unsere Tage arger Mißbrauch getrieben worden. Viele, sehr viele von den Männern, die man von protestantischer Seite als Vorläufer Luthers ehren zu dürfen glaubte, hätten sich, wäre ihnen der Blick in die Zukunft

Digitized by Google

vergönnt gewesen, mit Entrüstung gegen eine solche Ehre verwahrt. Nichts desto weniger bleibt es eine unumstößliche Tatsache, daß in der deutschen Kirche des XV. Jahrhunderts die verschiedensten Richtungen und Stimmungen wenn auch großenteils unbewußt an der einen Aufgabe mitgeschafft haben, den Sturz des Bestehenden vorzubereiten. Dies gilt nicht etwa nur von dem Übermaß der Verweltlichung, sondern auch von den Bestrebungen der aufrichtig kirchlichen Reformfreunde. Der Zustand der Kirche war eben soweit gekommen, daß jede Kritik und jeder Heilungsversuch, wenn auch noch so wohl gemeint, die Katastrophe nur beschleunigen konnte.

Griffen doch selbst die besten und edelsten Regungen, deren das kirchliche Leben noch fähig war, jedesmal zugleich das Wesen der Hierarchie an der Wurzel an! So die deutsche Mystik, deren gewaltigster Vertreter, Meister Eckhart, von seinem Gedankenflug sich über den ganzen heiligen Formenzwang hinaustragen ließ. Die Anschauung, daß eine unmittelbare Vereinigung des Menschen mit Gott ohne Beihülfe der Kirche dem Laien wie dem Geistlichen erreichbar sei, war für die Kirche noch gefährlicher als der Pantheismus, den sie in der Lehre des Meisters und seiner Anhänger aufspürte. Mitten auf kirchlichem Boden, geschaffen und gepflegt von frommen Dominikanermönchen, erwuchs eine Gemeinschaft von Gläubigen, die ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes, ohne das Band einer Satzung oder eines äußeren Zeichens neben der Masse der Christen stand wie ein höheres und freieres Geschlecht von Auserwählten. Ob der Pfaffe den Laien oder der Laie den Pfaffen lehrte, ob der höhere Grad des Schauens dem Mann oder dem Weib zu Teil werde, war gleichgültig. Selbst durch Kirchenbann oder Entziehung der Sakramente konnte diese neue höchst persönliche Heilsgewißheit nicht mehr getroffen werden. In deutschen Predigten und Schriften, worin zum ersten Mal unsere Sprache sich zum Werkzeug philosophischer Spekulation umbildete, bot man das innerlich Erlebte und die kühnsten Resultate eines halb oder auch ganz poetischen Denkprozesses ohne Rückhalt dem Volke dar, daß sie, wie Eckhart sagt, aus Unwissenden Wissende würden. Wie schlug einem in Sinnlichkeit versunkenen Geschlecht der Weckruf des Meisters an das Ohr: „Leute, was suchet ihr an dem toten Gebeine? Warum suchet ihr nicht das lebende Heiltum, das euch mag geben ewiges Leben? Denn der Tote hat weder zu geben noch zu nehmen.“ Eckhart mußte sich allerdings kurz vor seinem Tode (1327) wenigstens zu einer Art von Widerruf bequemen und seine Kühnheit ist von seinen Nachfolgern nicht erreicht worden. Johannes Tauler († 1361) von Straßburg, Heinrich Suso († 1366) von Überlingen, beide Dominikaner, der niederländische Weltpriester Johannes Ruysbroeck († 1381), der geheimnißvolle „Gottesfreund aus dem Oberland“ und sein Kreis, darunter namentlich der Straßburger Bürger Rulman Merswin († 1382), sie alle suchen den Vorwurf der Ketzerei, der schon über dem Haupt des Meisters geschwebt hatte, von sich fernzuhalten. Tauler sagt einmal geradezu, Gottesfreunde hießen mit Recht diejenigen, die sich vor allen Kreaturen so

Digitized by Google

verbergen, daß niemand von ihnen sprechen kann, weder Gutes noch Böses. Aber er wendet sich doch auch angreifend gegen die kalten und schläfrigen Menschen, die sich darauf verlassen, daß sie allen Geboten und Verboten der heiligen Kirche nachgekommen seien. Und trotz ihrer quietistischen Neigungen hat die deutsche Mystik nach mehr als einer Seite in das Leben eingegriffen. Einmal wie wir sehen werden im Zusammenfluß mit jenen ketzerischen Richtungen, von deren Gesellschaft sie sich nicht immer frei zu erhalten vermochte. Dann aber durch ihr eigenstes Werk, die Herstellung eines praktischen Christentums, das sich aus der wuchernden Spekulation und Ekstase glücklich herausarbeitete. Auch hiefür hatte der Meister der Spekulation bereits das erlösende Wort gefunden. „Wäre der Mensch auch in einer Verzückung wie Paulus war und wüßte einen siechen Menschen, der eines Süppleins von ihm bedürfte, ich achte es weit besser, daß du ließest aus Minne von dem Zucke und dientest dem Dürftigen in größerer Minne."

Dieser gesunde Zug der Mystik, in dem freilich auch ein guter Teil Selbstbeschränkung steckte, kam nun am Frühesten und Kräftigsten zur Entwickelung in den Niederlanden. Hier legte Gerhard Groot von Deventer, ein Freund und Schüler des Mystikers Ruysbroeck, den Grund, von dem die Brüder des gemeinsamen Lebens als Missionäre eines wahrhaft christlichen und doch nicht mönchischen Daseins ausgingen. Groot ist eine der interessantesten Persönlichkeiten des ausgehenden Mittelalters, ein Mann, der die Freuden der Welt wie die Lust des Wissens gründlich durchgekostet, sich bis in die Magie verirrt und dann plötzlich bekehrt hatte. Sein gedemütigter Stolz scheute sich vor dem Empfang der Priesterweihe, deren er sich unwürdig fühlte, aber auch ohne sie wurde er zum volkerschütternden Prediger, zum gefürchteten „Ketzerhammer" und zum Vater jener Genossenschaften, die während des XV. Jahrhunderts die Reformbewegung im nordwestlichen und nördlichen Deutschland beherrscht haben. Aus ihrer Windesheimer Congregation entwickelte sich die oben charakterisirte Reformation der Klöster; die Brüder- und Schwesterhäuser, worin zum großen Ärgerniß der Ordensgeistlichkeit Kleriker und Laien ein nicht durch Gelübde gebundenes, aber streng geregeltes, erbauliches und arbeitsames Leben führten, waren rechte Pflegstätten ernsthafter und schlichter Frömmigkeit in einer Zeit sittlicher Verwilderung und religiöser Überreizung. Zwar hat man mit Unrecht lange Zeit hier die Wiege des deutschen Humanismus zu finden geglaubt; der Einfluß der Brüder auf die Umgestaltung des Schulwesens ist überhaupt zu hoch angeschlagen worden. Wahrhaft bedeutend haben sie dagegen durch die eifrige Pflege der deutschen Predigt und der religiösen Volksliteratur gewirkt. Johannes Veghe, der große niederdeutsche Prediger, gehörte zu den „Fraterherren", wie man sie nannte. Gerhard Zerbolt aus Zütphen verteidigte in einer eignen Abhandlung die Verbreitung der Bibel und anderer „heiliger Bücher" in der Landessprache. Die Brüder, zur Arbeit verpflichtet, widmeten sich anfangs wie einst die Mönche mit Vorliebe dem Abschreiben von Büchern; mit welchem Eifer sie dann die neu-

Digitized by Google

erfundene Kunst des Bücherdrucks sich angeeignet und gefördert haben, ist erst kürzlich nach Gebühr gewürdigt worden. Völlig neue Gesichtspunkte dürfen wir freilich bei ihnen nicht suchen. Eine gründliche Opposition gegen die herrschende Kirche hätte hier keinen Boden gefunden; was sie von mystischen Elementen aufnahmen und fortpflanzten, mußte sich jenem Geist der Mäßigung anpassen, der recht eigentlich den Kern und den Wert ihres Strebens ausmacht. Die Nachfolge Christi, wie sie Gerhard Groot übte und empfahl, hat Thomas von Kempen in seinem allbekannten Buch zum klassischen Ausdruck gebracht. Hier erscheint das stürmische Verlangen nach der Vereinigung mit Gott zur milden Sehnsucht abgeklärt; die Mystik hat sich ernüchtert, ohne der Wärme des Gefühls zu entsagen, wie eine gemäßigte Askese den Geist der Brüder, ihre Abneigung gegen das Maßlose und Seltsame wiederspiegelt. Außerordentlich charakteristisch hierfür sind die Ratschläge, die Groot einem Anfänger im Klosterleben gibt: keine eigenmächtigen und besonderen Kasteiungen, kein übertriebenes Bewußtsein der eignen Sündhaftigkeit, keine Mutlosigkeit gegenüber den vom Teufel eingegebenen Phantasien, kein ängstliches Beichten jedes einzelnen bösen Gedankens. Vor allem aber blieben diese ruhigen Kreise fern von jedem systematischen Kampf gegen die Widersprüche und Auswüchse des herrschenden Kirchentums. Thomas von Kempen warnt wohl vor dem Übermaß der Wallfahrten, erklärt aber doch die Gebeine der Heiligen für ein wesentliches Mittel des Trostes und der Erbauung und eifert für die Verehrung der Gottesmutter, durch die wir Zutritt zum Sohne haben; „stelle Christum zu deiner Rechten und Maria zur Linken und alle Heiligen rings im Kreise umher!“

Das mönchische Ideal war auch bei diesen bescheidenen Reformern nur etwas gemildert, nicht überwunden. Nun gab es freilich neben ihnen zahlreiche stürmische Gemüter, in denen der Zorn über die Verunstaltung der Kirche keine friedliche Stimmung aufkommen ließ. Und dennoch halten die schärfsten Kritiker gleichfalls mit sehr wenigen Ausnahmen an den alten Idealen fest; was sie anstreben, ist in den meisten Fällen kein Neubau, sondern eine Restauration des herabgewürdigten Kirchentums. Ähnliche Empfindungen und Gedanken waren in den besten Söhnen der mittelalterlichen Hierarchie von jeher lebendig gewesen; man muß sich hüten, solche oft recht heftige Äußerungen des Schmerzes und der Entrüstung ohne Weiteres für Anzeichen reformatorischen Geistes zu halten. Aber soviel steht außer Zweifel, daß diese Kritik der kirchlichen Corruption, wenn auch in loyalster Absicht geübt, ihr gutes Teil zur Erschütterung der kirchlichen Autorität beigetragen hat. Es ist in allen Zeiten der Auflösung das Verhängniß gerade tief gewissenhafter Naturen, daß sie, die zu dem häßlichen Schauspiel nicht schweigen können, oft gegen ihren Willen zur Entzündung der Leidenschaften mithelfen. Mit welchem Eifer hatten auf den großen Concilien und seither die Reformfreunde den Teufel an die Wand gemalt, der verderbten Kirche ihre Züchtigung durch die Laien, die weltlichen Fürsten oder das Volk angekündigt! Mit welcher

Digitized by Google

Bitterkeit spricht der Karthäuser Jakob von Jüterbogk († c. 1460) von der nach menschlichem Ermessen kaum noch möglichen Reformation; er, der mit Leib und Seele Mönch war, rief die weltlichen Gewalten auf, die Klöster nötigenfalls durch Temporaliensperre zur Ordnung zu zwingen, gerade wie ein anderer Anhänger der conciliaren Theorie einen vorübergehenden Abfall vom Papsttum als letztes Rettungsmittel empfahl. Schonungsloser konnten einzelne schwere Schäden des kirchlichen Lebens nicht aufgedeckt werden, als dies z. B. von Seiten des Klosterreformators Johannes Busch oder des kampflustigen Züricher Chorherrn Felix Hemmerlin geschehen ist; der letztere kam ja angesichts der herrschenden Unsittlichkeit sogar zum Zweifel an der Vortrefflichkeit des Cölibats und äußerte sich rückhaltlos über die Habsucht und Herrschlust der Päpste, die freilich auf den Concilien längst vor der ganzen Christenheit bloßgestellt worden war. Ein verwandter Geist der herbsten Kritik durchzieht die Predigten und Schriften Geilers; dieser gewiß unverdächtige treue Sohn seiner Kirche sieht fast überall und namentlich bei den kirchlichen Häuptern nur Schlechtigkeit. „Es ist nimmer, daß Gott der heilige Geist darsetze die Obern; der Teufel tut das; es tut dazu Geld und Gunst. Will einer jetzt Papst werden, so muß er die Cardinäle bestechen, einen damit, den andern damit; will einer dann ein Bischof werden, ein Propst oder ein Dechan, er muß lugen, daß er die Domherren bestecke und die Chorherren." Allerdings schont er den niedern Klerus und die Laien ebenso wenig; das Endergebniß der vielen traurigen Klagen und Fragen ist aber völlige Hoffnungslosigkeit. „Du sprichst: mag man nicht eine gemeine Reformation machen? Ich sprich: nein. Es ist auch keine Hoffnung, daß es besser werde um die Christenheit. Darum so stoß ein jeglicher sein Haupt in einen Winkel in ein Loch, und sehe, daß er Gottes Gebot halte und tue, das recht sei, damit er selig werde." Dazwischen fällt wohl mancher treffliche Wink, sich nicht mit den äußeren Formen der kirchlichen Gnadenmittel zu begnügen; es ist wie eine Vorahnung des wirklich Reformatorischen, wenn Geiler davor warnt, sich von Mönchen und Pfaffen in den Himmel beten zu lassen, oder wenn er sich gegen die mechanischen Massenleistungen im Beten ausspricht; „ich halt ganz nichts, da man macht mum mum und herzählt das Gebet, als da man Geld zählt." Aber im Ganzen und Großen weiß auch er keinen andern Rat, als sich an die Gebote der Kirche zu halten, die trotz aller Verkommenheit der Hort der Wahrheit ist und bleibt. Man zeigte öffentlich mit Fingern auf die Kirche als auf einen von schrecklichen Krankheiten zerfressenen Organismus, und doch sollte nur in ihrem Schoß das Heil zu finden sein. Man stellte vor dem gläubigen Volk die Glieder der Hierarchie sammt und sonders an den Pranger, und doch sollten die Laien in ihrer Ehrfurcht vor dem Priestertum nicht wankend werden.

Als Vertheidiger dieses Priestertums gegen mönchische Anmaßung erhob sich ein Mann, der selbst ein Frauenkloster gegründet hatte, Johann (Pupper) von Goch († 1475). Wir finden diesen stillen und gewissenhaften Theologen

Digitized by Google

bereits auf wirklich reformatorischen Bahnen, aber er ist weit davon entfernt, zu der Kirche, mit der er sich auseinandersetzt, in bewußten Gegensatz zu treten. Obwohl er das Verdienst der Rechtfertigung ausschließlich der freien göttlichen Gnade zuschreibt, die heilige Schrift für die einzige untrügliche Autorität erklärt und das mönchische Ideal mit seinem evangelischen Gesetz der Freiheit nicht mehr zu vereinigen vermag, warnt er doch eben so entschieden davor, die christliche Vollkommenheit im Glauben allein zu suchen, und wahrt der Kirche das Recht, die gültige Interpretation der Schrift festzustellen. Das Priestertum ist ihm der Stand der höchsten Vollkommenheit, der Priester, der den Leib des Herrn consekriren kann, der „heilige Führer", dem Bischof ebenbürtig, dem Mönch, geschweige denn dem Laien weit überlegen. Ungleich kühner als Goch verfolgte Johann Wessel aus Groningen († 1489) seinen Weg; ihn hat bekanntlich Luther als seinen nächsten Geistesverwandten unter allen Vorgängern betrachtet. Wessel hatte in Köln, Paris und Italien das geistige Leben der Zeit mitgelebt, sich in die Scholastik vertieft und vom Humanismus gekostet; das Licht der Welt, den Meister der Widersprüche nannten ihn seine Bewunderer. Die Summe eines der Wissenschaft geweihten Lebens zog der Greis in der Abgeschiedenheit einiger heimatlicher Klöster, die ihn abwechselnd beherbergten. Aus der Bibel und der urkirchlichen Tradition arbeitete er sich eine Theologie heraus, die allerdings nicht mehr katholisch genannt werden kann. Neben einer Rechtfertigungslehre, die alles menschliche Verdienst verwirft und der Auffassung Luthers wenigstens ziemlich nahe kommt, neben der Behauptung eines allen gemeinsamen Priestertums entwickelte sich in diesem rationalistisch angehauchten Geist die Auflösung der kirchlichen Eucharistie in einen geistlichen Genuß, eine Gedächtnißfeier. Er wird der Vorläufer nicht nur Luthers, sondern auch Zwingli's. Rückt doch seine Darstellung vom Triumph Christi über den Widersacher den göttlichen Zorn und das Höllenfeuer so sehr in den Hintergrund, daß man in ihm einen Anhänger der endlichen „Wiederbringung aller Dinge" hat sehen wollen. Seiner Selbständigkeit widersprach es, die gültige Interpretation des Evangeliums der Kirche zu überlassen; diese höchste Autorität durfte nur dem einzelnen Geist zukommen, der sich durch völlige Vertiefung ins Evangelium zum vollendeten christlichen Weisen, zum Propheten im neuen Bund erhoben hatte. Immerhin blieb diese großartige Gedankenarbeit Wessels wie jene Gochs so ziemlich im Stillen, während ein dritter Theologe, der seine nicht vorschriftsmäßigen Überzeugungen gar zu laut werden ließ, die Macht der noch nicht gebrochenen kirchlichen Herrschaft zu fühlen bekam. Dies war Johann Ruchrath aus Oberwesel, eine Zeit lang Universitätslehrer zu Erfurt, dann siebzehn Jahre hindurch Domprediger zu Worms; auch er gelangte zum Schriftprinzip und bekämpfte gelegentlich des Jubiläums den Ablaß noch schärfer und consequenter als dies Luther in seinen berühmten Thesen getan hat. Er erklärte ihn für völlig wertlos, für einen an den Gläubigen verübten frommen Betrug, die Kirche

Digitized by Google

für irrtumsfähig, äußerte sich in derb volkstümlicher Weise über den Cölibat und über die Fasten, die Petrus wohl erfunden haben könnte, um seine Fische besser zu verkaufen. Dem unvorsichtigen alten Mann wurde von einem Ketzergericht zu Mainz der Widerruf abgeängstigt; er starb in klösterlicher Haft (1481). Man hatte Verkehr mit den ketzerischen Böhmen gewittert; waren doch damals in Deutschland über dem wohlbekannten und verabscheuten Namen der „Hussen" alle übrigen Häresien beinahe in Vergessenheit geraten.

Bei dem heutigen Stande der Forschung ist es nicht wohl möglich von der Geschichte und den gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Ketzereien, die unsere Nation in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durchsetzt haben, ein nur annähernd sicheres und lückenfreies Bild zu geben. Fragen, wie z. B. jene nach der inneren Entwicklung des Waldensertums und nach seinem Verhältniß zu der großen religiösen Bewegung in Böhmen warten noch der Lösung; über den wirklichen Grad des Einflusses, den man den radikalen Schattirungen des Minoritentums zuschreiben möchte, sind wir gleichfalls bisher im Unklaren. Doch lassen sich wenigstens einige Hauptströmungen in dem bunten und oft scheinbar zusammenhangslosen Getriebe häretischer Elemente erkennen. Vor der hussitischen Revolution finden wir in lebhaftester Wirksamkeit einmal die Waldenser, dann die pantheistischen Sekten, die unter verschiedenen Namen, als Begharden oder Lollharden, als Brüder des freien Geistes, nicht selten auch als Waldenser verfolgt werden, endlich eine apokalyptische Richtung, die vornehmlich von exzentrischen Bettelmönchen getragen erscheint. Zur Fortpflanzung und gelegentlichen Mischung dieser mannigfachen Elemente hat zweifellos die Mystik mit ihrem Sonderwesen und ihrem halb populären halb geheimnißvollen Gebahren nicht wenig beigetragen. Es war kein Wunder, wenn das Auge eifersüchtiger Glaubenswächter an Eckhart, Tauler, Suso ein Schillern ins Ketzerische zu entdecken glaubte. Ging doch die christliche Mystik in ihren spekulativen Bestandteilen so gut wie der ausgesprochene Pantheismus des Mittelalters auf neuplatonischen Ursprung zurück. Schon jenes sinnlich übersinnliche Spiel, worin sich die Mystik so sehr gefällt, die Übertragung der Minnepoesie mit all ihrer Zartheit, aber auch Süßlichkeit auf den Verkehr der Seele mit Gott barg ein gefährliches Element in sich. Solche Überschwänglichkeit, deren eigentliche Wurzel in dem krankhaft gesteigerten Gemütsleben nervöser Weiber zu suchen ist, gränzt in ihren Äußerungen oft geradezu an Frivolität. Da wird z. B. einmal Christus selbst als Spielmann und Reigenführer geschildert, der die minnende Seele mit seinem Saitenspiel erheitert und dem sie ihr Seufzen: wohl wie weh und weh wie wohl! entgegenbringt.

„Jesus des Tanzes Meister ist,
Zu tanzen hat er hohen List,
Er wendet sich hin, er wendet sich her,
Sie tanzen alle nach seiner Lehr."

Digitized by Google

Gemahnt das nicht bereits an viel spätere Zeiten? Und bei dem minneseligen Heinrich Suso verband sich mit derartigen Empfindungen eine schauerliche Lust der Selbstquälerei; mit Hülfe von Geißelungen, von härenen und nagelgespickten Unterkleidern und ins Fleisch eindringenden Kreuzen verwandelte er seinen Körper, dem er zweiundzwanzig Jahre hindurch jedes Bad und jede Säuberung von Ungeziefer versagte, in ein blutrünstiges Jammerbild.

Neben solchen Abgeschmacktheiten finden sich aber auch in der mystischen Literatur zahlreiche Spuren, die namentlich den philosophisch nicht gebildeten Hörer zum Pantheismus führen mußten. Wenn Eckhart sagte, daß Gott alle Dinge sei, daß, ehe die Kreaturen waren, Gott nicht Gott gewesen, daß Gott alle Dinge geschaffen habe und ich in ihm, so gehörte jedenfalls viel dialektische Übung dazu, um eine etwa folgende Abschwächung der packenden Sätze würdigen zu können. Schwester Katrei, seine geistliche Tochter, ruft in dem nach ihr benannten Traktat geradezu: „Freuet euch mit mir, ich bin Gott worden." Die Grenze zwischen der christlichen und der pantheistischen Mystik war eine flüssige; die eben angeführten Sätze kehren in ähnlicher Fassung wieder bei den Brüdern des freien Geistes, für deren consequenten Pantheismus jeder Mensch gleich dem Fronleichnam zu verehren, jeder Begriff der Sünde hinfällig und ein Sittengesetz überhaupt nicht mehr vorhanden war. In der naivsten Weise äußert sich der Größenwahn dieser Vollkommenen und Sündlosen. Ein gewisser Konrad Kannler aus Eichstädt erklärte im Jahr 1381 seinen Richtern, er dürfe alles tun, was ihm Freude mache, und jeden, der ihn daran hindern wolle, umbringen und die Heiligkeit des Apostels Paulus verhalte sich zu der seinigen wie ein Wassertropfen zum Meer; er sei ein zweiter Adam, werde als Antichrist, als Gegenstück Christi, die Welt durchziehen und schließlich das jüngste Gericht abhalten. Die entsetzlichste Emanzipation des Fleisches bildete gewiß eines der wirksamsten Mittel zur Propaganda dieses Muckertums, das sich schon während des XIII. Jahrhunderts namentlich am Rhein und in Schwaben eingenistet hatte. Ihre volkstümliche Bezeichnung als Begharden brachte oft genug auch die gutkirchlichen Beginenhäuser in gleichen Verdacht und gleiche Verfolgung. Aber sie waren bis tief ins XV. Jahrhundert nicht auszurotten und tauchten bald hier bald dort wieder auf, obwohl sie durch die Geißler, die große apokalyptische Bewegung des XIV. Jahrhunderts, und hierauf durch das Husitentum in den Hintergrund gedrängt worden waren. Noch in der Zeit des Basler Concils berichtet der schwäbische Dominikaner Johannes Nider († 1438) von dem Überhandnehmen der pantheistischen Begharden in seiner Heimat. Er klagt über die „unglaublich subtilen, geschmückten, erhabenen, geistlichen und metaphysischen" Reden der Ketzer, deren deutsche Weisheit kaum ein Gelehrter recht verstehen könne, und über die unter dem Namen von erhabenen alten Doktoren verbreiteten deutschen Bücher, worin sie ihre hohen Sprüche vom Geist, von der Gelassenheit, von den verschiedenen Lichtern und den Stufen der Schauung niedergelegt hätten. Er schildert einen solchen Winkelprediger, wie er bald

Digitized by Google

als Weltgeistlicher, bald als Mönch oder in der Maske des Ritters oder des Bauern sich umhertreibt; meist versucht er es zuerst als Bettelmönch bei den Frauen, geht von seinen Reden über die Vollkommenheit und Beschaulichkeit weiter zur Kritik aller entgegenstehenden kirchlichen Bräuche, wobei er Einwürfe aus der Schrift gut zu pariren weiß, und weiht endlich die Verführten in die sittenzerstörenden Consequenzen seiner falschen Mystik ein. In den siebziger Jahren spricht Matthias von Kemnat nur andeutungsweise von der Schalkheit und Büberei der Begharden und Lollharden vor dem Böhmerwald, im Fichtelgebirge, in Schwaben und am Rhein; „es bedürfte mehr schreiben denn eine Biblia inhält". Daß sich Überreste dieser Richtung in Deutschland bis auf die Zeit der Reformation erhalten haben, ist höchst wahrscheinlich, aber bisher nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden.

Geiler von Kaisersberg stellt im Jahr 1498 die vom freien Geist und die Waldenser als Beispiele irriger Schriftauslegung zusammen. Die letzteren sind nun vielfach, aber wohl mit Unrecht als echte Vorläufer des Protestantismus betrachtet worden, der vielmehr umgestaltend auf das Waldensertum zurückgewirkt hat. Denn die Waldenser, die sich bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts nicht nur über den ganzen Süden von Deutschland verbreitet, sondern auch in Thüringen, der Mark, Pommern und Preußen Fuß gefaßt hatten, vollzogen ihre förmliche Trennung von der römischen Kirche erst in Folge der von den Hussiten und dann von der deutschen Reformation erhaltenen Anregungen. Bis dahin hatten sie allerdings im Gegensatz zur herrschenden Kirche die heilige Schrift als höchste Autorität betrachtet und gestützt auf ihr Zeugniß den Laien die Befugniß zur Predigt des Evangeliums eingeräumt, aber im Grunde doch nur eine Reform der Kirche im Sinne jenes mönchischen Idealismus angestrebt, wie er sich kirchlich correkt in der Schöpfung des heiligen Franziskus darstellt. Es galt die Herstellung eines wahrhaft evangelischen Lebens, einer christlichen Vollkommenheit, die man echt katholisch von der Forderung der strengsten Armut und Keuschheit nicht zu trennen vermochte. Hier und da machten sich daneben zu verschiedenen Zeiten radikalere Strömungen bemerklich, wie das vereinzelte Vorkommen der Wiedertaufe zeigt. Im Ganzen und Großen kam es vor dem XVI. Jahrhundert zu keinem entscheidenden Bruch mit dem kirchlichen Dogma; die Waldenser behielten die sieben Sakramente bei, scheinen sich auch z. B. von der kirchlichen Heiligenverehrung erst sehr allmählich losgemacht und den Laienkelch beim Abendmahl nicht unbedingt wie die Hussiten gefordert zu haben. So konnten sie wohl, ohne sich einer eigentlichen Heuchelei schuldig zu machen, am katholischen Gottesdienste, an der Communion und den andern Sakramenten und Gebräuchen der Kirche teilnehmen. Das furchtbarste Wüten der Inquisition, die z. B. um das Jahr 1395 in Steier allein über hundert Personen dem Feuertod überlieferte, erwies sich als ohnmächtig; das süddeutsche Waldensertum hat kurz darauf aus der Verbindung mit der hussitischen Propaganda neue Lebenskraft gezogen. Um das Jahr 1480 hören wir von

Digitized by Google

schweren Verfolgungen der Waldenser in der Mark Brandenburg, deren Reste sich nach Böhmen verzogen und bei den böhmischen Brüdern Aufnahme fanden.

Vollständig erloschen während des XV. Jahrhunderts die Bewegung der Geißler, deren religiöser Keim in den joachitischen Anschauungen von dem anbrechenden Zeitalter des heiligen Geistes und dem siegreichen Kampf der Auserwählten gegen den Antichrist zu suchen ist. Nachdem der große Geißlersturm, der im Gefolge des schwarzen Tods (1348) aufgetreten war und schließlich in eine soziale Revolution auszulaufen drohte, der Ernüchterung der Massen und dem Einschreiten der Obrigkeiten erlegen war, fand man unmittelbar vor dem Ausbruch der hussitischen Revolution (1414) noch einen Herd geißlerischen Sektentums in Thüringen. In der kleinen Stadt Sangerhausen wurden 91 Personen verbrannt; sie hatten eine Zeit lang unter dem Schein eifriger Kirchlichkeit ihre wahren Anschauungen zu verbergen gewußt, die mit der Einführung der „Bluttaufe" eine neue Aera beginnen und die bisherige kirchliche Autorität völlig aufhören ließen. Indem sie die Kirchen für Steinhaufen und Räuberhöhlen, das Singen der Messe für Hundegebell und die bestehende Kirche für das Reich des Antichrist erklärten, antizipirten sie zum Teil wörtlich das Todesurteil gegen den Katholizismus, wie es kurz darauf vom radikalen Hussitentum formulirt worden ist.

Die böhmische Revolution brachte zu all diesen bereits vorhandenen Ansätzen einer starken religiösen Gährung nicht nur ihr gewaltiges Beispiel, sondern auch ein wesentlich neues Element. Das war die Lehre Wiclifs, die nach den neuesten Forschungen Hus sich größtenteils einfach angeeignet hat. Mit Wiclif, nicht mit den Waldensern beginnt die Geschichte des Protestantismus; er ist der erste Vorläufer Luthers und seine Gestalt wächst immer noch mit jedem tieferen Einblick in seine Geistesarbeit, deren ungeheure Wirkung von den nächstfolgenden Generationen über dem Märtyrertode des Hus und der großartigen Wildheit der böhmischen Kämpfe beinahe übersehen werden sollte. Bei ihm zuerst finden wir den systematischen Angriff auf den Bau der römischen Kirche verbunden mit dem Entwurf einer kirchlichen Neugründung, deren Umrisse vor seinem prophetischen Blick sich bereits aus den Trümmern des unvermeidlichen Einsturzes emporheben. Die Kirche verwandelt sich ihm in die Gemeinschaft der Erwählten, der zur Seligkeit Prädestinirten, unter denen es keinen Unterschied des Priesters und des Laien mehr gibt; sie stehen sämmtlich als von Gott geweihte Priester den von Gott Ausgeschiedenen gegenüber. In dieser Kirche ohne Hierarchie verschwinden natürlich bloße Stützen des Priesterregiments wie Cölibat, Ohrenbeichte und Ablaß; die magische Verwandlung der Hostie in den Leib Christi wird von Wiclif als „der Schrift und gemeinem Menschenverstand entgegen" verneint und durch die Lehre vom geistigen Genuß ersetzt, der aber wieder nur den Erwählten zu Teil wird. Daß Wiclif die Heilswirkung des Sakraments von der Würdigkeit des spendenden Priesters abhängig gemacht hätte, ist nicht nachzuweisen; dagegen hat seine dem Feudalismus entnommene Theorie vom

Digitized by Google

Besitzrecht, wonach alle menschliche Herrschaft, geistlich oder weltlich, ein Ausfluß göttlicher Gnade und bei eintretender Ungnade dem himmlischen Lehensherrn verfallen sein sollte, allerdings zu revolutionärer Anwendung herausgefordert. In Verbindung mit seinem ausgesprochenen Schriftprinzip bildet sie den eigentlichen Kern der hussitischen Bewegung, die das göttliche Recht zum allein giltigen Titel für Besitz und Herrschaft erhob und die von Wiclif geforderte Umgestaltung des ganzen menschlichen Daseins nach der Norm des evangelischen Gesetzes zu verwirklichen suchte. Durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen war Wiclifs Lehre, deren blutige Verfolgung in England ihr Urheber († 1384) nicht mehr erlebt hatte, nach Böhmen verpflanzt und dort in einem bereits umgewühlten Boden zu raschem Wachstum emporgetrieben worden. Man hat früher den Einfluß der auch in Böhmen zahlreichen Waldensergemeinden und der kirchlichen Reformfreunde des XIV. Jahrhunderts, eines Konrad von Waldhausen, Konrad Militsch, Matthias von Janov, überschätzt, aber gewiß befand sich Böhmen, wie schon die besondere Vorliebe für den häufigen, wo möglich täglichen Genuß des Abendmahls zeigt, bereits vor der Einwirkung des Wiclifismus in einem Zustand hochgradiger religiöser Erregung. Apokalyptische Stimmungen, wie sie den schwärmerischen Militsch von Kremsier beherrschten, kamen damals sogar in den Werken der böhmischen Maler zum Ausdruck. Mit solchen Elementen verbanden sich leicht und hier nicht zum ersten Mal nationale und soziale Gährungsstoffe. Aber ihre charakteristische speziell hussitische Form bekam die böhmische Umwälzung eben doch erst unter dem mächtigen Eindruck des Wiclifismus, wie ihn Hus und seine Anhänger aufgenommen und popularisirt hatten. Der Laienkelch, den Wiclif nicht gefordert und Hus erst kurz vor dem Tode seinem Freund Jakob von Mies zugestanden hatte, die Communion unter beiderlei Gestalt war nur ein äußeres Zeichen, nicht der eigentliche Kernpunkt der Bewegung, nach deren Erstarrung sie als ein dürftiges Privileg des Utraquismus übrig blieb. Das Wesentliche liegt vielmehr in jener Verbindung des Schriftprinzips mit dem System des göttlichen Lehnrechts, wie sie von Wiclif geschaffen worden war. In den vier Artikeln der Hussiten wird neben der freien Predigt des Evangeliums und der utraquistischen Communion die Säkularisation der geistlichen Güter und die Ausrottung aller Übertretungen des göttlichen Gesetzes verlangt. Auf dieser Grundlage errichteten nun die Taboriten, die hussitischen Radikalen, ihr theokratisches Regiment, dessen halbsozialistischer Charakter auf die deutschen Zeitgenossen viel stärker gewirkt hat als die Theorie des Hus. Luther ist nachmals ohne nähere Kenntniß von Hus oder Wiclif zu manchen verwandten Resultaten gelangt. Wenn Hus auf seiner verhängnißvollen Reise nach Kostnitz in der Oberpfalz und namentlich in Franken zu seiner Überraschung warmen Sympathien selbst unter der Geistlichkeit begegnete, wenn nachher seine Verurteilung von manchen billig denkenden Deutschen bedauert worden ist, so verschwanden solche einzelne Regungen fast vollständig vor der herrschenden Stimmung, die im

Digitized by Google

Kostnitzer Concil einen Ruhmestitel der deutschen Nation und in den Hussiten nur noch Ketzer und Unmenschen sah. Haß, Verachtung und Spott kamen in den Predigten und Traktaten der Gelehrten, in der Volkspoesie, sogar in der humanistischen Literatur Deutschlands abwechselnd zum Ausdruck; der

Johannes Hus.
Facsimile eines späteren Kupferstiches.

gräuliche dem Namen des Hus entnommene Witz, man müsse die böhmischen Gänslein braten, wurde immer von Neuem aufgewärmt. Ein breiter Blutstrom schien das besiegte und verheerte Deutschland für immer von dem Volk der Gotteskrieger zu trennen.

Es ist begreiflich, daß sich der Abfall von der alten internationalen Idee der römischen Kirche überall unter dem Einfluß der Nationalität voll-

Digitized by Google

zogen hat, der die Wortführer der kirchlichen Umgestaltung angehörten. Wiclif hatte seinen Kampf gegen Rom als englischer Patriot begonnen; Hus fühlte sich vom Anfang an als Anwalt seiner Tschechen gegen römische wie gegen deutsche Bedrückung. Dieser Sohn des tschechischen Volks, gerüstet mit der Kraft der wiclifischen Sätze, kämpfte zuerst als Prediger an der Bethlehemskapelle zu Prag gegen die Corruption des einheimischen Klerus, dann gegen das falsche Wunder des heiligen Bluts zu Wilsnack, endlich gegen die Herrschaft der Deutschen über die Prager Universität, die bekanntlich durch ein königliches Dekret im Jahr 1409 gebrochen wurde. Ein Jahr später finden wir Hus bereits im offenen Kampfe mit Rom; im Jahr 1412 floß das erste Blut hussitischer Märtyrer in Prag und päpstliche Bullen wurden mit Hohn und Spott durch die Stadt gefahren und am Pranger verbrannt. Hus selber war eigentlich kein Mann der Aktion, sondern eine rechte Märtyrernatur; er hat den Tod für die Wahrheit, nach dem er sich oft gesehnt, auf dem Kostnitzer Concil gefunden. Am 6. Juli 1415 brannte der Scheiterhaufen des „Heiligen", der für Wiclifs unsichtbare Kirche gestorben ist. Nun kam der theokratische Grundzug der wiclifischen Lehre in der hussitischen Revolution recht deutlich zur Erscheinung, wesentlich verstärkt durch den Hinzutritt nationaler und sozialer Tendenzen. Mit dem brennenden Verlangen das Reich Gottes auf Erden zu schaffen mischte sich der Glaube an die besondere Mission des tschechischen Volks; die Aufgabe das göttliche Gesetz zu erfüllen ließ sich vortrefflich mit der alten Abneigung gegen die Deutschen vereinigen, die zugleich als fremde Eindringlinge und als katholische Widersacher der „Auserwählten" bekämpft werden durften. In den unteren Schichten der Nation, zumal im Bauernstand erweckte die hussitische Predigt vom göttlichen Besitzrecht und von der Ausrottung der Sünden die wildesten sozialistischen und communistischen Phantasien, während die kleine Sekte der Adamiten die allgemeine Verwirrung benutzte, um die Lehren des freien Geistes offen zu verwirklichen. Diese Auswüchse sowie die praktischen Ansätze zur Gütergemeinschaft, die wir in den Anfängen des Taboritentums finden, gingen rasch vorüber; den politisch-sozialen Vorteil zog schließlich, nach der Unterdrückung erst des deutschen Bürgertums, dann der hussitischen Radikalen, der tschechische Adel, der selbst in den Heeren der „Brüder" eine militärisch hervorragende Rolle gespielt hatte. Am Ende der langen blutigen Kämpfe (1419—1434) war der Enthusiasmus der „Gotteskrieger" sehr ernüchtert, vielfach durch ein wüstes Landsknechtwesen verdrängt und die weitere Existenz der Brüderheere kein Bedürfniß mehr. Als im Jahr 1434 das politische Taboritentum den Todesstoß erhalten hatte, erhielt sich der religiöse Inhalt des radikalen Hussitismus am Reinsten bei den sogenannten böhmischen Brüdern, die freilich von der Ausrottung der Gottlosen und vom heiligen Krieg durchaus nichts mehr wissen wollten. Was die gemäßigte Richtung des Hussitentums aus den Verhandlungen mit dem Basler Concil als bleibende Errungenschaft davongetragen und gegen die weitergehenden Ansprüche der Taboriten behauptet hatte, war

Digitized by Google

eine Abschwächung der ursprünglichen vier Artikel, die eigentlich nur den Laienkelch und auch diesen nur fakultativ übrig ließ, dagegen den theokratischen Tendenzen für die Zukunft einen Riegel vorschob. Die utraquistische Staatskirche mit ihrer Hierarchie und Inquisition zeigte kaum noch eine Spur des alten hussitischen Geistes; während ihre Begründer, die Magister der Prager Universität, in den ersten Zeiten der Bewegung einmal das Wort ausgesprochen hatten, daß man sich nicht an die dem Irrtum unterworfene Kirche, nicht an ein Concil, sondern an die untrügliche klare Vernunft halten solle, verfolgte der utraquistische Erzbischof Rokyzana die junge Brüderunität, die er vordem selbst ermutigt hatte, mit Gefängniß und Folter. Und dennoch sollte diese unscheinbarste Pflanzung der hussitischen Revolution die größte Lebenskraft bewähren. Ihr geistiger Vater, Peter Cheltschizky, nahm eine Sonderstellung neben den Utraquisten und Taboriten ein, allem Anschein nach unter dem Einfluß waldensischer Anschauungen, wie denn die Brüder bald nach ihrer ersten Vereinigung mit den deutschen Waldensern Fühlung zu suchen begannen und weiterhin eigne Abgesandte an die Gemeinden in Südfrankreich und Italien schickten. Auch bei der ersten Organisation ihres kirchlichen Regiments im Jahr 1467 zogen sie waldensische Geistliche bei. Verfolgt und mit dem Namen Pikarden, d. h. Begharden, gebrandmarkt brachten sie es doch bis zum Ende des Jahrhunderts in Böhmen und Mähren auf einige Hundert Gemeinden. Obwohl sie der römischen Kirche schroffer gegenübertraten als die Waldenser, kamen doch auch diese wirklich frommen Menschen nicht über die Idee hinaus, daß man das evangelische Gesetz möglichst buchstäblich zu verwirklichen und deßhalb die Welt zu fliehen habe. Die innere Verwandtschaft mit dem radikalen Protestantismus des XVI. Jahrhunderts fällt in die Augen; auch die Wiedertaufe war bis zum Jahr 1536 bei den Brüdern in Übung. Durchaus tritt das Dogmatische hinter die praktische Gestaltung ihres Gemeindeideals zurück. Ihre Geistlichen lebten im Cölibat; es erinnert an die Prinzipien des Mönchtums, wie sie Gebet und Seelsorge mit Handarbeit verbinden.

Auf die romanischen Waldenser scheint der Verkehr mit den böhmischen Brüdern eine tiefere Einwirkung geübt zu haben. Was uns dagegen von hussitischer Propaganda in Deutschland überliefert ist, weist fast durchgängig auf taboritischen Ursprung zurück. In den Heeren der „Brüder" erhob sich der hussitische Geist zu universalen Entwürfen; hier wurde mehr als einmal der kühne Gedanke laut, man werde und müsse die ganze Christenheit mit den Waffen oder auf dem Weg friedlicher Belehrung zur Annahme der Wahrheit bringen. Die „Ketzerbriefe", die volkstümlichen Manifeste der Taboriten, worin sie alle Christen ohne Unterschied der Nation oder des Standes zur Befreiung von der Pfaffenherrschaft und zur Einziehung der geistlichen Güter aufriefen, wurden bis nach England und Spanien getragen; im Dauphiné schickte das Volk Geldbeiträge nach Böhmen und begann auf gut taboritisch die Herren totzuschlagen. Vor allem in Süddeutschland finden

Digitized by Google

wir taboritische Emissäre tätig. Zwei wesentliche Momente kamen hier der böhmischen Propaganda zu Statten, einmal das Vorhandensein zahlreicher Waldensergemeinden, dann ein starker sozialistischer Zug, der sich namentlich in den unteren Schichten des Stadtvolks bemerklich machte und neben den Juden in erster Linie die reiche Hierarchie bedrohte. Bei dem Dunkel, das immer noch über der Geschichte der Waldenser ruht, vermögen wir zur Zeit nicht mit Sicherheit zu entscheiden, inwieweit im Hussitentum und zumal im Taboritentum waldensische Elemente mitgespielt haben. Jedenfalls fehlt es nicht an Berührungspunkten mit den Waldensern. Das große Manifest der Taboriten an die gesammte Christenheit (1431) erklärt die nachconstantinische Kirche für den Sitz simonistischer Ketzerei, das kirchliche Bibelverbot für elende Furcht vor dem gemeinen Volk, den Zehnten für eine längst antiquirte alttestamentliche Einrichtung. Es ruft den Obrigkeiten des Reiches zu, sie sollten den Pfaffen, diesen stummen Hunden, den Knochen des weltlichen Besitzes aus dem Maul reißen, damit sie wieder bellen könnten. Stärker als die taboritische Läugnung der Transsubstantiation oder ihre Verwerfung des Fegfeuers und des Heiligenkultus mußten solche leichtverständliche Aufforderungen auf die zahlreichen außerböhmischen Feinde der Pfaffen und Liebhaber ihres Reichtums wirken. Wie sehr die Böhmen auf diese Elemente rechneten, zeigt das Vorgehen eines hussitischen Missionars, der den Rat der im Bann befindlichen Stadt Weinsberg zur Empörung gegen die Frechheit des Klerus zu reizen suchte; er empfiehlt ihnen, seinen Brief von der Kanzel verkündigen zu lassen, denn er und andere Geistlichen könnten den offenen Kampf gegen die Pfaffen nicht beginnen, „es wäre denn das gemeine Volk und die Reichsstände die Augen baß auftäten". Es war ein sächsischer Edelmann, der so schrieb, Johannes Drändorf aus Schlieben; er hatte sich freiwillig seines Vermögens entäußert, um als armer Wanderprediger im Voigtland, am Rhein und in Schwaben zu wirken. Er wurde im Jahr 1425 zu Worms, sein Freund, der Schulrektor Peter von Turnau 1426 zu Speier verbrannt. Bereits vorher waren in Regensburg zwei ketzerische Priester auf dem Scheiterhaufen gestorben, von denen der eine die Lehren des Hus ins Deutsche übersetzt und verbreitet hatte. Die enge Verbindung zwischen den deutschen Waldensern, den „Kunden", und den Hussiten, auch sonst mehrfach bezeugt, tritt am Klarsten hervor in der Geschichte des Schwaben Friedrich Reiser. Ganz in waldensischen Kreisen aufgewachsen, durchzog er als Kaufmann und Reiseprediger einen großen Teil von Deutschland und der Schweiz, geriet dann in hussitische Gefangenschaft und ließ sich vom Taboritenbischof zum Priester weihen. Mit seinen Freunden in Tabor verständigte er sich über eine festere Organisation des deutschen Waldensertums, dessen Leitung ihm als „Bischof der Gläubigen, welche die Schenkung Constantins verwerfen", übertragen wurde. Sein Prozeß vor der Inquisition zu Straßburg, der natürlich mit der Hinrichtung endigte (1458), zeigt uns namentlich die Blüte der Waldensergemeinden in Nürnberg, Würzburg und anderen fränkischen

Digitized by Google

Städten, wie ja neben den Schlesiern die Franken sich auch am Meisten eines freundschaftlichen Verkehrs mit den Husiten verdächtig machten. Im Jahr 1447 finden wir unter der Führung eines Predigers Friedrich Müller Husiten im Aisch- und Taubergrund, im Jahr 1461 eine gleichfalls husitische Sekte im Bistum Eichstädt. Was wir von diesen Erscheinungen des Näheren hören, weist immer auf taboritischen Ursprung oder Einfluß. Und zwar sind es nicht jene chiliastischen Schwärmereien und Auswüchse, wie sie in den ersten Jahren der Husitenkriege auftauchten, sondern die Anschauungen des späteren gereinigten Taboritentums, freilich auch so noch radikal genug, um jede Verständigung mit der herrschenden Kirche auszuschließen. Neben der Communion unter beiderlei Gestalt begegnen uns fast nur negative Forderungen, Verwerfung der Transsubstantiation, des kirchlichen Bannes und Ablasses, der Heiligenverehrung, der Wallfahrten, Fasten, Ceremonien jeder Art, der weltlichen Herrschaft des Klerus, des Eides, zuweilen auch der akademischen Grade. Daß jene Eichstädter Husiten auch die Todesstrafe für unzulässig erklären, nähert sie den böhmischen Brüdern. Daneben findet sich gerade in ihren Geständnissen die consequente Durchführung der wiclifitischen Theorie vom Besitzrecht; einem Oberen, der in Todsünde gefallen ist, braucht niemand mehr zu gehorchen oder Zins zu geben. Dies war aber gerade der verlockendste Grundsatz des Taboritentums.

Von einem unmittelbaren Herüberwirken jenes anfänglichen taboritischen Chiliasmus, der das Heil der Zukunft in fünf böhmischen Städten oder auf den Bergen suchte und die Zeit der persönlichen Herrschaft Christi und eines sündlosen und schmerzlosen Daseins für unmittelbar bevorstehend hielt, ist in Deutschland nichts zu bemerken. Aber auch ohnedies lebten hier apokalyptische Elemente von großer Kraft und Zähigkeit. Ihren Kern bildete der früher charakterisirte Joachimismus, der ja eine völlige Umgestaltung des Christentums, ein Aufhören der bestehenden kirchlichen Ordnungen, ein ideales Mönchtum der „Kleinen" im Zeitalter des heiligen Geistes erwartete. Solche Erwartungen verbanden sich leicht mit Bestandteilen der älteren Weissagung, mit neu auftauchenden religiösen, sozialen oder nationalen Bewegungen, mit dem wachsenden Ansehen der Astrologie. In Deutschland trug die Apokalyptik des späteren Mittelalters am Liebsten das volkstümliche Gewand der Kaisersage, aber wir finden doch auch manche Erscheinungsformen, die von einer nationalen Beimischung absehen und vielmehr an die Gottmenschlichkeit des freien Geistes erinnern. So glaubten die im Jahr 1414 unterdrückten thüringischen Geißler, ihr Lehrer Konrad Schmid werde das jüngste Gericht abhalten. Der auf dem Basler Concil (1446) verbrannte Nikolaus von Buldestorff hielt sich selber für den berufenen pastor angelicus, den Engelpapst, der die Bösen ausrotten, den Satan binden und als Haupt der ganzen Welt in alle Ewigkeit leben und regieren werde. Noch in den sechziger Jahren wagte der Minorit Janko von Wirsberg mit seinem Bruder zu Eger den ernstlichen Versuch, eine joachimitische Sekte zu bilden, wobei er unter dem

Digitized by Google

Namen Johannes vom Orient sich mit der Rolle des Vorläufers begnügen und jenem neuen Weltheiland den Weg bereiten wollte. Bekanntlich ist nachmals Thomas Münzer vom Studium joachimitischer Schriften wesentlich beeinflußt worden. Noch wirksamer als solche immerhin vereinzelte Regungen wurde der sehr verbreitete Glaube an die Wiederkunft des Kaisers Friedrich, der im außerdeutschen Joachimismus die Rolle des Antichrist erhalten, in Deutschland dagegen die Gestalt des großen pfaffenfeindlichen Reformators angenommen hatte. Alles, wonach das Volk sich sehnte, wurde mit der Zeit in das Befreiungswerk des dritten Kaisers Friedrich verwoben, Züchtigung des Klerus, Zerstörung der Stadt Rom, Errichtung einer selbständigen deutschen Kirche mit einem Mainzer Patriarchen, daneben auch politische und soziale Wünsche, Demütigung Frankreichs, Ungarns und Böhmens, Verheiratung der Mönche und Nonnen, der Armen und Reichen, Unterdrückung oder Bekehrung der Juden. Immer bleibt aber die Einziehung der Kirchengüter und das Totschlagen der Pfaffen, die vergebens ihre Tonsur mit der Hand zu bedecken suchen, das hervorstechendste Moment. Hier trat eine bedrohliche Wahlverwandtschaft zwischen dem Taboritentum und der Stimmung der deutschen Laienwelt zu Tage. Ehe wir aber diesen über die Grenzen des Religiösen hinausragenden Ansätzen weiter nachgehen, soll noch ein Blick auf die antikirchlichen Neigungen geworfen werden, die in Deutschland neben der eigentlichen Ketzerei Wurzel geschlagen hatten.

In zahllosen und kaum bemerklichen Kanälen konnten sich häretische Lehren oder Anregungen verbreiten und auch nach der offiziellen Verschüttung ihrer Quelle weiterschleichen. Außerdem hat es ja nichts Unwahrscheinliches, daß manche Gemüter ohne solchen Anstoß durch eignes Grübeln nicht nur an der allgemeinen Corruption, sondern auch an dem oder jenem Dogma der herrschenden Kirche irre geworden sind. Denn die volkstümliche Opposition des späteren Mittelalters richtet sich keineswegs ausschließlich gegen die sogenannten Mißbräuche. Wir finden vielmehr in weiten Kreisen eine sehr entschiedene Abkehr von der geltenden kirchlichen Lehre. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt dabei uralter und moderner Aberglaube, der, von der Kirche in wahrhaft unverzeihlicher Weise geschont oder befördert, das geistige Leben der Zeit bis in seine edelsten Äußerungen vergiftete und beschmutzte.

Was neben dem eigentlichen Sektenwesen der Kirche am Unangenehmsten auffiel und von der gesammten polemischen und apologetischen Literatur des späteren Mittelalters einstimmig hervorgehoben und bekämpft wird, ist eine weitverbreitete Neigung zum Determinismus, zur Läugnung der menschlichen Willensfreiheit. Die unbarmherzige Höllen- und Teufelsphantasie der kirchlichen Weltanschauung wird wohl das stärkste Motiv zu dieser Erscheinung abgegeben haben; verzweifelte Resignation, sittliche Schlaffheit, echt menschliche Empfindung griffen nach einem Auskunftsmittel, dessen verschiedene Formen,

Digitized by Google

rein heidnischer Fatalismus, astrologischer Glaube an die Macht der Gestirne, christliche Prädestinationslehre, origenistische Wiederbringung aller Dinge, jede nach ihrer Weise die fürchterliche Last der sittlichen Verantwortlichkeit wegräumen oder wenigstens erleichtern sollten. Man wird unter den zahlreichen Beichtbüchern und Erbauungsschriften der Zeit wenige finden, die nicht gegen die mehr oder minder consequente Läugnung der Willensfreiheit und gegen das übergroße Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit polemisiren. Auch anderwärts sehen wir diese Fragen mit Vorliebe behandeln, oft an den Haaren herbeiziehen, so daß wir deutlich erkennen, wie sehr sie alle Gemüter beschäftigt haben. Den mannigfaltigen Ursprung des Determinismus und das Hereinragen altheidnischer Vorstellungen hält besonders klar der „Seelentrost" auseinander. Auf die ausführliche Ermahnung, nicht wie die Heiden an Schicksalsmächte zu glauben, folgt ein drastisches Beispiel. „Willst du stehlen und wirst du gehangen, du darfst nicht sprechen, daß es dir beschеert sei, ehe du geboren wurdest, oder daß dir das Gott geschaffen hätte. Ist dir einige Unart angeboren von Natur von deinem Vater oder von deiner Mutter oder von den Sternen oder von anderlei Sachen, das ist dir nicht also geschaffen, daß es dir immer geschehen müsse, denn du magst dich wohl selber zwingen." Unermüdlich suchten die Theologen die Existenz des Bösen und die ewigen Höllenstrafen mit Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit in Einklang zu bringen, aber seit den Tagen der ritterlichen Dichtung erhoben sich immer wieder die Einwürfe einer Laientheologie, die es nicht über's Herz brachte, in Gott den unerbittlichen Richter seiner Geschöpfe zu sehen. Wie die ritterlichen Sänger verriet auch der ältere Meistergesang die größte Neigung an die endliche Seligkeit aller Kreaturen, auch der Juden und Heiden, zu glauben, die kirchliche Anschauung, daß der Teufel „das größere Heer" haben solle, zu bekämpfen. Sehnsüchtig spricht ein solches Meisterlied den Wunsch aus, daß uns doch Gott keinen eignen Willen gelassen, daß er uns lieber also bezwungen hätte, wie das Vögelein, das in den Lüften fährt. Ein andrer Sänger hält dem Schöpfer vor, da er ihn ohne sein Zuthun gemacht habe, müsse er ihn auch erhalten. Öfters berief man sich auf jenes Wort des heiligen Augustinus, alle Sünde seit Adam zusammengenommen verhalte sich zur Größe des göttlichen Erbarmens wie ein kleines Tröpflein zum Meer. Oder es heißt auch, Christus habe ja für uns alle gelitten. Solche Wünsche und Anschauungen faßte man in das Sprichwort zusammen, Gott habe das Himmelreich nicht für die Gänse gemacht. Brant, Geiler, Biel und andere reiben sich an dieser offenbar sehr beliebten Redensart; Geiler bezeichnet die, welche sie gebrauchen, als die „Gänsnarren". Auf die zornige Frage, ob denn solche Metzgerei und Henkerei der ewigen Höllenpein nicht Gottes unwürdig sei, antworteten die kirchlich Gesinnten mit verdoppelter Betonung der göttlichen Gerechtigkeit und Allmacht, der gegenüber solche vorwitzige Fragen überhaupt nicht statthaft seien. Trithemius klagt, es gebe heutzutage unter den Christen viele, die in ihrem gottlosen Erbarmen über die Ver-

Digitized by Google

lorenen gegen Gott selbst grausam seien, das wohlbekannte Argument des Fanatismus. Überaus naiv hat der Nürnberger Volksdichter Hans Folz in einem Gespräch zwischen der göttlichen Weisheit und der weltlichen Thorheit diese volkstümliche Opposition gegen das kirchliche Dogma vors Publikum gebracht. Hier finden wir die obigen Beweisführungen gegen den freien Willen und die Verantwortlichkeit des Menschen, gegen die ewige Verdammniß der meisten Christen und aller Nichtchristen, aber auch noch bedenklichere Fragen, wer denn jemals Gott oder die Heiligen oder den Teufel gesehen habe, wer jemals aus dem Himmel oder aus der Hölle hergekommen sei, ob die Pfaffen den Teufel nicht „ihrer Nahrung halber" so grausam schilderten. Daß solche rationalistischen Anwandlungen nicht vom Dichter erfunden sind, lehrt ein Blick in die religiöse Literatur. Die Beichtbücher verzeichnen unter den Sünden wider das erste Gebot ausdrücklich den Zweifel an der Hölle, an der Unsterblichkeit der Seele, am Schöpfungswerk Gottes. Da läßt ein Plenarium vom Jahre 1487 etliche grobe Gesellen beim Wein die Predigt kritisiren, „und sprachen, es wäre nichts, der Mensch hätt eine Seel gleich als ein Viech"; worauf natürlich die Moral in Gestalt eines langen bleichen Mannes auftritt, der dem einen Frevler seine Seele abkauft und dann sammt dem Körper mit sich durch's Hausdach davonführt. So läßt Thomas Murner den Landpfarrer gegen seinen Dekan, der ihm die Köchin wegnehmen will, die Drohung aussprechen:

„Du würdst nit viel daran gewinnen,
ich wolt die puren machen innen,
das kein hellen niendert were.
wisten sie für wahrheit das,
sie würden uns bald gürten baß."

Auf die rationalistischen Ansätze im deutschen Humanismus, in den vom Volk bereits gesonderten Kreisen der neuklassischen Bildung müssen wir noch zurückkommen. Aber selbst in diesen Regionen, geschweige denn bei den Strengkirchlichen und den Ungelehrten, überwog doch der althergebrachte Druck der Wundersucht und Phantastik, dessen allmähliche Steigerung man kaum empfand. Die Predigten, die Beicht- und Andachtsbücher enthüllen uns einen Reichtum von altheidnischen mehr oder minder christlich gefärbten Spielarten des Aberglaubens, der uns in Erstaunen setzen müßte, wenn wir nicht in unseren Tagen von der unglaublichen Zähigkeit solcher Vorstellungen mehr als genügende Proben besäßen. Daß die Kirche dieses christliche Heidentum nach wie vor zu bekämpfen suchte, war löblich, aber von vornherein ganz aussichtslos, denn sie mühte sich zugleich das Bekämpfte ihrerseits durch eben so abgeschmackte und unsittliche Vorstellungen wieder zu ersetzen, unter welchen Bemühungen der alte Aberglaube natürlich nicht beseitigt, sondern nur durch neue Elemente und Combinationen vermehrt wurde. Das deutsche Volk lebte wie in der Urzeit mit seinen freilich meist übel entstellten Gottheiten, mit seiner Frau Bercht und Frau Holle, mit seinem Wotanheer,

Digitized by Google

mit seinen Kobolden, Erdmännlein, Schratten, Druden, Bilwissen, achtete auf Begegnungen, Tierstimmen, Zischen des Feuers und Rauschen des Wassers, half sich mit Schwertbriefen und Wundsegen; mancher betete wohl gar noch verstohlen zur Sonne oder zum Neumond. Dazu kamen aber die unzähligen Mißbräuche mit den rein sinnlich aufgefaßten Ceremonien der Kirche und vor allem die höchst gefährliche Überladung der Phantasie mit eben so sinnlichen Vorstellungen von Hölle und Teufel, die entschieden viel tiefer gewirkt haben als alle freundlichen Bilder vom Himmel und vom Dasein der Seligen. Es entwickelte sich eine abstoßende Lust am Schauerlichen und Ekelhaften, deren Erzeugnisse dem Zeitgeschmack entsprechend möglichst riesenhafte Dimensionen und die abenteuerlichsten Formen annahmen. Die Einbildungskraft der Geistlichen und des von ihnen bearbeiteten Volks geriet in einen häßlichen Wettstreit. Nicht selten scheint das Grausige in eine wilde Komik umzuschlagen, denn an Humor fehlte es ja keineswegs, aber wir dürfen nie vergessen, daß jene Generationen die Prozeduren des Schindens und Bratens nur allzu ernst nahmen und oft genug hören mußten, die ihnen geläufigen irdischen Qualen seien im Vergleich mit der höllischen Pein eitel Süßigkeit. Da wird z. B. die Höllenstrafe für die Tänzer geschildert; sie haben durch das Ausstrecken der Arme den Gekreuzigten, durch ihr Singen sein letztes Schreien am Kreuz, durch das Schmücken des Haupts seine Dornenkrone verspottet und müssen nun in alle Ewigkeit unter Feuer und Schwefelgüssen auf scharfen Nägeln tanzen. Wie behaglich ergeht sich der „Seelentrost" in den Qualen eines reichen

Hexe.
Facsimile eines Kupferstiches von Albrecht Dürer.

Digitized by Google

Lebemanns. Seine Seele wird mit Posaunen und Pfeifen vor Lucifer gebracht und auf einen glühenden Eisenstuhl gesetzt. Zuerst gießt man ihm Pech und Schwefel in den Hals, daß es ihm zu allen Seiten ausfließt, während zwei Teufel mit glühenden Posaunen in seine Ohren blasen, daß ihm die Flamme aus Augen, Mund und Nase schlägt. Endlich sagt Lucifer: Nun bringet den Herrn auf ein sanftes Bett und bringt ihm eine schöne Frau dabei. Da werfen sie ihn auf ein Lager voll siedenden Pechs und Schwefels, feurige Schlangen fahren um seinen Hals und große breite Tiere kriechen ihm in den Mund. Es ist bekannt, wie redlich die gleichzeitige Kunst danach gestrebt hat, hinter der Höhe solcher Scheußlichkeiten nicht zurückzubleiben.

Das Schlimmste war aber doch, daß die Kirche sich diesen von ihren Vertretern geschaffenen oder gepflegten Unrat über den Kopf wachsen ließ und allen Ernstes das Protektorat des Hexenwahns übernahm, der von ihr früher als unchristlich und häretisch verdammt worden war. Seitdem die Ketzergerichte des XIII. und XIV. Jahrhunderts Zeugnisse für den Verkehr mit Dämonen aus ihren Opfern herausgefoltert und die Vertreter des römischen Rechts für Zauberei die Strafe des Scheiterhaufens ausfindig gemacht hatten, besaß man die notwendigen Richtpunkte für ein Verfahren, das im Jahr 1484 und zwar mit besonderer Rücksicht auf Deutschland durch die Hexenbulle Innocenz' VIII. förmlich eingeleitet und durch den „Hexenhammer" (malleus maleficarum), das Werk der beiden Dominikaner Jakob Sprenger und Heinrich

Holzschnitt in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen. Durch doctor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

Digitized by Google

Institoris (1489) in ein gräßliches System gebracht wurde. An dem Vorhandensein magischer Kräfte zweifelte wohl fast niemand in der gesammten Christenheit; war doch sogar die neue Kultur der Renaissance von einer unbändigen Lust am Geheimnißvollen beseelt, die den erwachenden Rationalismus zu keiner rechten Entwicklung gelangen ließ. Die kirchliche Wissenschaft hatte durch den Mund des heiligen Thomas längst ihre einstigen Zweifel an der Realität der Hexenfahrten zurückgenommen und es war dies auch genau betrachtet nur das Aufgeben einer Inconsequenz, da man von jeher den gewöhnlichen Lauf der Dinge teuflischen so gut wie himmlischen Eingriffen unterworfen glaubte. Wie tief die Kirche des XV. Jahrhunderts sich mit magischen Vorstellungen eingelassen hatte, zeigt am Besten eine Bulle vom Jahr 1471, worin sich Papst Sixtus IV. das Verfertigen und Begraben gewisser wässerner Gotteslämmer vorbehielt; diese Figürchen sollten ganz speziell gegen Bezauberung gut sein und schon durch bloße Berührung gegen Feuersbrunst, Schiffbruch, Gewitter und Hagelschlag Sicherheit gewähren. Vergebens suchten die Franziskaner gegenüber ihren alten Rivalen, den Dominikanern, die Ansicht festzuhalten, daß die Luftfahrten und Schandtaten der Hexen nur in der Einbildung betörter Weiber, nicht in Wirklichkeit existirten. Die Autorität der Päpste und der Dominikaner siegte, im Einklang mit der öffentlichen Meinung, die seit Jahrhunderten an das Unsinnige und Abscheuliche gewöhnt das Äußerste nicht nur vertrug, sondern sogar mit Begierde ergriff. Es ist der furchtbarste Fleck

Holzschnitt in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen. Durch doctor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

Digitized by Google

in der Geschichte der Renaissance wie der Reformation, ein demütigender Beleg dafür, mit welchen Schwächen auch solche Perioden des Fortschritts und der Befreiung behaftet sind. Ihren eigentlichen Höhepunkt hat ja diese Geistesepidemie erst nach der Reformation gefeiert; es war eine empörende Erbschaft des Mittelalters, freilich nicht die einzige, die man fast ohne Widerstreben antrat. Seit dem Ausgang des XV. Jahrhunderts beginnt in Deutschland die gelehrte wie die volkstümliche Literatur den Hexenrichtern zu sekundiren. „Viel Feuers zu, ist der beste Rat", meint Matthias von Kemnat, der selbst eine große Zahl von dieser „ketzerischen Sekte" verbrennen sah. Die angesehensten Theologen und Humanisten, Geiler, Trithemius, Thomas Murner, Heinrich Bebel stimmen um die Wette in den gleichen Ton. Geiler hielt eine ganze Reihe von Predigten über diesen traurigen Gegenstand; Murner ruft der Hexe zu:

„Nun ins für und angezindt!
und ob man schon kein henker findt,
e das ich dich wollt laßen gan,
ich wolls e selber zinden an."

Vor dieser herrschenden Stimmung kamen die seltenen Regungen der Vernunft und der Barmherzigkeit bald nicht mehr zu Worte. Mit der naivsten Seelenruhe schildert der Nürnberger Chronist Heinrich Deichsler die Hinrichtung einer Zauberin, die im Jahr 1506 zu Schwabach verbrannt wurde. Bei der Verlesung ihrer Geständnisse, angesichts des Scheiterhaufens beteuerte die Unglückliche, „ein schönes Fräulein", vergebens ihre Unschuld: „Nein, der keins gesteh ich; ich habs vor großer bitterer Marter wegen alles bekannt; ich hab ihr keins getan." Als sie im Feuer war, betete sie dem beistehenden Geistlichen nach, bis sie „nimmer vor Rauch und Hitz geschreien mocht, und sie gab große Anzeigung, daß sie eine gute Christin und christliche Andacht gehabt hat."

Die Kirche war es, die ihre Gläubigen an solche Schauspiele gewöhnt, die Herzen hart gemacht hatte. Aus der Ketzerei und dem Inquisitionsprozeß einerseits, aus dem Teufels- und Wunderglauben andrerseits ist die Epidemie des Hexenwahns herausgewachsen. Trotzdem wäre es ungerecht, die Kirche allein für diese Schande der Menschheit verantwortlich machen zu wollen. Daß die Hexenverfolgung so rasch Boden gewinnen und nicht etwa nur der rohen Masse, sondern fast ausnahmslos auch den erleuchtetsten Köpfen der Zeit als ein höchst notwendiger Verteidigungskrieg der ernstlich bedrohten Gesellschaft erscheinen konnte, läßt sich nur aus der herrschenden Weltanschauung erklären, und diese ist zweifellos auch noch durch andere als kirchliche Faktoren beeinflußt und gefärbt worden. Niemand wird nur der Macht der Kirche jene großartige, aber auch bis ins Krankhafte sich verirrende Steigerung des Phantasielebens zuschreiben, die uns im späteren Mittelalter entgegentritt. Eine tiefgreifende Umgestaltung des materiellen Daseins hat allmählich das Denken und Fühlen immer weiterer Kreise verändert; in ihrem Gefolge kam neben andern Symptomen einer auf das Sinnliche gerichteten Zeit der grobe geistige

Digitized by Google

Luxus einer überschwenglichen Phantastik zur Herrschaft. Nur allzuleicht verband sich, wie wir sahen, diese Neigung mit dem kirchlichen Wunderwesen. Als dann die große Bewegung der Renaissance auch den Geheimnissen der Natur ihre Aufmerksamkeit und ihre jugendliche Leidenschaft der Erkenntniß zuwandte, gab dieser Aufschwung der werdenden Naturwissenschaft zunächst der vorhandenen Wundersucht, statt sie zu zerstreuen, neue Nahrung. Dem verwirrenden Reichtum von Tatsachen, den eine immer gewaltiger vorwärts schreitende Erschließung unbekannter Zonen und neuer Erdteile und eine parallel laufende höhere Regsamkeit des erfinderischen Geistes lieferten, vermochte eine gebundene und erstarrte Methode der Erkenntniß nicht mehr gerecht zu werden. In dem unbehülflichen Ringen mit der wachsenden Fülle der Erscheinungen, in dem neuerwachten Drang alles zu erfassen und zu verstehen mußte die Phantasie über Schwierigkeiten hinweghelfen, für deren wirkliche Beseitigung das Zeitalter durchaus noch nicht reif war. So operirte man mit den geläufigen Begriffen des Wunders und des Dämonischen verwegen drauf los, bis die ganze Ordnung der Natur in ein höchst wunderliches Spiel lebendiger Kräfte aufgelöst war, in dessen Direktion sich Himmel und Hölle zu teilen hatten. Daß hiebei dem Teufel mehr und mehr der Löwenanteil zufiel, entsprach der hergebrachten kirchlichen Anschauung eben so sehr wie dem modernen Glauben an die Unfehlbarkeit des klassischen Altertums, das ja gleichfalls an dämonische Einwirkungen aller Art geglaubt hatte. Der Hexenwahn in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters und einer beginnenden neuen Zeit hat kaum noch etwas Auffallendes, wenn wir die ungeheure Übermacht der Phantasie auf allen Gebieten des Geisteslebens, in Glauben und Wissenschaft, aber auch in der künstlerischen Gestaltung des ganzen Daseins ins Auge fassen. Wie das tägliche Leben vieler Generationen von dem Hereinragen des Übernatürlichen beschattet war, wie die Welt sich sozusagen immer mehr zu verteufeln und alles Ungewöhnliche ein drohendes Gesicht anzunehmen schien, davon reden die gelehrten und die volkstümlichen Denkmale der Literatur laut genug. Selbst der urkräftigste Humor vermag die Tatsache einer solchen allgemeinen Krankheit der Geister nicht wegzuscherzen. So komisch uns viele Proben dieser Geistesrichtung heutzutage berühren, das Lachen der damaligen Zeit über Teufel und Gespenster war doch ein Lachen der Verzweiflung. Manchmal tragen die unvermeidlichen Spukgeschichten der Chronisten Züge von erschütternder Großartigkeit und düsterer Poesie; denken wir an das Pestgespenst, einen schwarzen wandelnden Riesen, dessen Haupt über die Dächer ragt, an den wilden Jäger mit seiner brausenden Schaar, an die Totentänze, an die Geisterschlachten in der Luft. Vergessen wir aber nie, wie teuer dieser poetische Reiz erkauft werden mußte. Daß aber seit der Reformation, wie wohl einer und der andere ihrer Anhänger selbstgefällig behauptet hat, die Geistererscheinungen weniger geworden wären, wird leider von zahllosen Zeugnissen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert Lügen gestraft.

Man hat noch neuerdings neben andern finstern und ekelhaften Er-

Digitized by Google

scheinungen des geschichtlichen Lebens auch die Hexenrichter teilweise reinzuwaschen und zu entschuldigen versucht und das Hexenwesen für eine Art von antichristlicher Religion, für eine wirklich existirende Form von Gottesläugnung erklären wollen. Daß in manchen Fällen die als Hexen oder Zauberer Angeklagten mit dem Teufel im Bunde zu stehen und magische Kräfte zu besitzen glaubten, ist gewiß zuzugeben, daß solche Menschen der Kirche entfremdet werden und ganz in ihren eignen Phantasien leben konnten, sehr wahrscheinlich. Außerdem scheint bei den Weibern, die ja hauptsächlich der Anklage verfielen, manchmal der Gebrauch eines Narkotikums, das die Empfindung des Fliegens und andere traumhafte Vorstellungen erzeugte, mitgespielt zu haben. Tatsachen dieser und ähnlicher Art mögen ja wohl gewisse konkrete Anhaltspunkte für die Anfänge des Hexenprozesses geliefert haben, aber die furchtbaren Dimensionen, die das Unwesen annahm, ist doch nur einmal aus der Anwendung der Folter und dann aus der allgemein vorhandenen Überreizung der Phantasie zu erklären. Nicht mit Unrecht hat man betont, wie neben das Zuvielglauben damals ein Zuvielwissen trat, eine Gier nach Erkenntniß, der das langsame Vorrücken der wahrhaft wissenschaftlichen Arbeit unmöglich genügen konnte. Man kann es als Entschuldigung oder auch als erschwerenden Umstand für die Hexenrichter anführen, daß sie selber wie ihre sämmtlichen Zeitgenossen in Vorstellungen und Neigungen befangen waren, die mit den ihren Opfern vorgeworfenen und abgefolterten Verbrechen die innigste Verwandtschaft zeigen. Denn wenn das Hexentum als die schlimmste Ketzerei aufgefaßt wurde, so steckte das gewiß nicht christliche Gelüste nach übernatürlicher Wissenschaft und Kunst, nach Geheimnissen und Wunderkräften wohl der ganzen damaligen Christenheit im Blut. Erasmus sagt einmal den Deutschen nach, sie seien sehr stolz auf ihre besondere Begabung für magische Künste. Jedenfalls gaben sie auf diesem bedenklichen Boden keiner andern Nation etwas nach. Die Alchymie, speziell die Bemühung Gold zu machen, hatte im XV. Jahrhundert bereits an manchen deutschen Höfen Zutritt gefunden, was sich aus dem steigenden Geldbedürfniß der Fürsten und Herren leicht erklären läßt; auch geistliche Herren gaben sich dieser wirtschaftlich verheerenden Neigung hin. Und daß die Grenze zwischen der weißen und schwarzen, der erlaubten und unerlaubten Magie nicht immer scharf zu ziehen war, liegt in der Natur der Sache. Aber auch zweifellos strengkirchliche Persönlichkeiten, wie Kaiser Friedrich III. oder der Abt Trithemius, vermochten dem Reiz solcher gefährlicher Studien nicht zu widerstehen. Weit bedeutsamer und volkstümlicher war jedoch die Astrologie, deren verwirrender Einfluß überall, nicht nur am päpstlichen oder kaiserlichen Hof, sondern auch in den Kreisen der kleinen Leute sich fühlbar machte. Unter den Augen der Kirche durfte sie zu einer wahren Großmacht heranwachsen. Was halfen alle Warnungen von Theologen und Predigern, alle Unterscheidungen zwischen erlaubter und verbotener Astrologie? Man konnte und wollte einmal die verführerische Wissenschaft nicht entbehren; sie lüftete nicht nur den Schleier der Zukunft,

Digitized by Google

sondern enthielt zugleich eine deterministische Lösung des Welträtsels, wie sie ohnehin damals in der Luft lag. Ihre Arbeit diente dem Größten wie dem Kleinsten; durch ihre beliebte Anwendung auf medizinische Fragen, durch ihre enge Verbindung mit den alltäglichen Fragen der Witterung und des Jahreslaufs griff sie immer mehr auch in das Dasein und den Vorstellungskreis

„Die sieben Planeten".
Holzschnitt von einer astrologischen Tafel 1480—1490.

des Bürgers wie des Bauern ein. Wenn der Vornehme und Reiche sich und seinen Kindern die Nativität stellen ließ, so erfuhr auch der geringe Mann gelegentlich, welche Gestirne das Jahr regierten, unter welchem Zeichen gut aderlassen sei, was der neue Komet zu bedeuten habe. Diese Verbindung von Theorie und Praxis, von scheinbar mathematischer Genauigkeit und geheimnißvollem Schimmer konnte ihres Eindrucks nicht verfehlen; die Kalender,

Digitized by Google

Prognostiken und Praktiken trotzten allen Angriffen und bildeten namentlich seit ihrer Verbreitung durch die Presse ein ganz hervorragendes Element der volkstümlichen Literatur. Die ernsthaftesten Folgen zog aber das Bündniß der Astrologie mit dem Weissagungsglauben nach sich. Während die Päpste der Renaissancezeit sich von ihren Sternkundigen Tag und Stunde für wichtige Geschäfte berechnen ließen, wurden in Deutschland die Astrologen zu Propheten und Wegbereitern jener großen Revolution, die der entarteten Kirche schon seit Jahrhunderten angekündigt war. Aber nicht der Kirche allein galten die sich mehrenden Wetterzeichen. Die Grundfesten aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung erbebten. Die Erhebung der Kleinen und Einfältigen, der Armen und Gedrückten war im Anzug.

Jeder großen Umwälzung geht ein weit verbreitetes Bewußtsein von ihrer Unabwendbarkeit, von der Unhaltbarkeit des Bestehenden vorher, ein sicheres Symptom und zugleich ein wesentlicher Faktor des Auflösungsprozesses. Dieses Bewußtsein trägt in der französischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, am Vorabend der großen Revolution, eine überwiegend optimistische Färbung; bei aller Kritik der verrotteten Zustände herrscht ein lebendiger Glaube an die Zukunft und an die eigne Kraft. Dagegen klingt aus der deutschen Literatur der vorreformatorischen Zeit, soweit sie sich mit der Zukunft der Kirche und des Reichs befaßt, eine trübe und ahnungsschwere Stimmung; weder die Selbstvergessenheit eines derben Humors, noch die frohe Zuversicht des Humanismus vermag diesen pessimistischen Grundton aufzuheben. Kirche und Reich im offenkundigen Niedergang, alle Stände geistlich und weltlich nichts nutz, alle Häupter und Obrigkeiten verderbt und gewissenlos, kurz die ganze Welt zum Untergang reif, der Antichrist vor der Tür: auf dieses trostlose Resultat kommen gelehrte und ungelehrte Beobachter; wo sich überhaupt noch Hoffnung zeigt, erscheint sie in der Regel an die Vorbedingung eines nahen und gründlichen Umsturzes geknüpft. Die Offenheit, womit solche Anschauungen nicht etwa nur in lateinischer Sprache, sondern auch in der Predigt, in der volkstümlichen Satire, im Schwank und Fastnachtsspiel sich äußern durften, setzt uns in Erstaunen. Es war etwas ganz Alltägliches, daß vor allem Volk über die herrschenden Zustände rücksichtslos der Stab gebrochen und das Strafgericht insbesondere gegen die pflichtvergessenen „Häupter" heraufbeschworen wurde. Gerade die Fastnachtspiele sind in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich; hier wurde unter dem Schutz der Festfreiheit mehr als einmal die Revolution in derb verständlicher Weise gepredigt. So z. B. in einem Spiel vom Türken; da werden der Papst, der Kaiser, die Kurfürsten, die höheren Stände insgesammt vorgenommen. Neben allem materiellen Druck und aller Beugung des käuflichen Rechts müssen sich die Niederen auch noch von den Hohen verachten lassen; ihr habt, heißt es, falsche Richter und ungetreue Amtleute, Juden, die euch mit Wucher fressen und gar in Frieden gesessen sind, Pfaffen, die hohe Rosse reiten, böse Gerichte, untreue Herren, „die müßt ihr mit eurer Arbeit er-

Digitized by Google

nähren". Das alles soll, wie in den Sternen geschrieben steht, der Türke reformiren oder, wie es an einer andern Stelle noch deutlicher heißt, Daus Es (die niedrigsten Augen des Würfels) sollen Seß Zink (die höchsten Augen) züchtigen; wenn der Planet Saturn, nach der Lehre der Astrologie der Regent der Bauern und der Armen und Elenden überhaupt, ins Haus des Schützen tritt, so hilft keine verschlossene Tür. Ganz im gleichen Sinn wendet sich Hans Folz der Barbier gegen den Egoismus der herrschenden und besitzenden Klassen, der ja bekanntlich auch der französischen Revolution als beliebtes und wirksames Schlagwort gedient hat:

„Ein ding heist eigener nucz
und hot ursprung von geyczikeit,
die aller sünden panir dreyt.
Seyt die genist hat in die wellt,
so sint die höchsten haupt vermellt (befleckt),
und auch die mechtigsten in stetten,
die nit der teufel kan gesetten."

Er schließt mit dem Stoßseufzer:

„O her las uns werden gefreit
vor aller tiranischer rott!"

Solche Ergüsse mußten bei einem städtischen Proletariat, dessen sozialistische Neigungen sich schon im XIV. Jahrhundert so unzweideutig kundgegeben hatten, ein williges Ohr finden; wir dürfen keineswegs denken, daß sie von der Masse der Unzufriedenen als bloßer Fastnachtscherz verstanden worden seien, wofür auch der ganze Ton ein viel zu ernsthafter war. Noch aufreizender wirkte vielleicht ein Appell von der Kanzel, wie ihn im Hungerjahr 1481 Geiler an seine Straßburger richtete: „Laufet den reichen Leuten in ihre Häuser, die Korn haben; ist es beschlossen, schlaget es mit einer Axt auf und nehmet Korn an ein Kerbholz"; freilich fügte er nachher bei, er wolle ihnen sagen, wann es Zeit sei. Daß zugleich in den Kreisen der städtischen Ehrbarkeit die Furcht vor den revolutionären Elementen im Zunehmen war, läßt sich begreifen; diese Angst in Verbindung mit dem engherzigsten Pharisäertum einer regierenden Klasse spiegelt sich unübertrefflich in der Darstellung des Chronisten Meisterlin, der in den Gegnern der „tugendreichen frommen" Obrigkeit lediglich ein vom Teufel angestiftetes „unartiges Bubenvolk", eine Bande von Faullenzern, Lumpen und gemeinen Verbrechern sieht. Aber der ängstliche Blick der „Frommen, Gerechten und Reichen" wurde allmählich immer mehr nicht allein auf das niedere Stadtvolk, sondern auch auf den vielverspotteten Landmann gelenkt, namentlich seit der hussitischen Revolution, deren internationale Bedeutung schon die Zeitgenossen klar erkannt hatten. Es gab, sagt die Klingenberger Chronik, allenthalben grobe und schnöde Leute, denen das Gebahren der Böhmen sehr wohl gefiel; „es war recht ein Lauf für arme üppige Leute, die nicht arbeiten mochten und doch hoffärtig, üppig und öd waren. Wie man denn in denselben Zeiten

Digitized by Google

fast geneigt war wider die Pfaffen und es das gemeine Volk desto lieber hörte, hatten sie die Pfaffen zu Wort und wie jedermann mit dem andern teilen sollte sein Gut. Also regte sich der alte Haß, den die Bauern und die Pfaffen zu einander haben." Ein Haß, der allerdings vielfach vorhanden und stark genug war, um auch die Reformation zu überdauern.

Wir sind damit bereits von dem religiösen auf soziales Gebiet geraten, aber die religiöse Gährung der Zeit war eben, wie sich nachher im Verlauf der Reformation nur allzu deutlich herausstellte, untrennbar mit sozialen Elementen verwachsen. Ohne eine gewaltige wirtschaftliche und soziale Revolution konnte man wirklich auch keine Reformation gewärtigen. Jeder ernstliche Angriff auf die kirchliche Corruption bedrohte in erster Linie eine Unmasse von Besitzverhältnissen und historischen Rechten, deren Erschütterung und Veränderung alles ins Schwanken bringen konnte. War einmal die Autorität und das Eigentum der Kirche in Frage gestellt, so durften sich die weltlichen Gewalten vorsehen, denn die populäre Kritik hatte sich längst daran gewöhnt sie mit den Geistlichen zusammenzuwerfen. „Die Christenheit," so läßt Geiler seine Zuhörer sprechen, „ist zerstört von oben bis unten aus, von dem Papst bis auf den Sigrist, von dem Kaiser bis auf den Hirten." Der Prediger, der mit gewohnter Offenheit auch diesen heikeln Gegenstand auf der Kanzel vornimmt, trägt kein Bedenken, den Haß der Laien gegen die Pfaffen hauptsächlich auf das ärgerliche Leben der letzteren zurückzuführen, meint aber doch, die Besitztümer des Klerus würden auch trotz des tadellosesten Wandels die Feindschaft der Laien erwecken. Aber es sei ein gefährliches Prinzip, immer davon zu reden, daß die Pfaffen zu viel hätten und man ihnen mindestens die Hälfte abnehmen müsse; „ich weiß nit, wie es gon würd, wan man allen den nemen solt, des sie zu viel haben." Und doch war es zweifellos ein Gebot der Notwendigkeit, im religiösen so gut wie im wirtschaftlichen Interesse, diesem unnatürlichen Wachstum der toten Hand einmal ein Ende zu machen. Wer sollte aber diese gewaltige Amputation vornehmen? Wenn alles von oben bis unten im Verderben steckte, wo sollte dann der angefaulte Organismus noch die Kraft hernehmen, sich zu regeneriren?

Die Blicke der Suchenden wie der Fürchtenden blieben auf dem deutschen Volk haften, auf den Kleinen und Armen, deren sittliche Überlegenheit über die Großen und Mächtigen die Kirche selbst so oft und nachdrücklich anerkannt hatte. Immer stärker trat der „grobe Bauer" in den Vordergrund, als der wahre Mann des Volks, als Schreckbild der Pfaffen und Herren, als nützlichstes und edelstes Glied der menschlichen Gesellschaft. Neben einer Fülle von Spöttereien und Unflätereien, die den Bauern zur beliebtesten komischen Figur machten, entwickelte sich eine entgegengesetzte Anschauung, größtenteils aus bekannten kirchlichen Ideen abgeleitet, aber neu in ihrer sozialen Nutzanwendung. Laut genug hatten die Kirche und die Wissenschaft die Nichtigkeit des Geburtsadels und die Gefahren des Reichtums verkündigt, den sittlichen Wert der Arbeit und Entbehrung gepriesen. Seitdem fanden solche Lehren auch

Digitized by Google

eine volkstümliche wirksame Form. Man liest nicht, spottet ein Meisterlied, daß unser Herr einen silbernen Adam gemacht hat, davon die Edeln gekommen wären. „Arme Leute minnet Gott", das war dem Mittelalter eine unanfechtbare Wahrheit. Aber mit der alten mönchischen Verherrlichung der Besitzlosigkeit und der Handarbeit verband sich allmählich eine wirtschaftliche Betrachtung der Gesellschaft und ihrer Leistungen, die dem Arbeiter und namentlich dem Bauern auch in sozialer Hinsicht einen höheren, wenn nicht geradezu den ersten Platz zuerkennen wollte. Natürlich wurde das religiöse Moment dabei keineswegs ganz beseitigt: war es doch ein unerläßlicher Bestandteil jeder Beschäftigung mit irgend einem Gegenstand. So gelangte man zu einer eigentümlichen Mischung von Mystik und Sozialismus, die schon mehr als einmal bei ketzerischen Bewegungen an die Oberfläche getreten war und auch ohne besondern dogmatischen Hintergrund eigentlich schon eine Ketzerei, einen scharfen Widerspruch gegen die altgeheiligte Ordnung des Daseins enthielt. Neben den Argumenten, die von der Unentbehrlichkeit der Urproduktion, dieser einzigen echten Quelle des Reichtums, ausgehen und die Abhängigkeit der Pfaffen und Herren von der Arbeit des Bauern betonen, finden wir wohl den Hinweis darauf, daß der Ackersmann die Feldfrucht bestellt, „darein sich Gott verwandelt in des Priesters Hand", oder gar einen höchst fragwürdigen Vergleich der Bauern, die sich ohne Dank für andere abmühen, mit Christus, von dem ja geschrieben stehe: Ich bin ein Bauer. Eine förmliche Apotheose der Handarbeit, ein höchst merkwürdiges Zeichen der Zeit, finden wir in Rosenplüts Spruch von dem Müßiggänger. Der Schweißtropfen, der von der Stirn des Arbeiters rinnt, spaltet sich in vier Teile, von denen einer das Höllenfeuer löscht, der andere die Seele rein wäscht, der dritte die Dreifaltigkeit mit süßem Wohllaut gewinnt und der vierte den Arbeiter aller guten Werke in der ganzen Christenheit teilhaftig macht. Alles Wissen und Können der Schulen, alle Theologie, Philosophie und Medizin zusammen ist nicht so heilkräftig,

„Als wenn der erbeyter einen tropffen switzt,
so er an seiner erbeyt erhitzt."

Die Schönheit seiner Seele reicht bis in den Himmel, so daß Gott selber um sie zu buhlen beginnt. Schmeichelhafter und nachdrücklicher konnte dem armen Mann der Wert seines sauern Tagewerks nicht zum Bewußtsein gebracht werden; die Handarbeit wird nicht nur weit über jede geistige Tätigkeit, sondern geradezu mit den guten Werken und den Verdiensten der Märtyrer auf eine Stufe gestellt. Auch die unermüdlichen „Arbeiter da oben", die himmlischen Sphären, müssen sich zum Vergleich herbeiziehen lassen. Und dabei fehlt es nicht an einem drohenden Seitenblick auf den Müßiggänger, der den Raub der arbeitenden Hand genießt. In einem andern Spruch, der gleichfalls dem Rosenplüt zugeschrieben wird, erhebt sich „der Bauern Lob" wenn auch nicht zu dieser mystischen Höhe, so doch zur trotzigen Verherrlichung der Feldarbeit; Gott hat viel Wunder von Laien und Geistlichen erschaffen,

Digitized by Google

aber nichts so wahrhaft edles wie den edeln frommen Bauern, der nächst Gott alle Welt erhalten muß. Die Herren sondern sich von den Bauern, die sie mit ihren sauern Schweiß mästen, und heißt man doch manchen einen Herrn, der von Rechtswegen kaum eines Bauern Knecht sein dürfte.

„Ich lob dich, du edler baur,
für alle kreatur,
für all herrn auf erden,
der kayser muß dir gleych werden."

Wir sehen, mit der echt sozialistischen Überschätzung der Handarbeit tritt auch ihre notwendige Ergänzung, die grundsätzliche Verachtung der höheren Klassen und der Regierenden in Kraft. Dem Klerus und Adel jener Zeit gegenüber besaß sie nur allzuviel Berechtigung, aber sie überschreitet doch manchmal das Maß, indem sie alle Herren als Schurken oder Schwachköpfe hinstellt. Es konnte noch als harmlos gelten, wenn es hieß, einer, der zu einem Herrn werde, könne seine Glieder und seinen Sinn nicht mehr brauchen, müsse sich das Briefelesen, Ankleiden, Brodschneiden von andern besorgen lassen; oder wenn es im Sprichwort umlief, ein Fürst sei im Himmel so selten wie ein Hirsch in der Küche des Armen. Aber den vollen Haß des Gedrückten atmet wieder die Auslassung eines Fastnachtspiels:

„Ir küchen sten gar vil zu veist,
darumb der arbeiter schwitz und schweist,
sein hand ost im kot umbwelzt,
biß er ir kuchen feist und schmelzt;
ir hohe roß send vil zuo glat,
die über tag stend vol und sat
und selten ziechend in den pflügen."

Von dieser Stimmung ist nur ein Schritt zu dem Glauben an die reformatorische Mission der armen Leute, der Bauern, der Arbeiter. Und diesen Glauben haben nun im XV. Jahrhundert Weissagung und Astrologie mit der ganzen Wirksamkeit ihrer Bildersprache ausgerüstet. Den Kern der in Deutschland umlaufenden Prophezeiungen bildet die Erwartung eines großen Kaisers, wie sie zusammenhängend mit den Vorstellungen vom Antichrist nicht allein in der joachimitischen Literatur, sondern auch in den sonstigen apokalyptischen Erzeugnissen des Mittelalters erscheint. Damals flossen diese Träume und Enthüllungen, die sich an den Namen des Abts Joachim, der heiligen Hildegard und Brigitta, der Sibylle, des heiligen Methodius und Cyrillus, des Telesphorus und Gamaleon knüpften, in einen großen Strom zusammen, dessen unheimliches Rauschen einem wundersüchtigen Geschlecht das Herz mächtig bewegen mußte. Das Nachtbild der Zukunft, wie es in vielen Tausenden von Gemütern lebte, wurde nicht freundlicher durch das trügerische Licht, das von den Gestirnen, den himmlischen Lenkern des Menschenschicksals, auszugehen schien. Auch der Lauf der Planeten, der Wechsel der Constellationen, das Auftauchen der Kometen verkündigte kaum etwas Gutes. In jeder selt-

Digitized by Google

samen Beleuchtung oder Wolkenbildung glaubte man Blut und Feuer, Geister und Teufel zu sehen. Schreckliches Blutvergießen, Krieg und Aufruhr, Pestilenz, Hungers- und Wassersnot, neue Sekten, Vordringen der Türken bis an den Rheinstrom, im Hintergrund meist der Antichrist und das Weltende, das waren die ständig wiederkehrenden Züge der Prophezeiungen. Traten wie im Jahr 1426 alle Planeten bis auf einen in einem Haus zusammen, so mußte es natürlich überall drunter und drüber gehen; damals war nach der Versicherung eines Chronisten keine Gegend in ganz Europa, die nicht von Aufruhr erschüttert wurde; außerdem gab es Pest und Seuchen, Gewitter im Winter, plötzliche Stürme auf der See. Noch nie hatte man von einem so „undisziplinirten" Jahre gehört. Besonders tiefen Eindruck machten die Ankündigungen einer großen Flut, einer neuen Sündflut; schon auf das Jahr 1422 war eine solche „Füllung der Wasser durch die Planeten Saturnum und Mercurium" geweissagt worden, aber noch weit stärkere Aufregung fast in ganz Westeuropa erzeugte das Herannahen des Jahres 1524, für welches eine Vereinigung aller Planeten im Zeichen der Fische und eine Sündflut mit Veränderung aller Dinge, Erhebung des Volks und Verfolgung der Mächtigen in sichere Aussicht gestellt war.

Dem kleinen Mann gab es doch einen gewissen Trost, daß fast regelmäßig einmal der Sturz der Pfaffenherrschaft und dann die Erhöhung der Niedrigen in diesen Zukunftsbildern eine Rolle spielte. Noch war der Glaube an eine Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. nicht ganz erstorben, aber meistens dachte man doch an eine neue Persönlichkeit, an einen dritten Friedrich, mit dem die Phantasie des Jahrhunderts aller Wirklichkeit zum Trotz selbst Gestalten wie jene des Luxemburgers Sigmund und des Habsburgischen Friedrich zu identifiziren suchte. Der leichtfertige Sigmund wurde schon zu Lebzeiten und nach seinem Tod als der von Gott auserwählte große Reformator, als Heiliger, als Märtyrer seiner Reformbestrebungen dargestellt; man behauptete sogar, er habe bei seiner Kaiserkrönung den Schicksalsnamen Friedrich erhalten. Als dann der wirkliche Friedrich III. den auch auf ihn gesetzten Hoffnungen immer weniger entsprach, heftete sich der sehnsüchtige Glaube des Volkes an seinen ritterlichen Sohn, wie wir bereits gesehen haben, nicht ohne dessen eignes Zutun. Es hat etwas Rührendes, wie lange man sich abmühte an einem Kaiser wie Friedrich III. die Züge des erwarteten Reformators zu entdecken. Noch im Jahr 1475, als der ruhmvoll begonnene Kampf des Reichs gegen Burgund einen so kläglichen Ausgang genommen hatte, fordert ein Volkslied den Kaiser auf, endlich seiner hohen Mission gerecht zu werden; der große Cyklus werde 1481 ausgehen, dann solle die Bosheit unterdrückt, das Gute vorgerückt werden, unter der Conjunktur Jupiters mit Saturn eine neue Sekte entstehen und der Kaiser ihr Hauptmann sein. Das größte Ansehen unter den modernen Propheten erlangte damals Johannes Lichtenberger aus Mainz, dessen Weissagungen wegen ihrer unausrottbaren Popularität noch Luthers Aufmerksamkeit erregten. Er ist gut kaiserlich gesinnt und warnt

Digitized by Google

die Kurfürsten, verkündigt aber den Sieg der Schrift über das kaiserliche und geistliche Recht, die Predigt des Evangeliums, das Auftreten eines vom Volk vergötterten Propheten und großen Aufruhr wider die Obrigkeit. Die ganze Fülle der joachimitischen und nachjoachimitischen Apokalyptik faßte dann nach dem Beginn der Reformation Bischof Berthold von Chiemsee in seiner „Last der Kirche" (1519) noch einmal zusammen. Ein wunderliches Gemisch von Furcht und Hoffnung bieten diese zahllosen Weissagungen, die nicht alle von nationalem Geiste beseelt, zum Teil sogar von der französischen Fassung der Kaisersage angesteckt waren. Denn auch in Frankreich herrschte damals eine verwandte Bewegung der Geister; wie die Deutschen in ihrem Friedrich wollten die Franzosen in einem wunderbaren König Karl, einem zweiten Karl dem Großen, alle ihre nationalen Wünsche verkörpert sehen. In Deutschland aber begann neben den apokalyptischen und astrologischen Vorstellungen jene vorwiegend poetische Form der Kaisersage sich einzubürgern, die zuerst im XV. Jahrhundert die Gestalt des unsterblichen Friedrich auf der verfallenen Burg des Kyffhäusers sich zeigen und mit den einfältigen Leuten aus dem Volke verkehren ließ.

Der Grundzug all dieser verschiedenartigen Phantasien blieb doch immer die große und gewaltsame Umgestaltung der Dinge, die Revolution; neben und mit der Hoffnung auf den wunderbaren Kaiser prägten sich jene zwei Momente am tiefsten ein, das bevorstehende Strafgericht über die Kirche und die Erhebung des niedern Volks, also die Züchtigung der Pfaffen und der Herren. Die Katastrophe, häufig mit einer Zerstörung der Stadt Rom in Verbindung gebracht, rückte allmählich immer weiter vor, um ein oder mehrere Jahre oder Jahrzehnte. Der thüringische Franziskaner Johannes Hilten, der im Jahr 1485 die Apokalypse und Daniel auslegte, hatte den Fall des Papsttums auf das Jahr 1514 oder 1516 ausgerechnet, aber manche Stimmen erklärten auch das Jahr 1500 für den großen Wendepunkt. Zuweilen wurde die Vorhersagung zur unmittelbaren Aufreizung, so wenn ein deutscher Kalender von 1496 erklärt, das Regiment des Mars bedeute große Niederlage des Adels, „aber dasselbe Jahr haben die Bauern gut kriegen, denn alle Ding die gehen nach ihrem Willen". Und zum deutschen Wort gesellte sich die deutsche Illustration, die in furchtbar derben Zügen den Ahnungen der Volksphantasie Gestalt verlieh. Gleichfalls im Jahr 1496 erschien jener Kupferstich, der unter dem Namen des Papsteſels bekannt Rom das Haupt der Welt als nacktes weibliches Ungetüm mit Tierfüßen, Drachenschwanz und Eselskopf darzustellen wagte. Noch viel deutlicher griffen Text und Illustration einer prophetischen Schrift ineinander, die Joseph Grünbeck, selbst Kleriker, im Jahr 1508 erscheinen ließ. Gleich die Vorrede erklärt, es werde dahin kommen, „daß der niederste und verachtetste Mensch nicht achten wird seine Schuhe an des obersten Gewalts, er sei geistlich oder weltlich, höchste Zier zu säubern". Die Holzschnitte zeigen das zerschellende Schifflein S. Peters, die Mißhandlung und Tötung des Klerus durch den gemeinen Mann, den Bauern als Priester vor dem Altar von Weibern

Digitized by Google

bedient, daneben Priester und Mönch am Pflug beschäftigt. „So wird", versichert der Prophet, „noch diese Stund weder in den Versammlungen der Menschen noch unter sundern Personen nichts öfter noch von Mannen noch von Frauen gebrauchet, dann dies Wort, daß dies die Zeit sei, daß sich die

Der Bauer am Altar, Priester und Mönch am Pflug.

Holzschnitt in: W. Grünbeck „Ein spiegel der natürlichen himlischen vnd prophetischen sehungen aller trübsalen/ angst/ vnd not/ die vber alle stende ... in kurzen tagen geen werden". Nürnberg 1508.

Weltlichkeit durch die Verhängniß Gottes soll mit der Kirchen Güter vermischen und vergiften, und der Ursachen halber die Geistlichkeit allenthalben mit Neid, Haß, Feindschaften und aller Verfolgung durchächtet werden." Aber wenn die Geistlichen zuerst den Kelch trinken werden, so müssen dafür die Weltlichen den Rest mitsammt der Hefen aussaufen.

Digitized by Google

Ein förmliches durchdachtes Manifest und Programm für die deutsche Revolution war freilich bereits im Jahr 1438 verfaßt worden, von einem Weltgeistlichen, der sein Machwerk durch einen angeblichen Auftrag des eben verstorbenen Kaisers Sigmund zu legitimiren suchte. Obwohl er die Aufhebung des Cölibats und die Beschneidung der übergroßen geistlichen Güter und Einkünfte befürwortet, steht er doch in religiöser Hinsicht auf dem Boden der Kirche. Dagegen entwickelt er für das politische und wirtschaftliche Gebiet höchst revolutionäre Vorschläge; diese Umwälzung soll sich vollziehen unter der Führung eines mystischen Priesters Friedrich, der an die Stelle des erwarteten großen Kaisers geschoben wird und von einem Meer bis an das andere regieren soll. Der Verfasser will offenbar diese gewaltige Rolle selbst übernehmen und wendet sich nur vorläufig an die Reichsstädte als an die letzte Hoffnung der gegenwärtigen Organisation des Reichs. „Gehorsamkeit ist tot, Gerechtigkeit leidet Not; nichts steht in seiner rechten Ordnung. Die geistlichen und weltlichen Häupter lassen fallen, was ihnen von Gott empfohlen ist, und wenn man es recht ansieht, so steht es nur an den Reichsstädten." Aber die herrschenden Ehrbarkeiten und ein großer Teil der Zünfte konnten unmöglich mit einer Reform einverstanden sein, die unter Aufhebung der Zünfte und der großen Handelsgesellschaften in den Städten ebenso ein rein demokratisches Regiment schaffen wollte wie sie die Aufhebung der Leibeigenschaft und die materielle Entlastung der Bauern forderte. Wasser, Wald und Weide sollen frei werden von widernatürlichem Zwang, denn „es ist leider dazu gekommen, möchte man das ganze Erdreich zwingen und die Wasser, man zwänge es". Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, wie man mit Zehnten, Zinsen, Strafen, Bann und Zoll den Bauern drückt, von dessen Arbeit nicht nur die Menschen, auch die Tiere des Waldes und die Vögel in den Lüften ihr Leben fristen. Deutlich genug rechnet Priester Friedrich auf die Begeisterung und die Fäuste der Massen. „Es setzt sich niemand wider göttliche Ordnung denn die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen, aber die Kleinen rufen und schreien Gott an um Hülfe und eine gute Ordnung." Nun ist aber das letzte Zeitalter der Welt angebrochen und die von Christus und den Propheten verkündigte Erhöhung der Kleinen und Erniedrigung der Gewaltigen muß ihren Fortgang haben. Ganz im taboritischen Geist werden die „edeln freien Christen" aufgefordert, fröhlich zuzuschlagen und das Schwert zu gebrauchen. Wer sich widersetzt, der ist kein Christ und muß ausgerottet werden; wir begegnen hier bereits dem weltlichen Bann, wie ihn die Bauernheere von 1525 in Anwendung brachten. Friedrich stellt seinen Getreuen nichts Geringeres als ein goldenes Zeitalter in Aussicht. „Wir zerstören alles Unheil und finden in der zukünftigen Zeit Seligkeit und wird uns Gott ein milder Vater und bekommen, weß wir begehren an Seel und Leib." Theokratische Ideale, wie sie einem Münzer vorschwebten, erfüllen diesen seinen Vorläufer. Vor allem hat er bereits ein Hauptschlagwort des großen Bauernkriegs, die christliche Freiheit, mit völligem Bewußtsein ergriffen und conse-

Digitized by Google

quent entwickelt. „Merket, wer wollte wider sich selber sein und lieber eigen sein denn frei? Christus Jesus hat aus väterlicher Weisheit diese Freiheit wohl der Menschheit zugesetzt."

In den dreißiger Jahren des XV. Jahrhunderts erschallt das Sturmsignal des Bauernkriegs; es ist kein Zufall, daß die Reformation Kaiser Sigmunds erst später mehr in die Öffentlichkeit gedrungen und in den Jahren 1520 und 1521 durch eine Reihe von neuen Ausgaben verbreitet worden ist. Damals hatte sich freilich der Bundschuh in Deutschland längst einen gefürchteten Namen gemacht.

Digitized by Google

VII. Vorspiele der Revolution.

Die populären Erhebungen, mit deren Übersicht unsere einleitende Betrachtung deutscher Zustände vor der Reformation abschließen soll, sind keineswegs ganz gleichartig. Abgesehen davon, daß mit der wachsenden Aufregung des deutschen Landvolks eine oft nicht genug beachtete Fortpflanzung des revolutionären Geistes in den Städten zusammengeht, tragen auch die agrarischen Unruhen des XV. und des beginnenden XVI. Jahrhunderts einen sehr verschiedenen Charakter. In manchen Fällen entstehen und verschwinden sie mit bestimmten lokalen Beschwerden, während anderwärts allgemeinere Ziele ins Auge gefaßt, zuweilen sogar die Mischung sozialer und religiöser Elemente bis zu theokratischen Ansätzen getrieben wird. Damit ist bereits jene Mannigfaltigkeit der Motive vorgezeichnet, die im großen Bauernkrieg wiederkehrt.

Schon im XIV. Jahrhundert hatte die städtische Demokratie das Losungswort zum Kampf gegen alle Herrschenden und Besitzenden, gegen Fürsten, Herren, Pfaffen und Juden gegeben. Namentlich die beiden letzteren Kategorien werden gern zusammengeworfen:

„der pfaffen unde juden guot
das macht uns all ein frien muot."

So richtet sich auch die erste bisher nachweisbare Bauernerhebung gegen städtische Juden. Angestiftet durch einige Bürger von Gotha fielen 1391 die Bauern der Umgebung in die Stadt unter die Juden „und wollten reich werden," doch gelang es der Mehrheit der Bürgerschaft die Eingedrungenen zu überwältigen. Einen verwandten Charakter zeigte der vierzig Jahre später (1431/32) erfolgte Aufstand der verschuldeten Bauern um Worms, wobei zugleich die Teilnahme pfälzischer Adeliger bedeutsam hervortritt. Die Bauern hatten ihr Panier in einem Dorf aufgerichtet und luden mit Trompetenschall in ihre Gesellschaft; der Kurfürst von der Pfalz trug kein Bedenken, sich ihrer Beschwerden anzunehmen, aber die benachbarten Herren zersprengten die bedrohliche Sammlung. Wenn die süddeutschen Städte bereits die Vorboten einer hussitischen Revolution zu sehen glaubten und sich erinnerten, daß in Böhmen Adel und Bauern zusammen neben der Geistlichkeit die „Ehrbarkeit aller Communen und Städte" am härtesten getroffen hatten, so war dies keine leere Ängstlichkeit. Denn das Beispiel der Taboritenheere, die meist unter ritterlichen Führern die Fahne eines religiös-agrarischen Radikalismus

Digitized by Google

erhoben hatten, wirkte ja seit Jahren auf Deutschland; unter den Bauern vor Worms scheinen außer der Forderung ihnen die städtischen Juden auszuliefern auch Drohungen gegen die Geistlichen laut geworden zu sein und in den Kreisen des Basler Concils sprach man bereits die Befürchtung aus, es könnte sich die Masse des deutschen Landvolks zu den Husiten schlagen. Eben damals äußerte König Sigmund in der goldenen Bulle gegen die Pfahlbürger (1431) seine Unzufriedenheit über die häufigen Einungen und Bündnisse etlicher Städte, Bauern und armen Leute, worüber ihm fortwährend Klagen zukämen. Wirklich hatten sich schon in den ersten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts die Bauern namentlich in Schwaben daran gewöhnt, den Beschwerden gegen ihre Herren durch Vereinigung und nötigenfalls auch mit gewaffneter Hand mehr Nachdruck zu geben. Neben dem Beispiel der städtischen und adeligen Bündnisse bot sich vor Allem das verführerische Vorbild der nahen Eidgenossenschaft. Da hatten sich seit dem Beginn des XV. Jahrhunderts die Appenzeller, von denen man kurz vorher noch nichts zu sagen wußte, als kühne Gegner der Feudalherrschaft aufgeworfen. Schon drohte ihre im Jahr 1403 constituirte Bauernrepublik Vorarlberg und Tirol an sich zu ziehen, denn „es war in denselben Tagen ein Lauf in die Bauern kommen, daß sie alle Appenzeller wollten sein". Während die Appenzeller ihrem Haß gegen alle Herren und Pfaffen freien Lauf ließen und nach jahrelangen heftigen Kämpfen mit Adel und Städten der Eidgenossenschaft beitraten (1411), begaben sich die Allgäuer Bauern in Einung, um ihre Herren „gröblich mit Totschlägen, Nahme und mit Brand" anzugreifen; so besagt der Schiedspruch von 1406, der den Bauern völlige Amnestie, aber Rückkehr in die alten Dienstverhältnisse brachte. Auch sonst hören wir von Bündnissen und Widersetzlichkeiten schwäbischer Bauernschaften, im Rottweilischen, im Hauensteiner Land, im Gebiet der Klöster Steingaden (1423) und Rot (1449). Freilich waren es meist nicht allgemeine Prinzipien, sondern sehr konkrete Forderungen, die den Anlaß und Inhalt für solche Unruhen gaben, aber im Grunde doch alle gleichen Ursprungs, alle auf den wachsenden oder härter empfundenen Druck der feudalen Grundherrlichkeit zurückzuführen. Daneben begegnet hier und da eine Verbindung der wirtschaftlichen Mißstimmung mit einem besonderen Groll gegen die Geistlichkeit; wie die Appenzeller eine Zeit lang alle Pfaffen, „sie wären fremd oder heimisch", mißhandelten und totschlugen, so vergriffen sich auch die verarmten rheinischen Bauern, die um 1459 förmliche Räuberbanden bildeten, mit Vorliebe an Priestern. Auf Seiten der Herrschenden fühlte man die Verwandtschaft all dieser „wilden Läufe und unordentlichen Sammlungen" recht gut heraus; der Reichstag von 1427 erklärte mitten im Husitenkrieg die Appenzeller für noch schlimmere Feinde der Kirche und des Adels als die böhmischen Ketzer. Selbst in Frankreich glaubte man damals an einem Bauernaufstand bei Mâcon den Einfluß der husitischen Revolution zu erkennen. Hier wurde man vielleicht früher als in Deutschland der Tatsache inne, daß sich in den letzten Kriegen die Not und zugleich die Wehrhaftigkeit

Digitized by Google

des Volks bedenklich gesteigert habe. Aber schon während der Einfälle der Armagnaken kam es z. B. im Westrich zu einem verzweifelten Versuch, den fremden Bedrängern einen „Bundschuh" entgegenzusetzen, der den kriegsgeübten Söldnerbanden freilich nicht gewachsen war. Und die bäuerliche Neigung zu bewaffneter Selbsthülfe beschränkte sich nicht auf den Südwesten des Reichs. Einer Empörung der salzburgischen Bauern, die im Jahr 1462 durch drückende Steuern hervorgerufen war, konnte der Erzbischof nur mit bairischer Unterstützung wieder Herr werden. Im Jahr 1478 war ein ähnlicher Geist unter die kärntischen Bauern gefahren; sie errichteten, angeblich gegen die Türken, in Wahrheit gegen den Kaiser und die Herren einen gewehrten Bund und forderten Klerus, Adel und Städte zum Beitritt auf, widrigenfalls sie von allen Wohltaten kirchlicher und sozialer Gemeinschaft ausgeschlossen sein sollten. Dieser weltliche Bann erinnert ebenso lebhaft an die große Bewegung von 1525 wie die Absicht der Bauern die Besetzung aller geistlichen Stellen selbst in die Hand zu nehmen. Die vorläufige Unterdrückung des Bundes vermochte seine Ideen nicht auszurotten; noch ist die Tatsache nicht hinlänglich erklärt, daß alle folgenden bäuerlichen Erhebungen in diesen Ostmarken des Reichs jedesmal mit verwandten Unruhen im Südwesten zusammentrafen.

Kurz vor dem ersten Bauernkrieg in Kärnthen war im Herzen des Reichs der theokratische Sozialismus mit einer erschreckenden Offenheit ans Licht getreten. Diese merkwürdige Erscheinung folgt unmittelbar auf die Erregung des Burgunderkriegs und im Anschluß an das große Wallfahrtsfieber, das im Jahr 1475 Tausende nach Wilsnack gezogen hatte. Der Prophet und Reformator, auf den ganz Deutschland wartete, der Heiland der Kleinen und Armen schien in der Person eines schwärmerischen Jünglings gefunden zu sein. Hans Böheim, ein armer einfältiger Hirt und Musikant, verbrannte im Frühling 1476 seine Pauke zu Niklashausen, veranlaßt durch Erscheinungen der Jungfrau Maria, die daselbst eine kleine Wallfahrtskirche hatte. Die Bußpredigten des jugendlichen Phantasten, hinter dem vielleicht einer jener umherschweifenden Begharden und Winkelprediger stand, verbanden mit einer feurigen Marienverehrung den apokalyptischen Pessimismus der Zeit und vor allem die wirksamste, weil schärfste, Verurteilung der bestehenden Verhältnisse. Böheim ging noch über das Programm der Reformation Kaiser Sigmunds hinaus. Hier war die frohe Botschaft, wie sie die „armen Teufel" nicht besser wünschen konnten: der Kaiser sei ein Bösewicht und mit dem Papst sei es nichts; die Güter der Geistlichen und der Herren müßten eingezogen und unter die Gemeinde verteilt, die Pfaffen aber totgeschlagen werden, es werde dazu kommen, daß die Fürsten und Herren um einen Tagelohn arbeiten müßten. Dies war der Hauptinhalt der Niklashäuser Predigt; vom Elsaß bis nach Sachsen wurde das Volk aufs Neue von der heiligen Wanderlust ergriffen, deren gewaltige Zuckungen erst vor einem Jahr durch halb Deutschland gegangen waren. Diesmal bekam die furchtbare Aufregung der Tausende

Digitized by Google

und aber Tausende, die sich mit Kerzen und Liedern heandrängten und vor lauter Begeisterung dem heiligen Jüngling die Kleider vom Leib rissen, eine ganz andere Nahrung wie beim heiligen Blut zu Wilsnack. Neu und verlockend tönten die Gesänge der Wallfahrer:

„Wir wollen Gott vom Himmel klagen,
Kyrie eleison,
Daß wir Pfaffen nit sollen zu tot schlagen,
Kyrie eleison."

Das alte Wort, man soll die Pfaffen schlagen, war bereits zum Losungswort der sozialen Revolution geworden, deren Ausbruch der Abgott des Volks auf den 13. Juli 1476 angesagt hatte. Da sollten seine Anhänger ohne Weiber und Kinder bewaffnet erscheinen. Aber er ward noch rechtzeitig von bischöflichen Reitern nach Würzburg geführt und dort verbrannt. Vergebens stürmten Tausende von Pilgern mit brennenden Kerzen durch die Nacht ihrem entführten Heiligen nach, vier würzburgische Adelige an ihrer Spitze. Die Schwärmer dachten, die Feste Marienberg werde fallen wie einst die Mauern von Jericho, aber sie wurden von den Bischöflichen mit leichter Mühe auseinander gesprengt. Der Traum von einem communistischen Gottesreich auf Erden schien mit einem Schlag in Nichts zerflossen, während er doch in vielen Herzen weiterlebte. Es trat übrigens bereits bei dieser ersten Probe deutlich zu Tage, daß die deutschen Taboriten sich an Kraft und Wildheit mit ihren böhmischen Vorgängern nicht messen konnten.

Die Bauern gaben Namen und Zeichen für eine Bewegung, die in den niederen Klassen gährte. Man hatte ein Sprichwort: er bindet die Schuhe mit Bast, der es gelten muß; so wurde der Bundschuh, als die Fußbekleidung des armen, rechtlosen, gedrückten Landvolks, zum Symbol der Revolution, nicht nur für die Bauern, sondern auch für die kleinen Leute in den Städten. Unter den Pilgern zu Niklashausen waren auch Handwerker und ein Teil der Würzburger Bevölkerung hatte mit dem agrarischen Heiligen sympathisirt. Unverkennbar tritt der Zusammenhang der bürgerlichen und bäuerlichen Revolutionsmänner in einer Reihe von Bewegungen hervor, die zu Anfang der neunziger Jahre ohne äußere Verbindung, aber innerlich verwandt hier und dort die herrschende Unruhe offenbarten. So in dem Aufstand der friesischen und holländischen Käsebröder (1491/92), der, durch Steuerdruck veranlaßt, erst in offener Feldschlacht durch die Landsknechte Herzog Albrechts von Sachsen niedergeworfen werden konnte; in der Erhebung der Bauern des Stifts Kempten gegen ihren Abt (1491/92), die trotz ihres Ursprungs aus rein agrarischen Verhältnissen doch sogleich in der Stadt Kempten Teilnehmer fand; endlich in der groß angelegten elsässischen Verschwörung von 1493. Unter den Hauptleuten des Bundes, der auf dem Hungerberg bei Schlettstadt geschlossen wurde, stand obenan ein Bürgermeister dieser Stadt, Hans Ulman. Man plante die Abschaffung der geistlichen und der kaiserlichen Gerichte, aller Abgaben bis auf eine sehr niedrig angesetzte Steuer, Plünderung der Juden

Digitized by Google

und Reduktion des geistlichen Besitzes. Schlettstadt sollte überrumpelt und in der Schweiz um Beistand geworben werden, aber die Sache wurde verraten. Eine Reihe von nachfolgenden Bewegungen, die alle das gleiche Schicksal hatten, lieferte immer von neuem den Beweis, daß mit allen Exekutionen die einmal vorhandene Stimmung nicht aus den Köpfen zu treiben sei. Es war ein prophetisches Wort, das man dem auf dem Schaffot sterbenden Hans Ulman in den Mund legte, der Bundschuh müsse einen Fürgang haben, es stünd lang oder kurz.

Während der nächsten drei Jahrzehnte bildete sich nun im Süden und Südwesten des Reichs eine feste revolutionäre Tradition, als deren bedeutsamstes Schlagwort die Gerechtigkeit Gottes oder das göttliche Recht erscheint, mit andern Worten die Negation des historischen Rechts, die Anwendung eines frei gewählten idealen Maßstabs auf alle bestehenden Verhältnisse. Dieses Schlagwort, schon in Kaiser Sigmunds Reformation gebraucht und nachmals im Bauernkrieg wieder auftauchend, setzte ein im Jahre 1502 organisirtes Bündniß, dessen Hauptsitz das speirische Dorf Untergrombach war, auf seine blauweiße Fahne; die sollte neben dem Bild des Gekreuzigten auf einer Seite den Bundschuh, auf der andern einen knienden Bauern zeigen, mit der Aufschrift: Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes. Auch hier sehen wir wie bei Hans. Böheim den Marienkultus hereinspielen; jedes Bundesglied mußte täglich fünf Vaterunser und Avemaria beten, Unsere liebe Frau und S. Johannes der Evangelist war die Losung. Dagegen kündigte das Wortzeichen des Bundes die gegen den Klerus gerichtete Spitze an; auf die Frage: Loset was ist jetzt für ein Wesen? lautet die Antwort: Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen. Aber nicht nur der Zehnte, sondern auch die Zölle und Zinsen der weltlichen Herren, überhaupt alle Untertänigkeitsverhältnisse sollten abgeschafft, die Güter des Klerus und des Adels eingezogen, nur noch der römische König anerkannt werden. Man dachte die Revolution, der voraussichtlich alle Bauern und Bürger freiwillig zufallen würden, unter schonungsloser Vernichtung der Gegner, vor allem der Pfaffen in raschem Lauf durch ganz Deutschland zu tragen; an keinem Orte wollten sie länger als vierundzwanzig Stunden verweilen. Die Nutzung von Wasser, Wald und Weide sollte nicht etwa wie früher nur den alten Markgenossenschaften, sondern jedermann freistehen; wir sehen, wie eine ursprünglich auf historisches Recht gegründete bäuerliche Forderung unter dem weiteren Gesichtskreis des göttlichen Rechts sich umgestaltet. Der beachsichtigten Überrumpelung von Bruchsal kam der Verrat zuvor; Vierteilung bei lebendigem Leib und andere grausame Strafen waren das Los der Ergriffenen. Aber einer der gewiegtesten Demagogen, Joß Fritz, wußte sich zu retten uud begann mit unermüdlicher Zähigkeit das verunglückte Werk von vorne. In Lehen, einem Dorf des Breisgaus, liefen die Fäden einer neuen Verschwörung zusammen, die in Wirtshäusern und auf Kirchweihen mit größter Vorsicht weitergesponnen wurden. Joß Fritz, der mit einer gewissen Eleganz aufzutreten liebte, brachte

Digitized by Google

seine Reden von der Schlechtigkeit der Welt, von der Gerechtigkeit Gottes und vom Bundschuh so einschmeichelnd an den Mann, „daß ihrer jeglicher gemeint, von Stund an selig und reich zu werden". Herrenlose Landsknechte und starke junge Bettler mit anderem fahrenden Volk waren die rechten Agenten für solche Geschäfte; der Pfarrer zu Lehen selbst meinte, das unwiderstehliche göttliche Recht des Bundschuhs in der Bibel nachweisen zu können. Was aber Joß Fritz und sein Haupthelfer, der Bäckerknecht Hieronymus aus dem Etschland unter göttlich, ziemlich und billig verstanden und „aus der heiligen Geschrift schriftlich zu verfassen" versprachen, war im Wesentlichen das frühere Programm mit einigen Zusätzen. Man wollte keinen andern Herrn mehr haben als Gott, den Papst und den Kaiser, die geistlichen Gerichte einschränken, das kaiserliche Gericht zu Rottweil aufheben, Wald, Wasser und Weide freimachen, die geistlichen Güter einziehen, alle Schulden, deren Verzinsung die Summe des Kapitals erreicht habe, kassiren und die Wucherzinsen nach göttlichem Recht behandeln. Sie behaupteten, ihr Bundschuh reiche bis herab nach Köln, und glaubten auf die Teilnahme der Eidgenossen zählen zu dürfen. Auch diesmal kam es nicht zu dem geplanten Handstreich auf Freiburg (1513); die Verratenen wurden gevierteilt, geköpft, verstümmelt, aber wieder war Joß Fritz entronnen, sammt dem Fähnlein, das er um den Leib gewickelt trug.

Allen Blutszenen zum Trotz loderte die Flamme bald hier bald dort wieder auf. Die nächsten Jahre sahen den Aufstand nicht nur im Südwesten des Reichs und in der Schweiz, sondern auch in den Ostalpen und in Ungarn. Noch im Sommer 1513 erhoben sich die Bauern im Berner, Luzerner und Solothurner Gebiet gegen die regierenden Herren des Rats; eine ganze Reihe dieser Oligarchen, denen man vor allem die „Kronenfresserei", die Bereicherung aus dem fremden Kriegsdienst und die schmähliche Ausbeutung der Ämter zu eignem Nutzen vorwarf, kam auf die Folter, manche aufs Schaffot, während die Bauern ohne Schwertstreich ihre politische und wirtschaftliche Lage zu bessern wußten. Das Frühjahr 1514 brachte einen Ausbruch in Würtemberg, nachdem bereits vorher auf den Besitzungen der Abteien Ochsenhausen und Alpirsbach sich Bauernverschwörungen zur Abstellung lokaler Beschwerden gebildet und die Ochsenhäuser im Jahr 1502 wirklich eine vertragsmäßige Milderung ihrer früheren Abhängigkeit verlangt hatten. Der „arme Konrad" von 1514 wurde durch vermehrten Steuerdruck und eine Preissteigerung hervorgerufen, griff aber über diese Beschwerden hinaus, indem er sich die stehenden Forderungen des Bundschuhs, Freiheit der Marknutzung und Abschaffung der Frohnden und Abgaben aneignete. Wieder finden wir bäuerliche und städtische Elemente vereinigt; es galt nicht nur der Mißwirtschaft der Regierung, sondern dem ganzen feudalen Wesen und der städtischen Ehrbarkeit. Von Seiten der Regierung wurde freilich diesem schwäbischen Bundschuh ein umfassender Revolutionsplan zugeschrieben, gerichtet auf Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und völlige Vernichtung

Digitized by Google

der Kirche und des christlichen Glaubens. Letztere Anklage ging auf den angeblichen Communismus der Aufständischen; sie wollten, hieß es, „keine Oberkeit leiden, Dienstbarkeit zurück stellen, alle Ding gemein machen, mit allen denen, so mehr denn sie haben wollen mit Essen, Trinken, sonst, teilen oder gar nehmen, die, so es nicht dulden, zu tot schlagen; das heißen sie der Gerechtigkeit einen Beistand geben und das göttliche Recht sein." In Wirklichkeit beschränkte sich die Sache wohl auf manche stark revolutionäre Äußerungen: „Die Reichen müssen mit uns teilen; jetzt haben wir das Schwert in der Hand; jetzt steht die Sonn in unserem Zeichen"; letzteres ein Merkmal von der Fühlung des aufgeregten Volks mit der Astrologie. Nachdem sich die Regierung auf dem Tübinger Landtag, dem die Vertreter der Bauernschaft nicht beiwohnen durften, mit der Landschaft geeinigt und der bäuerlichen Wirtschaft ein paar kümmerliche Zugeständnisse wegen des Wildschadens gemacht hatte, wurden die bewaffneten Haufen der Aufständischen ohne Kampf dazu gebracht auseinander zu gehen und dann durch die Blutgerichte zu Schorndorf und Stuttgart und durch eine gründliche Entwaffnung des gesammten Landvolks jeder ferneren Widersetzlichkeit vorgebeugt. Noch leichter als in Würtemberg gelang die Unterdrückung eines erst im Entstehen begriffenen „armen Konrad" im Badischen, in der benachbarten Ortenau. Welchen Contrast zu dieser halb trotzigen halb furchtsamen Haltung der deutschen Bauern bildet der furchtbare Aufstand in Ungarn, wo sich im gleichen Jahr die Hörigen und Leibeigenen zu Tausenden als „Kreuzfahrer" gegen die Türken sammelten, um dann unter der Führung eines bewährten Kriegsmannes, Georg Dosa, den Vernichtungskampf gegen Klerus und Adel zu eröffnen. Der niedere Adel schloß sich teilweise der Bewegung an; unter grauenhaftem Wüten von Seiten des Volks wie der Herren schwankte der Sieg, bis der siebenbürgische Wojewode Johann Zapolya den Feldherrn der Revolution überwand und an dem Gefangenen ein Exempel echt orientalischer Grausamkeit statuirte. Kaum war diese Bewegung in Blutströmen erstickt, so wiederholten sich unter den Bauern in Krain, Kärnthen und Steiermark jene Unruhen, die schon in den Jahren 1503, 1513 und 1514 einen auffälligen Parallelismus zu den Bundschuhversuchen des deutschen Südwestens darstellen. Der Aufstand von 1515, der zuerst in der Herrschaft Gottschee losbrach, nahm zu seinem Schlagwort die „alte Gerechtigkeit", also das historische Recht, dessen Beeinträchtigung durch neue Steuern, Strafgelder und Feudallasten der Regierung und den Herren zum Vorwurf gemacht wurde; nur in Kärnthen berief man sich wie in Schwaben auf die göttliche Gerechtigkeit. Daß übrigens das religiöse Element nicht gänzlich fehlte, zeigt das Auftreten eines krainischen Bauernheiligen, der mit dem heiligen Geist zu verkehren behauptete. Der Aufstand nahm so bedeutende Dimensionen an, daß es zum regelrechten Krieg kam. Nachdem eine Reihe von Burgen niedergebrannt, die Köpfe der erschlagenen Herren auf Stangen umhergetragen und Edelfrauen zu bäuerlicher Tracht und Feldarbeit

Digitized by Google

gezwungen worden waren, entschied ein Sieg des kaiserlichen Feldhauptmanns Herberstein bei Cilli den Ausgang der Bewegung. Kaiser Maximilian, dessen angeblicher Zustimmung sich die Bauern offen gerühmt hatten, suchte vergebens die wahren Ursachen der Empörung anzufassen und durch Reformen zu beseitigen, er hielt den Landständen vor, der Bauernkrieg sei hauptsächlich durch die übertriebenen Anforderungen der Herrschaften veranlaßt worden und man sei gehalten, den Untertanen Billigkeit zu beweisen und sich mit „ziemlichen und göttlichen Renten und Diensten" zu begnügen. Er begann sogar zum schweren Ärger der Stände Erhebungen über die Beschwerden der Bauern zu veranstalten, ein Verfahren, das seinem landesherrlichen Gewissen alle Ehre macht, aber natürlich bei dem Widerwillen der Herren gegen jede Concession erfolglos blieb.

Diese allgemeine Abneigung der Herrschenden, von ihren berechtigten oder unberechtigten Ansprüchen irgend etwas nachzulassen, sorgte am Besten dafür, daß die Ideen des Bundschuhs nicht ausstarben. Die schärfsten Repressivmaßregeln verfingen nicht, so lange der Glaube an die Unverbesserlichkeit der Herren und an die Zukunft der Revolution lebendig blieb. Immer wieder zeigt sich die Gestalt des unfaßbaren Joß Fritz, aller Verfolgungen spottend. Schon im Jahr 1514 waren die Obrigkeiten im deutschen Südwesten aufsichtig auf die mannigfaltigen Masken, unter denen sich die Apostel des Bundschuhs zu bergen wußten; als Priester, Stationirer, Heiltumführer, Aussätzige, „und teils ihr Antlitz mit Larven gemalt oder Mummerei verdeckt und mit viel seltsamer Gestalt des Bettelordens", so zogen sie umher. Es war der Abschaum des heimatlichen Proletariats, dessen unreinen Händen damit die Teilnahme an dem großen Spiel um die Volksfreiheit eröffnet wurde. Mit solchen Werkzeugen arbeitete Joß Fritz an einer neuen Bewegung, die im Herbst 1517 das ganze Gebiet zwischen Vogesen und Schwarzwald erschüttern und gleichzeitig im Badischen und im Elsaß ausbrechen sollte. Wieder kam der Anschlag vorher ans Licht, aber der Einblick in die Zahl und Beschaffenheit der Verschwörer, der sich darbot, war ein erschreckender. Neben den Bauern, Handwerkern und Wirten erscheint die unübersehbare Horde der fahrenden Leute, der Hausirer und Musikanten, der alten Landsknechte, Bettler und Landstreicher; eine höchst verdächtige Gesellschaft, der lange Hans und der krumme Peter, Spielhenslin, Spitzdenwürfel, das alte Kunzlein und andere Helden der Winkelkneipe und der Landstraße. Solche Gesellen, deren Heiligenbilder, offene Wunden und Bettelsäcke nur das Aushängeschild für Gaunereien jeder Art bildeten, waren gedungen an vielen Orten Feuer anzulegen. Nach einem zu Weißenburg im Elsaß abgelegten Geständniß sollten diese Stadt und Hagenau eingenommen, alle Rats- und Gerichtspersonen sowie alle Adeligen totgeschlagen, alle Abgaben bis auf die an die Kirche und den Kaiser abgeschafft und die Schweizer um ihren Beistand angegangen werden.

Fast regelmäßig treffen wir bei diesen Bewegungen entweder auf ein

Digitized by Google

Zusammenwirken von Stadt und Land oder wenigstens auf ein Bestreben der Bauern, die Städter in ihr Interesse zu ziehen, sich einer Stadt als eines unentbehrlichen Stützpunktes zu bemächtigen. Auf Sympathien unter den niederen Schichten der Stadtbevölkerung konnten die Leute vom Bundschuh in den meisten Fällen zählen, denn neben den Unruhen des Landvolks und zum Teil mit einer überraschenden Gleichzeitigkeit spielte eine Reihe von kleinen Stadtrevolutionen. Trefflich hat Meisterlin in seiner Nürnberger Chronik (1488) die unzufriedenen und leichtbeweglichen Elemente des Bürgertums seiner Zeit geschildert, die wohlhabenden Müßiggeher und Steher, die in Ermangelung eines ordentlichen Geschäfts Politik treiben und sich darin gefallen, das Volk auf die Schlechtigkeiten der Regierung recht aufmerksam zu machen, die in Schulden steckenden Lebemänner, „die alle Tage frühstückten in dem Wirtshaus und einander gute Nacht gaben, so man den Tag anblies", die liederlichen Handwerksgesellen, die alle Feiertag zum Wein, Montag zum Bier, Dienstag zur Frühsuppe gehen, neben und unter ihnen die gährende Hefe der ganz oder halb Ausgestoßenen, der Weinbuben, Freiheiter, Galgenschwengel und Luderer. Nachdem der alte Kampf der Geschlechter und Zünfte fast überall ausgefochten war, mußten der zunehmende Reichtum und Luxus neue soziale Gegensätze schaffen. Viele der Herrschenden erlagen der Versuchung, die städtischen Ämter für sich selbst und ihre Kreise, für ihr „Kränzlein", wie es damals hieß, für ihren Ring, wie wir heute sagen würden, auszubeuten. Die Finanzen gerieten teils mit, teils auch ohne Schuld der Verwalter in Unordnung und der verschärfte Steuerdruck, der meist helfen sollte, beschleunigte oft nur die Katastrophe. Leicht trat der Verdacht einer hochverräterischen Politik hinzu; man hatte erleben müssen, daß verschiedene Städte um ihre Reichsunmittelbarkeit gekommen waren, und behielt ein mißtrauisches Auge auf den Verkehr vornehmer Stadtherren mit benachbarten Fürsten und Adligen. Dagegen suchten zuweilen die Städtefeinde die Mißstimmung der „armen frommen Gemeinde" gegen den Rat noch zu verschärfen; während sie die Bürger insgemein als „öde dumme Bauern" verspotteten und als Buben oder Schweizer, d. h. als geborene Revolutionäre verdächtigten, freuten sie sich über jedes Symptom inneren Haders. Diese Symptome mehrten sich im letzten Drittel des XV. Jahrhunders; es folgten in kurzen Zwischenräumen die Erhebungen der Gemeinde gegen den Rat in Aachen (1477), Köln (1482), Braunschweig (1488) und Osnabrück (um 1488). In der letzten Stadt offenbarte der von einem Schneider Lenethun geleitete Aufstand neben dem Verlangen nach der alten Freiheit der Gemeindemark auch einen starken Haß gegen die reichen und sittenlosen Pfaffen. Dagegen galten die Unruhen in Kreuznach und Andernach (1496) dem landesherrlichen Regiment. Wie sehr man dazu neigte, solchen Ereignissen eine größere Tragweite beizulegen, zeigt die Aufregung über die „Schweizer" zu Heidingsfeld (1499), die ihren adeligen Pfandherren hatten festnehmen lassen. Daß aber gerade im zweiten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts die städtischen

Digitized by Google

Revolutionen so überaus häufig vorkommen, liefert den besten Beweis dafür, wie lebhaft damals die kleinen Leute in der Stadt wie auf dem Dorfe von dem Gefühl durchdrungen waren, daß es endlich einmal anders werden solle und müsse. Wie schroff der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten sich gestalten konnte, lehrt z. B. die Geschichte des „tollen Jahrs" zu Erfurt. Den Höhepunkt obrigkeitlichen Selbstbewußtseins bezeichnet das Wort, das einer vom Rat den Rechenschaft heischenden Vertretern der Gemeinde hinwarf: „Ich bin die Gemeinde." Aber die städtischen Schulden beliefen sich auf beinahe 600 000 Gulden; die „schwarze Rotte", die Unversöhnlichen aus dem Pöbel forderten Blut. Jener hochmütige Ratsherr ward gefoltert und gerichtet, aber auch die Zierde der Stadt, die Universität, verfiel bei einem Kampfe zwischen Volk und Studenten der Plünderung. Ähnliche und schlimmere Szenen der Volksjustiz, manchmal auch der siegreichen Reaktion, spielten bald darauf in den verschiedensten Teilen des Reichs. Eben im Jahr 1510 machten der Rat und ein Teil der Bürgerschaft zu Kostnitz einen mißglückten Versuch, die Stadt an die Eidgenossenschaft zu bringen. Dann folgten im Jahr 1512 Unruhen zwischen Rat und Gemeinde in Schwäbisch Hall, Speier, Regensburg, Braunschweig, und das nächste Jahr war erst ein rechtes Revolutionsjahr; da ergriff das Feuer der Empörung Aachen, Düren, Köln, Neuß, Andernach, Worms, Göttingen, Ulm, Schweinfurt. Diese Bewegungen fielen zeitlich mit dem Bundschuh im Breisgau zusammen, während 1514 der „arme Konrad" eine Reihe von würtembergischen Städten, voran Stuttgart und Tübingen, ganz unmittelbar in Mitleidenschaft zog. Köln sah im Jahr 1513 eine förmliche Schreckensherrschaft mit einem zwiefachen Revolutionsausschuß der Zünfte und des Proletariats; die Folter verschaffte wie überall die gewünschten Bekenntnisse und zehn Vertreter des alten Regiments mußten das Schaffot besteigen. Es ging nach der Weise der Zeit nicht ohne Zeichen und Wunder ab; einem der Ratsherren sagte man nach, der Teufel treibe sich unter der Gestalt eines Hasen in seinem Gemach um. Die volksfreundlichen Sänger, die den Sieg der Gemeinde verherrlichten, schrieben ihn der Jungfrau Maria und den heiligen drei Königen zu. Wo aber die demokratische Partei unterlag, wie in Worms oder Schweinfurt, da ließ sich aus den Reihen der Besiegten der gefürchtete Ruf nach Gerechtigkeit vernehmen. So appellirt in einem Volkslied die Wormser Gemeinde wie der Bundschuh an das göttliche Recht, das Beistand und Kraft geben soll. Der Dichter droht, zu Worms und andern Orten klagten viel gute Bürger mit ihm, wie jetzt Gewalt vor Recht gehe, und ruft der Obrigkeit warnend zu:

„Gedenk doch, daß dein sach hat kein bestand,
dann die armen bauern merkens uf dem land."

Digitized by Google

Gewalt und Recht, wer hätte sie damals in Deutschland klar zu scheiden, wer jeder der beiden ewigen Mächte ihre richtige Bahn zu weisen vermocht? Man bedurfte, das war klar zu sehen, vor Allem der Gewalt, um das Recht erhalten oder neu schaffen zu können. Aber die starke und nationale Monarchie, von der viele der edelsten Geister und Tausende unter den armen Leuten träumten, war in Wirklichkeit nirgends zu finden. Die junge habsburgische Macht trug bereits ein stark internationales Gepräge; sie konnte wohl die alten Gelüste des römisch-deutschen Kaisertums wieder erneuern, nicht aber der Kern eines deutschen Staats werden. Was an lebensfähigen Elementen einer politischen Neugestaltung vorhanden war, das steckte in dem engen Sonderdasein einer Unzahl von Staatsgebilden. Überall bereitete sich im Kleinen die Zukunft des Absolutismus vor und die notwendige Folge einer solchen Entwicklung war für das Reich als Ganzes ein mehr oder weniger oligarchisches Regiment. Unter Hunderten von Duodezkaisern vermochte kein rechtes Imperium, keine wirkliche Reichsgewalt Wurzel zu fassen. Diesen seit Jahrhunderten vorrückenden Gang der Dinge konnte kein guter Wille mehr in eine andere Richtung leiten; das Genie, das vielleicht einer solchen Aufgabe gewachsen war, ist nicht erschienen. Wir werden zusehen, wie bei jeder neuen Wendung der Ereignisse stets der Partikularismus den Sieg davonträgt, wie er sich auch der gewaltigsten religiösen Bewegung für seine Zwecke zu bemächtigen versteht. Nicht das habsburgische Kaisertum, sondern die deutschen Territorialgewalten haben zunächst die Früchte einer Zeit geerntet, deren leidenschaftliches Ringen wahrlich nicht ihren Interessen galt, vielmehr ganz andere Ziele erreichen zu müssen schien. Auf dem Wege des deutschen Fürstentums, der zur vollen „Libertät" führen sollte, lag freilich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts noch ein ungefüges Hinderniß; das war die soziale Revolution. Die untersten Schichten der Gesellschaft drängten und stießen nach oben; allenthalben wankte der Boden oder vielmehr was die oben Gelagerten als festen und unentbehrlichen Untergrund eines behaglichen Daseins betrachtet hatten, wurde unter ihren Füßen lebendig und wollte nicht länger getreten sein.

Zwei Krebsgeschwüre meinte der Abt Trithemius am Mark des Reiches zehren zu sehen: das Hussitentum und die Eidgenossenschaft. Was konnte die Zukunft bringen, wenn antikirchliche und republikanische Neigungen sich zusammenfanden, wenn die soziale Revolution das Panier der christlichen Freiheit und des göttlichen Rechts erhob? Noch schauderte die Masse der Nation vor dem Namen der böhmischen Ketzer zurück, aber vom Totschlagen der Pfaffen und Einziehen der geistlichen Güter hörten sie gern. Und von manchen wurden die Schweizer trotz ihres Abfalls vom Reich als Kämpen der Gerechtigkeit und Züchtiger der Tyrannen mit einer gewissen Ehrfurcht genannt. Das prophetische Wort bürgerte sich ein, es sollte eine Kuh auf dem Schwanberg in Franken stehen und da lungern und plarren, daß man's mitten in der Schweiz höre. Wenn Trithemius einen Kampf auf Leben und Tod zwischen

Digitized by Google

den Schweizern und den deutschen Fürsten kommen sieht, so liegt darin ein Kern von Wahrheit. Der moderne Staat, wie er einmal in territoriale Formen gebannt war, mußte sich mit der Revolution, mit den schweizerischen Neigungen des gemeinen Manns auseinander setzen. Die soziale Revolution hatte aber wirklich schon im XV. Jahrhundert das gefährlichste Bündniß mit der religiösen Gährung angebahnt.

Und nun fiel, zum ersten Mal seit den schmählichen Königswahlen von 1257, die Krone des heiligen römischen Reichs in undeutsche Hände. Aber schon hatte die Nation ihren Helden gefunden. Es war ein deutscher Bettelmönch, der es mit dem römischen Papst und mit dem spanischen Kaiser aufnahm.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Reformation und Revolution.

I. Maximilians Ausgang und die Wahl Karls V.

Keiner von den europäischen Nationen ist es vergönnt gewesen, ihre großen inneren Krisen ganz für sich, ohne störende oder fördernde Einwirkung von außen durchzuleben. Als die Christenheit des Mittelalters sich in das moderne Staatensystem verwandelte, wurde der Zusammenhang nur scheinbar gelockert, in Wahrheit eher noch verstärkt. Ein gesteigerter Verkehr trug rascher als zuvor die lokale Erregung von einem Glied der Völkerfamilie zur andern; die gemeinsamen Interessen aller Art mehrten sich zusehends. Was der einzelnen Nation als ihre eigenste Sache erscheinen durfte, gehörte ihr darum doch nicht ganz allein, konnte sich der feindlichen oder freundlichen Berührung mit fremden Elementen nicht erwehren. So kreuzte sich im XVI. Jahrhundert eine gewaltige religiöse Bewegung, deren Ursprung und Wesen echt deutsch genannt werden muß, nicht nur mit den politischen und sozialen Kämpfen innerhalb des Reichs, sondern zugleich mit einer Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse, an der in erster Linie die romanischen Staaten gearbeitet haben. Zwischen den entferntesten Tendenzen, zwischen Deutschlands kirchlicher Revolution und Spaniens Weltherrschaftsgedanken schuf das Haus Habsburg eine ganz unmittelbare Verkettung. Unter spanischem Druck vermochte die deutsche Reformation ihr volles Wachstum nicht zu erreichen, aber sie hat ihrerseits einen mächtigen Keil in das Gefüge eines monarchischen Riesenbaues getrieben, dessen Vollendung das denkbar größte Unglück für Europa gewesen wäre. Indem nun die tausendjährige Herrschaft der lateinischen Kirche auf ihrem alten Machtgebiet in Frage gestellt wurde, eröffnete sich ihren weltumfassenden Ansprüchen jenseits des Ozeans jungfräulicher Boden, aber zugleich drohte von Südosten her eine neue Invasion des Islam, dessen Expansivkraft, noch keineswegs verbraucht, vielmehr in dem großen Militärstaat des osmanischen Reichs wieder zusammengefaßt, zu einem mächtigen Vorstoß nach Westen ausholte. Inmitten dieser Erschütterungen lag das Reich, langsam zerfallend, im Innersten aufgewühlt.

Als Maximilians Regierung sich ihrem Ende näherte, schien das Reich eben nach jahrzehntelangen Reformversuchen rettungslos in die alte Anarchie zurück-

Digitized by Google

zusinken. Die längst angekündigte Zeit der Fremdherrschaft war gekommen. Maximilian hatte trotz einer oft höchst undeutschen Politik doch wenigstens seiner Persönlichkeit den deutschen Grundzug zu wahren gewußt. Sein Enkel dagegen, der burgundische Prinz auf dem spanischen Tron, besaß keinerlei innere Fühlung mit der Nation, deren Fürsten immer noch die höchste Würde der Christenheit zu vergeben hatten. Da aber selbst die ersten deutschen Fürstenhäuser den großen consolidirten Monarchien des Westens so gut wie machtlos gegenüberstanden, wurde die Kaiserkrone zu einem Streitobjekt zwischen Spanien und Frankreich. Die deutschen Interessen kamen dabei nicht in Betracht; es handelte sich nur darum, welcher von den großen Gegnern sich des Reichs als einer wünschenswerten Verstärkung seiner Position bemächtigen werde. Die Deutschen jener Zeit mochten einen Trost darin suchen, daß wenigstens der andringenden französischen Macht durch die burgundisch-spanische Stellung des Hauses Habsburg ein gewaltiger Damm entgegengesetzt war. Es fragte sich nur, ob damit für Deutschland viel gewonnen, ob der angebliche Freund nicht am Ende schlimmer war, als der gefürchtete Feind. Wir können aber ohne einen Seitenblick auf diese Rivalen Deutschlands Stellung zu dem bereits eröffneten Kampf um die europäische Monarchie nicht würdigen.

Daß gegen Ende des Mittelalters fast auf allen Gebieten die romanischen Nationen den vornehmsten Rang einnehmen, ist ja einleuchtend. Während Italien in seiner politischen Zersplitterung sich zur ersten Kulturmacht erhob und zugleich die geistliche Leitung der Christenheit wie ein Privilegium der Nation zu behaupten wußte, legten Frankreich und Spanien den Grund des modernen centralisirten Staats, erschlossen Portugal und Spanien eine neue Welt; auch die burgundische Kultur mit ihrer Restauration des Rittertums und ihrem höfischen Beamtenstaat ist wesentlich romanisch. Ein ganz neues und kraftvolles Element brachte das Eintreten der Spanier in die allgemeine Bewegung Europas. Die Völker und Staaten der pyrenäischen Halbinsel hatten viele Jahrhunderte hindurch ein Sonderdasein geführt, ausgefüllt vom unabläßigen Kampf gegen die Ungläubigen und unter einander selbst. Jener Enthusiasmus des heiligen Kriegs, der die arabischen Gottesstreiter beseelte, wirkte ansteckend auf ihre christlichen Gegner; sie wurden sozusagen christliche Moslims, mit der vollen Aufopferung und Hartherzigkeit des Islam. Im Rassen- und Glaubenskrieg erlangten sie eine Schulung der angebornen Kraft und List, womit sie eine Zeit lang als die Meister aller militärischen und diplomatischen Kunst dem übrigen Europa imponiren konnten. Mit Recht hat Döllinger hervorgehoben, wie selbst das spanische Idealbild des volkstümlichen Helden, des Cid Campeador, durch häßliche Züge von Untreue und Betrug entstellt ist. Aber es steckte eine unerschöpfliche Energie in dem spanischen Blut, wenn es einmal für eine Sache erhitzt war. Reinheit der Abstammung und des Glaubens war in einer jahrhundertelangen Kreuzzugsstimmung diesem Volke gleichsam zur unentbehrlichen Lebensluft geworden; sie hatten ihren großen Kampf ohne Zutun der übrigen Christenheit durchgefochten und sahen

Digitized by Google

auf jeden Ausländer fast mit der gleichen Geringschätzung herab, wie auf die überwundenen Moriscken. Dabei waren sie, namentlich die Castilianer, bei aller Habgier arbeitsscheu, um so zugänglicher für alle Unternehmungen, die zugleich ihren ritterlichen Neigungen und ihrem Durst nach Reichtum Befriedigung verhießen. San Jago, der auf weißem Roß in der Schlacht einhersprengte und den Sieg der Christen entschied, war der rechte Heilige eines Kriegervolkes. Der europäische Ruf seiner Kirche zu Compostella, das Zuströmen aller Nationen zu ihrem Apostelgrab gab dem Stolz der Spanier willkommene Nahrung, noch ehe man auswärts sonst viel von ihnen sprach.

Auch während der langen Zerstückelung Spaniens und trotz der starken Gegensätze zwischen den Einzelstaaten erhielt sich das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit; schon im XII. Jahrhundert hatten mehrere Könige von Castilien den Titel eines Kaisers von Hispanien geführt. Aber erst im XV. Jahrhundert, als die beiden Kronen von Castilien und Aragon den auflösenden Kräften des Feudalismus eben zu erliegen schienen, gelang die Herstellung einer gewissen staatlichen Einheit. Denn einen wirklichen Einheitsstaat hat jene folgenreiche Verbindung beider Kronen, die im Jahr 1469 durch die Vermählung des Aragonesen Ferdinand mit Isabella von Castilien zu Stande kam, nicht geschaffen. Es bedurfte noch einer langen mühevollen Arbeit, bis die Doppelherrschaft der „katholischen Könige" Ferdinand und Isabella unversehrt in eine Hand übergehen konnte. Mit bewunderungswürdigem politischem Takt wußte Ferdinand, der Größere von beiden, jedes Mittel zur stärkeren Concentration der Staatsgewalt herauszufinden und zu handhaben. Das gefährlichste Element, der unbotmäßige Adel wurde durch die Städte gebändigt, ihre „heilige Verbrüderung" (Hermandad) in ein von der Krone geführtes Werkzeug der Justiz verwandelt, aber nach einer gründlichen Züchtigung der Herren rasch wieder abgedankt. So verwirklichte man hier einen politischen Gedanken, der in Deutschland mehr als einmal aufgetaucht, aber nicht festgehalten worden war. Das vormals an den Adel verschleuderte Krongut wurde mit unerbittlicher Härte zurückgefordert; fünfzig Burgen fielen allein in Gallizien. Dann wußte sich Ferdinand mit päpstlicher Hülfe die Administration der drei großen castilianischen Ritterorden von San Jago, Calatrava und Alcantara zu verschaffen und damit die Unabhängigkeit dieser mächtigen Körperschaften zu brechen. Nun stand die Krone selbst an der Spitze des gedemütigten Adels; zugleich legte sie die Hand auf die spanische Landeskirche, die in den wichtigsten Fragen der Verfassung und Verwaltung fast völlig von der Curie emanzipirt, aber dafür der Regierung unterworfen wurde. Schon während des Schismas hatte sich Castilien eine päpstliche Zusage erwirkt, daß alle spanischen Bistümer nur mit Spaniern besetzt werden sollten. Jetzt ließ sich Sixtus IV. im Jahr 1482 zu einem weiteren Zugeständniß treiben, das die Besetzung der höheren kirchlichen Stellen in Castilien ganz dem Gutbefinden der Krone überließ, und bald war dieses wichtige Recht auf ganz Spanien ausgedehnt. Die geistlichen Gerichte

Digitized by Google

wurden in ihre Grenzen gewiesen, die Cruzada, eine Kreuzzugssteuer, in den Staatssäckel geleitet, die päpstlichen Erlasse dem königlichen Placet unterworfen. Es nahte die Zeit, wo keine Macht der Christenheit dem heiligen Stuhl ihre staatliche Hoheit so empfindlich zum Bewußtsein brachte wie das strengkatholische Spanien. Im Jahr 1509 setzte König Ferdinand auf jede ohne seine Genehmigung erfolgte Publikation päpstlicher Bullen, die den Amtskreis der Inquisition berührten, die Todesstrafe. Denn auch dieses höchste Machtmittel der Kirche war in Spanien der Verstaatlichung anheimgefallen. Man hatte im Jahr 1478 die päpstliche Einsetzung eines besonderen geistlichen Gerichts erlangt, dessen Spitze sich gegen die neubekehrten Juden und Mauren richten sollte. Aber dieses geistliche Gericht wird zur politischen Institution, zu einer Behörde, deren Vorstände und Beamte der König ernennt und controlirt, die in innigster Verbindung mit dem königlichen Staatsrat und außerhalb jeder päpstlichen Beeinflussung steht, deren Confiskationen der Krone zu Gute kommen. Jene widerliche Heuchelei, womit die kirchlichen Ketzergerichte den Verurteilten dem weltlichen Arm zu milder Bestrafung empfahlen, fehlte auch dem heiligen Offizium nicht; die furchtbare Energie, womit es schon in den ersten Zeiten seines Bestehens gegen zweitausend Menschen dem Feuertod überantwortete, erregte anfangs Entsetzen und wohl auch Widerstand. Aber es hat stets seinen zugleich strengkirchlichen und streng nationalen Charakter zu wahren gewußt und ist dadurch allen Ernstes populär geworden. Denn die Inquisition war ja ursprünglich nur die in rechtliche Formen gekleidete Fortsetzung des altspanischen Rassen- und Glaubenskrieges; daß sie nachmals dem staatlichen Absolutismus als nie versagende Waffe, als eine Art von Wohlfahrtsausschuß gedient und namentlich die Reichen und Mächtigen aufs Korn genommen hat, mußte den unteren Klassen imponiren und zusagen.

Neuerdings hat man die Einrichtung der spanischen Inquisition als wesentliches Moment einer Wiederbelebung des kirchlich religiösen Geistes aufgefaßt, die unter den katholischen Königen angebahnt und namentlich von dem größten Prälaten seiner Zeit, dem Cardinal und Erzbischof von Toledo Jimenez mit der vollen Kraft einer reich begabten Persönlichkeit gefördert worden ist. Aber von einer spanischen Reformation kann doch höchstens in dem Sinne gesprochen werden, daß hier der Katholizismus des Mittelalters mit seinem mönchischen Idealismus und seiner Negation aller Gewissensfreiheit die sicherste Zufluchtstätte gefunden, daß er sich in der spanischen Atmosphäre reiner erhalten und für den bevorstehenden Kampf mit der wirklichen Reformation bessere Kräfte gesammelt hat als an der verweltlichten und italianisirten Curie. Was damals in Spanien die religiös gesinnten Geister bewegte, geht nicht über die Besserungsversuche hinaus, wie sie uns bereits in Deutschland begegnet sind; auch hier finden wir die Reformation der Klöster, die strengere Controle über Bildung und Sittlichkeit des Weltklerus, die Übersetzung der Bibel in die Landessprache, die Pflege der kirchlichen Wissenschaft neben der vorsichtigen Begünstigung eines zahmen Humanis-

Digitized by Google

mus, alles in allem nicht Reformation, sondern Restauration des längst Vorhandenen. Die neue Blüte des Thomismus in der spanischen Theologie enthielt doch den kräftigsten Protest nicht allein gegen die letzte Entwicklung der Scholastik, sondern auch gegen jede geistige Bewegung, die über das kirchliche System des XIII. Jahrhunderts hinaus wollte. Wirklich neu und eigenartig war eben nur jener Cäsaropapismus, jene Vereinigung staatlicher und kirchlicher Gewalt, wie sie schärfer als irgendwo in dem heiligen Offizium zum Ausdruck kam. Wie wenig dabei oft das religiöse Bedürfniß und die kirchliche Würde Berücksichtigung fanden, zeigt die Tatsache, daß dreimal nach einander der erzbischöfliche Stuhl von Saragossa zur Versorgung von Bastarden dienen mußte.

Es hat überhaupt alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß, so aufrichtig fromm Isabella war, bei König Ferdinand die kirchlichen Fragen nur nach ihrer politischen Bedeutung in die Wagschale fielen. Ohne die plötzliche Erhebung Spaniens zur Großmacht hätte auch seine religiöse Eigenart für Europa kaum viel zu bedeuten gehabt. Aber der König verstand es, wie sein Bewunderer Macchiavelli sagt, immer etwas Großes zu beginnen und seine Untertanen in fortwährender Spannung zu erhalten, so daß sie zu ernstlicher Opposition gar keine Zeit fanden. Den ersten bedeutenden Erfolg seiner auswärtigen Politik brachte das Jahr 1492 mit der Übergabe von Granada; das letzte maurische Reich im Süden der Halbinsel war erlegen, das Lebenswerk des mittelalterlichen Spanien vollbracht. Die unbarmherzige Austreibung der Juden aus Spanien und Portugal bildete das Nachspiel und zeigte dem zunächst noch geschonten Rest der Mohammedaner, was ihrer wartete. Schon ließ Jimenez den Koran und andere religiöse Bücher zu vielen Tausenden verbrennen; seine Gedanken flogen hinüber nach Nordafrika und wirklich setzte sich im Jahr 1509 der greise Kirchenfürst an die Spitze einer Expedition, der die Eroberung von Oran glückte. Unendlich wichtiger aber als die afrikanischen Aussichten wurde für Spanien gleich nach dem Fall von Granada ein kühnes Unternehmen, das unter dem besonderen Schutz der Königin Isabella ins Leben trat. Am 12. Oktober 1492 landete Columbus als castilianischer Admiral mit seiner kleinen Flotte an einer der westindischen Inseln. Der atlantische Ozean war kein unüberwindliches Hinderniß mehr; ein unermeßlicher Blick öffnete sich in die Zukunft. Zunächst schien Spanien, im Besitz einer neuen Welt, deren Grenzen noch niemand zu stecken vermochte, mit einem Schlag weit über das eben erst erreichte Maß einer europäischen Großmacht hinauszuwachsen. Zwar hatten die Portugiesen bereits einen Vorsprung gewonnen, indem in den letzten hundert Jahren durch ihre Entdeckungsfahrten die afrikanische Westküste bis zum Kap der guten Hoffnung allmählich bekannt geworden und der östliche Seeweg nach Indien vorgezeichnet war. Aber diese langsamen Erfolge wurden durch das Auftauchen eines großen transozeanischen Erdteils rasch überflügelt; obwohl die Portugiesen das allgemeine und auch von Columbus erstrebte Ziel, Indien, kurz nach der Ent-

Digitized by Google

deckung von Amerika wirklich erreichten, so hatten doch kraft der päpstlichen Demarkationslinie, die im Jahr 1493 den Globus in eine portugiesische und eine spanische Hälfte zerschnitt, die Spanier sich mit der westlichen Hemisphäre den Löwenanteil gesichert. Man kann nicht eben sagen, daß sie die ihnen zugefallene Riesenaufgabe auch ihrerseits wahrhaft großartig erfaßt hätten. Worauf es ihnen ankam, das erhellt bereits aus den Äußerungen des Columbus, ihres italienischen Pfadfinders. Gewaltsame Verbreitung des Christentums und Ermittelung reicher Goldquellen, unter diesen Gesichtpunkten wurden vorerst die neuen Erwerbungen betrachtet und behandelt. Der Fanatismus und die Habgier des alten Spanien würden sich auf dem neuen kolossalen Schauplatz geradezu erbärmlich ausnehmen, wäre nicht als ein edleres Element der ritterliche Zug der Nation hinzugetreten. So erwuchs drüben unter bewunderungswürdigen Kämpfen ein Geschlecht von Heroen, deren furchtbare Willenskraft und Standhaftigkeit uns zuweilen selbst ihre tierische Wildheit vergessen läßt. Eine Handvoll Menschen, vom Mutterland und von der Regierung in verschwindend geringem Maße unterstützt, hat hier in wenigen Jahrzehnten der Krone Spanien ein Weltreich erobert.

Man ließ sie gewähren, denn bei aller Begeisterung für das neue Spanien und seine Helden gab es ohne Zweifel für das Mutterland damals näherliegende Fragen. Es galt doch vor allem in Europa Stellung zu nehmen. Ferdinand der Katholische war Meister der äußeren Politik wie der Regierungskunst, aber er vermochte in diesem Gewirre von Interessen und Zufälligkeiten keineswegs immer zu erreichen, was er ursprünglich geplant hatte; genug, daß er auch unerwarteten Wendungen gegenüber stets gewappnet, daß beim Scheitern eines Projekts bereits für Deckung durch anderweitige Combinationen gesorgt war. Als ein solcher Rückhalt muß z. B. die Verbindung mit Habsburg-Burgund bezeichnet werden. Denn in erster Linie sollten die Familienbande, die Ferdinand und Isabella knüpften, einer Vereinigung der spanischen Krone mit Portugal, einer Herstellung des pyrenäischen Reiches dienen. Aber jedesmal wurden diese Hoffnungen durch den Tod vereitelt. Es starb der portugiesische Infant Alfonso noch als Bräutigam der spanischen Isabella (1491); sie reichte dem König Manuel selber die Hand und der kleine Prinz Miguel, an dessen Geburt sie starb (1498), schien nach dem Tode des spanischen Tronerben zur sicheren Succession in den drei Reichen berufen zu sein. Schon huldigten ihm die Cortes von Castilien und Aragon, aber am 20. April 1500 folgte das Kind seiner Mutter ins Grab. Obwohl sich nun Manuel von Portugal mit seiner Schwägerin Maria verlobte, mußte doch jetzt die portugiesische Anwartschaft vor der habsburgischen zurücktreten, denn vor dem Tode jenes portugiesischen Infanten hatte Doña Juana ihrem Gemahl Erzherzog Philipp einen Erben geschenkt. Nun begann aber ein langes und künstliches Intriguenspiel, wodurch der alte König Ferdinand Spaniens Selbständigkeit und namentlich seine eigene Herrscherstellung gegen die Ansprüche der Habsburger zu wahren suchte. Auf die einzelnen

Digitized by Google

Phasen des bald offenen bald verdeckten Kampfes zwischen Habsburg, Spanien und Frankreich, auf die zahlreichen Versuche, das, was man früher als Christenheit politisch zusammengefaßt hatte, in eine neue Ordnung zu bringen, kann hier nicht eingegangen werden. Das System von Bündnissen und Familienverträgen, woran man unverdrossen baute, wurde unter dem mächtigen Druck des augenblicklichen Bedürfnisses unaufhörlich verschoben, eingerissen, von vorn angefangen. Denn noch bildeten Habsburg und Spanien nichts weniger als ein politisches Ganzes, vielmehr hat Ferdinand alles versucht, um die habsburgische Nachfolge in Spanien zu durchkreuzen. Er, der ursprünglich die Habsburger nur von seiner Politik abhängig, durchaus nicht zu Herren Spaniens hatte machen wollen, sah sich diese Familienverbindung über den Kopf wachsen. Kurz nach dem Hinscheiden seiner Gemahlin Isabella († 1504) griff er wie wir sahen zu dem für Spanien lebensgefährlichen Mittel einer neuen und zwar einer französischen Vermählung, wobei er die Verlobung seines Enkels Karl mit der Tochter Ludwigs XII. rückgängig machte und den Franzosen den Heimfall des halben Königreichs Neapel in Aussicht stellte. Dies konnte nur die Sympathien für ihn vermindern und seinem Schwiegersohn Philipp den Boden ebnen. Im Jahr 1506 fielen fast alle castilianischen Granden dem Habsburger zu; König Ferdinand mußte Castilien völlig aufgeben. Freilich starb Philipp schon im September des gleichen Jahres, aber sein Vater der römische König war nicht gewillt, die Zukunft seiner Enkel dem Gutdünken Ferdinands zu überlassen. Die Pläne der beiden Großväter standen im schroffsten Gegensatz zu einander. Am Schwersten erschienen die habsburgischen Hoffnungen bedroht, als Ferdinand im Jahr 1509 wirklich noch einen Sohn erhielt, aber das Kind starb unmittelbar nach der Geburt. Nun beschied sich Ferdinand mit dem Projekt, die ungeheuere Ländermasse, die einmal den Habsburgern zufallen mußte, wenigstens zwischen seinen beiden Enkeln Karl und Ferdinand derart zu teilen, daß Letzterem ein spanisch-italienisches, dem Ältesten ein deutsch-niederländisches Reich zugefallen wäre. Zugleich dachte er durch eine Verbindung des jüngeren Prinzen Ferdinand mit einer französischen Prinzessin den drohenden Konflikt der habsburgischen Dynastie mit dem Haus Valois beschwören zu können. Im Hintergrund standen freilich höchst persönliche Interessen; der alte Herrscher fürchtete durch die Ansprüche seines älteren Enkels von Neuem aus seiner spanischen Machtstellung gedrängt zu werden. Aber Kaiser Maximilian hielt bei aller Zerfahrenheit seiner Politik doch an dem großen Gedanken fest, die immer wachsende Habsburgische Erbschaft in eine Hand zu legen. Daß Ferdinand einen Tag vor seinem Tode († 23. Januar 1516) sich dem kaiserlichen Wunsch bequemte und sein Testament zu Gunsten Karls änderte, geschah unter dem Druck der gewaltigen Erfolge, die den jungen König Franz von Frankreich wie mit einem Schlag zum Herrn der Situation zu machen schienen. Soviel war gewiß, den unvermeidlichen Entscheidungskampf mußte die spanisch-habsburgische Macht mit gesammelten Kräften aufnehmen, denn auch der

Digitized by Google

französische Ehrgeiz suchte auf den italienischen Schlachtfeldern nicht nur die Herrschaft über einen Teil der Halbinsel, sondern die Hegemonie über Europa.

In anderer Weise als die Spanier hatten die Franzosen die gleiche Überzeugung von einer Superiorität ihrer Nation über die andern erlangt. Nicht minder kriegerisch angelegt, voll stolzer Erinnerungen an die Kreuzzüge, an die französischen Fürstenhöfe im Orient und in Griechenland, fühlten sie sich dabei als die eigentlichen Schöpfer und Pfleger der geistlich-ritterlichen Kultur. Nicht ohne Grund hat im XII. Jahrhundert ein feiner Beobachter, Johann von Salisbury, die Franzosen als die civilisirteste Nation gepriesen. Aus der furchtbaren Krisis des hundertjährigen Kriegs, der Kämpfe mit England und Burgund, erhob sich ein wahrhaft nationales Königtum. Während die spanischen Reiche noch getrennt und dem Anschein nach in innerer Auflösung begriffen, während England vom entsetzlichsten Bürgerkrieg zerfleischt und das deutsche Reich in völlige Ohnmacht gesunken war, konnte bereits Karl VII. jene berühmten Ordonnanzen (1439) erlassen, die der französischen Krone die Verfügung über ein stehendes Heer und eine ständige direkte Steuer zusprachen und mit Recht als eine förmliche Grundlegung des modernen Staats betrachtet worden sind. Allerdings hatte sein Sohn und Nachfolger Ludwig XI., als Politiker Ferdinand dem Katholischen vollkommen ebenbürtig, noch harte Proben zu bestehen, bis die Monarchie vor der Unbotmäßigkeit der großen Vasallen und insbesondere vor dem gefährlichen Ableger des französischen Königshauses, dem burgundischen Nachbarstaat einigermaßen gesichert war. Ludwig vermochte nicht wie Ferdinand sein Ziel allein mit einheimischen Kräften zu erkämpfen; hauptsächlich der Verbindung mit der Eidgenossenschaft dankte die französische Krone ihre Rettung aus den dringendsten Gefahren. Daß die großen Fürstenhäuser des Reiches rasch nach einander ausstarben, war eine unberechenbare Nachhülfe des Glücks. Und friedlicher als in Spanien oder auch in Deutschland gestaltete sich dann das Verhältniß der Stände, des Klerus, Adels und Bürgertums. Von einer bedrohlichen Gährung in den unteren Klassen ist hier nichts zu spüren; in der Leichtigkeit, womit das Aufsteigen von einem Stande in den nächsthöheren erfolgen konnte, sah ein italienischer Politiker das glücklichste Schutzmittel gegen jede ernste soziale Unzufriedenheit. Eine Reihe von obersten Gerichtshöfen, die Pflanzschule eines einflußreichen Amtsadels, sorgte für das Bewußtsein der Rechtssicherheit, das in Deutschland so schmerzlich vermißt wurde. Mit Rücksicht auf diese Parlamente erklärte Machiavelli Frankreich für eine Art von Musterstaat, in welchem eine starke Monarchie am Glücklichsten mit der Achtung vor dem Gesetz vereinigt sei. Von einer übermäßigen Centralisation, von einer „viehischen Servitut" konnten allenfalls deutsche Zeitgenossen reden, denen jede auf Kosten irgendwelcher Privilegien gewonnene staatliche Organisation ein Gräuel war. Tatsächlich hat Ludwig XI. die Eigenart der verschiedenen Teile des Reichs möglichst geschont. Aber freilich nach außen erschien die französische Nation geeinigt und auf den Wink ihres Königs ge-

Digitized by Google

wärtig, zumal wenn der königliche Wille auf Mehrung des Reichs und des nationalen Ruhms gerichtet war. Der Gedanke, daß die Kaiserkrone auf Frankreich übergehen müsse, lebte in den Köpfen; hatte doch schon Philipp III. mit Rudolf von Habsburg rivalisirt, Philipp IV. seinen Bruder Karl von Valois nach dem Tod Albrechts I. als Troncandidaten aufzustellen versucht. Als im XIV. Jahrhundert die Franzosen das Papsttum nicht mehr aus der Hand geben wollten, schrieb einmal Papst Urban VI., diese Nation würde am liebsten nicht nur Papsttum und Kaisertum, sondern die Weltmonarchie für sich fordern. Die nächsten Gegenstände französischer Eroberungslust lagen natürlich in Deutschland und Italien. Es entsprach gewiß nur einem allgegemeinen und berechtigten Zug zu großen nationalen Bildungen, wenn etwa Lyon oder die Provence, die ja von Rechtswegen Glieder des heiligen römischen Reichs waren, zu dem stammes- und sprachverwandten Frankreich geschlagen wurden. Aber die Franzosen dachten so wenig wie vormals die Deutschen sich mit solchen Elementen von natürlicher Zugehörigkeit zu begnügen; gleichzeitig mit dem festeren Zusammenwachsen der Nationen spukte immer noch das alte Gelüste, nur möglichst viel, gleichviel welcher Herkunft, unter eine Krone zu bringen. Karl VII. und sein Sohn nahmen im Jahr 1444 gestützt auf das Prinzip der natürlichen Grenzen das linke Rheinufer für Frankreich in Anspruch. Bei der kläglichen Ohnmacht des Reichs war für Deutschland die vorübergehende Erhebung der burgundischen Monarchie ein wahres Glück; diese vom französischen Königshaus abgezweigte jüngere Linie wurde zur rechten Erbfeindin der Valois und schob sich mit ihrem raschen Wachstum zwischen Frankreich und Deutschland, beide bedrohend. Nach dem Ausgang Karls des Kühnen gelang es Ludwig XI. doch nicht das gesammte Erbe dieser betriebsamen burgundischen Staatskunst an sich zu reißen; Frankreich mußte sich im Frieden zu Senlis (1493) mit dem Herzogtum Burgund begnügen. In der nächsten Zeit kehrte sich dann die Aufmerksamkeit der Franzosen mehr von der burgundischen Erbschaft ab und richtete sich nach Italien, nach dem alten Reich der Normannen und der Anjous. Mit der ganzen Phantastik des Mittelalters sah sich Karl VIII. bereits als den erwählten Helden der Christenheit, in Konstantinopel und Jerusalem. Die Eroberung von Neapel sollte der erste Schritt zur französischen Weltherrschaft sein.

Hier trafen aber die französischen mit den spanischen Interessen auf das Empfindlichste zusammen. In Süditalien hatten die Aragonesen, aus ihrer spanischen Abgeschiedenheit heraustretend, seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts Fuß gefaßt. Sizilien und Sardinien gehörten dem Hauptstamm der Krone Aragon; der große Alfonso V. († 1458) hatte seinen übrigen Kronen die von Neapel hinzugefügt, aber seinem Bastard Ferdinand hinterlassen. Gegen diese illegitime Dynastie suchte nun Karl VIII. das alte Recht der Anjous geltend zu machen. Sein italienischer Feldzug im Jahr 1494 führte ihn siegreich durch die Halbinsel nach Neapel, aber hinter dem Rücken des Siegers erstand eine Liga von italienischen und ausländischen Mächten,

Digitized by Google

deren Seele trotz eines kürzlich mit Frankreich geschlossenen Bündnisses Ferdinand der Katholische war. Karl VIII. mußte weichen; die französische Politik gab deshalb Italien keineswegs auf. Nur setzte sein Nachfolger Ludwig XII., Sohn des Herzogs von Orleans, zunächst auf einem andern Punkte ein; die alten Ansprüche der Visconti, von denen Ludwig durch seine Großmutter abstammte, wurden hervorgesucht, um die Sforza aus Mailand zu vertreiben, wo sie seit 1450 herrschten. Herzog Lodovico der Mohr, ein echter Sohn der Renaissance, der aber sein politisches Hazardspiel mit allzugroßer Verwegenheit betrieb, büßte dafür, daß er zuerst die Franzosen über die Alpen gerufen hatte. Im September 1499 war Mailand französisch; auch Genua beugte sich dem Sieger. Es war der Augenblick, als Maximilian sich in seinen unglücklichen Krieg mit den Eidgenossen verwickelt hatte. Bei der unvermeidlich gewordenen Teilung Italiens, dessen einheimische Gewalten durch Uneinigkeit gelähmt waren, schien Frankreich den Löwenanteil sicher zu haben. Da wußte der alte spanische Fuchs die Franzosen aufs Neue gründlich zu prellen. Während scheinbar ganz Europa für einen Kreuzzug gegen die Türken, zum Schutz Italiens in Bewegung gesetzt wurde, vertrugen sich Spanien und Frankreich über eine Teilung Neapels; gleichzeitig stellte die Verlobung zwischen Ferdinands Enkel, dem einjährigen Prinzen Karl, und Claudia der Tochter Ludwigs XII. eine weitere Lösung der italienischen Frage in Aussicht, denn bei der Vermählung sollte einst dem jungen Paar das Herzogtum Mailand zufallen. Als Neapel mit leichter Mühe dem illegitimen Aragonesen Federigo entrissen und in den Händen der Verbündeten war, kam es in kürzester Frist unter den neuen Herren zum Streit. Der große Kapitän der Spanier, Gonzalo de Cordova, behielt schließlich mit seinem unerschütterlichen Fußvolk das Feld. Ferdinand der Katholische war und blieb König beider Sizilien.

Seither concentrirten sich die Züge und Gegenzüge der europäischen Politik anderthalb Jahrzehnte hindurch hauptsächlich auf Oberitalien. Einen ganz wesentlichen Einfluß übte die im Jahr 1503 erfolgte Erhebung des Cardinals Rovere auf den heiligen Stuhl. Nachdem Alexander VI. eben in dem Augenblick gestorben war, als er seinem Sohn Cäsar vornehmlich mit französischer Unterstützung ein mittelitalienisches Königreich zu schaffen dachte, fiel das Papsttum in die Hand eines Politikers, der sich nicht die Versorgung von Kindern und Verwandten, sondern die Sicherung des Kirchenstaats als Hauptaufgabe stellte. Julius II., von den Italienern als Patriot gefeiert, hatte doch vor allem die Interessen seiner weltlichen Herrschaft im Auge, als er im Widerstreit der großen Mächte kühn die Initiative ergriff. Seiner Anregung entstammt jene Liga von Cambrai (1508), die gegen die Republik Venedig Frankreich, Spanien, den Kaiser und den Papst, natürlich unter dem frommen Vorwand eines Türkenkriegs, bewaffnete. Die stolzeste Signorie der Welt, in der Levante durch die osmanische Macht zurückgedrängt, hatte sich auf italienischem Boden nach Ersatz umgesehen und rücksichtslos zugegriffen,

Digitized by Google

im Mailändischen wie in Friaul, in der Romagna, an der apulischen Küste. Auch in kirchlichen Fragen war die Curie mehr als einmal auf den unbeugsamen Trotz dieser selbstherrlichen Aristokratie gestoßen, die in unverhülltem Hochmut auf alle Nichtvenezianer herabsah und ohne jeden Skrupel sich mit den Türken auf guten Fuß zu stellen suchte. Es sah beinahe wie eine Art Kreuzzug aus, als eine Coalition monarchischer Gewalten sich gegen die gottlosen Republikaner, die weder Christen noch Türken seien, in Bewegung setzte. In den süddeutschen Reichsstädten teilte man den Haß des Kaisers gegen das Krämervolk von S. Marco keineswegs; während Maximilian, von Frankreich angereizt, von einer völligen Zerstörung der Stadt Venedig träumte, ließ man in Schwaben Truppenwerbungen für die Signorie vor sich gehen. An der überraschenden Widerstandskraft des schwer bedrängten Staats, an der Treue seiner festländischen Untertanen und an der geheimen Zwietracht der Gegner scheiterte der Angriff, doch verlor die Republik ihre Erwerbungen in der Romagna und in Apulien. In raschem Wechsel fanden sich der Papst, Spanien und England mit Venedig in der sogenannten „heiligen Liga" zusammen (1511), während Maximilian hartnäckiger als sonst an seinem Bündniß mit Frankreich festhielt, um es freilich dann zu verlassen, als die Franzosen eben gegen Rom vordrangen. In der Schlacht von Ravenna (April 1512) zahlten die Franzosen ihren Sieg mit dem Verlust des tapfern Führers Gaston de Foix; das kleine antipäpstliche Concil, das sie erst in Pisa (1509) und später in Mailand vereinigt hatten, wurde durch die Eröffnung eines päpstlichen Concils im Lateran vollends zu nichte gemacht und Mailand selbst kam in die Gewalt der Schweizer, die den Sohn des vertriebenen Herzogs Lodovico, Massimiliano Sforza zurückführten. Wer eigentlich allein Vorteil aus den jahrelangen blutigen Kämpfen zog, war Julius II. Der Kirchenstaat wurde nicht nur in seiner bisherigen Ausdehnung wieder hergestellt, sondern durch Modena, Reggio, Parma und Piacenza vergrößert. Dagegen kam es dem Papste trotz seines angeblichen italienischen Patriotismus nicht darauf an, dem Kaiser, an dessen Beitritt zum lateranischen Concil ihm viel gelegen war, venezianische Städte wie Verona und Vicenza preiszugeben und dadurch die Republik an die Seite Frankreichs zu treiben. Aber der Stern Frankreichs war im Sinken; noch im Jahr 1512 entriß Spanien mit englischer Unterstützung den Franzosen die südliche Hälfte des Königreichs Navarra und im nächsten Jahr wurden sie von den Schweizern bei Novara, vom Kaiser und den Engländern in der „Sporenschlacht" bei Guinegate geschlagen. Ihre Bundesgenossen die Venezianer erlagen bei Bassano, die Schotten, die in England eingedrungen waren, bei Floddenfield.

Seit langer Zeit waren die Aussichten der Habsburger nicht so glänzend gewesen, wie damals. Aber Frankreich wich nur für den Augenblick zurück, ohne Italien aus den Augen zu verlieren. Ludwig XII. hatte sich mit dem Papst, mit Spanien und England vertragen und dachte eben wieder über die Alpen zu gehen, als ihn der Tod überraschte (1. Januar 1515). Die

Digitized by Google

Krone fiel an seinen jungen Vetter Franz von Angoulême, der sogleich den Titel eines Herzogs von Mailand annahm und in Italien keinen Julius II. mehr zu fürchten hatte. Der neue Papst, Leo X., baute freilich auf seine echt mediceische Schlauheit, kraft deren er aus dem Widerstreit der großen Weltmächte ein mittelitalisches Reich für seinen Bruder Julian in Sicherheit zu bringen hoffte, aber diese musterhaft treulose und ehrlose Politik wurde zunächst durch das stürmische Vorgehen des jungen Königs über den Haufen geworfen. Am 13. und 14. September 1515 fielen die Würfel bei Marignano; es war nach der Versicherung eines alten Kriegsmannes ein „Gigantenkampf", gegen den die Schlachten der jüngstvergangenen Zeit wie Kinderspiel erschienen. Dieser Sieg über die allgefürchteten Schweizer zerstörte zunächst einen Teil der Errungenschaften Julius' II.; Parma und Piacenza mußte der Kirchenstaat an Mailand herausgeben. Dennoch wußte der geriebene Papst mit dem jungen Sieger fertig zu werden; sie verständigten sich zu Bologna über die Beseitigung der pragmatischen Sanktion durch ein Konkordat, welches dem König die Besetzung der französischen Bistümer uud Abteien, dem Papst den Bezug der Annaten zusprach, und Leo erhielt außerdem Frankreichs Garantie für den Kirchenstaat und die Herrschaft seiner Familie in Florenz sowie freie Hand für die ganz rechtswidrige Verjagung des Herzogs von Urbino, eines Rovere, dessen Staat er für seinen Neffen Lorenzo einzog. Dies hinderte ihn freilich nicht, den Kaiser, der im Jahr 1516 einen letzten italienischen Feldzug gegen Frankreich und Venedig wagte, mit Geld und Truppen zu unterstützen. Aber Maximilians Unternehmen fand bekanntlich damit ein rasches Ende, daß der kaiserliche Feldherr plötzlich wieder über die Alpen zurückzog und seinerseits mit dem französischen Gegner Fühlung suchte.

Daß Franz I. seinen gewaltigen Sieg nicht sogleich energisch verfolgte, zeigt doch deutlich, wie wenig er sich im Rücken sicher fühlte. Damals begann auf die europäischen Verwickelungen eine Macht mehr und mehr Einfluß zu gewinnen, deren klug geleitete Politik dazu berufen schien die mit König Ferdinands Tod entstandene Lücke auszufüllen. Bisher hatte die überlegene Staatskunst des Aragonesen jeder ernsthaften Beeinträchtigung des Gleichgewichts zwischen den Mächten der Christenheit die Spitze abgebrochen und in dem fortwährenden Wechsel der Bündnisse und Feindschaften bald hier bald dort nachhelfend oder abschwächend eingegriffen. Jetzt übernahm England die Rolle gleich einer Vorsehung über den continentalen Wirren das Zünglein der Wage zu regieren. Rascher noch als Frankreich und Spanien hatte sich der Inselstaat aus der ärgsten inneren Zerrüttung zu der gefestigten Ruhe eines straff monarchischen Regiments emporgearbeitet. Im Jahr 1485 endigte die Schlacht bei Bosworth und der Untergang Richards III. jene dreißigjährige Vendetta der großen Geschlechter, in deren Verlauf fast das ganze Königshaus und ein guter Teil der hohen Aristokratie vernichtet worden war. Heinrich Tudor, durch seine Großmutter, die Wittwe König Heinrichs V., mit den Lancasters verbunden, mit Elisabeth von York vermählt, brach die

Digitized by Google

Unbotmäßigkeit des Adels durch den furchtbaren Gerichtshof der Sternkammer, auch eine Art von königlichem Wohlfahrtsausschuß, dessen Mitglieder durch dieselbe Unverletzlichkeit geschützt wurden wie die Majestät selber. Das Parlament trat völlig in den Hintergrund; trotzdem und trotz eines nicht geringen Steuerdrucks gewöhnte sich das englische Volk an ein Regiment, das ihm die lang entbehrte Ruhe sicherte. Schon unter Heinrich VII. begann es seinen Kampf gegen die drückende Herrschaft der Hansa; es war ein Vorzeichen der kommenden englischen Handelsgröße, als im Jahre 1497 der Venezianer Cabot unter englischem Banner an der Küste von Nordamerika landete. Die junge spanische Monarchie suchte eben damals engste Verbindung mit der neuen englischen Dynastie, wie sie mit Portugal und mit Habsburg angebunden hatte. Es war die Besorgniß vor Frankreich, die zu solchen Annäherungen trieb. Ferdinands jüngste Tochter Katharina wurde 1501 dem Prinzen von Wales Arthur vermählt, nach dessen frühzeitigem Hinscheiden (1502) mit dem neuen Thronfolger Heinrich verlobt, ohne daß sich doch Heinrich VII. ganz in die Hände Spaniens gab. Als er starb (1509), vollzog der junge König Heinrich VIII. sofort seine Vermählung mit der Infantin und die folgenden Jahre sahen ihn unter den Gegnern Frankreichs, aber schon 1514 vermählte er seine Schwester Maria mit König Ludwig XII. Die plötzliche Wiedererhebung Frankreichs durch Franz I. drängte dann zur Zusammenfassung aller nichtfranzösischen Elemente. In diesem Augenblick starb Ferdinand der Katholische; weder sein jugendlicher Enkel noch dessen Ratgeber wären im Stande gewesen mit der Sicherheit und Autorität des Aragonesen aufzutreten. Damit war der englischen Politik im eigenen Interesse die schwierige Pflicht vorgezeichnet darüber zu wachen, daß die continentalen Machtverhältnisse nicht allzu einseitig verschoben würden. Der Leiter dieser Politik, Thomas Wolsey, Erzbischof von York, Cardinallegat und Lordkanzler, war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen und dachte erst der Schiedsrichter Europas, dann Papst zu werden.

Die Verhandlungen und die sehr ephemeren Abschlüsse der nächsten Jahre, die wenigstens seit dem unglücklichen letzten Feldzug des Kaisers die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zwischen den Mächten hinauszuschieben dienten, machen eigentlich den Eindruck reiner Spiegelfechtereien, zumal wenn wir noch die Komödie des lateranischen Concils und des angeblichen Kreuzzugs gegen die Türken in Betracht ziehen. Zunächst schien im Jahr 1516 alles sich günstig für Frankreich anzulassen. Insbesondere der junge König Karl von Spanien oder vielmehr der Mann, der ihn beherrschte, Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres suchte zum Schrecken Englands und des Kaisers die französische Freundschaft mit einer Beharrlichkeit, die in dem Vertrag zu Noyon (13. August) ihr Ziel freilich um einen hohen Preis erreichte. Die französischen Ansprüche auf Neapel wurden auf Luise, die neugeborene Tochter Franz I., übertragen, mit deren Hand Karl diese Rechte als Mitgift erhalten sollte. Der junge Fürst war schon mehr als einmal verlobt gewesen, in

Digitized by Google

Cardinal Wolsey. Nach dem Kupferstich von J. Houbraken; (1698—1780).

Digitized by Google

seinem zweiten Lebensjahr mit einer Tochter Ludwigs XII., später mit Maria von England, die aber statt dieses jugendlichen Bräutigams den alten Franzosenkönig heirathen mußte, dann mit der zweiten Tochter Ludwigs XII., Renée, die auch diesmal wenigstens als Reservebraut für alle Fälle aufgehoben wurde. Eben so windig wie diese Bestimmungen des Vertrags war Karls Zusage die Königin von Navarra nach den Anforderungen der Vernunft zufrieden zu stellen. Es schadete nicht, daß im Oktober zur Abwechselung ein Bündniß gegen Frankreich zwischen Papst, Kaiser, Spanien und England abgeschlossen wurde. Im Dezember trat vielmehr der Kaiser zu Brüssel dem Vertrag von Noyon bei; wie er vor zwei Jahren Modena um 40 000 Dukaten dem Papst verkauft hatte, so verstand er sich jetzt dazu seine letzte italienische Eroberung, Verona, gegen 200 000 Dukaten an Venedig herauszugeben, wenn gleich zur Wahrung seiner Ehre nicht unmittelbar. Fast gleichzeitig war der Abschluß eines ewigen Friedens zwischen Frankreich und den Schweizern erfolgt, wovon dann freilich ein Teil der Kantone wieder zurücktrat, aber die Mehrheit blieb auf französischer Seite. So herrschten nunmehr unbestritten Frankreich und Venedig in Oberitalien. Denn der geheime Vertrag, worin Franz und Maximilian zu Cambrai (März 1517) eine Teilung fast des gesammten oberen und mittleren Italiens zwischen Frankreich und einem der kaiserlichen Enkel verabredeten, war nur eine französische Finte, wohl auf die bekannte Leichtgläubigkeit des Kaisers berechnet.

Noch einmal trat in diesem Augenblick scheinbar das Papsttum an die Spitze jener Christenheit, deren Name in Wirklichkeit ein bloßer Deckmantel für sehr verschiedenartige Interessen geworden war. Am 16. März 1517 schloß das lateranische Concil seine Sitzungen, die sich seit dem Mai 1512 hingezogen hatten, ohne einen andern nennenswerten Erfolg als die Beilegung des französischen Schismas herbeizuführen, das ja eigentlich auch nur politischen Motiven gedient hatte. Neben der Aufhebung der pragmatischen Sanktion von 1438 und der Bekräftigung der Bulle Unam sanctam wurde allerdings auch über die Reformation der Kirche verhandelt und z. B. die privilegirte Stellung der Mönchsorden zu Gunsten der bischöflichen Gewalt eingeschränkt, manche ältere Bestimmung über gewissenhafte Besetzung der Pfründen, über Diöcesansynoden erneuert. Aber im Ganzen und Großen blieben diese Reformdekrete eben so eine bloße Form, wie die Zusage Leo's X. in der von ihm beschworenen Wahlcapitulation, daß er die Curie an Haupt und Gliedern reformiren werde. Die einzige dogmatische Erklärung des Concils, wonach jeder Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele unzulässig sein sollte, war allerdings als Protest gegen die heidnischen Anwandlungen der Renaissancephilosophie gemeint, machte aber doch in ihrer Fassung schon auf die Zeitgenossen den Eindruck einer Taktlosigkeit. Auch gegen die Druckerpresse wollte man die Kirche durch allgemeine Einführung einer geistlichen Büchercensur schützen. Es ist wie eine Art von weltgeschichtlicher Ironie, daß die feierliche Schlußrede eines italienischen Bischofs gerade das Evangelium als

Digitized by Google

den Urquell aller Lehre und Heiligkeit zu verherrlichen wagte; die evangelische Wahrheit zu verkünden seien alle Geschöpfe berufen — „das Evangelium, ich sage das Evangelium".

Es gemahnt an längst vergangene Zeiten, daß die Väter des Concils einen Kreuzzug der gesammten Christenheit gegen die Türken beschlossen und der Papst sich anschickte, an die Spitze dieses Unternehmens zu treten. Ein fünfjähriger Waffenstillstand sollte alle Streitigkeiten der Mächte sistiren, das Schiedsrichteramt dem Papst und den Cardinälen zufallen. Seltsam genug sah in der Nähe betrachtet die Herrschaft dieses Papstes aus, der sich seinen großen Vorgängern gleich den europäischen Staaten als Obmann aufdrängen wollte. Im Sommer 1517 hatte er einen Cardinal, der ihm nach dem Leben getrachtet, hinrichten lassen, ein paar Mitwisser aus dem hohen Collegium bis aufs Blut geschätzt, die Ernennung von einunddreißig neuen Cardinälen durchgesetzt, die ihm Hunderttausende von Dukaten eintrug. Die rasende Verschwendung des Papstes für seinen Haushalt, ein neuer Krieg mit dem verjagten Herzog von Urbino, die Vermählung des päpstlichen Neffen Lorenzo mit einer französischen Prinzessin, das alles verschlang unglaubliche Summen. Nun sollten die alten Mittel, Türkensteuer und Ablaß, herhalten. Alle Vernünftigen mußten im Grunde der Meinung König Heinrichs VIII. sein, der dem venezianischen Gesandten gegenüber den Türkenkrieg für ein Ding der Unmöglichkeit erklärte, „so lange unter den christlichen Mächten solcher Verrat herrscht, daß es ihr einziger Gedanke ist, sich gegenseitig zu verderben". Die Venezianer beeilten sich, einstweilen ihren Frieden mit der Pforte zu erneuern und den Sultan über den Gang der Kreuzzugsverhandlungen zu unterrichten. Wirkliches Interesse am Türkenkrieg hatte, wenn wir von den abenteuerlichen Wünschen des Kaisers absehen, wohl nur Franz I., aber es kam doch am 2. Oktober 1518 nur zu einem zunächst französisch-englischen Friedensbund und Scheinvertrag über den Kreuzzug, hinter dem sich die inzwischen vollzogene Annäherung Englands an Frankreich verbarg. Heinrichs VIII. Tochter Maria wurde mit dem kleinen Dauphin verlobt und das noch von England besetzte Tournai fiel gegen eine hohe Entschädigungssumme an Frankreich zurück. Nur zögernd erklärten Spanien und der Papst ihren Beitritt zu dem Friedensbund. Es war die Politik Wolsey's, die zunächst über alle kriegerischen Gedanken triumphirt und dabei wesentliche Vorteile für England erreicht hatte. Die vorausgegangenen Entwürfe und Vorschläge zum orientalischen Krieg behielten einen rein akademischen und für die Pforte ungefährlichen Charakter. Am Weitesten hatte sich auf diesem seinem Lieblingsfeld Maximilian herausgewagt. Das großartig phantastische Projekt, das er als Schirmvogt des heiligen Stuhls, Haupt der weltlichen Fürsten und „bester Kenner des Kriegswesens unter ihnen allen" in Anregung brachte, nahm einen dreijährigen Feldzug in Aussicht; er selbst wollte im ersten Jahr mit deutschen Landsknechten nach Afrika, im zweiten über Algier nach Alexandrien ziehen und im dritten mit den andern christlichen Heeren zusammen Konstantinopel und

Digitized by Google

das heilige Land erobern. Diese und andere Teilungen des osmanischen Reichs blieben natürlich auf dem Papier. Aber Papst Leo fand es immerhin angezeigt, sein Entzücken über die „wunderbare Einmütigkeit" der christlichen Mächte zu äußern und dem alten Kaiser durch einen Legaten den geweihten Helm und Degen überreichen zu lassen. Dies geschah am 1. August 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg. Um den völligen Mißerfolg des päpstlichen Aufrufs an die deutsche Nation zu würdigen, müssen wir den Blick zurückwenden auf die innere Lage des Reichs, das von wildester Anarchie zerfleischt und der Fremdherrschaft entgegenreifend wirklich nicht in der Verfassung war, sich der Christenheit zur Verfügung zu stellen.

Es war eine Fiktion, wenn Papst und Kaiser sich geberdeten, als stehe man noch im Zeitalter Bernhards von Clairvaux und Friedrich Barbarossas. Aus den hohen Worten der beiden Häupter der Christenheit hörten die deutschen Reichsstände nur die Geldforderung heraus. Zum Reichstag von 1518 erschien eine anonyme Warnungsschrift an die deutschen Fürsten: Deutschland werde sich doch hoffentlich nicht durch diese elenden Kunstgriffe der Florentiner täuschen lassen; nicht in Asien, sondern in Italien habe man den Türken zu suchen; weder gegen die Ungläubigen noch für die neue Peterskirche, sondern nur für den Nepoten Lorenzo seien Zehnten und Ablaßgelder bestimmt. Aber auch die Absichten des Kaisers wurden in Zweifel gezogen. Der Cardinallegat Cajetan suchte vergebens durch die Behauptung zu wirken, der römische Stuhl wolle von der geforderten Steuer, dem Zehnten des Jahreseinkommens von den Geistlichen, dem Zwanzigsten von den Weltlichen, dem Fünfzigsten von den armen Leuten, ganz und gar nichts für sich haben, vielmehr die volle Verfügung den Deutschen überlassen. Daß der Kaiser die Verweigerer mit Acht und Bann bedrohte, konnte das Mißtrauen nur steigern. Die Eventualbewilligung der Stände, es solle für die nächsten drei Jahre jeder Communikant jährlich mindestens einen Zehntelgulden erlegen, sah wirklich aus wie ein Hohn auf die römische Forderung. Dafür bekam der Legat die unliebsamsten Dinge zu hören; es zeigte sich, daß die deutsche Nation zwar von dem Lateranconcil sehr wenig Notiz genommen, aber ihre alten Beschwerden gegen die Mißwirtschaft der Curie deshalb nicht vergessen hatte. Das schamlose Treiben der Kurtisanen, die mannigfaltigen Formen der Gelderpressung, Annaten, Palliengelder, Confirmationen, Expektanzen, Reservationen und wie sie alle hießen wurden in der Antwort der Stände und noch weit schonungsloser in einer Denkschrift des Bischofs und Klerus von Lüttich hervorgehoben und charakterisirt; Raub und Diebstahl nannten die Lütticher diese curiale Praxis, wodurch an Stelle so vieler trefflicher deutscher Männer Eseltreiber, Lotterbuben und Rabulisten zu den Pfründen gelangten. In der Erbitterung gegen Rom wenigstens schienen die deutschen Stände einig zu sein; die Sache Luthers, der ja während des

Digitized by Google

Reichstags vor Cajetan stand, übte wohl noch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Versammelten, aber es war doch ein mahnendes Zusammentreffen. Und mit besonderem Nachdruck verwiesen die Stände auf die im Reich vorhandene Gährung, auf die gefährliche Stimmung des gemeinen Mannes, der in seinem unverkennbaren Notstand den fortwährenden Abfluß deutscher Gelder nach Rom scharf ins Auge zu fassen beginne: Kurz, die altertümliche Eintracht von Kaiser und Papst erlitt eine vollständige Niederlage.

Aber auch sonst mußte Maximilian am Ende seiner Tage die ganze Unsicherheit der durch alle Reformbemühungen wenig veränderten Zustände schmerzlich empfinden. In einer durch den Reichstag veranlaßten Schrift wiederholt damals Hutten die schon oft gehörte Klage: „Freiheit nennen wir es, um das Reich uns nichts zu kümmern, dem Kaiser keine Folge zu leisten und uns ungestraft alles zu erlauben." Die Anklage des Ritters ist natürlich vor allem auf die Fürsten gemünzt, aber in Wirklichkeit wetteiferten damals Fürsten und Ritter im offenen Trotz gegen alle Ordnungen des Reichs, während das Kammergericht soeben wieder ins Stocken geriet, weil Niemand dafür zahlen wollte. Der ewige Landfriede stand allerdings längst auf dem Papier, aber es fehlte an jeder Exekution, falls nicht Interessen mächtiger Stände in Frage kamen. So konnte sich gerade in der letzten Zeit Maximilians das schmähliche Räuberhandwerk des niederen Adels mit einer Freiheit bewegen, als wäre das sogenannte Fehderecht niemals eingeschränkt, geschweige denn aufgehoben worden. Aus diesen Kreisen und in solcher Schule erwuchs jener pfälzische Heros des absterbenden Rittertums, der sich vom gewöhnlichen Raubritter bis zum großen Condottiere heraufarbeitete und als gefürchteter Parteigänger in die wichtigsten Fragen der Nation gezogen wurde. Ein paar kühn aufgenommene Fehden, gegen die Stadt Worms und den Herzog von Lothringen, begründeten seinen Ruf, obwohl abgesehen vom Ausplündern und Totschlagen reisender Bürger und von entsetzlicher Verwüstung des flachen Landes militärisch nichts Besonderes dabei geleistet wurde. Er trotzte der Reichsacht, nahm Pension von Lothringen und von Franz I., dem er gegen jedermann, ausgenommen das Haus von der Mark, zu dienen gelobte. Vergebens suchte der Kaiser gegen den Ächter, dessen Frechheit immer mehr wuchs, die schwerfällige Maschinerie einer Reichsexekution in Gang zu bringen. Sickingen plünderte ungestört Kaufleute und Bauern, nahm, was er haben konnte, Waarenballen, Viehherden, Kirchenschätze und verhandelte schließlich als trotziger Machthaber mit dem Kaiser, der wie er meinte als erfahrener Kriegsmann sein Vorgehen gegen Worms gewiß gutheißen werde. Daß Maximilian trotzdem sich noch glücklich schätzte im Jahr 1518 den Ritter Frankreich abspenstig zu machen und zur Annahme kaiserlicher Pension zu bewegen, ist eben so bezeichnend wie das Auskunftsmittel, wodurch Sickingen sein Verhältniß zu Frankreich löste. Er raubte nämlich einige mailändische Kaufleute, damals französische Untertanen, aus. Der Ritter verherrlichte seine Aussöhnung mit Maximilian durch eine Denk-

Digitized by Google

münze, deren Inschrift dem Kaiser die gute Lehre gab, immer das Schwert dem Merkur, d. h. die Ritterschaft den Städten vorzuziehen. Gestützt auf seine guten Beziehungen zum Reichsoberhaupt widmete er sich erst recht seinem Handwerk. Im Jahr 1518 brandschatzte er mit einer kleinen Armee von 10000 Mann erst als Bundesgenosse eines ganz erbärmlichen Raubgesellen Schluchterer die Stadt Metz, dann den jungen Landgrafen Philipp von Hessen, für dessen Land diese Fehde auf die ganz kolossale Summe von 300000 Goldgulden zu stehen kam. Nebenbei wurde auch Frankfurt um einige Tausend Gulden leichter gemacht. Der Kaiser sah durch die Finger; konnte er doch nicht einmal gegen kleinere Landfriedensbrecher wie Götz von Berlichingen und seine fränkischen Helfershelfer die ausgesprochene Reichsacht zum Vollzug bringen. Daß er sich aber eines Mannes wie Sickingen zu versichern trachtete, erklärt sich durch einen Blick auf größere Gefahren, die gegen das Reich und das Haus Österreich heraufzogen.

Eben damals machte sich ein alter bisher unheilbarer Schaden der habsburgischen Stellung in den Niederlanden wieder recht empfindlich fühlbar. Es war ein von Karl dem Kühnen herstammendes Unrecht, das sich noch lange nachher an seinen Habsburgischen Erben rächte. Das Herzogtum Geldern hatte der Burgunder dem rechtmäßigen Landesherrn Adolf von Egmont gewaltsam entrissen, aber dessen kriegerischer Sohn, Herzog Karl, wußte sich den Habsburgern zum Trotz das väterliche Erbe wieder zu erringen und zu behaupten. Seit dem Jahr 1492 war dieser Herzog der unbequemste Nachbar für die habsburgischen Niederlande; selbst von brennendem Ehrgeiz erfüllt, mit französischer Unterstützung und gefördert durch den hartnäckigen Freiheitskampf der Friesen, die sich Jahrzehnte lang gegen Habsburg und gegen die ihnen aufgedrungene Erbstatthalterschaft der sächsischen Albertiner wehrten, hinderte er das Zusammenwachsen der nördlichen Niederlande und spottete immer wieder aller mit ihm getroffenen Vergleiche; wir werden sehen, wie seine Gelüste nach Jülich in die inneren Verhältnisse des Reiches eingegriffen und die Stellung des sächsischen Kurhauses beeinträchtigt haben. Nachdem er Franz I. auf das Schlachtfeld von Marignano begleitet hatte, erschien er 1517 mit seiner „schwarzen Bande" wieder in Holland und Friesland, brennend und plündernd. Neben ihm zählte Frankreich im Norden und Nordwesten des Reichs noch andere Pensionäre; wie schon Herzog Wilhelm von Jülich sich darum bemüht hatte, an Ludwig XII. „einen gnädigen König" zu erlangen, so neigte sein Schwiegersohn und Nachfolger Johann von Kleve auf die französische Seite, während im Norden Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und Graf Friedrich von Holstein in den Sold Franz' I. traten. Aber noch lebhafter mußte den Kaiser jene Wendung der Dinge in Süddeutschland berühren, die ihm einen seiner erklärten Lieblinge zu entziehen und dem Haus Österreich einen guten Teil seines schwäbischen Rückhalts zn kosten drohte.

Maximilian hatte einst im Jahr 1495 die Grafschaft Würtemberg zum Herzogtum erhoben, um die kaiserliche Stellung im schwäbischen Bund,

Digitized by Google

dessen eifriges Glied Graf Eberhard im Bart von jeher gewesen war, noch zu verstärken. Der Kaiser war dabei nicht ohne dynastische Hintergedanken; als er im Jahr 1498 die Absetzung des elenden Eberhard II. durch die Landstände guthieß, suchte er allerdings vergebens von diesen die Zusage zu erhalten, daß beim Aussterben des würtembergischen Mannsstammes das Herzogtum nicht, wie bisher festgesetzt war, ans Reich, sondern an einen österreichischen Fürsten fallen solle. Den minderjährigen Nachfolger, Herzog Ulrich (geb. 1487), erklärte Maximilian vor der Zeit für volljährig, nachdem er ihn durch eine jener beliebten frühzeitigen Verlobungen an Sabina, die Tochter Albrechts IV. von Baiern, gebunden hatte. Beide Maßregeln des Kaisers sollten so übel als möglich ausschlagen. Ulrich, ohne Elternhaus, unter der Hand ungeschickter Erzieher herangewachsen, völlig unreif zur Herrschaft gelangt, ließ nun der ungebrochenen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments freien Lauf, so daß er manchem noch „viel grimmer und seltsamer" erschien als sein geisteskranker Vater. Seine Gleichgültigkeit und Haltlosigkeit in politischen Dingen trat bald genug zu Tage; er schied aus dem schwäbischen Bund und wußte durch Kriege und luxuriöse Hofhaltung die übernommene Schuldenlast bis aufs Dreifache, fast eine Million Gulden, zu steigern. Dann ließ er sich zu der verhängnißvollen Maßregel einer Consumsteuer bereden, die im Jahr 1514 den oben erwähnten Aufstand des „armen Konrad" hervorrief. Spottend warfen die Bauern die verringerten neuen Gewichte ins Wasser, wenn sie schwimmen könnten, sollte der Herzog Recht haben. Unter dem Druck dieser Empörung mußte Ulrich trotz aller Selbstherrlichkeit sich in dem Tübinger Vertrag mit seiner Landschaft abfinden, die natürlich für die Schuldentilgung eine Ausdehnung und Sicherung ihrer Rechte, Garantien gegen neue Belastungen, willkürliche Kriegführung und Justiz, forderte und erhielt. Kaum war aber der Aufstand niedergeworfen, so verwickelte sich der junge Fürst in einen neuen schlimmen Handel. Eine schwärmerische Neigung zu der schönen Gemahlin seines Stallmeisters Hans von Hutten führte erst zu einer leicht erklärlichen Mißstimmung zwischen dem Herzog und seinem bisherigen Liebling, bis Ulrich sich soweit hinreißen ließ, den Ritter auf einer Jagd zu ermorden. Kurz nachher entfloh die Gemahlin des Herzogs in ihre bairische Heimat. Trotz der fortdauernden Freundlichkeit des Kaisers, der ihn sogar eben damals zu dem großen Hoftag nach Wien lud und ihm alle Gunst erwies, stand Ulrich vor der Welt gebrandmarkt da, als gemeiner Verbrecher und in seiner Familienehre beschimpft. Die von Hutten, mächtig unterstützt durch die Brandschriften ihres Verwandten, des jungen Humanisten, vereinigten ihren Haß mit dem Groll der Baiernherzoge; die Reichsacht gegen den widerspenstigen Fürsten konnte nicht ausbleiben, obwohl der Kaiser wenigstens den Ausbruch des Kriegs noch hinauszuschieben suchte und dem Herzog schließlich einen Vertrag aufnötigte, wonach dieser für sechs Jahre die Regierung förmlich an ein Regiment abzutreten versprach. Ulrich hielt den Vertrag natürlich nicht. Er hatte sich schon vorher mit durchschlagendem Erfolg an sein Volk

Digitized by Google

gewendet; er, der blutige Richter über den armen Konrad, wurde kaum ein paar Jahre später inne, mit welcher Treue der schwäbische Bauer an dem „rechten natürlichen Herrn" des Würtemberger Landes hing. Die drohende Haltung der Baiern und der fränkischen „Heckenreiter" genügte, um den ganzen Schwabentrotz wachzurufen und den nichtsnutzigen Herzog in eine Heldengestalt, einen Dietrich von Bern, zu verwandeln. „Die Bauern sind erwacht," heißt es in einem Lied und klingt es in andern wieder:

„Ich will dir die warheit sagen,
Welcher dir etwas tut,
Der muß ain pauren nemen beim har,
Ain frischer griener wasen
Muß sein unser aller bar."

Wie hatte sich doch Ulrich von Hutten verrechnet, als er in seiner zweiten Rede gegen den Herzog an die Freiheitsliebe der Schwaben appellirte, die solch ein blutiges Untier nicht über sich dulden würden. Der Herzog bot wirklich alles auf, um sich dieser Anhänglichkeit recht unwürdig zu zeigen und den Spottnamen „Herzog und Henker von Würtenberg" zu verdienen. Ein Hochverratsprozeß, den er gegen einige angesehene Amtleute eröffnen ließ, offenbarte seine volle Wildheit; nach seinem ausdrücklichen Befehl sollte der alte hochverdiente Vogt von Tübingen Konrad Breuning gefoltert werden, „so lang bis ihm darunter die Seel ausging", aber es bedurfte in der Tat der gräßlichsten und langwierigsten Qualen, bis man dem Greis das falsche Geständniß seiner Schuld entrissen hatte und ihm den Kopf vor die Füße legen konnte. Nochmals schleuderte der Kaiser auf dem Augsburger Tag von 1518 die Acht gegen den Frevler, mit dem bereits 1516 der umsichtige König Franz anzuknüpfen versucht hatte. Es konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der würtembergische Ächter nunmehr der habsburgischen Politik wie Karl von Geldern als Todfeind zu gelten habe. Und das in einem Augenblick, wo Maximilians dynastische Lebensarbeit, die Sicherung der habsburgischen Nachfolge im Reich, zum Abschluß kommen sollte. So mischte sich der Kampf der großen europäischen Interessen mit den kleinen Leiden der Reichspolitik. Denn immer noch war die Krone des heiligen römischen Reichs ein viel begehrtes Gut. Einmal konnte sich auch die nüchternste politische Denkart in jener Zeit gewisser phantastischer Reize nicht völlig erwehren. So verächtlich sich namentlich manche Italiener der Renaissancezeit über das herabgekommene Kaisertum der Barbaren und die unbefugte Nachäffung der römischen Imperatoren aussprachen, es gab doch unter den mächtigsten Fürsten wenige, die nicht gelegentlich nach dem freilich verblichenen Glanz dieser Krone sehnsüchtig hinüberschielten. Noch war die Idee der Weltmonarchie nicht völlig überwunden; es läßt sich begreifen, daß der letzte und gewaltigste Regent des internationalen burgundischen Staatswesens danach strebte, seine noch unfertige Schöpfung irgendwie mit der Krone des römischen Reichs zu vereinigen. Ganz abgesehen von dem Nimbus eines theokratischen Herrscher-

Digitized by Google

Digitized by Google

Turnier. Holzschnitt, 1509, 1

Digitized by Google

), von Lukas Cranach (1472—1553).

Digitized by Google

Digitized by Google

tums und von den mehr als ehrwürdigen Ansprüchen auf das ganze Gebiet des cäsarischen Erdkreises, auf Griechenland, Vorderasien und Nordafrika, boten sich dem Inhaber des Reichs, der zugleich den Rückhalt einer wirklichen Großmacht besaß, manche nicht zu verachtende Handhaben, um hier und dort z. B. in Italien mit dem Nachdruck und guten Schein eines rechtmäßigen Herrn einzugreifen. Aber das Entscheidende blieb doch immer die uralte Heiligkeit, die einmal dem Imperium und seinen Trägern im Glauben der Welt noch anhaftete.

Kaiser Maximilian hat gewiß niemals ernstlich daran gedacht, diese Würde seinem Haus entgehen zu lassen. Trotzdem scheute er sich nicht, die Aussicht auf die Nachfolge im Reich wiederholt als Köder zu benützen und scheinbar preiszugeben. So auf dem Wiener Congreß von 1515, als ihm alles daran lag, die beiden jagellonischen Könige für die Verlobung seines jüngeren Enkels Ferdinand und seiner Enkelin Maria mit den Kindern Wladislaws von Ungarn zu gewinnen. Dieser Verbindung zu Liebe arrogirte er den jungen ungarisch-böhmischen Tronerben Ludwig in das Haus Österreich und erklärte ihn nicht nur zum Vikar und Generalstatthalter, sondern auch nach seinem Tod zum rechten Erben des Reichs. Die beigefügte Aufforderung an die Kurfürsten, keinen andern zu wählen und zu krönen, durfte freilich nicht an ihre Adresse gelangen, denn das ganze wunderliche Aktenstück konnte nur bei Leuten wirken, die von den bestehenden Ordnungen des Reichs kaum eine Ahnung hatten. Aber im Jahr 1516 bot Maximilian die Kaiserkrone Heinrich VIII. an; trotz der sehr kühlen Aufnahme von englischer Seite wiederholte er seinen Vorschlag unermüdlich bis ins nächste Jahr. „Die englische Krone", schrieb ein Gesandter an Wolsey, „ist heutzutage höher geachtet als des Kaisers Krone sammt seinem ganzen Reich." Den etwas höflicheren Einwendungen eines andern englischen Vertreters begegnete Maximilian mit der Behauptung, für sich selbst habe er den ihm zustehenden Titel eines Kaisers von Konstantinopel ins Auge gefaßt. Natürlich wünschte der Kaiser zunächst weitere Geldunterstützung von England. Ernsthaft betrieb er freilich die Wahl seines Enkels Karl von Spanien erst, seitdem die Franzosen ihrerseits im Jahr 1517 die umfassendsten Vorkehrungen trafen, um sich der Kurstimmen für Franz I. zu versichern.

Wir sahen bereits, daß seit Jahrhunderten die Lust nach der Kaiserkrone in Frankreich rege war; ganz unter dem Eindruck jener alten Prophezeiungen von einem siegreichen Herrscher, der die Ungläubigen schlagen und die Christenheit wieder vereinigen sollte, zog Karl VIII. nach Neapel, wie er ja auch behauptete, die Rechte der Paläologen auf das Kaisertum des Ostens seien an die Krone Frankreich cedirt worden. Auch Franz I. hat wenigstens vom Türkenkrieg gesprochen, aber bei ihm gaben doch andere Gesichtspunkte den Ausschlag. Sehr verschieden von der Phantastik eines Karl VIII. zeigt sich dieser junge Monarch, der in Fragen der Politik nicht gezögert hat, sogar das in ihm lebendige Gefühl echter Ritterlichkeit völlig zu verläugnen. Nach

Digitized by Google

dem Kaisertum hat er energischer getrachtet als irgend einer seiner Vorgänger, vor allem um es nicht in die Hände eines mächtigen Rivalen fallen zu lassen. Außerdem mochte sich der neue Cäsar, wie er nach seinem Sieg über die „Helvetier" genannt wurde, als der Würdigste unter den sämmtlichen Monarchen erscheinen; sowohl für Frankreich als für seine Person war es zugleich eine Ehrensache, im Kampf um die höchste Würde der Christenheit nicht zu unterliegen. Alle Vorzüge und alle Fehler seiner Nation vereinigten sich in diesem kraft- und lebensvollen Herrscher, der nicht allein durch sein königliches Geblüt, sondern auch in jeder Äußerung seines Wesens als der Erste der Franzosen erschien. Geistreich, ohne gelehrt zu sein, ein wahrer Held der Jagden und Turniere wie Kaiser Maximilian, ein unverwüstlicher Genußmensch von echt gallischer Leichtfertigkeit, selbst Dichter und zugleich von der Herrlichkeit der italienischen Kunst ergriffen, so fühlte er sich mit seiner Nation, mit seiner Zeit aufs Innigste verwachsen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er den Tron bestiegen und Lorbeeren errungen, vor deren frischem Glanz der Ruhm aller andern fürstlichen Kriegsherren zu erbleichen drohte. Er war der geborene Kaiser, zumal wenn er auf den unreifen Mitbewerber herabsah, der sich in seinen Weg stellte. Durfte die Krone Frankreich vor der Krone Spanien, der königliche Valois vor dem burgundischen Prinzen, der Sieger von Marignano vor einer reinen Null das Feld räumen?

Allgemein galt der junge Erbe der burgundisch-habsburgischen Macht für eine höchst unbedeutende Persönlichkeit. Nicht mit Unrecht hat man eine ähnliche Befangenheit des öffentlichen Urteils gegenüber dem Prätendenten und Präsidenten Louis Napoleon zum Vergleich herbeigezogen. Aber Karl von Spanien hatte sich noch nicht einmal lächerlich, überhaupt kaum bemerklich gemacht. Es war eine von jenen Naturen, die sich langsam und schweigsam entwickeln, ohne das frühe Aufleuchten des Genius, doch nicht ohne das Gefühl einer Zukunft. Im Ritterspiel erschien der junge König mit der stolz bescheidenen Devise Nondum. Er hat sie nachmals mit dem selbstbewußten Plus ultra vertauscht.

Man hat den Kaiser Maximilian als den letzten deutschen Habsburger bezeichnet. Wirklich ist die Persönlichkeit seines Enkels ein recht augenfälliger Beweis für die Raschheit, womit durch mütterliches Blut der Charakter einer Familie sich von einer Generation zur andern umzugestalten vermag. Bei aller individuellen Verschiedenheit zeigen doch die älteren deutschen Habsburger eine gesunde nationale Derbheit und Gutmütigkeit, einen volkstümlichen Zug, der es nicht vergessen ließ, daß Graf Rudolf, ihr königlicher Ahnherr, der Hauptmann einer Reichsstadt und von höchst demokratischen Umgangsformen gewesen war. Nun kam aber durch Philipps des Schönen Gemahlin, die Tochter der frommen Königin Isabella, ein höchst krankhaftes Wesen in dieses Fürstengeschlecht; die Infantin Johanna, ebenso beschränkt als leidenschaftlich, wurde durch die Vermählung mit dem stattlichen und leichtlebigen Kaisersohn, den sie abgöttisch liebte, ohne ihn fesseln zu

Digitized by Google

können, vollends zur Beute eines bereits früher keimenden Wahnsinns. Von dem Vater Karls V. wissen wir nicht allzuviel; daß er nach einem venezianischen Bericht ungewandt in der Rede und langsam von Entschluß war, erinnert doch an die Art des Sohnes, auf den freilich die althabsburgische fast über-

König Franz I. von Frankreich. Anonymes gleichzeitiges Gemälde. Madrid.

triebene Leutseligkeit Philipps nicht übergegangen ist. Daß der junge Habsburger einem Gegner wie König Ferdinand zum Trotz seine Ansprüche auf das spanische Erbe zu wahren gewußt hat, ist sicher kein kleines Verdienst, daß er aber mit seiner Frau nicht leben konnte und ihrer fürchterlichen Eifersucht vielleicht manche Ursache gab, sehr verzeihlich. Denn nicht allein Philipp, auch ihre Eltern hatten Grund, über das bald stumpfsinnige, bald

Digitized by Google

gleich einer „afrikanischen Löwin" rasende Geschöpf sich zu entsetzen. Nachdem sie ihren Gemahl in Spanien wie im Ausland bei jeder Gelegenheit compromittirt hatte, offenbarte ihre Trauer um den Verstorbenen die äußerste Geisteszerrüttung. Sie zog mit seinem Leichnam im Land umher, im festen Glauben an die Behauptung eines dummen Mönchs, es sei einmal ein König vierzehn Jahre nach seinem Tod wieder lebendig geworden. Die tiefe Melancholie dieses unseligen Weibes ist nicht ohne Nachwirkung auf das Gemütsleben ihres ältesten Sohnes geblieben.

Karl war am 24. Februar 1500 zu Gent geboren und brachte seine Kindheit und erste Jugend in den Niederlanden zu, deren Regierung er mit dem Tod seines Vaters erbte und im Jahr 1515 als großjährig antrat. Ein Jahr später hinterließ ihm Ferdinand der Katholische, sehr gegen seinen Herzenswunsch, die beiden spanischen Kronen. Aber der junge Herr schien wirklich durchaus noch nicht fähig, einer so gewaltigen Aufgabe gerecht zu werden. Ohne die Wohltat eines freundlichen Elternhauses, doch zusammen mit drei Schwestern, wuchs das Kind unter der Obhut seiner Tante Margaretha, der Wittwe Herzog Philiberts von Savoien, heran. Seine Muttersprache war die französische; noch mit sechzehn Jahren konnte er kein Wort spanisch reden. Überhaupt suchte die niederländische Umgebung den Prinzen jeder spanischen Beeinflussung ängstlich zu entziehen. Einer aus ihrer Mitte, Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, wurde erst der Gouverneur, dann nach dem Urteil aller Beobachter der Beherrscher des jungen Fürsten, „der absolute König", wie ihn noch 1519 ein venezianischer Gesandter nennt. Er schlief in der Kammer seines Herrn. Es war niederländische Politik, wenn Chièvres und der Kanzler Sauvage vor allem ein gutes Verhältniß zu Frankreich aufrecht erhielten und zuweilen teuer bezahlten. Chièvres nahm sich dabei nicht einmal immer die Mühe, den Schein zu wahren; die völlige Abhängigkeit seines Zöglings, dessen öffentliches Auftreten stets den Eindruck hinterließ, als sei ihm jedes Wort seiner Rolle pünktlich einstudirt worden, erregte namentlich in Spanien den größten Unwillen. Aber das konnte doch nicht Chièvres allein in die Schuhe geschoben werden, daß schon an dem Knaben jener gemessene Ernst, jene Gravität der Haltung hervortrat, die ihn durchs Leben begleitet und seither einen stehenden Charakterzug der hispanisirten Habsburger gebildet hat. Ein andres Naturell hätte sich über den Druck einer elternlosen Kindheit und frühzeitig angelernter politischer Rücksichten hinweggesetzt. Dieser schwächliche junge Mensch, der bereits als epileptisch und kurzlebig verschrien wurde, war vollauf mit seiner körperlichen Entwicklung beschäftigt; er vermochte nur mühsam seiner Erscheinung jenen ritterlichen Anstrich zu verschaffen, der einmal für den Fürsten jener Tage ganz unerläßlich und für Kraftnaturen wie Franz I. und Heinrich VIII. freilich spielend zu erreichen war. Er saß wenigstens zu Pferde wie angegossen, als er endlich im Herbst 1517 zum ersten Mal spanischen Boden betrat. Neben den ritterlichen Übungen, denen er im Gefühl seiner Schwäche mit verdoppeltem

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl V.

Büſte im Muſeum zu Brügge.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eifer oblag, hatte seine wissenschaftliche Ausbildung nicht viel Raum gefunden. Aber in Sachen des Glaubens war er der echte Enkel der katholischen Isabella, ohne eine Spur von den rationalistischen Neigungen seines Großvaters Maximilian; Adrian von Utrecht, der nachmalige Papst, hatte seine religiöse Erziehung geleitet. Alles in allem erschien der junge Herrscher, als er nach Spanien hinüberging und zugleich in den ernstlichen Kampf um die Kaiserkrone eintrat, immer noch wie ein Idol — so nennt ihn einmal ein englischer Gesandter — oder wie eine Puppe der flandrischen Machthaber. Ein rechtes Gegenstück zu den robusten Gestalten der früheren Habsburger war dieser knabenhafte Jüngling, blondhaarig und blaß, mit großen stechenden Augen und vorspringendem Kinn, halb offenem Mund und hängender Unterlippe. Seine späteren Bildnisse tragen alle einen vornehm kranken Zug.

Das deutsche Geblüt, von dem Karls Anhänger so viel Wesens machten, hatte bei dem burgundischen Prinzen in Wahrheit keine Spuren zurückgelassen. Er war ein Fremder so gut wie der Franzosenkönig. Daß er niederländisch und oberländisch deutsch reden und schreiben könne, suchten seine Abgesandten vor der Wahl glauben zu machen; auch hat er sich wirklich damals die Mühe nicht verdrießen lassen, ein paar deutsche Schreiben an die Kurfürsten eigenhändig zu Papier zu bringen. Nachdem er sein Ziel erreicht hatte, ersparte er sich jede weitere Anstrengung, auf Sprache und Sitte einer Nation einzugehen, deren Art dem an burgundische Hofluft und spanische Feierlichkeit gewöhnten Fürsten fremd und barbarisch erscheinen mußte. Mehr als alles hinderte ihn aber sein Naturell daran den Deutschen näher zu kommen, mit denen umzugehen dem frischen ritterlichen Franz I. immer noch leichter gefallen wäre. Am Besten trifft man Deutschlands damalige Lage mit dem Wort, daß unsere Nation vor der Notwendigkeit eines politischen Selbstmords stand und nur noch zwischen den Todesarten zu wählen hatte.

In dem Verlauf des Wahlkampfs selber liegt der beste Beweis für die Unfähigkeit des Reichs sich aus eigener Kraft staatlich zu regeneriren. Man hat vergebens das Gebahren der Kurfürsten zu entschuldigen, die Schwere des auf ihnen lastenden Vorwurfs zu verringern gesucht. Daß eine Wahlmonarchie wohl oder übel mit den Sonderinteressen der Wähler zu rechnen hat, kann nicht geläugnet werden. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen den Formen der Beeinflussung, und ein solcher Schacher, wie er in Deutschland während der drei Jahre von 1517 bis 1519 getrieben wurde, verliert dadurch nichts an seiner Häßlichkeit, daß die Käuflichkeit der deutschen Fürsten und Herren allgemein für etwas Selbstverständliches galt. Traurig genug, wenn die hohe und niedere Aristokratie des Reichs schon seit Jahrhunderten dem Ausland eine so beleidigende Überzeugung beigebracht hatte. Frankreich namentlich besaß manche ermutigende Proben ihrer Zugänglichkeit. Wie Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche sich an Burgund zu hängen versucht hatte, so trat sein Nachfolger Kurfürst Philipp in enge Beziehungen zu König Karl VIII., der dem Pfälzer freilich die zugesicherte Pension Jahre lang

Digitized by Google

schuldig blieb. Wir sahen, mit welcher Unterwürfigkeit Wilhelm von Jülich die Gunst König Ludwigs XII. suchte; sogar der getreue Feldherr Maximilians, Albrecht von Sachsen, dachte in einem Augenblick des Unmuts daran sich mit Frankreich gegen Habsburg zu verbinden und erhielt sofort das Anerbieten einer sehr hohen Pension. Franz I. aber konnte bereits eine ansehnliche Liste deutscher Pensionäre aus dem Fürsten- und Grafenstand anlegen. Bei dieser Art des politischen Kampfes war die französische Krone mit ihren reichen Geldquellen, ihren Steuern und Zehnten weitaus im Vorteil; Maximilian kam ja nie aus der Geldklemme heraus und der junge König Karl hatte zunächst die größte Mühe, in Spanien seine Herrschaft zu sichern und von den widerwilligen Ständen für weitaussehende Ziele überhaupt etwas zu erhalten. Frankreich hat sich auch zuerst und mit guten Aussichten an das Geschäft gemacht, das Karl V. in einem Schreiben an seinen Schwager Christian von Dänemark mit vollem Recht als eine Versteigerung der Kaiserkrone bezeichnet. Einem der französischen Gesandten, der diesen Weg zur Krone für seines Königs unwürdig erklärte, schrieb Franz I. selbst: „Wenn wir mit Leuten zu tun hätten, die auch nur einen Schatten von Tugend besäßen, so wäre Euer Rat sehr ehrenwert, aber wie die Zeiten jetzt sind, kann jeder, der das Papsttum, das Kaisertum oder sonst etwas haben will, nur mit Bestechung und Gewalt dazu gelangen, und die, mit welchen man Geschäfte zu machen hat, tun sich im Fordern auch keinen Zwang an."

Schon im Jahr 1517 hatten die Franzosen mit vier von den Kurfürsten angebunden, mit Richard von Trier, Ludwig von der Pfalz und den beiden Hohenzollern Joachim und Albrecht. Letzterer sandte im Herbst 1517 seinen Rat Ulrich von Hutten an König Franz, mit der Vollmacht ein Bündniß abzuschließen und andere Dinge in Ordnung zu bringen; daß der humanistische Ritter, vor- und nachher der lauteste Patriot und besonders Franzosenfeind, sich zu einem solchen Dienst gebrauchen ließ, zeigt deutlich, wie leicht auch die Besten an den deutschen Höfen jener Zeit von der herrschenden Charakterlosigkeit angesteckt wurden. Übrigens operirten die Franzosen nicht allein mit Geld, sondern auch mit dem geläufigen Mittel der Heiratsversprechungen; dem Sohn Kurfürst Joachims wurde die Hand der Prinzessin Renée, einer Schwägerin des Königs zugesagt. Natürlich durften die Habsburger solchen Lockungen gegenüber sich nicht allein auf das deutsche Geblüt ihres Candidaten verlassen; der alte Kaiser trieb seinen Enkel, der gern mit einem mäßigen Geldverlust durchgekommen wäre, zum rücksichtslosen Überbieten der Franzosen, denn es gelte nichts Geringeres als die ganze Zukunft ihres Hauses und ihrer Lande. Maximilian, der wohl scherzend den Jakob Fugger seinen Juden nannte, konnte auf die Unterstützung der Augsburger Geldfürsten, der Fugger und Welser, zählen; die Fugger hatten ihm schon 1518 allein für die Wahl fast hunderttausend Goldgulden vorgestreckt. Aber auch auf dieser Seite mußten noch andere Mittel der Bestechung hervorgesucht werden, denn abgesehen von einer gewöhnlichen oder auch ungewöhnlichen Geldgier spielten

Digitized by Google

bei der Parteinahme der Kurfürsten verschiedene dynastische Motive mit. So wurzelte die Abneigung des Pfälzers gegen Österreich in dem frischen Gedächtniß an den Landshuter Erbfolgekrieg und sein Ergebniß, die Schmälerung des pfälzischen Gebiets, von dem auch Maximilian seinen Teil, Hagenau und die Ortenau, abgerissen hatte. Ihn zu gewinnen bestach Maximilian den jüngeren Bruder Pfalzgraf Friedrich, der doch sehr persönliche Gründe gehabt hätte nicht für den König von Spanien zu wirken; Karl hatte eben erst die heimliche Verlobung seiner Schwester Eleonora mit Friedrich auf eine höchst beschämende Weise gelöst. Aber das Geld und die Liebenswürdigkeit des Kaisers machten alles wieder gut; Kurfürst Ludwig selbst wurde mit den gleichen Mitteln gewonnen. Schwieriger lag die Aufgabe mit dem geldgierigen und ehrgeizigen Brandenburger fertig zu werden; der Kaiser hatte durch seine treulose Politik im preußisch-polnischen Streit die Interessen der Hohenzollern arg verletzt. Jetzt bot man dem Kurfürsten Joachim neben beträchtlichen Barzahlungen die Infantin Katharina, Karls jüngste Schwester, für den brandenburgischen Kurprinzen; Albrecht von Mainz erhielt durch kaiserliche Vermittlung den Cardinalshut. Auch die Verlobung des jungen fränkischen Markgrafen Johann mit der Wittwe Ferdinands des Katholischen sollte den Hohenzollern schmeicheln. Auf dem Augsburger Reichstag von 1518 verpflichteten sich vier Kurfürsten, Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg, sowie der polnische Gesandte als Vertreter des unmündigen Königs Ludwig von Böhmen, den König Karl von Spanien zum römischen König zu wählen. Die Majorität schien gesichert; im folgenden Januar sollte die Wahl vollzogen werden. Freilich standen noch ein paar formale Schwierigkeiten im Wege, deren Beseitigung der Papst allein in der Hand hatte. Maximilian war, obwohl er bereits im Jahr 1508 ohne päpstliche Einsprache den Titel eines römischen Kaisers angenommen hatte, noch nicht zum Kaiser gekrönt, also die Wahl eines römischen Königs eigentlich unzulässig. Ebenso durfte nach alter Behauptung der Päpste die Krone Neapels niemals mit der des Reiches vereinigt werden. Der Kaiser und sein Enkel bemühten sich vergebens bei Leo X. die Lösung dieser ihm sehr willkommenen Schwierigkeiten durchzusetzen; namentlich weigerte sich der Papst die Krönung Maximilians in Trient zu vollziehen oder durch Cardinäle vollziehen zu lassen. Schon drohte Chièvres, Karl werde seinem Großvater behülflich sein, daß er sich die Krone in Rom holen könne. Unter diesen Zögerungen starb der Kaiser, sehr zur Unzeit, in Wels am 12. Januar 1519. Wenn ein eifriger Parteigänger Habsburgs klagte, nun habe die Sache eine andere Gestalt, so erkannten dies die Gegner nicht minder rasch. Zu Lebzeiten des Kaisers, schrieb der Cardinal Medici, seien die Schwierigkeiten stets im Wachsen gewesen, jetzt aber, da es der göttlichen Vorsehung gefallen habe ihn heimzurufen, hätten die Kurfürsten volle Freiheit.

Das alte Spiel mußte von vorn angefangen werden. Fünf-, sechsmal wechselten der Pfalzgraf und die Hohenzollern ihre Partei, wobei die Forderungen

Digitized by Google

immer höher geschraubt wurden. Der bedeutendste unter den habsburgischen Agenten, der Niederländer Zevenberghen, erklärte, noch nie so geldgierige Leute gesehen zu haben wie die Kurfürsten. Besonders über den Kurfürsten Joachim, „den Vater aller Habsucht", entlud sich der Unwille der beiderseitigen Agenten, aber Franz I. befahl nachdrücklich den Markgrafen zu sättigen, koste es was es wolle. Unendlich abstoßend berührt bei diesem Handel das schamlose Kokettiren mit Fürstenehre und Patriotismus. Albrecht von Mainz ließ sich von einem Unterhändler Karls ins Gesicht sagen, es sei eine Schande sich so von Frankreich kaufen zu lassen; er gab mit cynischer Offenheit zu, daß Spanien ihn haben könne, wenn es mehr biete, und ließ sich sogar nach dreitägigem Feilschen von 100 000 auf 20 000 Goldgulden weitere Zulage herunterhandeln, worauf er seinem Bruder einen Brief voll patriotischer Phrasen zu Gunsten Karls schrieb. Er erklärte, es sei für ihn Ehrensache den Schein zu vermeiden, als sei es ihm nur um das spanische Geld zu thun; er wagte es über Mangel an Treue und Biederkeit bei den Franzosen zu klagen. Freilich, die Vaterlandsliebe ließ sich eben so gut wie das Wohl der Christenheit auch für Frankreich ins Gefecht führen. In salbungsvoller Sprache, bei Fürstenwort und Treue, gelobte Pfalzgraf Ludwig Franz I. seine Stimme zu geben; „wir können nichts tun, was besser, würdiger, Christo angenehmer und allen Christen heilsamer wäre". Man begreift angesichts eines solchen Gebahrens das harte Wort jenes habsburgischen Unterhändlers über Albrecht von Mainz: „Ich schäme mich seiner Schande". Da war es immer noch ehrenwert, daß Trier wenigstens von Anfang an bei Frankreich aushielt. Einer von den Kurfürsten aber ist wirklich und wahrhaftig bis zuletzt den Vorschriften der goldenen Bulle treu und allen Bestechungen unzugänglich geblieben. Das war Friedrich der Weise von Sachsen, ein alter Gegner Maximilians von den Zeiten der Reichsreform her. Vergebens hatte der Kaiser auf dem letzten Augsburger Tag seine ganze Liebenswürdigkeit aufgeboten; Friedrich beharrte bei dem Entschluß sich vor dem Wahltag in keiner Weise zu binden. Er fand wenig Ursache sich dem Haus Habsburg besonders günstig zu erweisen, nachdem vor Kurzem Maximilian die aufstrebende Macht der Wettiner in engere Grenzen zurückgewiesen hatte. Die Aussichten des sächsischen Hofes ruhten hauptsächlich auf der jülichischen Anwartschaft, die im Jahr 1486 den beiden sächsischen Linien zugesprochen und im Jahr 1495 bestätigt worden war. Wilhelm VII. von Jülich und Berg hatte nur eine einzige Tochter, deren Erbrecht Maximilian damit ausschließen wollte. Als aber Johann von Kleve, den die Jülicher zum Nachfolger wünschten, Miene machte sich mit Karl von Geldern, dem Todfeind Habsburgs, zu verbinden, als überdies das sächsische Haus nach Friesland, Lauenburg, Hessen zu greifen drohte und am Kaiserhof die Besorgniß vor der Bildung eines norddeutschen Bundes unter Friedrich dem Weisen erwachte, da gestattete Maximilian die Nachfolge der jülichischen Prinzessin, die sich 1510 mit Kleve vermählte. Die sächsischen Ansprüche

Digitized by Google

wurden nicht unmittelbar beseitigt, aber zunächst nahm Johann von Kleve beim Tod seines Schwiegervaters (1511) dessen Lande in Besitz. Auch in Hessen unterstützte der Kaiser eine gegen die sächsische Vormundschaft gerichtete Bewegung und erklärte den jungen Landgrafen Philipp schon mit vierzehn Jahren für mündig. Und was sollte Kursachsen mit den noch unerledigten

Friedrich der Weise.

Verkleinertes Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer. (Sammlung Armand, Paris.)

Besitzungen in Friaul, die ihm Maximilian zur Deckung einer Schuld verschrieben hatte? Der weise Kurfürst, jeder Gewalttätigkeit abgeneigt, sah eine Hoffnung nach der andern schwinden, wie er, seit 1486 im Regiment, das Scheitern der Bertholdischen Reformpläne erlebt hatte. Immer stärker entwickelte sich in dem beschaulich angelegten Herrn ein Zug der Resignation, der freilich mehr dem Beobachter des Weltlaufs als dem berufenen Mitspieler ansteht. Mitten in dem Getümmel leidenschaftlicher Persönlichkeiten, unter

Digitized by Google

dem Waffengeklirr der Fehden erscheint die lange Regierung dieses Friedensfürsten fast wie ein Stillleben. Eine gewisse ruhige Zurückhaltung schied bei aller Freundlichkeit den Herrn, der niemals fluchte oder sonst sich in Worten gehen ließ, von seinen Räten, auch von seinen Untertanen, so herzlich er für sie dachte und sorgte. Tiefer als bei seinen meisten Standesgenossen hafteten die Enttäuschungen des Lebens in dem Gemüt des einsamen Mannes. Stets ein besonderer Verehrer der Frauen, blieb er doch unvermählt, erst vielleicht im Groll über erfahrene Untreue, dann wohl aus Rücksicht auf seinen Bruder Johann. Beim Tod des Kaisers vollendete er eben sein sechsundfünfzigstes Jahr; zwanzigmal und öfter ließ der vorsichtige Fürst wichtige Staatsschriften umarbeiten und es war sein eigentümlicher Ruhm, daß er, wie Spalatin sagt, gern „für sein Person sich gedruckt, geschmiegt und gelitten, wie er immermehr konnt, Fried mit männiglich zu halten".

Konnte man allen Ernstes daran denken, diesem Nestor der Reichsfürsten die umstrittene Krone zuzuwenden? Zunächst war es ein Ausweg, den die päpstliche Politik noch zu Lebzeiten Maximilians am französischen Hof in Anregung brachte. Die wahre Absicht Leo's X. ist neuerdings doch mit ziemlicher Sicherheit aus den widerspruchsvollen Äußerungen des Papstes und seiner diplomatischen Vertreter zu Tage gefördert worden. Im Grunde waren dem Medicäer, dem es einzig und allein auf die dynastische Stellung seines Hauses in Italien ankam, die beiden großen Rivalen Franz und Karl höchst zuwider. Tatsächlich hat er allerdings trotz mitunterlaufender Zweideutigkeiten bis zuletzt die Wahl Franz' I. unterstützt, denn er erkannte ganz richtig, daß Karl als Beherrscher Neapels für den Kirchenstaat und die Medici der gefährlichste Kaiser sein würde. „Den katholischen König", sagte er einmal zum venezianischen Botschafter, „wollen wir unter keinen Umständen. Wißt Ihr, wie viel Meilen es von hier bis an die Grenze seines Gebiets sind? Vierzig. Er kann nicht römischer König sein." Aber er wünschte auch nicht, wie er früher sich geäußert hatte, zum Hofkaplan des Königs von Frankreich herabgedrückt zu werden. Und wenn er den Franzosen klar zu machen suchte, daß ihre Interessen durch die Wahl eines Dritten, eines Kurfürsten, ebenfalls völlig gedeckt sein würden, hatte er keineswegs Unrecht, wie Franz I. selbst, allerdings zu spät einsah. Am 23. Januar beauftragte Leo in aller Form seinen Legaten in Deutschland auf die Wahl Sachsens oder Brandenburgs hinzuwirken; Sachsen würde übrigens dem Ausland am Willkommensten sein. Nichts charakterisirt schärfer Leos Gleichgültigkeit gegen kirchliche Fragen als diese dringende Empfehlung desjenigen Kurfürsten, der als anerkannter Beschützer Martin Luthers sich den Wünschen der Curie so wenig gefügig zeigte. Joachim von Brandenburg, der andere vom Papst genannte Candidat, ein Mann in den Dreißigen, klug und energisch, dachte selbst daran sich die Krone zuzuwenden; er war mit seinen astrologischen Studien zu dem verlockenden Resultat gekommen, daß die höchste Würde der Christenheit dem Haus Brandenburg zufallen werde. Aber auch sonst regte sich jener Gedanke

Digitized by Google

einen Dritten zu wählen. In den Niederlanden glaubte man Karls jüngeren Bruder, den 1503 geborenen Infanten Don Ferdinand, vorschieben zu sollen, ein Plan, der von der Statthalterin Margaretha ausging, aber von König Karl mit aller Bestimmtheit zurückgewiesen wurde. War es doch nicht das erste Mal, daß ihm dieser jüngere Bruder, aus dessen größerer Lebhaftigkeit man auf höhere Begabung schloß, zum Rivalen bestimmt wurde. Wenig bedeutsamer als diese Velleitäten erscheinen die erst in letzter Stunde eingeleiteten Bemühungen des Königs von England, die von Cardinal Wolsey mit den äußersten Vorsichtsmaßregeln umgeben und offenbar absichtlich in einem langsamen Tempo festgehalten wurden. Der Gesandte Richard Pace, ein trefflicher Diplomat, sollte zunächst jeder von beiden Parteien zu Gefallen reden und kam nur gegenüber Trier und Mainz dazu sich etwas mehr herauszulassen. Heinrichs Zugehörigkeit zur deutschen Zunge war in der Instruktion nicht vergessen. Aber von all diesen Versuchen, der Wahl zwischen den beiden Mächtigsten aus dem Wege zu gehen, konnte höchstens die Candidatur Kursachsens wirklich noch in Betracht kommen.

An Frankreich lag es nicht, daß in diesen aufgeregten Monaten zwischen dem Ableben Maximilians und dem Wahltag wenigstens der Ausbruch eines allgemeinen deutschen Bürgerkrieges vermieden wurde. Die Franzosen hatten nicht allein eine Flotte im ligurischen Meere gegen Spanien und eine Armee von 40 000 Mann gegen Deutschland, natürlich unter dem Vorwand des Türkenkrieges, in Bereitschaft, sondern boten außerdem alles auf, um durch ihre fürstlichen Parteigänger im Norden wie im Süden des Reichs einstweilen die Feindseligkeiten eröffnen zu lassen. In Norddeutschland führten französische Einflüsse und nachbarliche Reibungen zu der sogenannten Hildesheimer Stiftsfehde, die das altbekannte ärgerliche Schauspiel eines von geistlichen Fürsten unternommenen Krieges wiederholte. Bedeutsam war dabei nicht der Anlaß, den die Konflikte der Landesherrlichkeit mit der Ritterschaft lieferten, sondern die Spaltung des welfischen Hauses und das Hereinspielen des Wahlkampfs. Auf Seiten des gewalttätigen Bischofs Franz von Minden standen sein Bruder Heinrich von Wolfenbüttel und sein Oheim Erich von Calenberg, der Freund Kaiser Maximilians. Zum Bischof Johann von Hildesheim, einem Lauenburger, hielt Herzog Heinrich von Lüneburg, der seine Tochter soeben an Karl von Geldern vermählt und sich freilich ohne Erfolg zum Unterhändler Frankreichs bei Friedrich dem Weisen hergegeben hatte. Entscheidender als diese hauptsächlich mit der Brandfackel geführte Fehde wurden die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Schwaben, wo Herzog Ulrich allzu eilig das Interregnum und die Haltung Frankreichs für sich auszubeuten gedachte. Die Ermordung eines württembergischen Vogts in Reutlingen gab ihm willkommene Ursache ohne Weiteres diese Reichsstadt anzugreifen, in Brand zu schießen und gewaltsam seinem Herzogtum einzuverleiben. Ulrich brachte mit Hülfe französischer Gelder ein stattliches Heer, dessen Kern eidgenössisches Fußvolk bildete, zusammen und glaubte

Digitized by Google

dem unvermeidlichen Zusammenstoß mit der von Baiern geführten Macht des schwäbischen Bundes getrost entgegensehen zu können. Damals entstand wohl in herzoglichen Kreisen jene Travestie des Vaterunsers, die dem kühnen Fürsten sogar die Kaiserkrone in Aussicht stellte und ganz offen bekannte:

„Vergib uns unsere Schuld,
Wir haben des Königs von Frankreich Huld."

Aber der Cardinal Matthäus Schiner, Bischof von Sitten und energischer Vertreter der habsburgischen Interessen in der Schweiz, schrieb der Statthalterin Margaretha aus Zürich, man habe hier den Herzog von Würtemberg für den besten Freund des Hauses Österreich erklärt, denn seine Narrheit werde sicher den französischen Absichten nur Eintrag tun. Wirklich fiel dieser würtembergische Handel schwer genug für Karl in die Wagschale. „Merkwürdig," sagt Ranke, „daß die erste Entscheidung über die deutsche Krone von einer schweizerischen Tagsatzung ausgehen sollte." Auch hier wirkte Bestechung mit, aber im Grunde war es doch eine echt eidgenössische Politik, die der Gefahr eines französischen Kaisertums, einer vollständigen Umklammerung der Schweiz durch die Übermacht Franz' I. auf das Bestimmteste entgegentrat. Die Schweizer sprachen sich zwar nicht für eine habsburgische, wohl aber unbedingt für eine deutsche und gegen eine französische Kaiserwahl aus und erteilten dem Gesandten Frankreichs eine nicht eben höfliche Belehrung darüber, daß sein Herr sich an seinem Königreich wohl genügen lassen könne. Daß sie ihre Landsleute aus dem würtembergischen Lager abriefen, besiegelte das Schicksal Herzog Ulrichs; unter seinem feindlichen Schwager Wilhelm von Baiern drang das bündische Heer, das Kriegsleute wie Georg Truchseß, Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen unter seinen Führern zählte, seit Ende März unaufhaltsam vor. Mit dem Fall des Asperg am 25. Mai war der kurze Feldzug beendigt; der Herzog hatte sich geflüchtet und sein Land, wie seine beiden Kinder in der Gewalt der Sieger gelassen. Und nun hatte man auf österreichischer Seite die bewaffnete Macht beisammen, die es nur festzuhalten galt, um die Rüstungen der Franzosen und ihrer Freunde durch eine kräftige Gegendemonstration in Schach zu halten. Von einer strengen Wahrung der Wahlfreiheit konnte doch keinenfalls die Rede sein, denn Frankreich, durch den Kurfürsten von Brandenburg auf die Notwendigkeit kriegerischer Maßregeln aufmerksam gemacht, hatte in Norddeutschland längst vorgearbeitet und nicht nur Lüneburg, Holstein, zwei Mecklenburger auf seiner Seite, sondern auch den jungen Landgrafen von Hessen, der einen neuen Angriff Sickingens fürchtete; Joachim selbst erbot sich 19 000 Mann aufzubringen. Aber während die Kurfürsten zu dem auf den 17. Juni angesetzten Wahltag in Frankfurt eintrafen, lagerten sich etwa 12 000 Mann unter dem Markgrafen Casimir von Brandenburg, dem Schwager der Baiernherzoge, in unmittelbarer Nähe der Wahlstadt, um Mainz und Höchst. Die Reiter führte Sickingen, die Landsknechte Frundsberg. Im Hauptquartier des Markgrafen zu Höchst hatten zugleich die Bevollmächtigten des Königs

Digitized by Google

von Spanien ihren Sitz aufgeschlagen. Graf Heinrich von Nassau rühmte sich gegen den englischen Gesandten, er habe so viel Geld und Leute, daß kein Franzose anders als über Speere und Schwerterspitzen ins Land kommen solle. Die Stimmung der Schweizer war im Reich nicht unbekannt geblieben; das engere Bündniß mit Österreich ging freilich auch auf einer andern Tagsatzung nicht durch, aber sechs Kantone sicherten insgeheim dem Abgesandten Zevenberghen ihren Beistand zu, falls Frankreich die Wahlfreiheit stören oder sonst Gewalt anwenden sollte. Aber auch gegen die Kurfürsten selbst richteten sich die Drohungen, die im Hauptquartier zu Höchst laut wurden, sie müßten Karl wählen, oder man wolle ihnen so Angst zu Frankfurt machen, daß sie nicht wissen sollten, wo hinaus. So rechtfertigt sich wohl die soldatisch kecke Strophe eines nach der Wahl gedichteten Liedes:

„Fröwen euch, ir rütersknaben,
Darzu auch all fußknecht,
Daß wir ein künig haben,
Den nit all wält verschmecht
Und spricht, im si die täschen lär;
Die selben werden hören
In kürz noch ander mär."

Nicht allein in den Reihen dieser Kriegsleute, auch sonst erhob sich die nationale Abneigung gegen Frankreich zu Gunsten Karls. Die ganze Nation, berichtet übertreibend der Gesandte Heinrichs VIII., ist unter den Waffen und brennt vor Begierde für den katholischen König zu fechten. Auf seiner Reise vom Niederrhein bis nach Mainz hatte er sich von einer hochgradigen Erbitterung gegen die Franzosen überzeugen können, vor der sich alle etwa vorhandenen Sympathien für Franz gar nicht hervorwagen durften. Schon im März hatten die päpstlichen Gesandten, an ihrer Spitze der Legat Cajetan, nur durch das Einschreiten des Kurfürsten von Mainz Schiffe zur Rheinfahrt erhalten können; man wollte sie als Gönner der Franzosen totschlagen und auch später wurde der Legat sogar in seiner Behausung von einigen Edelleuten hart bedroht. Nichts war von jener Hinneigung zu dem westlichen Nachbar zu verspüren, die sich sonst gelegentlich bis zum offenen Lob des „edelsten Königreichs in der Christenheit" verstiegen hatte. Daß die wiederholte Behauptung der französischen Unterhändler, die Sitten ihrer Nation stünden den deutschen näher als die der Spanier, wirklich einen Kern von Wahrheit enthielt, sollte man erst nachher erfahren. Aber gerade das maßlose Renommiren mit den eignen Vorzügen und das übertriebene Herabsetzen des Gegners hatte die Wortführer Frankreichs um alles Ansehen gebracht. Der rheinische Adel, überdies von habsburgischer Seite kräftig bearbeitet, war großenteils antifranzösisch. In den Reichsstädten aber hatte das Gerücht, daß Franz I. der wahre Urheber des würtembergischen Kriegs gewesen sei, sehr böses Blut gemacht; vergebens stellte der König offiziell jedes Einverständniß mit dem tollen Herzog in Abrede. In Frankfurt selbst erhitzten sich die Leidenschaften vor der lang erwarteten Entscheidung derart, daß die Kurfürsten durch eine französische Wahl geradezu ihr Leben aufs Spiel gesetzt

Digitized by Google

hätten. Zweifellos hat die nationale Erregung zusammen mit der Nähe der österreichischen Reiter und Landsknechte im letzten Augenblick auf die Wähler einen nicht zu unterschätzenden Druck geübt.

Aber es kamen doch noch andere Motive hinzu, um die Stimmen schließlich auf Karl zu vereinigen. In der unklugsten Weise hatten die Vertreter Franz' I. die bedeutende Persönlichkeit ihres Königs und die ihm zu Gebote stehende Macht herausgestrichen; er könne von dem Gehorsam seiner Untertanen alles erwarten, habe eine ausgezeichnete Ritterschaft, eine treffliche Artillerie und Marine zur Verfügung. Dagegen wurde der König von Spanien als kränklich, unfähig und abhängig geschildert und die Entfernung seiner Reiche von Deutschland betont. Gerade dieser zwischen den beiden Rivalen gezogene Vergleich war recht dazu angetan, die Kurfürsten von dem höchst monarchisch gewöhnten Franzosen ab und dem unselbständigen Karl zuzuwenden, dessen Jugend und Schwäche für den längst angestrebten oligarchischen Ausbau der Reichsverfassung die beste Gewähr zu bieten schien. Und die Agenten Karls, Deutsche und Niederländer, wußten ihrerseits den richtigen bescheidenen Ton zu treffen und die bevorstehende Mehrung der deutschen Freiheit gebührend hervorzuheben. Die mainzischen Argumente für Karl, die uns erhalten sind, bekämpfen den König von Frankreich als einen fremden, tyrannischen, kriegslustigen und von Weibern beeinflußten Monarchen und erklären bei der im Reich herrschenden Gährung die Wahl eines deutschen Fürsten für ebenso unmöglich, denn keiner von ihnen sei mächtig genug ohne eine starke Besteuerung des Reichs durchzukommen, die bei der allgemeinen Aufregung des gemeinen Mannes schwere Gefahren mit sich bringen würde. Und dennoch ist in den allerletzten Tagen der Entscheidung diese Eventualität ernstlich erwogen worden. Joachim von Brandenburg freilich, der bei den schlechten Aussichten Frankreichs für sich zu werben anfing, wurde sogleich eines Besseren belehrt; sein Bruder Albrecht soll ihn dem Legaten gegenüber für einen Narren erklärt haben. Dagegen trat an Friedrich den Weisen die Verlockung heran, nach der Krone zu greifen, die ihm von Trier, Pfalz und Brandenburg geboten wurde. Bis zuletzt hatte er seine freie Stellung gewahrt; über das Verlöbniß zwischen seinem Neffen Johann Friedrich und der kurz vorher dem Brandenburger angetragenen Infantin Katharina ließ er nur ungern und unter der Bedingung verhandeln, daß ihm daraus keinerlei Verpflichtung betreffs der Wahl erwachsen dürfe. Nun drängte sich dem ruhebedürftigen Herrn die größte Entscheidung auf. Kein Wunder, daß er ablehnte; wo sollte er die Macht und auch die moralische Kraft hernehmen, sich im Sturm der verletzten Interessen und gährenden nationalen Wünsche zu behaupten? Ihm fehlte jener Glorienschein, der das Haupt des Kaisers Maximilian in den Augen des Volks umgeben hatte und selbst an der düstern Gestalt seines Enkels zu haften suchte. Man findet keine Spur, daß damals in weiteren Kreisen der Nation die Zukunft des Reichs, wie doch sonst geschehen war, an den sächsischen Friedrich als einen Träger des geheimnißvollen Kaiser-

Digitized by Google

namens geknüpft worden wäre. Vergebens ließ der Papst, an der Wahl Franz' I. verzweifelnd, den Kurfürsten am 15. Juni durch Miltitz auffordern, die Stimmen auf sich zu lenken. Vergebens, zu spät erkannte Franz I. seinen wahren Vorteil, indem er noch am 26. Juni seine Gesandten beauftragte, die Wahl des Brandenburgers oder des Sachsen durchzusetzen, um nur den katholischen König auszuschließen. Als seine norddeutschen Parteigänger, Lüneburg und Hildesheim, von den Reitern Karls von Geldern unterstützt, die kaiserlichen Welfenherzoge bei Soltau aufs Haupt schlugen (29. Juni), waren in Frankfurt Tags zuvor die Würfel gefallen.

Am 24. Juni hatten die päpstlichen Gesandten den Kurfürsten in aller Form erklärt, daß Leo X. den katholischen König für den besten Sohn und Verteidiger des apostolischen Stuhls halte und die frühere Einsprache gegen seine Wahl wegen Neapels fallen lassen. Schon vorher war die Vertretung der böhmischen Kurstimme, deren unmündiger Erbe Ludwig von Ungarn auf die Vermählung seiner Schwester mit dem zukünftigen Kaiser hoffte, seinem Vormund dem König von Polen entzogen und dem Gesandten des Königreichs Böhmen zugesprochen worden. Am Morgen des 28. Juni wählten die in der Bartholomäuskirche versammelten Kurfürsten einstimmig den König Karl in Hispanien zum römischen König.

Ein Ruf der Begeisterung ging durch das Volk, als hätten die Wähler allen Ernstes eine nationale Tat vollbracht. Inzwischen suchten die Kurfürsten in einer sorgfältig abgefaßten Wahlcapitulation das Reich und in erster Linie sich selbst vor etwaigen monarchischen Gelüsten des Erwählten sicher zu stellen. Der König durfte nur mit Wissen und Willen der Kurfürsten Bündnisse mit fremden Staaten schließen, Gesetze erlassen, Reichstage und Steuern ausschreiben, ferner kurfürstliche Versammlungen nicht hindern, die Stände weder vergewaltigen, noch vergewaltigen lassen, die Acht nur nach ordentlichem Verhör erklären. Die Reichstage sollten nur innerhalb der Reichsgrenzen tagen die Reichsämter nur an vornehme Einheimische gegeben, fremde Kriegsvölker nicht ins Reich geführt, im offiziellen Verkehr nur die deutsche oder lateinische Sprache gebraucht werden. Die Wiederaufrichtung des seit 1501 verfallenen Reichsregiments krönte dieses ohne jedes Zutun der Nation vereinbarte Verfassungswerk. Wenn aber Karl sich auch endlich verpflichten mußte, die großen Handelsgesellschaften in den Städten, „so bisher mit ihrem Geld regiert", zu beseitigen, so gab man sich den Anschein ganz zu vergessen, mit welchen Mitteln der Wahlkampf geführt worden war. „Es ist auch wissentlich und liegt am Tag," schrieb Jakob Fugger an Karl im Jahre 1523, „daß Eure kaiserliche Majestät die römische Krone außer mein nicht hätte erlangen mögen, wie ich dann solches mit den Handschriften aller Eurer kaiserlichen Majestät Commissarien anzeigen kann."

Der Flecken einer furchtbaren politischen Entsittlichung klebt ebenso unvertilgbar an dieser Kaiserwahl wie ihr Ausgang den in der Nation noch vorhandenen Idealismus erkennen läßt. Die großen europäischen Machtverhältnisse, das französische und habsburgische Geld, eine rechtzeitige militärische Demon-

Digitized by Google

stration und die Kraft des nationalen Vorurteils hatten ihren Teil an einem dreijährigen Kampf, dessen Ergebniß das deutsche Reich in eines von den vielen Attributen der spanischen Weltherrschaft zu verwandeln schien. Und doch war das Ringen zwischen Spanien und Frankreich erst in seinen Anfängen. Aber der junge König Karl sollte noch mit einem ganz andern Gegner zu tun bekommen, dessen Name, damals in den Kreisen der hohen Politik kaum genannt, wenige Jahre später zum Schlachtruf für die gesammte Christenheit wurde.

Siegel Maximilians I. als Kaiser mit Karl von Spanien.

Nach einem Abguß im Geh. Staats-Archiv zu Berlin.

Auf einem Trone unter zwei Bogen Kaiser Maximilian I. im Krönungsornate und sein Enkel Karl im Harnisch. Im Zwickel der Bogen das goldene Vließ mit zwei Feuerstählen. In den Seitenlehnen des Trones vier Mal der Wahlspruch Maximilians: halt Maes. Über dem Bogen in der Mitte der Bindenschild von Österreich mit dem Herzogshut bedeckt, nach rechts die Schilde von Ungarn und Kroatien, bedeckt mit den Königskronen, dann die von Burgund, Brabant und Luxemburg; nach links die Schilde von Castilien und Leon sowie Dalmatien, beide mit Königskronen, darauf die von Österreich, Limburg, Geldern. Umschrift in Majuskeln: S(igillum) · MAX(imiliani) · IMP(er)ATORIS · ELECTI · ET · KAROLI · ARCHIDVCV(m) · AVSTRIE · PRI(n)CIPIS · HISPANIARV(m) · DVCV(m) · BVRG(undie) · BRABAN(tie) · Z(et) · COMITV(m) · FLAN(drie) · Z(etc) ·

Digitized by Google

II. Renaissance und Humanismus.

Die religiöse Gährung, in der sich Deutschland am Ausgang des Mittelalters befand, schien mit dem beginnenden XVI. Jahrhundert mehr und mehr von einer ganz Europa durchziehenden Umgestaltung des Geisteslebens absorbirt oder wenigstens beherrscht zu werden. Langsam, aber unwiderstehlich vollzog sich nördlich der Alpen die Aufnahme der neuen italienischen Kultur. Wir pflegen diese großartige Schöpfung der italienischen Nation, an welche seit dem XIII. Jahrhundert der bisher von Frankreich behauptete geistige Primat übergegangen war, mit dem französischen Namen Renaissance zu belegen. In Wahrheit ist es freilich keine Wiedergeburt des klassischen Altertums, so feurig sie von den Enthusiasten der Bewegung ersehnt wurde, sondern der Übergang zu einer ganz neuen Weltanschauung. Wie sich die Christenheit in ein modernes Staatensystem umsetzte, so drohte das Christentum selbst in einer Humanität aufzugehen, deren Religion weniger im Glauben an die Gottheit als im Glauben an die Menschheit zu suchen ist. Denn wenngleich weder der Vater des Humanismus, Petrarca, noch die große Mehrzahl seiner Nachfolger einen Bruch mit der Kirche oder gar mit dem Christentum gewollt, wenn die Heroen der Renaissancekunst immer wieder dem altehrwürdigen religiösen Ideenkreis ihre beste Kraft geweiht haben, so war doch der eigentliche Kern dieser modernen Bildung dem spezifisch christlichen Wesen nicht verwandt, dem kirchlichen Idealismus des Mittelalters sogar völlig entfremdet. Indem man sich neue Ideale suchte, lieferte man den deutlichsten Beweis dafür, daß die alten nicht mehr befriedigten. Allem Menschlichen, allem Natürlichen wendete sich ein Interesse zu, wie es bisher in solcher Stärke nur am Übermenschlichen und am Jenseits gehaftet hatte. Zugleich fand aber das fortdauernde Autoritätsbedürfniß den erwünschtesten Halt an den literarischen und künstlerischen Überresten des klassischen Altertums. Ausgehend von einem Kultus der schönen Form, der in der sprachlichen, architektonischen und plastischen Meisterschaft der Antike das Ziel seines Sehnens entdeckt zu haben glaubte, gelangte man bis zu der Überzeugung, daß die Alten für alle Gebiete des Daseins ewig gültige Normen geschaffen, daß lange Jahrhunderte der Barbarei diesen unversieglichen Quell alles Großen und Edeln verschüttet und daß nunmehr nach seiner neuen Erschließung die Menschen sich in ihm zu verjüngen und vom Schmutz der Unkultur zu reinigen hätten. In welchem Sinn die Humanisten und

Digitized by Google

Künstler, die Philosophen und Staatsmänner Italiens vom XIV. bis zum XVI. Jahrhundert eine Umgestaltung des Lebens und Denkens für ganz Europa angebahnt haben, wie sie vielfach zwar der Antike zu folgen wähnten, in der Tat aber unter dem Einfluß sehr verschiedener Faktoren zu einer gewissen Annäherung an die griechisch-römische Kultur hingeführt wurden, das kann hier nicht näher berührt werden. Zunächst haben wir es nur mit dem italienischen Humanismus zu tun, denn unter dieser Form ist die Renaissance zuerst dem übrigen Europa dargeboten worden.

Man kann gewiß nicht sagen, daß die Humanisten, die ersten Vertreter eines unzünftigen Literatentums, die neue Bildung in durchaus erfreulicher und würdiger Weise verkörpert hätten. Neben wenigen genialen Naturen fanden sich Mittelmäßigkeiten in Menge, neben den Männern des schöpferischen Gedankens und der ernsten wissenschaftlichen Arbeit die Virtuosen einer inhaltsarmen Form und die Helden der literarischen Balgerei. Die Befreiung von den alten sozialen Fesseln führte oft genug zum Verzicht auf feste Bedingungen des Daseins und damit zu einem Anschmeicheln und Anbetteln großer und kleiner Mäcene, das mit dem übertriebenen Selbstgefühl der modernen Klassiker im kläglichsten Widerspruch steht. Vollends jene zahlreichen literarischen Fehden, worin selbst gefeierte Vorkämpfer des Humanismus sich untereinander mit Schmutz bewarfen, enthüllten vielleicht noch mehr als der gepflegte Cynismus ihrer Poesie eine vollendete sittliche Verkommenheit. Trotzdem und trotz der häufig hervortretenden Oberflächlichkeit ihres Wissens sind und bleiben diese italienischen Humanisten, auch die schlechten Elemente nicht ausgeschlossen, die Pioniere einer neuen Kultur, die ohne ihren Enthusiasmus, ihre Rührigkeit und ihr selbstgefälliges Lärmen noch auf lange hinaus sich in engsten Kreisen gehalten hätte. Denn jene Aristokratie des Geistes, mit deren Besten sich Lorenzo de' Medici umgab, jene philosophische Atmosphäre des florentinischen Humanismus, sie hätten sich nicht so rasch eine Welt erobert wie die leichter zugänglichen Seiten der Renaissancebildung, womit ihre weniger vornehmen Missionäre zu locken verstanden, elegantes Latein und antikisirende Erotik. Gerade an den ersten Stadien des deutschen Humanismus läßt sich die Wirksamkeit dieser Mittel deutlich verfolgen. Wenn der geistreiche Enea Silvio in der Kanzlei Friedrichs III. der italienischen Kultur einen und den andern deutschen Verehrer gewinnt, wenn der verlumpte pfälzische „Poet" Peter Luder nicht nur in Heidelberg, sondern auch in Leipzig seine Jünger findet und Niklas von Wyle für schwäbische Fürstlichkeiten und Vornehme Stücke der klassischen und humanistischen Literatur übersetzt, so ist das erwachende Interesse an solchen Dingen zur einen Hälfte auf die Eleganz des lateinischen Gewandes, zur andern auf die „Kurzweiligkeit" des literarischen Stoffs zurückzuführen. Diese frühesten Ansätze des deutschen Humanismus fallen in das fünfte, sechste und siebente Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts; daß beinahe unmittelbar aus den ersten Anregungen der Versuch hervorgeht die neue Bildung

Digitized by Google

zu verdeutschen, zu populariſiren, verdient Beachtung, denn hier äußert ſich bereits ein Zug jener nationalen Selbſtändigkeit, die in mehr als einer Beziehung zwiſchen den italieniſchen Lehrmeiſtern und ihren deutſchen Schülern einen weſentlichen Unterſchied hervorbrachte. Übrigens haben die Italiener ſelbſt ſich wenig bemüht ihre geiſtigen Schätze den „Barbaren" mitzuteilen, wie auch die von Enea Silvio geübte Propaganda rein zufällig, nur durch ſeinen Eintritt in kaiſerliche Dienſte veranlaßt war. Daß Enea die deutſchen Zuſtände für die Aufnahme der neuklaſſiſchen Kultur noch wenig geeignet fand, iſt nicht zu wundern. Denn ganz abgeſehen von der Teilnahmloſigkeit der höheren Geſellſchaft, die er ſo lebhaft beklagt, ſtieß der Humanismus in Deutſchland auf den mächtigen Widerſtand einer Volksliteratur und eines Unterrichtsweſens, die beide eben damals in einem nicht zu läugnenden Aufſchwung begriffen waren. Es bedurfte langwieriger Kämpfe, bis die neuklaſſiſche Bildung, als undeutſch und unchriſtlich verdächtigt, endlich doch den Sieg davon trug, und die Humaniſten fanden nicht viel Zeit ſich eines Triumphs zu freuen, der faſt augenblicklich wieder in Vergeſſenheit geriet. Sie wähnten die Männer des Jahrhunderts zu ſein und ſie waren in der Tat nur Vorläufer eines ungeheuren Geiſterkampfes.

Als eine Univerſitäts- und Schulrevolution iſt wohl das unmittelbare Ergebniß des humaniſtiſchen Ringens und Strebens bezeichnet worden. Während in Italien die klaſſiſchen Studien ihre eigentliche Heimſtätte nicht in den Hörſälen, ſondern an den Fürſtenhöfen gefunden hatten, ſuchte der deutſche Humanismus gleich anfangs ſich an den Univerſitäten einzuniſten, die ihm zugleich ärgerlich und unentbehrlich waren. Denn es bleibt, vom Wert oder Unwert der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft ganz abgeſehen, immer ein imponirendes Schauſpiel, wie im XIV. und XV. Jahrhundert das Bildungsbedürfniß der deutſchen Nation ſich regt und auch auf dieſem Gebiet ein unverkennbarer Luxus entfaltet wird. Fürſten und Städte des Reichs wetteiferten in der Anlage von Hochſchulen; in einem Zeitraum von wenig mehr als hundertfünfzig Jahren folgten ſich ſiebenzehn ſolcher Gründungen, wovon nur zwei, Würzburg (1402) und Trier (1457) ſich nicht als lebensfähig bewährt haben. Prag, die älteſte unter ihnen (1348), wurde durch die huſitiſche Bewegung für die deutſchen Reichslande und eine Zeit lang ſelbſt für Böhmen ſo gut wie ganz entwertet, aber Deutſchland zählte damals vier wirklich nationale Univerſitäten, Wien (1365/1384), Heidelberg (1386), Köln (1388) und Erfurt (1392) und jene tſchechiſche Reaktion gegen das Deutſchtum führte bekanntlich zu einer Neugründung in Leipzig (1409). Kurz darauf erhielten auch die deutſchen Oſtſeelande eine Hochſchule in Roſtock (1419), während der in Böhmen zerriſſene Zuſammenhang zwiſchen Deutſchen und Slaven auf der polniſchen Univerſität Krakau (1402) eine neue Heimat fand. Nach der Mitte des Jahrhunderts begann eine weitere Folge von Gründungen, Greifswald (1456), Freiburg und Trier (1457),

Digitized by Google

Basel (1460), Ingolstadt (1472), Tübingen und Mainz (1477), Wittenberg (1502) und Frankfurt an der Oder (1506). An Bedeutung überragten zweifellos, Köln ausgenommen, die süddeutschen Universitäten ihre nordischen Schwestern, wie ja überhaupt im späteren Mittelalter der Süden und Westen des Reichs ein weiter fortgeschrittenes Kulturleben aufweist. Gemeinsam war aber diesen sämmtlichen Lehranstalten ein entschieden kirchlicher Charakter; dies verstand sich freilich ganz von selbst in einer Zeit, die von einer wirklichen Trennung des Glaubens und Wissens allem Occamismus zum Trotz im Grunde noch nichts wußte. Der ganze Wissenschaftsbetrieb und die Laufbahn der Gelehrten, die Behandlung aller theoretischen Fragen wie die äußere Gestalt des Universitätslebens standen unter der Herrschaft der scholastischen Philosophie; ihre Denkformen, ihre unverkennbare Schlagfertigkeit, aber auch ihre mechanische Drillung des Geistes gaben dem Vortrag der Lehrer, den Übungen und sogar den Scherzen der Studenten die eigenartige Färbung. Damals erschien außerhalb Italiens diese Scholastik keineswegs im Niedergang, vielmehr in einer Blüte, die doch erst allmählich sich als Nachblüte und Anfang vom Ende erweisen sollte. Zahlreicher als je drängte die lernbegierige Jugend nach den Hörsälen, wo die „Kunst", die unerläßliche Vorbedingung alles höheren Strebens, ihren Jüngern die Fähigkeit beibrachte über alles zu sprechen und zu streiten. Nicht zum letzten Mal hüllte sich die Philosophie in ein sprachliches Gewand von wahrhaft verwirrender Häßlichkeit und Absonderlichkeit; oft genug arbeitete die Gedankenfabrik ohne Gedanken und die Geistesgymnastik ohne Geist, schien nicht nur Klappern zum Handwerk zu gehören, sondern das ganze Handwerk im Klappern zu bestehen. Man begreift die Entrüstung der Humanisten, wenn man z. B. die logische Terminologie mit ihrem Baroco Baraco und ähnlichen an die Beschwörungsformeln einer Hexenküche erinnernden Kunstausdrücken ins Auge faßt. Immerhin würden solche Äußerlichkeiten an und für sich eine Verurteilung der Scholastik nicht rechtfertigen, da ja auch im modernsten Betrieb mehr als einer wissenschaftlichen Disciplin ähnliche nur dem Eingeweihten geläufige und dienliche Wortungeheuer mitunterlaufen. Wir dürfen dem Selbstlob der Scholastiker und der Anerkennung ihrer Zeitgenossen vielleicht insofern eine gewisse Geltung einräumen, als die durchschnittliche dialektische Fertigkeit zweifellos durch diese unermüdlichen Exerzitien gesteigert worden ist. Abgesehen von dieser geistigen Schulung, die mit einem großen Aufwand von Zeit und Kraft erworben werden mußte, dürfte ein nennenswertes unmittelbares Resultat der ganze Generationen beschäftigenden Kämpfe der spätscholastischen Sekten, der Antiqui und Moderni, kaum nachzuweisen sein. Das Grundübel lag eben darin, daß der Wissenschaft streng und unabänderlich vorgezeichnet war, was bei ihrer Arbeit herauskommen sollte; nachdem aber der heilige Thomas von Aquino dieser Forderung in einer ganz unübertrefflichen Klarheit und Vollständigkeit genügt hatte, sahen sich die späteren Geschlechter entweder auf eine unfruchtbare Opposition oder auf einseitige

Digitized by Google

Pflege der wissenschaftlichen Technik angewiesen, denn auf wesentlich neue Ergebnisse durften sie ja, wenn ihnen ihr Leben lieb war, nicht geraten. Ein kritischer Geist, wie Occam, dem das Suchen nach Wahrheit über das Glück eines imaginären Besitzes ging, mußte ganz naturgemäß von seinen Zweifeln an der Wissenschaftlichkeit der Theologie zur Prüfung der theologisch fundirten Hierarchie fortschreiten. Wie dieser ganze wissenschaftliche Apparat nur der Kirche dienen sollte, so konnten folgerichtig die Hochschulen auch nur kirchliche Anstalten sein. Ihre Bestimmung war die höhere Ausbildung der Geistlichkeit, ihre Organisation, Lehrmethode und Disziplin den alten Kollegiatstiftern und Klöstern entlehnt, die Lehrer und Schüler größtenteils Kleriker; erstere lebten im Cölibat, letztere mußten sich in den Collegien und Bursen einer halbmönchischen Zucht unterwerfen, die allerdings in der Praxis nicht selten durchbrochen wurde, wie das in den Klöstern wohl auch geschehen war. Von Bedingungen der Aufnahme war kaum die Rede; unter den Immatrikulirten fanden sich unmündige Kinder neben jungen und älteren, selbst verheirateten Männern. So wenig der Zugang oder Abgang erschwert, so bunt die studentische Gesellschaft meistens war, so fühlten sich doch alle Universitätsangehörigen als eine Genossenschaft und sie hatten das Bewußtsein ihrer Gemeinsamkeit wohl nötig in einer Zeit der ständischen und korporativen Sonderung. Mehr als einmal führten die Neckereien zwischen Studenten und „Laien", wie man sich bezeichnend ausdrückte, zu blutigen Straßenkämpfen und zum Sturm des Volks oder der städtischen Schaarwache auf die Bursen. Ein solcher „Studentenlärm" nahm zu Erfurt im Jahr 1510 einen so ernsthaften Charakter an, daß die Gegner der akademischen Jugend, Landsknechte und Bürger, gegen das große Collegienhaus sogar Kanonen auffuhren und nach der Flucht der Insassen alles verwüsteten, selbst das Archiv und die Bibliothek der Hochschule fast ganz zerstörten. Kurz darauf, im Jahre 1513, hatte auch Wien seinen „lateinischen Krieg", der aus den Spöttereien des Volks über eine den Studenten vorgeschriebene Kleidung entstand. Solche Angriffe vermochten freilich das Selbstgefühl der Gelehrtenzunft und ihrer Zugehörigen nicht zu erschüttern, denn im Ganzen und Großen war und blieb das Ansehen namentlich der akademischen Grade ein sehr hohes. Die Bakkalarien, Magister und Doktoren, die glücklichen Sieger in den Disputationen durften sich nicht minder als die Angehörigen anderer Lebenskreise jenes äußeren Ehrenschmucks erfreuen, der eine notwendige Folge der mittelalterlichen Organisationen, eine unerläßliche Bekräftigung ihres festgeschlossenen Wesens war. Luther erinnert sich später mit Wohlgefallen an die „große Majestät und Herrlichkeit" zurück, womit ehedem der neugebackene Magister oder Doktor zu Erfurt gefeiert wurde; „ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei".

Scharf genug drückte sich der Unterschied, der Vorrang des „lateinischen Menschen", d. h. des Gebildeten vor dem Ungebildeten aus. Man kann doch

Digitized by Google

nicht sagen, daß diese Scheidung erst aus den Tagen des Humanismus datirt. Das Latein der Magister war dem Volk kaum viel verständlicher als der klassische Stil der Humanisten, obwohl es allerdings den unläugbaren Vorzug besaß, wenigstens für die Kreise des gelehrten Studiums eine lebendige Sprache darzustellen. Um sich einzuleben, mußte man freilich von Kindesbeinen an mit dem eigentümlichen halb populären halb philosophischen Kauderwälsch vertraut gemacht werden, das aus biblischen Reminiscenzen, Kraftausdrücken der Logik und derben Idiotismen gemischt schon damals den Spottnamen Küchenlatein erhielt. „Es laut gar übel", sagt Aventin, „und man heist es küchenlatein, so man latein redt nach ausweisung der teutschen zungen". Gleich der erste Unterricht versetzte die Knaben in diese eigentümliche Kultursprache, und damit in die scholastische Atmosphäre, die von nun an ihre geistige Lebensluft blieb. Denn einen streng einheitlichen Charakter kann man diesem Schulwesen nicht absprechen; es war, wie ein alter Holzschnitt es darstellt, ein geschlossener Bau mit einer einzigen Türe, die zur lateinischen Schule und durch diese in die höheren Stockwerke und bis zur Krönung des Ganzen, der Theologie oder Metaphysik führte. Wie den Kindern die Anfangsgründe nach den herrschenden Lehrbüchern und Commentaren mit ihren syllogistischen Spitzfindigkeiten beigebracht wurden, das können wir uns heutzutage nicht mehr recht vorstellen; sicher ist nur die sofortige Anwendung der Praxis, da die Schüler auch unter einander lateinisch reden und die Sünder gegen dieses Gebot den hölzernen Esel reiten mußten, ferner der reichliche Gebrauch von Gedächtnißversen und von Prügeln. Der Grundsatz, daß schlechtes Latein immer noch besser sei als gutes Deutsch, wurde manchmal bis zum Äußersten getrieben; man wollte, wie eine Schrift vom Jahr 1451 klagt, den Knaben das, was sie nicht wußten, durch Worte, die sie nicht verstanden, beibringen. Doch haben wir noch aus dem XV. Jahrhundert zahlreiche Zeugnisse dafür, daß eine so unsinnige Praxis doch nichts weniger als allgemein und die fast unentbehrliche Hülfe der Muttersprache für den Anfangsunterricht vielfach ausdrücklich vorgesehen war. Aber ohne ein ansehnliches Quantum von höchst abstrusen begrifflichen Spielereien und von Prügeln scheint man doch eigentlich nirgends durchgekommen zu sein. Die Entrüstung über den Mißbrauch des Züchtigungsrechts kommt nicht nur bei feiner organisirten Naturen wie Rudolf Agricola oder Erasmus zu Worte, sondern auch bei einem Kraftmenschen wie Luther, der vom Elternhaus nicht verwöhnt und gewiß kein zimpferlicher Knabe war. Alles in allem muß zugegeben werden, daß Deutschland schon im XV. Jahrhuudert durchaus keinen Mangel an Schulen und Schulmeistern hatte. Auch hier wirkte die städtische Kultur belebend ein; zu den Anstalten, die sich an die Klöster und Collegiatstifter anlehnten, traten noch die Schulen bei den Pfarrkirchen, meist Stadt- oder Ratsschulen genannt, da sie unter der Verwaltung der städtischen Obrigkeit standen. Mit besonderem Eifer und Erfolg nahmen sich die Brüder vom gemeinsamen Leben des Elementarunterrichts an, doch liegt ihr Hauptverdienst nicht in

Digitized by Google

einer Förderung der klassischen Studien, die erst von außen, durch humanistische Einflüsse in die Schulen der Fraterherren gelangt sind, sondern in der religiösen Erziehung; der Geist des praktischen Christentums war die eigentliche Würze ihres Unterrichts und dieses immer noch halbmönchische Wesen besaß allerdings die Kraft, die eindringende Antike sich zu assimiliren und vielen nachmaligen Jüngern des Humanismus eine christliche Grundrichtung einzupflanzen, an der alles Heidentum der Alten und der Italiener zu Schanden wurde.

Das höchste Ziel alles Unterrichts und alles Studiums blieb immer die Theologie oder, was damit gleichbedeutend war, die aristotelische Philosophie, natürlich kirchlich zugestutzt, aber doch mit einer Verehrung für ihren heidnischen Urheber gepaart, die manchmal fast den Charakter religiöser Schwärmerei annahm. In einem „Buch vom Leben und Sterben des Arestotiles" wird der große Meister geradezu als Vorläufer Christi gefeiert; „seines heiligen und kostbaren Todes teilhaftig wurde er zum Tron der ewigen Seligkeit befördert". Seine Widersacher aber sind alle Begharden und Lollarden, d. h. Ketzer. Man muß sich derartiger Überschwänglichkeiten erinnern, um den heiligen Zorn der Reformationszeit über den zum Patron der Rechtgläubigkeit erhobenen Heiden ganz zu würdigen. Jener Umschwung der Meinungen, der den bisher alleinherrschenden „Philosophen" zum „blinden törichten schalkhaften Heiden" Luthers und seiner Anhänger herabwürdigte, läßt sich sogar kunstgeschichtlich illustriren. Ein berühmtes Gemälde des XIV. Jahrhunderts in der Dominikanerkirche zu Pisa, eine von der Scholastik beeinflußte Verherrlichung des heiligen Thomas von Aquino, zeigt Aristoteles zur Rechten und Platon zur Linken des Heiligen, welcher von den aus ihren geöffneten Büchern dringenden Strahlen berührt wird. Dagegen läßt ein Holzschnitt Hans Holbeins aus dem Jahr 1527 an der Spitze des päpstlichen Haufens, der sich von Christus dem wahrem Licht abkehrt, Platon und Aristoteles in den Abgrund stürzen. Dort die kirchliche Sanktion, hier die reformatorische Verurteilung der griechischen Philosophie, wobei wir aber keineswegs an eine wirkliche Gleichstellung ihrer beiden Hauptvertreter zu denken haben. Vielmehr war und blieb für die große Mehrzahl der Philosophirenden im XV. und auch im XVI. Jahrhundert die Meisterschaft des Aristoteles eine durch nichts zu erschütternde Thatsache; wer sich aber von diesem sicheren Boden weg zu Platon wandte, der verfiel einer mehr oder weniger spielenden Mystik. Zu diesen sozusagen fahnenflüchtigen Scholastikern zählt der originellste deutsche Denker des XV. Jahrhunderts, Nikolaus Chrypffs aus Kues (Cusanus), in dem sich Altes und Neues, mystische Träumereien und reformatorische Ansätze wundersam mischen. Der nämliche Mann, dem wir bereits als dem Verfasser jener geistvollen patriotischen Phantasien (S. 52) begegnet sind, hat die verschiedensten Gebiete des Wissens und des menschlichen Daseins gestreift, ohne doch den Schritt vom Propheten zum Entdecker zu machen. Das Drängen und Gähren einer großen Übergangsperiode läßt ihn nicht zur

Digitized by Google

Ruhe kommen; er gerät in seiner recht unklaren Spekulation auf den Gedanken einer Vereinigung des Gegensätzlichen, er ahnt die Bewegung der Erde und bereitet die Reform des julianischen Kalenders vor, während aller Mystik zum Trotz der Geist der historischen Kritik in ihm erwacht, um an den altehrwürdigen Fälschungen der Hierarchie, an der constantinischen Schenkung und den pseudoisidorischen Dekretalen zu rütteln. Wenn aber Cusanus durch ein Religionsgespräch „im Himmel der Vernunft" die Harmonie aller vorhandenen Religionen und den schmählichen Irrtum der zu Ehren des Schöpfers angestellten Glaubensverfolgungen aufdecken läßt, wenn er insbesondere zwischen Evangelium und Koran eine unleugbare Verwandtschaft findet, so sind das natürlich ebenso bloße Träume wie seine Prophezeiung, daß im ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts die Kirche nach den Stürmen des Antichrist ihre Auferstehung feiern werde. Immerhin hat diese einsame Stimme, die unmittelbar vor der Periode der großen Religionskriege von Duldung und Versöhnung schwärmt, etwas Rührendes, obgleich man nicht vergessen darf, daß Cusanus als Kirchenfürst die ganze Unduldsamkeit seines Standes betätigt hat. Jedenfalls ist die isolirte Stellung dieses hochbegabten Menschen, dessen Philosophie nachmals einen Giordano Bruno begeistert hat, kein schmeichelhaftes Zeugniß für die gleichzeitige deutsche Universitätswissenschaft. Man hat deshalb den gelehrten Cardinal auch

Christus das wahre Licht. Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes von Hans Holbein d. J.

Digitized by Google

zu einem Vorläufer des deutschen Humanismus stempeln wollen, dessen Gegensatz zu der herrschenden Scholastik aber doch aus ganz andern Quellen abzuleiten ist.

Mit der großen geistigen Umgestaltung der Renaissance pflegt die Erfindung des Bücherdrucks in engen Zusammenhang gebracht zu werden. Wirklich bezeichnet die geniale Schöpfung des Mainzers Gutenberg, der durch die Subtilitäten der Metallarbeit und der Goldmacherei schließlich auf eine großartige, völlig neue Technik der Vervielfältigung geriet, einen ungeheuren Ruck der menschlichen Kultur und die Deutschen hatten das beste Recht andern Nationen gegenüber sich dieser ihrer Gabe zu rühmen. Der Erfinder selbst hatte freilich keinen Dank davon, aber seine „göttliche" Kunst war in wenigen Dezennien zum Gemeingut der europäischen Völker geworden; die Italiener, anfänglich voll Mißtrauen gegen die von den „Barbaren" aufgebrachte Neuerung, wetteiferten rasch mit den Deutschen; die aristokratische Geringschätzung, womit z. B. Herzog Federigo von Urbino allen gedruckten Büchern die Aufnahme in seine Bibliothek versagte, hielt nicht lange vor und bis zum Jahr 1500 zählte bereits Venedig allein 199 Pressen. Italien hatte bald die Heimat des Bücherdrucks nicht nur durch Großartigkeit des Betriebes und Schönheit der Lettern, sondern auch durch die Reichhaltigkeit seiner Produktion überflügelt. Denn hier wanderten zuerst die Schriften des klassischen Altertums und des modernen Humanismus unter die Presse, während die deutschen Druckereien bis ins XVI. Jahrhundert ganz überwiegend für das kirchliche und religiöse Bedürfniß arbeiteten. Auch nachdem der deutsche Humanismus sich längst eine führende Stellung im geistigen Leben der Nation erobert hatte, mußten seine Vertreter sich ihr unentbehrliches Handwerkszeug großenteils aus Italien kommen lassen; die ersten deutschen Buchhändler, die Koburger in Nürnberg, die selbst vierundzwanzig Pressen beschäftigten, die Froben in Basel machten glänzende Geschäfte mit italienischen Klassikerausgaben. Aber im Ganzen spiegelt der vorherrschend klerikale Charakter der Bücherproduktion vollkommen getreu den Stand der deutschen Geistesbildung; die ungeheure Masse der lateinischen Bibeln und Postillen, der Predigtsammlungen, scholastischen Werke, Lehrbücher, Rechtsbücher sind fast ausschließlich für den Klerus bestimmt, wogegen die gleichfalls sehr zahlreichen deutschen Erbauungsschriften, die deutschen Bibeln und Plenarien, Legenden, Beicht- und Wallfahrtsbüchlein von einer starken Nachfrage der andächtigen Laienwelt zeugen. Sehr bescheiden nimmt sich neben dieser Haupttätigkeit der Druckerpresse die nicht speziell kirchliche, zumal die humanistische Versorgung des Büchermarkts aus. An ihrem Wachstum ließen sich die Siege der neuen italienischen über die alte scholastische Kultur verfolgen. Aber um mit diesem fest organisirten kirchlichen Bildungswesen und mit seinen Burgen, den Universitäten, fertig werden zu können, mußte die italienische Kultur selbst einer gewissen Umgestaltung unterliegen.

Der Hauptvorwurf, der gegen die Anfänge des deutschen Humanismus

Digitized by Google

gerichtet wurde, war ein sehr schwerer. Nichts Geringeres als die Erschütterung des Christentums legte man den „Poeten" zur Last, denn ihre Vorliebe für antike Formenschönheit war in den Augen der eifrigsten Kirchenmänner bereits ein erster Schritt auf der abschüssigen Bahn zum vollen Heidentum. Humanistische Äußerlichkeiten wie die Anwendung des klassischen Sprachgebrauchs auf Gegenstände des Glaubens und kirchliche Einrichtungen gaben diesem Verdacht, der in Wahrheit trotz aller Übertreibungen des tieferen Grundes nicht entbehrte, die bequemste Handhabe. Man begreift, welches Ärgerniß sowohl die hergebrachte Kirchlichkeit als auch die wahrhaft christliche Empfindung daran nehmen mußte, wenn etwa die Geburt Christi in eine bedenkliche Parallele mit jener des Herakles gesetzt, oder wenn die Jungfrau Maria als die wahre Diana und Lucina gefeiert wurde, „die uns den dreifachen Giganten zur Welt gebracht hat". Mit dem Vorwurf des Paganismus verbindet sich in der Regel die Anklage, daß die vielgepriesene Poesie des Altertums und seiner modernen Jünger eine Schule der Unsittlichkeit sei, daneben auch die Behauptung, eigentlich hätten diese selbstbewußten Männer der schönen Form nichts Ordentliches gelernt und somit gar kein Recht über das alte solide Bildungswesen abzusprechen. Daß die Poesie nicht zu den sieben freien Künsten gehöre und ihre Anhänger besser daran täten, sich mit dem reichen Wissensschatz der vier Fakultäten vertraut zu machen, hebt schon einer der frühesten Ankläger, ein alter Wiener Theologieprofessor hervor, der zugleich den Zusammenhang dieses neuen geistigen Luxus mit der gesteigerten materiellen Kultur der Fürstenhöfe und Städte wohl bemerkt hat. Aber auch ein Gregor von Heimburg, obwohl selbst vom Humanismus berührt, kämpft nachdrücklich gegen die Einbildung, als sei man mit dem Besitz einer gewissen klassischen Formgewandtheit aller weiteren Studien überhoben, und fühlt sich in seinem Streit mit Enea Silvio nicht nur als der Verfechter des Staats und seiner Unabhängigkeit, sondern auch als Mann der Rechtswissenschaft; in seinem Gegner verkörpert sich ihm die ganze Oberflächlichkeit einer Bildung, die sich mit der „Windigkeit der Worte" begnügt. Hin und wieder werden diese Argumente noch durch den Hinweis verstärkt, daß die neuen Studien schon wegen ihrer italienischen Herkunft höchst verdächtig seien.

Solche Warnungsrufe über die hereinbrechende Entchristlichung und Entsittlichung hätten nun allerdings von Rechtswegen bald verstummen dürfen. Denn in den späteren Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts war bereits jene echt deutsche Verbindung des Humanismus mit dem Christentum zur Tatsache geworden, die trotz aller italianisirenden Einflüsse sich als Grundlage eines lebensfähigen Bildungswesens behauptet hat. Aus dem deutschen Nordwesten, aus den Schulen der Fraterherren kamen seine ersten Vertreter; dort hatten sie sich in jene christliche Pädagogik eingelebt, die der Westfale Hegius einmal in den Satz zusammenfaßt, daß alle mit Verlust an Frömmigkeit erworbene Gelehrsamkeit vom Übel sei. Der Begabteste aus diesem Kreis, der Friese Rudolf Agricola, der den vollen Reiz der freieren italienischen Atmo-

Digitized by Google

sphäre gekostet hatte und nie mehr ganz vergessen konnte, dachte sich schließlich biblischen Studien zu widmen; er ließ sich wie der berühmte Mystiker der italienischen Renaissance, Pico di Mirandola, in der Mönchskutte begraben. Wie im Nordwesten des Reichs die Schule zu Deventer eine Pflanzstätte des christlichen Humanismus geworden ist, so knüpft sich auch die humanistische Bewegung im Elsaß an eine ähnliche Schule zu Schlettstadt und ihren bei den Fraterherren gebildeten Meister, den Westfalen Ludwig Dringenberg. Es war doch ein außerordentlich bescheidenes Ziel, dem die „zahmen" Reformer in Straßburg, Basel, Schlettstadt zustrebten. Etwas besseres Latein, vorsichtige Lektüre einzelner Klassiker, pädagogische Verwertung des Altertums, soweit es sich mit der herrschenden Kirchlichkeit in Einklang bringen ließ, in solche Grenzen dachten Jakob Wimpheling, der erste praeceptor Germaniae, und seine Gesinnungsgenossen die moderne italienische Kultur zu Nutz und Frommen der Christenheit und des Vaterlandes fassen zu können. Das dichterische Genie dieser Kreise war der Straßburger Sebastian Brant, der Verfasser des Narrenschiffs; so etwas, meint einer seiner Bewunderer, hätte selbst Homer kaum zu Stande gebracht! Denn im Punkt der gegenseitigen Vergötterung und Ruhmesversicherung unterschieden sich diese frommen Humanisten ganz und gar nicht von den vielgeschmähten Italienern, wie sie auch neben aller Vorsicht gegen die schlechte Moral der römischen Dichter selbst eine kräftige Zote im Stil der Volksliteratur nicht verschmähten. Dagegen gerieten sie durch ihren Gegensatz zu den Vertretern einer freieren mehr antikisirenden Richtung in eine zunehmende Angst und Verbitterung über die Gefährlichkeit der Alten, in deren Geist einzudringen ihnen völlig versagt blieb; Wimpheling, obwohl er früher die Verächter der antiken Poesie mit Zungenausreißen bedroht hatte, wollte schließlich den Virgil durch Sedulius, den Horaz durch Prudentius ersetzt wissen und ein anderer elsässischer Eiferer erklärte die Musen für Töchter nicht Jupiters, sondern des Teufels. Für die eigentlichen Häupter des in Straßburg und Basel germanisirten und christianisirten Humanismus müssen ohnedies zwei Theologen gelten, der strenge Prediger Geiler von Kaisersberg und der Scholastiker Johann Heynlin von Stein, der seine Tage im Karthäuserkloster beschloß. Unter solchen Fittichen blieb der Humanismus klein und schüchtern; es herrschte jene Gesinnung, die Sebastian Brant einmal in dem bezeichnenden Verslein ausdrückt:

„Nimb dich der scharpffen Lehr nit an,
Die dein vernunfft nit mag verstahn."

Aber selbst dieser zahme Humanismus mußte mit der Einseitigkeit der herrschenden Wissenschaft um seine Existenz ringen. Wir können hier weder den Kampf der alten und neuen Methode an den niederen und höheren Schulen noch die allmähliche Ausbreitung des Humanismus über das ganze Reich verfolgen, obwohl ja allerdings hinter dem kleinlich erscheinenden Antagonismus der Grammatiken und Lehrbücher nicht selten die ganze Todfeindschaft einer absterbenden und einer emporsteigenden Welt sich verbarg. Mit der

Digitized by Google

vollen Leidenschaftlichkeit der Jugend stürmten die Poeten und Philosophen, die heiligen Seher, wie sie sich gern bezeichneten, gegen die Barbaren, Sophisten und Theologen. Eine Hochschule nach der andern erlag ihren unermüdlichen Angriffen; jeder Widerstand gegen die Neuerer, jede mehr oder weniger rigorose Wahrung des bisher gültigen Studiengangs und der alten Ordnungen wurde als bildungsfeindliche Verstocktheit, als niederträchtige Verfolgungssucht gebrandmarkt. Bald zählte man eine ganze Reihe von humanistischen „Märtyrern", die hier oder dort in ihrem Bestreben eine Universität zu entbarbarisiren von dem Haß der akademischen Machthaber getroffen und zum Rückzug gezwungen worden waren. Aber sie ließen sich von ihrem Bemühen Deutschland „lateinischer als Latium selbst" zu machen nicht abbringen. „Ich will es mir," schreibt der Schwabe Henrichmann im Jahr 1506, „lieber zur Ehre anrechnen, wenn von den Barbaren, wenn von den Trägen und Rohen, gerade heraus von den frechen und stinkenden Böcken meine Arbeiten mißbilligt werden. Denn der Kauz kann das Licht nicht vertragen, dem Esel ist Stroh weit lieber als Gold." Freilich dauerte es noch Jahrzehnte nach den ersten meist von einem der wandernden Poeten unternommenen Angriffen, bis die festen Burgen der Scholastik wirklich für humanistische Eroberungen gelten konnten. Im XV. Jahrhundert sind es noch sehr vereinzelte Erfolge, wenn Freiburg schon 1471, Basel 1474 einen Lehrstuhl für Poesie errichtet, wenn Tübingen 1481 ein Stipendium für „Oratoria" besitzt und Ingolstadt im Jahr 1492 den Konrad Celtis als Professor der Poesie und Eloquenz aufnimmt. Unmittelbar darauf (1493) begann der Humanismus sich in Wien einzubürgern, wo im Jahr 1499 humanistische Kenntnisse für die Erlangung der Grade obligatorisch gemacht und die altberühmte scholastische Grammatik des Alexander offiziell durch ein modernes italienisches Lehrbuch verdrängt wurde. Universitäten vollends wie die Wittenberger oder Frankfurter stehen schon seit ihrer Gründung unter humanistischem Einfluß; wie der römische König in Wien aus eigener Machtvollkommenheit eine Poetenfakultät gestiftet hatte, so war es seine und nicht nach früherem Brauch die päpstliche Autorität, die in erster Linie um die Bestätigung der Wittenberger Gründung angegangen wurde. Aus der Hand des Kaisers kam ja auch das höchste äußere Zeichen der neuen Kultur, der leidenschaftlich erstrebte Lorber des Poeten, dessen Glanz den glücklichen laureatus vollends zur Verachtung der altmodischen akademischen Würden, des Doktor- und Magistertitels zu berechtigen schien. Denn trotz jenes Gefühls der Überlegenheit, das die Annahme akademischer Grade beinahe wie eine Charakterschwäche empfand und nach einem Ausdruck Mutians unter dem Vorsitz der Vernunft keiner Doktoren mehr zu bedürfen glaubte, ließ sich das echt menschliche Verlangen nach festen anerkannten Formen auch in der neuen Gelehrtenrepublik nicht ausrotten. Wenn ein solcher Wandervogel wie Celtis doch schließlich als wohlbestallter Professor und Vorstand des humanistischen Collegiums in Wien zur Ruhe kam, so mag dieser Übergang vom ungebundenen Leben des Literaten zur Seßhaftigkeit

Digitized by Google

des Amtes vielen anderen leicht genug geworden sein. Sehen wir doch selbst an Hochschulen, die für besonders neuerungsfeindlich galten, wie in Leipzig oder Köln, manchen berühmten Humanisten Jahre lang weilen und mit seinen geschworenen Feinden den Doktoren und Magistern wenigstens leidlich auskommen. Im XVI. Jahrhundert, gegen Ende des zweiten und in den ersten Jahren des dritten Jahrzehnts haben dann die noch nicht humanistisch reformirten Universitäten sich zu einer mehr oder weniger eingreifenden Umgestaltung, zur offiziellen Einfügung der neuen Studien in ihren Lehrplan bequemen müssen.

Damals war freilich die Hauptschlacht zwischen den Poeten und ihren Feinden eben geschlagen, die Ungleichheit des Kampfes an einem das ganze gebildete Europa aufregenden Beispiel dargetan worden. Nachdem selbst der vorsichtige Wimpheling durch seine Entdeckung, daß der heilige Augustinus keine Kapuze getragen habe, in einen gehässigen Streit mit den Bettelmönchen geraten war, concentrirte sich der bald hier bald dort hervorbrechende Gegensatz der alten und der neuen Kultur in einem Handel, dessen Ursache mit den klassischen Studien nichts zu schaffen und dessen unfreiwilliger Held zu seiner Rolle eigentlich wenig Talent und Neigung hatte. Johannes Reuchlin aus Pforzheim (geboren 1455) war kein Poet, obwohl er gelegentlich ein paar lateinische Komödien verfaßt hat. Nicht die Schönheit, nur die Wahrheit lag ihm am Herzen; bei aller Begeisterung für Homer — denn er war der erste nennenswerte Gräcist in Deutschland — stellte er doch einen Gregor von Nazianz weit über den großen Heiden. Jede einseitige Kultur der schönen Wissenschaften ist ihm ein Ärgerniß; er erklärt einmal verhüten zu wollen, „daß die heilige Schrift ganz verloren gehe und unsere Seelen darüber bei dem reizenden Gesang jener Sirenen, denen kaum ein Ulysses widerstehen kann, ins Verderben geraten". Was in ihm mächtig arbeitete, war eine Renaissance des Christentums, wie sie den edelsten Geistern des italienischen Humanismus vorschwebte, wie sein Freund Agricola der erste deutsche Platoniker sie träumte. Ein Verehrer des Cusanus und des Pico di Mirandola ging Reuchlin noch über den sogenannten Platonismus zurück, bis zu den ehrwürdigsten Quellen vorchristlicher Gotteserkenntniß, die er in Pythagoras und vor Allem in der angeblich uralten jüdischen Geheimlehre, in der Kabbalah zu erkennen wähnte. Er blieb dabei Zeitlebens ein treuer Sohn der Kirche, aber, wie Heinrich Ritter sagt, „in ähnlicher Weise wie den Gnostikern genügt auch ihm der einfache Glaube der Christen nicht". Diesem Drang nach Erkenntniß sollten seine hebräischen Studien dienen und nun sah er sich auf seinem Lieblingsfeld, auf dem er wirklich bahnbrechend gearbeitet hatte, durch die hochmütige Bornirtheit der kölnischen Dominikaner bedroht. Der ärgerliche Streit über die Bücher der Juden, die Reuchlin als Mann der Wissenschaft vor Vernichtung zu schützen suchte, führte den alternden Gelehrten in das ihm ungewohnte Getümmel des Kampfes. Man kann nicht sagen, daß er selbst in allen Wechselfällen des Streites seine Würde zu wahren verstanden hätte,

Digitized by Google

aber die Bedeutung des Reuchlinischen Handels liegt weder in dem Gegenstand noch in dem Verhalten der Hauptperson, sondern in dem großen Gegensatz der Weltanschauung, der dabei erst deutlich zum Vorschein kam und die Männer der Ketzergerichte und Scheiterhaufen auf der einen, die Humanisten auf der anderen Seite gleichsam in zwei unversöhnliche Heerlager sammelt. „Die ganze Welt," schreibt Mutian, „teilt sich in zwei Parteien. Eine ist für die Dummen, die andere ist für Reuchlin." Die Persönlichkeit dessen, dem das Massenaufgebot des deutschen Humanismus galt, verschwindet beinahe hinter den unsterblichem Hohn preisgegebenen Gestalten seiner Gegner. In den Jahren 1515 bis 1517 erschienen die berühmten „Briefe der Dunkelmänner" (epistolae obscurorum virorum). Trotz aller Unbarmherzigkeit, womit Reuchlins Hauptfeinde persönlich verunglimpft werden, trotz der übertriebenen Karrikatur, die aus den Vertretern der kirchlichen Wissenschaft eine Bande von lauter Idioten und Lumpen macht, ist die Komik dieser vorzüglichen Satire auch heute noch unwiderstehlich; wir müssen mitlachen und den Verfassern gewonnenes Spiel geben, wenn sie die ehrwürdigen Magister, Langschneyderius, Schaffsmulius und wie sie alle heißen, ihre selbstgenügsame Gelehrsamkeit, ihren Haß gegen die Poeten und ihre schmutzigen Abenteuer im fließendsten Küchenlatein austauschen lassen; wenn der eine, bei einem Gelage etwas angetrunken, quia illa cerevisia ascendit mihi in caput, seinen humanistischen Wirt anfährt: quid tunc est etiam, si estis poeta? oder wenn ein anderer in seiner Liebesnot sich zu der Überzeugung bekehrt, quod amatores debent esse valde audaces sicut bellatores; alias nihil est cum ipsis. Und mit welcher Treuherzigkeit besingt Magister Philipp Schlauraff seine lebensgefährliche Reise durch Deutschland, auf welcher ihn die Schimpfreden und Tätlichkeiten der „Reuchlinischen" überall hin begleiten:

Et ivi hinc ad Hagenaw,
Da wurden mir die augen blaw
Per te Wolffgange Angst,
Gott gib, das du hangst,
Quia me cum baculo
Percusseras in oculo.

Wir brauchen den Reuchlinischen Streit nicht durch alle Phasen zu verfolgen. Bekanntlich hatte Reuchlin nicht allein das leichte Volk der Poeten auf seiner Seite; auch Kaiser Maximilian war nach einigen Schwankungen für ihn gewonnen und selbst am päpstlichen Hof fehlten die Freunde nicht. Erst im Jahr 1520, als eben Sickingen auf seine Art die Kölner Dominikaner zum Schweigen gebracht hatte, erfolgte das päpstliche Urteil zu ihren Gunsten. Dadurch konnte aber das bedeutsamste Ergebniß des langwierigen Handels nicht mehr aufgehoben werden. Denn hier hatte sich dem Humanismus einmal die längst herbeigewünschte Gelegenheit geboten, sein innerstes Wesen herauszukehren, das aber doch trotz aller Compromisse mit dem Christentum kirchenfeindlich war und blieb. Sobald man über jene

Digitized by Google

Engherzigkeiten eines Wimpheling und seiner Gesinnungsgenossen hinausging, lief man Gefahr, in der Antike mehr als ein bloß formales Bildungselement zu sehen und bei dem keineswegs überwundenen Autoritätsbedürfniß die kirchliche Unfehlbarkeit mit der des klassischen Altertums zu vertauschen. Kühnere Gemüter, wirkliche oder eingebildete Dichternaturen, wie Konrad Celtis, Hermann von dem Busche, Jakob Locher und andere, nahmen in jeder Lebenslage das Vorrecht des Genies für sich in Anspruch und glaubten mit ein paar frostigen Höflichkeiten den Verpflichtungen gegen die Kirche soweit genügt zu haben, um sich im Übrigen ihrem Ideal, einem antikisirenden Naturalismus ungestört hingeben zu können. Celtis, der fränkische Bauersohn, der an Begabung und an Zügellosigkeit unter den Poeten obenan steht, bekennt ganz offen, daß er seine Andacht in Wald und Feld halte und nicht in den dumpfen vom Pfaffengeplärr widerhallenden Kirchenmauern; er spottet über Priester und Mönche, über Fasten und Ablaß, aber auch über Hölle und Teufel und behandelt die Existenz Gottes wie die Unsterblichkeit der Seele gelegentlich als offene Fragen. Daß der nämliche Freigeist dazwischen in schwerer Krankheit eine Wallfahrt nach Altötting gelobt und auch wirklich ausführt, tut nichts zur Sache; heidnisch gelebt und christlich gestorben, unter diesem Vorbehalt ließ sich gar manches vereinigen. Daß aber diese „Philosophen" und „wahren Theologen", wie sie sich als Jünger des Orpheus, Homer und Platon zu nennen liebten, die Unbefangenheit des antiken Lebens vor allem in einer oft cynischen Freiheit des Sinnengenusses zu erneuern trachteten, contrastirt freilich mit jener censorischen Strenge, die sie gegenüber der Verderbtheit des Klerus hervorkehrten. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Poeten kein Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt und keine priesterlichen Funktionen zu verrichten hatten. Die Heiligkeit, kraft deren sie eine eximirte Stellung für sich forderten, war doch von anderer Natur als jene der Kleriker. Selten ist wohl der Adel des Genius so stark betont worden als von diesen Größen des Humanismus, deren lateinische Poesien sich wahrlich so hoher Abkunft nicht rühmen durften. Aber die Verfasser waren von der Überzeugung durchdrungen, daß sie gottbegnadete Schöpfer unsterblicher Werke, würdige Fortsetzer des antiken Geisteslebens und daher auch privilegirte Verwalter des Nachruhms seien.

Quod canimus, sanctis superum descendit ab astris,
nil mortale sacri vatis ab ore venit.

Wir können heutzutage über diese stolzen Worte eines Herman von dem Busche nur lächeln, so gut wie über jene Verse, in welchen Eobanus Hessus der Stadt Erfurt vorhält, sie könne jetzt ohne Gefahr zerstört werden, da sie in seinem Lied fortlebe wie Troja in den Gesängen Homers. Aber solche Äußerungen enthalten das Glaubensbekenntniß jener Kreise und die Bewunderung der Zeitgenossen kam ihrem ungeheuerlichen Selbstgefühl entgegen. Denn eine Generation, welcher die Ehrfurcht vor dem Latein als der Sprache der höheren Kultur sozusagen angeboren war, vermochte die

Digitized by Google

Regeneration dieser Sprache, den Übergang vom scholastischen Jargon zur antiken Formvollendung sehr lebendig zu empfinden. Und es blieb ja nicht allein bei der schönen Form der Rede, der eloquentia; man fand sich außerdem einem gewaltigen neuen Stoff gegenüber, der vor allem philologisch und historisch bewältigt sein wollte. Über der Oberflächlichkeit und Eitelkeit der Poeten darf die redliche wissenschaftliche Arbeit nicht vergessen werden, über der fremdartigen Außenseite der neuen Kultur nicht der gute deutsche Kern, der in ihren Trägern gar nicht auszurotten war. Denn die Mehrzahl unter der bunten Schaar der Humanisten bildeten immer die Söhne des Volks, der Bürger und Bauern, während adelige Jünger der Wissenschaft wie Hermann von dem Busche, Eitelwolf von Stein, Ulrich von Hutten nur ganz vereinzelt vorkamen. Sie wurden wohl von ihren Standesgenossen als „Schreiber" gebrandmarkt, wie ein Freund der Ritterschaft im Anfang des XVI. Jahrhunderts klagt, daß „ein Zeit lang der Adel alle Historien veracht, weder Universitäten oder ander suptil Künsten, die doch dem Pauern nit aufgericht, wenig gesuecht"; daher seien die Bauernkinder zu Gelehrsamkeit und hohen Ehren gelangt, „damit die Stüel, als das gemein Sprüchwort sagt, uf die Penk gesprungen sind". Jedermann kennt die ergreifende Jugendgeschichte des Thomas Plater, des Hirtenbuben aus der Schweiz, wie er durch halb Deutschland unter unsäglichen Entbehrungen und Schwierigkeiten dem Studium nachzieht, wie er als Seilergeselle beim Strickdrehen den Plautus studirt. Celtis, Bebel, Glareanus, Eobanus Hessus, Euricius Cordus waren auch solche Bauernsöhne, ein derbes Geschlecht, dessen Zusammenhang mit dem Volk durch Latein und Griechisch keineswegs aufgehoben worden ist. Mehr als die dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen des Humanismus interessirt uns hier gerade diese seine volkstümliche Seite, sein Verhältniß zu der vorhandenen nationalen Kultur und zu der großen religiösen Frage.

Nicht allein mit der kirchlichen Wissenschaft, sondern auch mit dem eigentümlichen Kulturleben des deutschen Bürgertums mußte sich die langsam eindringende italienische Renaissance auseinandersetzen. In den deutschen Städten hatte auf der Grundlage eines immer noch steigenden Wohlstands und einer größeren oder geringeren politischen Unabhängigkeit auch der edelste Luxus, der geistige, sich eingestellt und verbreitet. Wenn die Universitäten einen entschieden internationalen Charakter tragen, so verkörpert sich das nationale Geistesleben am Reinsten in einzelnen großen Reichsstädten wie Nürnberg oder Straßburg. Vor allem sind es die Stadtrepubliken des deutschen Südens, in welchen die Kunst und Literatur unsres Volkes während des XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts ihr Gepräge empfängt. Äußerlich betrachtet erschien diese bürgerliche Kultur allerdings im schroffsten Gegensatz zu der Vornehmheit des italienischen Wesens. Wie in der Architektur die Gothik bis tief in die Reformationszeit fortgeherrscht hat, so finden wir in der Blüte des Meistergesanges eine Art von Fortbildung der ritter-

Digitized by Google

lichen Poesie, von deren entwickeltem Formgefühl freilich in den wunderlichen „Tönen" der bürgerlichen Sänger nur noch eine Karrikatur übrig geblieben ist. Nichts kann vom Geiste der Renaissance weiter entfernt sein als jene Reimwut und Versspielerei, die z. B. den Weber Michel Beheim bis zur kühnsten Verwendung seines eigenen Namens fortreißt: „Ich Mich=el Pehen flehen wol sol dich". Dabei stehen sie insofern auf der Höhe der kirchlichen Zeitbildung als sie mit Vorliebe scholastische Probleme zum Gegenstand ihrer Kunst machen, das Verhältniß der drei göttlichen Personen, der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, die unbefleckte Empfängniß, die Existenz der Jungfrau Maria vor der Schöpfung und ähnliche Fragen. Wirksamer als diese Seite des zünftig organisirten Dichterhandwerks war zweifellos die überreiche Literatur der Schwänke und Fastnachtspiele, ein rechter Spiegel der unglaublichen Roheit, die sich gerade in den Sitzen der bürgerlichen Kultur entwickelt und die Lieblingsfiguren des „groben" Bauern oder des buhlerischen Pfaffen dazu benützt hat, um ihre eigene Natur unter sehr durchsichtiger Maske spielen zu lassen. Über das Fastnachtspiel, den Triumph dieser naturalistischen Richtung, die sich auch in der Satire und in der Erzählung üppig entfaltete, fällt Goedeke das herbe, aber gerechte Urteil: „Jeder Sprechende ein Schwein, jeder Spruch eine Roheit, jeder Witz eine Unfläterei". Damit soll nicht geläugnet werden, daß mancher gesunde Zug mitunterläuft, eine schonungslose Beobachtung der Wirklichkeit, die sich kaum irgend eine schwache oder lächerliche Seite entgehen läßt, zuweilen auch ein lebendiges Gefühl für die großen Zeitfragen, namentlich für die soziale Krisis. Wenn in einem „Lob der Bauern" der Dichter den Klang der Dreschflegel dem Lied der Nachtigall vorzieht, so empfinden wir unmittelbar die selbstbewußte Reaktion eines ernüchterten Geschlechts gegen die conventionelle Schwärmerei des Rittertums. Daß trotzdem die wahre Poesie nicht ausgestorben war, hören wir aus den ergreifenden Tönen des Volkslieds deutlich genug. So kläglich auch die vereinzelten Versuche ausfielen, die abgestorbene ritterliche Kultur in der Form prosaischer Romane literarisch wieder zu beleben oder durch Machwerke wie den Teuerdank selbständig fortzusetzen, so erfreulich berührt unter all dieser Roheit und allegorischen Pedanterie das verbreitete Interesse an den gewaltigen Stoffen der nationalen Heldensage. In mehr oder minder verjüngter Gestalt lebten noch Dietrich von Bern, Etzel, Hugdietrich und Wolfdietrich, Hildebrant, Siegfried, Kudrun, die schlachtfrohen Recken und Riesen der Vorzeit, „die der Welt dienten und nicht Gott", wie ein Erbauungsbuch ärgerlich über den „Zeitverlust" mit solcher Lektüre bemerkt. Selbst das „Nibelungenlied" von „Seyfridt auß Niderlant" und „Krenhilden auß Purgunderlandt" unterlag einer zeitgemäßen Umarbeitung; poetisch und prosaisch, als Roman oder Volksbuch übten solche Überlieferungen aus dem Heldenalter der Nation ihren Zauber auch unter der Herrschaft der bürgerlichen Kultur. Mit dieser altvertrauten und bei aller Derbheit keineswegs ärmlichen Welt von Vorstellungen aufzuräumen, sie

Digitized by Google

durch die antiken Götter und Heroen, durch die historischen Größen Roms und Griechenlands zu verdrängen war eine harte Aufgabe für den Humanismus.

Immerhin ist die literarische Renaissance der künstlerischen um ein gutes Stück zuvorgekommen. Denn auf dem Gebiet der bildenden Künste hatte sich in den Niederlanden und in Deutschland gleichzeitig mit der italienischen Renaissance eine ganz selbständige Umgestaltung vollzogen; während die Architektur streng gothisch war und blieb, gingen die Malerei und bald auch die Plastik auf neuen Wegen. Es war ein gewaltiges Losreißen aus alten Fesseln, als die Brüder van Eyck der flandrischen Malerei die Geheimnisse des Lichts und der Farbe enthüllten, ein Anstoß, der bis hinein nach Italien gewirkt hat. In den verschiedensten Teilen des Reichs kam neues Leben unter die ehrsamen Zunftgenossen; vielleicht noch bedeutsamer als die flandrische Technik wirkte die Abkehr von dem einseitigen Idealismus des Mittelalters, die unbefangene Lust an der Welt der Erscheinungen mit ihrem Glanz und Reichtum. Wenn der Humanismus wohl davon sprach, daß man der Natur ins Angesicht schauen müsse, so haben die deutschen Maler des XV. und XVI. Jahrhunderts auch ohne gelehrte Anleitung diesem Zug der Zeit vollauf gehuldigt, ohne daß darüber die nationale Leidenschaft des Grübelns und Phantasirens verloren gegangen wäre. Freilich sind sowohl die innere Harmonie als das hohe Durchschnittsniveau der niederländischen und der italienischen Kunst der deutschen unerreichbar geblieben, aber aus der Masse des Handwerksmäßigen und trotz mancher Concessionen an die unedeln Seiten der bürgerlichen Kultur erhoben sich einzelne Meister wie Martin Schongauer zu Colmar († 1488), der namenlose Künstler des westfälischen Klosters Liesborn, der ältere Hans Holbein zu Augsburg, Bartholomäus Zeitblom zu Ulm hoch über die gewohnten Grenzen des Zünftigen. Wenn aber der „hübsch Martin" von Colmar sogar jenseits der Alpen seine Bewunderer fand, so verdankte er das vor allem seiner Meisterschaft im Kupferstich, wie denn überhaupt die graphischen Künste der rechte Tummelplatz des deutschen Genius geworden sind. In die engste Verbindung mit der Kunst des Bücherdrucks trat eine immer reichere Verwendung des Holzschnitts zur Illustration; die Schedel'sche Weltchronik vom Jahre 1493, die aus der Presse der Koburger in Nürnberg hervorging, enthält weit über zweitausend Holzschnitte. Es entsprach den Neigungen einer stark demokratisirten und lernfreudigen Generation, daß die Kunst sich zur Lehrmeisterin weiter Kreise und zur Dienerin des Worts herablassen mußte. Aber daneben wußte sich wie der Kupferstich auch der Holzschnitt als unabhängige Verkörperung künstlerischer Gedanken geltend zu machen. Wenn die Druckerpresse das Verschiedenartigste wiedergeben und zum Gemeingut der Lesenden machen konnte, so bewegte sich in dieser Technik des Messers und des Grabstichels der schaffende Geist des Zeichners fast ungehemmt durch alle Regionen des Daseins, bis ins Traumhafte. Hier

Digitized by Google

durften Humor und Phantasie das Äußerste wagen. Denn neben dem modernen Realismus und der alten frommen Innigkeit herrscht in dieser deutschen Kunst auch ein starkes phantastisches Element. Es ist die Zeit der Totentänze und der apokalyptischen Gesichte; die Vergänglichkeit des Einzelnen und der Welt, der große Gleichmacher Tod und die große Abrechnung am jüngsten Tag drängen sich immer wieder zwischen die Szenen der heiligen Geschichte und des täglichen Lebens.

Wie die italienische Renaissance doch auch auf einem so fremdartigen Boden Wurzel gefaßt hat, kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden. Die ersten Versuche einer Assimilirung begegnen natürlich auf literarischem Gebiet, und hier sehr frühzeitig; schon 1462 begann Niclas von Wyle, der Stadtschreiber zu Eßlingen, seine „Tütschungen", in deren Vorrede er sich ausdrücklich gegen den Einwurf verteidigt, daß man den ungelehrten groben Laien die Feinheiten des lateinischen Stils nicht so leichten Kaufs zugänglich machen sollte. Er fühlt sich aber durch eine Äußerung Gregors von Heimburg ermutigt, es gebe in der lateinischen Rhetorik kaum irgend eine Zier und Höflichkeit, die nicht im Deutschen auch Statt haben könnte. Zunächst war es freilich vielfach derb erotische Kost, die Wyle und andere ihren fürstlichen oder städtischen Mäcenen darboten, Übersetzungen oder Nachahmungen des kecken Poggio und dergleichen „leichtfertige Schimpfred". So übersetzte der schwäbische Arzt Heinrich Stainhöwel († 1482) Boccaccios Decamerone, „damit die beschwerten und betrübten freulein, auch ir ein teyle ihrer verporgen trauerkeit muogen ein klein fride geben und die mit zucht in freude kern"; eine Übersetzung, die zur unerschöpflichen Fundgrube für die Volksdichter, namentlich für Hans Sachs geworden ist. Aber bald folgten auch ernsthaftere Bemühungen, die poetischen, historischen und philosophischen Schätze der klassischen Literatur in die Scheidemünze der Volkssprache umzuprägen, teils durch Übersetzung, teils durch populäre Bearbeitung. Reuchlin hat sich nicht allein in seinem Kampf gegen die Kölner der deutschen Sprache bedient, sondern auch ein paar Stücke aus Demosthenes und Cicero, ja sogar eine Partie aus der Ilias verdeutscht. Im Jahr 1515 erschienen zu Straßburg, von Thomas Murner übertragen „Vergilii Maronis dryzehen aeneadischen bücher von trojanischer zerstörung und uffgang des römischen Reichs". Aus der Straßburger Offizin eines Johann Grüninger gingen die Klassiker lateinisch oder deutsch im reichsten Schmuck der Illustration hervor, wobei freilich die antiken Götter und Helden das Kostüm der Zeit anlegen und als Ritter, Landsknechte, Stutzer, Türken auftreten mußten. Die ganze Naivetät dieser Verschmelzung deutscher und „antikischer" Art, wie sie für Literatur und Kunst des XVI. Jahrhunderts charakteristisch geblieben ist, verkörpert z. B. die im Jahr 1507 erschienene Übersetzung von Cäsars Gallischem Krieg, wobei der elsässische Humanist Ringmann Philesius „des gemeinen manns willen, dem es nit anmütig wer stets Cesar zuo sprechen", diesen Namen durch Kaiser wiedergibt und ganz ernsthaft versichert, es sei „nicht

Digitized by Google

leicht, sondern ein gar schwer und kümmerlich ding, die bücher des kaisers Julii zu teutschen". Auf dem Titelblatt sprengt der Held mit Kaiserkrone und langem Bart, geharnischt und den Streitkolben in der Faust, auf seinem Schlachtroß einher; das einleitende Gedicht besagt:

„Julius Cesar bin ichs genant,
Durch sundre manheit wyt bekant — —
Myn bücher zuo Latyn schrib ich,
Philesius hat getütschet mich."

Diese Männer der lateinischen Eloquenz haben trotz ihrer angeblichen Verachtung jedes, selbst des eignen Barbarentums, trotz der oft haarsträubenden klassischen Wiedertaufe, der sie ihre guten deutschen Namen unterwarfen, sich redlich bestrebt ihrer Nation, auch dem gemeinen Mann die geliebten Alten näher zu bringen. Im eifersüchtigen Wettstreit mit den Italienern, die sich ihrer römischen Vorfahren rühmten, gerieten sie sogar auf eine unbändige Verherrlichung der alten Germanen. Der rastlose Celtis suchte seinen fränkischen Landsleuten griechischen Ursprung zu vindiciren; sein Freund, der originelle Abt Trithemius, erfand sogar eine Urgeschichte der alten Franken, die er mit allen Erfordernissen altrömischen Staatssinnes und hellenischer Geisteskultur ausstattete. Wimpheling behauptete Cäsar zum Trotz, das linke Rheinufer sei niemals gallisch gewesen; selbst eine hervorragende Gunst des Bodens und des Klimas wollten manche dem „sonnigen" Deutschland zusprechen. Solchen und andern Schwächen lag aber zweifellos ein in jener Zeit seltenes Gefühl für nationale Ehre zu Grunde. Die Humanisten glaubten nicht nur an sich selbst und ihre Mission, sondern auch an die Vergangenheit und an die Zukunft Deutschlands. Zu dem wissenschaftlichen Motiv, das ihre Aufmerksamkeit den historischen Studien zuführte, trat noch das patriotische; diese oft wegen ihres undeutschen Sprachgewands verschrienen „Poeten" vergaßen über den griechisch-römischen Herrlichkeiten keineswegs, daß sie ein Vaterland hatten oder eigentlich haben sollten, und hielten einem politisch verkommenen Geschlecht unermüdlich die rauhe Größe der germanischen Urzeit und sogar die stolzen Zeiten der mittelalterlichen Kaiserherrschaft vor. Celtis hat in Wien über die Germania des Tacitus und über die Geschichte Barbarossas gelesen, hat die Roswitha und den Ligurius aufgefunden und veröffentlicht, ein umfassendes historisch-geographisches Werk über Deutschland und als Gegenstück zur Aeneis eine Theodoriceis, ein Epos vom Berner Dietrich und der Völkerwanderung geplant. Neben den Klassikereditionen, den philologischen und archäologischen Arbeiten wurden auch die „Barbaren" nicht verabsäumt; im Jahr 1515 edirte Peutinger den Jordanis und Paulus Diakonus, Cuspinian und Stabius den Otto von Freising und seinen Fortsetzer. Einen humanistischen Abriß der vaterländischen Geschichte hatte schon Wimpheling (1505) gegeben; ihm folgten der feurig patriotische Franz Irenikus mit seiner Beschreibung Deutschlands (1518) und der kritisch angelegte Beatus Rhenanus, dessen Res germanicae (1531)

Digitized by Google

freilich gleichfalls nichts weniger als eine abgeschlossene historische Darstellung bieten. Auch die von Aventin projektirte Germania illustrata ist nicht ins Leben getreten, wogegen seine bairische Chronik, das erste wahrhaft volkstümliche Geschichtswerk aus humanistischer Hand, bereits die mächtige Einwirkung der Reformation erkennen läßt. Daß man daneben deutsche Sprichwörter, Schwänke und Bauernspäße, daß man Sebastian Brants Narrenschiff ins Lateinische übersetzte, war allerdings die Kehrseite jener oben erwähnten „Tütschungen", aber doch auch ein Zeichen dafür, daß die gelehrten Kreise keineswegs mit Verachtung auf den inneren Gehalt der Volksliteratur herabsahen. Ist doch gerade das bedeutendste Erzeugniß dieser Literatur, das Narrenschiff, unter dem Einfluß der klassischen Studien ans Licht getreten und sein Verfasser ein rechter Typus deutscher Renaissance. Brants deutsche Reimpaare mit ihrer spießbürgerlichen Moral wimmeln von antiken Namen und Citaten; um die Narrheit der Buhlschaft zu charakterisiren, müssen Ovids Metamorphosen und andere klassische Reminiscenzen eine endlose Reihe von Beispielen liefern und die Verachtung der Armut schlägt er mit Curius, Fabricius, Aristides, „Epamynundas", Homerus, Sokrates, mit dem Hinweis darauf,

„Das Rom von hyrten gbuwen sy,
Von armen buren lang regiert."

Im Narrenschiff hatten sich nach dem Gefühl der Zeitgenossen die verschiedenen Kulturelemente, das kirchliche, das volkstümliche und das klassische, so glücklich gemischt, daß es als eine Geistestat ersten Rangs erscheinen konnte; es wurde nach seiner Veröffentlichung im gleichen Jahr (1494) dreimal nachgedruckt und bis zum Jahr 1512 fünfmal neu aufgelegt, nicht nur ins Lateinische, sondern auch ins Französische, Niederländische und Englische übersetzt. Wenn Brant als der Homer und Dante der neuen deutschen Bildung begrüßt wurde, so zeigt das mit erschreckender Deutlichkeit, wie nüchtern und poesielos diese Poeten und Musenpriester im Grunde waren, obwohl die gegenseitige Beteuerung, daß man gleich Orpheus Steine zum Tanzen bringen und wilde Tiere bezähmen könne, zu den gewöhnlichsten Umgangsformen unter Dichtercollegen gehörte. Mit solchen und ähnlichen Ruhmestiteln einer frostigen Poesie hätte die Renaissance in Deutschland nur ein sehr kurzes Leben fristen können. Aber Enea Silvio hatte richtig prophezeit, daß auch hier wie in Italien neben der eloquentia die pictura erwachen und aufblühen werde. Die Künstler, denen die stolzen Poeten zuweilen eine gnädige Aufmunterung oder auch wie Celtis eine gut gemeinte, aber verständnißlose Bevormundung angedeihen lassen, haben wirklich dafür gesorgt, daß dieser Übergang zu einer neuen Kulturperiode im Gedächtniß der Nachwelt fortleben durfte. Erst gegen Ende des XV. Jahrhunderts beginnen die Berührungen der deutschen mit der italienischen Kunst: sie zeigen sich wohl am Frühesten im Holzschnitt, in der Bücherillustration, um dann fast gleichzeitig in der Malerei und in der Plastik hervorzutreten, während die Architektur sich noch bis ins dritte Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts

Digitized by Google

auf vereinzelte kleinere Versuche mit dem neuen Stil beschränkt. Nirgends läßt sich die allmähliche Wandlung und der Zusammenhang des literarischen und künstlerischen Lebens besser beobachten als in Nürnberg, das eine Zeitlang geradezu als der Mittelpunkt deutscher Kultur erscheint. Der Humanismus, sehr frühzeitig eingebürgert und mit einer eifrigen Pflege der mathematischen Wissenschaften gepaart, konnte sich hier ohne das Hemmniß einer scholastischen Universität und getragen von einem geistig regsamen Patriziat freier als irgendwo entfalten. Sein glänzendster Vertreter, Wilibald Pirkheimer (1470 bis 1528) ist kein windiger Poet, sondern eine Persönlichkeit, die den ganzen Reichtum des Daseins zu fassen wußte, zu Ernst und Scherz geneigt, ein Mann der Wissenschaft und des Lebens, Jurist, Politiker und Militär; wenige Zeitgenossen haben eine so starke innere Fühlung mit dem Geist des Altertums wie dieser stattliche Nürnberger, dessen „senatorische" Gestalt eine vornehme Seele beherbergt, der sich als Mittelpunkt geistreicher Symposien, als Freund eines Celtis und Dürer in seiner rechten Lebensluft fühlt und schließlich der unbequemen unästhetischen Reformation zornig den Rücken kehrt. Was aber dem Nürnberger Humanismus seinen größten Reiz verleiht, ist die künstlerische Umgebung. An das Schaffen eines Wolgemut, Adam Krafft, Veit Stoß kann hier nur erinnert werden. Ihr kräftiger Realismus brach die Bahn für alles Neue. Wenn sich bereits in Schedels Weltchronik nackte Putten unter gothischem Laubwerk umhertreiben, wenn die Illustrationen zu den Gedichten des Celtis, teilweise von Dürer stammend, noch das wunderlichste Ringen der deutschen Zeichner mit der fremdartigen Welt der heidnischen Gottheiten offenbaren, so finden wir kurz darauf (1506) Albrecht Dürer als fertigen vielbewunderten Meister in Venedig, Peter Vischer ganz in die entzückende Poesie seines Sebaldusgrabes vertieft (seit 1508). Was Dürer seinem Volk und der ganzen Menschheit geworden ist, wer wollte es in Kürze ausdrücken? Darin liegt doch mit seine Größe, daß er so voll und ganz in seiner Zeit zu leben wußte, daß sein Wesen für jede ihrer Erscheinungen und Regungen empfänglich war, ohne daß er jemals sich selbst verloren hätte. Vollkommener als in den unbehülflichen Lauten der religiösen Literatur erschließt sich in seinen heiligen Gestalten das innerste Empfinden der Generation. Ein Blick auf die Passionen, die Apokalypse, die Marien Dürers genügt, um sich zu überzeugen, welche gewaltige Kraft religiösen Lebens und Strebens in den Deutschen des XV. und XVI. Jahrhunderts steckte. Die ganze Kindlichkeit eines Luther tritt uns hier leibhaftig vor Augen, wie eben überhaupt jeder feinste Zug der Zeit bei Dürer in geradezu klassische Formen gefaßt erscheint. Dürer ist immer von Grund aus wahrhaftig; so verschmäht er es auch in seiner „antikischen" Art zu heucheln und bei aller Verehrung vor der Theorie, der „Speise der Malerknaben", verkauft er sich nicht an ein fremdes Ideal, sondern zwingt die Antike sich umprägen und verdeutschen zu lassen. Denn der „heimliche Schatz des Herzens", aus dem er schöpfte, konnte wohl bereichert, aber nicht völlig neu geschaffen

Digitized by Google

Selbstbildniß Albrecht Dürers.

Originalgemälde in München, königl. Pinakothek.

Digitized by Google

werden. So blieb er immer er selbst mit allen Ecken, Härten und Schnörkeln, denn auch ihm sollte die deutsche Neigung zum „Traumwerk" manchmal über den Kopf wachsen. Ist er doch gerade im Phantastischen der unübertroffene Meister; wie er als der größte Realist die knorrigen Gesichter seiner Nürnberger Patrizier oder die komisch häßlichen Figuren seiner fränkischen Bauern unerbittlich festzuhalten verstand, so wußte er nicht minder den Traum in Leben zu verwandeln, den zermalmenden Hufschlag der apokalyptischen Reiter oder die schauerliche Poesie des Weltschmerzes, jene dolendi voluptas, die Petrarka am eignen Ich studirt und Dürer in seiner Melancholie verkörpert hat. Der berühmte Ritter aber, der sich von Tod und Teufel so wenig anfechten läßt, erscheint wie eine künstlerische Prophezeiung der Dinge, die da kommen sollten; er atmet bereits jene Stimmung, die in Luthers unsterblichem Kriegslied den Fürsten dieser Welt siegesgewiß herausfordert. Teilnehmend an allem Großen des Jahrhunderts, hochgeehrt von Rafael und von Luther hat der erste Künstler deutscher Nation unermüdlich weiter gelernt und mit edelster Bescheidenheit die Vollendung seiner Lebensarbeit der Nachwelt ans Herz gelegt: „Wollte Gott, wenn's möglich wäre, daß ich der künftigen großen Meister Werke und Künste jetzt sehen könnte, derer, die noch nicht gekommen sind." Es wird, so hofft er, aus diesen Anfängen „mit der Zeit ein Feuer geschürt werden, das durch die ganze Welt leuchtet".

Wir dürfen in einer Geschichte der deutschen Reformation einem Dürer wohl vor manchem kirchlichen oder politischen Kämpfer Platz gönnen. Was die Humanisten für sich erwarteten, in ihren Werken fortzuleben, das haben die Künstler jener Periode wirklich erreicht. Noch sollen neben Nürnberg wenigstens Augsburg und Basel nicht vergessen werden. In Augsburg, wo Peutinger das humanistische Szepter führte, kamen, namentlich durch Hans Burgkmair, vielleicht am Frühesten Renaissanceformen in Aufnahme. Der ältere Hans Holbein huldigte noch in seinen späteren Jahren dem neuen Stil, dessen consequentester Vertreter dann sein berühmter Sohn geworden ist. Hans Holbein der Jüngere, frühzeitig nach Basel verschlagen, hat sich wie kein anderer Deutscher zur Formenschönheit der italienischen Renaissance durchgearbeitet und als Maler zweifellos den Nürnberger Meister überflügelt; fast befreit von den Schranken der Nationalität ist er der rechte humanistische Künstler, der Freund des Erasmus, der sich eine zweite Heimat in England sucht und an der deutschen Reformation gelegentlich als Satiriker mitarbeitet, der die Wahrheit und Schönheit in seiner Kunst findet, ohne wie Dürer zu spekuliren. Seine unmittelbare Wirkung auf die Nation erscheint auch als eine ungleich geringere, obschon er die wundervollsten Landsknechtfiguren, die spaßhaftesten Bauernszenen und der höchst populären Idee des Totentanzes eine unübertroffene Verkörperung geschaffen hat. Auch steht er außerhalb jener spezifisch deutschen Kultur, als deren eigentlicher Mäcen der Kaiser Maximilian und als deren Kennzeichen eine gut kaiserliche Gesinnung zu betrachten ist. Unter

Digitized by Google

den bekannten deutschen Humanisten gibt es kaum einen, zu dem der geistvolle Habsburger nicht in persönliche Beziehung getreten wäre, sei es nun als Spender des Dichterlorbers oder als fürstlicher Schirmherr der Wiener Universität, als literarischer Besteller oder auch nur als der überschwänglich verehrte Hort nationaler Hoffnungen. Seinen Hof belebten lateinische Festspiele, worin ihm die Humanisten ihre reichlich gemessenen Huldigungen unter der Maske von Göttern und Göttinnen zu Füßen legten; jeder seiner Erfolge wurde von dem unvermeidlichen Tusch lateinischer Carmina begleitet. Erasmus, Pirkheimer, Peutinger, Cuspinianus ernannte er zu kaiserlichen Räten; Celtis, eine der seltenen wirklichen Dichternaturen unter diesen Neulateinern, war unter kaiserlicher Ägide die Seele des geistigen Lebens in Wien und durfte in einem Singspiel seinem Beschützer ins Gesicht dessen Verachtung gegen die Verläumder der Poeten, die „stinkenden Kutten" feuern. Cuspinianus, der humanistische Diplomat, Stabius, Suntheim wurden mit umfassenden Arbeiten über österreichische und habsburgische Geschichte betraut, während der Kaiser selbst die seltsame allegorische Einkleidung seiner eignen Lebensschicksale, den Teuerdank und den Weißkunig vorbereitete und überwachte. Er war durchdrungen von jener Liebe zum Ruhm, die als ein hervorstechendes Merkmal der Renaissancekultur gelten darf, und benützte die literarische Bewegung seiner Zeit nicht nur, um auf die Gegenwart zu wirken, sondern in dem ausgesprochenen Glauben an die aeternitas literarum, die Unzerstörbarkeit der schriftlichen Überlieferung. Aber weit entfernt davon sich allein auf diese Denkmale seiner Größe zu verlassen zog er auch die bildende Kunst in seine Dienste. Jene poetisch sein sollenden Darstellungen der kaiserlichen Erlebnisse wurden durch Burgkmair und Schäuffelin mit Hunderten von Holzschnitten versehen, auf denen immer und immer wieder die Figur des Helden den Mittelpunkt bildet. Daneben arbeiteten Dürer, Burgkmair und andere Meister an einem ungefügen Holzschnittwerk, das den Triumph Maximilians zum Gegenstand hatte und in seiner Verbindung von dekorativem Luxus und nüchterner Gedankenspielerei die humanistische Beeinflussung der Kunst recht offen veranschaulicht. Die Ehrenpforte mißt $10\frac{1}{2}$ Schuh Höhe und 9 Schuh Breite, der Triumphzug mit seinen Reitern, Jägern, Landsknechten, Fahnenträgern nnd Musikern will gar nicht enden und der Triumphwagen mit der allerhöchsten Person des Kaisers, des „irdischen Sonnengottes", wollte nicht rasch genug fertig werden, da, wie der humanistische Mittelsmann Pirkheimer schrieb, die Menge der zugehörigen Tugenden viel Weile nahm, bis sie in ihre Ordnung gebracht waren. Neben dieser papierenen Selbstverherrlichung, die sich gegen die Fresken und Statuen der italienischen Kunst etwas dürftig ausnimmt, war übrigens Maximilian mit Hülfe Peutingers auch darauf bedacht, sich die großartigste Begräbnißstätte, inmitten der Bilder seiner Toten und seiner Ahnen, anzulegen. „Der Fürst", sagte er, „der nicht für seiner Vorfahren und seines eignen Stammes ewiges Gedächtniß sorgt, ist alles Neids und Hasses würdig."

Digitized by Google

Wir müssen noch einen Augenblick bei der Gestalt eines Herrschers verweilen, der vollkommener als irgend einer seiner Gelehrten oder Künstler das moderne Ideal der Persönlichkeit verwirklicht hat. Seine Jugendgeschichte im Weißkunig und seine eignen Aufzeichnungen enthüllen eine fast unglaubliche Vielseitigkeit der Interessen; neben Krieg, Jagd und Politik finden wir so ziemlich alles, was den Menschen überhaupt beschäftigen kann, Musik, Malerei, Architektur, Gärtnerei, Medizin, Kochkunst, Münzwesen, Numismatik, Bergwesen, bis zum Sternsehen und zur Schwarzkunst. Nicht den letzten Platz nehmen die Bankette, Mummereien und seltsamen Ritterspiele ein; auf diesem Feld ward er nicht müde als Erfinder zu glänzen. Sein Kunstsinn war vielleicht kaum geläuterter, als bei jenem humanistischen Schriftsteller, der als die hervorragendsten Nürnberger Künstler neben Albrecht Dürer und Peter Vischer zwei Uhrmacher und einen Trompetenmacher aufführte. Aber mit welchem Auge er selbst die Wirklichkeit betrachtet hat, zeigt die naive Schilderung von seiner jungen Frau in dem Brief an einen vertrauten Freund. „Ein praunes haar, ein kleins naßl, ein kleins heuptel und antlitz, praune und grabe augen gemischt, schön und lauter, dann daz unter heutel an augen ist etwas herdann gesenkt, gleich als sie geschlaffen hiet, doch es ist nit wol zu merckhen; der mund ist etwas hoch, doch rein und rot." Wir sehen, er verstand sich aufs Beobachten. Welche Frische und welchen Humor atmen überhaupt diese keck hingeworfenen Briefe des jungen Maximilian! Im schroffsten Gegensatz zu seinem steifen finstern Nachfolger huldigt er auch dem Forschungstrieb der Renaissance bis zu einem Grade, daß der würdige Trithemius, dem er einmal seine verschiedenen Skrupel vortrug, wohl in Verlegenheit geraten mochte. Er sollte dem Kaiser höchst verfängliche Fragen, und zwar nicht theologisch, sondern „auf natürlichem Wege" beantworten: warum Gott von den Menschen lieber geglaubt als erkannt sein wolle, warum er seinen Willen in der Bibel nicht allgemein verständlich ausgesprochen habe, ob sich die Existenz einer göttlichen Vorsehung vernunftgemäß beweisen lasse, ob nicht jeder Monotheist in seiner Religion selig werden könne. Der Kaiser scheint sogar an der Wirklichkeit der Hexerei gezweifelt zu haben. Auch im Weißkunig verspürt man, wie er „das geheim Wissen und Erfahrung der Welt" zu betrachten liebte. Da wird von der Allmächtigkeit Gottes, vom Einfluß der Planeten und von der Vernunft des Menschen gehandelt; er vergleicht das Verhältniß Gottes zu den Gestirnen mit dem eines Königs zu seinen Hauptleuten, Reitern und Dienern.

Rerum cognoscere causas, die Welt begreifen, war das stolze Losungswort der Renaissance. Nur wenige ihrer deutschen Jünger sind auf dem Wege zur Skepsis soweit vorgeschritten wie Maximilian oder wie Celtis, der seinen hohen Gönner als den Philosophen auf dem Trone verherrlicht hat. Aber eine Neigung zur Religionsmengerei, zur Identifizirung des Christentums mit anderen Religionen, zum Wiederfinden christlicher Wahrheit im antiken Polytheismus, in der homerischen „Theologie", in der Weisheit

Digitized by Google

des Pythagoras und Platon, des Zoroaster, der Brahmanen und Druiden lag doch unverkennbar in der Luft. Einzelne Stimmen wagten sogar eine mildere Beurteilung des übel berüchtigten Epikur oder auch des Koran zu

Maximilian I. unter den Musikern.
Holzschnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig".

empfehlen. Man gefiel sich darin als Philosoph, als Platoniker aufzutreten, ohne jede oder ohne tiefere Kenntniß Platons, der eben als Gegner des scholastischen Aristoteles auf den Schild gehoben wurde. Beatus Rhenanus findet kraft seiner Begeisterung sogar in der Weibergemeinschaft des platonischen Staats ein Symptom christlicher Nächstenliebe. Wie diese humanistische

Digitized by Google

aus Italien geholte Philosophie consequent genommen auf den Pantheismus hinauslief, zeigt das Beispiel des Mutianus, des freigeistigen Kanonikus zu Gotha, der die jungen Größen des Erfurter Humanismus, einen Eobanus Hessus, Euricius Cordus, Crotus Rubeanus u. a. an sich zog und als „lateinische Cohorte" förmlich zum Krieg gegen die „Barbaren" einexerzirte. In seiner vertraulichen Correspondenz wagte er zu bekennen, daß die Religion Christi so alt wie die Welt, daß unter vielen Gestalten und Namen, wie Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria, nur ein Gott und eine Göttin verborgen seien. Der historische Christus zerrinnt ihm dabei natürlich unter den Händen. Freilich bezeichnet er solche Wahrheiten als eleusinische Mysterien, die man nicht ausbreiten dürfe, wie auch anderwärts die Angst der Esoteriker laut wird, daß am Ende der gemeine Mann von einer nicht für ihn berechneten Aufklärung naschen könnte. Zunächst begnügte man sich damit den humanistischen Kampf gegen die scholastische Theologie gelegentlich durch Verspottung nicht nur der Pfaffen, sondern auch ihrer Ceremonien und selbst ihrer Dogmen zu würzen. Wenn in den Briefen der Dunkelmänner, dieser bedeutendsten Schöpfung des mutianischen Kreises, ein paar vorwitzige Poeten den heiligen Rock zu Trier für ein altes lausiges Wams und die heiligen drei Könige zu Köln für drei westfälische Bauern erklären, so legt der schwäbische Bauernsohn Heinrich Bebel in seinen viel gelesenen Facetien die frivolsten Scherze über Dreieinigkeit, Auferstehung, Weltgericht und Sakramente mit Vorliebe Leuten aus dem Volk, Handwerkern oder Bauern in den Mund. Hier ist die Skepsis, die bei einem Celtis oder Mutian immer noch den engen Kreis der Eingeweihten und den Hintergrund der sogenannten platonischen Philosophie zur Voraussetzung hat, in derbster Weise popularisirt.

Freilich fanden alle diese rationalistischen Anwandlungen des Humanismus immer wieder das stärkste Gegengewicht in dem gesteigerten Zug zum Geheimnißvollen. Wohl erhob bereits ein Jahrhundert vor Bacon der spanische Humanist Vives die Erfahrung zur einzigen Grundlage alles Naturerkennens und die Kenntniß der Natur zur Voraussetzung aller Metaphysik; an die Stelle der Disputation sollte schweigende Betrachtung der Natur, an die Stelle des Aristoteles das allein sichere Experiment treten. Gewaltig regten sich die mathematischen Wissenschaften; man braucht nur die Namen eines Peurbach und Regiomontanus (Johannes Müller) zu nennen, um an die innige Verbindung dieser Studien mit der neuklassischen Kultur zu erinnern. Finden sich doch auch bei dem größten der damaligen Forscher, bei Copernicus, wie Humboldt sagt, „Spuren eines langen und schönen Verkehrs mit dem klassischen Altertum". Und doch arbeitete der einsame Kanoniker zu Frauenburg, der kommenden Jahrhunderten ein völlig verändertes Bild vom Weltganzen hinterließ, fast außerhalb seiner eignen Zeit, wenig beachtet und von mancher unechten Größe weit überstrahlt. Einsam blieb ein Denker und Beobachter wie Lionardo da Vinci mit seinem naturwissenschaftlichen Seherblick. Aber

Digitized by Google

selbst ihm, dessen rastloser Geist in der Gewißheit der Mathematik die stärkste Befriedigung fand und bereits die mechanische Naturerklärung späterer Zeiten vorzeichnete, fehlt nicht der mystische Zug. Und daß auch ein Lionardo an so manchen Seltsamkeiten des Mittelalters keinen Anstoß nahm, ist erst neuerdings mehrfach hervorgehoben worden. Wenn dieser Große sich doch nicht völlig zu befreien vermochte, wie sollten kleinere Geister dem Bann der herrschenden Phantastik entrinnen? Man hatte den ernsthaften Willen der Natur den Schleier abzureißen, aber durchaus noch nicht die Fähigkeit ohne das Medium des Wunderbaren zu sehen. Hier wirkte jenes unklare Philosophiren zunächst nur trübend; was sich aus der Verbindung von altem Aberglauben und moderner Naturbeseelung, von Skepsis, Platonismus und Kabbalah entwickeln konnte, das zeigen uns Magier wie Cornelius Agrippa von Nettesheim, der Schüler von Trithemius und Reuchlin, und naturwissenschaftliche Theosophen wie Theophrastus Paracelsus Bombastus, der „kein einziges corpus ohne einen spiritum" existiren lassen wollte und nicht müde ward nach dem Stein der Weisen, nach der Enträtselung „aller natürlichen Künste" zu suchen. Dieser energische und reich begabte Schweizer, der jede frühere Autorität verschmähte und nur im Buch der Natur zu lesen riet, bevölkerte die ganze Natur mit menschlich gestalteten Dämonen und zog ein ganzes Heer von Goldmachern und astrologischen Ärzten groß; „wer der Wahrheit nach will", rief er, „der muß in meine Monarchei". Wir begreifen, daß die Wissenschaft der Renaissance nicht dazu angetan war dem entsetzlichen Wachstum des Hexenwahns zu steuern. Cornelius Agrippa, noch mehr Abenteurer als Paracelsus, hat in seiner Schrift „von der Unsicherheit und Eitelkeit der Wissenschaften und Künste" Zeugniß davon abgelegt, wie solche faustische Naturen, die zu allen Geheimnissen des Daseins den Schlüssel zu erringen und festzuhalten strebten, zuweilen daran verzweifeln wollten, „aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen". Er schließt mit einer feurigen Aufforderung, zur Einfalt des Christentums als zur einzigen Rettung zurückzukehren; die Quelle der göttlichen Weisheit fließt für alle in der Bibel und wir müssen alle asini werden.

Da Agrippa diese Worte schrieb, konnte der Versuch die religiöse Bewegung der Zeit in humanistische Bahnen zu lenken bereits für gescheitert gelten. Der anerkannte Fürst des Humanismus hatte ein Zeitalter der „wahren Theologie" heraufzuführen gedacht, als ihm Luther dazwischenfuhr und die aristokratische Reformbewegung in eine demokratische verwandelte. Zum Herzen des Volks zu reden war nicht die Sache der Humanisten, aber es ist doch sehr bemerkenswert, daß auch diese Geistesströmung trotz aller freidenkerischen Symptome in ihrem größten Vertreter sich am Vorabend der Reformation den religiösen Fragen zugewendet hat.

Digitized by Google

„Erasmus ist ein Mann für sich." Diese oft angeführte Charakteristik in den Briefen der Dunkelmänner enthält die ganze Summe sowohl der Bewunderung als der Verketzerung, die beide im reichsten Maß dem „Voltaire der Renaissance" zu Teil geworden sind. Vor der Reformation schien allerdings das Principat der europäischen Wissenschaft in seinen Händen zu ruhen und die tadelnden Stimmen verhallten unter einer wahren Symphonie von Lob und Preis, die den Gefeierten umrauschte, ohne ihn zu ermüden. „Erasmus," schreibt Mutian, „erhebt sich über Menschenmaß. Er ist göttlich und in frommer Andacht zu verehren wie ein himmlisches Wesen." Der junge Melanchthon traf den richtigen Ton des humanistischen Heroenkultus mit seinem Gedicht in Erasmum optimum maximum. Wer kennt nicht die Wallfahrten der deutschen Humanisten zu ihrem Idol? Ein Brief von ihm, vollends ein Gespräch mit ihm war für seine Anbeter die Weihe, der Sonnenblick ihres Lebens. Erasmisch bedeutete eine Zeitlang soviel wie unfehlbar oder vollkommen. Geistliche und weltliche Fürsten suchten eine Ehre darin mit dem großen Mann in Verbindung zu stehen, seine Briefe oder Dedikationen mit reichen Geschenken zu erwidern. Eine Stellung, die wirklich an jene des Patriarchen von Ferney erinnert, so wenig auch der Charakter der beiden Geistesfürsten in allem und jedem übereinstimmt. Denn von den schönen menschlichen Zügen Voltaire's, von seiner Fähigkeit zu lieben und für andere zu kämpfen findet sich bei Erasmus nicht die geringste Spur. Schon unter den Zeitgenossen wagten doch manche jene Beschuldigung zu erheben, die seither so oft wiederholt werden sollte, daß Erasmus ein großer Gelehrter, aber ein kleiner Mensch gewesen sei; wie ein Satiriker sich boshaft ausdrückt, „gleich so klein, ja viel kleiner von Gemüt, denn von Person und Leib".

Zum Heros war er in der Tat nicht geboren. Holbein hat ihn so oft porträtirt, daß wir das lebendigste Bild von der eigentümlich vornehmen Erscheinung des Mannes empfangen, um dessen festgeschlossene Lippen ein feiner spöttischer Zug schwebt, dessen blaue Augen ihren durchdringenden Glanz bald unter halbgeschlossenen Lidern bergen bald frei spielen lassen. Man denke sich diesen schwächlichen Körper, diesen durchgeistigten Kopf neben solche Kraftgestalten wie die des senatorischen Pirkheimer, des ritterlichen Hutten oder des landsknechtischen Eobanus; man stelle sich vor, wie den kranken Mann jeder Lärm, jeder Streit, jede Gefahr, jeder Widerspruch nervös machte. Seine harte Jugend hatte die ganze Widerstandskraft aufgebraucht, deren er fähig war; der Sohn einer illegitimen Verbindung, ohne den Halt eines Elternhauses heranwachsend, halb durch Zwang halb durch Selbsttäuschung ins Kloster getrieben, noch in den zwanziger Jahren zwar aus diesen Banden befreit, aber mit Entbehrung und Abhängigkeit ringend, trat er körperlich gebrochen und geistig ganz sein eigener Herr ins Mannesalter, in die Zeit seines Ruhms. Er hatte die Menschen von ihrer schlimmen Seite kennen gelernt, er hatte gelernt sie zu benutzen und allein sich selber zu glauben.

Digitized by Google

Erasmus.

Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes von Hans Holbein d. J.

Digitized by Google

Die Einwirkung anderer auf diesen selbständigen und mißtrauischen Geist ist eigentlich nur während seines wiederholten Aufenthalts in England (zwischen 1498 und 1506) nachweisbar. Als er 1506 auf einige Jahre nach Italien ging, war er bereits zu fertig, um sich seine Weltanschauung dort korrigiren zu lassen. Daß er von den Elementen der herrschenden Kultur nur das aufnahm, was seinem Wesen entsprach, daß er sich nichts Fremdartiges aufnötigen ließ, dadurch vermochte er seiner Zeit so gewaltig zu imponiren. Niemals versuchte er sich in die vielgepriesene Schablone des humanistischen Poeten zu zwängen. Von einer Allseitigkeit, wie sie bei einzelnen Heroen der italienischen Renaissance begegnet, kann bei ihm dem vollendeten Stubengelehrten, der sich kein lieberes Jagdrevier weiß als eine alte Bibliothek, nicht die Rede sein. Aber auch auf dem eigentlich philologischen Gebiet entspricht seine Tätigkeit keineswegs ganz der hergebrachten Tendenz des Humanismus, so großartige Leistungen auch der Mann aufzuweisen hatte, der selbst ungewöhnlich rasch produzirte und zudem die Fähigkeit besaß als „großer Arbeitgeber" untergeordnete Talente für seine Zwecke in Bewegung zu setzen. Diese Fülle von Arbeit, Scharfsinn und Wissen war doch in erster Linie nicht einer Wiederherstellung der Antike, sondern einer Renaissance des Christentums geweiht. Die „Philosophie Christi" in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit der Welt zurückzugeben, das hat Erasmus sich als Lebenswerk vorgesetzt; als angehender Dreißiger, während seines ersten Besuchs in England, empfing er jene Anregungen, unter deren dauernder Nachwirkung der Gedanke in ihm erwachsen ist ein Reformator der Kirche zu werden.

Es ist nicht ohne Interesse, gerade an diesem Beispiel sich die Fortpflanzung geistiger Potenzen zu vergegenwärtigen. Auch der italienische Humanismus hatte ja in der platonischen Akademie der Mediceer seine edelsten Kräfte religiösen Problemen zugewendet; freilich kam bei den ernsthaften Bemühungen Christentum und Platonismus zu identifiziren tatsächlich das erstere zu kurz und die neuplatonische Mystik eines Marsiglio Ficino und anderer humanistischer „Theologen" trug, ihnen selbst unbewußt, den Keim des Pantheismus in sich, aber, wie Hettner schön und zutreffend sagt, „sie fühlten sich durchaus als echte und rechte Christen, ja sie fühlten sich als die Entdecker des einzig sicheren Weges zum lebendigen Christenglauben". Aus den Irrgängen neuplatonischer und kabbalistischer Träumereien rang sich der alles versuchende Pico della Mirandola los, um in der „seelenwandelnden Himmelskraft" der Schrift sein ruhebedürftiges Herz zu stillen; der Tod raffte ihn weg (1494), ohne daß er sein Verlangen alles den Armen zu geben und barfuß als Prediger Christi die Welt zu durchwandern verwirklicht hätte. Aber auch Ficino's Philosophie gipfelte in der Erhebung der Gottesliebe über die Gotteserkenntniß. Diese Kreise konnten bei einer religiösen Erschütterung, wie sie von Savonarola's gewaltiger Persönlichkeit ausging, nicht unberührt bleiben; Ficino († 1499) las in seinen letzten Jahren über die paulinischen Briefe, ohne deshalb seinem Platon untreu zu werden. Jedenfalls trug, was von

Digitized by Google

einer so eigenartigen Regeneration des Christentums über die Alpen drang, weit mehr den Stempel des humanistischen Geistes als den des Propheten von S. Marco. Damals holte sich nun ein junger Engländer, John Colet, in Italien nicht, wie die Mehrzahl der Nordländer, die letzte Weihe seiner klassischen Studien, sondern die Grundlagen seiner Theologie, auch er war von Platon und Plotinus ausgegangen, aber zurückgekehrt begann er im Jahr 1496 zu Oxford über den Römerbrief zu lesen, mit dem Feuer einer ganz persönlichen Begeisterung für den Apostel Paulus, diesen „göttlichsten unter allen Menschen". Zu dem auserlesenen Kreis englischer Humanisten und Theologen, der sich um Colet sammelte, trat im Jahr 1498 Erasmus. Hier, unter den Grocyn, Linacre, Latimer, More, fühlte er sich zum ersten Mal wirklich heimisch; Colet selbst bot alles auf, den niederländischen Freund für seinen Plan, für die Herstellung der alten und wahren Theologie zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht augenblicklich, wohl aber später in Erfüllung gehen sollte. Erasmus hat diese Oxforder Eindrücke nie mehr verloren; man könnte fast versucht sein anzunehmen, daß auch Colets Abneigung gegen Augustinus in ihm fortwirkte. So war die biblisch-humanistische Richtung der florentinischen Platoniker in Colet dem Engländer zu eigenartiger Entfaltung gelangt, um dann auf diesem Umweg in die Seele des Niederländers zu dringen, der seinen Kampf für die wahre Theologie doch wieder in einem andern Geist als Colet geführt hat.

Daß ein Mann wie Erasmus überhaupt den Beruf zum Reformator in sich fühlte, ist vielleicht der kräftigste Beweis für die überwältigende Macht des religiösen Bedürfnisses. Denn es läßt sich doch kaum anders urteilen als daß Erasmus der Theologe ein rechter Saul unter den Propheten gewesen ist, so wenig wir auch berechtigt sind ihm die oft beteuerte Anhänglichkeit an die Kirche oder seinen Reformbestrebungen die Aufrichtigkeit abzusprechen. Aber in großen religiösen Krisen ist es eben nicht die wissenschaftliche Tat, die den Ausschlag geben, und nicht der geborene Kritiker und Satiriker, der das erlösende Wort finden kann.

Was Erasmus zeitlebens am tiefsten verabscheut, ist die Revolution, der „Tumult", wie er sich gern ausdrückt. Trotzdem gehört er unter die vornehmsten Wegbereiter des revolutionären Geistes; gerade hier liegt seine eigentliche Größe, während seine bedeutenden positiven Leistungen längst überholt sind. „Erasmus," sagt einmal sein großer Feind Luther, „ist ein rechter Momus, der alles spottet, auch die ganze Religion und Christum." In der Tat ist eigentlich nichts seiner scharfen Feder entgangen und wenn er in religiösen Dingen sich nicht versagen konnte, selbst das Heiligste einem pikanten Einfall zu opfern, so müssen wir ihn nicht minder als einen der ersten theoretischen Gegner der Monarchie betrachten. Allerdings tritt diese negative Richtung in seinen früheren Schriften vielleicht häufiger und zusammenhängender hervor, aber er hätte ein ganz neuer Mensch werden müssen, um auch in späteren Jahren die Geistesverwandtschaft mit seinem Liebling Lucian

Digitized by Google

völlig zu verläugnen. Merkwürdig bleibt immer die Tatsache, wie viel der geistreiche Schriftsteller sich erlauben durfte und wie wenig das Ketzergeschrei seiner Widersacher ihm anzuhaben vermochte. Nach einem Menschenalter, unter dem Druck der Gegenreformation, hatte er nicht mehr jene Freiheit der Bewegung genossen, wie sie nur unter der Aegide eines verweltlichten und humanistisch gewöhnten Papsttums möglich war. Denn gerade seine ersten durchschlagenden Schriften, die ihren Verfasser in Rom wie in ganz Europa zum Abgott der gebildeten Welt machten, überboten in der Tat alle bisher gegen die verderbte Hierarchie gerichteten Angriffe; niemals waren diese oft gerügten Schäden und Mißbräuche in so bestrickend eleganter Form und mit solchem Witz vor das Gericht der öffentlichen Meinung gezogen worden. Wenn schon im Enchiridion militis Christiani (Handbuch, eigentlich Dolch des christlichen Streiters, 1501) der „krasse Judaismus" der kirchlichen Werkheiligkeit und als Gipfel aller Veräußerlichung das Mönchtum schonungslos kritisirt werden, so ist das nach der Rückkehr aus Italien verfaßte und zuerst 1511 gedruckte „Lob der Narrheit" (*Μωρίας ἐγκώμιον*) weitaus die beste, aber auch die kirchenfeindlichste Satire eines Zeitalters, das bezeichnend genug eben in dieser Gattung der Literatur eine hervorragende Leistungsfähigkeit zeigt. So wenig Erasmus den Gedanken einer förmlichen Heerschau über alle menschlichen Schwächen oder die komische Wirkung einer als Lob maskirten Kritik aus sich zu schöpfen brauchte, so ganz gehört ihm die Kühnheit und der Reiz der Ausführung, die uns heute noch unwiderstehlich fesseln. Es hat überhaupt der Stil sich selten mit dem Menschen so glücklich gedeckt wie bei Erasmus. „Mir wars," schreibt ihm einmal Zwingli, „da ich Deine Schriften las, als ob ich Dich reden hörte und Deine kleine, aber zierliche Gestalt aufs Gefälligste sich bewegen sähe." Dies trifft gewiß nicht am Wenigsten für den Satiriker zu. Freilich fällt die Göttin Moria, die Tochter des Reichtums und der Jugend, indem sie das Leben als eine Komödie der Irrungen feiert und davor warnt durch Zerstörung der Illusion und Abreißen der Masken den Witz des Schauspiels zu Nichte zu machen, bisweilen selbst aus ihrer Rolle. Aber gerade diese Mischung von leichtem Spott und bitterem Ernst erhöht doch auch wieder den Effekt. Neben den Kirchenfürsten und Theologen müssen auch die einfältigen Laien herhalten, mit ihrem Kultus der Heiligen, namentlich der „fabulosen und poetischen", mit ihrem Vertrauen auf Feste und Wallfahrten, auf Ablaß und Reliquien. Das ganze Leben der Christen, fährt Moria heraus, sei von solchem Blödsinn durchsetzt. Die Mönche vollends, deren Streben dahin geht, nicht Christus ähnlich, sondern in ihrer Ordenstracht unter einander möglichst unähnlich zu sein, läßt Erasmus am jüngsten Tag vor den Herrn treten, den einen auf seinen mit Fischen angefüllten Bauch, den anderen auf seine hundert Scheffel Psalmen, wieder andere auf ihren vom Fasten ruinirten Magen, auf den Schmutz ihrer Kutten und ähnliche Verdienste sich berufen. Christus aber fragt, woher denn dieses neue Geschlecht von Juden komme, und gibt ihnen den Rat sich von ihren

Digitized by Google

Transscription

zu dem Facsimile des Briefes von Zwingli an Joachim von Watt.

In der Stadtbibliothek zu St. Gallen.

Den Gegenstand des Briefes bildet das „Burgrecht“ (Bündniß) der evang. Kl. n Städte [illegible] Schweiz.

Gratia et pax [illegible] Deo. Visissem [illegible] nostras [illegible] nihil dubius essem [illegible] Mithusam, quamvis non privatim [illegible] Figurobernum [illegible] Id [illegible] ego, tum nondum retulimus, [illegible] et nullo negotio confectum [illegible] Atque [illegible] tum urbium [illegible] si [illegible] Kesselerum [illegible] Mithusam [illegible] coeatis, sed [illegible] Mithusii [illegible] Vale Figuri [illegible] Septembris 1528.

[illegible] Hermannus [illegible]

Dem [illegible] Herrn [illegible] Watt [illegible] Burgermeister zu Sangallen.

Ueberseßung. Gnade und Friede von Gott. Ich hatte jetzt, da ich [illegible] unsere Antworten an Euch geschickt, wenn ich nicht ganz außer Zweifel wäre, daß ich [illegible] überbracht worden sind. Etwas anderes ist es, was ich jetzt will. Privatleute aus Mülhausen betreiben es, obgleich nicht aus privatem Auftrage, sondern auf Befehl derjenigen, denen hauptsächlich daran gelegen ist, daß sie in das Burgrecht von Zürich und Bern aufgenommen werden. Das geschieht aber noch im Dunkeln, d. h. vorsichtig und geheim. Mit, von den Gebeimen, und ich haben die Sache noch nicht vorgebracht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir auch eine Bewerbung erwarten, und wir hoffen, daß es ohne Schwierigkeit zur Bestätigung kommen. Und inzwischen versprechen wir jenen Gutes und daß wir auf den nächsten Tag der drei Städte, wenn es ihnen beliebt, berichten wollen und mit bester Sache thun werden, was in ihrer Sache förderlich glauben werden. Ich wollte nicht, daß euch dies verborgen bleibe. Denn die Mülhausen haben in Erfahrung gebracht, daß ihr auf dem Punkte seid, dem Burgrecht beizutreten, aber nicht von Treulosen, sondern von Getreuen, welche wissen, daß die Bündnisse unserer Städte, St. Gallen und Mülhausen meine ich, beinahe völlig ähnlich sind. Ihr werdet also das befolgen, was ihr für das Gesammtwohl haltet. Echo wohl. Zürich 3. September 1528.

Das Volk von Glarus verharrt in der Treue am Wort. Dein [illegible] Zwingli.

Digitized by Google

Transcription

zu dem Facsimile des Briefes von Zwingli an Joachim von Watt.

In der Stadtbibliothek zu St. Gallen.

Den Gegenstand des Briefes bildet das „Burgrecht" (Bündniß) der evangelischen Städte der Schweiz.

Gratiam et pacem a Deo. Misissem nunc, tabellionem nactus, responsiones nostras ad Luterum, nisi nihil dubius essem ad vos dudum perlatas esse. Aliud est quod nunc volo. Agunt privati homines Milhusani, quamvis non privata autoritate, sed eorum jussu quorum maxime refert, ut in civitatem Tigurobernam recipiantur. Id autem obscure adhuc, hoc est, caute et clam. Nos, a secretis, et ego, rem nondum retulimus, hanc potissimum ob causam, quod et vestram petitionem expectamus: et nullo negotio confectum iri speramus. Atque interim illis bona pollicemur, quodque ad proxima trium urbium comitia, si eis videatur, velimus referre, et quicquid e re sua putaverint fore, summa fide facturos. Haec nolui ut vos laterent. Rescierunt enim Milhusani vos in hoc esse ut in civitatem coeatis, sed non ex perfidis, verum ex fidelibus, qui sciunt foedera urbium vestrarum, Sanctogalli et Milhusii dico, ferme esse simillima. Vos igitur quicquid consultissimum credetis sequemini. Vale Tiguri 3. die Septembris 1528.

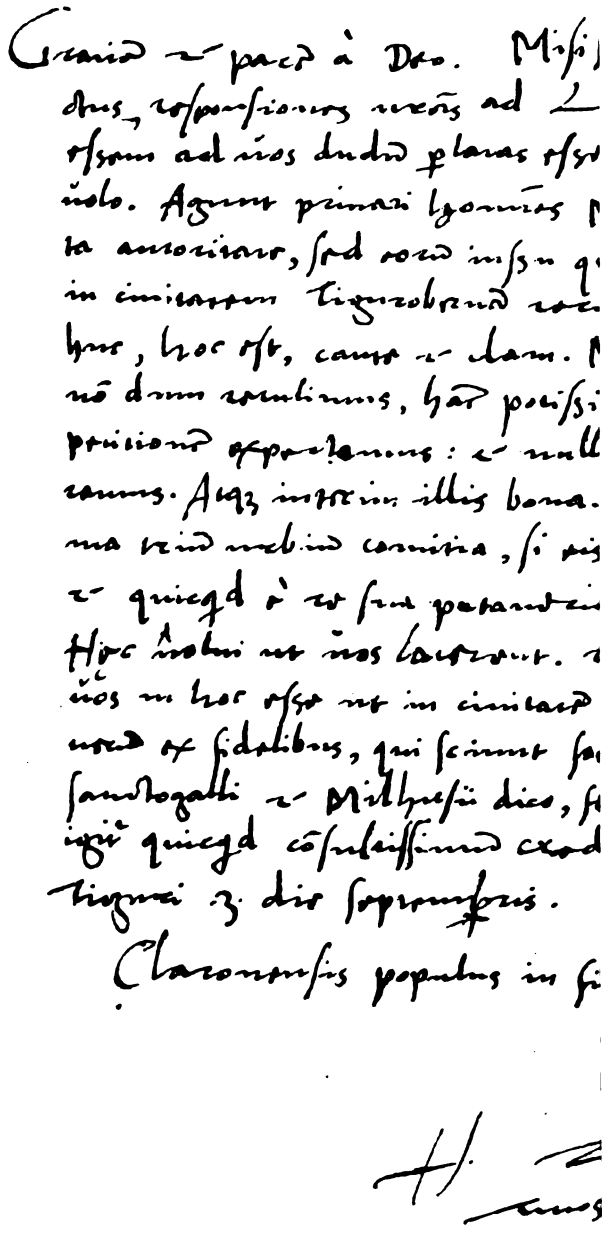
Claronensis populus in fide verbi perstat. H. Zuinglius tuus.

Dem ersamen wysen etc. Herren von Watt, Burgermeister zu Santgallen.

Uebersetzung. Gnade und Friede von Gott. Ich hätte jetzt, da ich einen Briefboten bekommen, unsere Antworten an Luther geschickt, wenn ich nicht ganz außer Zweifel wäre, daß sie längst zu euch überbracht worden sind. Etwas anderes ist es, was ich jetzt will. Privatleute aus Mülhausen betreiben es, obgleich nicht aus privatem Auftrage, sondern auf Befehl derjenigen, denen hauptsächlich daran gelegen ist, daß sie in das Burgrecht von Zürich und Bern aufgenommen werden. Das geschieht aber noch im Dunkeln, d. h. vorsichtig und geheim. Wir, von den Geheimen, und ich haben die Sache noch nicht vorgebracht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir auch eure Bewerbung erwarten; und wir hoffen, daß es ohne Schwierigkeit zur Ausführung komme. Und inzwischen versprechen wir jenen Gutes und daß wir auf den nächsten Tag der drei Städte, wenn es ihnen beliebt, berichten wollen und mit bester Treue thun werden, was sie ihrer Sache förderlich glauben werden. Ich wollte nicht, daß euch dies verborgen bleibe. Denn die Mülhauser haben in Erfahrung gebracht, daß ihr auf dem Punkte seid, dem Burgrechte beizutreten, aber nicht von Treulosen, sondern von Getreuen, welche wissen, daß die Bündnisse euerer Städte, St. Gallen und Mülhausen meine ich, beinahe völlig ähnlich sind. Ihr werdet also das befolgen, was ihr für das Besterwogene haltet. Lebe wohl. Zürich, 3. September 1528.

Das Volk von Glarus verharrt in der Treue am Wort. Dein H. Zwingli.

Digitized by Google



Facsimile eines Briefes von Zwingli an Joachim
Stadtbibliothek zu

Digitized by Google

Digitized by Google

Ordensstiftern einen besonderen Himmel bauen zu lassen, denn von seiner Regel finde er nichts an ihnen. Es bleibt nicht bei diesem Hereinziehen der göttlichen Person; auch Schriftstellen benutzt der Verfasser, um eine komische Wirkung zu erzielen, so rücksichtslos, daß er sich nicht einmal scheut, das Wort des Gekreuzigten: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", als eine göttliche Empfehlung der Torheit zu profaniren. Ausführlich ergeht er sich über das Wohlgefallen Gottes an den Toren, das er mit ihrer Bevorzugung bei großen Herren wie Cäsar oder Nero vergleicht, über die innere Verwandtschaft der christlichen Religion mit der Narrheit, über die Lust der Kinder, Greise, Weiber und Toren an religiösen Dingen, über die Bezeichnung Christi als Lamm und der Gläubigen als Schafe; da die Menschen töricht seien, habe auch Christus als Mensch töricht werden müssen. Erasmus selbst hat nachmals diese Anstößigkeiten und sogar die Veröffentlichung des Büchleins überhaupt bedauert, dabei aber immer neue Auflagen erscheinen lassen und zwar mit Zusätzen anstatt mit Auslassungen. War er sich doch bewußt, einmal keinen Namen eines Zeitgenossen genannt und dann auch in scherzhaft übermütiger Fassung seine Grundanschauungen vom wahren Kern des Christentums, vom heiligen Wahnsinn der platonisch-christlichen Gottesliebe deutlich genug enthüllt zu haben.

Mitten im Scherz und Hohn der Satire der Ton ernsthafter Überzeugung, mitten in philologischer, pädagogischer, theologischer Arbeit unversehens der faunische Zug des Spötters, dieser Kontrast ist echt erasmisch. Wir finden ihn in der großen Sammlung der Adagia, der antiken Sprichwörter und anderer „berühmter Worte" (seit 1500, vollständiger zuerst 1515), in dem Erziehungsbuch der Gespräche (Colloquia, zuerst 1519), dessen Bestimmung für die heranwachsende Jugend uns allerdings kaum begreiflich erscheint, in den Briefen, selbst in den Paraphrasen zum Neuen Testament. Besonders auffällig ist die Mischung von Spott und Bitterkeit, womit Erasmus, der Freund und Schmeichler der Großen, die politischen und sozialen Verhältnisse seiner Zeit bespricht. Unter dem philologisch-archäologischen Rüstzeug der Adagia stößt man auf die radikalsten Ausfälle gegen das Fürstentum; alle paar hundert Jahre habe es höchstens einen oder den andern Fürsten gegeben, der nicht durch ganz hervorragende Torheit der Welt verderblich geworden wäre, jeder Beruf müsse erlernt werden, aber den schwersten und wichtigsten vertraue man dem Zufall fürstlicher Geburt an und es genüge schon, wenn der Prinz überhaupt nur einem Menschen ähnlich sehe. Den Königen, die er in der Regel für Narren, deren Finanzpolitik er für Raub und Erpressung erklärt, stellt er die städtische Kultur, die trefflichen Gesetze und die Friedensliebe der Demokratie gegenüber. Bekanntlich hat auch das Sondereigentum als eine antichristliche Einrichtung vor den Augen des im Leben hochkonservativen Gelehrten keine Gnade gefunden. Erinnern wir uns an dieser Stelle der innigen Freundschaft, die ihn mit Thomas More, dem berühmten Verfasser der Utopia verband; keinen

Digitized by Google

Zeitgenossen hat Erasmus mit solcher Aufrichtigkeit für ebenbürtig anerkannt als diesen liebenswürdigen, edeln und witzigen Engländer, dessen frühreife Entwicklung, dessen „feines und glückliches Ingenium", dessen entzückendes Familienleben er nicht genug preisen kann. More's Staatsroman, entstanden in einer Zeit, als der Verfasser bereits seine oppositionelle Jugend hinter sich hatte und zu den angesehensten Dienern Heinrichs VIII. zählte, spiegelt nicht minder als das Lob der Narrheit die geistige Freiheit dieser vornehmen humanistischen Kreise. Niemals sind die Schäden in Staat und Gesellschaft mit feinerer Ironie aufgedeckt worden; was an positiven Reformgedanken geboten wird, Durchführung des Prinzips der Gleichheit bis zur Gütergemeinschaft, Normalarbeitstag, volle Religionsfreiheit ohne Kirche, das mochte als eine Probe von der geistreichen Paradoxie des Verfassers den Genuß der Satire erhöhen. Daß man aber wirklich in einem Zeitalter der Umwälzungen lebte, daran scheinen Erasmus, More und ihre Bewunderer damals kaum gedacht zu haben. Freilich lag die Gefahr einer Wirkung über gebildete Kreise hinaus weit näher bei der vernichtenden Kritik, die Erasmus an Hierarchie und Volksreligion übte; hier trennten sich die Wege der beiden Freunde, denn More, dessen Frömmigkeit dem Erasmus „ein wenig mehr zum Aberglauben als zum Unglauben" hinzuneigen schien, hat bekanntlich das Bedürfniß mönchischer Askese niemals überwunden, obwohl er sein härenes Hemd und seine Geißelungen zeitlebens vor der Welt geheim hielt.

Thomas More.
Nach dem Stiche von F. Bartolozzi (1728—1815); Originalzeichnung von Hans Holbein (1497—1543).

Inzwischen hatte sich nach langen Schwankungen auch die äußere Stellung des Erasmus so glänzend gestaltet, daß in der Tat viele Bedingungen zusammentrafen, die einer von ihm geleiteten humanistischen Reform der Kirche den Sieg in Aussicht stellen konnten. Nachdem ihn Italien trotz mancher Huldigungen doch nicht ernstlich festgehalten hatte und seine Hoffnungen auf die Gunst des jungen Königs von England sich auch als übertrieben herausstellten, nahm er zunächst seinen Aufenthalt in der nieder-

Digitized by Google

ländischen Heimat, meist in Löwen, aber auch in Brüssel und Antwerpen; hatten bis dahin die englischen Beziehungen den Vorrang vor andern behauptet, so trat nunmehr der Verkehr mit Deutschland in den Vordergrund. Die häufigen Reisen nach Basel, wo er unterstützt durch Frobens treffliche Presse eine geradezu erstaunliche Arbeitskraft entwickelte und im Kreise der Amerbach, Beatus Rhenanus, Oekolampadius von der deutschen Kultur eine höhere Meinung faßte, führten endlich im Jahr 1521 zur definitiven Übersiedelung. Aber schon 1514 sprach er es offen aus, wie gut ihm sein „Vaterland" gefalle; er bereue nur es so spät kennen gelernt zu haben. Daß ein Erasmus sich herabließ von Germania nostra zu sprechen, war für den deutschen Humanismus ein Triumph; wenn aber diese Poeten und Gelehrten den Meister geradezu wie einen Gott feierten und selbst städtische Behörden ihn wenigstens wie einen durchreisenden Fürsten ehrten, so mußte das der Eitelkeit des Erasmus ungemein schmeicheln. Er war zum Rat des jungen Habsburgers Karl ernannt und mit einem Jahrgehalt bedacht worden; auf dem päpstlichen Stuhl saß seit 1513 sein besonderer Gönner Leo X. Franz I. suchte ihn für Frankreich zu gewinnen; Karl von Spanien wollte ihm ein Bistum in Sizilien verschaffen, ein Plan, der zur Befriedigung des Erasmus (wir dürfen ihm dies wohl glauben) sich nicht verwirklichen ließ. In seiner Correspondenz mehren sich die vornehmen Adressaten und Briefschreiber: Papst und Cardinäle, die Könige von England und Frankreich, kirchliche und weltliche Würdenträger. Freilich hatte dieser Verkehr auch seine wenig ehrenvolle Seite; Erasmus beklagt einmal selbst mit cynischer Offenheit sein Lebensgeschick, das ihn nötige zudringlich zu sein, und er hat es allerdings verstanden, aus seinen brieflichen Schmeicheleien und Dedikationen sich eine nie versiegende Einnahmsquelle zu schaffen. Es verschlug ihm wenig, z. B. Leo X. zu versichern, der Papst stehe so hoch über den gewöhnlichen Menschen wie diese über dem Tier. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er mit solchen Unwürdigkeiten nicht nur auf Geld und Kleinodien, sondern auch auf Steigerung seines Einflusses zielte. Wenn sich mit der enthusiastischen Verehrung fast des ganzen gebildeten Europa die schützende Gunst der Mächtigen vereinigen ließ, wenn theologische Angriffe auf den anerkannten Fürsten der Wissenschaft nicht nur von seinen humanistischen Freunden, sondern auch vom englischen Hof und sogar von der römischen Curie mit Indignation zurückgewiesen wurden: wie sollte da ein Erasmus noch daran zweifeln, daß die in ihm verkörperte Wissenschaft eine Macht sei, daß der von ihm vertretenen wahren Theologie die Zukunft oder lieber schon die Gegenwart gehören müsse?

Gegen den schweren Vorwurf, er sei ein kalter Egoist gewesen, zeugt am Kräftigsten die unermüdliche Hingebung, womit er an der Verwirklichung dieser seiner Lieblingsidee arbeitet. Rückkehr zum Ursprünglichen, Einfachen, Echten war die Losung der Renaissance; hier galt es in erster Linie die „Quelle des christlichen Glaubens" wieder aufzudecken und zu reinigen. In

Digitized by Google

großartigster Weise hatte Cardinal Jimenez seit 1502 diese Aufgabe sich angeeignet; aber das Resultat seiner Bemühungen, die Polyglotte von Alcalá (Complutum), die neben der Vulgata das alte und neue Testament in den Ursprachen brachte, ward obwohl schon 1517 fertig gedruckt erst 1520 innerhalb, 1522 außerhalb Spaniens der Öffentlichkeit übergeben. Inzwischen war das griechische neue Testament 1516 zu Basel von Erasmus herausgegeben und mit einer lateinischen Übersetzung begleitet worden, deren Abweichungen von der Vulgata das Entsetzen ungebildeter Mönche und die Kritik verschiedener strengkirchlicher Theologen hervorriefen. Aber die erste Auflage war dem Papst Leo gewidmet und die zweite, die bereits 1519 folgte, mit einem höchst schmeichelhaften und die orthodoxe Haltung des Erasmus beglaubigenden päpstlichen Breve versehen. Unaufhaltsam schritt die große Reformarbeit vorwärts; an das neue Testament reihten sich wenige Monate später die Werke des Hieronymus in neun Foliobänden und sie eröffneten sozusagen eine patristische Quellensammlung, denn von seinem Geistesverwandten und Liebling Hieronymus wandte sich Erasmus zu anderen Vertretern des kirchlichen Altertums, Cyprian, Arnobius, Hilarius, Irenäus, Chrysostomus, Ambrosius, denen sich später noch Augustinus (1529) und im Todesjahr des Meisters Origenes (1536) zugesellten. Seit 1517 erschienen überdies die Paraphrasen zum neuen Testament; nicht nur die Episteln, auch die Evangelien mußten es sich gefallen lassen für den modernen Geschmack genießbarer gemacht und in dieser eleganten Umprägung einer Reihe von Machthabern wie Wolsey, Karl V., Heinrich VIII., Franz I. dedizirt zu werden. Daneben drängten sich immer neue Ausgaben des Enchiridion und des Lobs der Narrheit, welches zu Lebzeiten des Verfassers weit über zwanzigmal aufgelegt wurde.

In Wahrheit dienten diese leichteren Manifestationen des erasmischen Geistes dem nämlichen Zweck wie der schwere Apparat seiner von erstaunlicher Gelehrsamkeit zeugenden Folianten. Einer seiner modernen Biographen findet ganz mit Recht, daß im Lob der Narrheit eigentlich nur die Tendenz des Enchiridion ein anderes Gewand angezogen habe und daß wiederum die Anmerkungen zum neuen Testament zuweilen wie eine Übersetzung jener Satire ins Ernsthafte berührten. Was Erasmus sich unter der Philosophie Christi dachte, kann in der That aus allen diesen Schriften trotz ihrer äußeren Verschiedenheit entnommen werden. Er hat in seinem Schreiben an Capito vom 26. Febr. 1516 als die beiden Todfeinde des Christentums den Paganismus auf der einen, den Judaismus auf der andern Seite bezeichnet. Unter Judaismus aber versteht er die Veräußerlichung der Religion, wie sie nach seiner Überzeugung in der Kirche seiner Zeit herrschte, die Religion, deren A und O die Ceremonien sind, die „fette und dicke Religiosität". Diese Entartung führt er aber nicht allein auf die Ausstattung der Kirche mit weltlicher Macht, sondern mehr noch auf das ungeheure Wachstum einer Dogmatik zurück, deren Sophistereien allmählich die Einfalt

Digitized by Google

des Urchristentums unter ganzen Myriaden von Glaubensartikeln begruben. „Die Quintessenz unserer Religion", sagt er, „ist Friede und Einmütigkeit. Das kann nicht Bestand haben, wenn wir nicht so wenig als möglich dogmatisch feststellen und in vielen Dingen jeden für sich urteilen lassen." Daß er zu solchen offenen Fragen die Lehre von der Dreieinigkeit gerechnet wissen wollte, hat ihm den Vorwurf des Arianismus eingetragen. Aber auch über die Erbsünde, die Gegenwart Christi im Abendmahl, das Wesen der Höllenstrafen vermochte er offenbar nicht kirchlich korrekt zu denken, so eifrig er sich auch gegen jeden Angriff auf seine Orthodoxie zu verteidigen suchte. Am Aufrichtigsten spricht er sich vielleicht in der berühmten Streitschrift gegen Luther aus, wo er seine Abneigung gegen alles Dogmatisiren für so stark erklärt, daß er ohne die Autorität der Schrift und der kirchlichen Dekrete sich immer am Liebsten auf die Seite der Skeptiker schlagen möchte. Drummond bemerkt hiezu sehr richtig, daß Erasmus das Bedürfniß einer äußeren höchsten Instanz gefühlt, daß er selbst gefürchtet habe ohne diesen Halt von seinem Hang zur Kritik und Negation weiter und weiter fortgerissen zu werden.

Indem nun Erasmus gegenüber den Spitzfindigkeiten der Scholastik auf die Bibel als die ausschließliche Quelle der wahren Theologie verweist, will er zugleich, daß die einfache Lehre Christi, welche ja mehr als das Sonnenlicht für alle bestimmt sei, auch wirklich allen zugänglich gemacht werde. Mit vollem Nachdruck tritt er für die Übersetzung und Verbreitung der Bibel in der Volkssprache ein, ohne einen Stand oder ein Geschlecht auszuschließen; die Weiber sollen so gut wie die Männer das Evangelium und die paulinischen Briefe lesen, der Bauer auf dem Feld, der Arbeiter in der Werkstatt, der Wanderer auf der Landstraße sollen sich mit biblischen Worten und Liedern die Zeit verkürzen. Was sei das bis jetzt für ein elender Zustand, daß Tausende von wissenschaftlich gebildeten Christen niemals in ihrem Leben die Schriften der Evangelisten und Apostel gelesen hätten? So spricht Erasmus in der seinem neuen Testament vorgesetzten „Ermahnung" fast wie ein Husit. Aber seine eigne Stellung zum Schriftwort blieb doch eine sehr freie. Wir begegnen immer wieder der Versicherung, buchstäblich genommen sei der Inhalt der Bibel nicht selten lächerlich oder absurd, eher unter als über dem Niveau des antiken Mythus. Wenn aber Erasmus, hierin einer altkirchlichen Neigung folgend, in der Allegorie das rechte Mittel sieht, um wie Christus auf der Hochzeit zu Kana das kalte und geschmacklose Wasser des Buchstabens in den Wein des Geistes zu verwandeln, so macht er doch von dem mystischen Element jener frühern Hermeneutik gar keinen Gebrauch, läßt vielmehr manche dunkle Stelle auf sich beruhen, wie er einmal meint, Christus habe wohl zu Zeiten mit Absicht ganz unverständlich geredet. Auch seine Anschauung von der göttlichen Inspiration der Evangelisten und Apostel mochte Kirchenmännern wie Eck wohl bedenklich erscheinen, denn er behauptete, Irrtümer der Evangelisten in Nebendingen seien nicht

Digitized by Google

ausgeschlossen und das schlechte Griechisch der Apostel keineswegs des heiligen Geistes würdig. Hier redet nicht etwa der Spötter aus Erasmus, sondern der Geist humanistischer Kritik, der sich durch keine Klagen über Erschütterung der biblischen Autorität zum Schweigen bringen läßt.

Was dem großen Humanisten wirklich am Herzen liegt, ist das praktische Christentum; Christus, sagt er im Enchiridion, ist nicht ein leeres Wort, sondern die Liebe, die Einfalt, die Geduld, die Reinheit, kurz alles, was er gelehrt hat. Der Teufel aber ist nichts anderes, als alles, was davon abzieht. Bei dieser Auffassung konnte allerdings die Aufnahme des heidnischen Philosophen Aristoteles in die kirchliche Theologie lebhaft bekämpft und doch auf der andern Seite die Übereinstimmung zwischen antiker und christlicher Ethik in das hellste Licht gesetzt werden. „Wo du auf Wahrheit triffst, betrachte sie als christlich." Das war ganz der Grundsatz der Florentiner Platoniker, aber auch von Cusanus, ja vor Jahrhunderten bereits von Abälard ausgesprochen worden. Von einer göttlichen Inspiration Homers, Ciceros und namentlich Platons zu reden hatte man sich in humanistischen Kreisen längst gewöhnt; mystisch angelegte Naturen wie Reuchlin blieben nicht bei den Griechen und Römern stehen, sondern suchten das Christentum vor Christus bei Hebräern, Ägyptern und Brahmanen. Erasmus, den „weder Talmud noch Kabbalah jemals anzogen", hatte keine Lust sich auf dunkle Pfade zu begeben, aber die Überzeugung von der sittlichen Ebenbürtigkeit der Antike und des Christentums war nie zuvor so wirksam formulirt worden wie in seinen Äußerungen, daß er Ciceros ethische Schriften nicht lesen könne, ohne sie manchmal zu küssen, daß die Seelen des Vergil und Horaz ihm der Seligkeit wert erschienen und er sich kaum enthalten könne zu beten: Sancte Socrates, ora pro nobis. So schreibt er in den für die Jugend bestimmten Colloquien, während er in seiner Ausgabe der Tuskulanen sich der Meinung derjenigen zuneigt, „die den Cicero im Himmel selig wissen möchten". Nun kann man trotzdem nicht behaupten, daß bei Erasmus das mönchische Ideal des Christentums ganz überwunden sei; bei allem Schimpfen über die Bestien und Tyrannen, die Eiterbeulen und Feigwarzen und wie er sonst die Mönche tituliren mag, bei all den unübertrefflichen Schilderungen ihrer Dummheiten und Tücken bleibt doch das ursprüngliche Ziel der Ordensstifter unangetastet und im letzten der Gespräche, welches den Titel des Epikureers trägt, wird geradezu das Leben eines echten und rechten, wirklich frommen Franziskaners als Verkörperung der wahren Glückseligkeit hingestellt. Wenn aber hier der vielgeschmähte Name Epikurs zu einer humanistischen Verherrlichung christlicher Entsagung herhalten muß, wenn Erasmus gelegentlich sogar die ewigen Höllenstrafen als Argument zu verwerten beliebt, so muß man dagegen halten, wie er andrerseits auch Christliches ins Heidnische gezogen hat; vielleicht nirgends auffälliger, als in jener Schrift, die einen Vater über den Verlust des Sohnes trösten soll. An eine längere ganz den Alten entnommene Auseinandersetzung reihen sich

Digitized by Google

einige angeblich vom christlichen Glauben gebotene Trostgründe, wie z. B. daß man dem Tod eben auf keine Weise entrinnen könne, daß selbst gänzliche Vernichtung immerhin den Mühen des Lebens ein Ziel setzen würde. Wir finden uns in der nämlichen Atmosphäre wie in einem erbaulichen humanistischen Festspiel, dessen Verfasser Chelidonius, Abt des Wiener Schottenklosters, in einer Ode Übung der Tugend und Meidung des Lasters selbst dann für notwendig erklärt, wenn es keinen Gott und keine Hölle gäbe. Was Erasmus, was verwandte Geister anstreben, ist eben in erster Linie Humanität, Veredlung der Sitten, wie sie nach ihrer Anschauung nur aus einer geläuterten wissenschaftlichen Erkenntniß als deren schönste Frucht erwachsen konnte. Klassisches und christliches Altertum sollten gemeinsam diesem hohen Zweck dienstbar gemacht, die bestehende Kirche selbst allmählich von dem neuen Geist erfüllt und verwandelt werden. Man nahm das Gute und Menschenwürdige, wo man es fand; ob dabei der Humanismus dem Christentum oder dieses dem Humanismus sich mehr assimiliren mußte, was lag daran? Die Wahrheit selbst war Erasmus bereit lieber hintanzusetzen, als daß sie seinem großen Werk, der glücklichen Vereinigung von Renaissance und Reform Störung oder Schaden bringen durfte. Er scheute sich nicht, das verweltlichte Papsttum an den Pranger zu stellen und doch den rechten Inbegriff dieser Verweltlichung, den Papst Leo X. mit den unwürdigsten Schmeicheleien zu überschütten. Ellinger hat neuerdings auf die demoralisirende Wirkung religiöser Krisen aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß bei so grundverschiedenen Zeitgenossen wie Macchiavelli und Thomas More, in der Utopia wie im Buch vom Fürsten die Heiligung der Mittel durch den Zweck unbedenklich verwertet wird. Auch hierin ist Erasmus ein echter Sohn seiner Zeit und seiner Kirche. Auch er hat sein Ziel auf Kosten der Wahrheit zu erreichen gedacht.

Versetzen wir uns in die Jahre seiner vollen Ruhmeshöhe. Es ist die Zeit, in welcher Raffael, Michelangelo und Dürer schufen, Copernicus still und unermüdlich die größte wissenschaftliche Umwälzung vorbereitete. Wenn trotzdem diese unsterblichen Namen in der zeitgenössischen Literatur vor jenem eines Erasmus entweder ganz verschwinden oder wenigstens bescheiden zurücktreten, so liegt das nicht etwa allein daran, daß die Schreibenden eben in ihren Interessen und ihrem Urteil humanistisch befangen waren. In der Person des Meisters hatte der Humanismus von dem weltbewegenden Gedanken der Reformation Besitz ergriffen und die Lösung der religiösen Krisis zu seiner Aufgabe gemacht. Was Erasmus erstrebte, schien die Sehnsucht der edelsten Geister zu befriedigen, die mannigfaltigen Erträgnisse einer ununterbrochenen Arbeit von Generationen endlich im Dienst einer großen Sache zusammenzufassen. Hier begegneten sich die Kritik eines Lorenzo Valla und die Gefühlsreligion des italienischen Platonismus; hier ergab sich ein Vereinigungspunkt für die biblischen und patristischen Studien, denen sich wetteifernd die verschiedensten Kräfte zudrängten. Wenn das Hebräische in

Digitized by Google

dem Deutschen Reuchlin, das Griechische in dem Franzosen Budäus seinen epochemachenden Vertreter fand, wenn spanische Theologen den Urtext der Schrift ans Licht zu ziehen suchten, wenn Colet, Lefèvre, Erasmus selbst ihre Tätigkeit der neutestamentlichen Exegese, vor allem dem Apostel Paulus zuwandten, so wurde doch ohne Zweifel, wie Erasmus sich ausdrückt, der Weg geebnet und die Rennbahn hergestellt, worauf die künftigen Größen der Theologie nach Herzenslust sich bewegen konnten. Überall traten die Männer der scholastischen Wissenschaft den Rückzug an; in den Niederlanden hatte sich ein hochbegabter junger Spanier, Ludwig Vives, an die Spitze ihrer Gegner gestellt, in England waren es die Kreise Colets und Mores, in Frankreich, wo man nicht ohne nationale Empfindlichkeit auf den Weltruf des „Germanen" Erasmus sah, Budäus und Lefèvre; in Deutschland vollends schwor zu den Fahnen des Erasmus, was nur humanistischen Namen trug. Das oben angeführte überschwängliche Urteil Mutians wurde damals auch von solchen Anhängern der neuen Bildung geteilt, die von seinen heidnischen Anwandlungen völlig frei waren. Freilich mochte den Erasmus schon frühzeitig an manchem seiner deutschen Verehrer die stürmische Art der Begeisterung und die seiner eigenen Natur unsympathische Kampflust etwas unheimlich berühren. Seine engere Verbindung mit Deutschland begann gerade während der Blütezeit der reuchlinischen Fehde und er suchte nicht allein jede Beziehung zu den Briefen der Dunkelmänner von sich zu weisen, sondern beklagte sich sogar, daß Pirkheimer seinen Namen einer Verteidigungsschrift für Reuchlin einverleibt habe. Diese im Jahr 1517 erschienene Schrift gab übrigens eine völlig im erasmischen Geist gehaltene Charakteristik des Theologen der Zukunft, der neben den drei Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch) das ganze moderne Wissen, Mathematik, Geschichte und Jurisprudenz nicht ausgeschlossen, beherrschen und mit dem Ersten und Wichtigsten, dem Bibelstudium, womöglich auch aristotelische und besonders platonische Philosophie verbinden soll. Denn Platon, „der Gott der Philosophen", war und blieb doch immer der Schutzheilige dieser neuen Theologie, bei Erasmus und Reuchlin, bei Mutian und Pirkheimer, bei Colet, More und Vives. So schien sich zu verwirklichen, was der Vater des Humanismus, Petrarka, einst vorausgefühlt und verkündigt hatte: die Versöhnung von Antike und Christentum unter dem Zeichen dieses allerchristlichsten Heiden.

Wohl klangen die Siegesrufe der jungen deutschen Humanisten so laut und gellend, daß sie nicht nur das Ohr des Erasmus beleidigen, sondern auch die verachteten Gegner zum äußersten Aufgebot ihrer Kräfte herausfordern mußten. So in dem „Triumph Reuchlins", wo die Niederlage der „Theologisten", dieser Schurken, Verräter und Verderber der göttlichen Theologie, mit der ganzen Kraft humanistischer und patriotischer Empörung in die Welt hinausgerufen wird. „Nach langer Verblendung hat Deutschland endlich wieder Augen bekommen. Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es blühen die Geister, verbannt ist die Barbarei,

Digitized by Google

selbst der Papst schämt sich eurer Dummheit." Und nun wendet er sich an seine Mitverschworenen und Kampfgenossen: „Zerbrochen ist der Kerker, der Würfel geworfen, kein Rückzug mehr! Den Dunkelmännern habe ich den Strick gereicht; wir sind die Sieger!" Das ist die Sprache Ulrichs von Hutten, der schon früher seiner antirömischen Gesinnung in beißenden Epigrammen Luft gemacht und jetzt im Jahr 1517 den kecken Einfall hatte, seine Ausgabe von Vallas Schrift über die Unechtheit der constantinischen Schenkung dem Papst Leo zu widmen. Mit unübertrefflicher Ironie werden in dieser Zueignung die allbekannten Klagen über päpstliche Habsucht und Heuchelei dem Papst vorgezählt, aber scheinbar durch die Versicherung legitimirt, daß ja Leo als guter Papst mit seinen schlimmen Vorgängern nichts gemein habe; der bloße Gedanke, daß Leo sich getroffen fühlen könnte, wäre die größte Beleidigung gegen ihn. Aber so wenig auch solche und ähnliche Angriffe der vorsichtigen Taktik des Erasmus entsprachen und so fremd ihm, dem internationalen Mann der Wissenschaft, jede nationale Empfindung war und blieb, er begnügte sich damit, dem ingenium germanicum, dessen unbändiger Zug ihm nicht entging, zuweilen eine nachsichtige Ermahnung angedeihen zu lassen. Noch war der humanistische Optimismus ungebrochen; noch fanden sich grundverschiedene Naturen im gleichen Lager zusammen. Äußerlich betrachtet gehörten damals Zasius und Melanchthon nicht minder zur großen erasmischen Gemeinde wie Mutian oder Hutten, der in seiner Begeisterung den Wunsch aussprach der Alkibiades des deutschen Sokrates sein zu dürfen. Deutlicher tritt uns aber die merkwürdige Parteigruppirung jener hoffnungsreichen Jahre nirgends entgegen als in einem Verzeichniß von Vertretern der neuen reineren Theologie, welches Pirkheimer jener Apologie Reuchlins eingefügt hat. Hier finden wir neben Reuchlin und Erasmus unter vielen andern Johann Staupitz, Johann Eck, Oekolampadius, Cochläus, Thomas Murner, Martin Luther, Hieronymus Emser, Mutian, Spalatin. Freilich entschuldigte sich Pirkheimer nachher bei Erasmus, er habe Gute und Schlechte, ja Freunde und Feinde vermischt, aber in der Absicht die Schwankenden vollends herüberzuziehen und die Feinde bei den Ihrigen in Verdacht zu bringen; die „heiligen Männer" hielten es auch wirklich für geraten, sein Lob, das sie doch nicht zurückzuweisen wagten, mit guter Miene hinzunehmen. Wie oft und mit welcher Zuversicht hatten die Humanisten vom Entweichen der Finsterniß, vom Sonnenaufgang, vom goldenen Zeitalter geschwärmt! Es liegt etwas wie Morgenstimmung in diesem Geschlecht; nicht mehr das Weltende ist es, dessen Anbrechen man erwartet, sondern der junge Tag. An die Stelle der blutigen Schreckensbilder, wie sie in der apokalyptischen Literatur und in den Vorstellungen der Masse herrschten, traten heitere und glänzende Zukunftsträume von einem Zeitalter der Wissenschaft und Kunst, der Humanität und Sitteneinfalt, der Größe Deutschlands und der friedlichen Kirchenreform. Der eifrigste Prediger des Friedens und Gegner des Kriegs war Erasmus selbst. Nicht nur im höchsten Maß un-

Digitized by Google

christlich, sondern geradezu als eine Bestialität erschien ihm jede bewaffnete Selbsthülfe der Staaten wie des Einzelnen; mit großem Freimut rügt er die aus dynastischen Heiraten entstehenden Successionsstreitigkeiten, die privatrechtliche Behandlung territorialer Fragen, als ob es sich um gewöhnlichen Grundbesitz und nicht um freie Gemeinwesen handelte. Kaum daß er den Glaubens- und Verteidigungskrieg gegen die Türken zulassen will; unter Christen sollte man lieber jedes Opfer bringen als sich durch den Ehrgeiz der Fürsten, die Kriegslust catilinarischer Existenzen oder die hohlen Schlagworte des Nationalhasses unter die Waffen treiben lassen. Im Jahr 1517 glaubte Erasmus ernstlich den Beginn einer friedlichen Aera begrüßen zu dürfen. Die Gefahr des Schismas war beseitigt, der Friedenscongreß zu Cambrai angesagt, einmütiges Zusammenwirken des christlichen Europa in Aussicht gestellt. Und an der Spitze dieses politischen Umschwungs stand der nämliche Papst, unter dessen Protektorat alles Wissen und Können der Neuzeit sich so herrlich entfalten durfte. Leo X., Kaiser Maximilian, Cardinal Jimenez, Heinrich VIII., Franz I., Karl von Spanien, sie alle reichten sich die Hand, um ein goldenes Zeitalter heraufzuführen; überall schloß sich nach ihrem erhabenen Beispiel und unter ihren Auspizien der Bund der erleuchteten Geister zusammen. „Was würde", so schrieb Erasmus im November 1517 an Cardinal Grimani, „der heilige Hieronymus sagen, könnte er das heutige Rom schauen als das untrügliche Orakel Christi, von welchem alle Fürsten der Welt sich Bescheid erholen; könnte er sehen, wie keiner sich für einen ganzen Christen hält, der nicht Rom und den römischen Papst, diese irdische Gottheit, erblickt hat; könnte er das Rom Leos X. schauen als den Hort des Friedens, der Wissenschaft und der Religion?"

So schrieb Erasmus im November 1517. Daß bereits das Signal zur kirchlichen Revolution gegeben, daß die Zeit päpstlicher Weltherrschaft unwiderruflich abgelaufen war, ahnte er nicht. Wie unsägliche Gewissensangst, Jahrhunderte alter Haß, Erwartung einer ungeheuern Katastrophe in den Massen arbeiteten, davon wußte oder fühlte er nichts. Viele von den deutschen Humanisten hatten sich freilich ein Herz für das Wohl und Wehe ihrer Nation bewahrt, doch auch sie überschätzten die Kraft einer rein intellektuellen und daher aristokratischen Bewegung. Homer und Platon waren die edelste Nahrung für wahrhaft vornehme Geister, die lateinische Poesie und Prosa ein treffliches Bildungsmittel auch für weitere Kreise. Aber das mächtige Verlangen nach Gewißheit des Heils, welches sich in jener Steigerung und Überfülle kirchlicher Leistungen erschöpfte, ohne zur Ruhe zu kommen, ließ sich mit platonisch-christlicher Ethik nicht sättigen. Der Humanismus selbst bezeugte, indem er das Gebiet der Theologie zu erobern oder zu kolonisiren suchte, daß auch ihn die herrschende Zeitströmung mit sich fortzog. Er hatte sich auf fremden und gefährlichen Boden begeben und seinem Wesen entsprechend Religion und Theologie verwechselt. Was von seiner „Philosophie Christi" in die Massen dringen konnte, das war

Digitized by Google

höchstens die scharfe Polemik gegen die Hierarchie, der bittere Spott über die Dummheit des Volks, das gegen Abspeisung mit schalen Ceremonien den gierigen Haufen der „Geschorenen" ertrug und bezahlte.

Wie staunten diese geistreichen und vorsichtigen Esoteriker, die sich auf die praktische Unverfänglichkeit ihrer in klassischer Form geübten Kritik verlassen hatten, als gerade im Augenblick ihres Triumphs, unter der vermeintlichen Regierung ihrer Gelehrtenrepublik der Sturm losbrach. „Vom deutschen Volk", sagt einmal Dahlmann, „war nie die Rede, bis es unter Luther seine Stimme erhob."

Digitized by Google

III. Martin Luther.

Die geschichtliche Tatsache der Reformation hat auf deutschem Boden ihre Heimat. Wir dürfen darüber freilich nicht vergessen, daß die religiöse Bewegung eine allgemeine und keineswegs auf die germanische Rasse beschränkt war, daß zumal in Italien neben und unter der Frivolität, Skepsis oder halbchristlichen Philosophie der Renaissance auch tiefer Unwille über die kirchliche Corruption und starke Empfänglichkeit für volkstümliche Bußpredigt sich regten. Aber so schwere Bedenken dagegen sprechen die Religiosität oder die Sittlichkeit von ganzen Nationen gegen einander abzuwägen, so gewiß wir uns davor hüten müssen aus der deutschen Innigkeit, dem deutschen Gemüt allein die größte Tat der neueren Geschichte abzuleiten und auf der andern Seite die sittliche Verwilderung und religiöse Indifferenz der höheren Stände in Italien einseitig zu betonen: über allem Zweifel steht doch jedenfalls die Erscheinung, daß Luthers Auftreten eben nur in Deutschland auf die weitesten Kreise und bis in die tiefsten Schichten hinab geradezu elektrisirend gewirkt hat. Es mußte also hier — wie ich bereits früher nachzuweisen versuchte — die Empfänglichkeit, die Spannung den höchsten Grad erreicht haben. Sehr mannigfach waren die Motive der Erregung, in welcher sich Ritter, Bürger und Bauern, Kleriker und Laien, Gelehrte und Ungelehrte deutscher Nation befanden, aber überall horchten sie hoch auf, als ihnen die lang erwartete Stimme des Befreiers, das ersehnte Wort der Erlösung ans Ohr schlug; überall fanden sich Köpfe und Fäuste bereit zum oft prophezeiten Entscheidungskampf. Auf diese Kampfbereitschaft in der Nation, zumal auf diese Gährung unter den niederen Ständen darf gewiß ein bedeutendes Gewicht gelegt werden; sie findet sich nirgends in gleicher Stärke, am Allerwenigsten in Italien, wo neben der vollbewußten Selbstherrlichkeit der Macht, der Schönheit und des Genies die Masse des Volks sich nur wie Staffage ausnimmt und kaum von einer Empfindung gemeinsamer Leiden oder Wünsche berührt zu werden scheint. Eine religiöse Bewegung kann wohl mitten in einer Atmosphäre sittlicher Verderbniß entstehen, aber um groß und widerstandsfähig zu werden, bedarf sie der Armen im Geist, der Mühseligen und Beladenen. Was wäre aus der Reformation geworden ohne die Seelenangst, die Glaubenskraft und setzen wir hinzu ohne den bittern Priesterhaß des kleinen Mannes?

Digitized by Google

Aus diesen Kreisen ist der Reformator hervorgegangen. Sein Werk gehört der Menschheit, aber kein undeutscher Blutstropfen ist in dem Gewaltigen, dessen Züge und Gebahren den echten Sohn des Volks verkündigen. „Unsere heiligsten und besten nationalen Kräfte" nennt einmal Nitzsch das bäuerliche Deutschland; sie schienen die ganze Fülle ihrer noch unversehrten Lebenssäfte für eine große Persönlichkeit aufgespart zu haben, die nun freilich mit diesem Kapital keinem Stand oder Volk zu Liebe gewuchert hat. Denn für die Wahrheit war Luther bereit nicht nur die eigne Person, sondern, wenn es sein mußte, auch sein geliebtes Deutschland in die Schanze zu schlagen. Welcher Gegensatz zu der Welt der Renaissance! Und doch eine Ergänzung, die uns wohl notwendig, unentbehrlich dünken mag. Hier ist keine vornehme vom Zauber der Schönheit berührte Natur, kein großer einsamer Denker, sondern ein Heros des Willens, gestählt im Verzweiflungskampf mit dem eignen Herzen. Dieser deutsche Bauernsohn, der die Einheit der Kirche zertrümmert, um sein Gewissen zu retten, hat mehr zerbrochen und mehr entfesselt als er wollte und ahnte. Aber nicht nur als der große Befreier steht er an der Schwelle einer neuen Zeit, auch als Entdecker einer neuen Welt, eines neuen Lebensideals. Die unabsehbaren Folgen waren seinem Auge ebenso wenig erreichbar wie dem eines Columbus das Amerika der Zukunft.

Bei einer Persönlichkeit, deren Eigenart im Gang der Jahrhunderte so unauslöschliche Spuren zurückgelassen hat, ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten den Einzelheiten der Jugendgeschichte, soweit sie irgend zugänglich sind, sorgfältig nachzugehen. Denn so wenig sich die Wechselwirkung des Mannes und seiner Zeit in eine förmliche Abrechnung bringen läßt und so geheimnißvoll der innerste Kern einer sich entfaltenden Individualität immer bleibt, die Bedingtheit auch der genialen Natur tritt uns gerade in den gegebenen Verhältnissen der Herkunft und der frühesten Umgebung mit besonderer Deutlichkeit entgegen. Wer kennt nicht Luthers Stolz auf seine gut bäuerliche Abstammung! Hans Luther, der Sproß eines alten türingischen Bauerngeschlechts, zog aus der Heimat Möhra nach Eisleben, um sich als Bergmann fortzubringen. Dort gebar ihm seine Hausfrau Margarethe, eine geborene Ziegler, am 10. November 1483 den ersten Sohn, Martin. Der Vater, eine kraftvolle emporstrebende Natur, siedelte kurz darauf in das Bergstädtchen Mansfeld über und machte dort seinen Weg, der ihn unter die Vierherren der Gemeinde und als einen trefflichen Kenner des Hüttenwesens auch bei den Grafen von Mansfeld zu Ansehen brachte. So hatte sich der Bauernsohn ganz im buchstäblichen Sinn zum wohlhabenden und geachteten Bürger heraufgearbeitet und es läßt sich begreifen, daß er im frohen Gefühl dieses aufsteigenden Daseins mit seinem Ältesten wieder höher hinaus wollte. Die Kindheit Martin Luthers fiel freilich noch in die härteste Zeit, als der Vater ein armer Hauer war und die Mutter das Holz auf ihrem Rücken aus dem

Digitized by Google

Wald heimtrug. Aber es waren bei aller Dürftigkeit doch städtische, bürgerliche und nicht bäuerliche Verhältnisse, in denen er aufwuchs. Wenn sein derber Knochenbau und seine zähe Widerstandskraft gegen äußere und innere Erschütterungen zur Genüge beweisen, daß die urwüchsige Gesundheit eines ländlichen Geschlechts in ihm fortlebte, so gehörte er doch mit allen seinen Jugenderinnerungen und Neigungen dem Bürgertum. Bekanntlich ist er Zeitlebens kein rechter Bauernfreund gewesen und sein inniges Wohlgefallen an der freien Natur, seine Äußerung, die Bauern lebten, ohne es zu erkennen, wie im Paradies, mitten unter Gottes Kreaturen, verraten ebenfalls den Städter. Auch die vielberufene Rücksichtslosigkeit seiner Sprache, die sich oft genug bis ins Rohe verirrt hat, brauchte er nicht erst vom Lande zu holen in einer Zeit, welcher Grobheiten und Zoten eine unentbehrliche Würze selbst der höfischen Geselligkeit waren. Dagegen könnte man sich versucht fühlen, die ungefüge Leidenschaftlichkeit und den großartigen Eigensinn dieser durch und durch männlichen Natur als Erbteil des Bauernbluts anzusehen. Wie aber das Sonnenlicht auf stürmisch wogender Meeresflut spielt, so fällt auf die echt germanische Wildheit Luthers der verklärende Strahl eines wahrhaft sonnigen Gemüts. Sein Herz ist immer kindlich geblieben.

Und doch hat eben schon die Kindheit dieses Herz auf schwere Proben gestellt. Der kleine Martin bekam die Leiden einer harten Jugend vollauf zu kosten; es war weniger die ärmliche Lebensart, bei welcher ja, wie er selbst später nicht ohne Stolz bemerkt, die Kinder schöner, völliger und stärker werden konnten als die bei trefflicher Nahrung dürren, spitzen und gelben Kinder der Reichen, aber zu dem Druck enger Verhältnisse kam noch eine überstrenge Zucht, in deren Handhabung Elternhaus und Schule wetteiferten, Daß der kleinste kindliche Fehltritt, jedes Versehen des Schülers Schläge und wieder Schläge nach sich zog, mußte den Knaben verschüchtern, der einmal dem eigenen Vater fast gram geworden wäre. Die Gefahren solcher Erziehung hat er als Prediger mit ergreifender Lebendigkeit geschildert; „wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, denn weil sie zu einem jeglichen Wort des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch hernach ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatt". Schreckniſse anderer Art haben nachmals diese Eindrücke in den Hintergrund gedrängt, aber sie hafteten doch in der Seele des Mannes, auch nachdem er im Kampf mit dem Teufel längst das Fürchten verlernt hatte. Frühzeitig waren ihm die dämonischen Mächte nahe getreten; neben dem Vaterhaus wohnte eine Hexe, die den Prediger umgebracht hatte, der aber Frau Margarethe mit ängstlicher Freundlichkeit begegnete, weil sie ihr die Kinder „schoß, daß sie sich zu Tode schrien". Unheimliche Bilder drängten sich in die Erscheinungen des täglichen Lebens, vom Nix, der die Jungfrauen ins Wasser zieht, vom Teufelsspuk im Dunkel der Bergwerke, von höllischen Wechselbälgen und Kielkröpfen. Schlimmer als das alles mochte freilich dem kleinen Martin „die

Digitized by Google

Hölle und das Fegfeuer" der Schule vorkommen, „da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer". Und als er 1497 nach Magdeburg und ein Jahr später nach Eisenach geschickt wurde, schien für den armen Schüler, der mit seinen Kameraden vor den Türen um Brod singen mußte, die gewohnte Not des Daseins nur eine etwas veränderte Gestalt anzunehmen.

Es ist oft erzählt worden, wie damals das herzliche Mitgefühl einer reichen Bürgersfrau, Ursula Cotta, den Knaben zum ersten Mal in die wohltuende Atmosphäre eines sorgenfreien und verfeinerten Daseins gehoben hat. „Nichts Lieberes ist auf Erden, denn Frauenlieb, wems kann werden." Daß gerade dieser Spruch seiner Wirtin als bleibende Erinnerung an das gastliche Eisenacher Haus ihm später durch den Kopf ging, hat auf ultramontaner Seite zu hämischer Mißdeutung Anlaß gegeben, während der Reformator, als er sich jene Worte und ihre Sprecherin ins Gedächtniß rief, die Achtung vor dem Weib und das reine Glück einer rechten Lebensgemeinschaft damit bekräftigen wollte. Der Segen der freundlichen Eindrücke, die er aus seinem lieben Eisenach mitnahm, trug gewiß dazu bei, daß er als „ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle" auf der Universität Erfurt (seit 1501) eifriges Studium mit bescheidenem Lebensgenuß zu verbinden und für eine Reihe von Jahren den in ihm schlummernden Geist der Schwermut zu bannen wußte. Luther war durch und durch musikalisch; das Lautenspiel lernte er als Student ganz für sich und auch seine Genossen schätzten in ihm besonders den Musiker. Sein Lebenlang blieb er der begeisterte Jünger einer Kunst, deren wunderbar bewegende und heilende Kraft er in mancher umnachteten Stunde empfunden hatte:

„Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid."

Der Humanismus führte damals an der Universität Erfurt einen Kreis von jungen Männern zusammen, der sich etwas später unter dem beherrschenden Einfluß Mutians bei den Gegnern der neuen Bildung einen gefürchteten Namen erwarb. Mit diesen Elementen trat Luther in nähere Berührung, wie denn einer von den Hauptverfassern der Dunkelmännerbriefe, Crotus Rubianus, im vertraulichsten Verkehr mit ihm stand. Ohne Einwirkung konnte dieser Umgang nicht bleiben; die Alten, zumal die Lateiner und unter ihnen vor allem Cicero und Vergil, sind ihm stets ehrwürdig gewesen und er konnte sogar, fast wie Erasmus, die Hoffnung nicht unterdrücken, Gott werde Cicero dem teuren Mann und seinesgleichen auch gnädig sein. Aber soweit ging sein Interesse doch nicht, daß er ganz den „Barbaren" ausgezogen hätte; zu den rechten Humanisten, zur lateinischen Cohorte Mutians hat er nie gezählt. Melanchthon glaubte wohl bedauern zu müssen, daß sein großer Freund sich nicht inniger in die klassischen Studien vertieft und dadurch die Heftigkeit

Digitized by Google

seiner Natur gelindert habe; ob der Reformator bei diesem Prozeß gewonnen oder verloren hätte, darüber läßt sich streiten. Jedenfalls widmete der Erfurter Student, der nach väterlicher Bestimmung Jurist werden sollte, seine entscheidende Vorliebe nicht den Klassikern, sondern ihrer Todfeindin, der scholastischen Philosophie. Viel stärker als man früher anzunehmen pflegte ist nach neueren Forschungen der Theologe Luther durch diese Studien beeinflußt worden, über deren Fruchtlosigkeit er sich doch später so häufig und bitter beklagt hat. In der Artistenfakultät zu Erfurt, bei welcher Luther den gewöhnlichen Weg zum Baccalaureus (1502) und Magister der Philosophie (1505) machte, herrschte die sogenannte moderne oder nominalistische Richtung der Scholastik, durch Männer wie den Eisenacher Trutvetter und Bartholomäus von Usingen glänzend vertreten. Noch war das persönliche Verhältniß dieser Koryphäen zu den jungen Poeten ein freundliches, aber eine innere Verwandtschaft zwischen der „modernen" Scholastik und dem Humanismus läßt sich ebenso wenig nachweisen wie der angebliche Geist kirchlicher Opposition, den man im damaligen Erfurt hat finden wollen. So flüchtig jenes bekannte erste Zusammentreffen Luthers mit der Bibel vorüberging, so geringe Wirkung scheint die Äußerung eines Dozenten, daß Hus nicht rechtmäßig verurteilt worden sei, auf ihn geübt zu haben. Die nominalistische Philosophie aber, in deren „spinöser" Dialektik er sich vorläufig heimisch machte, sollte erst nach einer andern tiefeingreifenden Wendung seines Lebensgangs dem Ringenden zu einer Führerin werden, deren unvertilgbares Gepräge seine Denkarbeit auch dann noch zeigte, als er ihr den Gehorsam längst aufgekündigt hatte.

Am 17. Juli 1505 trat der junge Magister der freien Künste, der sich eben noch anschickte, die juristischen Studien aufzunehmen, in das Augustinerkloster zu Erfurt. Wie sich dieser Entschluß in der Seele des Jünglings vorbereitet hat, darüber haben wir nur vereinzelte Andeutungen; solche innere Wandlungen entziehen sich ja in ihren tiefsten Keimen oft genug der Erkenntniß des Betroffenen selbst. Denn daran ist natürlich nicht zu denken, daß allein jenes übereilte Gelübde, das im Rasen des Unwetters sich dem Geängsteten entrang, ihn ins Kloster getrieben hätte. Daß er durch „Schrecken vom Himmel her" sich gerufen glaubte, zeigt uns ein friedloses Gewissen, dessen überwachte Reizbarkeit nun endlich dem erschütternden Eindruck eines äußeren Ereignisses erlag. Es war keineswegs der Druck einer besonders schweren Verschuldung, der auf ihm lastete, sondern das lebhafte Schuldbewußtsein der Zeit, um dessen Erleichterung so viele Tausende mit allen Kräften der Seele, des Leibes und nicht zuletzt des Vermögens sich abmühten, hatte in diesem früh verschüchterten und verdüsterten Gemüt, gefördert durch ein angeborenes sittliches Zartgefühl, tief Wurzel gefaßt und drohte nun in seinem übermäßigen Wachstum das innere Gleichgewicht völlig zu zerstören. Luther hat selbst den Zusammenhang wohl erkannt, als er später einmal äußerte, der Ernst und die Strenge seiner Eltern hätten ihn verursacht, hernach in ein Kloster zu laufen und Mönch zu werden. Schwer genug

Digitized by Google

büßte der Vater, dessen ganze Hoffnung auf die Zukunft des Sohns vereitelt schien, den Unverstand jener allzuharten Erziehung. Der alte Hans Luther, gut kirchlich wie er war, hegte gleich vielen tüchtigen Laien eine kräftige Abneigung gegen das Pfaffentum; das vierte Gebot, welches der Sohn mit seinem eigenmächtigen Handeln so schwer verletzte, ging ihm, wie er noch bei Martins Primiz diesem und seinen theologischen Gästen erklärte, über jenen vorgeblichen himmlischen Ruf, der ja auch ein „Teufelsgespenst" sein konnte. Aber wie hätte für den Verstörten, der in voller Todesangst alle weltlichen Bande zerriß, der Zorn und Gram des Vaters ein Hinderniß bilden sollen? Über Hals und Kopf stürzte er sich in die „Möncherei"; zum ersten Mal kam die große Leidenschaft seiner Natur zu Tage, als der junge Bettelmönch die Selbsterniedrigung und Askese, womit er den Himmel zu stürmen gedachte, fast bis zur Selbstvernichtung steigerte. Er wollte ja alles, alles tun und leiden, um nur den einen fürchterlichen Gedanken an seine Sünde und den Zorn Gottes zum Schweigen zu bringen, um „einen gnädigen Gott zu kriegen".

Was ihm der Orden der Augustinereremiten an Trostmitteln bot, unterschied sich in nichts von dem kirchlich Hergebrachten; ganz mit Unrecht hat man früher diesen Bettelmönchen eine evangelische Richtung in der Lehre, einen mehr als äußerlichen Zusammenhang mit dem großen Kirchenvater, nach dem sie sich nannten, zuschreiben wollen, während vielmehr gerade aus ihren Klöstern begeisterte Verteidiger der päpstlichen Allmacht, der unbefleckten Empfängniß und des Ablaßwesens hervorgegangen sind. Andreas Proles, der an der Spitze seiner deutschen Kongregation reformirter Konvente die Sezession von den nichtreformirten Elementen des Ordens dem eigenen General trotzend durchgesetzt hatte, führte diesen Kampf doch nur für die Erneuerung der alten mönchischen Disziplin, wie sie auch in den 1504 erlassenen Konstitutionen seines Nachfolgers Staupitz nicht minder wichtig und rigoros behandelt wurde. Aber den Seelenfrieden, den so manche einfacher organisirte Natur schon in der pünktlichen Erfüllung solcher Äußerlichkeiten zu finden vermochte, suchte der feurige junge Magister hier vergebens, so willig er sich auch den Knechtesdiensten des Anfängers unterzog und so eifrig er die Anforderungen der Ordensstatuten noch zu überbieten suchte. Freilich war der „besondere Weg", den er mit einer Tage lang fortgesetzten Enthaltung von jeder Nahrung einschlug, nicht allein nervenzerrüttend, sondern auch dem mönchischen Geist der Schablone zuwider; trotzdem durfte ihn sein strenger Lehrer Nathin als ein Muster klösterlicher Heiligkeit hinstellen. Kein sittlicher Makel haftet an seinem Mönchsleben. Und doch ist, wie er noch als alternder Mann gestand, „die Einsamkeit oder Schwermut allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen". Indem der Rastlose sich zugleich wieder auf die früher begonnenen scholastischen Studien warf, welche im Kloster unter der Leitung Usingens und anderer kundiger Lehrer getrieben wurden, trat zur Überreizung der Askese die Gefahr des

Digitized by Google

einsamen Grübelns und Selbsterforschens. Damals vertiefte er sich in die Schriften seines „lieben Meisters" Occam und des erst kürzlich (1495) gestorbenen Tübinger Nominalisten Gabriel Biel. Aber statt Klarheit und Ermutigung zu bringen, konnte gerade diese Beschäftigung das Übel nur noch ärger machen. Während der nominalistische Gott, als die Verkörperung einer souveränen Willkür gedacht, in seiner fremdartigen Erhabenheit dem geängsteten Herzen unnahbar erschien und nur zu leicht die schon dem kindlichen Gemüt eingeprägten Züge des furchtbaren Weltrichters annahm, stachelte auf der andern Seite die pelagianische Werkgerechtigkeit dieser Schule immer wieder zu jener fruchtlosen Anstrengung durch eignes Bemühen sich der göttlichen Gnade zu versichern. Aber weder dem Charakter noch der damaligen Seelenstimmung Luthers entsprach es, eine so bequeme Handhabe zu ergreifen, wie sie die Lehre darbot, daß die menschliche Natur befähigt sei durch eigne Tätigkeit, z. B. durch Reue oder auch nur durch freiwilligen Empfang der Sakramente sich der Gnade würdig zu machen. „Wenn sich aber," schreibt er später, „ein Gewissen auf seine Werke soll setzen und bauen, so sitzt es auf einem losen Sande, der reitet und reiset immer fort, und muß Werk suchen, immer eines nach dem andern, je länger je mehr". Das Gefühl der völligen Haltlosigkeit, des hülflosen Strebens und Hinabsinkens kann nicht lebendiger ausgedrückt werden, wie er überhaupt die inneren Stürme seiner Klosterzeit auch nach langen Jahren sich jeden Augenblick in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu vergegenwärtigen vermochte. Auch der häufige Versuch die heilende Kraft des Bußsakraments zu erproben brachte dem Gequälten keine Erleichterung; eben jene Bedingung der Würdigkeit wurde ihm, der überall von einer milderen Auffassung nichts wissen wollte, zu einer unerfüllbaren und eine Autorität wie Biel, dessen Schriften er nach einer Äußerung Melanchthons auswendig wußte, trat überdies gegen die herrschende Neigung der Beichtpraxis, sich mit einer unvollkommenen, einer sogenannten „Galgenreue" des zu Absolvirenden zu begnügen, mit der strengeren Forderung auf, die Reue des Beichtenden müsse auf der Liebe zu Gott beruhen. Eine vollkommene Reue aber konnte nach scholastischer Definition nur aus der Liebe, die Gott über alles liebt, hervorgehen.

So versagten Askese und Scholastik die heiß ersehnte Hülfe. Und wie hätte ein Luther den letzten Fragen ausweichen können, von welchen damals alle tieferen Gemüter erfüllt waren? Während das Übermaß der Kasteiung ihm wochenlange Schlaflosigkeit brachte, steigerte sich die Seelenpein bis zum höchsten Grad durch den unerbittlich eindringenden Gedanken der Prädestination, der schon so viele Herzen gemartert hatte. Hier die drohende Möglichkeit durch Vorherbestimmung des verborgenen und unverantwortlichen göttlichen Willens den ewig Verlornen zugezählt zu sein, dort die Unmöglichkeit über den Abgrund der göttlichen Majestät hinüber zu dem verborgenen Gott zu gelangen; das war für den körperlich übermüdeten und geistig vereinsamten jungen Mann die Hölle auf Erden. Was er gelitten, schildern

Digitized by Google

wieder seine eigenen Worte besser als andre es vermöchten. In einer Schrift vom Jahr 1518 weiß er zu berichten, er kenne einen Menschen, der öfters, obgleich nur in ganz kurzen Zwischenräumen, so große und höllische Pein erlitten habe, wie es keine Zunge sagen und keine Feder schreiben und keiner ohne eigne Erfahrung glauben könne, so daß er, wenn sie ganz an ihm sich vollendet oder nur eine halbe, ja nur eine Zehntelstunde angedauert hätte, ganz und gar hätte vergehen und alle seine Gebeine zu Asche hätten werden müssen. Dieser nach der göttlichen Liebe hungernde und dürstende Mensch kam in seiner Verzweiflung über den gerechten und eifrigen Rächer der Sünde bis zum Gotteshaß; vor jedem Bild des Gekreuzigten erschrak er und hätte lieber den Teufel gesehen. Selbst die 1507 an ihm vollzogene Priesterweihe änderte nichts; als er sein erstes Meßopfer darbrachte, als er später einmal neben dem das Sakrament tragenden Staupitz in der Prozession einherschritt, brachte ihn der Gedanke an die unmittelbare Gegenwart des Allmächtigen fast von Sinnen.

Etwas Unerhörtes waren nun solche Seelenkämpfe mit nichten, wie ja Luther selbst es als eine Verschärfung der Pein bezeichnet, daß man irriger Weise dieses Leiden für ein ganz absonderliches und sonst bei niemandem vorkommendes ansehe. Um nur an wenige Beispiele zu erinnern, so hatte der mystische Dominikaner Suso neun Jahre lang mit seinen Zweifeln über die Menschwerdung Gottes, die Prädestination und ähnliche Fragen gerungen und mit „schreiendem Herzen und weinenden Augen" um Hülfe gefleht. So hatte der herzenskundige Gerhard Groot die Versuchung zu leiblicher und geistiger Selbstquälerei als die größte Gefahr für einen angehenden Mönch mit voller Klarheit geschildert (vgl. oben S. 117). So hatte schon der heilige Bernhard, wohl der feinste Beobachter mönchischen Lebens in allen seinen Licht- und Schattenseiten, auch diese Form der Klosterkrankheit scharf ins Auge gefaßt. Aber unter seinen Erfurter Genossen fand Luthers eigentümlicher Seelenzustand offenbar wenig Verständniß. Daß sein alter Novizenmeister ihn auf Gottes Befehl zu hoffen, auf den Glauben an eine Vergebung der Sünden hinwies, gab ihm vorübergehenden Trost; einen wirklich heilenden Einfluß übte erst die nähere Berührung mit dem geistreichen und wahrhaft vornehmen Generalvikar Johann von Staupitz, obwohl auch dieser oft Mühe hatte dem erfinderischen Pessimismus des Bruders Martinus nachzugehen. Aber der edle Mann ließ nicht ab sich in die Seele seines Schützlings zu versenken und das übertriebene Gefühl der Sündhaftigkeit durch gesunden Spott über solche „Puppensünden", den „erdichteten gemalten Heiland" des verzweifelnden Grüblers durch die einfache Vorstellung des für uns leidenden und sterbenden Christus, der „nicht schreckt, sondern tröstet", zu bekämpfen. Luther hat dieses unschätzbare Verdienst seines geistlichen Vaters und Erziehers voll gewürdigt; noch wenige Jahre vor seinem Tod bekannte er ausdrücklich: „Wo mir Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen

Digitized by Google

und längst in der Hölle." Die Wiedergenesung vollzog sich langsam und dadurch um so sicherer. Wenn jener plötzliche Eintritt ins Kloster von Zeitgenossen mit der Erweckung des Apostels Paulus verglichen, wenn dann neuerdings eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Anfechtungen Luthers und Loyolas aufgezeigt worden ist, so trägt bei Luther die folgende Periode der innerlichen Umgestaltung das unscheinbare Gepräge allmählich vorrückender, stets gewissenhafter Arbeit, man möchte sagen einen ganz spezifisch deutschen Charakter. Denn auf den tiefgehenden Gegensatz zu dem Spanier, der an seinen Phantasien sich aufrichtet und kraft eines festen Entschlusses das Sündenregister seiner Vergangenheit als abgetan betrachtet, hat Ranke eben gelegentlich der von ihm gezogenen Parallele aufmerksam gemacht. „Luther", sagt er, „wollte keine Eingebung, keine Gesichter, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich: er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gottes Wort." Darin aber, daß hier von keiner blitzartigen Erweckung, von keiner Selbsttäuschung der Ekstase, von keinem plötzlich erscheinenden inneren Licht geredet werden kann, kennzeichnet sich überhaupt ein gründlicher Unterschied zwischen dem sich mühsam zur Klarheit durcharbeitenden Erfurter Mönch und den gefeierten Heroen römisch kirchlicher Heiligkeit. Nicht als ob Luther nun mit einem Mal das mönchische Ideal weggeworfen und die Schrift ganz ausschließlich zu Rate gezogen hätte. Vielmehr verband er das schon vorher begonnene und trotz der Abmahnung Usingens gepflegte Bibelstudium, in welchem ihn Staupitz nur zu bestärken brauchte, mit der Lektüre älterer und neuerer Theologen; vorzugsweise fesselten ihn der heilige Bernhard, der nominalistische Mystiker Gerson, endlich der gewaltige Augustinus. Das Entscheidende war doch, daß er jetzt mit andern Augen las, daß er überall Trost fand, wo ihm vorher Worte des Gerichts entgegenzudrohen schienen. „Wie der scharfe Pfeil eines Starken" drang ihm ein Wort des Staupitz in die Seele, daß die poenitentia mit der Liebe der Gerechtigkeit und Gottes beginnen müsse; die Entdeckung, daß der an Strafe und Pein gemahnende Ausdruck poenitentia im griechischen Original μετάνοια, Sinnesänderung heiße, brachte ihm frohe Gewißheit. Sein ganzes Denken und Forschen stand fortan unter dem beherrschenden Bann religiöser Erfahrung; jener fruchtlose Kampf um die Gerechtigkeit klingt aus in der freudigen Resignation, „daß wir nichts sind und alles von Gott haben". Was sich später zu der centralen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben gestaltet und damals bereits im Keime vorhanden Luthers innere Entwicklung bestimmt hat, war eigentlich nicht etwas absolut Neues oder nie Dagewesenes, vielmehr, wie nach Ritschls Ausführungen feststeht, „in der lateinischen Kirche von jeher heimisch"; Bernhard von Clairvaux spricht einmal in einer Predigt über das hohe Lied von der Rechtfertigung ganz wie Luther. Aber noch niemals war dieser Gedanke, den übrigens die Nominalisten neuerdings fast ganz zurückgedrängt hatten, der fruchtbare Ausgangspunkt für eine ganz neue Weltanschauung geworden, wie sie im Verlauf der von Luther entfesselten Bewegung hervortrat.

Digitized by Google

Noch hätte niemand an dem jungen Mönch irgend eine Spur ketzerischer Neigungen entdecken können, als er im Jahr 1508 in den Convent und damit an die Universität zu Wittenberg übersiedeln mußte. Auch die junge Hochschule, die zunächst mit Leipzig oder Erfurt nicht zu rivalisiren vermochte, war weit davon entfernt einen kühnen Geist der Neuerung in sich zu tragen; ärmlich dotirt und in eine ganz reizlose dorfartige Kleinstadt gelegt sah sie sich darauf angewiesen einen ansehnlichen Teil ihrer Lehrkräfte unentgeltlich von den Augustinern zu beziehen. Staupitz, mit dem Arzt Pollich von Mellerstadt der Hauptberater des Kurfürsten bei dieser Gründung, übernahm selbst eine theologische Professur und holte sich die tüchtigsten Ordensgenossen von auswärts, unter ihnen seinen Erfurter Schützling. Luther, der in Wittenberg mit philosophischen Vorlesungen begann und dann eine Zeit lang nach Erfurt zurückversetzt wurde, sah sich immer mehr in ein tätiges Berufsleben hineingezogen; neben der akademischen Wirksamkeit, die übrigens erst nach seiner im Oktober 1512 erfolgten Promotion zum Doktor der Theologie wirklich bedeutsam wurde, hatte er in der Kirche des Wittenberger Augustinerklosters, später auch in der Pfarrkirche, zu predigen und sich außerdem in die verschiedenartigsten ihm anvertrauten Geschäfte seines Ordens einzuleben. Einer von diesen Aufträgen — es handelte sich um eine von Staupitz angebahnte und von einem Teil der Convente mißbilligte Verfassungsänderung — führte den Bruder Martin nach Rom (wahrscheinlich im Herbst 1511), ohne daß jedoch diese Reise unmittelbar auf seine Anschauung von der Kirche Einfluß geübt hätte; erst später vermochte er den wahren Wert seiner römischen Erinnerungen zu erkennen. Denn jene Enttäuschung, welche aus der ersten persönlichen Berührung mit der Frivolität und Corruption des „heiligen" Rom fast notwendig sich ergab, hatten schon Tausende von gut kirchlichen Nordländern schmerzlich empfunden, aber schließlich mag es oft gekommen sein wie diesmal bei Luther: neben der überraschenden Frechheit der römischen Unzucht, neben den allgemein erzählten Schandgeschichten aus dem Leben Alexanders VI., neben den Cynismen der humanistisch aufgeklärten Priester waren da die altehrwürdigen Heiligtümer, die zahllosen Erinnerungen an die Heldenzeit der verfolgten Kirche, die überschwänglichen Gnadenschätze. Und Luther „lief durch alle Kirchen und Kluften, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist", und bedauerte fast, daß seine Eltern noch nicht im Fegfeuer waren und er so der Freude sie erlösen zu können verlustig ging. Selbst die peinlichsten Eindrücke des modernen Rom hinderten nicht diesen Rückfall in die alten vergeblichen Anstrengungen der ersten Klosterjahre.

Übrigens blieb der Zurückgekehrte nach wie vor ein rechter und echter Mönch, ängstlich bemüht die im Geschäftsdrang versäumten Gebete nachzuholen und immer noch im Fasten eifriger als seiner Gesundheit gut war. Aber schon damals zeigte sich seine geradezu unerschöpfliche Arbeitskraft, die ihm trotz aller Vernachlässigung seines Körpers gegen jede Probe Stand

Digitized by Google

hielt. Im Jahr 1512 wurde er Subprior des Wittenberger Convents, 1515 Distriktsvikar über die elf Convente Meißens und Thüringens; disciplinäre, rechtliche, wirthschaftliche Fragen nahmen den Unermüdlichen in Anspruch und er verstand es der Überwachung einer Klosterfischerei gerecht zu werden oder seinem Freund Lang, dem Erfurter Prior, das Geheimniß einer ordentlichen Buchführung klar zu machen, während doch gleichzeitig die Gedankenarbeit des Theologen ohne Unterbrechung vorwärts zu schreiten scheint. Unter den Anforderungen des akademischen Lehramts, der klösterlichen Studienleitung, die ihm oblag, und zweier Predigerstellen wuchs ihm die Schwungkraft des Geistes und vertiefte sich jene schwer errungene Zuversicht des Glaubens, kraft deren der vormals so verzagte Mönch auf dem Katheder und auf der Kanzel wie im brieflichen Verkehr mit voller männlicher Sicherheit auftrat. Wie einst Colet begann auch Luther mit exegetischen Vorlesungen, über die Psalmen, den Römerbrief und andere paulinische Episteln, das Buch der Richter; daneben predigte er mit immer steigendem Eifer, manchmal die ganze Woche hindurch jeden Tag oder wohl gar zwei, dreimal am Tag. Den Kern seiner Lehre und Unterweisung bildete der „kurze Weg" zu der nicht vom Menschen erworbenen, sondern ihm von Gott geschenkten Gerechtigkeit, der einfache Glaube an den Erlöser, wie er ihn unter unsäglichen Schmerzen gefunden hatte und zur erwünschten Bekräftigung seines großen religiösen Erlebnisses immer von Neuem fand, in der Bibel, zumal beim Apostel Paulus und im Psalter, aus dessen erhabenen Bildern ihm überall die Gestalt des Messias entgegentrat, bei Augustinus und nicht zuletzt in der deutschen Mystik. In Luther sollte die paulinische Lehre, nachdem sie von den Humanisten im Gegensatz zur Scholastik hervorgezogen worden war, zur wirklichen Auferstehung gelangen. Aber mit ihrer frohen Botschaft von der Überwindung des Gesetzes und seiner Gerechtigkeit durch Christus verwuchs untrennbar die rücksichtslose Consequenz des großen Kirchenvaters, der mit der erschütternden Kraft höchstpersönlicher Erfahrung von der Freiheit der göttlichen Gnade die Unfreiheit und Unkraft des Menschen tiefer als irgend ein christlicher Denker in den Staub gedrückt hatte. Man hat gewiß mit Recht angenommen, daß ein Bedürfniß des Gemüts, welches hier nicht voll befriedigt wurde, Luther damals veranlaßte sich der bisher nicht beachteten deutschen Mystik zu nähern. Staupitz, auf den man früher diese Annäherung zurückführen wollte, scheint vielmehr erst im Verkehr mit Luther zur Entwicklung seiner eigenen Theologie gekommen zu sein. Aber während Staupitz im neuen Eifer für Augustin rasch bis zur schroffsten Prädestinationslehre vordrang und auch die mystischen Einflüsse in seinem Preis der Gottesliebe, in der Bildersprache des Einwärtshörens und Übersichsteigens stärker erkennen läßt als Luther, blieb dieser bei aller Begeisterung für die Predigten Taulers und für die von ihm so genannte „deutsche Theologie", die er fragmentarisch 1516, vollständig 1518 herausgab, stets vollkommen frei von der weiblichen Gefühlsschwelgerei der Mystik; ihr

Digitized by Google

pantheistischer Grundzug lag ihm ohnedies viel zu fern, um ihn überhaupt zu berühren. Was seinem Innersten wohltat, das war die lebendige Herzenswärme, womit hier das Verhältniß des Menschen zu Gott behandelt wurde; ohne daß er von der mystischen Spekulation sich irgendwie einnehmen ließ, fühlte er sich doch mit gutem Recht bereichert und erquickt durch diese Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens und gewiß nicht am Wenigsten durch die packende Eigenart des deutschen Ausdrucks. Wenn er aber den Tauler über sämmtliche Schultheologen stellt und die deutsche Theologie als die gesündeste und am Meisten mit dem Evangelium harmonirende preist, so versetzt uns dies zugleich in jenen planmäßigen Kampf gegen die herrschende Scholastik, welchen Luther damals eröffnet hatte, nicht ahnend, daß er in Kurzem aus dem engen Tummelplatz gelehrter Fehden auf ein größeres Schlachtfeld gerufen werden sollte.

Nirgends tritt der fundamentale Unterschied zwischen Luther und den Humanisten deutlicher hervor als da, wo sie beide mit dem gleichen Gegner zu tun haben. Der mönchische Angreifer denkt nicht daran die Herrschaft des Aristoteles zu Gunsten Platons oder eines platonisirenden Christentums zu stürzen; in der Gestalt des Stagiriten, die er mit einer ganz persönlichen Abneigung zu betrachten anfing, verkörperte sich ihm die pelagianische Richtung der Schulphilosophie. Vernichten, zu Schanden machen möchte er den griechischen Komödianten und Proteus, den man, wäre er nicht ein armer Sterblicher gewesen, versucht sein könnte für den leibhaftigen Teufel zu halten. Es ist neuerdings nachgewiesen worden, daß diese Todfeindschaft eigentlich keineswegs dem ganzen und ursprünglichen Aristoteles, vielmehr nur der anstößigen Autorität des Aristoteles in Sachen des christlichen Glaubens gegolten habe, wie ja Luther auch trotz seiner scharfen Ausfälle gegen die nutzlose und törichte Arbeit der Scholastiker, mit welchem Vorwurf er selbst seine Lehrer Trutfetter und Usingen nicht verschonte, doch ein gutes Teil scholastischer Methode und sogar scholastischer Begriffe stets festgehalten hat. Aber damals, im ersten Feuer theologischer Selbständigkeit machte sich der Wittenberger Professor, unbekümmert um das Ärgerniß bei den Erfurtern und den eigenen Kollegen, endlich ans Werk, durch den Mund seiner Schüler in öffentlicher Disputation die Wertlosigkeit der geltenden kirchlichen Wissenschaft zu behaupten; die herausforderndsten Paradoxien ließ er sie verkündigen, daß man nur ohne Aristoteles zum Theologen werden könne, daß Aristoteles sich zur Theologie verhalte wie die Finsterniß zum Licht. Und in seinen Vorlesungen bezeichnete er wiederholt die selbstgefällig philosophirenden Prediger als Frösche im schmutzigen Sumpf. Während Staupitz in Nürnberg durch seine Predigten über die Prädestination und durch seine liebenswürdige in der Kutte weltmännische Persönlichkeit sich die Geister und die Herzen der Besten gewann, hatte sein jüngerer Freund in Wittenberg die Genugtuung so durch und durch scholastische Kollegen wie Andreas Bodenstein (Carlstadt) und Amsdorf zu seinen Anschauungen zu bekehren; „unsere Theologie und S. Augustinus," schreibt

Digitized by Google

Facsimile von Titel und Vorwort zu Taulers „Deutsch Theologie“:
Luthers erste Publikation 1516. Originalgröße.
(Sammlung Klemm.)

Digitized by Google

Vor Rede.

Zuvoran vormanet diß Buchleynn alle die das leßen vnd versteen wollen/sunderlich. die von heller vornüfft vnd sinnereych vorstandts seyn / das sie tzum ersten mal mit sich selb mit schwindem vrteyl vber eylen/dan es ynn etlichen worten scheynet vntüchtig ader auß der weyße gewonlicher prediger vnnd lerer reden. ja es schwebt nit oben/wie schawm auff dem wasser / Sunder es ist auß dem grund des Jordans vō einem warhafftigen Israeliten erleßen / wilchs namen gott weyß vnnd wen er eß wissen wil. dan diß mall ist das buchleyn an titell vnnd namen füden. Aber nach müglichez gedencken zu schetzē ist die matery/ faßt nach der art / des erleuchten doctors Tauleri/prediger ordens. Nü wie dem allen. das ist war gruntlich lere/der heilgen schrifft. muß narren machen/ adder narre werden Als der apostel Paulus beurt j. Co. j. Wir predigen Christum eyne torheyt den heyden/ aber eyne weyßheit gottis den heylgen.

F. Martinus Luder
Subscripsit.

er seinem Freund Lang (18. Mai 1517), „machen die besten Fortschritte und regieren an unserer Universität; Aristoteles sinkt immer tiefer und tiefer; niemand kann auf Zuhörer rechnen, der nicht diese Theologie, d. h. die Bibel oder S. Augustin oder einen andern echten Kirchenlehrer vortragen will". Aber es war nicht jene Renaissance des Christentums, wie sie Erasmus oder gar Mutian im Auge hatten. Luther, der immerhin für einen Reuchlinisten galt, auch im Jahr 1516 einen höflichen Brief als „Barbar und Bauer Corydon" an Mutian schrieb, nahm keinen Anstand die „Briefe der Dunkelmänner" für das Machwerk eines Possenreißers zu erklären und den Tugenden selbst der edelsten Heiden jede Verwandtschaft mit der wahren Gerechtigkeit abzusprechen. Mit Staunen und Bedauern fand er, je eingehender er sich mit den Schriften des Erasmus befaßte, daß auch dieser Große in der für ihn entscheidenden Frage nicht mit ihm übereinstimmte; „meine Sympathie für unsern Erasmus", schreibt er an Lang (1. März 1517), „nimmt zusehends ab; bei ihm wiegt das Menschliche schwerer als das Göttliche". Daß Erasmus dem freien Willen des Menschen noch einigen Wert beilegte und nicht wie er selbst allein die Gnade gelten ließ, das bezeichnete er schon damals als einen bei der Autorität

Digitized by Google

des Mannes höchst gefährlichen Irrweg, von dem jener womöglich zurückzubringen sei.

Unverkennbar tritt uns bei Luther in diesen Jahren ein steigendes Selbstbewußtsein, ein kühnes Behaupten des hart erkämpften Standpunktes entgegen, trotz mancher Äußerungen einer fast übertriebenen Demut, die wohl nicht mit Unrecht teils auf mönchische Angewöhnung teils auf Einwirkung der Mystik zurückgeführt worden sind. Der großen Frage der Kirchenreform ist er damals zuerst näher getreten und auch hier berührt er, in den Vorlesungen ohne Rückhalt, in den Predigten etwas schonender, alle wunden Stellen bereits mit jener völligen Freiheit von jeder Menschenfurcht, die den Reformator so unwiderstehlich machen sollte. Mancher derbe volksmäßige Ausdruck gemahnt an den späteren Luther; die Offenheit, womit die Corruption der Hierarchie namentlich in ihren Spitzen gerügt wird, erinnert an Geiler von Kaisersberg. Sollte auch ein vielberufenes Wort der Richtervorlesung, das für den hoffnungslosen Zustand der Kirche nur noch ein Rettungsmittel in dem Eingreifen der Laien erkennen will, erst nach Beginn des kirchlichen Kampfes selbst gefallen sein: ein Partisan der päpstlichen Unfehlbarkeit ist dieser Augustiner nie gewesen, der schon damals die bittere Frage aufwarf, was die Christen der Märtyrerzeit wohl gesagt hätten, wenn ihnen ein Prophet die für weltliche Herrschaft Christenblut vergießenden obersten Bischöfe der Zukunft gezeigt haben würde. „Wir sind so schlimm oder schlimmer als die Türken in der Profanation des Heiligen." Bischof sein, meint er in einem Brief an Spalatin, heißt heutzutage leben wie in Griechenland, wie in Sodom, wie in Rom. Auch die Auswüchse der Volksreligion, im Heiligenkultus, in den Bruderschaften und Wallfahrten, wagt er sogar mit kräftigem Spott anzugreifen, so wenn er in einer Predigt empfiehlt, angeblich vom heiligen Geist ergriffene Weiber oder Knechte mit einem tüchtigen Stock zu kuriren, der für einen solchen Wallfahrtsteufel der rechte Finger Gottes sei. Dabei eiferte er freilich nicht minder lebhaft für den strengen mönchischen Gehorsam und gegen jede Art von Ketzerei, deren hochmütige Absonderung von der Kirche ihm in der Seele zuwider war. Äußerlich betrachtet konnte der originelle Professor und Prediger etwa als ein Fortsetzer oder Ausläufer jener strengkirchlichen Opposition betrachtet werden, wie sie von der conciliaren Bewegung des XV. Jahrhunderts erweckt und seither hier und dort sich fortgepflanzt hatte, eine mönchische Berühmtheit in seinem Orden und an seiner Universität, deren fürstlicher Stifter sich für ihn zu interessiren begann. Der Hofkaplan und Geheimschreiber Georg Spalatin (Burkhard aus Spalt), ein tüchtiger Humanist aus dem Kreise Mutians, verehrte in Luther seinen „Apollo", dem er z. B. auch den Plan des Kurfürsten dem Staupitz ein Bistum zu verschaffen vorlegte. Luthers Antwort, die er ausdrücklich Friedrich dem Weisen nicht verheimlicht wissen wollte, verschmäht jeden Rückhalt. „Vieles gefällt Deinem Fürsten und sticht ihm sehr in die Augen, was Gott mißfällt und verächtlich ist." In weltlichen Dingen möge „der Mann" der klügste

Digitized by Google

von allen sein, in dem, was Gott und das Seelenheil betreffe, finde er denselben fast siebenfach blind.

So schrieb Luther im Jahr 1516. Erinnern wir uns zurück an die Vorsicht und devote Höflichkeit des Erasmus, an seine, an Mutians Warnungen, die Wahrheit ja nicht zur Unzeit zu sagen. Es kam die Zeit, in welcher es galt „der Katze die Schelle anzuhenken". Was die „Philosophie Christi" nun und nimmer zu Stande gebracht hätte, das unternahm von seinem Gewissen getrieben der furchtlose Mönch. Ihm, der zum wirklichen Ritter Christi geschaffen und dem der wahre Speer und Schild im Streit wider den Teufel nicht aus der Hand geschlagen worden war, kam es auf einen „Tumult" nicht an; er war bereit, wie er einem Ordensbruder geraten hatte, statt des Friedens, den die Welt gibt, „die Heimsuchungen mit Freuden auf sich zu nehmen, als wären es heilige Reliquien".

In dem Ablaßstreit, welcher zur endgültigen Zertrümmerung der Kircheneinheit den Anlaß gab, bietet sich das merkwürdige Schauspiel, daß der deutsche Volksgeist gerade gegen eine kirchliche Einrichtung germanischer Herkunft Protest erhebt. Unter dem Einfluß des Compositionssystems, wie es in den alten Stammesrechten herrscht, war die ursprünglich disziplinäre kirchliche Buße umgebildet und namentlich die sogenannte Redemtion, die Umwandlung einer kirchlichen Strafe in eine andere Leistung, mehr und mehr einem Loskauf angenähert worden. Wie nach germanischer Rechtanschauung sogar die Pflicht der Blutrache durch eine Vermögensbuße des Täters aufgehoben werden konnte, so gewöhnte man sich daran, die vom Sünder verwirkte Strafe durch gewisse Leistungen abkaufen zu lassen. Denn es braucht wohl früher Gesagtes hier nicht wiederholt zu werden, um den steigenden Einfluß juristischer und finanzieller Geschäftspraxis auf dieses Gebiet des religiösen Lebens zu vergegenwärtigen. Daß die Theologie des Mittelalters auch hier ihre Kunst versuchte, vorhandene kirchliche Institution und Gepflogenheiten zu legitimiren und irgendwie mit dem herrschenden System in Einklang zu bringen, versteht sich von selbst; die Materie war aber eine so schwierige, daß im Anfang des XVI. Jahrhunderts die Lehre vom Ablaß immer noch eine Reihe offener Fragen enthielt.

Sie stand im engsten Zusammenhang mit der Lehre von der Buße, welche durch Petrus Lombardus im XII. Jahrhundert in die Siebenzahl der Sakramente aufgenommen worden war und in ihrer fertigen Entwicklung wohl als die gewaltigste Säule im Machtbau der Hierarchie erscheint. Denn hier, wo es um die wahre Lebensfrage der gläubigen Menschen, um Tilgung einer stets sich erneuernden Sündenschuld und um Herstellung des immer wieder gestörten Verhältnisses zu Gott sich handelte, fiel die entscheidende, nur für äußerste Notfälle nachgelassene Bedingung der priesterlichen Absolution ungeheuer ins Gewicht; der Priester, den freilich, wie man annahm, bei der Handhabung seiner Schlüsselgewalt der Geist Gottes leitete, stand doch, obwohl

Digitized by Google

die Vergebung der Sünden und der Erlaß der ewigen Strafen Gott selbst vorbehalten blieben, als der „Mund Gottes" und als Verleiher der wahren Reue in der Majestät eines mehr als irdischen Richters dem Beichtkind gegenüber. Gott sei, versicherte der Augustiner Johannes Paltz, hinsichtlich der Wirkung barmherziger und freigebiger durch die Priester als durch sich selber, weil er mehr Wohltaten durch Vermittlung der Priester erteile als ohne sie. Und freilich lag gerade in dieser priesterlichen Competenz auch ein sehr bequemes Mittel für den Empfänger des Sakraments, über die kaum erfüllbare Forderung der vollkommenen Reue (contritio), die der Beichte vorhergehen sollte, sich wegzuhelfen. Denn während das Verabscheuen der Sünde nur um Gottes willen, ohne den Hinzutritt irgend eines selbstsüchtigen Motivs die genügende contritio hervorbringt, vermag die Kraft des Sakraments, der priesterlichen Absolution den fast regelmäßigen Mangel dieser Voraussetzung zu ergänzen, die niedere Stufe der Reue, die attritio, zum vollen Wert der contritio zu erheben. Wie leicht es aber mit dieser unvollkommenen Reue genommen wurde, wie man nach einem Ausdruck Luthers jeden Seufzer über die Sünde, jede wenn auch ganz vorübergehende Stimmung des Beichtenden mit dem Stempel der attritio zu versehen sich beeilte, hat wieder Luthers Ordensgenosse Paltz mit großer Offenherzigkeit auseinandergesetzt. Es war dies allerdings, wie oben vermerkt worden ist, keine unbestrittene, aber doch die herrschende Anschauung.

Die wahre und die falsche Vergebung der Sünden. Holzschnitt von Hans Holbein d. J.

Digitized by Google

Da nun aber die zeitlichen Strafen der Sünde, welche erst durch eine Genugtuung der Absolvirten aufgehoben werden sollen, regelmäßig während der kurzen Lebensfrist nicht zur völligen Tilgung gelangen und daher ihr Rest im Purgatorium abgebüßt werden muß, da ferner die Qualen dieses Reinigungsfeuers alles weit hinter sich lassen, was menschliche Grausamkeit auszusinnen im Stande ist und die Seelen dort aus eigner Kraft keine Abkürzungen der Pein herbeizuführen vermögen: so kommt ihnen die Kirche mit dem Ablaß, wie er sich im größten Maßstab seit den Kreuzzügen eingebürgert hatte, zu Hülfe. Entscheidend war namentlich, um das von einem neueren Darsteller gebrauchte Bild zu wiederholen, die päpstliche Monopolisirung des früher von Bischöfen und Priestern getriebenen Kleinhandels mit Sündenstrafen. Im XIII. Jahrhundert folgte die scholastische Theologie mit der Entdeckung, daß die Kirche in dem Verdienste Christi, seiner Mutter, der Heiligen und Märtyrer einen ganz unerschöpflichen Schatz besitze, dessen Überreichtum jeden Mangel zu decken vermöchte, dessen Verwaltung aber dem Papste zustehe. Darüber waren freilich die Ansichten geteilt, ob der Papst das ganze Fegfeuer ausleeren könne, ob sein Hinüberwirken ins Jenseits kraft seiner Jurisdiktion oder nur auf dem Weg der Fürbitte sich vollziehe; manche wie Gerson stießen sich an der Anschauung, daß der Ablaß nicht nur für Lebende, sondern auch für Verstorbene erworben werden könne. Aber diese und andere Meinungsverschiedenheiten erscheinen ziemlich bedeutungslos neben der Sicherheit, womit der Papst tatsächlich von seinem Verfügungsrecht über jenen mystischen Schatz Gebrauch machte. Die von Bonifazius VIII. stammende Einrichtung des Jubiläumsablasses, der in immer kürzeren Pausen und mit stets wachsender Bequemlichkeit erlangt werden konnte (vgl. oben S. 106 f.), bewährte sich trotz aller Klagen und Spöttereien, denn die ungeheure Masse der Laien ergriff mit Begierde eine so umfassende und an so billige Bedingungen geknüpfte Heilsgarantie. „Solche leicht Buß und päpstlich Gnad", sagt Berthold von Chiemsee, „ist für ungeduldig und faul Leut, auf daß sie ihr Verschulden mögen ablegen durch linde päpstliche Gnad". Während der Jubelablaß, entsprechend der großartigen Stellung des Papstes, den Einschränkungen gewöhnlicher Ablässe auf einen bestimmten Sprengel und auf bestimmte Sünden nicht unterlag, setzte er die Forderungen an den Empfänger geradezu auf ein Minimum herab. Es hieß freilich in den Bullen, er solle nach vorausgegangener Rede und Beichte erteilt werden, aber mit dem Zusatz, daß auch schon die Absicht später zu beichten genügend sei; übrigens erklärt Paltz, diese ganze Bedingung stehe deshalb da, um dem Irrtum vorzubeugen, als brauche man nur zu zahlen; in Wahrheit hänge die Wirkung des Ablasses nicht von Reue und Beichte ab. Und dem Glauben, der vom Empfänger verlangt wird, kann schon damit genügt werden, daß man das Sakrament nicht verachtet. Ein Scholastiker empfiehlt geradezu den Ablaß ganz besonders für solche Sünder, die sich nicht leicht das ganze Jahr hindurch einer Todsünde enthalten können, also oft die Frucht einer längeren

Digitized by Google

Buße wieder verlieren, während es für die Wirkung des Ablasses hinreicht, sich einen Tag, ja nur eine Stunde, nämlich während der Beichte, vor Todsünden zu hüten. Wer aber im Besitz des Jubiläumsablasses und vor Begehung einer neuen Todsünde stirbt, dessen Seele fliegt, wie Paltz versichert, sofort gen Himmel. Und der nämliche Gewährsmann begegnet dem so häufig erhobenen Einwurf, man wisse doch nicht, wohin das Geld komme, mit einem höchst charakteristischen Gegeneinwurf aus dem wirtschaftlichen Leben: ob man sich denn um das fernere Schicksal des Geldes kümmere, welches man für irgend eine Waare, z. B. Kleidung oder Nahrung, ausgegeben habe. Man behaupte wohl, der Papst (damals Alexander VI.) wende das Geld seinen Kindern zu; sollte er es aber für andre Dinge gebrauchen als er versprochen habe, so hieße es doch einfach glauben und nicht weiter forschen.

Daß nun trotzdem geforscht und kritisirt worden war, sollte Papst Leo X. mit Schrecken erfahren, als er eben seine Ablaßbulle vom 18. Oktober 1517 erlassen hatte, um wie er sagte gleichzeitig den Bau der neuen Peterskirche und das Seelenheil der Christenheit zu fördern. Der Jubelablaß für den Kirchenbau war eine Erbschaft von seinem Vorgänger, dessen Bulle vom Jahr 1509 den Rechtstitel der seither in Deutschland äußerst schwunghaft betriebenen Ablaßpredigt gebildet hatte und früher nur prolongirt, jetzt durch eine neue Bulle ersetzt wurde. Denn das Geldbedürfniß Leos war eben so unersättlich wie sein nie gestillter Durst nach Zerstreuung aller Art. Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz denken, als dieses schicksalsvolle Nebeneinander des religiösen Genies in Wittenberg und des Genußmenschen auf dem Stuhl Petri. „Genießen wir das Papsttum, weil Gott es uns gegeben hat", so läßt ihn ein venezianischer Berichterstatter nach seiner Wahl sprechen; ob wirklich gesprochen oder nicht besitzt das Wort jedenfalls volle innere Wahrheit. „Zwar religiös" nennt den Papst ein anderer Venezianer, „doch will er leben." Die zweite Hälfte dieses Urteils ist gewiß unanfechtbar; man kann sich durch einen Blick auf die Gestalt des in kurzem Scharlachwams zur Jagd reitenden Papstes oder in den römischen Carnevalsbericht eines ferraresischen Gesandten leicht davon überzeugen, mit welcher Vielseitigkeit der muntere Medicäer den feinsten wie den gemeinsten Vergnügungen gerecht zu werden verstand. Neben einer ariostischen Komödie, zu welcher Raffael die Dekoration besorgt hatte, gab es Pferde- und Büffelrennen, Turnierspiele und Stiergefechte. Während nach der Komödie der Papst den Segen spendete, drängte die Mehrzahl der hiefür unempfänglichen Zuhörer in der unanständigsten Hast nach den Speisesälen. Tags darauf hatte seine Heiligkeit den Einfall einen Dichter, dessen Stück mißfiel, einen Mönch, zum Ergötzen des Publikums prellen und entblößt wie einen kleinen Knaben züchtigen zu lassen. Erinnern wir uns, daß Leo, von großen Künstlern und kleinen Dichtern umschwärmt, von ganzem Herzen eigentlich nur Musiker und jener wahrhaft vornehmen Stellung zur Kunst, wie sie einem Julius II. zur höchsten Ehre gereicht, überhaupt nicht fähig war. Hat er doch im

Digitized by Google

Jahr 1516 Raffael beauftragt einen eben verstorbenen Elephanten in Lebensgröße an einer Mauer des Vatikans zu verewigen. Aber auch die raffaelischen Fresken in den Sälen des päpstlichen Palastes zeigen deutlich, daß der Herrscher, zu dessen Verherrlichung alle möglichen Großtaten früherer gleichnamiger Päpste hervorgesucht wurden, die monumentale Kunst nicht mit dem großen und freien Blick seines Vorgängers betrachtet hat.

Übrigens wird, um mit Baumgarten zu reden, ein schlechter Papst dadurch nicht gut, daß er Freude an schönen Gemälden hat. Und ein schlechter Papst war Leo, selbst wenn wir keinen andern Maßstab als den seiner eigenen Zeit und Umgebung anlegen. Denn ganz abgesehen von der Treulosigkeit seiner höchst dynastischen Politik und der steigenden Verwahrlosung des Kirchenstaats war seine Finanzwirtschaft eben doch über alles Maß gewissenlos. Ein Papst, der nicht allein Krieg führte, sondern zugleich gewohnt war die Befriedigung seiner augenblicklichen Launen und Liebhabereien übermäßig hoch zu taxiren und zu bezahlen, konnte natürlich auch

Silbermünze Papst Leos X.

Für Bologna in seinen ersten Regierungsjahren geprägt. Originalgröße. Berlin, königl. Kupferstich-Cabinet.

mit den reichsten Einkünften nicht Haus halten. Wer ihn einmal beim Gesang begleitete, der mußte gleich 100 Dukaten (etwa 900 Mark) und darüber haben. Sein Jahreseinkommen wurde auf 4 bis 500 000 Dukaten geschätzt, aber der Krieg um das Herzogtum Urbino kostete gegen 700 000, der Empfang des päpstlichen Bruders Julian und seiner jungen Gemahlin in Rom (1514) 50 000, die Vermählung des Nepoten Lorenzo (1518) über 300 000 Dukaten, während z. B. die Erwerbung des Reichslehens Modena nur 40 000 beanspruchte. Man hat das Geldbedürfniß Leos mit jenem Maximilians verglichen, aber es läßt sich nicht verkennen, daß der Papst in weit größerem Stil zu verschwenden und neue Mittel zu schaffen wußte als der Kaiser. Mit dem Türkenzehnten (vgl. oben S. 177 f.) wollte es freilich nicht recht vorwärts gehen, aber dafür eröffnete gerade das Jahr 1517 ganz unvermutete Geldquellen, freilich Dank einem Skandal, der die römische Corruption in ihrer ganzen Häßlichkeit aufdeckte. Im Schoß des heiligen Collegiums selbst hatte sich eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes gebildet, deren Haupt, der junge Cardinal Petrucci, durch eigne Unvorsichtigkeit sich

Digitized by Google

verriet, hierauf unter päpstlicher Verbürgung seines Lebens nach Rom gelockt und dort hingerichtet wurde, obwohl Leo auch den Cardinälen ausdrücklich Begnadigung der Schuldigen zugesagt hatte. Die Mitwisser aus dem Collegium mußten sich die Gnade des Papstes um schweres Geld erkaufen; in Italien wie in Deutschland erhoben sich Stimmen, welche den ganzen Handel für eine medicäische Geldspekulation erklärten. Noch ergiebiger als dieser Prozeß war aber die Ernennung von einunddreißig Cardinälen; sie brachte nach der niedrigsten Schätzung 229 000 Dukaten. Freilich berechnete man auch das Jahreseinkommen mancher Cardinäle auf 30 000 und mehr, wenngleich der päpstliche Bankier Agostino Chigi noch höher, auf 70 000 geschätzt wurde. Es versteht sich von selbst, daß in einer Gesellschaft solchen Schlags die Geldmacht den höchsten Rang mit beanspruchen durfte, aber die wunderbare Mischung der Elemente in diesem Rom Leos X tritt vielleicht nirgends deutlicher zu Tage wie in den Lebensverhältnissen Chigis, der, ein freisinniger Mäcen der Kunst, seine Villa durch Raffael und Soddoma mit den reizendsten Gestalten und Szenen der Antike ausschmücken und das erste griechische Buch in Rom drucken läßt, aber auch die berühmteste Kurtisane der ganzen Stadt zur Geliebten hat und bei seiner Trauung mit einer andern Mätresse sich vom Papst und vierzehn Cardinälen umgeben sieht. Der „Kaufmann an der römischen Curie", dem Julius II. sein eignes Wappen zu jenem der Chigi verliehen hatte, bekleidete zugleich eine Reihe von curialen Ämtern, als Scriptor der apostolischen Briefe, Correktor der Bullen und Sollicitator der Breven, stand also mitten im Getriebe des verrufenen päpstlichen Verwaltungswesens.

Einen nicht unwichtigen Bestandteil des Steuersystems, welches den päpstlichen Finanzen eine feste Grundlage geben sollte, bildeten eben die Erträgnisse der Ablaßpredigt. Sie flossen aber aus Deutschland damals nicht ungeschmälert in die Kassen der römischen Curie. Der junge Erzbischof Albrecht von Mainz, in seinen humanistischen und künstlerischen Neigungen wie in seiner Prachtliebe ein Geistesverwandter des Papstes, hatte seinen Wählern gegenüber die Verpflichtung übernommen die Kosten des Palliums, die in kurzen Zwischenräumen zweimal dem Erzstift zur Last gefallen waren, selbst zu tragen, und deshalb beim Haus Fugger 30 000 Gulden entliehen. Zur Deckung dieser Schuld sollte nun der Vertrieb des Ablasses herhalten, den ihm Leo im April 1515 übertrug, unter der Bedingung, daß abgesehen von einer stattlichen Anzahlung die Hälfte des jährlichen Ertrags an Rom fallen sollte. Am Grellsten offenbarte sich der wahre Charakter dieses unwürdigen Geschäfts — wie es sogar von Janssen bezeichnet wird — darin, daß die mainzischen Unterkommissare sich die Begleitung fuggerischer Vertreter gefallen lassen mußten, während man den ganzen Apparat feierlicher Formen und eine weitgehende Popularisirung der kirchlichen Gnadenlehre aufbot, um die erzbischöfliche Finanzoperation anständig zu verkleiden. „Man hätte", sagt Mykonius, „nicht wohl Gott selbst schöner halten und empfangen können."

Digitized by Google

Seine Erinnerungen beziehen sich auf jenen früheren Ablaß Julius' II. und seine Verkündigung zu Annaberg durch den Dominikaner Johann Tetzel, dessen erprobte volkstümliche Beredsamkeit auch diesmal gute Dienste leisten sollte. Ob die schlimmen Gerüchte über sein Vorleben begründet waren oder nicht, daran liegt im Grunde herzlich wenig, wie denn überhaupt sein persönliches Verhalten entfernt nicht die ihm früher zugeschriebene Bedeutung hat. Es ist von katholischer wie von protestantischer Seite zur Genüge festgestellt worden, daß Tetzels vielverschriene Praxis eigentlich nirgends über die herrschende Ablaßlehre und über die ihm zur Norm dienende mainzische Instruktion hinausgegangen ist. Denn was in diesem offiziellen Aktenstück geboten wurde, erinnert in der Tat an Sebastian Brants ahnungsvolle

Silbermünze mit dem Brustbilde des Cardinals Albrecht von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz. 1526. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite: DOMINVS·MIHI·ADIVTOR·QVEM·TIMEBO·ANN·AETAT·XXXVII. Im Felde der Rückseite das brandenburgische Wappen, in dessen Mitte die kleinen Schilde von Magdeburg, Mainz und Halberstadt aufgelegt sind. Hinter dem Wappen der Bischofsstab gekreuzt mit dem Schwerte, dessen Spitze nach unten gekehrt ist, wie alle geistlichen Fürsten es führten. Darüber der Cardinalshut. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Worte, daß der Glaube jetzt „gleich wie ein Licht" stehe, welches gerade vor dem Erlöschen noch einen besonders starken Glanz und Schein gebe. Unter den vier Graden des Ablasses steht natürlich voran die vollkommene Vergebung aller Sünden (plenaria remissio omnium peccatorum), wobei allerdings zu bemerken ist, daß nach kirchlicher Anschauung die aus der Buße erwachsende Aufhebung der Sündenschuld durch den hinzutretenden Erlaß der Sündenstrafen vervollständigt werden und keineswegs unmittelbar für Geld zu haben sein sollte. Reue und Beichte führten zur Vergebung, während die Geldleistung sich nur auf die Tilgung der zeitlichen Strafen bezog. Aber wir sahen bereits, wie einerseits die Forderung der Reue sich bis auf ein Minimum abschwächen ließ und andrerseits die Beichte auch einstweilen verschoben werden konnte. Und die feine Unterscheidung, wonach man bei dem Ausdruck „Vergebung der Sünden" nicht einfach Ver-

Digitized by Google

gebung der Sünden verstehen, sondern den Nachlaß der „Schuld" und der „Pein" wohl auseinanderhalten sollte, verwischte sich ganz zweifellos im Bewußtsein der Ablaßempfänger sehr leicht, während die charakteristische und gefährliche Symbolik einer Geldzahlung über Gebühr in den Vordergrund trat. Vollends lag dies nahe bei der Erwerbung der übrigen Gnaden, der Beichtbriefe (confessionalia), der Teilnahme an allen verdienstlichen Leistungen der Kirchen und der Tilgung der Sündenstrafen für Verstorbene; hier kam jene Bedingung der Reue und Beichte ausdrücklich in Wegfall, sodaß Tetzel mit gutem Recht in seinen Predigten darauf hinweisen durfte, man könne um einen Viertelsgulden sichere Geleitsbriefe ins Paradies bekommen. Denn die Beichtbriefe gewährten die freie Wahl eines Beichtvaters, der einmal im Leben und in Todesgefahr eine ganz allgemeine auch die dem Papst oder dem Bischof reservirten Fälle umfassende Absolution nebst Ablaß erteilen konnte. Das war also eine äußerst bequeme Heilsgarantie auch für solche, die zunächst noch nicht daran dachten ihr Leben zu ändern, ein Rettungsmittel, dessen Anwendung man sich für den äußersten Fall vorbehalten und bei dessen Besitz man sich inzwischen beruhigen konnte. „Der ernste Kampf des Christen gegen die Sünde", sagt Dieckhoff, „auch nur die Bewahrung vor groben Sünden und Lastern, hat seine Bedeutung verloren, ist irrelevant geworden."

Es war dieses ganze Wesen gleichsam der verkörperte, greifbare Gegensatz zu dem bisherigen Entwicklungsgang Luthers. Hier lag der Punkt, an welchem der werdende Reformator einsetzen, sich über den eignen Standpunkt orientiren konnte und mußte. Er hatte seit dem Jahr 1516 wiederholt in seinen Predigten Lehre und Praxis des Ablasses, die vagen Unklarheiten der Theorie und die schlimmen Folgen ihrer Anwendung zur Sprache gebracht. Allmählich bestätigten ihm Erfahrungen aus seiner eignen Seelsorge das Schlimmste, was ihm bis dahin in manchen zum Teil vielleicht unverbürgten Berichten zugetragen worden war. Bekannte und Unbekannte gingen ihn um Lösung ihrer Bedenken an; „alle Welt klagt über das Ablaß, sonderlich über Tetzels Artikel". Den berüchtigten Satz, daß, sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer gen Himmel fahre, hat freilich Tetzel selbst nachmals verläugnet, während Silvester Prierias in seiner Polemik gegen Luther ihn ungescheut vertrat und für eine durchaus zulässige Würze der Ablaßpredigt erklärte. Es handelte sich aber für Luther keineswegs nur um etwaige Mißbräuche und Exzesse in der Praxis, sondern um die Ablaßlehre selbst und damit zugleich um die Grundanschauung von dem Verhältniß des Menschen zu Gott, worauf die ganze ungeheure Macht der Kirche ruhte. Nicht als ob er damals über die Tragweite seines Schrittes vollständig klar gewesen wäre; gerade daß er seine eigne veränderte Stellung zum herrschenden Kirchentum empfand, ohne darüber ins Reine zu kommen, hat gewiß, wie Bratke betont, seinen Entschluß gereift, nicht als Lehrmeister, sondern um zu lernen, an die Öffentlichkeit zu

Digitized by Google

treten. Am 31. Oktober 1517 heftete er seine 95 Thesen an die Türe der Wittenberger Schloßkirche; seinen kirchlichen Obern, dem Bischof von Brandenburg und dem Erzbischof von Mainz ließ er sie nebst einer lebhaften Beschwerde über das unverantwortliche Treiben der Kommissare zugehen.

Es bleibt ein vergebliches Bemühen dem großen historischen Moment seine Größe durch den Hinweis schmälern zu wollen, daß die Veranstaltung einer solchen theologischen Disputation durch Thesenanschlag eben damals üblich und nichts weniger als eine kühne Tat gewesen sei. Die Bekämpfung herrschender kirchlicher Anschauungen und Gepflogenheiten konnte, selbst wenn sie den Boden der Rechtgläubigkeit nicht verließ, die ernsthaftesten Folgen nach sich ziehen; in den Kreisen der Dominikaner, die es noch nicht zu verwinden wußten, daß neuerdings verschiedene Glieder ihres Ordens auf dem Scheiterhaufen geendet hatten, erhob sich nach dem Erscheinen von Luthers Thesen ein schadenfrohes Gerede, jetzt müßten auch die Augustiner brennen. Freilich zeigten die 95 Streitsätze, ausdrücklich dazu bestimmt „die Wahrheit an den Tag zu bringen", keineswegs bereits den fertigen Häretiker, sondern den Theologen, der auf dem Wege gelehrter Auseinandersetzung seine eignen Ansichten prüfen und klären will, der allerdings trotz der scholastischen Form seinen Gegensatz zu der streng päpstlichen Richtung der kirchlichen Wissenschaft nicht verläugnet, aber keineswegs daran denkt sich damit der Kirche entgegenzusetzen oder den Primat des Papstes anzutasten. Luther ist so weit davon entfernt, etwa mit Johann von Wesel (oben S. 119) den Ablaß als völlig wertlos zu verwerfen, daß er vielmehr solche prinzipielle Gegner der päpstlichen Ablässe für verflucht erklärt. Aber obwohl seine eigentümliche neue Begründung der Heilsgewißheit nirgends förmlich ausgesprochen ist, begegnet uns doch gleich an der Spitze der Thesen der Satz, daß Christus mit seiner Aufforderung Buße zu tun das ganze Leben der Gläubigen in Buße verwandelt wissen wollte, und weiterhin in der 62. These die nachmals von Cajetan als Irrtum herausgegriffene Behauptung, der wahre Schatz der Kirche sei das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Wichtiger für die unmittelbare Wirkung der Thesen erscheint freilich die drastische Einführung der „spitzen Laienargumente", wie sie durch das Treiben der Ablaßprediger hervorgerufen wurden, vollends aber der verwandte Ton, den Luther selbst in einer Reihe von Thesen anschlägt. Man soll lieber den Armen geben, lieber das Seinige zusammenhalten, als Ablaß kaufen; wer an einem Armen vorübergeht und sein Geld für Ablaß hingiebt, der erwirbt sich den Zorn Gottes; der Papst würde, wenn er von den Schindereien der Ablaßprediger wüßte, lieber S. Peters Kirche zu Asche werden als sie mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe aufbauen lassen, wie er ja nötigenfalls verpflichtet wäre S. Peters Kirche selbst zu verkaufen und den Erlös denjenigen zuzuwenden, die durch jene Prediger um ihr Geld gebracht worden.

Solche Worte, ausgesprochen von einem hervorragenden Mitglied der

Digitized by Google

Bettelorden, von einem angesehenen deutschen Professor der Theologie, konnten nicht unbemerkt verhallen. Während unter den Kollegen und bei den Ordensgenossen zunächst noch ängstliche Bedenken überwogen, durchliefen die Thesen, wie Mykonius sagt, „in vier Wochen schier die ganze Christenheit, als wären die Engel selbst Botenläufer". Luther erschrak über diese rasche Verbreitung; er wollte ja, wie er den Bischof Scultetus von Brandenburg versicherte, „nicht determiniren, sondern disputiren", aber während sich niemand zur Disputation stellte, mehrten sich die Zeichen eines bevorstehenden Kampfes, als dessen Parteien auf der einen Seite die Ablaßprediger und Scholastiker, nach Luthers Ausdruck die Juden und Sophisten, sogleich deutlich hervortreten, auf der andern Seite in minder klaren Umrissen Elemente der humanistischen und der volkstümlichen Opposition sich zu regen beginnen. Luther empfand bald genug, daß er nicht mehr allein und seine Tat nicht mehr sein eigen sei, daß neben den Interessen und Leidenschaften der geistlichen und gelehrten Welt diesmal auch der gemeine Mann ein Wort mitreden werde. In seinen Briefen aus jener Zeit, die er damals als „Bruder Martinus Eleutherius" (der Freigesinnte) zu unterzeichnen liebte, zeigt er sich gehoben durch den Ernst der Sache und durch die feste Überzeugung von seiner göttlichen Mission. Man könne, schreibt er seinem Freund Lang (11. Nov. 1517), nichts Neues auf die Bahn bringen, ohne den Anschein von Hochmut und Rechthaberei zu erwecken, welche Anklage ja selbst Christus und den Märtyrern nicht erspart geblieben sei. Zu dem erhabenen Vorbild des Apostels Paulus wagt er aufzublicken, dessen Predigt auch den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Torheit gewesen war; wie jenem, so werde vielleicht auch ihm der Herr zeigen, wieviel er um seines Namens willen leiden müsse; denn, fügt er in einem Schreiben an seinen Ordensbruder Link (10. Juli 1518) bei, „warum hätte er mir nicht sonst etwas anderes in den Mund gelegt?" Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß äußere Gefahr und Schmach wie in jener christlichen Urzeit unentbehrliche Kennzeichen der göttlichen Wahrheit, des mit Blut und Tod erkauften Evangeliums seien. Es erinnert bereits an die Todesfreudigkeit seines unsterblichen Liedes, wenn er vor den gegnerischen Drohungen spottet, für Weib und Kind sei gesorgt, Acker, Haus und Gut bestellt, Ehre und Namen dahin, nun könnten sie ihm nichts mehr nehmen als diesen elenden Leib; über die Seele aber hätten sie keine Gewalt. Diese Sicherheit entsprang ihm aus dem Bewußtsein, daß „wir nichts aus uns selber, alles aus der Gnade Gottes vermögen"; er hat später in seiner treuherzigen Weise erzählt, wie er von vornherein Gott „mit großem Ernst" die volle Verantwortung zugeschoben habe: „wollte er ja ein Spiel anfangen mit mir, daß er es allein für sich täte und behüte mich davor, daß er mich nicht darein menge, das ist meine eigene Weisheit".

Luthers Sache war bereits in Rom anhängig; während der Bischof von Brandenburg nichts Unkatholisches in den Thesen fand und nur von

Digitized by Google

weiteren Veröffentlichungen zunächst abriet, hatte Erzbischof Albrecht die Thesen sofort an den Papst geschickt, daneben allerdings die Beeinträchtigung seines „heiligen Negotiums" durch das Gebahren einiger Unterkommissare gerügt, gegen den „vermessenen Mönch zu Wittenberg" aber einen inhibitorischen Prozeß eingeleitet. Auch die Römer verdienen wohl kaum den oft erhobenen Vorwurf den wichtigen Handel lange Zeit auf die leichte Achsel genommen zu haben. Erhob sich doch ein vornehmer Curiale, der Dominikaner Silvester Mazzolini von Prierio, zu jener schroffen Zurückweisung der lutherischen Sätze, in welcher zuerst der nachmals von Luther so meisterlich gehandhabte grobe Ton angeschlagen wird. Prierias nennt seinen Gegner einen Aussätzigen, einen Hundesohn; er vertritt, ähnlich wie Tetzel in seinen Antithesen, den Standpunkt der päpstlichen Infallibilität und offenbart in seiner zweiten Streitschrift das ganze Entsetzen des ergrauten Scholastikers über einen Menschen, der nicht nur den heiligen Thomas, sondern sogar den „von der gesammten Natur bewunderten" Aristoteles geringzuschätzen wagt. Die Heftigkeit des Prierias gegen Luther entsprach freilich nicht jenem Auftrag, den Leo X. im Februar 1518 dem neuen Augustinergeneral Gabriel Venetus erteilt hatte, „den Menschen zu besänftigen". Daß der Papst damals noch glaubte, „die eben entzündete Flamme werde sich leicht ersticken lassen", ist wohl begreiflich; waren doch über die Kirche schon ganz andere Stürme hinweggegangen als dieser in seiner ersten Gestalt noch ziemlich unscheinbare Angriff. Immerhin drängte sich der Curie die Erinnerung an die furchtbare böhmische Revolution vor hundert Jahren gleichsam von selber auf; die Instruktion für den Cardinallegaten Cajetan (5. Mai 1518) enthielt die Weisung nicht nur Böhmen zum vollen Gehorsam zurückzuführen, sondern auch die vom ketzerischen Gift angesteckten Nachbargebiete zu säubern. Und in welchem Sinn das zu verstehen war, zeigte der in Rom gegen Luther eingeleitete Prozeß; die Entscheidung über die auf Ketzerei lautende Anklage legte der Papst in die Hände des Bischofs von Ascoli und jenes streitbaren Prierias. Am 7. August erhielt Luther die Aufforderung, sich binnen sechzig Tagen persönlich dem Gericht zu stellen.

Inzwischen sollte der begonnene Kampf, weit entfernt ihn einzuschüchtern, vielmehr belebend auf ihn wirken; langsam, aber unwiderstehlich kam es zu Tage, wie sehr jene Anfechtungen, gegen welche die gewöhnlichen kirchlichen Hülfsmittel sich ohnmächtig erwiesen, ihn dem herrschenden Kirchentum entfremdet hatten. Und neben der scholastischen Polemik eines Tetzel, Prierias, Eck mehrten sich auch die ermutigenden Zeichen der Zustimmung. In Wittenberg verbrannten die Studenten Tetzels Antithesen; wie Christus von den widerspenstigen Juden weg sich den Heiden zugewendet habe, so schien nach Luthers Meinung die wahre Theologie, einer greisenhaften Sophistik zum Trotz, bei der Jugend ihre rechte Stätte zu finden. Aber auch die Kollegen neigten sich bald fast alle auf seine Seite und als er im April das Generalkapitel seiner Kongregation zu Heidelberg besuchte und dort seine „Kreuzes-

Digitized by Google

theologie" der „Ruhmestheologie", seinen Paulus und Augustinus dem Aristoteles in öffentlicher Disputation entgegenstellte, imponirte er der keineswegs sympathisch gestimmten Versammlung unverkennbar; von den jugendlichen Zuhörern mochten manche fortgerissen werden wie der Dominikaner Martin Butzer, der seinem humanistischen Freund Beatus Rhenanus schrieb, hier werde das von Erasmus nur Angedeutete frei und offen verkündigt. Ein gesteigertes Selbstgefühl spricht aus Luthers Briefen nach seiner Rückkehr; wohl erklärt die an Leo X. selbst gerichtete Widmung der „Resolutionen" zu den 95 Thesen seine unbedingte Unterwerfung unter den Spruch des Papstes, der für ihn der Spruch Christi sei, aber der Inhalt der Schrift harmonirt keineswegs durchaus mit diesem Vorwort. „Mich kümmert gar nicht", heißt es da einmal, „was dem Papst gefällt oder nicht gefällt; er ist ein Mensch wie andere": Und in seiner Antwort auf den Angriff des Prierias bedenkt er sich nicht, nach dem Vorgang des berühmten Kanonisten Panormitanus zu erklären, daß sowohl der Papst als ein allgemeines Concil irren könne. So wenig er gewillt ist ein Ketzer zu werden, so wenig denkt er daran, den Schein der Ketzerei ängstlich zu meiden; wer aber wie er bereits an der gewaltsamen Verfolgung der Häretiker Anstoß nahm und auf offener Kanzel den kirchlichen Bann um ungerechter Sachen willen als das herrlichste Verdienst pries, der befand sich auf dem Wege zur unsichtbaren und im Abfall von der sichtbaren Kirche.

Jener Vorladung nach Rom folgen hieß in den sicheren Tod gehen. Luther, der zu Anfang jedes Hineinziehen des Landesherrn in seinen Handel hatte vermeiden wollen, fand es jetzt geraten gegenüber seinen „mordlustigen" Feinden an den Einfluß Friedrichs des Weisen zu appelliren, um eine Verlegung des Verfahrens nach Deutschland durchzusetzen. Er bemühte sich sogar auf Anraten seiner Freunde um ein kurfürstliches Reskript, das ihm die Reise nach Rom förmlich verbieten sollte, doch ging der Kurfürst hierauf nicht ein, sondern begnügte sich, mit dem zu Augsburg weilenden Legaten Cajetanus eine Verabredung zu treffen, wonach Luther sich dort zum vorläufigen Gehör stellen, aber nicht zum Widerruf genöthigt werden durfte. Wir können es Luther wohl glauben, daß ihm dabei weniger seine Person als die Zukunft seiner Sache und auch die Ehre seiner Universität am Herzen lag. Das letztere Motiv tritt vollends bei dem weisen Kurfürsten stark in den Vordergrund; Friedrich der eifrigste Reliquiensammler hatte keineswegs Luthers Anschauungen zu den seinigen gemacht, aber er freute sich längst an diesem „eignen Doktor" als an einer Zierde seiner Hochschule, er empfand das Vorgehen Roms als eine Geringschätzung gegenüber dem günstigen Urteil seiner heimischen Gelehrten, auf welche er so stolz war, und als eine Ungerechtigkeit gegen Luther, der zwar angeklagt, aber noch nicht überführt sei; er mag sich endlich an die Traditionen der wettinischen Kirchenpolitik erinnert haben, welche seit der Mitte des XV. Jahrhunderts ihre Selbständigkeit gegen die Curie zu wahren verstand (vgl. S. 88). Von

Digitized by Google

vornherein steht Luthers Sache unter dem besondern Schutz des territorialen Staats; mit Recht konnte der Bischof von Brandenburg die Behauptung, Luther stütze sich auf Erasmus und seinesgleichen, dahin berichtigen, daß sein wahrer Rückhalt bei der Universität und beim Kurfürsten zu suchen sei. Kaiser Maximilian, der damals den Papst für die Nachfolge seines Enkels zu gewinnen trachtete, hatte schon im August sich zu Ungunsten Luthers ausgesprochen, was übrigens nicht verhinderte, daß er ein anderes Mal dem Kurfürsten Friedrich empfehlen ließ, den Mönch, den man vielleicht noch brauchen könne, fleißig zu bewahren. Jedenfalls war der geistreiche Fürst eher geneigt Luther als mönchischen Sophisten mit seinen Gegnern zusammen zu werfen. Dagegen kam es dem Vorgeladenen ganz zweifellos zu Statten, daß zu Augsburg eben vor seinem Eintreffen und mit Zutun

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Silberthaler; Originalgröße. Umschrift der Vorderseite, getheilt durch vier Wappenschilde: FRD · DVX · SAXON · S · RO(mani) IMP(erii) ELECT(or). Im Felde der Rückseite ein verziertes Kreuz, in dessen Winkeln CCNS (= Crux Christi Nostra Salus) mit der Umschrift: VERBVM · DOMINI · MANET · IN · AETERNVM ·:· MDXXII. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

seines Kurfürsten die nationale Erbitterung gegen Rom gelegentlich des geforderten Türkenzehnten heftiger als je zum Ausdruck gekommen war (vgl. S. 178 f.). Namentlich die Beschwerdeschrift des Bischofs von Lüttich, der begreiflicher Weise fortan in Rom für einen Gönner Luthers galt, hatte den Reichsständen den lebendigsten Eindruck von der „Büberei päpstlicher Häßlichkeit" und ihrer Kurtisanen hinterlassen. Hutten, damals noch der ergebene Diener des Mainzer Erzbischofs und voll Verachtung über den Ablaßstreit, dessen beiden Parteien er den Untergang wünscht, hat in einem seiner besten Dialoge diese Stimmung des Augsburger Tags festgehalten und mehr als einmal die Persönlichkeit des hochfahrenden und verwöhnten Cardinallegaten zur Zielscheibe seines Spottes gemacht. Zum ersten Mal fühlte sich nun auch Luther selbst vom Hauch nationaler Erregung angeweht; er hatte in eigner Sache gelernt über die römischen Kunstgriffe, über die beleidigende Offenheit, womit die italienische Ansicht von der Inferiorität der Deutschen

Digitized by Google

hervortrat, sich kräftig zu ärgern und las jetzt das Pamphlet des Würzburger Domherrn Friedrich Fischer über den Medicäerschwindel zu Rom. So kam er am 7. Oktober nach Augsburg, auf den Kampfplatz römischer Anmaßung und deutscher Entrüstung. Unterwegs war ihm der Gedanke an den bevorstehenden schimpflichen Tod nicht aus dem Kopf gegangen. Von Peutinger und andern hervorragenden Männern freundlich aufgenommen, zu aller Vorsicht mit einem kaiserlichen Geleitsbrief ausgerüstet trat er am 12. Oktober vor den Abgesandten des Papstes.

Der Empfang war über Erwarten liebenswürdig, aber eine ernstliche Auseinandersetzung, wie sie Luther erwartete, zwischen Rom und dem „Mönchlein" natürlich von vornherein ausgeschlossen. Wie ein Sendling des Cardinals bereits angedeutet hatte, war und blieb das Wort mit den „sechs Buchstaben" (Revoco) die einzige Basis einer Verständigung. Thomas de Vio, der seinen Vornamen als Zeichen der Begeisterung für den großen Dominikanerheiligen führte, selbst berühmter Dogmatiker, sah sich gegen seinen ausgesprochnen Willen doch immer wieder in eine Disputation mit dem hartköpfigen Deutschen verwickelt; trotz des höhnischen Lachens seiner italienischen Umgebung nahm der eifrige kleine Herr die Argumente des Gegners doch ernsthaft genug, um endlich die Maske ruhiger Überlegenheit fallen zu lassen und den unbelehrbaren Professor niederzuschreien, worauf auch Luther seine Stimme erhob und ihm bemerkte, er möge nur nicht glauben, daß die Deutschen keine Grammatik gelernt hätten. Vergebens erbot er sich in einem notariellen Protest, seine Sache dem Urteil von Basel, Freiburg, Löwen, Paris zu unterbreiten; vergebens suchte er in einem zweiten Schriftstück seinen Standpunkt namentlich betreffs der Rechtfertigung durch den Glauben zu behaupten, mit der flehentlichen Bitte, der Papst möge nicht so grausam sein, „eine Seele, die nichts sucht als das Licht der Wahrheit, in die Finsterniß zu stoßen". Cajetan schloß die Verhandlungen am 14. Oktober mit dem Ultimatum, Luther solle entweder widerrufen oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. „Nicht eine Silbe will ich widerrufen", schrieb Luther noch denselben Tag an Spalatin. Aber drohende Äußerungen des Cardinals, er habe päpstliche Vollmacht ihn und alle seine Gönner in den Bann zu tun, und das Gerücht, vom Augustinergeneral sei Befehl gekommen Luther zu verhaften, veranlaßten diesen, nachdem seine Freunde Staupitz und Link schon vor ihm sich plötzlich entfernt hatten, in der Nacht vom 20. Oktober zu flüchten, mit Hinterlassung einer Appellation von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst. Sein Abschiedsbrief an den Cardinal wiederholt jene anstößige Äußerung des Sermons über den Bann, daß einem Verfechter der Wahrheit der Bann nicht schaden, sondern nur nützen könne.

Noch unterwegs erhielt er durch Spalatin Abschrift eines vom 23. August datirten päpstlichen Breves, welches ohne Rücksicht auf das noch schwebende Verfahren den Cardinallegaten beauftragte den erklärten Ketzer Martin Luther vor sich zu fordern und in Haft zu bringen und für den Fall von Luthers

Digitized by Google

Nichterscheinen den geistlichen und weltlichen Gewalten des Reichs (mit Ausnahme des Kaisers) seine Verhaftung bei Strafe des Banns und der Lehenentziehung anbefahl. Luther selbst hat das Breve für eine Fälschung gehalten, aber so auffällig auch ein solcher Eingriff in den eben eingeleiteten Prozeß erscheinen mag, so steht es doch außer Zweifel, daß der Legat mit dieser Vollmacht ausgerüstet war, deren Anwendung wohl nur aus Rücksicht auf den Kurfürsten Friedrich und auf die in Deutschland vorhandene gefährliche Stimmung unterblieb. Denn an der Kurie war man der Ansicht, daß in einer so offenkundigen Sache ohne Beobachtung weiterer Förmlichkeiten verfahren werden dürfe, und der Legat hatte die Verdammung Luthers dringend befürwortet. Aber freilich galt in Rom damals die Entscheidung der römischen Königswahl für ungleich wichtiger als die Ketzerei des Wittenberger Mönchs; „zu unseren Zeiten", heißt es in einem Schreiben des Cardinals Medici an Cajetan vom Februar 1519, „wird vielleicht keine Frage auftauchen, die von größerer Bedeutung ist, und keine, in welcher Eure Herrlichkeit der Kirche und Seiner Heiligkeit einen größeren Dienst leisten könnte." Weder Sachsens Haltung auf dem Reichstag noch der lutherische Handel vermochte den Papst dahin zu bestimmen, daß er Friedrich den Weisen, dessen Troncandidatur er eben jetzt (vgl. S. 193) aufzustellen suchte, ernstlich vor den Kopf gestoßen hätte; die demselben zugedachte Auszeichnung der goldenen Rose war wegen seines „rohen" Benehmens eine Zeitlang zurückgehalten worden, aber im Dezember 1518 kam, um sie feierlich zu überreichen und zugleich in Luthers Sache weitere Schritte zu tun, ein besonderer Abgesandter, der päpstliche Kämmerer Karl von Miltitz, nach Deutschland. Über seine Vollmacht und Absicht verlautete das Schlimmste, wie er denn auch wirklich mit drohenden Breven wider den „Sohn des Teufels" versehen war. Friedrich selbst war eine Zeitlang unschlüssig, ob sein Schützling nicht lieber vor dem kommenden Sturm entweichen solle; Luther dachte daran nach Frankreich zu gehen, während manche von seinen Freunden bereits auf den Vorschlag verfielen, der Kurfürst solle ihn an einem sichern Ort in Gewahrsam halten lassen. Aber Friedrich beschloß zunächst eine mehr als deutliche Aufforderung des Legaten zur Auslieferung oder wenigstens Verjagung Luthers in sehr bestimmtem Tone abzuschlagen, mit dem Bemerken, er behalte sich sein eignes Urteil vor und bedürfe keiner fremden Belehrung. Seine Lage wurde übrigens dadurch noch erschwert, daß Luther die Augsburger Verhandlungen nebst dem päpstlichen Breve und seine Appellation an ein allgemeines Concil der Öffentlichkeit übergab.

Und dennoch gewann es einen Augenblick den Anschein, als sollte die höfische Gewandtheit und zur Schau getragene deutsche Gemütlichkeit eines Miltitz das erreichen, was dem römischen Stolz und der thomistischen Selbstgefälligkeit des gelehrten Cardinals nicht gelungen war. Cajetan konnte sich im Verkehr mit dem Mönch, der so tiefe Augen und wundersame Phantasien im Kopf habe, eines unheimlichen Eindrucks nicht erwehren; Miltitz eröffnete,

Digitized by Google

als er im Januar 1519 zu Altenburg mit Luther zusammentraf, das Gespräch mit Scherzreden und schloß das Zusammensein, wie Luther erzählt, mit einem Judaskuß. Offenbar hielt Miltitz seinen eigentlichen Auftrag, der keineswegs auf Vermittlung lautete, für unausführbar und seine wohlberechnete Liebenswürdigkeit, die er gelegentlich mit scharfen Äußerungen über die Ablaßkrämer und sogar mit einer gewissen Kritik von Cajetans Vorgehen würzte, gewann ihm schon unterwegs das Herz manchen „Martinianers" und brachte selbst den Reformator soweit, daß er einen demütigen Brief an den Papst schrieb, eine Vermahnung zum Gehorsam gegen die römische Kirche veröffentlichte, endlich sich mit einer Untersuchung seiner Sache vor einem deutschen Prälaten (dem Erzbischof von Trier) und mit dem Verbot jeder weiteren Äußerung für beide Parteien einverstanden erklärte. Freilich hielt er von vornherein die Möglichkeit des von Miltitz gehofften Widerrufs für ausgeschlossen und das Stillschweigen seiner Gegner für höchst unwahrscheinlich.

Das Entscheidende lag eben doch darin, daß er selbst inzwischen von der Größe des begonnenen Streits und von der Verwerflichkeit der Widersacher, deren Erbitterung ihm ein sicheres Zeugniß für die Gerechtigkeit seiner Sache zu liefern schien, sich immer tiefer durchdrungen fühlte. Mochte er noch am 3. März 1519 den versprochenen Brief an Leo X. als „Hefe der Menschheit und Staub der Erde" beginnen und seine loyale Gesinnung gegen die römische Kirche beteuern, innerlich war er, obwohl die altgewohnte Pietät sich noch zeitweise sträubte, dieser Kirche bereits entfremdet. Wer die römische Kurie für schlimmer als die Türken, das päpstliche Rom für Jerusalem die Mörderin der Propheten, für die blutrote Babel, für das Tier der Apokalypse erklärte, der konnte sich auf die Dauer nicht der Vermutung erwehren, daß der Papst geradezu der Antichrist sei. Diese Vermutung, von Luther im März 1519 seinem Spalatin „ins Ohr geraunt", nachdem er sich eben noch zu jenem Schreiben an Leo X. genötigt hatte, offenbart uns die ganze Unhaltbarkeit, den inneren Widerspruch seiner damaligen Stellung. Das Verdienst ihm diese Übergangsperiode verkürzt zu haben gebührt dem Meister des Wortgefechts, dem großen Streber Johann Eck, der seinen Disputationstriumphen von Wien und Bologna einen Sieg über die weit und breit genannte neue Theologie der Wittenberger anzureihen dachte.

Zum ersten Mal sollte sich Luther mit einem Gegner von europäischem Ruf öffentlich messen. Er selbst hatte längst die Gelegenheit einer solchen mündlichen Auseinandersetzung herbeigewünscht, in der Überzeugung, daß auf diesem Boden die Wahrheit ihre sieghafte Natur recht nachdrücklich bekunden werde. Wie schlüpfrig aber der Boden eines wissenschaftlichen Turniers für den ehrlichen Kämpfer, wie sehr hier die Routine gegenüber der Begeisterung im Vorteil sei, darüber belehrte ihn die Leipziger Disputation, deren ursprünglicher Anlaß, eine gelehrte Fehde zwischen Karlstadt und Eck, durch eine scharfe Wendung des letzteren gegen Luther ziemlich in den Hintergrund gedrängt worden war. Nicht wie ein Anhänger Luthers, sondern wie der

Digitized by Google

Luther als Mönch. Facsimile des Kupferstiches von Lucas Cranach, vom Jahre 1520.

Digitized by Google

Meister selbst seine Sache führen werde, darauf richtete sich die allgemeine Erwartung, als zu Ende Juni 1519, eben zur Zeit der Frankfurter Kaiserwahl, Eck und seine Wittenberger Gegner im festlich geschmückten Saal der Leipziger Pleißenburg zusammentrafen. „Zwei deutsche Bauernsöhne," sagt Ranke, „repräsentirten zwei Tendenzen der Meinung, die wie damals so noch heute die Welt entzweien; von dem Ausgang ihres Kampfes hing großenteils der künftige Zustand der Kirche und des Staates ab." Johann Mayr, nach seinem schwäbischen Geburtsort Eck benannt, war kein unbedeutender Vorkämpfer der herrschenden Kirche; aus dem Wunderkind, das noch nicht zwölfjährig die Universität bezog, hatte sich ein Gelehrter von ansehnlichem Wissen und seltener Schlagfertigkeit entwickelt und so unangenehm auch seine Eitelkeit eben in der Ausbildung und Ausbeutung dialektischer Fechterkünste sich hervordrängte, so hatte doch der gefürchtete Virtuose der Disputation neben solchen windigen Ruhmestiteln auch tüchtige wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, wie er denn, vom Humanismus berührt, als Ingolstädter Professor sich um eine gewisse Modernisirung des philosophischen Unterrichts mit Erfolg bemüht hat. In Leipzig freilich war er wieder ganz der Heros des Wortgefechts, ein wahrer „Ruser im Streit", dessen gewaltige vierschrötige Erscheinung, dröhnende Stimme und scheinbar nie versagendes Gedächtniß über die unscheinbare Persönlichkeit und unbeholfenere Art Karlstadts leicht den Sieg davon trugen. Härter wurde der Kampf, als am 4. Juli der Mönch von Wittenberg den Katheder bestieg, hager, daß man „fast alle seine Knochen zählen konnte", aber voller Leben und Feuer. Hauptgegenstand des Streites war das göttliche Recht des Papsttums, jener Grundpfeiler des hierarchischen Machtbaus, an welchem dieser neue Simson so trotzig und bedrohlich zu rütteln begann. Noch vor der Disputation hatte Luther, der die allgemeine Herrschaft des Papstes nicht weiter als vierhundert Jahre zurückdatiren wollte, Christus für das einzige Haupt der katholischen Kirche erklärt; sein Hauptargument entnahm er der Geschichte, indem er auf die vom Papst unabhängige und doch christliche Existenz der griechischen Kirche hinwies. Es lag darin, wie Gaß mit Recht hervorgehoben hat, der Anfang einer historischen Kritik, „welche immer weiter greifend die herrschende Geschichtsbetrachtung teils umstieß teils in Frage stellte und einer späteren Untersuchung anheimgab". Eck, der in seiner Verlegenheit die Griechen mit wenigen Ausnahmen für Ketzer erklärte, spielte nun seinerseits den Streit auf das für Luther gefährlichste Gebiet hinüber; er warf ihm Übereinstimmung mit den Lehren der Waldenser, des Wiclif und Hus vor und erinnerte an das Verdammungsurteil des Kostnitzer Concils. Damit war die Krisis herbeigeführt; Luther mußte entweder sich besiegt geben oder der ganzen Macht kirchlicher und nationaler Anschauungen die Stirn bieten. Denn hier trafen mit der herrschenden Kirchenlehre die Popularität des deutschen Reformconcils und der unauslöschliche Groll gegen die furchtbaren tschechischen Ketzer und Reichsfeinde zusammen; sich auf die Seite der Hussiten stellen hieß eigentlich nicht

Digitized by Google

nur alles katholische, sondern auch alles deutsche Gefühl verläugnen. Luther wies den Vorwurf böhmischer Sympathien mit Erbitterung zurück, aber jede menschliche Rücksicht war verschwunden und vergessen in jenem Augenblick, wo ihn seine wachsende Erregung zu dem Geständniß fortriß, daß unter den Artikeln des Hus manche recht christliche und evangelische seien. Das Wort war gesprochen und von dem anwesenden Herzog Georg mit einem hörbaren Fluch begleitet worden; Luther selbst erschrak nachträglich über seine Kühnheit, suchte wohl noch einen Ausweg, aber schließlich blieb er fest dabei, unfehlbar sei doch kein Concil, nur die heilige Schrift. Die Kunst des geriebenen Disputators jeden Gegner in die Enge zu treiben hatte auch diesmal nicht versagt, aber sie diente zugleich einem von Eck sicher nicht geahnten Zweck, indem sie dem Reformator zur klaren Erkenntniß des Ziels verhalf, welchem ihn seine ganze bisherige Entwicklung zuführte. Das war der Bruch mit Rom.

Mochte die äußerliche Resultatlosigkeit der Disputation in Luther ein Gefühl der Enttäuschung zurücklassen und das häßliche Nachspiel endloser Streitschriften seine auch von Freunden bereits gerügte Heftigkeit nicht zur Ruhe kommen lassen: es war ihm doch zugleich die Sicherheit gewachsen, mit welcher er den eingeschlagenen Weg weiter und weiter verfolgte, gleich jenem in die unheimliche Waldschlucht einreitenden Geharnischten Albrecht Dürers. Das Gespenst der hussitischen Ketzerei, welches die Widersacher so eifrig gegen ihn heraufbeschworen, verlor näher ins Auge gefaßt alle Schrecknisse; nachdem Luther, von böhmischen Utraquisten als „sächsischer Hus" gefeiert und mit Hussens Traktat von der Kirche beschenkt, die Anschauungen des verrufenen Häresiarchen in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen gelernt hatte, bekannte er seinem Spalatin, er habe längst die Lehren des Hus vorgetragen; „wir alle sind Hussiten, ohne es zu wissen, ja, auch Paulus und Augustinus sind richtige Hussiten. Nicht fassen kann ich mich vor diesen furchtbaren Gerichten Gottes, daß die offenbare evangelische Wahrheit schon vor mehr als hundert Jahren zu Asche verbrannt ist und für verdammt gilt". Daß er es eben jetzt wagte öffentlich die Wiedereinführung des Laienkelches zu befürworten, war natürlich Wasser auf die Mühle jener Feinde, die ihm bereits eine böhmische Herkunft und Erziehung anzudichten suchten. Der Bischof von Meißen ging aus Anlaß dieser Schrift über das Sakrament zuerst unter allen deutschen Kirchenfürsten mit einer amtlichen Erklärung gegen Luther vor; die Folge war eine furchtbar grobe Antwort, die, unter dem Vorwand, der Bischof könne etwas so Tölpisches nicht geschrieben haben, auf den meißnischen Offizial zu Stolpe losschlug. Daß Miltitz seine Vermittlungsvelleitäten immer noch nicht aufgegeben hatte, ging natürlich an Luther fast spurlos vorüber. Aus den Briefen jener Zeit weht in der Tat mehr als einmal hussitischer, taboritischer Geist; „Du wirst", schreibt er an Spalatin (Febr. 1520), „aus einem Schwert keine Feder machen. Das Wort Gottes ist Schwert, ist Krieg, Umsturz, Ärgerniß, Gift; es begegnet, wie Amos sagt,

Digitized by Google

gleich einem Löwen auf dem Weg und einer Löwin im Wald den Kindern Ephraims." Mehr und mehr befestigte sich in ihm jene Überzeugung von der Notwendigkeit einer großen Umwälzung, jene Erwartung eines Gottesgerichts, wie sie in den weitesten Kreisen heimisch war. In einer von Revolutionsideen erfüllten Zeit und Nation wurde auch Luther zum Revolutionär; während er im hellen Lichte der Wahrheit fechtend sich gegenüber nur nächtliches Dunkel der Lüge und Bosheit zu sehen glaubte, geriet er selber in den Bannkreis einer mächtigen Bewegung, die eines andern Geistes Kind war als sein Evangelium.

Daß der deutsche Humanismus Luthers Sache zu der seinigen machte, verstand sich eigentlich von selbst; die frische Kampfesstimmung der Reuchlinisten fand hier die alten verhaßten Gegner, wieder in der Verfolgung der jungen Wahrheit begriffen, und das Ziel des kühnen Wittenberger Theologen schien kein anderes als eben jene Philosophie Christi zu sein, deren Sieg über alle Veräußerlichung und Spitzfindigkeit des herrschenden Systems der große Erasmus längst verkündigt und vorbereitet hatte. Die Abkehr von der Scholastik und Rückkehr zur Schrift, der scharfe Angriff auf empörende kirchliche Mißbräuche, das männliche Einstehen für das Recht der eignen Überzeugung, das alles mußte den Humanisten zusagen; vielleicht regte sich zuweilen auch ein dunkles Gefühl davon, daß noch keiner aus ihren Reihen die Freiheit des Einzelnen gegenüber der Autorität so heroisch vertreten hatte wie dieser Mönch. Wie fast alle Richtungen des Humanismus im Reuchlinischen Streit gelernt hatten sich als zusammengehörig zu betrachten, so war man sich damals der Gefahr noch nicht bewußt, die aus einer allzu engen Verbindung der neuklassischen Kultur mit den religiösen Zeitfragen entstehen mußte; man glaubte in der „reineren Theologie" eine ganz verlässige Bundesgenossin zu patronisiren.

Persönliche Beziehungen hatte Luther von früher her zum Erfurter Humanistenkreis und im Jahr 1515 war auch dessen anerkanntes Oberhaupt Mutian auf den originellen Prediger aufmerksam geworden. Aber die eigentliche Heimat eines humanistischen Lutherkultus ist doch nicht hier, sondern in Nürnberg zu suchen, man darf wohl sagen im glänzendsten Sammelpunkte des damaligen deutschen Geisteslebens, wo in den vornehmen und gebildeten Kreisen neben dem künstlerischen und wissenschaftlichen auch das religiöse Interesse sehr lebendig war. Wie sich Pirkheimer der „Platoniker" seine Zukunftstheologie dachte, wurde schon oben (S. 240) berührt; er wußte bei aller Begeisterung für antikes Wesen der Zeitströmung gerecht zu werden, die auch ihn von seinem Liebling Lucian zu den Kirchenvätern führte, und war für seine streng kirchliche und gelehrte Schwester die Äbtissin Charitas voll der zartesten Verehrung. Aber zu einer förmlichen Pflanzschule der reformatorischen Richtung wurde jene Staupitzgemeinde (S. 255), in welcher nach dem Weggang des „gemeinsamen Vaters" sein Ordensgenosse Wenzeslaus

Digitized by Google

Link die augustinischen Sympathien zu erhalten wußte. Neben der gemütvollen Mystik eines Staupitz gewannen bald auch Luthers Schriften manchen einflußreichen Verehrer, so wenig ihm selber seine Art für diese „feinfühligen und durchgebildeten Nürnberger Geister" zu passen schien. Die Vermittlung übernahm mit der ganzen Geschäftigkeit, die ihm eigen war, ein ehemaliger Wittenberger Professor, der Jurist Christoph Scheurl, der nämliche, der auch eine sehr kurzlebige Freundschaft zwischen Eck und Luther stiftete. Bei der Umwandlung der „Staupitzianer" in „Martinianer" war er vielleicht der lauteste Herold der neuen Größe; er erklärt Luthers Sache für die allgemeine, für die Sache Gottes und nirgends spiegelt sich lebhafter als in seinen Briefen die einmütig reformatorische Stimmung der humanistischen Kreise. „Du wirst", so warnt er seinen Freund Eck (18. Febr. 1519), „Ungunst und Haß fast aller Erasmiker und Kapnionisten, aller Freunde der klassischen Studien wie der modernen Theologen auf Dich laden. Ich habe neulich einige hervorragende Bistümer durchwandert und überall stattliche Schaaren von Martinianern getroffen. Erstaunlich ist die Vorliebe der Geistlichen für den Mann; ohne Zaudern und in dichten Haufen wie die Dohlen oder Staare fliegen sie ihm zu; ihm gehören ihre ganzen Sympathien und Segenswünsche." Man muß sich dabei erinnern, welches Kontingent zum Humanismus der Klerus stellte und wie in der Verehrung des Erasmus und seiner religiösen Tendenzen der größte Teil selbst der entschieden konservativen Humanisten mit den kühneren Geistern übereinstimmte. Männer wie der ehrwürdige Wimpheling, der sogar der Reuchlinischen Sache fern geblieben war, und sein Freund der Basler Bischof Christoph von Utenheim hofften beim ersten Auftreten Luthers ihre alte Sehnsucht nach einer bescheidenen auf kirchlichem Boden anzubahnenden Reform erfüllt zu sehen; der Freiburger Jurist Ulrich Zasius, dessen streng kirchliche Gesinnung gleichfalls außer allem Zweifel steht, nahm alles von Luther mit einer Ehrfurcht auf, „als käme es von einem leibhaftigen Engel", und pries noch im Sept. 1520 den Reformator, dessen Angriffe auf die päpstliche Autorität ihm bereits eine freundschaftliche Warnung entlockten, als den „Phönix unter den Theologen", „die Zierde des christlichen Erdkreises", das Werkzeug Gottes; lieber möchte er in äußerster Dürftigkeit leben als Luthers Schriften nicht gekannt haben. Ähnliche Ermahnungen zur Selbstbeherrschung und Vorsicht waren ja übrigens auch aus den Kreisen der nächsten Freunde mehr als einmal laut geworden, aber von Ketzerei zu reden wagten damals doch nur, wie Spalatin einmal sagt, die „Tetzeliaster, d. h. die Verächter aller guten Künste und Wissenschaften". Am deutlichsten tritt uns, wie gesagt, der Enthusiasmus jenes Nürnberger Kreises vor Augen; hier werden Luthers Schriften geküßt, seine Thesen von einem der höchsten Würdenträger, Kaspar Nützel, ins Deutsche übersetzt, während ihm Albrecht Dürer durch eine künstlerische Gabe seine Verehrung bezeugt. Ganz besonders kräftig erwies sich aber die Nürnberger Bundesgenossenschaft in der Fehde gegen Eck; der Ratschreiber

Digitized by Google

Lazarus Spengler enthüllte in seiner „Schutzred eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit" die ungeheure Wirkung von Luthers Lehre auf die vielen geängstigten Gewissen, die bisher von den „Fabel- und Märleinpredigern" in Unruhe erhalten jetzt von der Verzweiflung befreit und zur Gottesliebe geführt worden seien. Und Pirkheimer selbst richtete wider den Ingolstädter „Sophisten" eine blutige Satire, worin die Eitelkeit, scholastische Versumpfung und derbe Genußsucht des „gehobelten Eck" zwar in elegantem Latein, aber mit unverfälschter deutscher Grobheit gebrandmarkt wurden. Noch empfindlicher als durch die papierenen Prügel Pirkheimers fühlte sich übrigens Eck durch eine kleine Schrift getroffen, die aus einem Kreis humanistischer Reformfreunde zu Augsburg hervorging; ihr Verfasser, der Prediger Oekolampadius, trotz seiner Verbindung mit Erasmus damals noch so streng kirchlich, daß er kurz darauf ins Kloster ging, reizte den Heros des Katheders dadurch aufs Äußerste, daß er sein ganzes Auftreten gegen Luther auf gemeinen Neid zurückführte und seine Größe für reine Einbildung erklärte. Aber schon griff diese Bewegung der gelehrten und gebildeten Welt über die deutschen Grenzen hinaus; noch vor der Leipziger Disputation wurden Luthers Schriften, deren sich der berühmte Basler Drucker Frobenius rasch auf dem Wege des Nachdrucks bemächtigte, nach der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, England, ja bis nach Italien und Spanien verbreitet. In Paris fanden sie den größten Beifall; der berühmte Lefèvre bestellte dem Wittenberger einen freundlichen Gruß. Der Schweizer Cardinal Schinner von Sitten, selbst ein halb soldatisches halb diplomatisches Prachtexemplar hierarchischer Verweltlichung, äußerte vertraulich, Luther mache seinem Namen (lauter) alle Ehre; er schreibe die Wahrheit, wogegen alles Disputiren eines Eck umsonst sei.

Luther konnte nicht anders als zu dieser wachsenden Teilnahme der zeitgenössischen Geistesaristokratie Stellung nehmen; wie hätte er sie von der Hand weisen sollen? Noch überwog das Gemeinsame und die fruchtbarste Verbindung von Humanismus und Theologie stellte sich den Wittenbergern in der Person des jungen Melanchthon vor Augen, dessen zarte fast knabenhafte Erscheinung zu der Fülle des Wissens und Klarheit des Urteils einen eigentümlichen Gegensatz bildete. Philipp Schwarzerd aus Bretten, geboren 1497, der Großneffe Reuchlins, hatte seine allseitigen Studien in den Dienst der Theologie gestellt, noch ehe er im Sommer 1518 als Lehrer des Griechischen nach Wittenberg berufen wurde; hier begann er mit Vorlesungen über Homer und den Titusbrief. Rührend ist die neidlose Bewunderung, welche Luther von Anfang an der wissenschaftlichen Überlegenheit des in stetiger und glücklicher Geistespflege früh gereiften Jünglings zollte. Es hängt mit dieser neuen Freundschaft zusammen, daß der Reformator im Dez. 1518 einen ehrerbietigen Brief an Reuchlin, als an seinen Vorgänger in der Verfolgung und „verehrungswürdigen Lehrer", richtete. Der Brief blieb ohne Antwort, denn die letzten Jahre des greisen Gelehrten wurden

Digitized by Google

nicht am Wenigsten durch den Kummer über den ausbrechenden kirchlichen Kampf verdüstert; brach er doch deshalb den Verkehr mit Melanchthon ab. Weit bedeutsamer war allerdings die Thatsache, daß Luther es über sich gewann, mit Erasmus in Korrespondenz zu treten. Wir kennen sein klares

Melanchthon.
Facsimilie des Kupferstiches von Albrecht Dürer.

Bewußtsein von der Kluft, die zwischen ihm und der „allzumenschlichen" Theologie des berühmten Humanisten lag (vgl. S. 257). Jetzt nötigte auch er sich (28. März 1519) zu einer Devotionserklärung, wie sie zu hunderten an den Fürsten der Wissenschaft gelangten. „Wen gibt es, dessen Innerstes nicht Erasmus ganz und gar erfüllte, den Erasmus nicht lehrte, in dem

Digitized by Google

Erasmus nicht herrschte? Ich spreche von denen, welche die Wissenschaften wahrhaft lieben." So nähert sich Luther, der Barbar, der geringe Bruder in Christo, der ungebildete Verfasser von „Ablaßpossen" und anderen Kleinigkeiten, in ziemlich stilgerechter, aber gerade ihm schlecht zu Gesicht stehender Ergebenheit dem großen Mann.

Erasmus, auf dessen Urteil über Luther man längst gespannt war, hatte sich bisher mit großer Vorsicht außer und über den Parteien zu halten gesucht, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Denn obwohl er nicht müde ward zu versichern, er habe von Luthers Schriften nichts oder so gut wie nichts, etwa ein Dutzend Seiten gelesen, drangen trotzdem einzelne briefliche Äußerungen zu Gunsten des Reformators in die Öffentlichkeit, abgesehen davon, daß die ganze Schaar seiner Feinde ihn nicht minder begierig und triumphirend mit Luther zusammenstellte wie ein großer Teil seiner getreuesten Anhänger. Erasmus hat sich keineswegs verhehlt, daß man einer gewaltigen Erscheinung gegenüber stehe, daß seit Jahrhunderten kein einzelner Mann mit solcher Begeisterung als der ersehnte Retter aus der Not begrüßt worden sei. Aber zugleich berührte ihn wie Luther von vornherein der tiefe Gegensatz ihrer Naturen; in den ersten Zeilen des Wittenbergers, die er zu Gesicht bekam, witterte er das Schreckgespenst seines Lebens, den „Tumult". Schon Reuchlins Sache hatte er mit der seinigen keineswegs vermischt sehen wollen, aber nun wurden gar Reuchlin und er, zwischen denen sich immerhin einige Berührungspunkte finden ließen, mit einem Mann zusammengeworfen, der nach seinem Bildungsstand auch nicht den geringsten Anspruch auf humanistische Teilnahme erheben konnte. Die gemeinsame Gegnerschaft der Dunkelmänner möchte er am Liebsten auf einen unerklärlichen Zufall zurückführen. So absprechend lautete sein Urteil freilich erst, nachdem Luthers Bruch mit Rom zur vollendeten Tatsache geworden war; aber auch in den Jahren 1518 und 1519, als er gegen Freunde wie Johann Lang, Justus Jonas, Melanchthon, gegen Kurfürst Friedrich, Albrecht von Mainz, Cardinal Wolsey sich mehr oder weniger anerkennend über Luther aussprach, als er diesem selbst mit gemessener Artigkeit antwortete, verbarg er niemals seine Abneigung gegen jede Heftigkeit und Gewaltsamkeit. Er hat einmal Luther daran erinnern lassen, die Apostel hätten auch nichts übereilt und ein Paulus selber Kunstgriffe und Umwege nicht verschmäht, um sein Ziel zu erreichen. Das ist eine echt erasmische Empfehlung jener „heiligen Verschlagenheit", womit sein Ideal, Reform der Kirche unter Zustimmung oder wenigstens ohne Widerspruch der bestehenden Gewalten, verwirklicht werden sollte. „Ich sehe", schreibt er im Nov. 1518 an Johann Lang, „daß die Monarchie des römischen Oberpriesters in ihrer jetzigen Gestalt die Pest des Christentums ist, aber ich weiß nicht, ob es geraten ist, an dieses Geschwür öffentlich zu rühren." Seine mönchischen Widersacher waren auf der rechten Spur, wenn sie ihn als den ersten Anstifter der kirchlichen Revolution fort und fort denunzirten; niemand hatte die hierarchische Autorität erfolgreicher unter-

Digitized by Google

graben, ohne doch ihren Einsturz zu wollen. Jetzt erkannte er mit Bedauern immer deutlicher, daß ein „deutsches Ingenium" mit seiner ganzen Ehrlichkeit und Schroffheit sich des von ihm begonnenen Werks bemächtigt habe, daß man, wie er sich Jonas gegenüber höchst bezeichnend ausdrückt, den Luther „nicht öffentlich und in aller Sicherheit lieben könne". Wenn er dem Geist Christi, wie er Luther schreibt, durch eine möglichst vorsichtige Behandlung der Machthaber und der streitigen Fragen am Besten gerecht zu werden glaubt, so war dies das gerade Widerspiel jener Überzeugung, das Evangelium müsse der Welt ein Ärgerniß sein. Und was mochte dagegen Erasmus empfinden, wenn ihn Luther in einer Streitschrift (1520) als „den noch mit den Hörnern im Dornstrauch hängenden Widder" bezeichnete! Trotzdem war schon eine bedingte und kühle Anerkennung des Erasmus für die Anfänge der Reformation von nicht geringem Wert; auch darf man nicht übersehen, daß er seinem Standpunkt getreu das gewaltsame Verfahren des päpstlichen Stuhls und seiner ungeschickten Verteidiger stets mit der größten Entschiedenheit gerügt hat. Ein Vorgefühl davon, daß im ernsthaften, nicht nur literarischen Kampf sein Prinzipat und überhaupt die führende Rolle des Humanismus bald am Ende sein werde, beschlich den alternden Mann, dem so mancher unter seinen jungen deutschen Verehrern unheimlich zu werden anfing.

Luther sprach damals wieder mit größter Hochachtung von Erasmus dem Theologen und bewunderte sogar die Geschicklichkeit, womit der diplomatische Gelehrte ohne es offen einzugestehen ihm seinen Schutz angedeihen lasse. Minder zurückhaltend waren die Erfurter Humanisten, bekanntlich seit Jahren durch Mutian im Erasmuskultus fertig einexerzirt; nachdem der Meister einmal seine Stellung zur lutherischen Sache mehr verraten als erklärt hatte, wandten auch sie ihr Interesse dem Wittenberger zu, während bis dahin weder die Nachbarschaft noch die alten persönlichen Beziehungen eine engere Fühlung herbeigeführt hatten. Noch in den Tagen der Leipziger Disputation spricht der Jurist Justus Jonas (Jodokus Koch aus Nordhausen, geb. 1493) von einem Streit des Eck nicht etwa mit Luther, sondern mit Erasmus, der in der kurzen Zeit von drei Jahren die Kirche Christi und sozusagen die ganze Welt verjüngt habe. Es ist erasmischer Einfluß, der diese Erfurter vom klassischen Altertum zu theologischen Studien hinüberführt. Indem die Universität humanistisch reformirt wird, werfen sie sich auf die „Philosophie Christi"; Eobanus Hessus, der formgewandte und immer durstige „Dichterkönig", las über das „Handbuch des christlichen Streiters" (S. 232), Justus Jonas, dessen griechische Studien mit dem alten Hellas wenig zu schaffen hatten, über die Korintherbriefe, selbst der treffliche Satiriker und Mediziner Euricius Cordus versuchte sich am neuen Testament. Noch geschah das alles unter dem Zeichen des Erasmus, ihres „Vaters in Christo". Aber allmählich erhielt er bei den neugebackenen Theologen einen gefährlichen Rivalen an Luther, der abwechselnd als moderner Paulus, Her-

Digitized by Google

kules, Achilles gefeiert wurde. Damals knüpfte nun auch ein alter Erfurter, Johann Crotus Rubianus, seine lange unterbrochenen Beziehungen zu Luther wieder an, und zwar von Italien aus. Seine Briefe mußten den tiefsten Eindruck hervorrufen; hier wurde von einem geistreichen und kundigen Beobachter, der am „Hochsitz der Pestilenz" selber aus erster Hand schöpfte, die völlige Unzugänglichkeit der Kurie geschildert, wie der Papst und seine „Aasgeier" sich in ihrer Selbstherrlichkeit auch durch den kräftigsten Schriftbeweis ganz und gar nicht beunruhigen ließen. Crotus, der Luthers Schriften heimlich in Rom verbreiten ließ und mit der nötigen Vorsicht sich über die Stimmung orientirte, traf entweder auf das einfache Argument der päpstlichen Unfehlbarkeit oder auf die echt italienische Ansicht, Luther habe eigentlich recht, aber zugestehen dürfe man es nicht, da sonst eine höchst gefährliche Erschütterung der bestehenden Verhältnisse eintreten würde. Um so feuriger hielt er seinem deutschen Freund die Schmach und Bedrückung ihrer Heimat durch römische Herrschaft vor; Luther müßte als Vater des Vaterlands mit Festen und einer goldenen Statue geehrt werden, da er zuerst gewagt habe das Volk des Herrn aus dem Bann des Irrtums zu erlösen. Als er im Frühjahr 1520 aus Italien zurückkehrte, da fügte es, wie er an Luther schreibt, offenbar Christus selbst, daß sein geliebter Hutten wie von ungefähr mit ihm zusammentraf. Am 4. Juni richtete Ulrich von Hutten der Ritter seinen ersten Brief an Martin Luther den Theologen. Eine neue Macht zog in das Herz des Reformators ein, als er für sein Vaterland zu fühlen und in den Feinden Gottes auch die Feinde Deutschlands zu hassen anfing.

Niemand hat in dieser ersten Zeit der Bewegung so stark auf den Reformator eingewirkt als der fränkische Ritter, der aber auch seinerseits erst unter dem belebenden Hauch eines gewaltigen Kampfs um höchste Güter seine volle wilde Größe offenbaren sollte. In ihm verkörperte sich zugleich die kirchenfeindliche Richtung des Humanismus und die revolutionäre Tendenz des deutschen Rittertums. Es bleibt immer ein merkwürdiges Schauspiel, den in Grund seines Herzens conservativen Bauernsohn auf die Bahn der Revolution und an die Seite ihres adeligen Vorkämpfers gedrängt zu sehen. Denn wir werden später darauf zurückkommen, wie der niedere deutsche Adel, aus verschiedenen Ursachen mit den sozialen und politischen Zuständen im Reich höchst unzufrieden, allerdings mit dem Gedanken einer gewaltsamen Änderung der Dinge mehr und mehr vertraut und dadurch wirklich zu einem revolutionären Element geworden war. Freilich hinderte die arge Verkommenheit eines Standes, dem fast jedes Gefühl für Selbstüberwindung und Unterordnung abhanden gekommen war, die Verwirklichung solcher Umsturzgedanken am Allermeisten und sein letzter vergeblicher Kampf gegen das Fürstentum würde wohl aller Größe entbehren, hätte er nicht den Hintergrund der Reformation und zugleich in Ulrich von Hutten seinen genialsten Vertreter gefunden.

Der mußte, obwohl von ritterlichen Eltern und auf der Steckelburg,

Digitized by Google

einem jener armseligen fränkischen Burgnester geboren (21. April 1488), wunderliche Umwege machen, ehe er in den Harnisch und in die vordersten Reihen seiner unbotmäßigen und eingebildeten Standesgenossen kam. Der kleine und schwächliche Knabe wurde, obgleich der Erstgeborne, für die geistliche Laufbahn bestimmt und ins Kloster Fulda gesteckt, ehe er wissen konnte, „was ihm nütz und gut und wozu er geschickt wäre". Zum Mönch war er sicherlich nicht geschickt, noch vor der Profeßablegung entfloh er, wie es heißt mit Hülfe jenes Erfurter Humanisten Crotus (1505). Und nun begann für den jungen Abenteurer, dessen Vater, hierin dem alten Hans Luther ähnlich, dem Sohn seine Eigenmächtigkeit nicht verzeihen wollte, das Leben eines fahrenden Schülers und Poeten mit all seiner Ungebundenheit und Schutzlosigkeit, denn die Muse hatte er sich zur Führerin erkoren und den Lorber des Sängers als Ziel seines Ehrgeizes. Was mußte er nicht über sich ergehen lassen auf seinen unstäten Wanderzügen von einer Hochschule zur andern; wir finden ihn nacheinander in Köln, Erfurt, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Greifswald, Rostock, Wittenberg, Wien, in sehr wechselnder Lage, zuweilen ganz zigeunerhaft auf der Landstraße übernachtend und vor Bauernhütten um Brod bettelnd, dazu frühzeitig der entsetzlichen Modekrankheit verfallen, einmal von reichen Gönnern gepflegt und gekleidet und dann wieder der geschenkten Kleider in brutalster Weise beraubt, gleich einem andern Dulder Odysseus, wie die Freunde meinten. Und doch kein gewöhnlicher Humanist, sondern wie er trotz aller Not und Demütigung nicht aufgehört hat sich als Ritter zu fühlen und zu bezeichnen, so gewann bald in seiner Seele das Feuer des Patriotismus, der ja allerdings den wenigsten deutschen Humanisten ganz fehlte, eine solche Übermacht, als sollte es alle andern Neigungen und Interessen verzehren. Es hat dieses edle Feuer Huttens Gestalt verklärt und manchen auffälligen Flecken, wie sie einer von Leidenschaft regierten Natur anzuhaften pflegen, minder dunkel erscheinen lassen. Seit seinem ersten italienischen Aufenthalt (1512/13) erfüllt ihn, der eine Zeitlang, freilich durch Not getrieben, selbst unter Maximilians Fahnen Soldienst nahm, der Gedanke an Deutschlands politisches Elend. Viele unter den Humanisten haben wie er die unwürdige Schwäche des Reichs beklagt und den Kaiser verherrlicht, wenige so scharfe Pfeile gegen das verweltliche Papsttum geschleudert, keiner die nationale Sache so in den Mittelpunkt seines ganzen Dichtens und Trachtens gestellt. Zum Juristen, wie sein Vater schließlich gewollt hatte, war er nicht geworden, aber das ritterliche

Ulrich von Hutten.
Facsimile eines Holzschnittes in Vlrichi ab Hutten cum Erasmo expostulatio. 1523.

Digitized by Google

Blut verläugnete sich nicht, so wenig seine Poetenlaufbahn den herrschenden Vorurteilen eines Standes entsprach, der eigentlich neben dem Waffenhandwerk nur die geistliche und neuerdings noch die juristische Carrière für zulässig hielt. Echt ritterlich hatte er in Viterbo allein gegen fünf Franzosen gezogen, die über seinen Kaiser spotteten; echt ritterlich war sein Haß auf die Fürsten, dem er gegenüber dem Mörder seines Vetters, Ulrich von Würtemberg (S. 181 f.) freien Lauf lassen durfte. Nicht ritterlich, sondern echt humanistisch war es dagegen, wenn er für das Bekanntwerden jener wackern Tat eifrig Sorge trug oder wenn er einen von den verhaßten Fürsten, den Erzbischof Albrecht von Mainz, nach Poetensitte anschmeichelte. Nachdem er im Jahr 1517 aus den Händen Maximilians die Dichterkrone empfangen und sich zum Eintritt in mainzischen Hofdienst entschlossen hatte, schien für „diesen rastlosen und beweglichen Geist", wie er selbst sagte, eine etwas ruhigere Zeit anzubrechen. Wir sahen bereits (S. 188), daß Hutten als angehender Hofmann sogar seiner antifranzösischen Gesinnung Gewalt antat und als Abgesandter des Kurfürsten mit König Franz verhandelte.

Eins aber hat er niemals, auch nicht dem Mainzer zu Gefallen verläugnet, seinen brennenden Haß gegen Rom. Seit im Jahr 1513 seine Epigramme Julius II., dessen Arbeit Tod und dessen Erholung Unzucht sei, als die Pest des Menschengeschlechts gebrandmarkt hatten: seitdem war seine Feder in Gift getaucht, so oft er Gelegenheit fand Rom und das Papsttum zu berühren. Noch war Deutschland vom Lärm der Reuchlinisten und Arnoldisten erfüllt, als Hutten bereits wieder mit seiner Veröffentlichung von Vallas Schrift (S. 241) dem Papst ganz persönlich zu Leibe rückte. Es ist gerade für Hutten charakteristisch, daß diese Todfeindschaft von rein weltlicher, halb humanistischer halb nationaler Herkunft ist und von irgendwelchem religiösen Interesse nicht die geringste Spur zeigt; auch jene platonisirenden Anwandlungen, womit selbst recht heidnische Humanisten dem religiösen Zug der Zeit ihren Tribut abzustatten pflegten, scheinen ihn nicht berührt zu haben, wie denn überhaupt kaum einer aus der Poetenschaar in dieser Beziehung Luther innerlich ferner stand als Hutten. Kein Wunder, daß der Ritter noch während des Augsburger Reichstags, obwohl von Bitterkeit über die römischen Geldforderungen und den Legaten Cajetan erfüllt, die lutherische Sache sehr von oben herab beurteilt; hüben und drüben zankten sich Mönche und Theologen, die sollten sich nur gegenseitig auffressen. Aber eben diese Gleichgültigkeit bewahrte ihn dann auch, wie Vorreiter mit Recht bemerkt hat, vor einer tieferen Antipathie gegen Luther, der ihm vielmehr hochwillkommen war, sobald aus dem Mönchsdisput sich ein schwerer Handel zwischen Deutschland und Rom zu entwickeln begann. Diese Überzeugung brachte das Jahr 1519, das nämliche Jahr, in welchem Hutten während des würtembergischen Feldzugs in persönliche Beziehungen zu dem großen Mann der Reichsritterschaft, zu Franz von Sickingen trat. Damit gewannen seine unbestimmten Freiheitsgedanken mit einem Mal mehr

Digitized by Google

Körperlichkeit; wie in Luther die Nation ihren Sprecher und Geisteshelden gefunden hatte, so schien Sickingen zu militärischer und politischer Führerschaft für die kommende Zeit der großen Umgestaltung geboren. Hutten selbst ging daran die beiden einander zu nähern und zugleich seine ganze geistige Kraft dem Befreiungskampf gegen Rom zu weihen. Der Gedanke an Vermählung und behagliches Dasein, der ihn eben damals zu locken begann, verwehte bald im entfesselten Sturm. Sein Wahlspruch hieß fortan: Iacta est alea.

Sickingen hatte eben erst, durch den neuen humanistischen Freund veranlaßt, auf seine Weise in den Reuchlinischen Handel eingegriffen und die Dominikaner wenigstens vorübergehend eingeschüchtert. Im Januar und Februar 1520 ließ er dem Wittenberger Reformator seinen Schutz und ein

Silbermünze mit dem Bildniß des Franz von Sickingen, 1521.

Originalgröße. Umschrift der Vorderseite: FRANCISCVS · VON · SICKING. Brustbild mit Mütze und Halskette; seitlich: 1521. Im Felde der Rückseite Sickingens Wappen, fünf Kugeln, mit dem Vorderkörper eines Schwans als Helmzierde. Umschrift: FRANCISCVS · VON · SICKINGEN · KAISER · KARL · DES · V · RATH · CHAMERER · VND · HAVBTMAN (Kämmerer und Hauptmann). (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Asyl, in welchem der Verfolgte aller Feinde spotten könne, anbieten. Hutten, dessen Ausgabe der constantinischen Schenkung eben damals in Luthers Hände kam, vermittelte durch Melanchthon, Crotus drängte bei Luther selbst, aber erst gegen Ende Mai scheint dieser sich zur Eröffnung einer Correspondenz mit Sickingen und Hutten entschlossen zu haben; inzwischen waren auch von dem fränkischen Ritter Sylvester von Schauenburg ähnliche Anerbietungen eingetroffen. Der Schauenburger machte sich anheischig hundert vom Adel für Luther aufzubringen; auch Hutten in seinem oben erwähnten Brief vom 4. Juni, der die Aufschrift vivo libertas trägt, bemerkte, wenn die Feinde Gewalt gebrauchen wollten, könne man ihnen nicht nur gleiche, sondern überlegene Kräfte entgegenstellen. „Schirmen wir", ruft er, „die gemeine Freiheit, befreien wir das lange geknechtete Vaterland; wir haben Gott auf unserer Seite; ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Hutten beginnt damals, wie der Spötter Crotus und die andern Erfurter Freunde, seinem flotten

Digitized by Google

Stil eine erbauliche Gangart aufzunötigen und statt des heidnischen Zierrats reichliche Bibelcitate anzubringen. „Man glaubt stellenweise", sagt Strauß, „Hutten in Kutte und Kapuze sich vermummen zu sehen, den doch nur Harnisch und Lorber kleideten." Aber auf der andern Seite läßt sich ebenso bei Luther der Einfluß der ritterlich-humanistischen Bundesgenossenschaft auch äußerlich leicht erkennen, wie er z. B. in seinen Briefen wiederholt jenes iacta est alea einflicht. Hier wie in seiner Polemik überrascht der veränderte Ton. Als er im März 1520 das Verdammungsurteil der theologischen Fakultäten zu Löwen und Köln (Aug./Nov. 1519) zu Gesicht bekam, erklärte er in seiner Antwort, es fechte ihn nicht anders an als das Fluchen eines trunkenen Weibes; unter den gleich ihm Verfolgten nennt er neben Occam, Hus und Hieronymus, Wesel lauter Humanisten, Pico di Mirandola, Reuchlin, Lefèvre, Erasmus und mit besonderer Auszeichnung den Lorenzo Valla, als ein von der Urkirche übrig gebliebenes Fünklein; Italien und die ganze Kirche hätten in vielen Jahrhunderten nicht seines gleichen gehabt an Standhaftigkeit und Eifer für den christlichen Glauben. Ein paar Monate später schließt er die Erwiderung auf eine neue Streitschrift des Silvester Prierias bereits mit unverhüllten Drohungen. Fahren die Romanisten so fort, so bleibt kein anderer Ausweg als eine gewaltsame Beseitigung ihres Schandregiments durch die weltlichen Mächte. „Strafen wir die Diebe mit dem Galgen, die Räuber mit dem Schwert, die Ketzer mit Feuer, warum greifen wir nicht vielmehr diese Meister der Verderbniß, diese Kardinäle, diese Päpste und diese ganze Rotte des römischen Sodom mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blut?" Es ist ein vergeblicher Versuch solche Worte ihres revolutionären Charakters entkleiden zu wollen; mochte Luther auch gelegentlich versichern, er wünsche nicht Aufruhr zu erregen, sondern nur einem wirklich freien Concil die Bahn zu bereiten: seine feste Überzeugung, daß der Papst der Antichrist und gegen seine Betrügerei und Niedertracht alles erlaubt sei, seine stolze Zuversicht, daß die Nation ihn nicht im Stiche lassen, sondern eher Deutschland in ein „doppeltes Böhmen" verwandeln werde, wiegen doch mehr als jene Entschuldigung. Er meint, Kurfürst Friedrich sollte in einem Antwortschreiben an den Kardinal Riario, der zum Einschreiten gegen Luther trieb, die kampflustige Stimmung der Deutschen und die Gefahr schärferer römischer Maßregeln recht kräftig schildern. Seinem Freund Spalatin aber erklärt er zugleich bündig genug: „Mir ist der Würfel geworfen; ich verachte Roms Wut wie seine Gunst; ich will keine Versöhnung noch Gemeinschaft mit ihnen für alle Zukunft. Mögen sie meine Schriften verdammen und verbrennen, so will ich dafür, wenn sich noch Feuer auftreiben läßt, das ganze päpstliche Recht öffentlich verdammen und verbrennen." Es ist die Ankündigung jenes Feuergerichts, dessen Kühnheit die Welt in Erstaunen setzen sollte. Von der Menschenfurcht hatten ihn, wie er schreibt, Sickingen und Schauenburg befreit, aber satanischer Angriffe war er um so mehr gewärtig. In wundersamer Weise

Digitized by Google

verketten sich ihm höchst persönliche Erlebnisse mit den alten Phantasien vom Weltende und mit dem Bewußtsein von einer ungeheuern Erregung der nationalen Kräfte.

Wir müssen die gewaltige literarische Arbeit, welcher sich Luther und Hutten in diesem Jahr 1520 gleichsam wetteifernd hingaben, näher ins Auge fassen. Noch niemals waren der Nation ihre innersten Gedanken und Empfindungen in so scharfer Beleuchtung bloßgelegt worden; es läßt sich verstehen, daß auch heute noch die unvergeßlichen Worte des Mönchs und des Ritters in den Gemütern hier freudigen und dort zornigen Widerhall erregen können. Denn das Jahr 1520 hat den lange gefürchteten Riß durch die kirchliche Einheit gemacht und den Abfall Deutschlands vom römischen Stuhl besiegelt. Damals durfte man noch glauben, daß bei dem großen Riß, welcher durch die Kirche ging, doch das deutsche Volk unzerrissen bleiben werde. Es war die Jugendzeit der Reformation, reich an Ideen und Hoffnungen und durchbebt von Kampflust.

Hutten ging voran. Zu Anfang des Jahres 1520 vollendete er ein paar Pamphlete in Gesprächsform, von welchen er selbst sich die größte Wirkung versprach. Vadiskus oder die römische Dreifaltigkeit behandelt das Thema der römischen Corruption und der finanziellen Ausbeutung Deutschlands mit größter Ausführlichkeit, wie ja dieses Thema vor deutschen Lesern und Hörern jener Zeit nicht zu oft wiederholt und variirt werden konnte. Von den Dreiheiten, um welche der Dialog sich bewegt, sind manche recht volkstümlich schlagend z. B. daß man drei Dinge von Rom heimzubringen pflegt, schlechtes Gewissen, bösen Magen und leeren Säckel, oder daß die Römer mit dreierlei Waaren handeln, mit Christus, geistlichen Lehen und Weibern. Dagegen hören wir Huttens Pathos aus der Drohung, drei Dinge könnten Rom wieder in rechten Stand bringen, der deutschen Fürsten Ernst, des christlichen Volkes Ungeduld und ein türkisches Heer. Denn das A und O seiner Vorschläge bleibt doch immer die Gewalt; im schlimmsten Fall, wenn Deutschland und die Christenheit nicht die Kraft besitzen, sich selber zu befreien, sollen wenigstens die Türken das längst verdiente Strafgericht an Rom und seinem Klerus (nicht an dem unschuldigen Volk) vollziehen. Denn dort ist „die große Scheuer des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen." Neben dieser furchtbaren Sprache, die schließlich, um die Römlinge würdig zu charakterisiren, zu dem abstoßenden Bild riesenhafter blutlechzender Würmer greift, erscheint der andere Dialog (die Anschauenden) durchaus spielend und lucianisch heiter; obwohl auch hier der nämliche Groll über den Reichtum und Hochmut der Hierarchie den

Digitized by Google

Grundton bildet, lassen doch die lebendigen Schilderungen deutscher Art und Unart und die komische Figur des Legaten Cajetan, der wegen des trüben deutschen Wetters den Sonnengott exkommuniziren will, keine allzu ernsthafte Stimmung aufkommen. Aber Scherz und Ernst dienen dem einen Gedanken, der den Ritter überall hin begleitete und jeden eigenen Einfall, jeden literarischen Fund zur Waffe werden ließ. So entdeckte und veröffentlichte er eine alte antigregorianische Streitschrift aus den Tagen Heinrichs IV., dessen Andenken damals durch den patriotischen Eifer der Humanisten wieder zu Ehren gebracht wurde; 1518 hatte Aventin die schöne panegyrische Biographie des unglücklichen Kaisers herausgegeben. Hutten widmete seinen Fund dem Bruder des jungen Königs Karl, dem Erzherzog Ferdinand, der in den Niederlanden weilte; dorthin machte sich im Juni der ritterliche Agitator auf den Weg, um persönlich den fürstlichen Jüngling zu gewinnen und, wie Melanchthon allzu sanguinisch schreibt, „der Freiheit einen Weg zu bahnen durch die größten Fürsten". Noch stand er trotz aller antipäpstlichen Auslassungen im Dienst und in der Gnade des Mainzer Kurfürsten; kurz vor der Reise warf er wieder eine zufällig entdeckte Sammlung von Schriftstücken aus der Zeit des großen Schismas in die Öffentlichkeit. Die „unter dem Reiten" verfaßte Widmung war an alle Freien in Deutschland gerichtet, versprach baldige Vernichtung der geistlichen Tyrannei, welcher schon die Axt an die Wurzel gelegt sei, und schloß mit dem Ruf: Vive libertas! Iacta est alea.

Inzwischen hatte Luther, gehoben durch das Bewußtsein einer großen nationalen Stellung, noch in ganz anderer Weise wie Hutten die in ihm aufsteigende Gedankenwelt gemeistert. Wie ein streitbares und festgefügtes Heer ließ er sie hinausziehen. Unverkennbar ist die Erweiterung seines Gesichtskreises; neben dem Verhältniß des Menschen zu Gott beschäftigen ihn jetzt auch die zeitlichen Anliegen seines Volks oder vielmehr im gesicherten Besitz der schwer erkämpften Heilsgewißheit beginnt er die Welt und was darin ist mit ganz andern Augen zu betrachten, nach einem andern Wertmaß zu schätzen. Nicht als ob er jenes neue Lebensideal, das wir heute als die herrliche freilich unter Not und Mühsal gereifte Frucht der Reformation zu erkennen im Stande sind, völlig zielbewußt ins Auge gefaßt hätte; aber indem ihm das alte mönchische Ideal immer deutlicher als die ungeheuerste Verirrung, als die verhängnißvollste Illusion erschien, mußten ja die vom bisherigen Spiritualismus herabgewürdigten „Kreaturen" wieder zu ihrem Recht gelangen. Freilich nicht mit einem Mal und nicht ohne den Widerspruch so mancher Rückfälle und hartnäckigen Rückstände, denn Gaß hat mit gutem Recht darauf hingewiesen, wie in vielen Äußerungen Luthers und der andern Reformatoren „das Thema von der Weltverachtung noch im alten Stile fortklingt". Trotzdem ist und bleibt es entscheidend, daß in den großen reformatorischen Schriften des Jahres 1520 Luther dem weltlichen Leben und dem Staat ihre Ehre oder in seiner Sprache zu reden

Digitized by Google

An den
chen Adel deutscher Nation
von des Christlichen standes besserung.
D. Martinus Luther

Facsimile des Titels von Luthers „An den Christlichen Adel deutscher Nation".

Digitized by Google

ihren „göttlichen" Charakter zurückgegeben hat. Schon vorher war gelegentlich in vertrauten Briefen an Spalatin das unnatürliche Verhältniß zwischen Kirche und Staat, zwischen geistlichem und weltlichem Beruf gestreift worden; jetzt wagte Luther diese Fragen vor allem Volk, vor Geistlichen und Laien zu diskutiren und zu beantworten. An der Befreiung der Welt aus priesterlicher Vormundschaft arbeiteten ja seit langem die Männer des Humanismus. Daß aber der Reformator diese Aufgabe in einem ganz andern Geist erfaßte, darüber hätten sie sich schon durch seine Polemik wider die Vernunft überzeugen können, die er in der Schrift von dem Papsttum zu Rom (Mai und Juni 1520) als eine finstere Laterne der hellen Sonne des Gotteswort gegenüberstellte. Man kann diese Schrift, hervorgerufen durch ein „Affenbüchle" des Leipziger Franziskaners Alveld, als die rechte Einleitung zu den drei großen folgenden Arbeiten bezeichnen, da bereits hier die natürliche, wesentliche und wahre Christenheit als eine unsichtbare, als „eine Versammlung der Herzen in einem Glauben" definirt und der Satz ausgesprochen wird, „daß keine Hoffnung mehr ist auf Erden denn bei der weltlichen Gewalt". Und zwar sind es hier noch die deutschen Fürsten und der Adel, auf deren „tapfern Ernst" Luther seine besondere Zuversicht setzt, während er in der unmittelbar nachher verfaßten berühmten Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" ganz im Sinn der Ritterpartei und mit absichtlicher Übergehung der Fürsten seine Klagen, Wünsche und Ratschläge nur an den Kaiser und den deutschen Adel richtet. Es ist der kühnste Schritt, den er jemals getan hat, und er war sich dessen bewußt; „die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit des Redens ist gekommen", so schreibt er in der kecken fröhlichen Widmung vom 23. Juni an seinen Freund Amsdorf, ein späteres Schreiben an Link aber spricht die Überzeugung aus, der heilige Geist selber müsse ihn dazu getrieben haben. Mit erstaunlicher Offenheit entwickelt er ein Reformationsprogramm, das auf religiöser Grundlage fußend eine kirchlich-politische Umwälzung größten Stils in markigen Strichen hinzeichnet, als könnte es gar nicht anders sein. Wer einen derartigen Eingriff in die bestehenden Besitz- und Rechtsverhältnisse noch nicht als revolutionär ansehen will, der steckt meines Erachtens die Grenzen der eigentlichen Revolution doch allzu eng.

Capito hatte einmal in einem Brief an Luther von einer dreifachen Mauer gesprochen, hinter der die Gegner sich völlig sicher wähnten. Jetzt greift Luther zur Posaune von Jericho, um die drei papierenen und strohernen Mauern der Romanisten umzublasen; gleich zuerst fällt die willkürliche und schriftwidrige Unterscheidung zwischen geistlichem und weltlichem Stand, worauf die beiden übrigen Mauern, das ausschließliche Recht des Papstes die Schrift auszulegen und Concilien zu berufen, natürlich auch nicht mehr zu halten sind. Alle Christen sind Priester; „was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon zu Priester, Bischof und Papst geweihet sei". Mit

Digitized by Google

unbarmherziger Consequenz wird dieser Gedanke verfolgt, der bisherige Priesterstand zum Amt herabgesetzt, welches „der Gemeinde Willen und Befehl" verleihen und entziehen kann, die Hierarchie gleich allen übrigen der weltlichen Obrigkeit, dem Staat unterworfen, dem geltenden geistlichen Recht jede verbindliche Kraft abgesprochen. Der einzelne Christ hat kraft seines Priestertums das Recht oder die Pflicht, „daß er sich des Glaubens annehme, ihn zu verstehn und zu verfechten", natürlich aber nur auf Grund der Schrift; von diesem „Geist der Freiheit" darf man sich durch keine erdichteten Worte der größtenteils ungläubigen Päpste abschrecken lassen. Die Neuordnung der Kirche möchte Luther, entgegen einer kurz vorher geäußerten Ansicht, einem Concil anvertrauen, allerdings einem rechten freien Concil; er erinnert an die Berufung der alten Kirchenversammlungen durch den Kaiser. Kein Concil der Welt hätte freilich der Kühnheit seiner Vorschläge zu folgen vermocht. Der Papst wird jeder weltlichen Macht und Hoffahrt entkleidet; was die Lehnsherrlichkeit über Neapel und Sizilien anlangt, soll er „die Hand aus der Suppe ziehen", überhaupt auf seinen zusammengeraubten Kirchenstaat verzichten und sich mit „Biblien und Betbuch befassen", statt die Welt regieren zu wollen. Das unnütze Volk, „das da heißt die Cardinäl", soll man auf ein Dutzend reduziren, die Curie auf den hundertsten Teil ihres jetzigen „Gewürms und Geschwürms". Selbstverständlich fallen die zahllosen mit großer Sorgfalt und Bitterkeit verzeichneten Hülfsmittel der römischen Finanzkunst, die oft vorgebrachten Gravamina der deutschen Nation ohne Ausnahme fort, der Cölibat, eine Forderung „teuflischer Tyrannei", wird aufgehoben, die deutsche Kirche unter einem Primas von der römischen Gerichtshoheit emanzipirt. „Laß dirs nur eine gewisse Regel sein: was du vom Papst kaufen mußt, das ist nicht gut noch von Gott." Aber auch die Regionen des täglichen Lebens und der Volksreligion erfahren die gründlichste Umgestaltung durch Einschränkung der Klöster, der Messen und Feiertage, völlige Beseitigung der Bruderschaften, Wallfahrten, Ablässe und Dispense, fast aller kirchlichen Strafen, die man „zehn Ellen tief in die Erde graben" sollte. Der wirtschaftliche Gesichtspunkt, unter welchen bereits hier die von der Kirche begünstigte Faulenzerei und Verschwendung gebracht wird, tritt vollends in den Vordergrund bei der Forderung, die herrschende Bettelei durch eine geregelte Armenpflege zu bekämpfen, wobei Luther begreiflicher Weise zunächst an städtische Einrichtungen dachte (vgl. S. 97). Das ganze Unterrichtswesen, von den niederen bis hinauf zu den Hochschulen, soll die heilige Schrift, als „vornehmste und gemeinste Lektion", zum rechten Mittelpunkt haben und an den Universitäten, die bisher „große Pforten der Hölle" waren, die Herrschaft des „blinden heidnischen Meisters" Aristoteles völlig gestürzt, die große Masse der theologischen Bücher bei Seite gelassen und auch der übermäßige Zudrang zum Studium beschränkt werden.

Mitten in dieser rücksichtslos durchfahrenden Kritik des Bestehenden gemahnt die Äußerung, daß die geistlichen Stifter nach wie vor als Ver-

Digitized by Google

sorgungsanstalten für die jüngeren Kinder des Adels fortbestehen sollen, an die von Luther ergriffene Bundesgenossenschaft. Und was er im Übrigen noch von rein weltlichen Anliegen auf dem Herzen hat und vorbringt, mußte seinen ritterlichen Verehrern aus der Seele gesprochen sein. Schon im Sermon von den guten Werken (März 1520) hatte er sein wirtschaftliches Glaubensbekenntniß dahin abgegeben, das Fressen und Saufen, der Kleiderluxus und der Zinskauf (Rentenkauf, vgl. S. 33) seien drei Juden, welche die ganze Welt aussaugten. Diese Kriegserklärung gegen Geldwirtschaft und Luxus wird hier wiederholt; sie entsprach übrigens ebenso der herrschenden öffentlichen Meinung wie der scharfe Ausfall gegen die Fugger und andere Gesellschaften, deren königlicher Besitz keinesfalls auf rechtem Weg erwachsen sein könne, oder jene alte auf ethischem Grund ruhende Anschauung, daß allein die Landwirtschaft von Gott gewollt und von Natur produktiv sei, woraus Luther die Folgerung zieht, „daß viel göttlicher wäre Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern". Dieser agrarische Idealismus, der ihn ein ander Mal Adel und Bauern wegen ihrer freien, ehrlichen, göttlichen Nahrung vor andern glücklich preisen läßt, verleitet ihn hier geradezu die Seiden- und Sammethändler als heimliche Räuber zu brandmarken. Das ist nicht etwa ausschließlich ritterliche Denkart, aber der städtefeindliche Adel, voran Hutten, konnte mit einer so entschiedenen Parteinahme gegen die moderne Geldmacht ebenso zufrieden sein wie mit der scharfen Beurteilung des undeutschen Juristenrechts. „Vernünftige Regenten neben der heiligen Schrift wären übrig Recht genug." Luther hat später nach seiner Auseinandersetzung mit dem evangelischen Radikalismus das kaiserliche Recht mit günstigeren Augen betrachtet, während er hier selber noch einer halb nationalen halb theokratischen Richtung zuneigt.

Wahrhaft großartig aber und von der künftigen Starrheit des theologischen Gebieters noch völlig unberührt ist seine Auffassung von Glaubensstreitigkeiten, wie er sie zu Gunsten einer Verständigung mit den Böhmen vorträgt. Daß er die kirchliche Gepflogenheit, die Ketzer mit Feuer zu überwinden, verächtlich zurückweist, kann nicht Wunder nehmen. Viel weiter geht der Vorschlag, die abweichende Lehre vom Abendmahl bei den Pikarden (d. h. den böhmischen Brüdern) und andern Zwiespalt in brüderlicher Demut zu ertragen; „so sollte man dulden beider Seiten Wahn, bis daß sie einig würden, dieweil keine Gefahr darin liegt, ob du glaubst, daß Brot da sei oder nicht". Damals brauchte er die ganze Kraft seines Zorns gegen jene Macht, mit deren unbeugsamem Autoritätsbewußtsein seine eigne felsenfeste Überzeugung so hart zusammenstieß. Mit furchtbarer Heftigkeit wird der Papst, der „arme stinkende Sünder", als der Allersündigste und Antichrist, seine Gewalt als teuflisch, sein geistliches Recht als Ausgeburt des bösen Geists, seine Finanzwirtschaft als Jahrmarkt, Schindanger und Hurenhaus gebrandmarkt. Der christliche Adel soll sich gegen ihn setzen wie wider einen gemeinen Feind und Zerstörer der Christenheit; die Kurtisanen, die er nach Deutschland schickt, sollen entweder abstehen oder sammt ihrem römischen Siegel und Brief

Digitized by Google

in den Rhein oder das nächste Wasser springen. „Ach Christe, mein Herr! sieh herab, laß herbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom."

Wohl durfte Luther diese Schrift, deren Veröffentlichung Staupitz noch in letzter Stunde zu hintertreiben gesucht hatte, mit berechtigtem Stolz hinaussenden. Ein „Trompetensignal zum Angriff" nannte sie sein Freund Lang. Die erste Auflage zu 4000 Exemplaren war in wenigen Tagen vergriffen; es folgten neue Ausgaben und Nachdrucke in großer Zahl. Im Schlußwort versprach der Streitbare, der wahrlich nicht zu fürchten brauchte, daß seine Sache unverdammt bleiben möchte, seinem „lieben Rom" noch ein Liedlein in höherem Ton.

Er ging auch sofort daran, während er sich zum ersten Mal brieflich an den jungen Kaiser um Schutz wandte (30. August) und in einem Erbieten seine Bereitwilligkeit erklärte sich aus der Bibel belehren zu lassen. Doch trägt das „Präludium von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" (Sept./Okt. 1520) äußerlich nicht jenes revolutionäre Gepräge wie die vorhergehende Schrift. Darum ist der Angriff, der sich hier ausschließlich gegen die kirchliche Lehre selbst richtet, nicht minder scharf. Von den sieben Sakramenten bleiben nur Taufe, Abendmahl und Buße; Luther, den der Vorwurf wiclifischer und hussitischer Ketzerei natürlich jetzt gar nicht mehr berührt, fordert nicht nur den Laienkelch, da das Sakrament nicht den Priestern, sondern allen gehöre, sondern wagt sich auch an das Dogma von der Transsubstantiation, „dieses ungeheuerliche Hirngespinst", von welchem die Kirche in den ersten zwölf Jahrhunderten ihres Bestehens nichts gewußt habe. Noch verwirft er, im Gefühl der neu errungenen Freiheit von seiner eignen späteren Gebundenheit nichts ahnend, alle Spekulation über die Art und Weise der Gegenwart Christi im Sakrament als „Vorwitz" und will, so entschieden er bereits seine Auffassung formulirt, andere Meinungen keineswegs ausschließen. Gleich der Wandlung fällt das Meßopfer und damit der höchste und zugleich augenfälligste tägliche Beweis von der Wunderkraft der Kirche und der Erhabenheit des Priesterstands. Wohl durfte Luther sagen, daß durch diese Veränderung das ganze kirchliche Leben ein neues Gesicht erhalten werde; eine wahre Last von Mysterium war damit abgewälzt, allerdings zugleich ein mächtig entwickelter Trieb religiöser Empfindung an der Wurzel getroffen. Doch welche Aussicht bot sich dem Freiheitsdrang der Zeit, indem der Glaube des Einzelnen jeder Beeinflussung durch menschliche Autorität entrückt wurde; „ich sage, weder der Papst noch der Bischof noch irgend ein Mensch hat das Recht dem Christenmenschen ohne dessen Zustimmung auch nur eine Silbe vorzuschreiben". Und während im Lichte der souveränen christlichen Freiheit das bisherige System geistlicher Bevormundung als schwerste Tyrannei und fortgesetzte Verletzung unveräußerlicher Rechte erschien, verblaßte auch der lang angestaunte Glanz des mönchischen Ideals vor einer neuen Weltanschauung, der man einen ausgesprochen demokratischen Zug nicht

Digitized by Google

wohl abstreiten kann. Denn jene christliche Freiheit, deren alle in der Taufe teilhaftig werden, setzt nicht allein an die Stelle eines von den Laien streng geschiedenen und über sie herrschenden Klerus die Gleichheit des allgemeinen Priestertums, sondern steht auch dem Streben nach irgend welcher besonderen Heiligkeit höchst mißtrauisch gegenüber. So wenig wie die Hierarchie und ihr monarchischer Ausbau konnte fortan, wenn der Ausdruck gestattet ist, jene Aristokratie der Religion Bestand haben, die sich in strengster Weltflucht über die Masse der Christen zu erheben und kraft ihrer Gelübde und Regeln der Vollkommenheit eines evangelischen Lebens näher zu kommen dachte als es dem gewöhnlichen Gläubigen vergönnt war. Luther, der Mönch, fand sich an die Heuchler und Lügenprediger erinnert, von welchen der Apostel Paulus sagt, daß sie die Ehe und den Genuß der von Gott geschaffenen Speisen verbieten würden. Nach seiner Überzeugung besaßen die heiligsten und höchsten Leistungen eines Mönchs oder Priesters an und für sich in den Augen Gottes keinerlei Vorrang vor der Feldarbeit eines Bauern oder den Geschäften einer Hausfrau. In der Schrift vermochte er weder für die Berechtigung der Gelübde noch für den sakramentalen Charakter der Ehe irgend eine Stütze zu entdecken. Gerade seine Auffassung der Ehe als einer rein „weltlichen Hantierung" (wie er sich später einmal ausdrückt) hat den ärgsten Anstoß erregt und es ist nicht zu läugnen, daß der Reformator, indem er die für den Cölibat geschaffenen Naturen als seltene Ausnahmen ansah, der Sinnlichkeit des normalen Menschen ihr Recht selbst mit bedenklichen Mitteln zu wahren suchte und vor Bigamie oder Polygamie nicht unbedingt zurückscheute. Es war die schroffste Reaktion gegen ein Jahrhunderte hindurch herrschendes Übermaß des Spiritualismus, aber bei aller ihr anhaftenden Roheit auch ein notwendiges Stück des großen Befreiungswerkes. Es sollte in Zukunft nicht mehr für gottgefällig gelten, daß man, wie Luther einmal sagt, dem Leib, „als etliche tolle Heilige, zu wehe tue und erwürge". In der Tat erscheint hier, wie man bemerkt hat, seine durchaus männliche Natur der antiken Unbefangenheit weit näher verwandt als der kirchlichen Askese oder der weiblichen Süßigkeit der Mystik.

Und trotzdem sind eben in jenen Tagen der Aufregung die früheren mystischen Studien in ihm recht lebendig geworden. Davon zeugt jene Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" die von dem immer noch tätigen Unterhändler Miltitz veranlaßt gleichsam ein Ausruhen, eine Kampfespause darstellt. Nicht als ob der tapfere Reformator sich völlig außerhalb seiner gegenwärtigen Aufgabe versetzt hätte, denn mit der größten Klarheit und Entschiedenheit verkündigt er hier seine Lehre vom Glauben, der allein ohne alle andern Werke fromm macht; „gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann machet gute fromme Werke". Auch das allgemeine Priestertum muß ja ganz besonders dazu dienen, die Freiheit des Christenmenschen, der ein freier Herr über alle Dinge und doch zugleich ein dienstbarer Knecht aller Dinge und

Digitized by Google

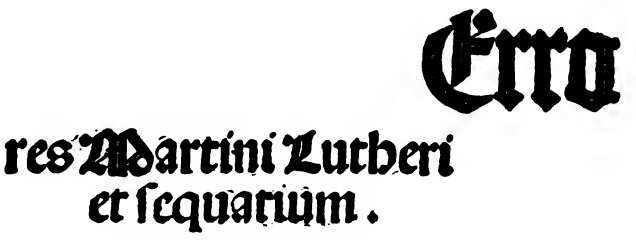
jedermann untertan sein soll, in das hellste Licht zu setzen. Aber abgesehen von dem Zurücktreten jeder schärferen Polemik trägt das Ganze eine mystische Färbung, die schon in einer Reihe von Ausdrücken und Bildern wie z. B. der Brautschaft zwischen Christus und der Seele deutlich genug zum Vorschein kommt. „Der innerliche Mensch ist mit Gott Eines", durch sein Königreich aller Dinge mächtig, durch sein Priestertum Gottes mächtig, aber neben dieser kaum auszudenkenden Ehre und Höhe soll das ganze leibliche Dasein des Christen darin aufgehen dem Nächsten zu dienen oder seinen Willen zu leiden, nicht um mit seinen guten Werken einer Notwendigkeit zu genügen und sich selber zu nützen, sondern „aus freier Liebe umsonst, Gott zu gefallen". Luther durfte von dieser Schrift wohl sagen, es sei „ein klein Büchle, so das Papier wird angesehen, aber die ganze Summe eines christlichen Lebens darin begriffen". In edelster Fassung und mit ergreifender Herzlichkeit bot er dar, was sein Innerstes erfüllte, was ihn tief bewegte und doch zugleich in allen äußeren Stürmen und unter allen Erregungen der eignen leidenschaftlichen Seele so fröhlich und siegesgewiß bleiben ließ.

Miltitz hatte mit Luther verabredet, das Büchlein solle mit einem ausführlichen Widmungsschreiben an den Papst geschickt, aber auf den 6. September zurückdatirt werden, um jeden Anschein zu vermeiden, als hätte die von Eck bereits am 21. Sept. publizirte Bulle einen Druck auf den Schreiber geübt. Aber in welcher Sprache wendet sich Luther, um seine Sache zu rechtfertigen und seine Hochachtung vor der Person Leos X. kundzugeben, an den Papst! Leo, der für dieses Zeitalter und für diesen Gottes Zorn verfallenen römischen Stuhl viel zu gut sei, könne sich nicht darüber täuschen, daß seine Curie schlimmer als je ein Sodom oder Babel, daß die römische Kirche eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich der Sünde, des Todes und der Verdammniß und daß ihr einzig würdiger und wahrhafter Regent der Satan sei. Er würde dem armen Papst, der wie ein Schaf unter Wölfen sitze, ein ruhiges Leben auf einer Pfründe oder seinem väterlichen Erbe, fern von seiner jetzigen verbrecherischen Umgebung wünschen. „O Du allerunseligster Leo, der Du sitzest in dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich, ich sag Dir die Wahrheit, denn ich gönn Dir Gutes."

In einem solchen Ton mitleidiger Überlegenheit war gewiß noch niemals das Wort an einen Papst gerichtet worden. Melanchthon fand freilich den Brief noch ganz bescheiden. Aber sollte Luther ernstlich auf Leo zu wirken versucht haben mit einer derartigen vernichtenden Kritik des Papsttums und mit der Versicherung, daß er gar nicht daran denke sich einen Widerruf oder eine bestimmte Auslegung der Schrift aufnötigen zu lassen, mit dieser Drohung, daß man ihn nicht ungestraft noch weiter reizen solle? Das sieht doch kaum anders aus wie der Absagebrief eines kampfbereiten Führers, der die frühere Abhängigkeit bis auf die letzte Spur von sich getan hat und nun seinem alten Oberhaupt, ohne dessen Rechtmäßigkeit weiter anzuerkennen,

Digitized by Google

eine letzte Warnung zukommen läßt. Schon vorher hatte er Spalatin gegenüber die Absicht geäußert, seinen Geist dem Huttens beizugesellen; er sprach


Erro
res Martini Lutheri
et sequarium.

Bannbulle Papst Leos X. gegen Luther.
Facsimile der Vorder- und Rückseite der lateinischen Originalausgabe vom 17. Juli 1520. (Sammlung Klemm.)

davon, daß der Ritter seine Sache gegen den Papst auch mit leiblichen Waffen zu verfechten gedenke.

Man befand sich allerdings im offenen Kriegszustand. Es bleibt immer

Digitized by Google

eine auffällige Erscheinung, daß die Curie, nachdem sie Luthers Handel in den Anfängen keineswegs ganz vernachlässigt hatte, das ganze Jahr 1519

Digitized by Google

und die Hälfte des folgenden verstreichen ließ, ehe sie zu der längst erwarteten Exkommunikation des halsstarrigen Gegners schritt. Bis zur Kaiserwahl läßt sich eine weitgehende Rücksicht auf Kurfürst Friedrich sehr wohl verstehen, aber was verursachte Leo X., auch nachdem diese Wahl, und zwar unter wesentlicher Mitwirkung Kursachsens, ganz gegen seinen Wunsch ausgefallen war, immer noch zu zögern? Jedenfalls bedurften die Cardinäle, Theologen und Kanonisten, welche mit der Untersuchung der neuen Ketzerei betraut waren, geraume Zeit, bis sie einundvierzig häretische Artikel zusammengebracht hatten; noch im März 1520 ging das Gerücht in Rom, man wolle zunächst nur die Irrlehren durch eine Bulle verdammen, ohne den Urheber zu nennen. Damals war bereits der persönliche Todfeind Luthers Johann Eck, dort eingetroffen, der nun seine ganze Energie aufbot, um die Fürsprecher eines möglichst behutsamen Verfahrens vollends zum Schweigen zu bringen. Eck wurde vom Papst in die engere Beratung über die zu erlassende Bulle gezogen und erschien auch im Consistorium, wo der Cardinal Cajetan ganz besonders lebhaft die strengere Ansicht vertrat. Nach mehrfachen Beratungen und Abänderungen wurde am 1. Juni die Fassung der Bulle endgültig gutgeheißen. Sie trägt das Datum des 15. Juni und umgibt die 41 verdammten Sätze Luthers, deren Fassung oft wörtlich mit einer von Eck kurz vorher publizirten Zusammenstellung übereinstimmt, mit jenem Übermaß von feierlichem Pathos, wie es in solchen von alttestamentlichen Kraftausdrücken und effektvollen Apostrophirungen strotzenden Aktenstücken herkömmlich war. Die reichlichen Versicherungen väterlicher Liebe und Nachsicht gegen den verlorenen Sohn, der freilich im Eingang als Fuchs, Eber, wildes Tier bezeichnet wurde, die Phrase, daß man die Milde des allmächtigen Gottes nachahmen wolle: wie mußten sie wirken nach den zahllosen Beweisen richterlicher Unbarmherzigkeit, zu welchen solche gefühlvolle Formeln stets die Einleitung gebildet hatten. Befand sich doch unter den verdammten Artikeln auch der Satz, daß die Ketzerverbrennung wider den heiligen Geist sei. Die Frist für den Widerruf war auf sechzig Tage, nachdem die Bulle in der Brandenburger, Meißner und Merseburger Diöcese angeschlagen sei, festgesetzt, für die Einreichung der Revokationsurkunde in Rom ein weiterer Termin von gleicher Dauer und dem Reuigen, falls er sie selbst überbringen wolle, sicheres Geleite zugesagt. Im andern Fall sollte den Ketzer und seine sämmtlichen Anhänger und Gönner der Bann, alle von ihnen berührten Orte das Interdikt treffen, während alle geistlichen und weltlichen Behörden wie Einzelpersonen gleichfalls bei Strafe des Banns zur Verhaftung und Auslieferung der Ketzer verpflichtet wurden. Das schlagendste Zeugniß seiner unversöhnlichen Stimmung lieferte der römische Stuhl, indem er einem Parteigänger wie Eck die Publikation der Bulle in Deutschland übertrug und außerdem die unerhörte Vollmacht zugestand, eine bestimmte Zahl von Personen nach eignem Ermessen namentlich in die Bulle zu setzen und vor den Papst zu citiren. Den Kurfürsten Friedrich aber erinnerte der Papst in

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Gemälde von Lucas Cranach. (Petersburg, Eremitage.)

Digitized by Google

Digitized by Google

einem Breve vom 8. Juli, welches Luther nicht nur als Waldenser und Hussiten, sondern auch als Gegner des Türkenkriegs und der Ketzerverbrennung zu einem echten „Glied des Satans" stempelt, nachdrücklich daran, daß man allgemein Luthers Kühnheit auf den kurfürstlichen Schutz zurückführe und daß Friedrich seinerzeit dem Cardinal Cajetan versprochen habe nach einem Verdammungsurteil des römischen Stuhls diesen Schutz nicht weiter gewähren zu wollen.

Ungemein wichtig und eigentümlich bleibt immer die Haltung des bedächtigen alten Fürsten. Weder die goldene Rose, die er im Sept. 1519 endlich erhalten hatte, noch die ernstlich erwogene Möglichkeit, mit seinem Professor zusammen exkommunizirt zu werden, konnten ihn zum Aufgeben seiner bisherigen Politik bestimmen. Nicht minder hartnäckig als sein Schützling wiederholte er unermüdlich, Luther sei noch keineswegs vor unverdächtigen Richtern gehört und ordentlich überführt. Er konnte angesichts seiner fortgesetzten Sorgfalt für die Äußerlichkeiten des Kultus, für Religion und Ceremonien nach wie vor versichern, daß er für seine Person mit Luthers Sache nichts zu schaffen habe. Mit Bedauern notirt sein getreuer Spalatin, wie er im Herbst 1520 während seines Kölner Aufenthalts an einem Tag sogar dreimal die Messe hörte. Aber als ganz unberührt von Luthers Lehre hätte er sich doch nicht bezeichnen dürfen; auch in ihm vertrugen sich Altes und Neues neben einander, wie in jenem Kreis der Nürnberger Reformfreunde, bei den Ebner und Nützel, die ihre Töchter den Schleier nehmen ließen und das Festmahl zu Ehren dieses Tages mit begeisterten Reden über Luther würzten. Friedrich selbst hat einen aus ihnen, Anton Tucher, mit sichtlichem Wohlgefallen „für einen guten Lutherer vermerkt". Und sein eignes religiöses Leben war, obgleich mit den kirchlichen Formen innig verwachsen, doch auf einen Punkt gelangt, von welchem aus ihm des Reformators Streben verständlich und sympathisch sein konnte; er hat einmal Staupitz gegenüber die unendliche Majestät und Gewalt der Schrift über alle menschlichen Spitzfindigkeiten und Traditionen in so beweglichen Worten bekannt, daß Luther allerdings berechtigt war hieraus auf eine ihm verwandte Seite des fürstlichen Gemüts zu schließen. Ohne einen derartigen Berührungspunkt hätte doch alles landesherrliche Bewußtsein und Gerechtigkeitsgefühl kaum genügt, um den ängstlichen Herrn über die wachsende Kühnheit seines Schützlings, sogar über die Schrift an den Adel hinwegsehen zu lassen. Der Erlaß und die Publikation der Bulle mußte dann wieder den Fürsten empfindlich verletzen und in seinem passiven Widerstand bestärken. Als im Nov. 1520 zu Köln die päpstlichen Nuntien in ziemlich herrischem Ton die Exekution des päpstlichen Urteils von ihm forderten, besprach er sich erst mit Erasmus, der hier scherzend herausfuhr, Luther habe eben das zweifache Verbrechen begangen die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche anzutasten, worauf er freilich seine schriftlichen Argumente gegen das römische Verfahren dem Spalatin rasch wieder abverlangte. Am

Digitized by Google

nächsten Tag wies Friedrich das Ansinnen der Nuntien mit Entschiedenheit zurück, wobei er allerdings mit bestem Fug seine Entrüstung über das Vorgehen Ecks verwerten konnte.

In der Tat hätte man für die Bulle, die bereits am 21. September in Meißen angeschlagen wurde, keinen verdächtigeren Träger finden können als diesen eingebildeten und leidenschaftlichen Gelehrten. Indem der neue apostolische Protonotar und Nuntius jene Vollmacht dazu mißbrauchte, an persönlichen Gegnern, wie an den Nürnbergern Pirkheimer und Spengler und dem Augsburger Kanoniker Adelmann, Rache zu üben, schadete er natürlich der von ihm vertretenen Sache, obwol er die Genugtuung hatte die Getroffenen empfindlich gedemütigt zu sehen. Sie mußten wohl oder übel bei dem Verhaßten selbst um die Absolution nachsuchen und alle Ketzerei abschwören, während freilich in Wittenberg wie überhaupt in Kursachsen der Bannstrahl unwirksam blieb. Die Universität Wittenberg ließ sich durch eine drohende Zuschrift Ecks nicht abhalten, die Publikation aus rechtlichen und politischen Gründen für untunlich zu erklären; schon wurde die Aufregung des Volks als Argument mit hineingezogen. Von dieser Aufregung bekam Eck ein gutes Teil zu spüren, als er die Veröffentlichung der Bulle in Leipzig und Erfurt durchsetzen wollte. Selbst an der Stätte seines vorjährigen Triumphs über Luther verfolgten ihn die Studenten mit Hohn und Drohungen; nicht besser erging es ihm in Erfurt, wo die akademische Jugend die Bulle als rechte bulla (Wasserblase) im Wasser schwimmen ließ, nachdem ein vorgeblich von der theologischen Fakultät herrührendes Plakat zu ihrer Vernichtung und zur Verfolgung der „Teufelsnuntien und Pharisäer" aufgefordert hatte. Eck hat, nachdem er unversehrt wieder in Ingolstadt eingetroffen war, für seine glückliche Rettung eine Votivtafel gestiftet. Aber auch der deutsche Episkopat zeigte sich nichts weniger als gut päpstlich; alle von Eck angegangenen Bischöfe vollzogen die Bulle nur nach längerem oder kürzerem Widerstand, die meisten erst nach Monaten. Das Mißtrauen gegen Eck, den die bambergischen Räte einen losen Buben und Narren schalten, die Überzeugung, daß er der eigentliche Urheber des unbequemen päpstlichen Vorgehens sei, blickt hinter den formellen Bedenken oft deutlich genug hervor. Der Bischof von Freising und Naumburg, Pfalzgraf Philipp, wollte, wie er Eck mitteilte, nach der Weisung des Apostels Paulus die Sache prüfen, ob sie von Gott komme oder nicht, und dann den Rat seines Metropoliten einholen; der letztere, der Cardinalerzbischof Matthäus von Salzburg, gab auf die Anfrage seines Suffragans zuerst gar keine eigentliche Antwort. Sträubte sich doch die Universität Ingolstadt selbst kurze Zeit gegen die Publikation; in Wien setzte sich die Majorität der Hochschule unter Connivenz des Bischofs der glaubenseifrigen theologischen Fakultät entgegen. Die weltlichen Fürsten, anfänglich sogar der entschiedenste Gegner Luthers, Georg von Sachsen, hielten zurück; Wilhelm von Baiern forderte einmal den Eck geradezu auf, die Bulle wieder außer Kraft zu setzen, da sie unter dem Volk Unwillen und Aufruhr veranlasse.

Digitized by Google

Es traf manches zusammen, um Luther und seine Freunde zeitweilig die Bulle als ein „Nichts" betrachten zu lassen; der Reformator glaubte wohl gelegentlich, als er von evangelischen Regungen in Venedig erfuhr, Gott werde vielleicht das italienische Volk zu Gunsten des Evangeliums erwecken. Aber mit dem Herannahen des jungen Königs mehrten sich die Zeichen, daß die Widersacher doch bereits einen mächtigen und unerschütterlichen Rückhalt besaßen. Konnte man gegen diese Gefahr die Lauheit der Bischöfe, die Haltung einiger Universitäten, die kecken Ausfälle eines Hutten ernstlich ins Treffen führen? Nicht für das ganze Reich, wie die päpstlichen Gesandten verlangten, aber für seine Erblande bewilligte Karl V. sofort die Vollziehung der Bulle; der Verbrennung von Luthers Schriften in Löwen folgten bald ähnliche Feuergerichte in Köln und Mainz, in letzterer Stadt freilich unter Spott und Drohungen des Volks gegen den anwesenden Nuntius. Immerhin war die Exekution des päpstlichen Verdammungsurteils damit eingeleitet, und zwar, was das Niederschlagendste war, durch den König selbst.

Cardinalerzbischof Matthäus von Salzburg.
Nach dem Kupferstiche von Daniel Hopfer.

Luther erhob sich in seiner vollen Größe, um den vereinigten höchsten Gewalten dieser Welt Trotz zu bieten. Noch niemals hatte ein einzelner Mensch der ganzen altgeheiligten Ordnung der Dinge mit solcher Rücksichtslosigkeit den Krieg erklärt. Wie Macht gegen Macht, so trat der Wittenberger Professor gegen Papst und Kaiser auf den Plan; Fluch gegen Fluch, Scheiterhaufen gegen Scheiterhaufen, das war seine Antwort. Es ist, wie seine Gegner sich ausdrückten, in dieser Erscheinung etwas Dämonisches, aber freilich nicht in ihrem Sinn, sondern nach der antiken Anwendung des Wortes auf alles, was gemeines Menschenmaß überragt; er selbst fühlte sich vom Geist getrieben, ein Werkzeug in der Hand des Gottes, vor dem er nicht mehr zurückschrak, mit dem er sich eins wußte.

Digitized by Google

Seit er gehört hatte, der königliche Hof wimmle von den Kutten der „Betteltyrannen", setzte er auf den jungen Herrscher keine Hoffnung mehr. Es geschah, wie der Psalmist geklagt hatte, daß die Fürsten und Gewaltigen sich auflehnten wider den Herrn und seinen Gesalbten. „Schwer ist es," so schrieb Luther an Spalatin (4. November), „allen Prälaten und Fürsten zu widersprechen, aber es gibt keinen andern Weg mehr, um der Hölle und dem Zorn Gottes zu entrinnen." Er sah im Gefolge der Bulle den unstillbaren Aufruhr kommen, aber er wollte nicht mehr die Fürsten, sondern alle Deutschen groß und klein an seine Seite rufen, an das Gewissen jedes Einzelnen sich wenden, auf daß keiner in der Todesstunde den Gehorsam gegen jene gottlosen Ungeheuer zu bereuen habe. „Denn wer dieser Bulle günstig ist oder nicht widerstreitet, der kann nimmermehr selig werden." Nachdem er in seinen ersten Gegenschriften absichtlich die Bulle als unecht behandelt und hier sowie in der erneuerten Appellation an ein Concil (vgl. S. 273) sich noch an den Kaiser und die Fürsten gewendet hatte, kennzeichnete er in deutscher Sprache die „Bulle des Endchrist" für alle Liebhaber christlicher Wahrheit; auf den Einwurf, er wolle die Laien den Pfaffen auf den Hals laden, entgegnet er, es wäre allerdings kein Wunder, wenn Fürsten, Adel und Laien den Papst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche über die Köpfe schlügen und zum Land ausjagten. Ja, alle wahrhaftigen Christen sollten die Bulle, die mehr als tausend Feuer verdient hat, mit Füßen treten und den römischen Antichrist und Doktor Eck seinen Apostel mit Schwefel und Feuer heim senden. Aber Luther begnügte sich nicht damit, den Papst in den zahlreichen Schriften, die ihm in jener erregten Zeit rascher als je von der Hand gingen, für einen verhärteten Ketzer zu erklären und kraft seiner Vollmacht als getaufter und gläubiger Christ zu verdammen. Er plante schon seit einiger Zeit eine Gegendemonstration auf die Verbrennung seiner Bücher; Spalatin berichtet am 3. Dezember ganz bestimmt hierüber an den Kurfürsten. Am 10. Dezember wurde die Wittenberger Studentenschaft zu dem „frommen und religiösen Schauspiel" eines Feuergerichts entboten, das „nach altem und apostolischem Brauch" an den gottlosen antievangelischen Büchern vollzogen werden sollte. Vor der Stadtmauer schichtete ein Magister den Scheiterhaufen und steckte ihn sammt den daraufliegenden päpstlichen Dekretalen in Brand, worauf Luther die Bulle in die Flammen warf mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Christus) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Damit ging er weg. Die Studenten ließen sichs nicht nehmen, dieser tiefernsten Szene ein übermütiges Satyrspiel nach ihrem Geschmack folgen zu lassen.

Es war das Feuerzeichen eines Kriegs auf Leben und Tod. Luther erzählte später, er habe bei seinem Schritt zuerst gezittert und gebetet, dann aber sei er fröhlicher geworden als jemals sonst in seinem Leben. Er empfand die ganze Schwere des Augenblicks und seiner eignen Verantwortung und Tags darauf suchte er den Ernst der Sache seinen Zuhörern recht nach-

Digitized by Google

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstichs von Daniel Hopfer aus dem Jahre 1523.

Digitized by Google

drücklich zum Bewußtsein zu bringen; damit sei's nicht genug, das Papsttum selbst müsse in Rauch aufgehen, jeder müsse wählen zwischen dem Reich des Papstes und dem Himmelreich, zwischen zeitlicher Gefahr und ewigem Tod; er wolle lieber hier in Gefahr sein als durch Stillschweigen die furchtbarste Last auf sein Gewissen nehmen. Ein begeisterter Hörer kann sich nicht enthalten seiner Aufzeichnung beizufügen, daß jedes Wort Luthers wahr sei, könne niemand in Zweifel ziehen, er wäre denn dümmer als ein Klotz, was freilich bei den Papisten sammt und sonders eintreffe; für alle unverdorbenen Kinder in Christo aber sei Luther ganz offenbar ein Engel des lebendigen Gottes.

Solche Stimmungen waren weit über Wittenberg hinaus verbreitet. Noch ganz anders als bisher Erasmus wurde Luther brieflich begrüßt, als heiligster Hoheprieſter und neuer Evangelist, von dem Basler Prediger Hedio sogar als Gott und Heiland. „In Deinen Schriften", ruft ihm Crotus zu, „haben die Kölner das Evangelium Christi, nein sie haben Christus selbst mit dem Evangelium verbrannt." Das Porträt in einer Ausgabe der babyloniſchen Gefangenschaft zeigt über dem Haupt des „himmlischen Luther" den heiligen Geist; auf andern Holzschnitten erscheint der Reformator in der Glorie. Und dennoch wird gerade damals dem Helden und Heiligen der Nation nicht selten ein Genosse an die Seite gegeben, aber in der Regel nicht wie kurz vorher noch Erasmus, sondern Hutten. Zwei sonderlich auserwählte kühne und erleuchtete Boten, von Gott geschickt, so sucht sie eine Flugschrift des Jahres 1520 dem jungen Kaiser zu empfehlen. Und auf den Holzschnitten zu Huttens Gesprächbüchlein stehen die beiden Männer der laeta libertas einander gegenüber, Luther mit dem Buch, Hutten im Harnisch: „Wahrheit die red ich", beginnt der Vers unter jenem, während dem Ritter die stolzen Worte gehören:

„Umb Wahrheit ich ficht,
niemant mich abricht,
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang."

Seit dem Sommer 1520 war in Huttens Lage eine Veränderung eingetreten, die ihn jeder Rücksicht auf das Bestehende zu entbinden schien. Vom Hof des Erzherzogs Ferdinand hatten ihn die Warnungen der Freunde vor schlimmen Absichten der Kurtisanen vertrieben, aber auch nach der Heimkehr glaubte er vor Dolch und Gift der Römlinge nicht mehr sicher zu sein, und als kurz darauf Erzbischof Albrecht wirklich vom Papst die Weisung erhielt gegen Hutten und dessen Schmähschriften ernstlich vorzugehen und das Gerücht in Umlauf kam, der Ritter solle gefesselt nach Rom geschleppt werden, blieb dem Bedrohten in der Tat, wie Albrecht dem Papst meldete, kaum ein anderes Asyl als die Burgen seines Freundes Sickingen. Denn er hatte nicht wie Luther den Schutz eines mächtigen Reichsfürsten und einer angesehenen Universität hinter sich. Sickingens Stellung aber war damals

Digitized by Google

Facsimile des Titels von Ulrich von Huttens „Gesprächbüchlin".

eine wirklich großartige, nach der Ansicht des Nuntius Aleander eine mehr als fürstliche. Seit Okt. 1519 Rat, Kämmerer und Hauptmann des jungen

Digitized by Google

Königs, von Karl bei seinem Eintreffen in Aachen äußerst huldreich aufgenommen, vermochte er diese Gunst noch durch ein unverzinsliches Darlehen von 20 000 Gulden zu befestigen; der Ritter besaß nicht etwa nur in Folge seiner Raubzüge, sondern vor allem durch glücklich betriebenen Bergbau die Mittel, um mit der verhaßten städtischen Geldmacht auf ihrem eigenen Gebiet rivalisiren zu können. Aber auch die geistigen Kräfte der Zeit maß Sickingen mit andern Augen als es in einem Stande hergebracht war, über dessen Durchschnittsniveau sein Ehrgeiz sich längst erhoben hatte. Hier wurde nun Hutten recht eigentlich sein Lehrer und der Anfang ihrer engeren Verbindung traf ja eben mit jener wachsenden Aufregung der Gemüter zusammen, die bald jeden Deutschen vor die Wahl stellte entweder lutherisch oder römisch zu sein. Hutten hatte allen Grund die festen Schlösser seines Freundes „Herbergen der Gerechtigkeit" zu nennen, denn seit der gefürchtete Kriegsmann eben durch Huttens Verdienst erst für die Sache des Humanismus und dann für die Reformation gewonnen war, hielt er sein Haus offen für jeden, den kirchliche Unduldsamkeit in Not und Gefahr brachte. Luther und Reuchlin hat er eingeladen, geistliche Vorkämpfer der „Lutherei" wie Butzer, Oekolampadius und andere hinter seine Mauern geborgen. Zu seinen Schützlingen gehörte seit dem Herbst 1520 der heimatlose Hutten und es reizt immer wieder die Einbildungskraft, sich das winterliche Zusammensein der beiden auf der Ebernburg auszumalen. Sickingen, völlig ungebildet, aber von durchdringendem Verstand und rascher Auffassung, empfand bald die packende Kraft von Luthers Sprache und Argumentation; er hätte wie Lazarus Spengler von sich sagen können, daß ihm sein Leben lang keine Lehre oder Predigt so stark in seine Vernunft eingegangen sei. Bekanntlich hat er dann einmal selbst zur Feder gegriffen, um einen lutherfeindlichen Standesgenossen zu bekehren. Hutten glaubte seinen Helden gefunden zu haben, den geborenen Feldherrn im Kampf für Wahrheit und Freiheit. Am 31. Dezember widmete er die deutsche Ausgabe seiner Gespräche dem Freund, an welchem man „ohne Schmeicheln und Liebkosen" sehen könne, daß „deutsch Blut noch nicht versiegt noch das adelige Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt" sei. Er wünscht ihm nicht Ruhe, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäfte.

Was sich Hutten als das Hauptziel einer solchen Heldenarbeit dachte, geht aus der Titelillustration des Gesprächbüchleins deutlich hervor. Wir sehen den Papst mit seinem geistlichen Haufen schreiend und flüchtend den Speeren eindringender Reiter und Landsknechte gegenüber. Es ist der gewaltsame Sturz des hierarchischen Regiments, den Hutten damals heftiger als je zu fordern anfing. Schwerthiebe und Brandfackeln sind seine Schriften aus jener Zeit; niemals ist die Revolution aufreizender, feuriger, erbarmungsloser gepredigt worden.

Schon im September 1520 wagte Hutten in seinem Sendschreiben an den König Karl und den Kurfürsten Friedrich die Notwendigkeit einer gründ-

Digitized by Google

lichen Umwälzung offen darzulegen. Den Kern seines Programms bildet natürlich eine große Säkularisation der geistlichen Güter und die Beseitigung des päpstlichen Primats; starke Reduktion der Geistlichkeit — unter hundert seien 99 überzählige — sowie ihrer Einkünfte, Aufhebung der Klöster, kirchliche Unabhängigkeit Deutschlands, das seien die Mittel, wodurch zugleich der kirchlichen Corruption und der Schwäche des Staats abgeholfen werden könne. Hutten hat sich die beste staatliche Verwendung des verfügbaren Kirchenguts wenigstens in großen Zügen klar gemacht; neben Bildungszwecken und Armenpflege soll vor allem ein großes Reichsheer aus dem neugebildeten „gemeinen Schatz" bestritten werden; jene zahlreichen und kräftigen Elemente der Nation, die gegenwärtig vom Raub lebten, würden dann im Sold des Reichs ein ehrenhaftes Auskommen finden. Also Geld und Soldaten will Hutten dem Reich bieten, aus den ritterlichen Friedensstörern und herrenlosen Landsknechten ein nationalen Zwecken dienstbares Heer schaffen. Er berührt sich mit den Gedanken der Reichsreformer des XV. Jahrhunderts, aber es ist bemerkenswert, wie auf diesem Gebiet praktischer Vorschläge der Mönch und Professor Luther weit fruchtbarer und weniger verschwommen ist als der humanistische Ritter, der sich fast immer im Allgemeinsten bewegt.

In seinem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, dem die Aufforderung sich zu ermannen nicht viel Eindruck gemacht haben wird, fragt Hutten, bereits an den Fürsten irre geworden, ob keiner da sei, der um gemeiner Freiheit willen mit ihm zu sterben wage. Diesen Ruf hat er nun kurz darauf an die Gesammtheit des deutschen Volks ergehen lassen. Er begann deutsch zu schreiben und zu dichten. So wenig diese Poesien vom ästhetischen Standpunkt aus zu befriedigen vermögen, ihre gewaltige Wirkung auf die Zeitgenossen vermag doch auch der moderne Leser leicht zu begreifen. Denn unter dem Schwall des Lehrhaften und Prosaischen, wie es jene Zeit am Dichter zu schätzen gewohnt war, machen sich Töne vernehmlich, die wie Trompetengeschmetter das Herz höher schlagen machen, und dann wieder, wie Strauß so schön gesagt hat, rührende Stellen, „wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird". Mit vollem Recht durfte der Dichter, der um nicht schweigen und heucheln zu müssen seine ganze Existenz aufs Spiel setzte, seiner Uneigennützigkeit sich rühmen, durfte er es aussprechen, daß weder die Tränen seiner frommen Mutter noch irgend etwas auf der Welt ihn davon abhalten könne, den begonnenen Kampf für die Wahrheit dem Vaterland zugut auszukämpfen. Und wie erhebt er seine Stimme in der „Klag und Vermahnung gegen dem übermäßigen unchristlichen Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". Noch wendet er sich vertrauensvoll an den „werten König" Karl als den Hauptmann, Anheber und Vollender, dem allein zu Ehren und Untertänigkeit er ganz Deutschland erwecken will.

Digitized by Google

„Latein ich vor geschriben hab,
Das was eim yeden nit bekandt.
Yetzt schrei ich an das vatterlandt
Teutsch nation in irer sprach."

Der stolze Adel und die frommen Städte sollen sich unter kaiserlicher Führung vereinigen, um die geistliche Tyrannei zu brechen:

„Yetzt ist die zeit zu heben an
vmb freyheit kryegen, got wils han. — —
Herzu ir frommen Teutschen all,
mit gottes hilff, der warheit schall,
ir landtsknecht, vnd ir reuter gut,
vnd all die haben freyen mut,
den aberglauben tilgen wir,
die warheit bringen wider hir.
Und dweil das nit mag sein in gut,
so muß es kosten aber blut. — —
Vil harnesch han wir, vnd vil pferd,
vil hallenbarten, vnd auch schwerd.
Vnd so hilfft freuntlich manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weyter yemants nach,
mit vns ist gottes hilff vnd rach. — —
Wer wolt in solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt, das ist mein reim."

Es ist das Thema des Pfaffenkriegs, seit langer Zeit ein Lieblingsstoff der Prophezeiung, der Astrologie und der volkstümlichen Zukunftsbilder (vgl. S. 145 ff.; 153). Hutten dachte freilich kaum an diesen ihm fern liegenden Ideenkreis, sondern indem er sein Thema mit wahrer Virtuosität in den mannigfaltigsten Tonarten behandelte, standen ihm bestimmte historische Tatsachen vor Augen: einmal das alte Recht des Kaisers auf die Besetzung des römischen Stuhls, das nach seiner Ansicht von Karl dem Großen wieder erneuert, nach dessen Tod aber in dauernden Verfall geraten war, dann das Beispiel der husitischen Revolution, deren deutschfeindliche Tendenz für ihn völlig in den Hintergrund trat. Er feiert nicht nur wie Luther den Hus als einen Märtyrer der Wahrheit, sondern er wagt es geradezu einen Mann, dessen Name Generationen hindurch in Deutschland nur mit Grauen und Abscheu genannt worden war, den furchtbaren „Gotteskrieger" Zizka, als den Befreier seines Vaterlandes, Züchtiger der Pfaffen und Rächer des „heiligen" Hus, von den Anklagen einer parteiischen Überlieferung freizusprechen und seinem Freund Sickingen zum Vorbild aufzustellen. Denn was anders bedeutet die Sickingen in den Mund gelegte Verherrlichung des großen tschechischen Feldherrn in einem jener lateinischen Dialoge, die Hutten im Januar 1521 mit einer Widmung an den Pfalzgrafen Johann von Simmern herausgab? Wie ein roter Faden zieht sich die Hoffnung auf den kommenden Pfaffenkrieg und auf Sickingen als den deutschen Zizka durch mehrere Ge-

Digitized by Google

spräche, von welchen gleich das erste, den Kampf der päpstlichen Bulle mit der deutschen Freiheit und dem „Bullentöter" Hutten höchst dramatisch schildernd, im entscheidenden Augenblick den „Gastfreund Franz" an der Spitze von hunderttausend Mann anrücken läßt. Mit genügender Deutlichkeit setzt dann Hutten in den späteren Dialogen sein Revolutionsprogramm auseinander, meist unter der Maske Sickingens, den er die Absicht äußern läßt, entweder den Kaiser irgendwie zur Entfernung seiner pfäffischen Berater zu veranlassen oder im äußersten Notfall etwas auf eigne Gefahr zu wagen. Es ist zu beachten, wie die vormalige Hoffnung auf den jungen Fürsten hier bereits so gut wie ganz geschwunden ist; seine Abhängigkeit von klerikalen Einflüssen erscheint als fast unheilbar und Hutten kann die Warnung nicht unterdrücken, daß ein dem Schlechten so leicht zugänglicher Fürst ebenso leicht und in kurzer Zeit sein eignes Verderben heraufbeschwören könnte. Im letzten Gespräch, worin vier Klassen von „Räubern" charakterisirt und die vielverschrienen Stegreifritter als die harmlosesten, dagegen neben den Kaufleuten und den Juristen die Geistlichen als die allergefährlichsten hingestellt werden, befürwortet Hutten, bei allem Hervortreten seiner Standesvorurteile, die enge Verbindung von Adel und Bürgertum gegen den gemeinsamen Feind; er und Sickingen reichen schließlich einem Commis der Fugger, den Hutten anfangs mit den gröbsten Mißhandlungen bedroht, die Hand zur Versöhnung.

Daß Hutten die ernstliche Absicht hatte seine Worte in Taten umzusetzen, daß er mehr als ein Projekt mit sich herumtrug, die Gegner zu schrecken, dürfen wir ihm gewiß glauben. Einen geplanten Handstreich gegen die päpstlichen Legaten hätte Luther selbst gern gelingen sehen. Im November 1520 kündigte Hutten dem Erasmus ganz zuversichtlich an, er werde demnächst zu den Waffen greifen; durch Luther und Spalatin meinte er sogar die unmittelbare oder mittelbare Unterstützung des Kurfürsten Friedrich erreichen zu können. Aber wie schlecht kannte doch der begeisterte Ritter die innerste Natur seines großen Bundesgenossen in Wittenberg, der allerdings wiederholt dem Gedanken an eine gewaltsame Reinigung und Umgestaltung der verderbten Kirche Raum gegeben hatte und trotzdem vor der herannahenden Wirklichkeit des oft verkündigten Aufruhrs erschrak. Noch immer glaubte Luther, das Gottesgericht über die verstockten Romanisten werde schwerlich unterbleiben können, aber er selbst wollte höchstens der Prophet, nicht der Mitschuldige sein. Es erschien ihm unwürdig, den „wehrlosen Haufen des Klerus" wirklich mit Schwert und Spieß anzufallen, wobei er freilich vergaß, daß die mächtige deutsche Geistlichkeit, wie Sickingen bald darauf erfahren sollte, ganz und gar nicht für wehrlos gelten durfte, sondern nötigenfalls auch ihre Reiter und Landsknechte ins Feld stellen konnte. Aber es widerstrebte ihm eben durchaus, wie er Hutten auf jene Anfrage auseinandersetzte, jede Anwendung von Gewalt zu Gunsten des Evangeliums. „Durch das Wort," schreibt er an Spalatin, „ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden: so wird sie auch durch das Wort

Digitized by Google

wiederhergestellt werden; und auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so wird er ohne Gewalt zermalmt werden durch das Wort." Gewiß stimmt das keineswegs mit manchen ganz anders klingenden Äußerungen des Reformators überein, aber Luther würde bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Sprache es sicher niemals übers Herz gebracht haben, die leibliche Mißhandlung oder Vernichtung eines Gegners mit jener salbungsvollen Unbarmherzigkeit anzusehen, in welcher die kirchlichen Ketzerrichter eine so traurige Meisterschaft besaßen. Übrigens hatte der grimmige Hutten selbst kurz vorher einen von diesen Herren und zwar keinen geringeren als den verhaßten Hochstraten, der ihm unterwegs in die Hände geraten war, nicht getötet, sondern wieder laufen lassen. Was aber jedenfalls mehr als Luthers Zurückhaltung den Rachegedanken des Ritters einen Zügel anlegte, war die Politik seines Freundes Sickingen. Der rechnete zunächst auf die kaiserliche Gunst, vor allem auf eine bedeutende Rolle in dem bevorstehenden französischen Feldzug und begnügte sich damit, am Hofe seinen Einfluß zu Gunsten Huttens geltend zu machen, dem er dringend empfahl, vorerst die Gegner durch das Übermaß ihrer Frechheit sich selbst schaden zu lassen.

Wir sehen, wie die auswärtigen Verhältnisse auf die eigentümlich deutsche Bewegung herüberzuwirken beginnen. Der Streit des Geistes, bisher doch fast ausschließlich innerhalb der Nation und in engstem Zusammenhang mit ihren besonderen Interessen geführt, sollte jetzt unlösbar in die großen europäischen Händel verflochten werden und bei seiner Entscheidung sollten Kräfte mitspielen, die mit seiner ursprünglichen Natur und Richtung keinerlei Verwandtschaft hatten. Mochte Luther in felsenfestem Vertrauen auf den unzweifelhaften endlichen Sieg des Worts alle etwaigen Einmischungsversuche des Fürsten dieser Welt noch so sehr verachten, mochten Hutten und seine Gesinnungsgenossen noch so laut den nationalen Gesichtspunkt als den für die Beurteilung deutscher Dinge einzig zulässigen verkündigen: sie waren doch gezwungen, sich mit dem Kaiser auseinanderzusetzen, und zwar mit einem Kaiser, dessen Machtgebiet nicht in der Phantasie, sondern in voller Wirklichkeit einen Vergleich mit der Weltherrschaft seiner altrömischen Vorgänger am Reich zuließ. Da hatte man ja das lang Ersehnte, was der politischen Ohnmacht Deutschlands gefehlt hatte, ein Reichsoberhaupt, mit dessen Größe keiner der Fürsten auch nur von ferne sich messen konnte. Welche Aussichten, wenn „Karolus das edel Blut" der vielbeklagten Zersplitterung ein Ende machte, den „einigen Gewalt", die Monarchie aufrichtete! Wenn er, von der nationalen Bewegung ergriffen, die Pfaffenherrschaft brach und Rom wieder zur Kaiserstadt machte, wenn er sich mit Beratern wie Erasmus, Luther, Hutten, Sickingen umgab! Solche und ähnliche Hoffnungen oder Wünsche regten sich in den gebildeten Kreisen der Nation und fanden ihren Ausdruck in einer ganzen Literatur von Sendschreiben, Dialogen, Gedichten, Prophezeiungen und Flugschriften, von welchen allerdings nicht viele bis zu Karls Person gedrungen sein werden. Man stellte ihn wohl seinem Vor-

Digitized by Google

gänger Carolus Magnus als Carolus Maximus an die Seite. Von einer nüchternen Beurteilung der Weltlage sind aber die Äußerungen der Humanisten und Theologen ebenso weit entfernt als die einfachen Männer aus dem Volk, die in ihren holprigen Versen den lang erwarteten kaiserlichen Reformator begrüßten. Wenn ein Volkslied den „edeln Stamm von Österreich" mit einer ungeheuren Macht von Spanien übers Meer daher kommen und dem Papst die Anerkennung verweigern läßt, so ist die naive Unwissenheit des Verfassers keineswegs ärger als wenn die Humanisten nicht müde werden, einem Fürsten, der soeben alle Hebel in Bewegung setzte, um im kommenden italienischen Krieg den Herrn des Kirchenstaats auf seiner Seite zu haben, die päpstlichen Einkünfte aus Deutschland und den ganzen Jahrhunderte hindurch gesammelten Raub der Kurie zur Bestreitung der Kriegskosten anzubieten. Diese leidenschaftlich erregte Generation, in welcher die Wiederbelebung des nationalen Gedankens mit dem Kraftgefühl materiellen und geistigen Fortschritts und mit einer tiefgreifenden Neugestaltung des religiösen Lebens zusammentraf, hatte kein Verständniß für die kühle Berechnung eines diplomatischen Schachspiels, in dessen Zügen und Combinationen die ungeheure Gährung Deutschlands bisher so gut wie gar nicht mit veranschlagt worden war. Nichts kann die Kluft zwischen der ganz mit sich beschäftigten Nation und dem übrigen Europa deutlicher aufzeigen als jene Combination, wodurch die Gestalt eines Luther zuerst in den Gesichtskreis der kaiserlichen Politik gerückt wird. Im Mai 1520 schrieb der Gesandte Juan Manuel aus Rom, Karl möge in Deutschland einem gewissen Mönch, der sich Bruder Martin nenne, heimlich einige Gunst angedeihen lassen, falls der Papst die antifranzösische Allianz durchaus nicht abschließen oder wieder verlassen wollte; nur für diesen äußersten Fall lasse sich übrigens ein solches Mittel empfehlen. Der Mann, welcher wie kein anderer die Eigenart, das Wollen und das Gewissen des deutschen Volkes verkörperte, galt den politischen Spielern höchstens als eine nach Bedürfniß vorzuschiebende oder preiszugebende Figur.

Die Staatskunst der Renaissance hatte ihr ausschließliches Ziel, die Macht, so völlig von jeder Fühlung mit den sittlichen Begriffen gelöst und der hochentwickelte Individualismus der modernen italienischen Kultur hatte zugleich so gründlich aller ernsthaften Teilnahme am Wohl und Wehe der Massen entsagt, daß die fremden Beobachter in ihrer großen Mehrzahl die wahre Natur der deutschen Bewegung nur sehr schwer und unvollkommen zu begreifen vermochten. Nichts ist charakteristischer als die Berichte des päpstlichen Bibliothekars und Nuntius Hieronymus Aleander, der mit dem jungen Kaiser den Rhein herauf zog und dem Wormser Reichstag beiwohnte. Ein hervorragender Humanist, an Kenntniß Deutschlands vielen seiner italienischen Landsleute überlegen, kommt doch auch er über das Vorurteil nicht hinweg, daß eigentlich jeder Mensch seinen Preis haben und jede Handlung aus möglichst niedrigen Motiven erklärt werden müsse. Es fehlt ihm eben das Organ, um die ungeheure Macht des unbefriedigten religiösen Be-

Digitized by Google

dürfnisses zu fühlen; den Spott über den abgebrauchten römischen Apparat des Segnens und Fluchens verwechselt er mit religiöser Indifferenz, woran die Deutschen des XVI. Jahrhunderts wahrlich nicht krankten, und für den Fall, daß sein immer wieder angepriesenes Universalmittel der Bestechung, mit Geld und Gefälligkeiten, „Hüten und Hütchen", nicht anschlagen sollte, weiß er keinen andern Ausweg mehr als die Sache im Blut zu ersticken. Und dennoch hat er wenigstens die Größe der Gefahr erkannt und den Wunsch nicht unterdrückt, seine römischen Freunde möchten nur den hundertsten Teil dieser deutschen Gährung wirklich vor Augen haben. Dem Italiener mußte freilich das Schauspiel einer ganzen in wilde Erregung versetzten Nation eben so neu als unheimlich sein. „Neun Zehntel von Deutschland", schreibt er einmal, „schreien „Luther" und das übrige Zehntel wenigstens „Tod dem römischen Hof" und jedermann verlangt und schreit nach einem Concil." Er findet den größten Teil des Klerus, alle Juristen und vor allem die „verdrießlichen Grammatiker und Poeten", die Reuchlinianer und Erasmisten auf Seiten Luthers; zu ihnen gesellen sich als ein besonders gefährliches Element die herabgekommenen Ritter, der „Schuft" und „Satyr" Hutten mit seinesgleichen. „Ich kenne", urteilt er, „ziemlich genau die Geschichte dieser Nation, ihrer Ketzereien, Concilien und Schismen; noch niemals war die Lage so ernst. Damit verglichen war das Schisma zwischen Heinrich und Papst Gregor VII. nichts als Veilchen und Rosen. Und diese tollen Hunde", fügt er nachher bei, „sind mit Wissenschaften und Waffen wohl gerüstet und wissen viel Rühmens zu machen, daß sie nicht mehr unvernünftige Bestien seien wie ihre Vorfahren, daß Italien das Monopol der Wissenschaften verloren und daß der Tiber sich in den Rhein ergossen habe."

Es gab noch andere lutherische Volksschichten als die humanistische und ritterliche, Regionen, die der gebildete Italiener in der Regel ganz übersah, wenn ihm nicht die plumpen Demonstrationen dieses „Pöbels" gelegentlich Verachtung oder Widerwillen erregten. Deutsche Beobachter sahen hier klarer; seit dem Jahr 1520 begannen Luthers Gegner die politische Gefährlichkeit seiner Lehre, die zum Hussitenkrieg und zum Bundschuh führen müsse, in ihrer Polemik zu verwerten, aber auch unter den Freunden, in dem „Regen" von namenlosen oder pseudonymen Flugschriften taucht die Gestalt des „Karsthans" mit dem Dreschflegel auf, „der die heilig gschrift jez auch verstat" und seine Argumente mit der Faust zu bekräftigen liebt. Schon wird unter seiner Maske die „Rechtfertigung" der Obrigkeit durch die Untertanen empfohlen; auch zu unsern Zeiten seien oft König, Kaiser, Bischof, Papst an ihren verderblichen Vornehmen „durch ihre Räte, Regenten, Parlament, Widersprechung der Gemeinen" gehindert worden. Eine Verbindung der kirchlichen mit der sozialen Revolution kündigt sich an; ungefragt wird Luther zum Abgott der revolutionslustigen Bauernschaft gemacht, deren alte Pfaffenfeindschaft und Hoffnung auf die „Gerechtigkeit Gottes" leicht genug der Anziehungskraft der neuen evangelischen Losungsworte folgten.

Digitized by Google

In eine ihm unbekannte Welt trat der zwanzigjährige Herrscher, von einem Enthusiasmus begrüßt, dessen Sprache er nicht verstehen konnte. Nur eine ganz außergewöhnliche Empfänglichkeit und Frische des Wesens hätte über dieses Hinderniß weghelfen können. Hier war nichts davon zu spüren. Der astrologische Wahnglaube der Zeit stieß sich daran, daß Karl unter dem Unheilsplaneten Saturn geboren sei, aber er sollte in der That sich zum „ganz saturnischen Menschen" entwickeln, greisenhaft von Jugend auf, selbst nicht glücklich, andern zum Unheil.

Digitized by Google

IV. Der Wormser Reichstag und die ersten Siege der Reformation.

Während Deutschland auf dem besten Wege war sich einer geistlichen Weltherrschaft zu entziehen, deren Aufrichtung nicht zum kleinsten Teil sein Verdienst gewesen war, vertrat ihm die weltliche Universalmonarchie noch einmal die Bahn. Die oft gerühmte Verbindung der Nation mit diesem internationalen Prinzip hatte bereits die schwersten Opfer gefordert, eine gedeihliche politische Entwicklung für Jahrhunderte unmöglich gemacht; jetzt schuf sie eine geradezu verzweifelte Lage. Nur die politische Unmündigkeit der Deutschen jener Zeit konnte einen Augenblick der Hoffnung leben, daß die gewaltige Macht dieses spanischen Königs ganz besonders ihrem heiligen römischen Reich zu Gute kommen werde, um dessen Krone ja eben erst die vornehmsten Häupter der Christenheit gerungen hatten. Und man darf immerhin zugeben, daß der Gedanke einer kaiserlichen Reformation von Kirche und Reich nichts unerhörtes war, daß Karl V. selbst sich später mit diesem Gedanken ernstlich eingelassen hat, freilich nach eigner Auffassung und im schärfsten Gegensatz zu den nationalen Wünschen. Dieser Gegensatz aber trat gleich bei der ersten Berührung so schneidend hervor, daß ein friedliches und fruchtbringendes Zusammenwirken des Herrschers und der Nation von vornherein ausgeschlossen war.

Wir müssen versuchen uns die außerordentlich schwierige Situation des jungen Kaisers zu vergegenwärtigen. Daß er trotz seiner Jahre die feste Absicht hatte seine Pflicht zu tun, steht außer Zweifel; daß er keine geniale Natur war, kann tief beklagt werden, aber ihm nicht zum persönlichen Vorwurf gereichen. Die Zeit verlangt eben zuweilen umsonst ihren Mann.

Vor allem: wie stand es eigentlich mit den realen Grundlagen einer Weltmacht, deren Ausdehnung gewiß höchst imponirend und deren jüngster Zuwachs im fernen Westen damals noch gar nicht zu übersehen war? Äußerlich betrachtet hätte Frankreich mit dieser Ländermasse, mit dieser Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel überhaupt nicht rivalisiren können. Aber dafür besaßen die Kräfte, über welche Franz I. gebot, den Vorzug einer weit größeren Concentration und Schlagfertigkeit; nirgends in der Welt vermochte der Herrscher so leicht wie in Frankreich seinen Ehrgeiz zu „nationalisiren" und durch die Aufregungen der auswärtigen Politik wichtige innere Fragen in Vergessenheit zu bringen. Erst allmählich hat Karl V. in seinem Hauptland Spanien der Monarchie eine ähnliche Stellung gesichert, aber in seinen

Digitized by Google

Anfängen machten sich doch die räumliche Trennung der zahlreichen Herrschaftsgebiete, die starke Ungleichheit seiner eignen Herrschaftsrechte in den verschiedenen Landschaften, die noch stärkeren Gegensätze der unvereinbaren Sonderinteressen, kurz alle Umstände einer bloßen Personalunion im höchsten Maße fühlbar. „Seine Macht war zugleich seine Schwäche", wie Baumgarten sich völlig zutreffend ausdrückt. Sehen wir zunächst von den transozeanischen Besitzungen ab, so gliedert sich das europäische Machtgebiet des Hauses Habsburg — denn von einem wirklichen Gesammtstaat ist ja nicht zu reden — in die vier Hauptgruppen der spanischen, burgundischen, deutschen und süditalienischen Lande; noch fehlte ja Mailand sowie die Kronen von Böhmen und Ungarn. Unübersehbar ist die Vielheit von fürstlichen Rechten, deren Vereinigung sich nur in einer endlosen und schwerfälligen Folge von Titeln wiedergeben ließ; König sein hieß etwas anderes in Castilien als in dem fast republikanischen Aragon, während der gleiche Fürst in Brabant als Herzog, in Antwerpen als Markgraf, in Holland und Zeeland wie in Flandern als Graf regierte. Überall erscheint die Monarchie durch ständische Institutionen eingeschränkt; sie muß in Spanien mit den Cortes der einzelnen Königreiche, in Sizilien mit dem Parlament, in den Niederlanden mit den Generalstaaten und zuweilen noch mit den einzelnen Provinzen oder Städten, in Deutschland mit dem Reichstag verhandeln, um die reichlich vorhandenen Finanzquellen für ihre Zwecke in Fluß zu bringen. Man hat freilich vor der Kaiserwahl den deutschen Fürsten Verzeichnisse von Karls Herrschaften und Einkünften vorgelegt, deren scheinbare Genauigkeit die übertriebensten Vorstellungen zu erwecken geeignet war; nicht weniger als fünfundzwanzig Königreiche figuriren neben einer Unzahl von kleineren Gebieten, darunter freilich auch die Krone von Jerusalem, das Herzogtum Athen und so manches näherliegende Stück, welches zur Zeit dem rechtmäßigen Besitzer entzogen sei; dafür werden „die Inseln von Indien und Hartland des ozeanischen Meers" mit ihrem Goldreichtum, der wohl „als lange als stehen wird die Welt" nicht zu erschöpfen sein dürfte, nach Gebühr hervorgehoben, aus den spanischen, italienischen und amerikanischen Landen allein dem König ein Jahreseinkommen von fünfthalb Millionen Dukaten zugeschrieben. „Hätte er sie gehabt", meint Baumgarten, „so würde die Welt einen andern Gang genommen haben." Man bedenke, daß in dieser Berechnung die Niederlande nicht mit veranschlagt sind, die ein venezianischer Staatsmann mit vollem Recht als die wahren Goldbergwerke und Indien des Kaisers bezeichnet hat; daß die Einkünfte des Königs von England auf nur 350 000 Dukaten geschätzt wurden. Aber einmal blieb der Gewinn der spanischen Regierung aus den Metallschätzen der andern Welt lange Zeit, bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, ein sehr mäßiger und dann hören wir fortwährend von der Geldnot Karls V., der weit davon entfernt mit den regelmäßigen Erträgnissen seiner Finanzen auszukommen vielmehr zu allen erdenklichen Hülfsmitteln, auch zu Verpfändungen und Anleihen gegen Wucherzinsen greifen mußte,

Digitized by Google

um den allerdings hoch gesteigerten Anforderungen seiner auswärtigen Politik gerecht zu werden.

Im Dienste dieser weltumfassenden Politik, deren weiter und weiter greifende Tendenz sich mit Notwendigkeit aus der Natur des ererbten spanisch-habsburgischen Staatsungetüms ergab und dem jugendlichen Erben weder zum Verdienst noch zum Vorwurf gemacht werden darf, sollten nun, das war die große Aufgabe, die zersplitterten und divergirenden Kräfte aller Beherrschten zusammengefaßt werden. Der erste Versuch in Spanien, der gleich den Fortbestand des ganzen Machtbaus in Frage zu stellen drohte, ist für die innere Entwicklung Karls V. ungemein folgenreich, man möchte fast sagen entscheidend gewesen. Denn hier trat ihm die Unvereinbarkeit seiner Monarchie, wie er sie nun einmal überkommen hatte, mit der gewaltigen Entwicklung der nationalen Elemente recht greifbar vor Augen; daß seine Wege und die Wege seiner Völker nicht zusammengingen, daß er die Völker nur mit Gewalt in seine Bahnen zwingen könne, ist ihm dann durch eine Reihe von verwandten Erfahrungen zum unerschütterlichen Grundsatz geworden.

Die Spanier waren rasch bei der Hand, eine Fremdherrschaft unerträglich zu finden, die sie nachmals mit Zinsen heimzahlen sollten. Nach ihrer Ansicht hatten sie in der Gesellschaft der christlichen Nationen jenen Vorrang zu beanspruchen, der bei den einzelnen Völkern dem Geburtsadel zukam; ihr eignes vornehmlich in Castilien entwickeltes Lebensideal war ein durch und durch aristokratisches und eine gewisse Parallele zwischen dem Stolz des Hidalgo und des altattischen Eupatriden, zwischen der griechischen Geringschätzung des zur Kalokagathie untauglichen Banausen und der spanischen Verachtung aller bürgerlichen Arbeit läßt sich kaum von der Hand weisen. Aber wie hätten Italiener und Niederländer, die Söhne einer großartigen städtischen Kultur, in dieser nationalen Abkehr von den materiellen Interessen einen Vorzug sehen sollen? Die Begleiter Karls auf seiner ersten spanischen Reise betrachteten nicht ohne Ironie jene „Edelleute" ohne Schuhe und Strümpfe, die ihnen an der asturischen Küste entgegentraten und bei aller Armseligkeit dem König doch sogleich mit einem Stiergefecht aufwarteten; gleich den größten ihres Standes durften sie sich der Steuerfreiheit rühmen, während die arbeitenden Klassen (pecheros) ihren Namen selbst vom Steuerzahlen führten. Aber auch den Granden gegenüber bemühte sich Karls niederländische Umgebung nicht das Gefühl der Überlegenheit zu verbergen. Gleich nach seiner Ankunft hatte der junge König den Mitbegründer und treuen Wächter der spanischen Monarchie, den greisen Cardinal Jimenez, seine künftige Entbehrlichkeit in einer Weise fühlen lassen, die nicht zu rechtfertigen ist; als der Cardinal starb, ohne seinen neuen Herrn gesehen zu haben, fiel sein Erzbistum Toledo an einen niederländischen Knaben, den Neffen des allmächtigen Chièvres; ein andrer Niederländer, Sauvage, wurde Großkanzler von Castilien. Die wachsende Erbitterung der Spanier trat unbequem genug

Digitized by Google

in der widerwilligen Haltung der verschiedenen Cortes hervor, während ein Herr wie der Herzog von Alba die Aufforderung des Königs ihn nach Aragon zu begleiten ganz offen ablehnte, da er nach solcher Behandlung seine Zeit nicht länger verlieren wolle. Und von den castilianischen Procuradoren mußte sich Karl belehren lassen, daß der König, als besoldeter Beamter (mercenario) seiner Untertanen, die ihm ihre Person und Einkünfte zur Verfügung stellten, seinerseits dafür zur Wahrung der Gerechtigkeit verpflichtet sei. In ihren achtundachtzig Bitten entwickelten sie ein Reformprogramm, das die verschiedenartigsten Mißstände, vor allem die Übergriffe der Kurie, das Wachstum der toten Hand, den Druck der Inquisition, aber auch die Entwaldung des Landes, die Geldausfuhr berührte; daß man besonders dringend die Ausschließung der Fremden von spanischen Ämtern, die baldige Vermählung des Königs, die Belassung des Infanten Ferdinand in Castilien wünschte, beruhte auf der wohlbegründeten Ansicht, daß nur ein sorgfältiges und wahrhaft nationales Regiment das Land vor einer drohenden Erschütterung bewahren könne. Denn Spaniens innere Verhältnisse waren damals nicht danach angetan, um eine so gewissenlose Behandlung zu vertragen, wie sie ihnen von Seiten des geldgierigen Chièvres und anderer fremder Eindringlinge zu Teil wurde. Wie diese Herren nur darauf bedacht schienen möglichst viel aus dem unerfreulichen spanischen Aufenthalt herauszuschlagen, so lagen die Interessen des jungen Königs selbst doch ebenfalls zu sehr außerhalb eines Landes, das er zunächst nur zur finanziellen Deckung seiner kaiserlichen Politik auszubeuten wünschte. Man setzte in Castilien eine außerordentliche Bewilligung von 600 000 Dukaten durch, aber ihre Erhebung wurde nicht dem Versprechen gemäß den Städten überlassen, sondern den Wucherern, denen man, um den deutschen Kurfürsten die versprochenen Summen zahlen zu können, die ganze Steuer verkauft hatte. Man bediente sich in Aragon und in Valencia unbekümmert einer beginnenden populären Bewegung, um auf die höheren Stände einen Druck ausüben zu können, und trieb dann zur Abreise nach England und Deutschland, während die Revolution in Castilien selbst bereits ausgebrochen war. Unter dem Läuten der Sturmglocke und mit Anwendung von Gewalt entfloh der König aus Valladolid durch das einzige noch unverschlossene Tor. Die Mönche fingen an den Aufruhr zu predigen; am 21. April 1520 war das Königsschloß zu Toledo in den Händen der revolutionären Commune. Erst einen Monat später verließ die Flotte des Königs, bis dahin durch widrigen Wind aufgehalten, die spanische Küste. Das unglückliche Land glich in der nächsten Zeit wirklich, wie ein spanischer Prälat an den Kaiser schrieb, einem Sterbenden, der bereits die letzte Ölung empfangen hat. Nur in wenigen Zügen dürfen wir uns die Revolution der Comuneros vergegenwärtigen, deren Verlauf, so wichtig auch der Ausgang für Karl V. und die fernere Entwicklung der europäischen Dinge war, doch allzufern von der übrigen Welt sich abspielt.

Digitized by Google

Kaum daß die Politik des benachbarten Frankreich einige Fühlung mit diesen Ereignissen sucht, welche die inneren Schäden der vielgefeierten Regierung der katholischen Könige unerbittlich aufdecken und zugleich einen letzten verzweifelten Versuch darstellen in Spanien dem Bürgertum eine würdige Stellung im Staatsleben zu erringen. An politischer Einsicht mangelte es nicht in den höheren bürgerlichen Schichten, wie jene Reformvorschläge zeigen, und die Entrüstung über den Hochmut und Eigennutz der herrschenden Aristokratie trieb zu einer gewaltigen Anspannung der Kräfte, während der Adel selbst, vom Königtum soeben schroff zurückgestoßen, anfangs der wachsenden Anarchie frondirend zusah; der zurückgelassene Regent, der Cardinal und Generalinquisitor Adrian, Karls alter Lehrer, dessen Beruf wahrlich nicht auf dem politischen Gebiet lag, wußte sich nicht zu helfen und schrieb dem König geradezu, die Rebellion scheine ihm von den Granden zu kommen. In Wirklichkeit trat der antiaristokratische Charakter der hauptsächlich in Castilien und Valencia vordringenden Bewegung immer deutlicher zu Tage. In den Städten bemächtigte sich die bisher machtlose Gemeinde, die comunidad, des Regiments und Abgeordnete dieser Communen traten zu der „heiligen Junta" zusammen, die sich freilich vergebens bemühte der wahnsinnigen Königin Juana in Tordesillas eine scheinbare Zustimmung zu ihrem Gebahren abzulocken. Denn sie wünschten ihre Umgestaltung der städtischen Verfassungen und der Cortes unter königlicher Ägide zu vollziehen und machten sogar einmal den Versuch sich Karl zu nähern. Aber die erregte Leidenschaft der Massen, welche namentlich durch die bewaffnete Germania (Bruderschaft) der valencianischen Handwerker sich ihrer Kraft bewußt geworden waren, drängte über die Absichten der Junta hinaus; da und dort begannen die Bauern gegen ihre Herren aufzustehen, in Andalusien regten sich die „Bekehrten" (Juden und Mauren) und im Norden erhob sich jener merkwürdige geistliche Revolutionär, Antonio de Acuña, Bischof von Zamora, der mit geraubtem Kirchengut ein Heer zusammenbrachte und vom Papst für einen „zweiten Luther" erklärt wurde. Auf Mallorca mußten Kinder von Adeligen den Armbrustschützen der Comuneros als Zielscheiben dienen; die ganze Grausamkeit der Südländer war wach geworden. Was blieb aber dem Adel übrig als sich auf die Seite der königlichen Regierung zu schlagen? Hatte König Ferdinand die unbotmäßigen Granden durch seine Städte gebändigt, so schaffte jetzt wohl oder übel die Aristokratie dem König Karl, der zur Bewältigung der Revolution einfach nichts tat, den gemeinsamen Feind vom Hals. Den Comuneros fehlte, wie nachmals den deutschen Bauern, ein genialer Führer; weder der charakterlose Bischof von Zamora noch ein Schwärmer wie Juan de Padilla, der auserkorene Held der Castilianer, genügten für eine solche Rolle. Am 23. April 1521 erlag bei Villalar, zwischen Valladolid und Zamora, das Heer der Comuneros dem Condestable Velasco; ihr Führer Padilla endete auf dem Schaffot. Damit war Spaniens Schicksal für Jahrhunderte besiegelt; das Bürgertum, sonst

Digitized by Google

überall in Westeuropa die wichtigste Quelle und Garantie einer gesunden Kulturentwicklung, hatte hier noch keine rechte Bedeutung erlangt und wurde bei seinem Versuch sich mit Gewalt Stellung zu schaffen derart niedergeworfen, daß es völlig gebrochen fortan ein sieches Organ im Staatskörper blieb. Wohl sprach man von dem goldenen Zeitalter Spaniens unter seinem großen Kaiser, aber es hat mit dem Goldschimmer seine eigne Bewandtniß. Genau betrachtet wirtschaftet dieser Staat nicht mit seinen eignen unzureichenden und absterbenden Kräften, sondern indem die Nation nach Roschers Ausdruck für Europa das zu sein strebt, was Adel, Geistlichkeit und Militär für einzelne Völker, muß sie auch darauf ausgehen, sich von Europa dafür bezahlen zu lassen. Denn die Edelmetalle der neuen Welt, deren Zufluß wie gesagt erst nach Jahrzehnten eine größere Bedeutung für das Mutterland gewann, wirkten auf die ohnedies im Nationalcharakter der Spanier liegende Habgier und Abenteuerlust so übermächtig, daß die nebenhergehende Steigerung der einheimischen Produktion diese tiefgreifende Demoralisation nicht aufzuwiegen vermochte.

Gleichzeitig mit der unglücklichen Revolution der Comuneros vollzieht sich jenseits des atlantischen Meeres die Eroberung von Mexiko. Der edelste und größte unter allen Conquistadoren, Ferdinand Cortés, kämpfte und litt mit fast übermenschlicher Standhaftigkeit, bis am 31. August 1521, wenige Monate nach den entscheidenden Tagen von Worms und Villalar, die Hauptstadt des aztekischen Reiches fiel. Mit einem Trupp von einigen hundert Landsleuten hatte Cortés, als Abenteurer auf eigne Faust und Rebell gegen den königlichen Statthalter von Cuba, das „neue Spanien des Ozeans" gegründet; dieser Mensch von antiker Willensgröße, zum Herrscher und Politiker geboren, begnügte sich nicht damit die mexikanische Religion der Menschenopfer durch das Christentum zu verdrängen und Gold zu suchen, sondern schuf in dem eroberten Lande zugleich eine höhere wirtschaftliche Kultur und hoffte durch Entdeckung einer Meerenge zwischen dem atlantischen Ozean und der Südsee dem spanischen Handel die kürzeste Straße zu den ostasiatischen Gewürzinseln zu weisen. Man könnte versucht sein sich einen der begabtesten Söhne, die Spanien je hervorgebracht hat, in den Wirren seines Vaterlandes auftauchend und bahnbrechend zu denken, aber das würde allzusehr in jenes Reich der Phantasie hinüberführen, in dessen Traumwelt uns selbst die nüchternste Erzählung von den Taten und Leiden eines Cortés zu versetzen scheint.

Nicht auf Spanien, geschweige denn auf Indien waren die Gedanken des jungen Kaisers gerichtet, als er im Mai 1520 zu Dover ans Land stieg, von dem allmächtigen Minister Heinrichs VIII. eingeholt, kurz darauf von seinem königlichen „Oheim und guten Vater" begrüßt. Der eigentliche Herrscher Englands war in diesen Jahren Cardinal Wolsey; wie einst Thomas Becket hatte sich dieser geistreiche und ehrgeizige Priester, der nur ungern geistlich geworden war, aus bürgerlichen Verhältnissen emporgearbeitet, bis er nach dem Ausdruck eines venezianischen Gesandten siebenmal mehr

Digitized by Google

Ansehen genoß als wenn er Papst gewesen wäre. Und er liebte es nicht seine Bedeutung vor der Welt zu verstecken; es ist sattsam bekannt, mit welchem Luxus er sich umgab, wie man drei oder vier Mal um Audienz nachsuchen mußte und dann durch acht reich behangene Zimmer zum Gemach des Cardinals gelangte. Damals stand der noch nicht Fünfzigjährige im Zenith seiner Macht; von Frankreich und Spanien umworben, dort mit einer Pension, hier mit einem spanischen Bistum bedacht, von der einen und der andern Seite durch die Aussicht auf die dreifache Krone versucht, wußte er eine Zeitlang die beiden Rivalen über Englands wahre Absicht im Unklaren und dadurch seiner Friedenspolitik den ausschlaggebenden Einfluß zu erhalten. Denn man mag über Wolseys Charakter urteilen wie man will, davon, daß er etwa seinem persönlichen Vorteil das Staatsinteresse geopfert hätte, läßt sich doch keine Spur auffinden. Vielmehr erscheint sein Bemühen den jungen König, dem er schon die Bewerbung um die römische Krone nur scheinbar zugestanden hatte, von einer weitaussehenden continentalen Kriegspolitik zurückzuhalten, vom nationalen Standpunkt aus ganz gerechtfertigt, freilich nicht im Sinne der englischen Aristokratie, welcher die Person des Emporkömmlings nicht minder ärgerlich war als seine friedlichen politischen Tendenzen. In den Verhandlungen des Cardinals mit Frankreich und dem Kaiser nimmt, wie neuerdings nachgewiesen worden ist, sein Bestreben dem englischen

Prunkrüstung Karls V.
(Wien, Artillerie-Arsenal-Museum.)

Digitized by Google

Handel in den Niederlanden möglichst günstige Bedingungen zu erkämpfen, einen ganz hervorragenden Platz ein, während dieselbe Rücksicht auf die materiellen Interessen der Nation auch nachmals jene laue und unaufrichtige Haltung Englands im Kampf gegen Franz I. mit verursacht hat. Im Sommer 1520 suchte nun Wolsey, da sein großer Friedensbund von 1518 natürlich seit der Kaiserwahl keine Aussicht mehr hatte, wenigstens zunächst Spanien und Frankreich dadurch auseinander zu halten, daß er abwechselnd mit beiden anband. Ende Mai erschien Karl V. in England, wo bereits eine zweite Zusammenkunft zwischen ihm und Heinrich VIII. verabredet wurde. Vor derselben aber fand jenes Zusammentreffen der Könige von Frankreich und England in der Nähe von Calais statt, das den prunkenden Namen des „Lagers von Goldstoff" trägt und dessen politische Seite hinter den höfischen Äußerlichkeiten fast ganz zurücktrat. Auf dem Gebiet der Turniere, Bankette und Tänze waren die beiden jungen Monarchen völlig zu Hause; ihr Verkehr, der die anfangs beobachteten Vorsichtsmaßregeln bald zur Seite schob, verstieg sich bis zu einer nur allzu stark aufgetragenen Herzlichkeit, aber die Derbheit des athletischen Tudor erhielt doch eine recht empfindliche Lektion, als er seinen Bruder von Frankreich zum Ringkampf nötigte und zu seiner größten Ueberraschung vor dem versammelten Hof zu Fall gebracht wurde. Kurz darauf ängstigte sich Franz über die zweite Zusammenkunft Heinrichs mit dem Kaiser, aber volle Sicherheit über die künftige Haltung Englands erhielt doch auch Karl zu Calais keineswegs. Heinrich VIII. hätte sich nach Bedürfniß dem Kaiser wie Frankreich gegenüber auf seine wiederholt abgegebene Erklärung berufen können, daß er dem Angegriffenen gegen den Angreifer beistehen werde. Denn der eigentliche Kern der englischen Politik lag eben darin, es zwischen den beiden Gegnern weder zum Krieg

Schwert Karls V.
(Wien, Artillerie-Arsenal-Museum.)

Digitized by Google

noch auch zu einer Verständigung hinter dem Rücken Englands kommen zu lassen. Deshalb wurde der Gedanke einer Verlobung Karls mit der kleinen Tochter Heinrichs VIII. aufgenommen, obwohl diese bereits dem Dauphin verlobt und Karl selbst feierlich zu einer französischen Vermählung verpflichtet war, deshalb das Mißtrauen des französischen Hofs gegen den Kaiser durch englische Enthüllungen über dessen kriegerische Absichten genährt.

Noch war aber neben England eine andere Macht vorhanden, deren Parteinahme bedeutend ins Gewicht fallen mußte. Papst Leo X., von den italienischen Ansprüchen Frankreichs und Spaniens als Herr des Kirchenstaats unmittelbar berührt, hatte sich im Wahlkampf, wie wir sehen, auf die französische Seite geschlagen; am 20. Januar 1519 schloß er ein Bündniß mit König Franz und im schroffen Gegensatz zur Friedenspolitik Wolseys hoffte er auch nach seiner Niederlage in der Wahlsache auf den Ausbruch eines Kriegs, der seinen Vergrößerungsplänen für das Haus Medici und den Kirchenstaat am ersten die Möglichkeit einer Verwirklichung bot. Dem venezianischen Gesandten setzte er einmal auseinander, wie man Karl in Flandern, Navarra und Österreich zugleich angreifen und in solche Not versetzen könnte, daß er nicht wüßte wohin. Nur wollte er nicht selbst, wie er ein andres Mal sagte, der Katze die Schelle anhängen; bis zum letzten Augenblick dachte er sich die Freiheit des Entschlusses dadurch zu wahren, daß er mit beiden Parteien zugleich verhandelte. Spanien konnte sich wohl rühmen den finanziellen Wünschen des Papstes am Willigsten entgegenzukommen; Leo erhielt 18,000 Dukaten für die Bewilligung, daß die Einkünfte des Erzbistums Toledo geteilt würden, 15,000, als er Karls Schwester Eleonore den Dispens zur Heirat mit dem König von Portugal erteilte; für die Belehnung mit Neapel soll Karl ein Jahreseinkommen von 10,000 Dukaten angeboten, der Papst aber 22,000 verlangt haben. In seinem Doppelspiel fühlte sich Leo freilich dadurch beunruhigt, daß es ihm nicht gelingen wollte dem englischen Staatsmann in die Karten zu schauen; mit einem Gemisch von Haß und Furcht betrachtete er den auch ihm gegenüber hochfahrenden Cardinal, der seinerseits einmal dem kaiserlichen Gesandten die Versicherung gab, man werde den heiligen Vater leicht dem Kaiser zu Willen machen, denn wie ein Blinder oder Schwachsichtiger bedürfe derselbe eines Führers. In Rom widmete sich dieser Aufgabe Karls Gesandter Juan Manuel, aber leicht war es sicherlich nicht einen Fürsten von der Unentschlossenheit und gründlichen Gewissenlosigkeit Leos wirklich zu fassen. Es scheint doch aus den schwer zu verfolgenden Irrgängen der päpstlichen Politik während des Jahres 1520 soviel sich entnehmen zu lassen, daß Leo eine Zeitlang den Kaiser zum Angriff auf Frankreich zu drängen suchte und über die Friedensliebe Chièvres ungehalten dann wieder seine Hoffnung auf Franz I. setzte. Höchst charakteristisch ist sein zögerndes Verfahren gegen den kirchenschänderischen Bischof von Zamora, dessen Erhebung auf den Stuhl von Toledo Frankreich in Rom geradezu vorschlagen durfte, ohne auf eine

Digitized by Google

prinzipielle Ablehnung zu stoßen. Sollte nicht in dieser vom kirchlichen Standpunkt aus unbegreiflichen Haltung gegen den spanischen „Luther" zugleich eine gewisse Erklärung für die Langsamkeit des Verfahrens gegen den deutschen Reformator zu suchen sein? Zwar fehlen uns zur Zeit für die Vorgeschichte der Bannbulle vom Juni 1520 bestimmte Anhaltspunkte, aber irgend welche politische Motive können wir wohl als entscheidend voraussetzen. Das eigentliche Herzensanliegen des Papstes bildete, seit ihm seine Nepoten, der Bruder Giuliano und der Neffe Lorenzo, weggestorben waren, die Erwerbung Ferraras für den Kirchenstaat; ein gegen Ende 1519 unternommener Handstreich mißlang, aber noch im April 1521 berichtete Manuel aus Rom, der Papst würde um den Preis einer Unterstützung gegen Ferrara sofort wieder auf die Seite Frankreichs treten. Herzog Alfonso glaubte sich sogar von päpstlichem Gift bedroht, wie Luther und Hutten. Daß Leo wenigstens vor der schändlichsten Überlistung eines Gegners nicht zurückschreckte, erfuhr gleich jenem Cardinal Petrucci (S. 263 f.) der Tyrann von Perugia, Baglione, der sich auf einen Geleitsbrief des Papstes vertrauend nach Rom wagte und dort gefoltert und enthauptet wurde. War es zu verwundern, daß einer solchen politischen Praxis gegenüber auch gut katholische Fürsten und Staatsmänner nichts von jener vertrauensvollen Hingebung zeigten, auf welche dieser medicäische Intrigant als Statthalter Christi Anspruch erhob?

Man sollte sich das tiefe Mißtrauen zwischen Kaiser und Papst stets gegenwärtig halten, um die Behandlung der brennenden deutschen Frage auf dem Wormser Reichstag zu verstehen. Selten ist die äußere Abhängigkeit auch rein geistiger Potenzen von der Weltlage und den großen politischen Machtverschiebungen deutlicher zum Vorschein gekommen als hier, selten die souveräne Freiheit der über alle äußere Abhängigkeit erhabenen Persönlichkeit so feierlich bezeugt worden. Aber wir müssen auf den Augenblick zurückgreifen, in welchem der Kaiser zuerst unmittelbar von den Schwierigkeiten seiner deutschen Herrschaft berührt wurde.

Das Reich, in Abwesenheit des Königs von dessen beiden Vikaren Pfalz und Sachsen verwaltet, hatte seit der Niederwerfung des geächteten Würtembergers ziemlich ruhige Tage gesehen und das verspätete Eintreffen seines neuen Oberhauptes ohne ernstlichen Schaden abwarten können, obwohl Mainz und Sachsen im Februar 1520 Karls Ankunft durch die Klage zu beschleunigen suchten, daß sein langes Fernbleiben bereits hier und da Recht, Gesetz und Sitte ins Wanken gebracht habe und ein nie zuvor erhörter Brand ganz Deutschland zu ergreifen drohe. Inzwischen hatte man am spanischen Hof wenigstens Gelegenheit gefunden, den eintreffenden Gesandtschaften den jungen Kaiser und namentlich auch seine Umgebung im günstigsten Licht zu zeigen. Neben den Gesandten des Papstes, der Könige von Frankreich, England,

Digitized by Google

Portugal, Dänemark und Polen, der Republik Venedig, verschiedener italienischer Fürsten, der Niederländer, die sich im Winter 1519 an dem Hoflager zu Molins del Rey drängten, finden wir auch Botschaften der Kurfürsten, der Herzoge von Baiern, der österreichischen Lande und der Stadt Nürnberg. Ganz besonders wurde offiziell wie vertraulich die körperliche Rüstigkeit des jungen Königs betont, gegenüber den weit verbreiteten Gerüchten von seiner Kränklichkeit; der Großkanzler Gattinara gab wohl zu, daß der König auf Rat der Ärzte lang im Bette liegen müsse, aber er schlafe nicht, erledige vielmehr Staatsgeschäfte. Seine Gesichtsbildung konnte freilich selbst ein so enthusiastischer Bewunderer wie der Nürnberger Scheurl nicht schön finden, aber man konnte sich von seiner guten körperlichen Entwicklung überzeugen, wenn er zu Pferde saß oder seine Fertigkeit im Ballspiel sehen ließ. Die politische Begabung und das gesetzte „ältliche" Wesen des Jünglings wußten seine Räte nicht genug zu rühmen; daneben wurde den Deutschen gegenüber auch Chièvres tüchtig herausgestrichen und namentlich gegen den Verdacht französischer Gesinnung in Schutz genommen. Daß mit dem Fürsten der ganze Hof französisch oder wie sie sagten wallonisch sprach, daß überhaupt die zahlreichen „Burgunder" alles und die wenigen Oberdeutschen nichts vermochten, konnte auch Scheurl nicht übersehen, obwohl ihm der königliche Rat wie eine Versammlung von himmlischen Wesen erschien. Im Widerspruch zu den im Reich gangbaren Vorstellungen vom deutschen Geblüt empfahl der Markgraf Johann von Brandenburg den österreichischen Gesandten ja nicht deutsch zu reden, „denn sein kais. Mt. und alle sein treffenliche Rät sein der Sprach gar nichts bericht". Daß man zwar kein deutsches, aber ein streng katholisches Oberhaupt haben werde, konnte ebenfalls nicht verborgen bleiben; Karl betete während des Gottesdienstes mit solcher Inbrunst und führte die Heiligenbilder so häufig an Mund und Augen, daß sich für Scheurl der König der Könige wenn nicht in einen Engel doch in einen demütig frommen Mann aus dem Volke zu verwandeln schien.

In England weigerte er sich am höfischen Tanz teilzunehmen; beim Einzug in Antwerpen ritt er durch die Triumphbogen, ohne sich zu einem Blick auf ihre eigentümliche Dekoration mit halbnackten Mädchen verleiten zu lassen. Besser als mit der überschäumenden Weltlust der Renaissance harmonirte dieser frühreife und unerschütterliche Ernst mit den altertümlichen Formen der römischen Königskrönung. Sie fand am 23. Oktober zu Aachen statt, obwohl ein Teil der Kurfürsten, durch Gerüchte über eine in der Krönungsstadt herrschende Pest geängstigt, die Verlegung der Feier nach Köln wünschte. Aber Karl bestand darauf die Krone an der nämlichen ehrwürdigen Stätte zu empfangen wie alle römischen Könige vor ihm mit Ausnahme Ruprechts. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er seinen Krönungseid, der ihm die Aufrechthaltung des überlieferten katholischen Glaubens und die schuldige Unterwerfung unter den Papst und die römische Kirche ausdrücklich zur Pflicht machte, mit vollster innerer Überzeugung geschworen hat. Die Erzbischöfe

Digitized by Google

von Köln und Trier vollzogen die Salbung und Krönung. Tags darauf wurde ein päpstliches Breve publizirt, welches dem König erlaubte wie Maximilian den Titel eines erwählten römischen Kaisers zu führen. Und als römisches Kaisertum im hergebrachten Sinn, als Schirmherrschaft über die Christenheit und Schutzvogtei über die Kirche hat Karl seine Würde stets aufgefaßt. Sein Ideal war im Grunde kein anderes als dasjenige der großen deutschen Kaiser, nur mit dem Unterschied, daß bei ihm das nationale Element völlig wegfiel. Was etwa von besondern Neigungen in ihm lebte, war burgundisch, nicht deutsch, dynastisch, nicht national; so mag er Frankreich gegenüber das Gefühl des burgundischen Prinzen niemals ganz verloren haben. Aber er gewöhnte sich doch rasch an jene hochfliegende Sprach- und Denkweise, die nun einmal mit der Idee der gottgewollten Universalmonarchie untrennbar verbunden war, und schon deshalb läßt sich die Behauptung, es sei in diesem nüchternen Kopf kein Raum für das Phantastische gewesen, nicht aufrecht halten. Denn wohl verträgt sich das besonnenste Abwägen der Mittel, wie es in seiner Natur lag, mit einem höchst phantastischen und unerreichbaren Ziel. Die Worte, mit welchen Karl seine Abreise aus Spanien und die Ernennung eines Regenten ankündigte, mögen den Spaniern damals vielleicht wie Hohn geklungen haben, aber sie wurden ihm selbst später zur politischen Norm; Spanien blieb „das Bollwerk und die Citadelle aller Reiche" für einen Herrscher, dessen absolutistische Tendenz dort immer noch leichteres Spiel hatte als mit der ungebrochenen Kraft des Partikularismus in Deutschland. Noch durfte der Großkammerherr Chièvres für den obersten Leiter seiner Politik gelten; nach wie vor richtete der alternde Staatsmann sein Bestreben darauf, wo möglich mit friedlichen Mitteln die Macht seines jungen Herrn zu befestigen. Neben ihm und zuweilen gegen ihn wußte sich doch bereits der Großkanzler Mercurino Arborio de Gattinara geltend zu machen, ein geborner Piemontese und schon in Diensten Maximilians tätig; mit dem scharfen und nicht leicht zu erschütternden Urteil eines durchgebildeten Juristen wußte er große Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr zu vereinigen. Aber die höchst verschiedenartigen Angelegenheiten der zahlreichen Länder machten von vornherein eine gewisse Arbeitsteilung unvermeidlich. So hatte Karl schon im Juli 1519 für seine österreichischen Erblande ein oberstes Regiment eingesetzt, das zugleich seine Interessen im Reich wahrnehmen sollte; nach seiner Ankunft finden wir dann einen besonderen deutschen Rat, in welchem wie im Regiment der Cardinal Matthäus Lang, seit 1519 Erzbischof von Salzburg, aber meist nach seinem bisherigen Sitz als Bischof von Gurk bezeichnet, seinen alten aus Maximilians Zeiten stammenden Einfluß zu behaupten suchte. Dieser stolze Bürgerssohn, einst von den adeligen Stiftsherren seiner Vaterstadt Augsburg nur mit Widerstreben zugelassen, hätte nicht übel Lust gehabt die hohe Aristokratie des Reichs als ein deutscher Wolsey zu regieren; er zeigte ganz den gleichen wohlberechneten Hochmut, wenn er gelegentlich von achtzig Höflingen begleitet einherschritt, ein echter Repräsentant der kirchlichen Verwelt-

Digitized by Google

lichung. Die wichtigste Rolle spielte jedoch während der Wahl von 1519 und in der nächsten Zeit ein mit den deutschen und schweizerischen Verhältnissen gründlich vertrauter Niederländer, der früher erwähnte Maximilian von Zevenberghen. Sein Verdienst war es wesentlich, wenn die württembergische Frage damals ganz im Sinne jener habsburgischen Politik gelöst wurde, deren Traditionen er gegen die finanziellen und politischen Bedenken des kaiserlichen Hofs mit aller Energie zu verteidigen wußte. Sein Blick ist dabei auf das eine große Ziel gerichtet, dem Haus Habsburg den Weg zur deutschen Monarchie zu ebnen, wie es in einer Instruktion ausgedrückt

Medaillenartiger Doppelthaler des Cardinals Matthäus Lang von Wellenburg, Erzbischofs von Salzburg. 1521. Silber. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite, getheilt durch drei Wappen: MATHEVS · CARD (inalis) ARCHIEPS. SALZBVRG AC · EPVS (Episcopus) GVRCEN (sis) (Gurk in Krain); die Wappen sind die des Kardinals, von Salzburg und von Gurk. Zu den Seiten des Brustbildes MDXXI. Im Felde der Rückseite in einer Landschaft die heilige Radiana, angefallen von zwei Wölfen, vor ihr am Boden ein umgestürzter Wassereimer, Quast und Kamm. Umschrift: ORA PRO · NOBIS · DEVM · SANCTA · VIRGO · RADIANA. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

wird, „daß die Fürsten und andere Stände im heiligen Reich J. Mt. gehorsam sein und tun müssen, was sein Mt. wolle, desgleichen möge ein Herr von Österreich allzeit, wenn es ihm gefällt, römischer König oder Kaiser sein, und daß ihm die andern Fürsten zu Hof müssen reiten und dienen". Selbst ohne das Kaisertum würde die Verstärkung durch Würtemberg dem Haus Österreich Macht geben allen andern Ständen „Gesetz und legem zu setzen und zu imperiren". Diese Verwandlung des Reichs in eine habsburgische Monarchie muß aber nach Zevenberghens Überzeugung damit beginnen, die Macht der Eidgenossen zu brechen, welchen namentlich die süddeutschen Städte, durch die Feindseligkeit der Fürsten veranlaßt, leicht zufallen könnten. Er geht soweit, die Alternative aufzustellen, daß Deutschland entweder habsburgisch kaiserlich oder nach dem Beispiel der Schweiz republikanisch werden müsse, „damit zuletzten das ganze Deutschland allein ein Commun sei und alle Oberkeit daraus vertrieben würde".

Digitized by Google

In den Eidgenossen und in den Fürsten sieht also dieser Diplomat, dessen Blick über die unmittelbaren Forderungen des Tages und über die kleinen persönlichen Motive hinausreicht, die eigentlichen Gegner einer monarchischen Umgestaltung des Reichs. Selbst wenn wir die gleichzeitige religiöse Bewegung hinwegdenken, wäre es für den mächtigsten und begabtesten Kaiser eine schwer zu bewältigende Aufgabe gewesen zugleich mit der bereits mächtig entwickelten fürstlichen „Libertät" und mit der drohenden Revolution fertig zu werden. Zunächst kam doch für Karl V. alles darauf an sich mit den deutschen Ständen, wie sie einmal waren, abzufinden, und was die Schweizer betraf, so hatte Chièvres längst seine Ansicht dahin formulirt, es sei das Geheimniß aller Geheimnisse sie um jeden Preis zu gewinnen. Man hatte den Krieg mit Frankreich vor der Türe, den Papst gefügig zu machen, England festzuhalten, daneben in Spanien die Revolution und in den alten österreichischen Landen die unbotmäßigen Stände zu bekämpfen, endlich über den Wittenberger Mönch eine Entscheidung zu treffen. Wie hätte man auf dem Reichstag, der für den 6. Januar 1521 nach Worms berufen war, die mächtigsten unter den Reichsständen sogleich sich völlig entfremden dürfen!

Nach der Krönung war Karl mit den Kurfürsten in Köln zusammen; weitaus die erste Stelle unter diesen schien Friedrich von Sachsen einzunehmen, dessen Rat der Kaiser über die wichtigsten Fragen einholte, den der englische Gesandte als den Hauptgegner eines kaiserlichen Zugs über die Alpen ansah. Sein Neffe Johann Friedrich, schon damals der eifrigste Anhänger Luthers, war Karls jüngster Schwester, der Infantin Katharina, zum Bräutigam bestimmt. Dem Kurfürsten selbst kam doch namentlich der Ruhm zugute, daß er sich in der Wahlsache „ohne alle Gabe und Pension ehrlich und wohl" gehalten hatte; nachträglich wurden ihm 33 000 Gulden angewiesen, womit freilich nur die Hälfte einer ihm von Maximilian geschuldeten Summe abgetragen war. Auf der Heimreise von Köln gelobte ihm sein früherer Gegner, der junge Landgraf Philipp, ewige Freundschaft. Kursachsens neues Ansehen bedeutete, wie wir später berühren werden, ein Wiederaufleben jener ständischen Tendenzen, die in den letzten Zeiten Maximilians sich nicht mehr zu ihrer alten Kraft hatten erheben können. Hier soll zunächst hervorgehoben werden, wie im Gegensatz zu diesen Tendenzen die Regierung Karls V. dem Haus Habsburg wirklich die von Zevenberghen so verlockend geschilderte Machtstellung in Oberdeutschland schuf. Mit geringen Streitkräften hatte im August 1519 der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg versucht sich wieder in seinem Lande festzusetzen, aber nach einem kurzen Feldzug blieb der schwäbische Bund aufs neue siegreich und Ulrich sah sich genötigt in der Schweiz eine Zuflucht zu suchen. Ohne das unzweifelhafte Recht seines kleinen Sohnes Christoph zu achten, verkaufte der Bund am 6. Febr. 1520 das Herzogtum gegen Bezahlung der Kriegskosten (210 000 Gulden) an den Kaiser, der als Erzherzog von Österreich selbst Bundesmitglied war und, hauptsächlich durch

Digitized by Google

Zevenberghen bestimmt, diese hochbedeutende Verstärkung seiner vorderösterreichischen Herrschaft um jeden Preis, auch um den eines Rechtsbruches durchzusetzen beschloß. Christoph wurde von seiner Mutter getrennt und nach Innsbruck gebracht, ein Halbbruder des Ächters mit einem Jahrgehalt abgefunden, Zevenberghen als „Gubernator des Fürstentums Würtemberg" an die Spitze einer Regierung gestellt, die vorerst Landschaft und Volk durch schonende Behandlung zu beruhigen suchte. Wirklich erreichten die würtembergischen Stände, begünstigt durch die Finanznot des neuen Herrn, eine ansehnliche Erweiterung ihrer Freiheiten, nachdem ihnen der Tübinger Vertrag von 1514 gleich anfangs bestätigt worden war. Während aber die Landschaft sich ihrer fast unabhängigen Verwaltung des Staatshaushalts freuen durfte, wurden die Anhänger Ulrichs gleich wilden Tieren gehetzt; jeden, der mit Worten oder Werken sich dem verjagten Herzog günstig erwiesen, sollte man von Stund an totschlagen oder anzeigen. Ulrich selbst, der versäumt hatte das sichere Geleite des Königs zur Reise nach den Niederlanden rechtzeitig zu benutzen, wurde, als er sich später erbot auf dem Wormser Reichstag zu erscheinen, abschlägig beschieden. Übrigens hatte Karl bereits lange vorher seinen festen Beschluß kundgegeben, das Fürstentum erblich zu behalten; paßte doch, wie eine würtembergische Gesandtschaft in den Niederlanden sich ausdrückte, kein Land in ganz Europa so gut zu Österreich.

So begann Karls V. Regiment in Deutschland mit einem Akt der Gewalt, mit einer Rechtsverletzung zu Gunsten seiner dynastischen Interessen. Die Kurfürsten, denen er vor der Krönung ihre vorsichtig abgefaßte Wahlkapitulation beschwor, hätten angesichts einer solchen „Verwandlung des freien Reichslehens in eine Kaufwaare" sich fragen können, ob dieser Politik gegenüber die von ihnen aufgerichteten rechtlichen Schranken viel mehr sein würden als eine papierene Mauer. Wie ihre laue Verwendung dem Herzog Ulrich nichts genützt hatte, so wurde der Schiedsspruch, den Mainz, Sachsen und Brandenburg zwischen den streitenden welfischen Fürsten gefällt hatten, vom Kaiser einfach ignorirt. Denn mit den deutschen Parteigängern Frankreichs sollte einmal gründlich aufgeräumt werden. Die Reichsacht wurde über den Würtemberger zum dritten Mal am 5. Juni, über den Bischof von Hildesheim und den Herzog Heinrich von Lüneburg am 24. Juli 1521 verhängt. Es ist ja unverkennbar, daß Karls Verhältniß zu Frankreich auf seine Behandlung der deutschen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß übt; auf den Entschluß Würtemberg zu behaupten hat sicherlich auch die berufene Wehrkraft des kleinen Landes eingewirkt, die von den kaiserlichen Berichterstattern mit wachsendem Nachdruck erst auf 12 000, dann auf 20 000 guter streitbarer Männer veranschlagt wird. Aber neben der Rücksicht auf den unvermeidlichen Waffengang mit Franz spielt doch gewiß von Anfang an jenes starke monarchische Bewußtsein des jungen Herrschers mit, der den Ständen zu Worms ganz offen erklärte, sein Gemüt und Willen stehe nicht dahin, „daß man viel Herren, sondern allein einen habe, wie des heiligen Reichs Herkommen ist".

Digitized by Google

Wie sich diese kaiserliche Auffassung mit den sehr abweichenden Anschauungen und Wünschen der Stände auseinandersetzte, soll später im Zusammenhang mit der Geschichte des Reichsregiments, welches als ein Compromiß zwischen beiden Richtungen gelten kann, betrachtet werden. Jedenfalls hatten schon vor dem Zusammentritt des Reichstags in Bezug auf die wichtigste Frage, die ihn beschäftigen sollte, politische Rücksichten sich geltend gemacht. Das Schicksal Luthers schien von jeder neuen Wendung der unberechenbaren päpstlichen Staatskunst, überhaupt von jeder Verschiebung der Parteigruppirung für und wider Karl V. abzuhängen. Denn der Kaiser selbst durfte nicht daran denken sich irgendwo vor den Umtrieben Frankreichs sicher zu fühlen, dessen „Praktik in deutschen Landen so groß als nie" einherging und auch mit den Kurfürsten wieder anzubinden suchte. Ulrich

Silberthaler von Joachim I., Kurfürsten von Brandenburg. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite: IOACHIM · MARCHIO BRAN · PRIM · ELECTOR; der Kurfürst ist mit dem Hermelinmantel und mit dem Kurscepter dargestellt. Auf der Rückseite das vierfeldige Wappen mit dem Kurscepter im Herzschilde; darüber 1521. Umschrift: MONE(ta) NO(va) ARGEN(tea) PRIN(cipio) ELECT(oris) BRAND(enburgensis). Diese Münze ist in Berlin geprägt und ist der älteste Brandenburgische Thaler. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

von Würtemberg richtete erklärlicher Weise seine Hoffnungen ganz auf Frankreich, welchem er sich im März 1521 zu Diensten gegen jeden Feind verschrieb; noch vor dem Würtemberger war Herzog Heinrich von Lüneburg am französischen Hof erschienen. Während Robert von der Marck im Sold Franz' I. zum Krieg in den Niederlanden rüstete, sollte ein Sohn des Lüneburgers sich mit einer Schwester des Königs von Navarra vermählen und diesem sein Land von Spanien zurückerobern helfen. Joachim von Brandenburg begegnete gleich bei seinem Eintritt in Worms dem französischen Gesandten, der die alte Freundschaft nach seiner Meinung nicht ohne Erfolg herzustellen strebte. Was soll man aber dazu sagen, daß auch Friedrich von Sachsen eben jetzt mit König Franz verhandelte? Im Januar erhielt sein Abgesandter neben einem königlichen Schreiben an den Kurfürsten noch einen mündlichen Auftrag. Die vertraulichen Briefe des weisen Friedrich an seinen Bruder Johann zeigen uns bei aller Vorsicht des Ausdrucks, wie sehr er

Digitized by Google

davon entfernt war seine Stellung im Reich und zum Kaiser als eine gesicherte zu betrachten; mit dem größten Mißtrauen blickt er auf seinen Vetter Georg, auf Albrecht von Mainz, der gerade in Worms hervorragendes Ansehen genoß und dem französischen Gesandten sogar die Audienz verweigerte. Dazu kam die kaiserliche Abneigung gegen den Lüneburger, der Friedrichs Schwager war. Und nun wartete noch des ängstlichen Herrn die schwerste Probe. Sein Doktor sollte vor Kaiser und Reich zum letzten Mal feierlich erklären, ob er widerrufen wolle oder nicht.

Selten haben sich zwei so ungleiche Gegner persönlich gegenüber gestanden wie damals zu Worms der junge Kaiser und der ketzerische Mönch. Beide waren sie echte Söhne ihrer Zeit, beide betrachteten ohne Frage die religiösen Interessen als die höchsten und wichtigsten des Menschendaseins, und dennoch war zwischen diesen Männern eine Kluft wie von Jahrhunderten, so daß sie einander bei aller scheinbaren Verwandtschaft ihres auf das Beste der Christenheit zielenden Strebens gar nicht mehr verstehen konnten. Man hat wohl den Spaniern des XVI. Jahrhunderts die Rettung des von der Renaissancekultur bedrohten Autoritätsprinzips als ihr eigenstes weltgeschichtliches Werk zugeschrieben. Aber Karl V., so unzweifelhaft er als der gewaltigste Vorkämpfer dieses Prinzips auf politischem und religiösem Gebiet erscheint, ist zugleich von der sittlichen Verwilderung der Renaissance unheilbar angesteckt; er führt den großen Kampf für die Ideale der Vergangenheit, die auch die seinigen sind, mit all den schlechten Mitteln der modernen politischen Technik, wie sie eben überall und mit vollendeter Rücksichtslosigkeit gerade in Rom gehandhabt wurde. Aleander meinte freilich, als er auf dem Reichstag die feindlichen Kurfürsten Mainz und Sachsen öffentlich „wie herzliebe Brüder" verkehren sah, man habe keinen Grund immer nur von der römischen Heuchelei zu reden. Es soll auch keineswegs geläugnet werden, daß bei so manchen deutschen Politikern jener Zeit der Abscheu vor den wälschen Künsten mehr aus einem Gefühl der Unfähigkeit, der Inferiorität als aus sittlichen Motiven sich erklären dürfte, daß ferner die macchiavellistischen Gepflogenheiten der Politik im Verlauf des Kampfes mehr als einmal von den Reformatoren selbst ihren Tribut gefordert haben. Aber dadurch wird der erfrischende und erhebende Eindruck nicht verkümmert, welchen die Erscheinung eines Luther in dieser Welt des mehr oder minder klugen Scheins und der gegenseitigen Übervorteilung hervorruft. Und es besagt mehr als jede weitere Erörterung des ungeheuern Gegensatzes, daß eben nur die deutschen Zuschauer diese Erscheinung als etwas Verwandtes zu begreifen vermögen, während die Ausländer entweder an der äußeren Unscheinbarkeit des berühmten Mannes Anstoß nehmen oder ihm allenfalls die brutale Kraft des Barbaren, den furor teutonicus des Landsknechts zugestehen. Die Würdigung religiöser

Digitized by Google

Motive lag ohnedies einer Anschauungsweise fern, die sich etwa Friedrichs des Weisen Opposition gegen Rom aus dem Ärger über eine angeblich seinem Bastard entgangene Pfründe zu erklären versuchte.

Dem jungen Kaiser läßt sich freilich nicht vorwerfen, daß er diese rein weltliche Beurteilung religiöser Fragen sich angeeignet hätte. In seinem Wesen lag bereits jener schwermütige Zug, der von Generation zu Generation sich vererbend in dem letzten spanischen Habsburger gleichsam fratzenhaft verzerrt erscheint. Karl V. dachte nicht erst in späteren Jahren an seine Leichenfeier; vor seiner Rückreise nach Spanien (1522) machte er sein Testament, nicht ohne eine Auswahl von Begräbnißstätten an der Seite der Vorfahren aufzuführen und sich die Abhaltung von 30 000 Messen in verschiedenen Klöstern strenger Observanz zu bestellen. Er war kein geschulter Theologe wie Heinrich VIII.; beherrschte er doch nicht einmal die lateinische Sprache. Aber um so fester haftete in seiner Seele die streng kirchliche Unterweisung, die er als Knabe erhalten hatte. Stets unterschied er zwischen der römischen Curie, die ihn oft betrog und die er wiederholt bekämpfte, und der römischen Kirche, deren Lehren und Institutionen ihm unantastbar waren. Von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reformation mußte der Schüler eines Adrian überzeugt sein, wie ja die treuesten Anhänger der Kirche längst in diesem Gedanken lebten. Aber eine Reformation von unten her, eine Reformation, die nicht allein die kirchliche Verfassung, sondern sogar das Dogma selbst ihrer Kritik unterzog, wie hätte sie nicht die Entrüstung des guten Katholiken erregen sollen, der zugleich als weltliches Haupt der Christenheit in jeder selbständigen Regung einen gottlosen Eingriff in seine Souveränetät sah?

Die geistliche Umgebung des Kaisers, an welcher die deutschen Reformfreunde so schweres Ärgerniß nahmen, zeigte doch keineswegs jene unbedingte Ergebenheit gegen Rom, wie sie die beiden Nuntien Caracciolo und Aleander fordern zu dürfen glaubten. Eine Reihe von hohen Kirchenfürsten, die Cardinäle Albrecht von Mainz, Matthäus von Salzburg und Schinner von Sitten, der Lütticher Bischof Eberhard von der Marck, der Bischof von Valencia, der für Chièvres rechte Hand galt, dachten nicht daran sich etwa für Luthers Sache ernstlich zu interessiren, aber gerade ihre weltliche Richtung konnte gelegentlich unbequem werden, da sie bei aller zur Schau getragenen Loyalität gegen das kirchliche Oberhaupt rein politischen oder auch persönlichen Erwägungen zugänglich waren. Man durfte wohl an der salzburgischen Tafel über den Papst losziehen, ohne daß der Cardinal es nötig fand dazwischen zu treten. Mehr theologischen Eifer als diese Herren zeigte der Leibarzt des Kaisers, ein Italiener, der mit dem spanischen Bistum Tuy belohnt worden war; freilich hielt er trotz seiner freundschaftlichen Correspondenz mit Erasmus den großen Niederländer für den wahren Verfasser einiger besonders scharfer lutherischer Schriften. Einflußreicher als alle die genannten war jedenfalls ein Mann, dessen Vertrauensstellung beim Kaiser ihm nament-

Digitized by Google

lich in religiösen Fragen eine entscheidende Stimme sicherte, der neue Beichtvater Jean Glapion. Freilich verdankte auch er seinen Platz zum Teil der Politik des Herrn von Chièvres, der in dem geborenen Franzosen eine Stütze seiner friedlichen Tendenzen zu finden dachte. Aber der gewandte Franziskaner, dessen unläugbares Ansehen am Kaiserhof die deutschen Patrioten ganz besonders verdroß, scheint doch wirklich ernsthafte Reformgedanken gehegt zu haben. Wenn auch in seinen Unterredungen mit dem kursächsischen Kanzler Brück gewiß nicht alles wörtlich zu nehmen ist, so stimmt immerhin die warme Anerkennung, womit er sich über Luthers erstes Auftreten äußert, vollkommen mit sonstigen Erklärungen gut kirchlicher Persönlichkeiten überein. Selbst für die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, deren Lektüre ihm allerdings so weh getan habe wie die härteste Geißelung, schien er nicht abgeneigt die gereizte Gemütsverfassung des Schreibenden als eine Art von Entschuldigung gelten zu lassen. Seine Behauptung, Karl selbst habe gleichfalls an Luthers früheren Schriften kein Mißfallen getragen, ist sicher erfunden, um so wahrscheinlicher dagegen die Äußerung, daß er dem Kaiser seine heilige Pflicht die Kirche vor den Mißbräuchen zu reinigen bei Gottes Zorn eingeschärft und Luther als eine Art von Gottesgeißel für diese sündige Welt dargestellt habe. Er vertritt, indem er den Wunsch ausspricht dieses edle Gewächs der längst ersehnten Reformation nicht wieder vor der Frucht ausgerottet zu sehen, die Ansicht der „Gelehrtesten"; eben nur von diesen, mit der äußersten Diskretion und nicht vor dem gemeinen Volk könne die Sache zu einem guten Ende geführt werden. Der Gedanke eines solchen vom Kaiser zu berufenden Schiedsgerichts ist ganz erasmisch, wie denn Erasmus in Köln der Umgebung des Kaisers seine Vermittlungsvorschläge mitgeteilt hatte, dahin zielend, „daß Luther sich seines Gehorsams, der Papst sich seiner Milde rühmen könne". Echt erasmisch ist auch Glapions guter Rat, Luther solle die Autorschaft des „ungeschickten" Buchs von der babylonischen Gefangenschaft abläugnen. So gut des Reformators heiligster Hort, die Bibel, dem kaiserlichen Beichtvater dehnbar und nach Belieben verwendbar schien „wie ein weich Wachs", so wenig vermochte er einzusehen, was denn Luther daran gelegen sein könne eine Schrift zu verläugnen, an deren Stil und Haltung sich „mit gutem Fug und Ehren" jede Verwandtschaft mit seinen übrigen Schriften bestreiten lasse.

Als Glapion diese Anschauungen dem sächsischen Kanzler vortrug, hatte der lutherische Handel am Kaiserhof schon manche Wandlung durchgemacht. Noch in den Niederlanden war auf Betreiben Aleanders ein kaiserliches Mandat gegen die lutherischen Schriften ergangen. Eine Ausdehnung dieses Mandats auf das ganze Reich, mit Beifügung der Acht, zu gewähren erklärte man sich vor der Krönung für unbefugt. Dann folgte in Köln die entschiedene Zurückweisung der beiden päpstlichen Gesandten von Seiten Kursachsens und die Einwirkung des Erasmus auf die maßgebenden Kreise; hier war es auch, wo Sickingen Gläubiger des Kaisers wurde. und mit Erasmus verkehrte. Männer wie der Großkanzler Gattinara huldigten seither, wie

Digitized by Google

Aleander unwillig schreibt, der „Phantasie", man solle Luther auf den Reichstag kommen lassen. Wirklich forderte Karl V. unter dem 28. November 1520 den Kurfürsten Friedrich auf, Luther mitzubringen. Neben der Rücksicht auf Kursachsen und den Vorschlägen des Erasmus vermögen wir doch auch die Einwirkung der päpstlichen Politik nachzuweisen. Manuels Berichte aus Rom lauteten seit dem Oktober wieder sehr ungünstig; der Papst hatte ihm mitgeteilt, Frankreich suche ihn mit der Hoffnung auf Neapel und andere Dinge zu ködern, und auch das seltsame Anerbieten Leos eine Audienz der französischen Abgesandten durch einen unter seinem Bett versteckten Diener Manuels belauschen zu lassen, beruhigte den Spanier ganz und gar nicht. Dazu kamen die Nachrichten von päpstlichen Truppenwerbungen in der Schweiz und von der Absicht des Königs Franz nach Italien zu gehen. Aleander hatte allen Grund, Chièvres zu beschwören, man möge doch nicht die Sache des Glaubens mit andern zwischen Papst und Kaiser schwebenden Händeln vermischen. Aber kurz darauf war die erasmische Stimmung am Hof wieder verflogen und die wahre Neigung des Kaisers zu Tage getreten, als man von Luthers kühnem Gericht über die Bulle und die Dekretalen erfuhr. Karl V. sprach mit offner Verachtung von dem „Schurken", dessen Schreiben er nachmals gleich bei der Einhändigung zerriß und auf den Boden warf. Ehe noch die ablehnende Antwort Kurfürst Friedrichs eintraf, hatte der Kaiser (17. Dezember) jene Einladung zurückgenommen und die Weisung erteilt, Luther nur, falls er widerrufe, nach Frankfurt oder sonst in die Nähe von Worms zu bringen, im andern Fall aber bis zur Entscheidung des Kaisers und der Kurfürsten in Wittenberg zu behalten. Ja, am 29. Dezember wurde wirklich ein scharfes Mandat gegen Luther nach dem Herzen Aleanders beschlossen, der seinen Vorstellungen im deutschen Rat und bei Glapion das Hauptverdienst an dieser günstigen Wendung zuschrieb. Jedenfalls wurde sie nicht, wie man meistens angenommen hat, durch eine kurz vorher erfolgte Concession der Curie herbeigeführt; die Zurücknahme der päpstlichen Breven, welche die Inquisition in Aragon einschränkten, wurde erst am 12. Dezember bewilligt und hätte auch kaum die immer noch sehr bedenklichen Mitteilungen Manuels über Leos Kriegs- und Allianzgelüste aufgewogen. Eben so wenig genügt der offizielle Grund des Kaisers, daß Luther nach Ablauf des in der Bulle gesetzten Termins wirklich exkommunizirt und sein Erscheinen in Worms daher unzulässig sei. Man könnte mit Baumgarten an einen Versuch des kaiserlichen Kabinets denken, die Curie durch besonderen Eifer in der lutherischen Sache zu gewinnen, wobei aber auch die streng kirchliche Richtung des jungen Kaisers mitzuveranschlagen wäre. Leichter ist es dagegen zu erkennen, warum jenes Mandat nicht zur Ausführung und die kaiserliche Politik bald wieder auf ihre vorige Haltung zurückkam. Mit dem Herannahen des Reichstags wuchs das Bedürfniß sich die Stände, auf deren finanzielle Hülfe man doch angewiesen war, geneigt zu machen. Dazu konnte aber ein rasches und schroffes Vorgehen gegen

Digitized by Google

Luther, wie man immer mehr einsah, nicht führen. Die ganze Atmosphäre, in welcher man sich bewegte, ließ das von Aleander verwünschte „Temporisiren" als das Rätlichste erscheinen.

Kurfürst Friedrich rechtfertigte damals in der Tat jenen Ruf der Klugheit, der doch manchmal mit einem hohen Grad von Unentschlossenheit versetzt erscheint. Auch diesmal traf ihn wohl in einem lutherfreundlichen Pamphlet die Anklage, er habe den Reformator verläugnet wie Petrus den Herrn. Aber diese stets wiederholte Versicherung, daß er persönlich mit Luther nichts zu schaffen habe, diese sehr durchsichtigen Ausreden, womit er den bloßen Rechtsstandpunkt zu behaupten suchte, dieser fürstliche Stolz, welcher dem Kaiser die fortgesetzten Exekutionen gegen die lutherischen Bücher als eine starke Rücksichtslosigkeit vorhielt, das alles hat doch sein Ziel nicht verfehlt und Aleander war gewiß dazu berechtigt sich über den verschlossenen Herrn, den er eine Zeitlang nur als eine Puppe seiner ketzerischen Räte betrachten wollte, gründlich zu ärgern. Schon in Köln hatte sein College Caracciolo zornig geäußert, sie würden diesen Herzog Friedrich zu finden wissen. Aleander reibt sich sogar an der äußeren Erscheinung des „sächsischen Basilisken"; er sehe ganz einem fetten Murmeltier gleich und habe auch den nämlichen schiefen Blick. Der echte Kurtisan sieht natürlich überall sächsische Praktiken und sächsische Bestechung, wo sich unter den Ständen oder den kaiserlichen Räten Widerstand gegen die sofortige Vollziehung des päpstlichen Urteilsspruchs zeigt. Aber selbst der streng katholische Georg von Sachsen stimmte in die allgemeinen Klagen und Vorwürfe gegen die Curie ein, wie ja auch Luthers heftigste literarische Gegner, ein Murner und Emser, den Klerus an erster Stelle für die hereinbrechende Katastrophe verantwortlich machen. Bei ihnen wie in den Beschwerdeartikeln Herzog Georgs wird das alte den Römlingen so widerwärtige Heilmittel eines allgemeinen Concils hervorgeholt; mit schneidender Schärfe rügen die herzoglichen Artikel Geldgier und Unsittlichkeit der Geistlichen, die im Grunde auf die Verderbniß der Obern zurückzuführen seien, denn „dieweil der Brunnen also an Schmack worden, so schmecken die Bäche, in die er fleußt". Welchen Blick in die Nachtseite des klerikalen Treibens gewährt der sächsische Artikel, der sich gegen den häufig geübten Kniff wendet, daß geistliche Richter ehrbare Frauen „zu Zeiten um ihrer Schönheit willen" auf falsche Anzeigen hin citiren und dann durch Geld oder Drohungen zu Fall zu bringen suchen. In Klagen dieser Art, schreibt ein Wormser Kanoniker über Georgs Beschwerden, seien in Deutschland alle eines Sinnes, vom Kaiser angefangen durch alle Stände bis auf den letzten Mann. So wurden denn auf dem Reichstag die hundert Gravamina der deutschen Nation zusammengestellt, deren kirchenpolitische Forderungen vielfach ganz mit den Auslassungen Luthers und Huttens übereinstimmen. Freilich war die Mehrheit der Stände gewiß nicht willens damit dem heftig angegriffenen kirchlichen Regiment überhaupt den Gehorsam aufzukündigen. „Ich hoffe zu Gott," so drückt Murner eine sicher weit verbreitete Stimmung aus,

Digitized by Google

„wir Deutschen kommen aller Beschwerden einmal ab und wollen dennoch fromme Christen und auf unserm väterlichen Gesetz bleiben". Aber welchen Druck zu Gunsten Luthers und seiner Sache mußte trotzdem diese gleichzeitige und in manchen wichtigen Fragen gleichstrebende Erregung selbst der von Herzen konservativen Elemente ausüben! Alcander selbst, der nach seiner Angabe schon vor fünf Jahren den Papst vor einem „germanischen Tumult" gewarnt hatte, konnte nicht umhin, „unsere Deutschen zu Rom, obwohl meine verehrungswürdigen Herren und Freunde" als die Hauptursache dieser „Rebellion" und wenigstens eine vorübergehende Mäßigung ihrer Habgier als dringend notwendig zu bezeichnen. Das gebildete Deutschland aber, das sich vollständig von den humanistischen „Theologopoeten" leiten lasse, könne der Papst nur dadurch ernstlich bekämpfen, daß er einige Talente dazu bringe sich aufs Bibelstudium zu legen und die Gegner mit gleichen geistigen Waffen anzugreifen.

Niemand hatte so unmittelbar unter der von den „theologischen Pocten" geschürten Aufregung zu leiden, niemand so gute Gelegenheit ein lebendiges Bild von der in und um Worms herrschenden Stimmung zu entwerfen, wie der geistreiche italienische Beobachter und Mitspieler. Ein Land, in welchem „selbst die Steine und Bäume Luther schrien", war natürlich für den päpstlichen Gesandten kein sehr behaglicher Aufenthalt; vormals ein angesehener Gast der humanistischen Kreise kam er sich jetzt wie ein Ausgestoßener vor. Hier und dort wollte man ihm nicht einmal für teures Geld Quartier geben. Wenn er über die Straße ging, fuhren die Begegnenden mit der Hand ans Schwert und riefen ihm Flüche nach. Spottverse und Karikaturen verfolgten ihn; er sah sich mit dem Kopf nach unten am Galgen hängend abgebildet, während Luthers Bilder mit dem heiligen Geist und dem Strahlenkranz oder auch mit Hutten zusammen überall, selbst in der Behausung des Kaisers verkauft und gezeigt wurden. Sogar ein paar Rippenstöße von einem „höchst lutherischen" Türhüter nahm Aleander hin, ohne Klage zu führen; mit Geduld und Humor, schreibt er, lasse sich über alle diese kleinen Leiden wegkommen. Aber schlimmer als die Insulten und Drohungen in Worms erschienen die Kundgebungen von der nahen Ebernburg; die Gestalten eines Sickingen und Hutten im Hintergrund ließen das Äußerste befürchten, zumal seit der fränkische Ritter den beiden Nuntien seine elegant stilisirten Absagebriefe zugeschickt hatte; warum sollte sich nicht jemand finden, der ihnen den von Hutten angekündigten Degenstich versetzte? Aleander dachte mit Grauen an die Gepflogenheiten des deutschen Fehderechts. Schon ergriff die herrschende Aufregung selbst fremde Zuschauer; während vornehme Spanier sich darin gefielen lutherische Schriften öffentlich zu zerreißen und in den Kot zu treten, zeigten spanische Kaufleute, die zu Hause wegen ihrer maurischen oder jüdischen Herkunft in steter Todesangst leben mußten, eben so offen ihre Sympathien für den Gegner der kirchlichen Schreckensherrschaft.

Wir dürfen uns aber die Pression der öffentlichen Meinung, so lebhaft

Digitized by Google

sie sich hören ließ, in den hohen politischen Kreisen, unter den kaiserlichen Diplomaten nicht allzu mächtig denken; hier war man gewohnt nur mit greifbaren Dingen, mit finanziellen und militärischen Kräften zu rechnen. Der einzige Mann der Bewegung, der in einer solchen Rechnung mitzählen konnte, Sickingen, hatte sich ja eben finanziell und militärisch an den Kaiser gebunden. Schwieriger war es vorerst mit den Reichsfürsten über die lutherische Sache zurecht zu kommen. Kurmainz hatte mit der Ausfertigung jenes scharfen Mandats vom 29. Dezember hintangehalten, so eifrig päpstlich er sich sonst zeigte. Von den weltlichen Kurfürsten konnte nur Brandenburg für einen entschiedenen Gegner Luthers gelten. Trier und Pfalz standen politisch in gutem Einvernehmen mit Kurfürst Friedrich; der junge kriegerische Landgraf von Hessen, Sickingens Todfeind, aber von Aleander für „ganz lutherisch" erklärt, hielt sich zu dieser Gruppe, die jedenfalls auf Berücksichtigung Anspruch erheben durfte. Man begreift, daß von kaiserlicher Seite alles versucht wurde, um den stets ausweichenden Sachsen zu gewinnen oder einzuschüchtern.

Neben jenen oben erwähnten Unterredungen Glapions mit dem Kanzler Brück besitzen wir noch eine höchst merkwürdige Instruktion für eine Gesandtschaft, von der wir aber nicht wissen, ob sie wirklich zum Kurfürsten gelangt ist. Hier wird Friedrich ausdrücklich vor der drohenden Exkommunikation gewarnt und für Luther im Fall des Widerrufs nicht nur die päpstliche Gnade, sondern sogar die Erhaltung seiner Schriften nach Beseitigung ihrer ketzerischen Bestandteile in Aussicht gestellt. Weigere er aber den Widerruf, so solle ihn der Kurfürst auf einer seiner Burgen so lang in Gewahrsam halten, bis der Kaiser zu Worms mit Fürsten und Gelehrten über sein weiteres Schicksal beschlossen habe. Wir sehen, ein Gedanke, der früher in den Wittenberger Kreisen aufgetaucht war, begegnet uns hier von Neuem, freilich mit dem ausgesprochenen Ziel, den Ketzer an weiteren Veröffentlichungen sowie an der Flucht zu hindern. Glapions wiederholter Rat, Luther solle Sachsen ja nicht verlassen und auf gar keinen Fall nach Rom gehen, lautet allerdings freundlicher, geht aber doch ebenfalls darauf hinaus, daß Luthers Erscheinen in Worms zu vermeiden sei. Vom korrekt kirchlichen Standpunkt aus war es auch unmöglich, ein nochmaliges Gehör des in aller Form verurteilten Ketzers für zulässig und den Reichstag für competent zu erklären; Aleander warf daneben mit gutem Recht die Frage auf, ob man denn glaube, daß Luther, der den geistlichen Stand und die gesammte kirchliche Wissenschaft perhorreszire, irgend ein Gericht als unverdächtig anerkennen werde, es sei denn aus unbedingten Anhängern zusammengesetzt. Aber gerade auf diesem Gehör des Gebannten bestand zum größten Unwillen des Kaisers wie der Nuntien die Mehrheit der Fürsten. Aleander schrieb allerdings nach der Rede, die er am 13. Februar vor Kaiser und Reichstag hielt, unverschämt genug, er habe sich so wenig ein Blatt vor den Mund genommen als sollte er ein paar Dutzend Kindern eine Lektion erteilen. Es fehlte natürlich nicht an dem Vergleich

Digitized by Google

der deutschen mit der böhmischen Bewegung; auch jene Äußerung Luthers, daß man die Hände in der Pfaffen Blut waschen solle, fand ihren Platz. Trotzdem entsprach der Erfolg nicht der Erwartung. Das kaiserliche Mandat, welches erklärte, es sei nicht not noch gebührlich Luther weiter zu hören, die Acht über den Ketzer und seine Anhänger aussprach und Luthers sofortige Verhaftung befahl, wurde von den Ständen unter Hinweis auf die gefährliche Stimmung des gemeinen Mannes als unausführbar abgelehnt. Freilich war es in den vorhergehenden Beratungen zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen; im Kurfürstencollegium verfochten Sachsen und Pfalz ihre Meinung gegen die Majorität mit solchem Feuer, daß Aleander mit boshafter Uebertreibung erzählen konnte, Sachsen und Brandenburg seien beinahe handgemein geworden und der Pfalzgraf, sonst ein stiller Herr, habe gebrüllt wie ein Stier. Immerhin erreichten die beiden soviel, daß man dem Kaiser Luthers Berufung empfahl, um von ihm selber zu hören, ob er die unter seinem Namen gehenden Schriften anerkenne und ob er die gegen die alte kirchliche Lehre gerichteten Artikel widerrufen wolle. Weigere er sich dessen, so wollten die Stände mit dem Kaiser den Glauben beschützen helfen. Eine Vermischung der Gravamina mit der Sache Luthers sowie den Vorschlag, über Fragen der kirchlichen Verfassung eventuell eine Disputation mit Luther zu gestatten, wies der Kaiser zurück. Aber die Forderung des Gehörs mußte er doch zugestehen; nach wiederholten Beratungen unter den Kaiserlichen und mit den Ständen ließ man auch den von Gattinara und Glapion vertretenen Gedanken fallen, das Gehör durch eine nach Wittenberg abzuordnende Deputation von Gelehrten vornehmen zu lassen, und entschloß sich zur Vorladung Luthers nach Worms. Seine Bücher sollten laut eines freilich erst später publizirten kaiserlichen Mandats einstweilen nicht verbrannt, sondern sequestrirt werden; am 6. März erging die kaiserliche Citation an Luther, sich unter sicherem Geleite hin und zurück binnen einnndzwanzig Tagen in Worms einzufinden. Aleander war empört, daß dem verurteilten Ketzer die Anrede: „Ehrsamer, lieber, andächtiger" zu Teil wurde.

Daß aber Luthers Sache überhaupt dem Reichstag in die Hand gespielt worden sei, dafür macht der Nuntius die Räte des Kaisers und zwar nicht den deutschen Rat, sondern den geheimen Rat verantwortlich, dessen niederländische und italienische Mitglieder offenbar weit mehr die allgemeine politische Lage ins Auge faßten. Eben damals sagte Chièvres dem Nuntius: „Macht nur, daß Euer Papst unsere Sachen nicht in Verwirrung bringt, dann soll er alles haben, was er nur von uns verlangen kann; sonst wird man ihn derart einwickeln, daß er viel Mühe haben soll, sich herauszuwickeln." Diese Herren fanden doch jedenfalls, selbst wenn sie sich von einer Verzögerung des lutherischen Handels keine allzu große Wirkung im Rom versprechen mochten, daß Leo X eigentlich wenig Ursache habe, den Kaiser als Papst zu drängen und als italienischer Fürst hinzuhalten. Die ganze Unnatur dieses Doppelverhältnisses liegt in der Gegenforderung Aleanders, man

Digitized by Google

solle den Glauben nicht mit privaten und zeitlichen Interessen vermengen; eine Zumutung, besonders heuchlerisch klingend aus dem Mund eines Mannes, dessen diplomatischer Ruhm hauptsächlich darin bestand, einem großen kirchlichen Zweck persönliche Interessen und bedenkliche Neigungen, Bestechlichkeit und Eitelkeit dienstbar zu machen, der sich später selbst rühmte, das Concilsgeschrei der Kaiserlichen und der Fürsten zu Worms durch eine Lüge über das Eintreffen gewisser päpstlicher Breven zum Schweigen gebracht zu haben. Daß die kaiserlichen Politiker einer derartigen Praxis gegenüber sich zuweilen eine Drohung gestatteten, die vielleicht nicht ganz ernst gemeint war: wer wollte ihnen das verdenken? So hatten sie gelegentlich den Beichtvater des vorigen Kaisers, den angesehenen Dominikaner Johannes Faber, vor den Nuntien predigen lassen, Kaiser und Kurfürsten müßten die lutherische Sache in die Hand nehmen und die Rechte des Reichs in Italien zurückerobern. So ließen sie durchblicken, die Nachricht von dem Anrücken Roberts von der Marck gegen kaiserliches Gebiet habe sofort eine Abänderung des Geleitsbriefs für Luther veranlaßt, an welchen statt des einfachen Kuriers nunmehr ein Herold abgehen sollte.

Vielleicht war es ebenfalls nicht ohne Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse, daß die kaiserliche Regierung in diesen kritischen Wochen einen erfolgreichen Versuch machte, die lästige Opposition auf der Ebernburg zu beschwichtigen. Wir erfahren durch Aleander, daß Frankreichs Vorkämpfer Robert von der Marck damals mit Sickingen verhandeln ließ; man wußte außerdem, daß Lüneburg ganz französisch sei und der Kurfürst von Brandenburg einen Gesandten bei Franz I habe. Der unmittelbar drohende Ausbruch des Kriegs erleichterte sicherlich den beiden Unterhändlern, die nach der Ebernburg gingen, dem Kämmerer Paul von Armstorf und dem kaiserlichen Beichtvater, ihr Geschäft. Hutten hatte nicht nur die päpstlichen Gesandten und den ganzen lutherfeindlichen Klerus bedroht, sondern auch an den Kaiser selbst ein scharfes Schreiben gerichtet, des Inhalts, daß es noch Männer in Deutschland gebe, die im Notfall auch gegen den Willen des ganz von pfäffischen „Weichlingen" geleiteten Herrschers die frechen päpstlichen Gesandten zur Rechenschaft ziehen würden. Und in jenem Schreiben an Aleander hieß es, das Wort Gottes sei mächtiger als jedes kaiserliche Edikt. Wie ernsthaft man doch Huttens Drohungen nahm, geht aus den furchterfüllten Briefen Aleanders deutlich genug hervor; während der Humanist in ihm nicht umhin konnte die sorgfältige Stilisirung der ritterlichen Pamphlete zu bewundern, hätte er nicht gewagt, die zweite päpstliche Bannbulle, in welcher neben Luther auch Hutten namentlich aufgeführt war, zu veröffentlichen. Armstorf selbst, der sich von der Curie in Sachen einer Pfründe benachteiligt glaubte und auf Betreiben des Nuntius vom Papst zufrieden gestellt wurde, erklärte ganz offen, er würde sonst an Huttens Seite den ihm vorgezogenen Kurtisanen mit Raub und Brand heimgesucht haben. Jetzt hatten er und Glapion auf der Ebernburg über Erwarten leichtes Spiel.

Digitized by Google

Sie trafen neben Sickingen und Hutten den ausgetretenen Dominikaner Martin Butzer, den Aleander als besonders begabt und gefährlich bezeichnet. Er war natürlich in Sachen der Lehre dem Beichtvater eher gewachsen als die beiden Ritter. Hutten zumal war weder zum Theologen noch auch zum Diplomaten geschaffen; er glaubte an den guten Willen der kaiserlichen Sendlinge; „des hätt ich mich je nit versehen", schreibt er an Spalatin, „sie betrügen mich denn". Spalatin freilich, minder optimistisch, fürchtete, „der Beichtvater sei ein socius". Man hat es Hutten zum schwersten Vorwurf gemacht, daß er sich wirklich bestimmen ließ gegen ein Jahrgehalt von 400 Goldgulden in kaiserlichen Dienst zu treten und demgemäß seine literarischen Angriffe einzustellen, wie er denn sogleich in einem neuen Schreiben an den Kaiser wegen des vorigen um Verzeihung bat. So wenig er übrigens in diesem Entschuldigungsbrief seine frühere Ansicht über das verderbliche Treiben der Nuntien und die schlimmen Ratgeber Karls zurücknimmt, so wenig sind wir berechtigt, den Ritter einer feilen Gesinnung zu zeihen. Er handelte offenbar in gutem Glauben, jedenfalls bestärkt durch seinen mächtigen Freund; noch später, nach der Ächtung Luthers, drückte eine aus Sickingens Kreis stammende Flugschrift die Hoffnung aus, der Kaiser „werd nit lang päpstisch sein". Hutten aber kündigte, sobald er von der Entscheidung des Kaisers gegen Luther unterrichtet war, jenes Dienstverhältniß. Damals freilich ließ auch er mit Sickingen sich für Glapions Projekt gewinnen, wonach der bereits unterwegs befindliche Luther zunächst nicht nach Worms, sondern auf die Ebernburg kommen und dort mit dem kaiserlichen Beichtvater verhandeln sollte; ein Plan, der wohl eigentlich dazu bestimmt war das Erscheinen des Ketzers vor dem Reichstag zu vereiteln. Aber er scheiterte an der Festigkeit des Reformators.

Luther hatte schon auf die Kunde von jener ersten kaiserlichen Ladung (S. 335) Spalatin seine Bereitwilligkeit ausgesprochen; selbst krank wolle er kommen, denn der Ruf des Kaisers sei ohne Zweifel ein Ruf des Herrn. Die Gefahr verhehlte er sich keineswegs; er wünschte, Karl möge den Fluch nicht auf sich laden, der einst den wortbrüchigen Sigmund verfolgt und noch dessen Enkel getroffen habe. Gegen den Kurfürsten wiederholte er sein früheres Erbieten; freilich hatte er dabei nur eine Verantwortung, ein wirkliches Gehör im Sinn, denn widerrufen, so schrieb er einem Freund, werde er höchstens in der Form, daß er den Papst früher den Statthalter Christi genannt habe, jetzt aber den Widersacher Christi und den Apostel des Teufels nenne. Nun traf am 26. März der Herold mit dem kaiserlichen Schreiben und Geleite ein. Luther machte sich auf den Weg; außer einem Ordensbruder, wie es die Regel verlangte, begleiteten ihn sein Kollege und vertrauter Freund Amsdorf und ein junger Adeliger aus Pommern, Peter Swaven; der kürzlich ganz zur Theologie übergegangene Humanist Justus Jonas schloß sich in Erfurt an, zum großen Leidwesen seines Gönners Erasmus, von Hutten und Eobanus aber dafür gepriesen und besungen.

Digitized by Google

Feierlich empfing die Universität Erfurt, ihren Rektor Crotus an der Spitze, den Reformator, den Mann, so lautet eine Notiz in der Matrikel, „welcher nach langen Jahrhunderten zuerst gewagt hat, römischen Übermut mit dem Schwert der heiligen Schrift zu erwürgen". Gewaltig drang Luthers Predigt den Erfurtern in die Ohren; „es sind wohl dreitausend Pfaffen", rief er, „unter denen man vier rechte nicht findet; Gott erbarm den Jammer!" Kaum war er abgereist, so entlud sich die durch seinen Besuch gesteigerte Aufregung der Studenten und des Volks gegen den Klerus in einer wüsten Pfaffenhetze. Wohlgemut zog indessen Luther dahin, nur vorübergehend erschreckt durch den Anschlag jenes kaiserlichen Mandats, welches die Einlieferung seiner Schriften zu Handen der Obrigkeit befahl; weder die Einladung nach der Ebernburg, durch Butzer überbracht, noch eine sehr ernsthafte Warnung Spalatins vermochten ihn von seinem Reiseziel abzulenken. Die Warnung dürfte wohl vom Kurfürsten selbst veranlaßt worden sein, denn Spalatin allein hätte doch kaum gewagt in einer so entscheidenden Frage noch zuletzt einzugreifen. Luther antwortete, „er wollte gen Worms, wenngleich so viel Teufel drinnen wären, als immer Ziegel da wären". Am 16. April um die Mittagszeit erfolgte der Einzug in Worms, unter ungeheurem Zulauf des Volks; Aleander, der den Lärm in seiner Wohnung vernahm, ließ sich erzählen, Luther habe vom Wagen steigend mit seinen „dämonischen" Augen um sich geblickt und gesagt: Gott wird für mich sein. Nicht in der Abgeschiedenheit eines Gemachs der kaiserlichen Wohnung, wie der Nuntius und Glapion mit Karl verabredet hatten, sondern in der Nähe seines Kurfürsten, in einem Haus des Johanniterordens nahm er Herberge, sogleich von vornehmen Herren aufgesucht und von aller Welt umlagert Am folgenden Nachmittag um vier Uhr erschien er vor Kaiser und Reich. Aleander hatte den Gang der Verhandlung vorgezeichnet, die von dem trierischen Offizial Johann von Eck geführt wurde. Luther war nach Aleanders Beobachtung frohen Muts eingetreten. Die erste an ihn gerichtete Frage, ob er die vorliegenden Bücher (deren Titel ihm auf Verlangen des Wittenberger Juristen Schurf vorgelesen wurden) als die seinigen anerkenne, bejahte er. Aber bei der zweiten entscheidenden Frage, ob er diese Schriften und ihren Inhalt widerrufen wolle oder nicht, übermannte ihn doch die Größe der Verantwortung; er bat um Bedenkzeit, da es sich um so hohe Dinge wie das Heil der Seelen und das Wort Gottes handle. Sein Gesuch wurde wenngleich ungern, nachdem der Kaiser und die Stände sich erst beraten hatten, bewilligt. Mit einer hochfahrenden Ermahnung des Offizials schloß diese Szene, deren Ausgang sicher viel Enttäuschung hervorrief. Luther hatte mit leiser Stimme, fast unverständlich gesprochen; er erschien eingeschüchtert, trotz der Ermahnungen zur Unerschrockenheit, die ihm beim Eintritt von mehr als einer Seite zugeraunt worden waren. Der Kaiser sagte, sobald er des Mönchs ansichtig wurde: „der würde mich nie zum Ketzer machen"; er blieb auf dem Glauben, dieser Luther könne unmöglich die ihm zugeschriebenen Bücher verfaßt haben. Kein Wunder, daß ein echter

Digitized by Google

Italiener wie Aleander über den „Narren" triumphirte, der die Illusionen über seine Persönlichkeit selbst zerstört habe.

Am Abend des nächsten Tages — es wurde 6 Uhr, bis man zum neuen Gehör schritt — war die ungewohnte Anwandlung von Menschenfurcht vorüber, Luther wieder ganz er selbst. Noch am vorigen Abend hatte er an Cuspinian geschrieben, nicht ein Jota werde er widerrufen. Peutinger, mit dem er sich unmittelbar vor dem zweiten Gehör unterhielt, fand ihn fröhlich und guter Dinge. Er mußte diesmal lange warten, bis der Kaiser und die Stände mit andern Anliegen fertig waren und der trierische Offizial, nach

Medaille von 1521 mit dem Bildniß Luthers.
Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Cabinet.

einer wiederholten Rüge der durch Luther verursachten Verzögerung, zum zweiten Mal die entscheidende Frage an ihn richtete, ob er für seine Schriften insgesammt einstehen oder etwas zurücknehmen wolle. Mit lauter und unerschrockener Stimme gab Luther seine Antwort, nicht ohne sich wegen etwaiger Verstöße gegen die höfischen Formen mit klösterlicher Unerfahrenheit zu entschuldigen. Er blieb dabei, seine Bücher, gegnerische Fälschungen ausgenommen, anzuerkennen, und teilte sie in drei Gruppen, deren eine, von Sachen des Glaubens und der Sitte handelnd, von den Gegnern selbst vollkommen gebilligt werde. Die zweite, gegen das Papsttum und die Papisten gerichtet, könne er nicht widerrufen, ohne die Tyrannei zu bestärken und der Ruchlosigkeit Fenster und Türen zu öffnen. In den polemischen Schriften endlich gegen einzelne Verteidiger jenes Unwesens sei er allerdings zu heftig gewesen, wie er sich auch keineswegs zu einem Heiligen machen wolle, aber sie widerrufen, hieße gleichfalls die Tyrannei ermutigen. Man möge ihn aber des Irrtums aus der Schrift überführen und er werde der erste sein, die Bücher ins Feuer

Digitized by Google

zu werfen. Immer mächtiger erwachte in dem Sprechenden das Bewußtsein einer göttlichen Mission, das ihn über jede Scheu vor der glänzenden Versammlung hinaushob. Gerade die ihm vorgeworfene Gefährlichkeit seiner Lehre erklärte er für das sicherste Zeichen ihres Ursprungs, denn das Wort Gottes sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und den jungen Kaiser selbst wagte er zur Furcht des Herrn zu ermahnen, auf daß er nicht sein Regiment unglücklich beginne und zu Schanden werde wie Pharao und die Könige von Babylon und Israel; nicht als ob so hohe Häupter seine Belehrung nötig hätten, aber er habe seinem Deutschland diesen Dienst nicht versagen dürfen. Im feierlichsten Augenblick seines Lebens trat neben der Pflicht gegen Gott auch die Pflicht gegen das Vaterland vor die Seele des Reformators; wie ein Prophet des alten Bundes sprach er zu dem Fürsten seines Volks.

Nichts lag dem Kaiser und der Mehrheit der Stände ferner als dem gebannten Mönch eine derartige Stellung einzuräumen. Der trierische Offizial gab ihrer Unzufriedenheit über Luther, der die Milde des Kaisers mißbraucht und nach echter Ketzerart eine unzweideutige Antwort vermieden habe, lebhaften Ausdruck. Von einer Disputation könne nicht mehr die Rede sein, nachdem über die von Luther erneuerten Irrlehren der Waldenser, des Wiclif und Hus die Concilien längst ihr entscheidendes Urteil gefällt hätten; es handle sich nur um eine aufrichtige, „nichtgehörnte" (d. h. nicht trügerische) Antwort auf die Frage, ob er seine Bücher und die darin enthaltenen Irrtümer widerrufen wolle oder nicht. Luther gab die verlangte Antwort „ohne Hörner und Zähne" dahin ab: sowohl der Papst als die Concilien seien dem Irrtum unterworfen; wenn er also nicht durch Zeugnisse der Schrift oder Vernunftgründe überführt werde, sei er durch die von ihm angeführten Schriften überwunden und sein Gewissen gefangen in Gottes Wort; widerrufen könne und wolle er nicht, da wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich sei. „Gott helf mir, Amen." Als nach diesen entscheidenden Worten Eck sich anschickte, für die Unfehlbarkeit der Concilien einzutreten, und Luther „als ein harter Fels" dabei blieb, sie hätten geirrt und er könne es beweisen: da brach der junge Kaiser, aufs Tiefste entrüstet, die Verhandlung ab. Unter dem Zischen und Höhnen der Spanier verließ Luther den Saal; Aleander erzählt, er habe, wie die deutschen Soldaten nach einem wohl gelungenen Streich, die Hand emporgereckt. „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!" So begrüßte er die Freunde beim Eintritt in seine Herberge; das Gefühl der Befreiung, der glücklich überstandenen Gefahr erfüllte den tapfern Mann, dessen einfache Größe auch über diese denkwürdigen Stunden hinwegkam, ohne in die Schwäche des Pathos zu verfallen.

Für die deutschen Augenzeugen bedurfte es nicht jenes theatralischen Auftretens, dessen Mangel die Romanen selbst einer bedeutenden Persönlichkeit nur ungern nachsehen. Kurfürst Friedrich, der Tags zuvor doch offenbar auch etwas betroffen war, sprach gegen Spalatin seine Zufriedenheit mit dem

Digitized by Google

Doktor Martinus aus, nicht ohne den bezeichnenden Zusatz: „er ist mir viel zu kühn". Und die Achtung, die man einem wackeren Kämpfer schuldet, muß doch auch ein Gegner wie Erich von Braunschweig dem Ketzer gezollt haben, da er ihm nach der Hitze des Streits eine Kanne mit Eimbecker Bier reichen ließ. Der junge Landgraf von Hessen besuchte ihn in seiner Herberge, gleich andern Fürsten und Herren, während der eigene Landesherr jede persönliche Berührung vermied. Wenn Aleander fest überzeugt war, daß Luthers persönliches Auftreten seinem bisherigen Ansehen den größten Eintrag getan habe, so täuschte er sich gründlich. „Ich bin besser lutherisch denn all mein Tag nie," schreibt ein Zeuge von Luthers Gehör; daß sich, wie Aleander behauptet, das Volk an Verwerfung des Kostnitzer Concils oder an der offenkundigen Vorliebe des Reformators für einen guten Trunk gestoßen haben sollte, ist vollends unwahrscheinlich.

Es kennzeichnet die wachsende Aufregung, daß man einen Anschlag am Wormser Rathaus fand, laut dessen vierhundert vom Adel sich wider Mainz und alle Romanisten verschworen hätten; am Schluß des Zettels stand dreimal „Bundschuh", das alte Losungswort der revolutionären Bauernschaften. Der junge Kaiser meinte freilich spöttisch, es werde sich mit den vierhundert Edeln verhalten wie mit den dreihundert Verschworenen, mit welchen Mutius Scaevola gedroht habe. Mainz war minder zuversichtlich, wie denn immer noch Gerüchte über die Stimmung der Ebernburg eines gewissen Eindrucks nicht verfehlten, wenigstens soweit sie sich auf Sickingen bezogen. Denn Huttens Unthätigkeit begann bereits den Hohn der Gegner herauszufordern; das Schmähwort, er könne nur bellen, nicht beißen, trug ihm der Humanist Hermann von dem Busche zu, der dem Ritter die Unzufriedenheit auch seiner besten Freunde offen zu erkennen gab. Es gewährt in der Tat einen peinlichen Anblick, Hutten nach jenen leidenschaftlichen Ergüssen zur Rolle eines Zuschauers verurteilt zu sehen, während, wie er an Luther schreibt, die Raserei der Widersacher zum Kampf mit Schwertern und Bogen, Pfeilen und Büchsen herausforderte. In dem nämlichen Brief gesteht er aber, daß die Klugheit der Freunde ihn zwinge, von allen gewaltsamen Vorsätzen für jetzt abzustehen. Schon vor jenem Besuch der kaiserlichen Abgesandten auf der Ebernburg hatte Butzer geäußert, Sickingen würde für die Sache des Evangeliums das Schwert ziehen, wenn er nicht vom Podagra gequält wäre; eine Entschuldigung, die von Butzer auch später wiederholt wird, ohne doch den uns bekannten wahren Grund von Sickingens Zurückhaltung zu treffen. Niemand litt unter diesen Verhältnissen schwerer als Hutten, der, durch seinen Beschützer zugleich unschädlich gemacht, die Grenzen seines Einflusses deutlich genug erkennen mußte. Auch nachdem er (22. Mai) wenigstens für seine Person die kaiserliche Pension aufgesagt hatte, vermochte er den mächtigen Freund nicht mit sich fortzureißen; „man muß ihn," klagt er gegen Butzer, „auf unserer Seite festhalten und ohne Unterlaß an ihm arbeiten, damit er nicht doch einmal den Ratschlägen der Gegner Gehör gibt." Wohl lief

Digitized by Google

dazwischen in Worms eine angebliche Aeußerung Sickingens ein, Kaiser und Stände würden beraten und er werde den Schluß machen. Aber am Kaiserhof selbst scheint man sich gerade vor dieser Gefahr ziemlich sicher gefühlt zu haben.

Man hat neuerdings mit Recht darauf hingewiesen, daß Karl V. in der lutherischen Sache doch bereits eine gewisse Selbständigkeit des Handelns zeigt, sich nicht unbedingt von seinen Ratgebern bestimmen läßt. Mit wahrer Begeisterung spricht Aleander von der Festigkeit des jungen Herrschers, der allein ohne Wanken seinen gut kirchlichen Standpunkt behauptet habe; er versteigt sich einmal fast bis zur Weissagung, wenn er seine Überzeugung ausspricht, Karl werde durch seine Güte, Klugheit und Tapferkeit das Glück an sich zu fesseln wissen und aus allen Kämpfen als Sieger hervorgehen. Aber er unterläßt nicht, seiner Charakteristik dieses größten und besten unter allen Menschen auch die Warnung beizufügen, Karl sei zugleich der gefährlichste Gegner und vergesse nicht leicht eine Beleidigung. Letztere Eigenschaft werde ihm von dem Beichtvater Glapion als der einzige unerfreuliche Zug im Wesen des Kaisers bezeichnet. Jedenfalls mochten die deutschen Fürsten von der Schärfe überrascht sein, womit der junge Herr am 19. April ihnen seine endgültige Ansicht über den ketzerischen Mönch kundgab. Als Nachkomme und Erbe der deutschen Kaiser, der spanischen Könige, österreichischen Erzherzoge und burgundischen Herzoge sei er entschlossen, die Schande dieser Ketzerei mit Aufgebot aller seiner Kräfte zu tilgen und seinen eigenen Leib, Blut, Leben und Seele daran zu setzen. Er bedaure nur das Einschreiten gegen Luther so lange verschoben zu haben und wolle ihm zwar das Geleit halten, aber sonst gegen ihn als einen überführten Ketzer verfahren. Die Stände sollten ihn ihrem Versprechen gemäß dabei unterstützen.

Karl hatte diese Erklärung eigenhändig zu Papier gebracht. Obwohl aber bei der Verlesung, wie Aleander berichtet, viele der fürstlichen Zuhörer „leichenblaß" wurden, erreichte der Kaiser mit all seiner Energie doch nicht soviel, daß man wirklich von jeder weiteren Verhandlung mit Luther abgesehen hätte. Neben dem Einfluß Kursachsens scheinen immerhin jene drohenden Demonstrationen nicht unwirksam geblieben zu sein; nicht nur der ängstliche Mainzer, selbst Joachim von Brandenburg stimmte mit den übrigen Kurfürsten dafür, nochmals einen allerletzten Bekehrungsversuch zu unternehmen. Der Kaiser äußerte zwar wiederholt, er werde nicht ein Jota an seiner Erklärung ändern; trotzdem mußte er sich dem Willen des Reichstags bequemen. An der Spitze der aus Vertretern aller Stände gebildeten Commission standen die Kurfürsten von Trier und von Brandenburg; der erstere, mit Kursachsen eng verbunden, war schon im Jahre 1519 von Luther selbst zum Schiedsrichter vorgeschlagen worden. Außerdem nahmen Teil die Bischöfe von Augsburg und Brandenburg, Georg von Sachsen, der Deutschmeister, Graf Georg von Wertheim, der Straßburger Ritter Hans Bock, der Augsburger Peutinger und der badische Kanzler Dr. Hieronymus Vehus, der sich als Wortführer seiner Auf-

Digitized by Google

gabe in der geschicktesten Weise entledigte. Luther selbst mußte zugestehen, so bescheidener gütiger Maße sei noch nie mit ihm gehandelt worden. Es war kaum möglich ihm weiter entgegenzukommen, als es am 24. April die Commission durch ihren Sprecher Vehus, am nächsten Tag Vehus und Peutinger und endlich noch der Erzbischof von Trier versuchten. Aber nachdem einmal die Entscheidung vor Kaiser und Reich gefallen war, besaß Luther, mit sich selber völlig im Reinen, die nötige Ruhe, um sich durch keine wenn auch noch so freundliche und aufrichtige Friedensvermittlung aus der Fassung bringen zu lassen. Mit feiner Berechnung verwertete Vehus in seiner Argumentation das Zeugniß des von Luther hochverehrten heiligen Bernhard; wie früher Glapion in seinen Besprechungen mit dem sächsischen Kanzler, betonte auch dieser Vermittler, und zwar im Namen des Reichstags, daß Luther das viele Gute in seinen eignen Schriften bedenken und nicht aus bloßer Hartnäckigkeit die von ihm herrührende blühende Pflanzung vor der Frucht zerstören möge. Es ist sehr charakteristisch, daß Vehus Schriften wie die Sermone von der dreifachen Gerechtigkeit und von den guten Werken rühmend hervorzuheben wagte, trotz ihrer scharfen Opposition gegen die kirchliche Satisfaktionslehre und die Verstocktheit der geistlichen Gewalt. Daß man ihm vorschlug, die Entscheidung über seine Sache entweder dem Kaiser und den Ständen oder einem künftigen Concil anheimzustellen, zeigt nicht minder deutlich, wie sehr die Reichsstände jede Rücksicht auf den Papst hintanzusetzen bereit waren, wenn Luther seinerseits durch eine Concession die friedliche Verständigung ermöglichte. Aber dazu brachte man ihn nicht, seine vor Kaiser und Reich gestellten Bedingungen fallen zu lassen oder auch nur seine Verurteilung des Kostnitzer Concils, welches Gottes Wort verdammt habe, zurückzunehmen. Vergebens kämpfte der trierische Offizial nochmals für die Autorität der Concilien; auch Johannes Cochlaeus, der humanistische Domdechant zu Frankfurt, mischte sich unberufen in die Verhandlung, erst wie er erzählt mit Bitten und Tränen, dann mit dem naiven Vorschlag, Luther solle unter Aufgabe seines freien Geleites mit ihm disputiren. „Kurz," so drückt sich Aleander aus, „weder mit Beweisführung noch mit Ermahnung, noch mit List war etwas auszurichten; denn er blieb immer hartnäckig und wiederholte nur, er wolle nicht gegen sein Gewissen handeln." Damit trifft der Nuntius, der übrigens nicht als Augenzeuge berichtet, den eigentlichen Kern der Sache. So scheiterte auch der letzte Versuch des Erzbischofs von Trier, der in einer vertraulichen Unterredung dem Unerschütterlichen erst für den Fall des Widerrufs „ein schönes Priorat" und eine sichere Stellung an seinem Hofe versprach und dann der Reihe nach eine Entscheidung durch Kaiser und Papst, durch den Kaiser allein, durch Kaiser und Reich, durch ein künftiges Concil anbot. Luther erklärte diese sämmtlichen Bedingungen für unannehmbar, zur großen Beruhigung des Nuntius. Gleich nachdem Trier dem Kaiser den Ausgang der Verhandlungen mitgeteilt hatte, erging der kaiserliche Befehl an Luther, binnen einundzwanzig Tagen heimzukehren, ohne unterwegs zu

Digitized by Google

predigen oder zu schreiben. Luther antwortete ehrfurchtsvoll, er wolle für Kaiser und Reich auf alles verzichten, auch auf Leben und Ehre, nur das Bekenntniß des göttlichen Wortes ausgenommen. Am 26. April verließ er Worms. Die beiden Gegner, die sich hier gemessen hatten, der Mönch wie der Kaiser, bereuten nachher ihr Verhalten. Luther sah in dem unmittelbar folgenden Auftreten eines evangelischen Radikalismus die göttliche Strafe dafür, daß er zu Worms seinen Geist gedämpft und sein Bekenntniß „vor den Tyrannen" nicht härter und strenger getan habe. Dagegen meinte Karl V. kurz vor seinem Ende, er hätte damals den Erzketzer ohne Rücksicht auf das zugesagte Geleite den Flammen überliefern sollen. Hätte das aber wirklich in seiner Macht gestanden? Schon die große Vorsicht, womit der Kaiser in Sachen des Edikts gegen Luther verfuhr, spricht keineswegs dafür. Und selbst die Curie hatte noch vor der Berufung des Ketzers sich einmal gegen die Nuntien dahin geäußert, falls Luther unter kaiserlichem Geleite kommen sollte, müßte man ihn auch der Zusage gemäß heimkehren lassen; ganz ebenso hatten sich dann nach dem Gehör die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg erklärt. Nun setzten freilich die Stände dem Wunsch des Kaisers gegen Luther vorzugehen keinen Widerstand mehr entgegen, so daß der Entwurf eines Mandats durch Aleander rasch genug fertig wurde; Friedrich von Sachsen beschränkte sich auf die Bitte, Kaiser und Stände möchten ihm gestatten sich der Sache zu entäußern. Aber obwohl das Mandat bereits am 8. Mai in seiner endgültigen Fassung vom Kaiser genehmigt wurde, verzögerte sich doch die Unterschrift und Publikation von Woche zu Woche. Der entscheidende Grund hiefür ist nicht, wie Aleander gelegentlich meinte, in der auswärtigen Politik, sondern in den noch schwebenden Verhandlungen über den Romzug, über die Kriegshülfe des Reichs zu suchen. Sobald die Stände. am 24. Mai, 20 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, gegen jedermann, insbesondere gegen Frankreich und die Schweizer bewilligt hatten, erfolgte der längst vorbereitete Schlag. Tags darauf, nach der feierlichen Schlußsitzung des Reichstags, überraschte Karl die Fürsten, welche ihn in seine Wohnung zurückbegleitet hatten, mit der Verlesung jenes Mandats, worauf Joachim von Brandenburg im Namen aller Reichsstände eine zustimmende Erklärung abgab. Am nächsten Morgen hatte endlich Aleander die Freude, den Kaiser nach der Messe noch in der Kirche die lateinische und deutsche Ausfertigung unterzeichnen zu sehen.

Das Wormser Edikt, welches den Absagebrief Karls V. an die deutsche Nation darstellt, trägt das Datum des 8. Mai, wie auch z. B. an einer Stelle Luthers Geleite als noch nicht abgelaufen erwähnt wird. Ein Betrug ist hierin wohl nicht zu sehen, viel eher eine Übereilung. Dagegen muß die Wendung, das Mandat ergehe mit einhelligem Rat und Willen der jetzt zu Worms versammelten Stände, als eine Unwahrheit bezeichnet werden, denn es war eben dem Reichstag gar nicht vorgelegt, sondern nur in ganz formloser Weise einigen gerade anwesenden Fürsten mitgeteilt und von diesen gutgeheißen worden. Jedenfalls nahm die ungemilderte Härte dieses Verdammungs-

Digitized by Google

urteils auf die herrschende Stimmung der Nation keinerlei Rücksicht mehr. Nicht als ein Mensch wird Luther charakterisirt, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen, mit angenommener Mönchskutten, der viele alte und lang verborgene Ketzereien in eine stinkende Pfütze versammelt und noch eigene Erfindungen dazu getan habe. Ganz besonders wird neben der Auflehnung gegen die Kirche die Staatsgefährlichkeit seiner Lehren hervorgehoben; die „heidnische" Läugnung des freien Willens und die Verachtung jeder Autorität führten notwendig zu einem freien, eigenwilligen, „ganz viehischen" Leben; alle seine Schriften predigten die Revolution und nur die Furcht vor dem weltlichen Schwert habe ihn abgehalten das weltliche Recht noch schlimmer zu behandeln als das geistliche. Daher wird er mit allen seinen Anhängern in die Acht getan; ihn selbst soll man verhaften und dem Kaiser überliefern, die Güter seiner Anhänger einziehen, seine Schriften verbrennen; damit aber die hochberühmte Kunst der Druckerei nicht mehr für solche „vergiftete" Bücher, sondern allein in guten und löblichen Sachen gebraucht werde, dürfen in Zukunft Druckschriften jeder Art nur noch mit Bewilligung der geistlichen Obrigkeit erscheinen.

Mit einem Schlag sollte der Held der Nation vernichtet und die öffentliche Meinung mundtot gemacht werden. Scheiterhaufen und Censur waren die einzigen Mittel, womit nach gut römischer Anschauung auch die hartnäckigste Ketzerei beseitigt werden konnte; die geistliche Überwachung der Presse hatte noch während des Lateranconcils (1515) Leo X. nach dem Beispiel verschiedener Vorgänger neu geregelt. Wir begreifen, daß Rom über diese Gelehrigkeit des jungen Kaisers entzückt war; „Deine Vortrefflichkeit," schrieb ihm der Papst, „hat unsere Erwartungen weit übertroffen." Auch an die Kurfürsten ergingen begeisterte Dankesbreven; zu fernerem Eifer wurde ganz besonders nachdrücklich Friedrich der Weise ermahnt, in dessen Landen das Unheil seinen Anfang genommen habe, freilich, fügt Leo artig hinzu, „gegen Deinen Willen, wie wir sehen". Aber auch von anderer Seite wurden die Kurfürsten zur Vernichtung der Ketzerei gedrängt; wir haben Briefe des Königs von Portugal an Trier, des Königs von England an Mainz. Heinrich VIII., der Luthers Bücher verbrennen ließ und zugleich als literarischer Kämpe der bedrohten Kirche auftrat, riet den „Rebellen gegen Christus", falls er nicht zur Besinnung komme, sammt seinen Schriften „dem Feuer zur Bewahrung anzuvertrauen". Daß von Spanien aus trotz der dortigen Kriegswirren der Kaiser beschworen wurde mit dem „Verführer" ein Ende zu machen, kann nicht Wunder nehmen. Velasco, der Sieger von Villalar, erklärte sich die glückliche Bewältigung der spanischen Revolution geradezu aus dem gottgefälligen Vorgehen Karls gegen „diesen ketzerischen Mönch". Wie hatten sich doch jene Hoffnungen des Erasmus auf eine friedliche Reform der Kirche durch das humanistische Papsttum und die weltlichen Mächte so schlecht bewährt! Der junge Kaiser, der aufgeklärte Papst, der geistreiche Heinrich von England, die er als die Schirmherrn seiner Philosophie Christi betrachtet

Digitized by Google

und verherrlicht hatte, sie reichten sich jetzt die Hand, um eine geistige Bewegung mit brutaler Gewalt aus der Welt zu schaffen, nach dem Rat und unter dem Jubel seiner alten Todfeinde, der mönchischen Finsterlinge. Ihr Kriegsgeschrei galt nicht allein dem Evangelium, auch dem Humanismus als der rechten Brutstätte geistiger Insubordination; ein Prediger am französischen Hof soll neben Luther auch Lefèvre und Erasmus als Vorläufer des Antichrist bezeichnet haben. Erasmus bot alles auf, um sich vom Verdacht lutherischer Gesinnung zu reinigen, ohne doch die päpstliche Bulle oder das kaiserliche Edikt gutzuheißen. Tief empfand er seine jetzige Machtlosigkeit; es werde ihm, meint er bitter, nicht viel mehr übrig bleiben als dem nie mehr auferstehenden Christus die Grabschrift zu verfassen. Aber dabei fand er es doch geraten, sich mit seinem Gegner Aleander, der ihm in Rom gefährlich zu werden drohte, auf guten Fuß zu stellen; er bat ihn um die Erlaubniß Luthers Schriften lesen zu dürfen und ließ sich abschlägig bescheiden.

Kurfürst Friedrich schrieb einmal seinem Bruder aus Worms, nicht allein Annas und Kaiphas, sondern auch Pilatus und Herodes seien wider Martinus. Dieser Vergleich Luthers mit Christus war damals nicht ungewöhnlich; eine solche „Passion" Dr. Martin Luthers verwendet aber die Gestalt des weisen Kurfürsten in der Rolle des Petrus, der den Herrn dreimal verläugnet, nur mit dem Unterschied, daß Friedrich dann hinausgeht, nicht um zu weinen, sondern um Luther wider alle Menschen zu beschirmen. Das hat er nun wirklich getan, mit der ihm eigentümlichen Umsicht und Vorsicht, die ihn selbst im vertraulichsten Umgang nicht verließ. Luther wurde am Abend vor seiner Abreise davon in Kenntniß gesetzt, daß man ihn auf seiner Heimreise „eintun und verbergen" werde. So wenig dies seinem Wunsch entsprach, fügte er sich doch der Anordnung seines Landesherrn; nachdem er unterwegs zu Hersfeld im Benediktinerkloster mit allen Ehren aufgenommen und hier sowie in Eisenach trotz des kaiserlichen Verbots zum Predigen genötigt worden war, überfielen am Abend des 4. Mai unweit Altenstein fünf Reiter seinen Wagen und führten ihn unter wildem Fluchen davon, ganz wie es bei solchem „Niederwerfen" üblich war. Alle Welt erging sich in Vermutungen; man riet auf einen Streich der Papisten, aber auch auf Sickingen und vor allem auf den wahren Urheber, der freilich selbst den Überraschten spielte. Als vollends die Nachricht in Worms einlief, Luther sei ermordet, da bekam Aleander die Drohung zu hören, selbst im Schoße des Kaisers solle er nicht mehr sicher sein. Wir besitzen noch die rührende Klage, zu welcher jene Gerüchte einen begeisterten Verehrer Luthers, Albrecht Dürer, damals auf seiner niederländischen Reise veranlaßt haben. Auch er vergleicht das Schicksal dieses „gottgeistigen Menschen, den der Papst mit seinem Gold verräterlich um sein Leben bringt," mit dem von den Priestern veranlaßten Tod des Erlösers. Wir spüren aus den bewegten Worten des Meisters, daß ihm, wie er einmal an Spalatin schrieb, Luther „aus großen Ängsten geholfen" hatte; um so tiefer arbeitet in ihm die Erbitterung gegen den römischen Stuhl, diese Pforte der Hölle, gegen

Digitized by Google

die blinde erdichtete Lehre der sogenannten Väter, gegen die Habsucht der Päpste und ihren „heiligen falschen Schein". Seine letzte Hoffnung setzt er nunmehr auf Erasmus; „höre, du Ritter Christi, reite hervor neben den Herrn Christum; beschütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone; du bist doch sonst ein altes Männchen."

Dürers Aufzeichnungen waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt; was er aber allein für sich dachte und niederschrieb, das war der vorherrschende Gedanke der Nation, das riefen und trugen andere hinaus in die Welt. Es ist etwas Wunderbares um die Entstehung und Macht der öffentlichen Meinung; wir vermögen wohl zu erkennen, wie sie in einzelnen Äußerungen zu Tage tritt, sich zu fixiren scheint, aber so wenig hier oder dort ein bestimmter Ausgangspunkt für solche um sich greifende Stimmungen der Geister aufgezeigt werden kann, so wenig läßt sich ihre Fortpflanzung und ihr Wirken mit voller Deutlichkeit verfolgen. Auch darf man nicht vergessen, daß wohl niemals eine Stimmung ganz unbestritten zu Worte und zur Herrschaft kommt. Immerhin ist in den ersten Jahren der Reformation die Macht der antirömischen Grundströmung in der deutschen Literatur eine fast erdrückende; die jährliche Zahl der deutschen Drucke steigert sich zwischen 1518 und 1523 auf das Dreifache, Fünffache, Siebenfache. Für das letzte Jahr will Ranke, freilich auf unvollständigen Verzeichnissen fußend, über vier Fünftel der gesammten Produktion den Anhängern der kirchlichen Neuerung zuweisen, unter welchen an Fruchtbarkeit Luther selbst weitaus den ersten Platz behauptet. Als ein Schlag ins Wasser erwies sich jenes Unterfangen des Kaisers, die Stimme der öffentlichen Meinung zum Schweigen zu bringen. Der große Verleger Grüninger in Straßburg entschuldigte sich vor dem Publikum wegen des Drucks nicht etwa lutherischer, sondern anti-lutherischer Schriften mit Geschäftsrücksichten; Cochlaeus behauptet, die Drucker hätten damals katholische Bücher nur um schweres Geld und ganz nachlässig, alle lutherischen dagegen auf eigne Kosten und mit größter Sorgfalt gedruckt. Die Überwachung des Buchhandels wurde vielfach von den Behörden selbst nichts weniger als scharf gehandhabt und von den Buchführern durch heimlichen Vertrieb der verbotenen Schriften illusorisch gemacht.

Luther, dessen Streit- und Erbauungsschriften, Predigten, Sendschreiben 1523 bereits das erste Hundert überschritten und in einer weit größeren Zahl von Ausgaben umliefen, beherrscht diese Literatur als Muster und Vorbild, aber in seinen mächtigen Weckruf stimmt allmählich ein ganzer Chor von Wortführern des Evangeliums ein. Noch immer finden wir in ihren Reihen so manchen Humanisten; noch wird zuweilen Erasmus neben Luther gestellt, etwa als Ritter Christi, wie bei Dürer, oder als „der heiligen gschrift müllerknecht", während Luther sich des Backens annimmt. Dieser Vergleich entstammt freilich keiner humanistischen Feder; Schulter an Schulter mit den Poeten, die sich nach Aleanders Ausdruck selbst in „Theologopoeten" verwandelt haben, kämpfen jetzt die Ungelehrten und an die Stelle der Gelehrten-

Digitized by Google

republik und ihres Publikums tritt die Nation. Zum ganzen Volk will man reden und niemals im Lauf unserer Geschichte ist das in so vollendeter Weise geschehen. Denn gerade das, woran wir Heutigen uns oft stoßen, der furchtbare Cynismus dieser Sprache verbürgte ihre durchschlagende Wirkung. Es ist, um eine Bezeichnung Wilhelm Scherers zu gebrauchen, eine männische Epoche der deutschen Literatur; die Form wird unbedingt dem Inhalt dienstbar gemacht, wobei der Schönheitssinn abstirbt und die Pflege der Wahrhaftigkeit bis zur Grobheit, der volksmäßige Ton bis zur Roheit getrieben wird. Dieser alte Zug der bürgerlichen Kultur feiert nun während und nach der Reformation recht eigentlich seine Triumphe; ihm huldigen auch Erzeugnisse der humanistischen Polemik wie Pirkheimers „gehobelter Eck" (S. 280) oder der „Murnarus Leviathan", während andererseits durch den Vorgang der Humanisten, eines Erasmus und Hutten, die Gesprächsform auch in der deutschen Literatur sich einbürgerte. Natürlich trug bei dieser Wechselwirkung die nationale und volksmäßige Richtung den Sieg davon; es galt ja eben auf die weitesten Kreise zu wirken und im Lichte der neuen christlichen Freiheit verblaßte rasch genug der Nimbus der neuklassischen Kultur, denn in Sachen des geängstigten und verführten Gewissens durfte der Ungebildete, der Einfältige seine Stimme so gut erheben wie der Gebildete. Noch mehr, Luther selbst hat die Ansicht vertreten, die den größten Widerhall erweckte, daß wie einst Jeremias bei den Obersten weniger Verstand und Recht gefunden habe als bei den Laien und gemeinem Volk, so auch jetzt „arme Bauern und Kinder baß Christum verstehn, denn Papst, Bischöfe und Doktores, und ist alles umkehrt".

Klang das nicht wie eine volle Bestätigung des längst verbreiteten Glaubens an die reformatorische Mission des kleinen Mannes? (S. 144.) Wir finden auch wirklich die nämlichen Kräfte, welchen das Entstehen und Wachstum dieses Glaubens ganz besonders zu danken war, die apokalyptischen und astrologischen Vorstellungen noch in voller Tätigkeit; wir werden gelegentlich des Bauernkriegs auf ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß zurückkommen müssen. Auch an die Person des deutschen „Propheten" suchten sie sich wohl zu heften. Luther wurde als der verheißene Elias begrüßt, mit dessen Ankunft ein begeisterter Anhänger geradezu eine neue Zeitrechnung beginnen läßt, als der Vorläufer des Menschensohnes, der kommen wird mit den Wolken des Himmels, oder als mystischer Adler, dessen Gesang Freiheit verkündigt. Ein enthusiastischer Augustiner, der Schwabe Michael Styfel, führte in einem „überaus schönen künstlichen Lied" den Beweis, daß Luther jener Engel der Offenbarung sei, der mit dem neuen Evangelium mitten durch den Himmel fliegt. Aber solche Überschwenglichkeiten entsprachen doch weder der Sinnesart des Reformators noch der schlichten Größe seines Auftretens. So verläßt auch jener mönchische Sänger seine mystischen Spielereien, wenn er auf den Wormser Reichstag zu sprechen kommt:

„Zu Worms er sich erzeyget, er tratt keck vff den plan,
Seyn feynd hat er geschweyget, keiner durfft jn wenden an.

Digitized by Google

Er lasszt sich nit erschrecken die schühen fledermeyß,
Sein leer thut er vollstrecken zu gottes lob vnd preyß.
Die worheit thut jn sterecken, sye macht vil menschen wyß;
Der baur die sach wil merecken, das mügt Cölln vnd Paryß."

Daß der Bauer den Pfaffentrug durchschaut hat und nötigenfalls mit Karst und Flegel das Evangelium beschützen will, das zieht sich wie ein roter Faden durch diese merkwürdige Literatur der Flugschriften, welche meist in dialogischer Form den Sieg des göttlichen Worts über Menschenwitz, des einfältigen Laien über die Hierarchie veranschaulichen, nicht selten unterstützt durch derb verständliche Holzschnitte. Die Sache Gottes, von den Großen und Gelehrten verraten, wird zur Sache der Kleinen und Ungelehrten, zur Sache des Volks. Schon die Einkleidung deutet oft genug darauf hin; der Verfasser gibt sich etwa selbst für einen Schweizer Bauern oder Landsknecht aus, oder, was häufiger der Fall ist, die Vertretung der göttlichen Wahrheit und des gesunden Menschenverstandes wird Leuten aus dem Volk zugeteilt. Manchmal sprechen sie nur untereinander, beim Wein, von Luther und seinem Schreiben und von dem antichristlichen Vieh, Pfaffen und Mönchen; die schelten ihn einen Ketzer, „aber die arm rot hat ihn lieb". Da liest einer seinem Herzgesellen im Wirtshaus das zweite Kapitel des zweiten pauliniſchen Briefs an die Thessalonicher vor, von dem Menschen der Sünde und Sohn der Verdammniß; „Klaus", fragt er, „wie gefelt dir der? kenst in?" Und Klaus antwortet: „Nun müst dich all teufel holen! es ist kein anders tier denn der bapst und sein reich." Ganz besonders beliebt ist jedoch die Disputation zwischen einem oder mehreren Laien und dem Priester oder Mönch, der natürlich immer den Kürzeren zieht, mag nun der Gegner ein Bauer oder Bürger, ein Weber, Bäcker, Schuster oder Schneider sein; sogar die allerverachtetsten, ein Hurenwirt und sein Knecht, citiren Bibel und Kirchengeschichte und bringen damit einen Bischof zum Schweigen. „Hosen machen ist keine Schande," sagt der Schneider zum Pfarrer, der ihn mahnt seiner Arbeit zu warten, „schämt euch, daß ihr die Welt betrogen habt und den christlichen Glauben geschmäht". Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Ton dieser Polemik und Kritik vielfach ein äußerst unflätiger ist; „du bist ein grober Filz," sagt einmal mit Recht einer der Pfaffenfeinde selbst zu seinem Genossen, „ich mein, es hab dich ein Hutmacher gemacht". Man vergegenwärtige sich allein die unerschöpflichen Variationen über das alte Thema des gefräßigen und sittenlosen Bettelmönchs; Käsjäger, Käshabichte, Käskörbe und Käsbäuche, Wurstbuben, Kuttelsäcke, heilige Väter im Sauermilchhafen, des Teufels Mastschweine, diese und andere Titulaturen regnen förmlich auf die ehemaligen Freunde und Vertrauten des Volks. Der eigentliche Held der Flugschriften war und blieb der „grobe Bauer", zu dessen grotesker Roheit die eingestreuten Bibelstellen oder lateinischen, sogar hebräischen Citate den seltsamsten Gegensatz bilden. Eine ganz besondere Popularität erlangte die Figur des Karsthans, der schon in einem Dialog von 1520 Luthers Gegner

Digitized by Google

Murner mit seinen Argumenten schlägt und zuletzt auch nach seinem Dreschflegel ruft. Es war die rechte Verkörperung des unverdorbenen, unbefangenen und deshalb überlegenen kleinen Mannes, der „als vil als dry pfaffen und noch mer" von der Lehre Christi weiß. Wie es in der Aufschrift eines „schönen Dialogus" von 1521 kurz und bündig heißt:

„Cuntz vnd der Fritz
die brauchent wenig witz;
es gildt vmb sy ain klains,
so seinds der sach schon ains;
sy redent gar on trauren
vnd sind gut Luthrisch bauren."

Luthers Person wird selbstverständlich mehr als einmal in den Mittelpunkt gerückt, so z. B. in der oben (S. 350) angeführten „Passion" oder in dem originellen Gespräch zwischen den Wurzeln und Salben einer Apotheke, welches sich um die zu Worms bevorstehende Entscheidung dreht. Auch die Gestalten seiner literarischen Hauptgegner, eines Eck, Murner, Cochlaeus, gewinnen eine Art von Berühmtheit, freilich als Doktor Geck, Murrnarr, Kochlöffel oder Schnecke, wie sich überhaupt, anknüpfend an die lutherische Bezeichnung Emsers als Bock, die Verwandlung dieser Lutherfeinde in Kater, Esel und andere Tiere rasch einbürgerte. So schleppt dieselben mitsammt dem Papst und den Cardinälen Hutten am Schweif seines Rosses hinter sich her, auf einem Holzschnitt, der den „Triumph der Wahrheit" versinnlicht und bezeichnend genug neben dem Siegeswagen Christi Luther und Karlstadt einherschreiten läßt. Denn seit 1521 trifft man hier und da auf eine Zusammenstellung Luthers mit diesem Wittenberger Kollegen, in ähnlicher Weise, wie wir zuweilen Erasmus oder Hutten ihm beigesellt sahen. Daneben gibt es wieder eine ganze Reihe von literarischen Erscheinungen, in welchen unläugbar das Hauptinteresse sich dem Papst als dem leibhaftigen Antichrist zuwendet. So in einem Holzschnittcyklus, der unter dem Titel „Passional Christi und Antichristi" den Kontrast zwischen dem Erlöser und seinem Statthalter recht augenfällig schildert, der Dornenkrone die Tiara, der Fußwaschung den Fußkuß der Monarchen, dem Kindlein in der Krippe den geharnischten Papst, eine Hellebarde in der Faust, gegenüberstellt. In Bild und Wort wurde dieses überaus dankbare Thema immer und immer wieder ausgebeutet; das Büchlein vom alten und neuen Gott, die Vergleichung des allerheiligsten Herrn und Vaters des Papstes gegen dem seltsamen fremden Gast in der Christenheit, genannt Jesus, der Briefwechsel zwischen Lucifer und Leo X., sie alle verfolgten das gleiche Ziel. Man ließ wohl den Papst mit den Cardinälen Kriegsrat halten und seine Schweizer mit dem Losungswort „Pfründ" und dem Feldgeschrei „schöne Weiber" zum Sturm gegen den Himmel selbst führen. Nirgends aber haben diese Gedankenreihen einen so packenden Ausdruck gefunden wie in den beiden Fastnachtspielen, welche, von dem geistreichen Maler Niklaus Manuel verfaßt, im Jahr 1522

Digitized by Google

Digitized by Google

Rückseite des Titelblattes in: „T

Den vom Jubel des Volks begrüßten Siegeszug der Wahrheit eröffnet das von den Patriarchen, Propheten und Aposteln getragene Grab der heiligen Schrift, das vom „römischen Türken" gestohlen und lang gehütet durch Luther wieder gewonnen

ist;
mit

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

zu Bern „mit großer Frucht" öffentlich aufgeführt wurden, worauf man am Aschermittwoch den römischen Ablaß mit dem Bohnenlied durch alle Gassen trug. Das erste Spiel berührt sich mit einem fast gleichzeitigen Gedicht des Basler Druckers Gengenbach und zeichnet den Papst Entchristelo mit seiner Umgebung, dem Cardinal Anshelm von Hochmut, dem Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, dem Dechan Sebastian Schinddenburen und andern würdigen Vertretern der Klerisei, als „Totenfresser", wie sie aus der Furcht der Laien vor Hölle und Fegfeuer Kapital schlagen; der Quästionirer und Rollbruder, die Begine Elsli Tribzuo und der Landfahrer Hans Schölmenbein wollen auch ihr Teil haben. Aber immer lauter erhebt sich die Klage über die ganz veränderte Gesinnung der Bauern, die bei jeder geistlichen Forderung erst den Schriftbeweis haben wollen und selbst ihr neues Testament aus dem Busen ziehen, um sich mit starken Sprüchen zur Wehr zu setzen; „das gott die verfluecht truckery müeß schenden", ruft der Abt Adam Niemergnuog, der mit zwölf Pferden reitet und sieben hübsche Kinder standesgemäß zu versorgen hat. Inzwischen kann sich einer von den Zuschauern, der Apostel Petrus, nicht genug über die Erscheinung und Umgebung seines Nachfolgers wundern, den er mit „Augenspiegeln" betrachtet; „das ist ein gesell, den ich nit ken", meint er; der müsse wohl keine Füße haben, daß er sich auf den Achseln tragen lasse. Neben Petrus und Paulus vertreten schon hier einige Bauern, Ruofli Pflegel, Heini Filzhuot, Batt Süwschmer u. a. die Sache des Evangeliums; ihre Genossen Cläiwe Pfluog und Rüede Vogelnest sehen dann im zweiten Spiel den beiden Aufzügen Christi und des Papstes zu, von welchen jener als „ein trut biderman" auf dem Esel einreitet, gefolgt von Armen und Krüppeln, während der Papst von seiner ganzen Kriegsmacht, seiner Schweizergarde mit Trompeten, Posaunen, Trommeln und Pfeifen geleitet wird, „richlich, hochprachtlich, als ob er der türkisch keiser wär". Noch glänzender spielt Manuels sarkastischer Witz in dem späteren Dialog: „ein klägliche Botschaft an den Papst die Seelmeß betreffend, welche krank liegt und will sterben". Vergebens bemühen sich zahlreich Doktoren um die Sterbende, die „dem Tode näher ist denn Schaffhausen dem Rhein"; sie wollen sie zum Fegfeuer tragen, um sie zu erwärmen, aber „die Bauern haben das Weihwasser darein geschütt und das Fegfeuer gar ausgelöscht". Nun wissen sie sich nicht mehr zu helfen, „denn vom Fegfeuer hat sie gelebet wie der Fisch vom Wasser". Einer von den Doktoren verlangt, der Frühmesser solle unsern Herrgott bringen, um die Messe zu versehen; der Frühmesser erwidert: „Herr Doktor, ich kann ihn nicht erlangen; der Himmel ist sein Stuhl und die Erde sein Fußschemel. Wie möchte ich ihn erwischen? er sitzt zu der rechten Hand Gottes. — Greifet hinauf und nehmt ihn herab; ich bin ihm viel zu kurz." Schließlich laufen die Doktoren weg; „ob sie dann in unserer Abwesenheit stirbt, so wollen wir sprechen: die Bauern haben sie erschlagen".

Es ist eine beachtenswerte Tatsache, daß an dieser literarischen Arbeit

Digitized by Google

der Sturm- und Drangperiode unserer Reformation die Schweiz so kräftig mitgeholfen hat, daß überhaupt die Masse der Flugschriften dem Süden Deutschlands, dem sozusagen vulkanischen Boden der Bauernunruhen entstammt. Gerade darin liegt aber die Bedeutung einer Volksliteratur, daß sie uns zeigt, wovon das Volk am liebsten hört. So erfahren wir hier am vollständigsten, was die niederen Klassen, vorab die süddeutschen Bauern von der kirchlichen Bewegung annahmen und verwerteten; gewiß sind sie durch Predigt und Presse bearbeitet worden, aber eben in einer Richtung, die ihnen selbst zusagte und keineswegs fremdartig war. Die längst vorhandene und vollberechtigte Erbitterung gegen einen tief verkommenen Stand von Privilegirten fand jetzt genügende Nahrung, um sich bis zu hussitischer Wildheit auszuwachsen. Schon erregten die vormals ehrwürdigen Formen des Kultus, das Übermaß des kirchlichen Schmuckes, die ganze künstlerische Seite und Symbolik der alten Kirche, die Reliquien und das Weihwasser Unmut oder Gelächter; „machen große Kreuz," heißt es einmal von den celebrirenden Priestern „„zerdehnen ihre Arm und reißen die seltsamsten Possen über Altar, als wollten sie den Moriskentanz springen". Schon äußert sich eine der interessantesten Flugschriften, der „Neukarsthans" (Sommer 1521), worin Sickingen der Ritter den Bauern belehrt, unverholen in taboritischem Sinn über die Kirche und ihre Reinigung. „Wir sind alle die Kirche und keiner mehr denn der andere; und sollen auch wir, die sie Laien nennen, die Bischöfe und Pfarrer helfen wählen und uns selbst versehen." So formulirt Sickingen das Gemeindeprinzip, während er zugleich eine gütliche Reform der Hierarchie für unmöglich und die Ausrottung der bösen Hirten für notwendig und unmittelbar bevorstehend erklärt; man müsse aber nach dem Beispiel Zizka's, der kein Narr gewesen sei, auch ihre Nester, die Kirchen und Klöster zerstören; Gott wolle nur im Geist und in der Wahrheit angebetet sein, nicht in steinernen und hölzernen Kirchen.

Der Ton dieser Flugschrift ist immer noch ein maßvoller zu nennen, wenn wir die Auslassungen des Franziskaners Johann Eberlin von Günzburg dagegen halten. An dem Beispiel dieses originellen und grundehrlichen Schwaben, der als volkstümlicher Prediger mit Feuereifer „Francisci Tandmähr" verkündigt und Tertiarier angeworben hatte, tritt uns der ungeheure Eindruck der kirchlichen Bewegung recht greifbar vor Augen. Mit Grauen betrachtet der ernüchterte Blick die Gestalt der Mutter Kirche, die ihm fortan als babylonische Hure erscheint; alles was heilig und ehrwürdig war, verkehrt sich ins Gegenteil und dabei haftet doch noch die alte kirchliche Gewöhnung der Unduldsamkeit, die sich nun gegen ihre eigne Urheberin richtet. Noch im Jahr 1521 veröffentlichte Eberlin, aus dem Ulmer Franziskanerkloster vertrieben, seine „fünfzehn Bundesgenossen", eine Folge von geharnischten Schriften, deren erste, „ein klägliche Klag", sich an Karl V. wendet, um ihm die beiden Gottesboten Luther und Hutten als des Kaiser und der Wahrheit größte Freunde zu empfehlen (vgl. S. 306; 312) und das römische Raub-

Digitized by Google

system zu schildern; nach seiner Berechnung verlor Deutschland jährlich durch den römischen Stuhl 300 000 Gulden, durch die vier Bettelorden aber mehr als eine Million. Es soll hier nur vorläufig angedeutet werden, wie bei Eberlin sich kirchlicher und sozialpolitischer Radikalismus verbinden; den leidenschaftlichsten Ton schlägt er jedenfalls sowohl in den Bundesgenossen als in den folgenden Schriften gegen die Kirche und besonders gegen seine ehemaligen Standesgenossen, die „Klosterschweine" an, deren Zahl er, ein entschiedener Freund statistischer Angaben, in Deutschland auf 24 000, in ganz Europa auf 400 000 schätzt. Es sind privilegirte Faulenzer und „Teufelskriegsknechte", die man zur Arbeit zwingen oder verjagen soll; „so das arme Volk kommt, begierig zu hören Gottes Wort, deren Schweiß und Arbeit ihr freßt in eurem Mutwillen, so speit ihr nichts denn Gift und Teufelskot in sie; hinaus, hinaus mit euch!" Franziskus war entweder ein Narr oder ein Bube, die sogenannten Heiligen oft genug Lockmeisen des Teufels; der Heiligenschwindel der Bettelmönche wird nicht aufhören, „bis daß die Bauern einmal erhängen und ertränken Böse und Gute miteinander". Wie denn überhaupt der gemeine Mann ganz erhitzt ist wider die Pfaffen; „wenn man einen Pfaffen nennt, versteht man einen seellosen, gottlosen Menschen, voll, faul, geizig, haderisch, zänkisch, schirmisch, hurerisch, ehebrecherisch. Ich darf schier meine Platte nicht mehr sehen lassen". So jammert einer von den sieben frommen trostlosen Pfaffen, deren Klage Eberlin neben den Bundesgenossen herausgab. Wenn er selbst den Ulmern zuruft, sie sollten die Kinder lieber in der Wiege erwürgen als ins Kloster tun und alle ihre marmelsteinernen Kirchen abbrechen, um ein luftiges Spital oder Häuser für arme Leute aus den Steinen zu bauen, oder wenn er das Lehren anderer Gebete neben dem Vaterunser bei Strafe des Kopfabhauens verbieten möchte, so konnte das die Erregung des gemeinen Mannes allerdings nicht verringern, so energisch auch Eberlin nachmals die Exzesse auf evangelischer Seite bekämpft hat. Einen förmlichen Katechismus der Pfaffenhetze lieferten aber die dem Neukarsthans beigedruckten dreißig Artikel, zu welchen sich Junker Helfreich, Ritter Heinz und Karsthans verbinden. Sie wollen den Papst für den Antichrist, seine Cardinäle und Curialen für des Teufels Apostel, alle Mönche für Gleißner, die Pfaffen, wie sie jetzt leben, nicht für geistliche Väter, sondern für fleischliche Buben halten, keinen Pfennig mehr für kirchliche Zwecke geben, alle Kurtisanen totschlagen wie tolle Hunde, Pfaffen, die ihnen Ursache geben, unbedenklich schlagen oder treten, jedem Bettelmönch, der ihnen einen Käs abfordert, einen vierpfündigen Stein nachwerfen, jeden Offizial mit Hunden aushetzen und mit Kot werfen lassen, jedem Pedell, der mit Citation oder Bannbrief kommt, die Ohren abschneiden und im Wiederholungsfall die Augen ausstechen. Einem geizigen Pfaffen etwas zu nehmen, wollen sie so wenig für Sünde achten, „als hätten sie auf einen Würfel getreten".

Dieses furchtbare Manifest, nach dessen Worten man allerdings eine getreue Wiederholung der hussitischen Revolution in Deutschland hätte er-

Digitized by Google

warten können, schließt mit einer Erklärung für Luther und mit der Versicherung, die Verschworenen handelten nur der göttlichen Wahrheit, dem Christenglauben und dem Vaterland zugute, „und was sie tun, geschieht in einer christlichen ehrbaren guten Meinung". Als tatsächliche nicht nur literarische Wetterzeichen ließen sich die Erfurter Pfaffenstürme im April, Juni und Juli 1521 wohl auffassen, wüste Krawalle der Studentenschaft und des Pöbels, die sich gegen die Wohnungen und Habseligkeiten der Geistlichen richteten. Hier und dort begannen schon die Bauern jede weitere Leistung an die Pfaffen zu verweigern; ein Mann wie Mutian, der alternde Führer der Erfurter Humanistenschaar, geriet in die bitterste Armut. Es ist begreiflich, daß wer noch aus Überzeugung oder durch materielle Interessen fest mit der Kirche zusammenhing, den Warnungsruf erhob. Vertraulich, nicht öffentlich tat es Erasmus, der seine Person in den revolutionären Flugschriften gefeiert sehen mußte, aus dessen Lob der Narrheit Eberlins fünfzehn Bundesgenossen die schärfsten Ausfälle in Übersetzung brachten; er glaubte bereits die Gier nach dem Überfluß der Geistlichen zu einem Angriff auf alle Herrschenden und Besitzenden sich erweitern zu sehen. Unter den offenen Kämpfern, die gegen Luther und seinen Anhang auftraten, nimmt weitaus die erste Stelle der geistreiche Elsässer Franziskaner Thomas Murner ein, der „von jeder Kunst etwas wußte", die Aeneis und die Institutionen verdeutscht, Handbücher der Jurisprudenz und Logik in Form von Kartenspielen verfaßt und manchen literarischen Strauß bestanden hatte. Dieser mönchische poeta laureatus, seinerzeit der schärfste Richter und Spötter über geistliche Corruption, trat mit einer Übersetzung von Luthers babylonischer Gefängniß in den Kampf gegen die kirchliche Umwälzung ein, für deren Menschlichkeiten niemand ein geübteres Auge besaß, als der erprobte Satiriker, der Verfasser der Narrenbeschwörung, Schelmenzunft und Gäuchmatt. So unbarmherzig auch gerade Murners Persönlichkeit von den Gegnern heruntergerissen worden ist, so steht er immerhin über dem zweideutigen Cochlaeus (Johannes Dobeneck aus Wendelstein), der durch seine Freundschaft mit Pirkheimer und Hutten nicht abgehalten wurde, sich in Rom der Pfründenjagd zu widmen, wohl auch über einem andern Pseudohumanisten, dem hinterlistigen Sekretär Georgs von Sachsen, Hieronymus Emser. Unter all diesen hervorragenden Verteidigern der alten Kirche und „Luthergeißeln" findet sich überhaupt kein völlig reiner Charakter, kein Mann, wie Geiler von Kaisersberg, Heynlin von Stein oder Alexander Hegius. Doch sprachen sie gewiß die Überzeugung vieler aus, wenn sie Luthers Werk als ein Zerstörungswerk, ihn selbst als „sächsischen Catilina" brandmarkten und für eine verfassungsmäßige Reform der Kirche eintraten. Denn wenigstens Murner und Emser schließen sich keineswegs blindlings der römischen Auffassung an; sie wünschen die Reform durch den Kaiser oder durch ein Concil verwirklicht zu sehen und geben die schwere Verschuldung der Hierarchie bereitwilligst zu, wie Murner einmal gesteht:

Digitized by Google

Von dem grossen
Lutherischen Narren wie in
doctor Murner beschworen hat, ꝛc.

Facsimile des Titels von Murners „Großem Lutherischen Narren". 1522.

„ich muß die warheyt sagen,
wir haben schuld daran;
der aplaß lert sie klagen,
verfieret manchen man."

Aber dadurch wird in ihren Augen Luthers Bruch mit der Kirche nicht gerechtfertigt und mit besonderem Nachdruck kommen sie immer wieder auf

Digitized by Google

die Befürchtung zurück, daß eine so schwere Erschütterung der geistlichen Autorität überhaupt alle bestehenden Ordnungen in Mitleidenschaft ziehen werde. „Der Grund ist bodenlos", so faßt einmal Murner diese Stimmungen zusammen; nichts als Zwietracht, Aufruhr, Mord, mit einem Wort den Bundschuh scheint die nächste Zukunft bringen zu sollen. Noch hat der witzige Mönch das Lachen nicht verlernt, das ihm zur zweiten Natur geworden war, aber es klingt doch ganz anders als früher, vermischt mit gellendem Hohn und mit dem Schrei der Leidenschaft, aus seiner bedeutendsten Schöpfung, dem Buch von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat (1522). Der furchtbare Schmutz, womit hier des Satirikers Gegner überschüttet werden, die Hochzeit des Mönchs mit Luthers Tochter und der Tod des großen Narren, dessen Kappe der Dichter zuletzt sich selber zuspricht, das alles erinnert manchmal fast an Rabelais. Den eigentlichen Kern des Ganzen bildet aber Luthers Bündniß mit der Revolution; wir sehen ihn, im vollen Harnisch, als Hauptmann seine Kriegsgesellen in Pflicht nehmen und den Bundschuh schmieren, daß er einen süßen Geschmack bekommt wie Muskatellerwein, Honig und Zucker und dem gemeinen Mann der Mund danach wässert: wir sehen die drei Fähnlein des Evangeliums, der Freiheit und der Wahrheit fliegen und hören die Losung der Gleichheit ausgeben:

„Dan Cristus hat vnß al gefreit,
Das niemans gült dem andern geit;
wir sein al pfaffen, edelman,
vnd sehen niemand weiter an; —
wir sein doch al eins vatters kind,
des wir auch gleich al erben sind;
wir wöln eins mit einander teilen."

Es ist durchaus notwendig, sich die Erregung einer ganzen Nation durch solche unmittelbare Zeugnisse zur Vorstellung zu bringen; nicht nur der Gehalt herrschender und wirkender Ideen, auch die Form, in welche sie sich hüllen, darf keineswegs als gleichgültig betrachtet werden. Diese für den Tag geschaffene und höchst volkstümliche Literatur trägt unverkennbar die Signatur einer Revolutionsperiode, deren Wesen uns hier mit ganz anderer Deutlichkeit erkennbar wird, als selbst in den vertraulichsten Äußerungen der kirchlichen und politischen Führer. Nur eine Stimme gab es noch, mächtig genug, um sich mitten durch das Brausen des kommenden Sturmes vernehmlich zu machen. Luther war in beiden Lagern, von den Freunden wie von den Feinden zum Helden der Revolution ausgerufen worden. Er mußte antworten auf den Ruf, der ihm durch die Seele ging.

Seit dem 4. Mai 1521 weilte Luther, in einen Junker Georg umgewandelt, auf der Wartburg bei Eisenach. Sein Versteck war längere Zeit sogar dem Kurfürsten und dem Herzog Johann unbekannt und das Geheimniß, um welches zunächst nur die Teilnehmer jenes Scheinüberfalls, der

Digitized by Google

Facsimile einer Seite aus Murners „Großem lutherischen Narren".
„Wie der Luther den Bundschuh schmiert."

Schloßhauptmann, Spalatin und ein paar Wittenberger Kollegen wußten, wurde so trefflich gewahrt, daß noch im Jahr 1549 Cochlaeus das Schloß zu Alstedt für das ehemalige Asyl des Reformators ansah. Friedrich der Weise wollte sich die Möglichkeit offen halten, seine Unkenntniß nötigenfalls

Digitized by Google

eidlich zu versichern. Denn ein großes Wagniß blieb diese Rettung des Geächteten immer und wenn auch Karls Entfernung aus Deutschland den Ernst der Lage wenigstens etwas milderte, so vermochte doch andrerseits der Kurfürst selbst seinen Schützling nicht auf die Dauer in den Schranken der ihm aufgezwungenen Vorsicht festzuhalten.

„Ein wunderlicher Gefangener, halb willig halb widerwillig" ergab sich Luther in sein neues Leben, dessen Einförmigkeit und Tatenlosigkeit für ihn freilich eine harte Prüfung war; selbst unter der ungewohnten reichlichen Kost hatte er anfangs schwer zu leiden. „Müßig und trunken" sitze er da, schreibt er einmal an Spalatin; aber es war doch eher ein Uebermaß literarischer Arbeit, das, nur zuweilen durch einen Ritt oder eine Jagd unterbrochen, dem Vereinsamten körperliche und seelische Beschwerden schuf. Wohl suchte er sich auch diese „Gefangenschaft" als göttliche Schickung zurechtzulegen, wie er ja sogar einen Brief an Spalatin sandte, der absichtlich den Gegnern in die Hände gespielt werden sollte, um ihren Verdacht von der Wartburg abzulenken und auf Böhmen zu richten. Selbst mit dem Gedanken, nicht mehr nach Wittenberg zurückzukehren, konnte er sich vorübergehend vertraut machen. Und doch lebte und webte er in dem angefangenen Werk, das nun seiner Hand entrückt war; hoch oben in seiner „Wüstenei", „in der Region der Vögel", deren Gesang ihm das Herz erquickte, sah er die Gestalt der erniedrigten Kirche und das Gespenst des römischen Antichrist vor sich und auf der Hasenjagd mußte er des Teufels gedenken, der mit seinen Hunden, den gottlosen Bischöfen und Theologen, die armen Seelen hetzt. In seiner Kammer glaubte er den bösen Feind poltern zu hören; der vielberufene Tintenfleck rührt freilich nicht von Luther her, aber wir wissen zur Genüge, mit welchen Kraftworten er sich in solchen Anfechtungen zu helfen pflegte. Denn obwohl er gewohnt war, auch die kleinen Wechselfälle des Lebens, zumal seine körperlichen Zustände auf ein besonderes Eingreifen des Himmels oder der Hölle zurückzuführen, so verhinderte ihn doch die unverwüstliche Gesundheit seiner Natur, sich in solchen Gedanken einzuspinnen oder gar eine überirdische Weihe der eignen Persönlichkeit daraus abzuleiten. Welche Verführung lag in dieser Abgeschiedenheit und Stille für eine mystisch gerichtete Persönlichkeit! Luther hörte nicht auf sich als Werkzeug Gottes und als persönlichen Feind des Teufels zu fühlen, aber gegen das „Lebendigverfaulen" des Alleinseins kämpfte er mit tapferer Arbeit. Wenn er mit Schreiben einhielt, nahm er das alte und neue Testament im Urtext zur Hand. So ist er eben auf der Wartburg nicht zum Schwärmer, sondern zum Bibelübersetzer geworden.

Eine Last über seine Kräfte nennt er das gewaltige Werk, dessen Anfänge noch ins Jahr 1521 fallen; „wir alle sollten daran arbeiten," schreibt er an Amsdorf, „denn es ist ein gemeines Werk und gehört der gemeinen Wohlfahrt." Ueber das Bedürfniß konnte in der Tat kein Zweifel bestehen; die früher (S. 112 f.) erwähnten deutschen Uebersetzungen gaben nur die

Digitized by Google

lateinische Bibel wieder und zwar mit einer Buchstäblichkeit und Unbeholfenheit, wie sie dem nach Schriftverständniß dürstenden Geist des XVI. Jahr-

Luther als Junker Georg. Holzschnitt von Lukas Cranach.

hunderts nicht genügen konnte. Denn was früher ohne Aussicht auf Verwirklichung empfohlen worden war, daß jeder Christ die Schrift selber lesen möchte, das erhob sich jetzt zu der allervornehmsten, gar nicht mehr abzu-

Digitized by Google

weisenden Forderung für jeden Anhänger der kirchlichen Neuerung. Luther selbst hatte schon seit 1517 begonnen, „allen lieben Gliedmaßen Christi", zunächst, wie er in einem Brief sagt, seinen rohen Sachsen einzelne Stücke der Schrift durch seine Auslegungen zugänglich zu machen; in einer kurz vor der Wormser Reise verfaßten Verteidigung seiner Lehre spricht er es aus, die Bibel erkläre allein sich selber am Sichersten und Leichtesten und gebe auch den Einfältigen Verständniß; man müsse alle andern Bücher bei Seite lassen und Tag und Nacht sinnen über dem Gesetz des Herrn. Jede Stadt sollte ihren Bibelübersetzer haben, schreibt er im Beginn seiner Arbeit an den Freund Lang, der schon im Sommer 1521 das Matthäusevangelium deutsch herausgab. Auch andere legten damals Hand an die Uebertragung einzelner biblischer Stücke, aber keiner von den deutschen Zeitgenossen hätte seiner Nation das schaffen können, was Luthers Tatkraft und Sprachgenie in jahrelangem mühevollstem Ringen geschaffen hat, ein Volksbuch größten Stils, welches trotz seiner höchst verschiedenartigen Bestandteile wie aus einem Guß und trotz seines orientalischen Ursprungs doch wie auf deutschem Boden gewachsen erscheint. „Ein vornehmes unvergängliches Gesetzbuch der Sprache" nennt Wilhelm Scherer die Bibelübersetzung Luthers, dessen ausdrücklicher Wunsch, für „beide, Ober- und Niederländer" verständlich zu sein in Erfüllung gehen, dessen liebevolle Arbeit die sprachliche Einigung Deutschlands und damit einen unverlierbaren Hort für kommende Zeiten der religiösen und politischen Zerrissenheit stiften sollte. Mit gutem Recht hat Jakob Grimm das Neuhochdeutsche als „den protestantischen Dialekt" bezeichnet.

Im Jahr 1534 war die erste Ausgabe der ganzen Bibel fertiggestellt; bis dahin lassen sich aber vom neuen Testament und von den einzeln erschienenen Teilen des alten etwa anderthalbhundert Drucke zählen, teils Wittenberger Originalausgaben, zum weitaus größeren Teil jedoch Erzeugnisse des mit voller Unbefangenheit geübten Nachdrucks. Luther, der bekanntlich jedes Honorar verschmähte, durfte mit Fug vom Diebstahl und Straßenraub der Drucker sprechen; der raschen Verbreitung seiner Arbeit brachte dieser mangelnde Rechtsschutz jedenfalls keinen Schaden. Das neue Testament, in etwa drei Monaten übersetzt und dann in Wittenberg mit Hülfe der Freunde vollends „gefeilt", erschien zuerst am 21. September 1522, noch ohne Luthers Namen; trotz der starken Auflage und eines Basler Nachdrucks mußte bereits im Dezember eine neue Ausgabe folgen. Damals sah sich der Basler Drucker noch veranlaßt, Luthers „ausländische Wörter" in „unser Hochdeutsch" zu übertragen; im Jahr 1533 erschien die Lutherbibel plattdeutsch. Aber der Sieg der neuen Schriftsprache war nur noch eine Frage der Zeit. Luther erklärte allerdings die sächsische Kanzleisprache für seine Norm und wirklich hatten seit dem XIV. Jahrhundert erst die kaiserliche und dann auch die fürstlichen und städtischen Kanzleien eine Art von Gemeinsprache für den offiziellen Verkehr aufgebracht, deren Mischung von ober- und mitteldeutschen Elementen zur Vermittlung zwischen dem Norden und Süden des Reichs

Digitized by Google

Digitized by Google

Facsimile des Titels von Luthers Handbibel,
aufbewahrt im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin.

Es ist die zu Basel 1509 gedruckte lateinische Ausgabe. Wie auf dem Titel, so befinden sich auch auf sehr vielen Blättern der Bibel zahlreiche Bearbeitungs-Notizen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Be=
teren
nzog,
die
auf
rmes

ge=
nt=
hte

er
den
der
ten

Digitized by Google

Digitized by Google

geeignet erschien. Indessen band sich Luther weder an dieses in vielen Beziehungen recht unerfreuliche Kanzleideutsch, noch ließ er sich durch jene älteren Bibelübersetzungen, die er namentlich für sein neues Testament mitheranzog, allzuviel beeinflussen. Luther selbst hat aber hervorgehoben, wie allein die Beobachtung des alltäglichen Verkehrs, der Mutter im Haus, der Kinder auf der Gasse, des gemeinen Mannes auf dem Markt, seiner Sprache warmes

Wittemberg.

Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des neuen Testaments; 1522; sogen. Septemberbibel.

Leben verleihen konnte. Denn er durfte nicht „Schloß- und Hofworte" gebrauchen in einem Buch, welches nach seinen eignen Worten in die Oeffentlichkeit trat, „damit der einfältige Mann aus seinem alten Wahn auf die rechte Bahn geführet und unterrichtet werde".

Indem er so das Gotteswort in die Hände des Volks legte, erhob er weder für seine Übersetzung noch auch für seine Auslegung der Schrift den Anspruch auf Unfehlbarkeit. Zu der alten kirchlichen Gebundenheit stand der Wunsch im schroffsten Gegensatz, daß die eigne Schriftforschung jedes einzelnen

Digitized by Google

Christen seine und aller Lehrer Auslegung ganz überflüssig machen möchte. Wie er aber keine menschliche Interpretation der Schrift als abschließend und für alle Zukunft bindend betrachtet wissen wollte, so gab er andrerseits das Beispiel einer kühnen subjektiven Kritik einzelner biblischer Bücher. Den Prüfstein für ihre „Rechtschaffenheit", ihren evangelischen und apostolischen Charakter gab ihm die Frage, „ob sie Christum treiben oder nicht", d. h. die Frage nach ihrer Übereinstimmung mit seiner Heilslehre. Wo ihm diese Übereinstimmung zu mangeln schien, da trat der Grundsatz in Kraft, „Christus gegen die Schrift zu behaupten". Daher ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß Luther, mitten im Kampf für das göttliche Wort und gegen allen Menschenwitz, doch zugleich mit souveräner Freiheit die Epistel Jakobi als eine „strôherne" verwirft, im Hebräerbrief einen „harten Knoten" findet und rügt, der Apokalypse seinem Gefühl nach jede göttliche Inspiration abspricht. „Halt davon jedermann, was ihm sein Geist giebt; mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken". Die Fülle von Gesichten, woran er Anstoß nahm, hatten freilich gerade dieser Schrift seit Jahrhunderten eine ungeheure Popularität verschafft und auch in Luthers neuem Testament war sie allein durch eine Reihe von Holzschnitten ausgezeichnet, die aufs Neue von der herrschenden Vorliebe für alles Phantastische Zeugniß ablegten, während der reiche bildliche Schmuck mit jener geringschätzigen Charakteristik des Übersetzers ganz und gar nicht im Einklang stand.

Die selbstherrliche Kühnheit, womit Luther bei der Wiedergabe und Deutung des Schriftworts verfuhr, mußte natürlich die Entrüstung seiner Gegner noch steigern, obwohl Emser, Eck und andere katholische Bibelübersetzer es nachmals nicht verschmäht haben, das „süße und gute Deutsch" des Ketzers mit geringen Änderungen abzuschreiben; konnte doch sogar Herzog Georg den Wunsch nicht unterdrücken: „wenn doch der Mönch die Bibel voll deutschte, und ginge darnach, wo er hin sollte!" Aber wir müssen, um jene gewaltige und manchmal auch gewalttätige Sicherheit des Reformators nicht ungerecht zu beurteilen, uns stets daran erinnern, in welch' schweren Kämpfen sie errungen und behauptet wurde. „Wie oft," schrieb er den Wittenberger Augustinern im November 1521, „hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr (der Gegner) einig stärkest Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrst und so viele Leute in Irrtum verführest, welche alle ewiglich verdammt würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Argumente der Papisten als ein steinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verachtet." Nun haben freilich die Qualen des Zweifels und der Druck der furchtbarsten Verantwortung noch mehr als einmal schwer auf seiner Seele gelastet, aber der Luther, den die Feinde zu Gesicht bekamen, trug nicht die Züge eines Ringenden und oft Gedemütigten, sondern erschien stets in der vollen Sieges-

Digitized by Google

zuversicht und Unerbittlichkeit eines Gotteskriegers. Auch von der Wartburg konnte er sich nicht enthalten, seine Geschosse zu schleudern, zum Schrecken der vorsichtigen „Pharisäer und Heuchler", wie er sie nennt, am kurfürstlichen Hof. Und der Ton einiger Schriften, die der Gebannte und Geächtete damals ausgehen ließ, nahm allerdings weder auf die schwierige Situation des Kurfürsten noch auf die ohnedies vorhandene Erregung der Gemüter irgendwelche Rücksicht. Luther hielt selbst einen Ausbruch des Volkshasses, der deutschen „Karsthansen" gegen den Klerus für wahrscheinlich und dennoch rief er lauter als je in die Welt hinaus, daß der Papst „des Teufels Sau", die Bischöfe Affen, Larven und Ungeheuer, die Priester Baalspfaffen, ihre Weihe das Zeichen des apokalyptischen Tiers, ihre Lehren und Werke Lügen des Teufels, ihre Universitäten Molochtempel und Mördergruben seien. Und als Antwort darauf, daß sein Name dem Ketzerverzeichniß der sogenannten Abendmahlsbulle eingefügt worden war, widmete er „dem allerheiligsten Stuhl zu Rom und seinem ganzen Parlament" als Neujahrsgruß die Übersetzung und Glossirung der „Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn des Papstes". Es ist der Mühe wert sich gleich am Eingang dieses Pamphlets den wilden Humor zu vergegenwärtigen, dessen der Reformator fähig war. „Mein Gnad und Gruß zuvor," so beginnt er, „allerheiligster Stuhl! Knack und brich nicht vor diesem neuen Gruß, darin ich meinen Namen zuvor obenan setze und des Fußküssens vergesse. Es ist jetzt ein neu Jahr, das du zuvor nie erfahren hast. — Ich danke dir, du holdseliger, zarter, wohlgelehrter Stuhl, anstatt gemeiner Christenheit, zuvor deutscher Nation, daß du auch einmal die Augen deiner Gnad und Schrein deiner Barmherzigkeit auftust und uns sehen lässest die hochberühmte und tief befürchtete und weit verborgene Bulla vom Abendfressen deines Herrn. — Ich sage dir," fügt er weiter unten hinzu, „ob sie wohl mitten im lateinischen Land gemacht ist, so ist sie doch so gar unlateinisch, als hätte sie ein Küchenbub gemacht. — Es hat sich ziemt auf einen trunkenen Abend solch Latein zu reden, zu der Zeit wenn die Zung auf Stelzen geht und die Vernunft mit halbem Segel fähret. — Wie die Deutschen singen: Abend war ich trunken, da redt ich nach Gedunken." Aber das Lachen vergeht ihm, wie er gesteht, über dem furchtbaren Schauspiel einer Priesterschaft, die den Namen Gottes mißbraucht, um jede Beeinträchtigung ihrer Macht und ihrer Einkünfte mit dem Fluch zu belegen. Wenn Luther bei der Aufzählung der verschiedenen geistlichen Blutsauger ausruft, der Rhein wäre kaum genug die Buben alle zu ertränken, wenn er in seiner Vermahnung vor Aufruhr und Empörung sich doch darüber freut, daß die drohende Stimmung des gemeinen Mannes den Papisten Angst einjagt, so vergesse man nicht, mit welchen Mitteln das päpstliche Regiment sich bis dahin erhalten hatte und später noch erhielt. Und wenn gelegentlich auch von protestantischer Seite an Luther die maßlose Heftigkeit der Polemik, zumal sein Mangel jeder Achtung vor dem Gegner und seine unbedingte Voraussetzung böswilliger Verstocktheit gerügt worden ist, so läßt es sich aller-

Digitized by Google

dings nicht bestreiten, daß mit ihm, wie Vorreiter sagt, „jede Verständigung auf wissenschaftlichem Gebiet unmöglich" war. Aber man lege sich auch die Frage vor, ob denn eine solche Verständigung mit der römischen Priesterherrschaft möglich war und ob die Vertreter der Kirche gewohnt waren ihre Gegner zu achten und bei ihnen redlichen Willen vorauszusetzen, so lange sie die blinde Unterwerfung verweigerten. Ohne Gewalt, ohne Leidenschaft, ohne Revolution hätte sich Deutschland niemals von Rom losreißen können.

Die wunderbarste Stellung von der Welt nahm doch dieser gebannte und geächtete Mönch auf der Wartburg ein, der aus der Reihe der Existenzberechtigten gestrichen immer noch fortfuhr, die geistlichen und weltlichen Gewalten in Atem zu halten. Nichts ist bezeichnender hiefür, als sein Verfahren gegen den Cardinal Albrecht von Mainz, der seinerseits trotz des Wormser Edikts das Predigen gegen Luther verbot, auf das dringende Zureden seines Dompredigers Wolfgang Capito sich die Bibel ansah und sogar daran dachte zu predigen. Freilich veranlaßten ihn finanzielle Rücksichten wieder einen Ablaß in Halle anzukündigen, wo er seine großartige Reliquiensammlung (vgl. S. 100) nicht ungenutzt liegen lassen wollte. Auf die Nachricht, daß Luther, hiedurch aufs Äußerste gereizt, gegen den Cardinal schreiben wolle, erwirkte Capito, ein Reformfreund im erasmischen Sinn, das Einschreiten des Kurfürsten Friedrich, der seinem Schützling durch Spalatin jede derartige Schriftstellerei verbieten ließ. Luther antwortete, das lasse er sich nicht gefallen; eher werde er Spalatin, den Kurfürsten, die ganze Welt zu Grunde richten. Als er sich doch dazu verstand mit der Herausgabe der Schrift noch zu warten, setzte er dem Mainzer einen Termin von vierzehn Tagen; werde bis dahin der Ablaß und das Verfahren gegen die verheirateten Geistlichen nicht eingestellt, so müsse er „aller Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf". Ihm sei nicht Lust in des Kurfürsten Schande, aber Gottes Ehre solle erhalten bleiben, „ob gleich alle Welt, ich schweig ein armer Mensch ein Cardinal darob müßte zu Schanden werden". Als Antwort kam ein demütiges Schreiben, worin Kurfürst Albrecht bekannte, er sei ohne die Gnade Gottes sowohl, wo nicht mehr als andere ein stinkender Kot, könne brüderliche und christliche Strafe wohl leiden und wolle Luther Gnade und Gutes erzeigen. Der aber beschränkte sich darauf, den Capito, der gleichfalls brieflich die Sache seines Herrn geführt und echt erasmisch seine eigne Förderung des Evangeliums „auf geheimen Wegen" hervorgehoben hatte, derb zurückzuweisen.

Während aber der erste Reichsfürst sich vor dem Ächter demütigte und der Landesherr und Beschützer seinen Befehl mißachtet sehen mußte, waren Gefahren ganz anderer Art erwachsen, welche dem Reformator nicht so gleichgültig waren wie die Gnade oder Ungnade der Fürsten und die Sicherheit seiner eigenen Person. Bis dahin hatte sein Werk ihm gehört; jetzt waren fremde und nach seiner festen Überzeugung unberufene Hände geschäftig es weiterzuführen und umzuformen, so daß er zum ersten Mal das tragische

Digitized by Google

Geschick erfuhr, den eignen Ideen in verzerrter Gestalt entgegentreten zu müssen. Denn in einem andern Geist, als er sie faßte, hatten seine Grundsätze der freien Schriftforschung und des allgemeinen Priestertums sich fortgepflanzt in den erregten Köpfen; Wittenberg selbst schien die Pflanzstätte eines evangelischen Radikalismus werden zu sollen, dessen erste Äußerungen genügten, um den Reformator ein für allemal von den revolutionären Elementen der Bewegung zu scheiden.

Luthers Entfernung hatte vorerst die Zugkraft der Universität Wittenberg keineswegs verringert; die Zahl der Studenten ging in die Tausende und der Unterschied dieser Hochschule von den übrigen mußte schon äußerlich auffallen, wenn man die jungen Leute ohne Waffen und dafür fast alle mit der Bibel einhergehen sah, als einträchtige „Brüder in Christo", wie ein Augenzeuge berichtet. Und der jugendliche Melanchthon, der über der neuen evangelischen Theologie seine Liebe zu den Klassikern fast zu vergessen schien, war nach Luthers Ansicht der rechte Mann, um für ihn einzutreten. Noch stand ihre Freundschaft in der ersten schönen Blütezeit; Luther dachte sich wohl gar als den Vorläufer seines „kleinen Griechen", der zur Vollendung des Werks berufen sei. Melanchthon fand die Beschäftigung mit der Bibel süß, „wie himmlisches Ambrosia"; ganz in die paulinischen Briefe versenkt, gab er die Wolken des Aristophanes heraus, um der Jugend das Unzulängliche und Schädliche aller philosophischen Studien recht kräftig zu Gemüt zu führen. Indem er den Gedankengang seines großen Freundes zu begleiten strebte, schien dieser sogar manchmal hinter der Kühnheit des theologischen Neulings zurückzubleiben, der bereits 1521 in seinen loci communes eine ganze Reihe von Grundgedanken, man könnte sagen von Bausteinen des künftigen evangelischen Lehrgebäudes zurecht zu legen unternahm Schon die hier vorgetragene schroffe Prädestinationslehre legte davon Zeugniß ab, welche tiefe Kluft selbst den ersten Humanisten unter den Wittenbergern von Erasmus und den Seinigen trennte; wir hören auch anderwärts, daß Erasmus damals in Wittenberg sehr geringschätzig beurteilt und wegen seiner platonischen und pelagianischen Neigungen als halber Ketzer betrachtet wurde. Aber neben und über Melanchthon erhob sich aus dem Kreise der Universitätslehrer ein Mann, der mit aller Entschiedenheit an Luthers Stelle zu treten gewillt war. Der begabte und ehrgeizige Franke Karlstadt hatte sich aus dem eifrigsten Scholastiker in einen Adepten der Mystik verwandelt, wobei, teils in Folge tiefgehender Meinungsverschiedenheit teils aus gekränkter Eitelkeit, sein Verhältniß zu Luther ein immer kühleres wurde. Sein Bruch mit der Kirche ging sicherlich aus voller Überzeugung hervor, aber der Aufruf, den er in seiner Schrift von päpstlicher Heiligkeit (Oktober 1520) an den fränkischen Adel richtet, macht doch fast den Eindruck einer Copie nach größerem Muster. Karlstadt besaß gerade genug Eigenart, um sich von der überwältigenden Persönlichkeit eines Luther gedrückt zu fühlen, und hinlängliche Einbildung, um allen Ernstes zu rivalisiren; als im Frühjahr 1521 König Christian II.

Digitized by Google

den Versuch machte, den einen wie den andern nach Dänemark zu ziehen, mußte diese Einbildung noch wachsen. Zu einer Reise Karlstadts nach Kopenhagen, die man früher irrtümlich annahm, ist es allerdings nicht gekommen; er blieb vielmehr in Wittenberg, wo es ihm in der Tat gelang, die religiöse Bewegung in ein rascheres Tempo zu bringen. Eine etwas später verfaßte Flugschrift legt ihm ganz treffend die Absicht bei, was Luther vom Reich des Papstes übrig gelassen habe, gar zu vertreiben.

Nicht von der Laienschaft, sondern von geistlicher Seite sind die ersten Schritte zur Verwirklichung der neuen Ideen getan worden. Nachdem ein paar Kleriker in der Nachbarschaft sich eigenmächtig verheiratet hatten, forderte Karlstadt die obligatorische Ehe für Priester, die fakultative für Klosterleute. Am Michaelistag 1521 empfing Melanchthon mit seinen Schülern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt in der Wittenberger Pfarrkirche; kurz darauf erklärte der Augustiner Gabriel Zwilling von der Kanzel seiner Klosterkirche aus die kirchliche Meßfeier für Abgötterei und die Brüder fielen ihm bei, dem Prior trotzend, der mit seiner Einsprache gegen die Neuerung nur soviel erreichte, daß zunächst gar keine Messe mehr im Kloster gehalten wurde. Schon erklärten manche den kleinen böhmischen Mönch, dem Luther selbst „eine sondere Gnade zu predigen" zuschrieb, für den rechten Nachfolger des Reformators; Melanchthon versäumte keine seiner Predigten. Vom Kurfürsten stand ein schärferes Einschreiten nicht zu erwarten; die auf seine Veranlassung aus den Stiftsherren und Universitätslehrern niedergesetzte Commission empfahl ihm geradezu, den Mißbrauch der Messe sobald als möglich im ganzen Land abzustellen und den Vorwurf hussitischer Ketzerei, der nicht ausbleiben konnte, ruhig hinzunehmen.

In der Tat gewannen die Dinge zu Wittenberg mehr und mehr ein hussitisches Ansehen. Bürger und Studenten begannen an der Bewegung Teil zu nehmen, die Mönche zu verhöhnen, die altkirchlichen Gottesdienste zu stören; dreizehn Augustiner warfen zu Anfang November die Kutte von sich und schieden aus dem Kloster, um, wie der Prior klagte, „zu Schande des Ordens und Ärgerniß des Volks in der Stadt das Pflaster zu treten". Karlstadt, der jenes Vorgehen der Augustiner gegen die Messe zuerst als eine Übereilung gerügt hatte, bestieg die Kanzel; „alle Menschen sagten, es sei nimmer der Karlstadt, also köstliche Dinge predigt er". Er war es, der am Weihnachtsfest in der Stiftskirche die neue evangelische Messe hielt und der Gemeinde ohne vorhergegangene Beichte Brod und Wein reichte; Tags darauf verlobte er sich mit einem armen Edelfräulein und traute einen Pfarrer mit seiner Köchin. Am Neujahrstag drängten sich zu Wittenberg mehr als tausend Menschen zu der utraquistischen Communion; manche von den Nachbarorten schlossen sich an und Zwilling predigte draußen im Studentenrock und Pelzbarett. Er erklärte die Wegzehrung und letzte Ölung für eine Geldspekulation der Pfaffen und seine Wittenberger Brüder beeilten sich, nachdem ein Kapitel der Kongregation den Bettel und die Votivmessen untersagt und

Digitized by Google

das Verlassen des Klosters freigestellt hatte, die Altäre bis auf einen wegzuschaffen, die Bilder aber und das geweihte Öl zu verbrennen. Schon fielen Äußerungen, die an die wilde Sprache des hussitischen Radikalismus gemahnten: es sei besser Galgen und Rabensteine zu bauen als Altäre und das Amt des Henkers sei nützlicher als das eines abgöttischen Pfaffen.

Unsere Quellen geben uns freilich keinen genügenden Aufschluß darüber, ob und wie Einwirkungen des Hussitentums auch in den sächsischen Landen stattgefunden und sich fortgepflanzt haben, aber die nachweisbare Ansteckung anderer an Böhmen grenzender Gebiete wie z. B. Frankens spricht doch sehr zu Gunsten der Vermutung, daß die merkwürdigen und folgenreichen Erscheinungen, welche die religiöse Bewegung in Zwickau charakterisiren, zum Teil wenigstens auf böhmische Einflüsse zurückzuführen seien. Wie einst in Böhmen so pflegten jetzt in Zwickau die Handwerkerkreise ein höchst intensives und bis zur Schwärmerei gesteigertes religiöses Leben; was wir übrigens von den Phantasien dieser grübelnden Tuchweber erfahren, erinnert nicht nur an taboritisches Wesen, sondern auch an die längst in Deutschland heimische radikale Mystik und Apokalyptik. Gleich so manchen älteren Vertretern eines beghardischen, geißlerischen oder joachimitischen Chiliasmus (vgl. S. 121; 129 f.; 148) scheint auch der Zwickauer Tuchmacher Nikolaus Storch sich für den gottgesandten Führer der zu erneuernden Welt gehalten zu haben; aus dem Munde des Engels Gabriel sei ihm die Verkündigung geworden: Du sollst auf meinem Trone sitzen. Daß Storch, der Laie, die Bibel besser verstehe als irgend ein Priester, hatte der Zwickauer Gemeinde ihr Prediger Thomas Münzer bezeugt, vor dessen demagogischer Begabung der vormals beliebte Geistliche Egranus, ein Mann erasmischer Richtung, die Stadt räumen mußte. Aber auch Münzer, der eine Zeitlang in Luther „das Vorbild und die Leuchte der Freunde Gottes" verehrte, erhielt seinen Abschied, während eine von den Zwickauer „Tuchknappen" angezettelte Meuterei durch die Energie des Rats unterdrückt wurde. Münzer, schon damals in apokalyptischen Erwartungen lebend, ging nach Böhmen, wo eben der alte gewaltsame Hussitengeist sich wieder zu regen begann; das Fest des Johannes Hus (7. Juli) brachte in Prag einen Bildersturm gegen einige Klöster. Am 1. November las man dort einen Anschlag Münzers, voll von Ausfällen wider die „Pfaffen und Affen" und mit der bestimmten Vorhersagung, daß hier die neue Kirche angehen und das böhmische Volk ein Spiegel der ganzen Welt sein werde. Der kecke Prophet, der sein zeitliches und ewiges Heil für die Untrüglichkeit seiner „Kunst" zum Pfand setzte, wurde sofort unter Aufsicht gestellt. Er versicherte übrigens, die böhmische Reise nur in der Hoffnung auf den Märtyrertod unternommen zu haben. Einige Zeit nach diesem mißlungenen Versuch in Böhmen Revolution zu machen finden wir Münzers Zwickauer Freunde in Wittenberg, gleichfalls mit der offenkundigen Absicht, die religiöse Erregung zum Sturm anzufachen. Es war der Meister selbst, der hagere und einschmeichelnde Nikolaus Storch, der sich einer in Zwickau schwebenden

Digitized by Google

Untersuchung entzogen hatte; den Verkehr mit den Wittenberger Gelehrten führte hauptsächlich ein ehemaliger Student und Bekannter Melanchthons, Markus Thomä Stübner. Melanchthon aber fühlte sich tief bewegt bei dieser ersten Begegnung mit einem Element, dessen unverkennbare Kraft seinem an scharfe und reinliche Gedankenarbeit gewohnten Geist völlig fremd und unfaßbar erschien. Hier waren Geister, die er nicht ganz begreifen konnte und doch nicht zu verachten wagte, wie er in seiner Verlegenheit dem Kurfürsten schrieb. Namentlich ihre Argumente gegen die Kindertaufe fanden in seinen eignen Skrupeln eine gewisse Unterstützung; er zog den Markus in sein Haus, während Freund Amsdorf sich nicht einmal getraute die gefährlichen Männer zu sehen oder gar zu sprechen. Ganz anders als auf die Theologen mußten aber ihre wundersamen Reden auf die Menge wirken, wenn sie von ihren Gesprächen mit Gott erzählten, wenn sie ihre Offenbarungen vom baldigen Einbruch des Türken, vom Untergang aller Sünder, vom Totschlagen aller Pfaffen, auch der verheirateten, laut werden ließen. Vor diesem unmittelbaren Verkehr des Einzelnen mit dem Urquell aller Wahrheit schien das eben erst verkündigte Recht der freien Schriftforschung allen Wert zu verlieren; der Mensch, lehrten sie, müsse allein durch den Geist gelehrt werden, denn hätte Gott den Menschen mit Schrift lehren wollen, so hätte er uns eine Bibel vom Himmel herab gesandt. Daß solche Tendenzen vor den bestehenden weltlichen Ordnungen nicht Halt machen würden, verstand sich von selbst und war außerdem in Zwickau bereits zu Tage getreten. Trotzdem konnte sich Kurfürst Friedrich nicht entschließen Gewalt zu gebrauchen; mit seiner Abneigung irgend einen unwiderruflichen Schritt zu tun verband sich eine weitgetriebene Scheu vor dem Anrühren religiöser Fragen. Er erklärte, ehe er mit Wissen wider Gott handeln würde, wollte er lieber einen Stab in die Hand nehmen und davon gehen; selbst die Gefahr Land und Leute zu verlieren verschwand für ihn vor der Gewissensfrage, ob nicht doch vielleicht die Wahrheit auf Seiten der Zwickauer sein könnte, eine Auffassung, welcher die Bedenken seiner Wittenberger Theologen noch zu Hülfe kamen.

Inzwischen nützte Karlstadt die eingerissene Verwirrung, um mit Hülfe der Gemeinde sein Ideal einer neuen kirchlichen und bürgerlichen Ordnung zu verwirklichen. Neben Annahme der neuen Messe und Abschaffung aller Bilder wurde in der von Rat und Universität gutgeheißenen „Reformation" vom 24. Januar 1522 auch eine geregelte Armenpflege, die Bildung eines gemeinen Kastens aus kirchlichen Mitteln, Unterstützung der bedürftigen Handwerker mit unverzinslichen Darlehen und Reduktion des Zinsfußes vorgesehen. Die ursprünglichen Vorschläge der Gemeinde hatten die Forderung vorangestellt, daß man jeden Gottes Wort frei predigen lasse, und wie einstmals die Taboriten eine strenge Sittenzucht, namentlich Beseitigung der Bordelle, verlangt. Zunächst trat aber alles zurück hinter dem Kampf gegen die Heiligenbilder, diese „Ölgötzen und Ölfratzen", gegen welche Karlstadt in Wort und Schrift seine ganze Beredsamkeit kehrte, nicht ohne das offene Geständniß, daß er

Digitized by Google

selbst noch Mühe habe, die anerzogene „schädliche Furcht" vor den steinernen und hölzernen „Teufelsköpfen" zu überwinden. Der Bilderſturm ließ natürlich nicht lange auf sich warten. Im Abtun aller äußeren Zeichen, die an das alte Wesen erinnerten, suchten viele die neue Freiheit; man setzte etwas darein, beim Abendmahl Brod und Kelch selbst in die Hand zu nehmen oder an Fasttagen Fleisch zu essen. Nichts charakterisirt den vorhergegangenen Zwang und Druck besser als diese Art der Vergeltung, wie sie bei der Schwäche der Regierung sich leicht genug üben ließ. Aber man war sich dabei bewußt, daß nur ein Anfang gemacht und weit Größeres zu erwarten sei; wie ein Augenzeuge sich äußert: „der Fürst kann es nicht länger halten, andre Fürsten tun dazu, was sie wollen, sie werdens nicht dämpfen noch unterdrücken; ist von oder aus Gott, so wird man noch Wunder sehen." Schon kehrte sich die schwärmerische Selbstüberhebung gegen die Universität, überhaupt gegen alle Schulen und alles Lernen als etwas in Zukunft überflüssiges. Der Knabenschulmeister More veranlaßte selbst die Eltern ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Und wie verwunderten sich die Bürger, als der hochgelehrte Doktor Karlstadt sie in ihren Häusern aufsuchte und sich über die Deutung schwieriger Bibelstellen bei ihnen Rats erholte, da Gott seine Geheimnisse den Weisen verborgen und den Unmündigen geoffenbart habe. Die Erhöhung der Kleinen und Ungelehrten, wovon so viele Weissagungen umliefen, schien wirklich vor der Türe zu sein.

Es war der entscheidende Moment. Weder die Tatlosigkeit Friedrichs des Weisen noch die Unklarheit eines Führers wie Karlstadt hätten der Gefahr zu steuern vermocht, die in dem Anschwellen und vorübergehenden Sieg eines evangelischen Radikalismus lag. Denn daran ist doch nicht zu denken, daß die Bewegung in solcher Gestalt als neue Auflage des Taboritentums sich hätte behaupten können; es würde vielmehr, wie Ranke sagt, „Gewalt die Gewalt aufgerufen haben, und Gutes und Böses wäre mit einander zerstört worden".

Da raffte sich Luther empor; wie ein reinigender Sturmwind die zusammengeballten Nebel zerfetzt und davon jagt, so verscheuchte sein gewaltiges Wort mit einem Mal das spukhafte Treiben der Visionäre und Fanatiker. Aber es war und blieb dennoch für ihn ein schmerzlicher Sieg. „Alle meine Feinde," ruft er, „sammt allen Teufeln, wie nahe sie mir kommen sind vielmal, haben sie mich doch nicht troffen, wie ich jetzt troffen bin von den Unsern, und muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißet und kitzlet mich fast im Herzen; hie will ich, dachte der Teufel, dem Luther das Herz nehmen und den steifen Geist matt machen; den Griff wird er nicht verstehen noch überwinden."

Lange hatte er von fern zugesehen, dazwischen einmal, im Dezember 1521, seine Wittenberger Freunde mit einem kurzen Besuch überrascht. Im Grunde war er mit dem Kampf gegen Cölibat, Privatmesse und Mönchsgelübde einverstanden; auch die Zwickauer Propheten machten ihm wenig Sorge.

Digitized by Google

Was ihn dagegen mehr und mehr mit Besorgniß erfüllte, war einmal die tumultuarische Art des Vorgehens und dann die Intoleranz gegen Andersdenkende, gegen die Schwachen, wie er sich ausdrückt. Trotz der maßlosen Heftigkeit seiner Sprache ging ihm doch jede tatsächliche Äußerung von Unbotmäßigkeit und Fanatismus wider die Natur. Auf der andern Seite erweckte in ihm die ängstliche Haltung seines Kurfürsten, der die Neuerungen weder zulassen noch unterdrücken wollte, ein an Geringschätzung streifendes Gefühl. Noch im Februar kündigte er dem Landesherrn seinen festen Entschluß an, nach Wittenberg zu gehen, in einem kurzen Brief, der mit spöttischer Beziehung auf Friedrichs Reliquienleidenschaft ihm zu dem neuen Heiltum, nämlich zu dem Kreuz der Wittenberger Unruhen Glück wünschte. Eine dringende Abmahnung des Kurfürsten, dessen Antwort auf die ihm erteilte Lektion den bescheidensten Ton anschlägt, vermochte natürlich den Reisefertigen nicht zurückzuhalten. Junker Georg ritt seinen Weg dahin; die Hand auf dem Schwertknopf, einen hebräischen Psalter vor sich auf dem Tisch, so trafen ein paar Schweizer Studenten den seltsamen Reitersmann im Bären zu Jena. Wie er da unerkannt mit den Gästen ernste und scherzhafte Reden führt, wie er die jungen Leute freihält und ihnen freundlich zutrinkt, mitten unter Sorgen und Gefahren: dieses zugleich anmutende und erhebende Bild darf nicht übersehen werden, wenn wir uns dem Menschen Luther recht nah bringen wollen. Unmittelbar darauf schrieb er noch unterwegs jenen gewaltigen Brief an seinen Landesherrn und Beschützer, worin die Rollen völlig vertauscht erscheinen und das furchtlose Gottvertrauen des Geächteten sich dem zagenden Fürsten als Halt und Stütze darbietet. Luther weigerte nach wie vor jede Rücksicht auf die schwierige Lage Friedrichs, geschweige denn auf den Herzog Georg, aber er spricht seinen Herrn auch von der Verpflichtung los, weiter etwas für ihn zu tun; sollte man übrigens vom Kurfürsten verlangen selbst Hand an ihn zu legen, so werde er sagen, was alsdann zu tun sei: „E. kf. Gn. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinne von E. kf. Gn. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte E. kf. Gn. mehr schützen denn sie mich schützen könnte. — Wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. kf. Gn. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwegen E. kf. Gn. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — Es ist ein ander Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle; der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn E. kf. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

Luther stand damals in der Vollkraft seiner Entwicklung. So wenig die von ihm erhaltenen Bildnisse genügen, uns den Eindruck seiner äußeren Erscheinung zu vergegenwärtigen, so lebendig schildert dieselbe ein Augenzeuge, Johannes Keßler, einer von jenen Schweizer Studenten. Der Reformator von 1522 stellte sich ganz anders dar als der abgemagerte Mönch von ehe-

Digitized by Google

dem; „einer natürlichen ziemlichen Feiste, eines aufrechten Gangs, da er sich denn mehr hinter sich als fürder sich neiget, mit aufgehebtem Angesicht gegen den Himmel, mit tiefen schwarzen Augen und Brauen blinzend und zwitzerlend wie ein Stern, daß die nit wohl mögen angesehen werden." Es waren die Augen eines geborenen Herrschers, und wie ein solcher trat Luther seiner Gemeinde gegenüber, in einer achttägigen Folge von Predigten, deren Verbindung von scharfer Kritik und großartiger Milde es begreiflich macht, daß die Gegner kein Wort der Erwiderung wagten. Jener „liebloſen Freiheit", die keine Rücksicht auf das Gewissen des schwächeren Bruders kennt und sich eben dadurch in den ärgsten Zwang verwandelt, setzt er die Forderung unbedingter und unantastbarer Gewissensfreiheit für alle entgegen. „Summa Summarum! Predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand, denn der Glaube will willig, ungenötigt angezogen werden. Nehmet ein Exempel von mir. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt. Ich hab allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich nichts getan. Das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken hab, also viel getan, daß das Papsttum also schwach geworden ist, daß ihm noch nie kein Fürst und Kaiser so viel abgebrochen hat." Mit gutem Recht durfte er sich beklagen, daß man bei so wichtigen Änderungen ihn nicht gefragt habe; „ich hab es ja nie verderbt; ich bin auch der erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat."

Man kann sagen, daß für den konservativen Charakter der lutherischen Reformation diese Vorgänge entscheidend gewesen sind. Von einem Bündniß mit der politisch-sozialen Revolution in irgend einer Gestalt konnte, was Luthers Person betrifft, ohnedies nicht mehr die Rede sein. Die Zwickauer, die er in seinen Predigten überhaupt keiner Erwähnung gewürdigt hatte, machten noch ein paar Versuche sich ihm zu nähern, aber weder ihre Schmeichelreden noch ihre hochtrabende mystische Gebahrung taten die gewünschte Wirkung und der Kunstgriff des Markus Stübner, der in Luthers geheimsten Gedanken eine Hinneigung zu ihrer Lehre entdeckt haben wollte, wurde mit einer derben Antwort abgefertigt. So frei und groß aber auch Luther diesen gebundenen Geistern gegenübertritt, so unzweifelhaft ihm die Verwerfung jedes Zwangs und jeder Gewaltsamkeit in Glaubenssachen zur Ehre gereicht, so kann er allerdings von dem Fehler nicht freigesprochen werden, seinerseits den Ausbau des von ihm selbst begonnenen Werks einfach der Zukunft, wie er sich ausdrückt, dem Wort allein anheimgestellt zu haben. Mit vollem Recht hat sein Biograph Köstlin hervorgehoben, in welcher Unklarheit das künftige Verhältniß zwischen den Starken und Schwachen, zwischen den evangelisch Gesinnten und den Altgläubigen nun doch gelassen wurde, wie in Luthers Sermonen „für diese Fragen und Problemen keine Lösung, keine Antwort, ja keine Beachtung" zu finden ist. Hier kennzeichnet sich bereits die schwächste Seite des deutschen Reformators, der von der politischen Begabung und dem Organisationstalent

Digitized by Google

eines Calvin oder Loyola auch nicht die Spur besaß. Wenn zunächst in Wittenberg wirklich eine doppelte Abendmahlsfeier, unter einer und in beiderlei Gestalt, eingerichtet wurde und neben den gottesdienstlichen Neuerungen an der Pfarrkirche die Kanoniker der Schloßkirche nach wie vor beim alten Kultus blieben, so war das ein Zustand, dessen Unhaltbarkeit sich bald genug herausstellen mußte. Und daß jene mystisch-apokalyptischen Regungen, so geringschätzig Luther sie damals behandelte, ihren Ursprung nicht der Willkür Einzelner, sondern einem tief eingewurzelten Bedürfniß der Masse verdankten, sollte ebenfalls nicht lange zweifelhaft bleiben.

Noch traten aber diese inneren Schwierigkeiten und Gefahren zurück vor dem Hochgefühl, welches beim ersten siegreichen Vordringen der Reformation ihren Führern und Anhängern sich mitteilte. Fast konnte es scheinen, als sollte nach Luthers zuversichtlicher Voraussage das Wort ohne alles menschliche Zutun sich die Herzen erobern und vor seinem Wehen der morsche Bau der Priesterherrschaft wie von selbst in Stücken fallen. Unübertrefflich schön hat Ranke diese jungen, hoffnungsfrohen Tage der kirchlichen Umwälzung geschildert. „Es war keine Anstalt zu treffen, kein Plan zu verabreden; einer Mission bedurfte es nicht; wie über das beackerte Gefilde hin bei der ersten Gunst der Frühlingssonne die Saat allenthalben emporschießt, so drangen die neuen Überzeugungen, durch alles, was man erlebt und gehört hatte, vorbereitet, in dem gesammten Gebiete, wo man deutsch redete, jetzt ganz von selbst oder auf den leisesten Anlaß zu Tage." In der Tat wurde zum ersten Mal seit Jahrhunderten der alte Gegensatz zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen erschüttert und das Gefühl einer neuen Gemeinschaft drang bis zu den fernsten Enden des Reichs und zu manchen halbvergessenen Vorposten deutscher Nationalität; Friesen und Tiroler, Schweizer und Livländer arbeiten mit an der größten Tat der deutschen Geschichte.

In der vordersten Reihe der Arbeiter und Kämpfer stehen die Mönche, vor allem, wie zu erwarten, Luthers Ordensbrüder. Staupitz freilich war nicht mehr an der Seite seines ehemaligen Schützlings, vor dessen wachsender Kühnheit er sich schon 1519, zu Luthers bitterem Schmerz, zurückgezogen hatte; wohl nannte sich der alte Mann in dem letzten Brief, den er, als Abt des Salzburger Benediktinerklosters, an Luther schrieb, dessen Schüler und einen Vorläufer des Evangeliums, aber für den Fortgang der Reformation hatte er selbst kein volles Verständniß und seine unverkennbare Hinneigung zur lutherischen Rechtfertigungslehre kaum irgend welche Bedeutung. Um so williger folgte die jüngere Generation dem großen Ketzer. Selbst über seine Wünsche hinaus ging die Raschheit, womit die Wittenberger und bald auch die Erfurter Augustiner ihre Klosterpforten sprengten; Luthers Freund Lang motivirte seinen Austritt u. a. mit der Behauptung, daß die Prioren im allgemeinen Esel seien. Ein Kapitel der deutschen Kongregation zu Grimma (Pfingsten 1522) machte noch die wunderlichsten Anstrengungen, das Unvereinbare zu vereinigen, ein freies evangelisches Mönchtum zu schaffen,

Digitized by Google

aber schon zu Anfang 1523 legte auch der Vikar Wenzeslaus Link seine Würde nieder und trat in die Ehe. Reihenweise lösten sich die deutschen Konvente auf, in Erfurt, Eisleben, Magdeburg, Gotha, Nürnberg. Zu Wittenberg hielten Luther und der ehemalige Prior allein noch im Kloster aus, wie ja Luther, ohne sich an das Beispiel seiner Freunde und Anhänger zu kehren, noch längere Zeit die Fasten beobachtete und erst im Oktober 1524 von seiner völlig abgetragenen Kutte Abschied nahm. Keiner hat auch schärfer als er die sehr weltlichen Beweggründe kritisirt, die nicht selten zum Verlassen des Klosters führten; „viele treten aus dem gleichen Grunde aus, der sie zum Eintritt verleitet hat, nämlich des Bauchs und der fleischlichen Freiheit wegen". Doch war er weit davon entfernt über dem Mißbrauch an der Sache selbst irre zu werden; seine geringen Mittel standen jederzeit solchen „Ausgelaufenen" zur Verfügung und er scheute sich nicht die Entführung einiger Nonnen aus dem Kloster Nimtzsch, wo man sie gegen ihren Willen festhielt, zu veranlassen. Und gerade an seinen Augustinern durfte er neben mancher Beschwerde viel Freude erleben. Gewaltige Prediger der neuen Lehre gingen aus ihnen hervor, wie der bald von seiner Schwärmerei geheilte Gabriel Zwilling, der Erfurter Johannes Lang, dessen Übereifer Luther immer wieder zu dämpfen suchte, vor allem der Baier Kaspar Güttel, dessen volkstümlich frische und doch nicht unedle Beredsamkeit einst auf offenem Marktplatz zu Arnstadt Tage lang die Schaaren der Hörer fesselte. Von ihm stammt das schöne Wort: „Unser Abt ist Christus, wir alle Brüder, eine geistliche Sammlung." Auch die niederländischen Augustiner verkündigten das Evangelium, erst in ihren Klosterkirchen, dann auf den Straßen. Hier war alter Ketzerboden; taboritisch-waldensische Lehren, wie die Leugnung der Transsubstantiation, scheinen sich noch aus dem XV. Jahrhundert herüber gerettet zu haben. Niederländische Mönche hatten in Wittenberg jene ersten tumultuarischen Bestrebungen Zwillings hauptsächlich gestützt. Aus den Reihen der Niederländer gingen aber auch die ersten Märtyrer der Reformation hervor. In Dordrecht, Rotterdam, Gent, Ypern, Antwerpen erscholl die lutherische Predigt dieser Klosterleute, obwohl manche von ihnen vor der Strenge der kaiserlichen Edikte sich beugten. Der Prior von Antwerpen, Jakob von Ypern, genannt Praepositus (Probst), dem ein öffentlicher Widerruf abgeängstigt worden war, wurde bald wieder rückfällig und entging nur durch eine glücklich bewerkstelligte Flucht der Hinrichtung; er hat nachmals in Norddeutschland als evangelischer Prediger gewirkt. Sein Nachfolger in Antwerpen, Heinrich von Zütphen, wurde ebenfalls verhaftet, aber durch eine von bewaffneten Frauen geführte Revolte aus dem Gefängniß befreit. Dagegen bestiegen zwei junge Augustiner, Heinrich Voes und Johannes von Essen, am 1. Juli 1523 zu Brüssel den Scheiterhaufen, als Blutzeugen der neuen Lehre. Heinrich von Zütphen folgte ihnen bald nach; aus Antwerpen entkommen, wurde er in Ditmarschen von einem fanatisirten Bauernhaufen zu Tode gemartert. Jenen „zween jungen Knaben" aber, die zu Brüssel als Glaubens-

Digitized by Google

helden geendet hatten, sang Luther sein unsterbliches „neues Lied", dessen letzte Strophen in einen wahren Siegesjubel ausklingen:

„Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen. —
Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Was hätte einer solchen Begeisterung die alte Kirche in ihrer damaligen Gestalt entgegensetzen können? Es waren nicht die schlechtesten ihrer Söhne, die sich mit Beschämung und Grauen von ihr abwandten. Wenn die Augustiner schaarenweise ihrem größten Genossen zufielen, so regte es sich auch in den übrigen Orden sehr vernehmlich. Unter den Franziskanern erhoben sich der schon erwähnte Johann Eberlin, der leidenschaftliche Heinrich von Kettenbach, beide in Ulm, Johannes Briesmann in Kottbus, Konrad Pellicanus in Basel, Friedrich Myconius (Mecum) in Weimar, Stephan Kempe, der Reformator Hamburgs, Heinrich Never in Wismar u. a. Aus dem Dominikanerorden ging Martin Butzer hervor, der schon im Jahre 1518, von Luthers Persönlichkeit mächtig angezogen (vgl. S. 270), nachmals sein Kloster mit einem Asyl auf der Ebernburg vertauschte, aber sich doch noch 1521 durch päpstlichen Dispens und geistliches Gerichtsverfahren von seinem Mönchsgelübde entbinden und zum Übertritt in den Stand eines Weltpriesters legitimiren ließ; im nächsten Jahr finden wir ihn wieder bei Sickingen als Prediger zu Landstuhl und mit einer ausgetretenen Nonne verheiratet. In Nürnberg trat ein Dominikanerprediger Gallus Korn gegen die Mönchsgelübde auf. Den jungen Karthäuser Otto Brunfels nahm Hutten in Schutz, als er aus seinem Kloster flüchtig ward; bei den Benediktinern zu Alpirsbach mußte der Lektor Ambrosius Blarer das Feld räumen, obwohl er sich zur Verteidigung seiner lutherischen Meinungen vor einer höheren Instanz erbot. Auch Johannes Oekolampadius (Hußgen oder Heußgen aus Weinsberg), der sprachkundige Handlanger des Erasmus, welcher trotz dieses Verhältnisses und trotz seiner aufrichtigen Bewunderung für Luther noch 1520 im Brigittenkloster Altenmünster die Kutte genommen hatte, fand dort keineswegs das ihm vorschwebende Ideal eines mönchisch abgeschiedenen und doch evangelisch freien Daseins; auch ihm begegnen wir kurz nach seinem Austritt (1522) auf der Ebernburg, wo er als Kaplan zuerst die Anwendung der deutschen Sprache bei der Meßfeier

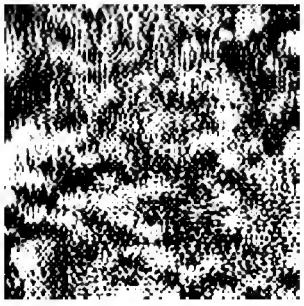
Digitized by Google

wagte. In Augsburg war das Karmeliterkloster, dessen Prior Johannes Frosch zu Luthers Freunden zählte, ein Sammelpunkt für die reformatorisch Gesinnten; auch der Domprediger Urbanus Rhegius, vormals Schüler und Verehrer eines Eck, hielt sich zu den Brüdern. So hat auch der Pommer Johannes Bugenhagen nicht eben als Mönch, aber doch in innigster Verbindung mit einem Kloster, als Schulrektor bei den Prämonstratensern zu Treptow, die große Wandlung an sich erfahren; selbst ein scharfer Kritiker der kirchlichen Mißbräuche, äußerte er beim ersten Blick in das Buch von der babylonischen Gefangenschaft seinen lebhaften Abscheu gegen den verderblichsten Ketzer, der seit Christi Leiden erschienen sei; als er es durchgelesen hatte, sprach er sich ohne Rückhalt dahin aus, daß die ganze Welt in Finsterniß stecke und Luther unter lauter Blinden der einzige Sehende sei.

Größtenteils sind es junge Männer, in den Zwanzigen und Dreißigen, die sich der Bewegung anschließen, aber neben ihnen doch auch mancher Ältere, wie Johann Eberlin oder Kaspar Güttel; der letztere war nicht etwa als Unmündiger, durch drückende Verhältnisse oder den Wunsch der Familie veranlaßt, ins Kloster gegangen, sondern erst als Mann von dreiundvierzig Jahren, mit der ausgesprochenen Absicht, seinem ruhelosen Gewissen durch den „Stand der Vollkommenheit" Frieden zu schaffen. Besonders zart geartete Gemüter hatten schon in früheren Jahren Ähnliches durchlebt wie Luther; Ekel an der friedlosen Welt und Sehnsucht nach Gott trieben den jugendlichen Friedrich Myconius unter die Mönche, wo er sich redlich, aber vergebens abkämpfte und mit seinen Beängstigungen über die Prädestination den Brüdern unheimlich wurde. Aber nach Luthers Auftreten glaubte er auf die wahre Deutung eines wundersamen Traumes zu kommen, der ihm gleich in der ersten Nacht seines Klosterlebens Erlösung aus einer trostlosen Wüste und beseligendes Versenken in die Quelle des Heils verkündigt hatte. Von ganz hervorragendem Einfluß war übrigens ohne Zweifel die enge Berührung mit dem Humanismus, in welcher fast die gesammte neue Generation von geistig regsamen Klerikern sich begegnete; Männer wie Capito, Urbanus Rhegius, Butzer, Oekolampadius, Zwingli, Eberlin waren Freunde oder Verehrer des Erasmus, den selbst der Augustiner Güttel noch 1522 als den eigentlichen Urheber der Reformation preist. Und wie die große Mehrzahl dieser Vorkämpfer der kirchlichen Bewegung bürgerlichen Kreisen entstammt, so findet die neue Lehre gleich dem Humanismus ihre erste eigentliche Heimat in den Städten. Denn von einem irgendwie namhaften Anhang unter dem Fürstentum war für den Anfang keine Rede. Wir sahen, wie jene Veränderungen des Kultus in Kursachsen gegen den ausgesprochenen, aber freilich nicht behaupteten Willen des Landesherrn zu Stande kamen. Friedrichs Bruder Herzog Johann und dessen Sohn Johann Friedrich hielten allerdings von Anfang an mit Entschiedenheit Luthers Partei; ein kleiner schlesischer Fürst, Herzog Karl von Münsterberg, trat gleichfalls schon 1522 in Briefwechsel mit dem Reformator, dessen Abendmahlslehre ihm als einem Enkel des

Digitized by Google

bis in die vierte Generation verfluchten Hussitenkönigs Podiebrad ganz besondere Genugtuung bereitete. Aber er fügte die Bitte hinzu, Luther möge von seinem Namen keinen weiteren Gebrauch machen. Und die geistlichen Fürsten waren vollends die natürlichen Gegner einer Bewegung, die als notwendige Folge eine Schwächung ihrer Herrschaft mit sich brachte; den einzigen Ausweg aus dieser Verlegenheit hätte ihnen, falls sie sich anschließen wollten, die Säkularisation ihrer Stifter geboten, d. h. ein offener Bruch nicht nur mit der Kirche, sondern auch mit dem Reichsrecht, und zu einem solchen Entschluß kam doch vorerst noch keiner von ihnen, obwohl der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, schon 1523 mit Luther anknüpfte und sich die Verwandlung des Ordensstaats in ein erbliches Fürstentum empfehlen ließ, ohne etwas dagegen zu sagen. Die gleiche Absicht



Medaille (vergoldetes Silber) vom Hochmeister Albrecht von Brandenburg.
Umschrift: ALBER·D·G·MAR·BRAN·DVX·PRVSSIAE. Ohne Kehrseite. Originalgröße.
Berlin, königl. Münz-Cabinet.

traute man Jahre lang seinem Verwandten, dem Mainzer Kurfürsten zu; Güttel wagte 1523 dem Primas von Deutschland seine Fastenpredigten zu widmen und noch 1524 versicherte der zweideutige Kirchenfürst dem Herzog Johann von Sachsen, er gönne Martin Luther, der die Wahrheit predige und schreibe, Gutes in seinem Herzen. Eine solche innere Hinneigung zum Evangelium glaubte man wohl mit größerem Recht dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion zuschreiben zu dürfen, aber dieser mildgesinnte Erasmiker, der einmal die Lutherischen für sittlich besser erklärt haben sollte, konnte doch auch andere Saiten aufziehen; den ersten lutherischen Prediger im Stift, Kaspar Aquila, der überdies ein Weib genommen hatte, hielt er in harter Gefangenschaft und gab ihn nur ungern auf die Fürbitte der Königin von Dänemark heraus. Ein Erasmiker war auch jener Bischof Johann (Thurzo) von Breslau, auf welchen Luther große Hoffnungen setzte; er starb, als eben einer seiner Domherrn unterwegs war, ihm Briefe Luthers und Melanchthons zu überbringen. Ueber einen sehr bescheidenen Grad von Teilnahme ging von allen Bischöfen doch nur einer hinaus, Georg Polenz, der schon 1523 seine Diöcese Samland durch Berufung reformatorischer Prediger zu evange-

Digitized by Google

lisiren begann. Dagegen machten sich allerdings in manchen Domkapiteln, wie z. B. in Würzburg und Bamberg, lutherische Sympathien bemerklich. Von der eigentümlichen Stellung des süddeutschen Adels zur Reformation wird überhaupt später mehr die Rede sein.

Ganz anders als die höchsten Kreise der Nation bemächtigt sich doch gleich anfangs das deutsche Bürgertum der lutherischen Sache; noch steht die Zeit unter dem Zeichen der städtischen Kultur und noch sind es vor allem die Reichsstädte, hinter deren Mauern das höhere geistige Leben der Nation den sichersten Spielraum findet. Und wenn diese städtische Kultur auf der einen Seite eine unentbehrliche Grundlage für das entartete und glanzvolle Kirchentum des späteren Mittelalters geliefert hatte, so fand doch andrerseits die große Bewegung gegen die Hierarchie und ihr System gerade hier einen wohl vorbereiteten Boden. Ohne Unterlaß spielten in den Städten die Konflikte zwischen dem geistlichen und weltlichen Recht, zwischen der bürgerlichen Finanzpolitik und den klerikalen Ansprüchen auf Exemtion, Kämpfe, die sich noch wesentlich verschärften, wenn Rat und Gemeinde unter der Landeshoheit eines geistlichen Fürsten standen oder wenigstens Bischof und Kapitel in ihrem Weichbild sitzen hatten. Nirgends lernte man die kirchliche Corruption gründlicher kennen als hier und es kann nicht Wunder nehmen, daß uns manchmal Beispiele eines unüberwindlichen Pfaffenhasses aus guten bürgerlichen Kreisen berichtet werden; so z. B. von Capito's Vater, dem Hagenauer Schmiedemeister Köpfel, oder von dem Vater des Myconius, der seinem Sohn vergebens den Ablaß als eine Spekulation der Pfaffen auf das Geld der einfältigen Laien zu verleiden suchte. Auf die scharfe und rückhaltlose Besprechung der kirchlichen Mißwirtschaft im Lied der bürgerlichen Sänger, im Fastnachtspiel, in den Kanzelreden der volkstümlichen Prediger ist schon wiederholt verwiesen worden. Daneben ist wenigstens für einzelne Gegenden das Fortwuchern waldensisch-husitischer Anschauungen nachweisbar; so erzählt eben Capito, er habe in seinen Kinderjahren manchen husitisch reden hören, ohne es damals zu verstehen. Auch Wimpheling und Pirkheimer sprechen vom Wachstum der böhmischen Ketzerei; im Nachlaß eines Rostocker Geistlichen, Nikolaus Rutze, der mit den böhmischen Brüdern Verkehr hatte, fand man husitische Schriften. Und nun erschien Luther, selbst aus dem Bürgerstand herausgewachsen; was er redete und schrieb, war dem gebildeten Städter vertraut, indem es an frühere Eindrücke und wohlbekannte Stimmungen erinnerte, und dennoch neu durch eine Sprache, die mit zwingender Kraft und Klarheit jedem Hörer oder Leser seine eignen Gedanken aus dem tiefsten Herzen zu nehmen und in feste Formen zu gießen schien. Hier brauchte man sich nicht erst mühselig einzuleben wie in der fremdartigen Gedankenwelt des Altertums, für welche die Humanisten so eifrig Propaganda machten; wir sehen den Unterschied recht deutlich, wenn wir mit der pedantischen Behandlung antiker Stoffe bei Hans Sachs seine im Jahr 1523 verfaßte „Wittenbergische Nachtigall" vergleichen. Da fühlt sich der treffliche Schuhmacher und Meistersänger weit mehr zu Haus als unter den Gestalten

Digitized by Google

des „griechischen Weisen Herodot" oder des Ovid. Das einfach liebliche Bild des Eingangs, wie die wonnigliche Nachtigall den nahenden Tag verkündet, wie die Sonne durch die trüben Wolken blickt und den Mond erbleichen macht, dessen falscher Glanz die Schafe in die Wildniß verlockt hat, dieses Bild erklärt er dann mit einer Deutlichkeit, die nichts zu erraten übrig läßt, aber auch mit einem heiligen Eifer, der ihn, den einfachen Handwerker, zum Mitarbeiter des von ihm verherrlichten Doktor Martin stempelt. Mit großer Sorgfalt wird die richtige Auffassung von Luthers Rechtfertigungslehre, man könnte fast sagen, gepredigt; es geht ihm von Herzen, wenn er die überzeugende schriftmäßige Beweisführung des Reformators rühmt,

„Das es ein Bauer merken möcht,
Daß Luthers Lehre gut und recht."

Eben in Nürnberg vollzieht sich die Aufnahme der Reformation so zu sagen in musterhafter Ordnung, Schritt für Schritt; erst nachdem die neue Lehre wirklich fast die ganze Bevölkerung gewonnen hat, folgt die öffentliche Anerkennung und Festlegung der veränderten Verhältnisse durch den Rat. Wir kennen die Anfänge der Nürnberger „Martinianer" (S. 278 ff.) und finden bereits im Jahr 1521 die kirchliche Leitung der Stadt wesentlich in ihren Händen, im Augustinerkloster den Prior Volprecht, bei den Benediktinern den Abt Pistorius, beide Anhänger Luthers, als Pröpste bei S. Lorenz und S. Sebald zwei ehemalige Wittenberger Studenten, Hektor Pömer und Georg Besler, daneben als Lehrer des Hebräischen bei den Augustinern einen begabten jungen Priester aus Gunzenhausen, Andreas Osiander, dessen theologischer Scharfsinn und Eigenwille sich bald im Kampf gegen den römischen „Antichrist" hervortun sollten. Noch galt auch Pirkheimer, der seine Demütigung durch Eck nicht vergessen hatte, für einen entschiedenen Gesinnungsgenossen. Daneben wagten sich aber mehr und mehr die kleinen Leute aus der Laienwelt mit ihrer Überzeugung heraus; es ist ein Zeichen der Zeit, daß neben der „Nachtigall" des Hans Sachs förmliche Streitschriften aus der Feder ungelehrter Bürger hervorgehen, daß ein Maler Greiffenberger, ein Tuchmacher, ein Deckenmacher sich auf den literarischen Kampfplatz wagen; auch Hans Sachs, der bis zum Jahr 1522 nicht weniger als 40 Büchlein von Luther in seinen Besitz brachte, hat prosaische Dialoge verfaßt und die Einmischung der Laien mit der mangelnden Schriftkenntniß der Geistlichen gerechtfertigt. Gerade von Nürnberg und einigen andern süddeutschen Städten durfte Kettenbach nicht ganz ohne Grund behaupten, dort wüßten Weiber, Knechte, Handwerker, Ritter mehr von der Bibel als anderswo die hohen Schulen. Auch Albrecht Dürer begann in diesen bewegten Jahren auf seine Weise auszudrücken, was in ihm arbeitete; die mächtigen Gestalten seiner freilich erst 1526 vollendeten Apostel, unter welchen der bisherige Herrscher Petrus hinter Johannes zurücktritt und Paulus als der Schirmherr des Evangeliums und „wahre Ritter Christi" mit seinem zürnenden

Digitized by Google

Ich ſage ewch/wo diſe ſweygen/ſo werdē die ſtein ſchreyen. luce. xix.

Facſimile des Titels von Hans Sachs' „Wittenbergiſcher Nachtigall".

Blick das Auge des Beſchauers feſtbannt, verkörpern recht eigentlich eine neue Welt religiöſer Empfindung. Stürmiſcher als in Nürnberg gingen die Wogen der kirchlichen Umwälzung in Schwaben, wo Eberlin von Günzburg, eine

Digitized by Google

zeitlang Parteigänger Karlstadts, den größten Einfluß übte; in dieser Zeit, wo der Himmel stählern und die Erde eisern sei, müsse man sich, ohne Rücksicht auf Luther, Karlstadt oder Melanchthon, an das neue Testament als das einzige tüchtige Schwert halten, so ruft er den Augsburgern zu; „leidet lieber Mangel an Nahrung und Kleidung denn am neuen Testament; verlaßt euch nicht auf Tempel, Schulen oder Klöster, seid selbst Hauspriester mit der Bibel in der Hand und scheut die Verachtung nicht!" So erhoben sich auch in Augsburg schriftstellernde Laien mit Sendbriefen zu Gunsten des Evangeliums, gegen das teuflische und jüdische Klosterleben; die Gegenbestrebungen von altkirchlicher Seite führten nur zu neuen Anstrengungen der Evangelischen, welchen der Rat nicht ernstlich zu steuern wagte. Peutinger selbst, ein Mann der Ordnung und Vermittlung, stand hinter der Reformation der Armenpflege vom Jahr 1522, die nach paulinischen Weisungen eine fast an Kommunismus streifende offizielle Fürsorge für die Dürftigen schuf; Oekolampadius schrieb damals, wir seien verpflichtet, verschuldeter wie unverschuldeter Armut abzuhelfen, und zwar nicht allein mit unserem Überfluß, sondern mit allem, was wir haben. Auch gegen die Prostitution kehrte sich dieser neue Geist; die öffentlichen Dirnen wurden zur Bekehrung in die Predigt geführt und gaben selbst ihr schmähliches Gewerbe auf. Weniger erbaulich waren die Skandale, die durch gegenseitige Herausforderuugen der Alt- und Neugläubigen in den Kirchen spielten; da wagte es wohl ein Bäckerknecht einen mönchischen Prediger zur Rede zu setzen oder ein Bischöflicher, der über das evangelische Gebet lachte, bekam die schmählichsten Dinge über seinen Herrn zu hören. „Es ist ein grob Volk hie," heißt es schon in einem Bericht von 1519, „redet frei und läßt sich nichts ausreden"; die „schweizerischen" Neigungen, die man ihnen nachsagte, übertrugen sich auf das religiöse Gebiet und führten schon 1523 zu bedrohlichen Zusammenrottungen. So vermochte auch der Ulmer Rat, der in seiner neutralen Haltung 1522 seinen Geistlichen gebot, keine Anzüglichkeiten, sondern die heilige Schrift zu predigen, trotz einzelner Repressivmaßregeln der von Eberlin, Kettenbach, Jost Höflich geschürten Bewegung nicht Herr zu werden; Höflich richtete, da man ihm die Kirchen verschloß, seine Kanzel unter freiem Himmel auf, wie das auch anderwärts geschah, in Goslar, Worms, Arnstadt, Danzig, Hall im Inntal. Wenn im Würtembergischen die zahlreichen evangelischen Prediger, wie Mantel, Schnepf, Sam, sich gegen die österreichische Regierung nicht zu behaupten vermochten, so fand dagegen in den kleinen schwäbischen Reichsstädten fast überall die Reformation günstigen Boden. In Hall wirkte der edle Johannes Brenz, in Nördlingen sein Freund Theobald Billicanus (Gerlach aus Billigheim), beide wie Martin Butzer schon seit dem Heidelberger Generalkapitel von 1518 (vgl. S. 269 f.) für Luther gewonnen, in Reutlingen Matthäus Alber, in Eßlingen eine zeitlang der schwärmerische Michael Styfel (vgl. S. 352), in Wimpfen Erhard Schnepf, vormals ein Mitglied des Erfurter Humanistenkreises, in Heilbronn Johannes Lachmann. Nach Ober-

Digitized by Google

schwaben wirkt dann bereits der Einfluß des von Wittenberg unabhängigen großen Schweizers Zwingli herüber; so auf den begeisterten Erasmiker Hummelberg, der in seiner Vaterstadt Ravensburg predigte und zugleich seine alten humanistischen Neigungen pflegte. Ein Freund Zwinglis, Christoph Schap-

Bildniß von Hans Sachs.
Holzschnitt, 1545, von Hans Brosamer (1506—1552).

peler von S. Gallen, begann 1523 seine energische und erfolgreiche Tätigkeit in Memmingen. In Konstanz verhinderte die Bürgerschaft schon 1521 die Publikation des Wormser Edikts und zwang den kaiserlichen Kommissar mit Drohungen zum Abzug; hier übernahm erst Johannes Wanner, dann der Exmönch Blarer die geistliche Führung. Ungemein wichtig wurde aber

Digitized by Google

die entschiedene Hinneigung zur Reformation, die in der Straßburger Bevölkerung sich zeigte. Schon im Jahr 1518 schlug man Luthers Thesen an die Türen der Kirchen und Pfarrhäuser; der Neffe und Nachfolger des großen Predigers Geiler, Peter Wickgram, geriet trotz aller Vorsicht in den Verdacht des Luthertums und ein andrer Kaisersberger, Matthäus Zell, ließ sich, da ihm als einem Ketzer die Kanzel Geilers verweigert wurde, von den Schreinern eine tragbare Kanzel ins Münster schaffen, so oft er predigte. Selbst das Zerspringen der großen Münsterglocke beim Weihnachtläuten, das von den Altkirchlichen als ein himmlisches Zeichen gegen die Neuerer ausgeschrien wurde, wollte nichts fruchten; der Rat übte die Censur so mild als möglich, verurteilte die Schmähschriften des erbitterten Murner zum Feuer und ermahnte den vom Bischof verfolgten Zell, das Wort Gottes und die heilige Geschrift tapfer und ohne Furcht zu predigen, dabei man ihn schützen und schirmen wolle (1523). Kurz darauf zogen die beiden Männer in Straßburg ein, unter deren Namen die Reformation zum vollen Sieg gelangen sollte, der seines Mainzer Hofdienstes überdrüssige Capito als Propst zu S. Thomas und der Exmönch Butzer als jung verheirateter, eben aus Weißenburg vertriebener Prädikant. Erinnern wir uns hier einstweilen, daß im Jahr 1523 die Züricher Reformation bereits eine vollendete Tatsache war.

Einer so raschen und zusammenhängenden Eroberung wie in den schwäbisch-alemannischen Gebieten durfte sich die neue Lehre nirgends sonst erfreuen. Die Stätten, an welchen wir sie im mittleren und nördlichen Deutschland auftauchen sehen, liegen keineswegs dicht beisammen; oft scheint sie vielmehr weite Strecken zu überspringen. Um so energischer äußert sich z. B. hier und dort der alte niedersächsische Geist; von bewaffneten Zuhörern ward der päpstliche Vikar Hermann Tast zu seinen Predigten unter der großen Kirchhofslinde von Husum abgeholt und wieder heimgeleitet und die Bremer, die trotz aller Zumutungen ihres Erzbischofs den ketzerischen Mönch Heinrich von Zütphen als Prediger behielten, verstärkten ihre Mauern durch den Bau zweier Kastelle, der „Braut" und des „Bräutigams" und zerstörten, angeblich aus rein militärischen Gründen, das vor der Stadt gelegene Benediktinerkloster; eine Kommission, aus der Bürgerschaft gewählt, ging an die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse im evangelischen Sinn und einige besonders widerspenstige Bettelmönche mußten den Platz räumen. Heinrich von Zütphen fand freilich, als er sich zu den Ditmarschen begab, unter den Händen dieser „Mönkesmökers", wie sie nachher genannt wurden, ein grauenvolles Ende. Nachts aus seinem Bett gerissen, im bloßen Hemd an den Schweif eines Pferdes gebunden und über den gefrorenen Boden fortgeschleppt, bis er mit blutenden Füßen kaum mehr vorwärts konnte, verspottet, geschlagen und angespien wahrte er seinen Glaubensmut und seine Feindesliebe selbst dann noch, als er Stunden lang, aus zwanzig Wunden blutend, zusehen mußte, wie seine Peiniger vergebens den Scheiterhaufen in Schnee und Regen anzuzünden suchten; als es endlich brennen wollte, war die bestialische Mordlust der Elenden so ungeduldig ge-

Digitized by Google

worden, daß sie die Wirkung des Feuers nicht mehr abwarten mochten und so lange auf ihr Opfer losschlugen, bis es kein Lebenszeichen mehr gab. „Frisch zu, lieben Brüder," hatte einer von ihnen während der Mißhandlungen geschrien, „hier wohnet Gott bei!" (Dezember 1524). Es wäre ungerecht zu verschweigen, daß ähnliche Ausbrüche eines wilden Fanatismus auch auf evangelischer Seite sich geregt haben. Ein altgläubiger Mönch, der im Oktober 1524 zu Stralsund von der Kanzel gegen die Evangelischen als die „Rotte Korah" donnerte, wurde mit Stangen heruntergerissen und mit Bänken, Stühlen und Messern derart bearbeitet, daß er „blutete wie ein geschlachtet Schwein"; man schleppte ihn hinaus auf den Markt und nur mit Mühe entrissen ihn einige Bürger noch rechtzeitig der auf ihn einschlagenden Menge. Schon vorher waren ein paar Dominikaner von der Kanzel gerissen und mißhandelt worden; einem von ihnen schleuderten die Zuhörerinnen während der Predigt ihre Pantoffeln und Stühle an den Kopf und die Führerin dieser Megären, die Bandelwitz'sche, von den katholischen Gegnern als „des düvels achterledder" verspottet, griff selbst außerhalb der Kirche einen Kaplan, „der die Wahrheit nicht hören konnte", nicht nur mit Schimpfreden, sondern auch mit Kot und Steinwürfen an. Wir besitzen noch eine Reihe von jenen Gassenhauern, womit sich damals Evangelische und Katholische in diesem auch politisch gährenden Gemeinwesen verfolgten; es fehlte nicht an symbolischen Prozessionen, in welchen die Neuerer den Gegensatz zwischen Christus und dem Papst, die Mönche den bevorstehenden Untergang der gottlosen Stadt zur Darstellung brachten. Weit schwächer waren die ersten Regungen zu Gunsten der neuen Lehre in Hamburg, wo nach einigen geringfügigen Vorspielen der Rostocker Franziskaner Kempe seit 1523 das Evangelium verkündigte; der Guardian ließ ihn im Kloster, da eine Anzahl von Bürgern drohte, andernfalls sollten künftig die Säcke der Mönche leer zurückkommen; denn „wir sind diejenigen, die euch füttern". Auch in Danzig finden wir einen Bettelmönch, den Dominikaner Jakob Finckenblock als ersten Vorkämpfer der Reformation; er konnte einige Zeit nur vor der Stadt, dann auf einem Kirchhof predigen.

Frühzeitig und folgenreich waren die Anknüpfungen zwischen Wittenberg und Breslau, wo der Rat mit dem Domkapitel zusammen sich der Ablaßwirtschaft zu erwehren gesucht und auf seine Beschwerden über die Bernhardiner von deren eigenem General die Antwort erhalten hatte, man solle, falls in Breslau zu viel Mönche seien, ihnen nur nichts mehr zu essen geben. Auch der Nachfolger des Bischofs Thurzo Jakob von Salza huldigte humanistischen Reformideen, so daß der Rat ihm 1523 einen ausgesprochenen Anhänger Luthers, den Nürnberger Johannes Heß, als Pfarrer präsentiren konnte, mit dem offenen Geständniß, sie hätten sich diesen Hirten erwählt kraft ihrer Vollmacht als Christen und allein nach den göttlichen Rechten der apostolischen Lehre und Exempel. Der Bischof war zur Investitur des „Ketzers" bereit· da aber sein Kapitel die Zustimmung verweigerte, vollzog der Rat die Ein-

Digitized by Google

setzung ohne geistliche Beihülfe. Mit ebenso viel Ruhe als Festigkeit nimmt hier von Anfang an die städtische Regierung die Befugniß in Anspruch, „dieweil wir die Pfarrkirchen und Schulen selbst bauen", auch Pfarrer und Lehrer selbst zu wählen, und zwar nach der alleinigen Richtschnur des Evangeliums. Aber der Breslauer Rat scheute sich auch nicht gegen die Wünsche des von ihm gesetzten Vertreters der Reformation nach eigenem Gutdünken mit den Kirchengütern zu verfahren. Wir haben hier vielleicht das früheste Beispiel einer konsequenten neugläubigen Kirchenpolitik. Das Prinzip war schon mehrfach ausgesprochen worden, wie ja z. B. selbst Karlstadt der Obrigkeit die Macht zuschreibt, kirchliche Schäden zu beseitigen; Heinrich von Zütphen soll nach dem Bericht seiner Gegner in Bremen gepredigt haben, alle Geistlichen müßten dem Rat untertan sein.

Fast überall sahen die geistlichen Gewalten, wie sich solche Bestrebungen, man kann sagen unwillkürlich mit dem Eindringen der neuen Lehre verbanden. So mußte z. B. in Erfurt das alte Bestreben, sich der von den Mainzer Erzbischöfen beanspruchten Landeshoheit zu erwehren, der Sache des Evangeliums mächtigen Vorschub leisten; seit 1516 stand die Stadt in einem Schutzverhältniß zu Kursachsen und der Rat arbeitete mit der aufgeregten Gemeinde zusammen am Sturz des „papistischen" Wesens. Zu Anfang 1523 waren unter obrigkeitlichem Schutz acht Kirchen dem evangelischen Gottesdienst eingeräumt; die Altkirchlichen mußten aus Furcht vor dem Pöbel bei verschlossenen Türen Messe halten und dem Rat stattliche Schutzgelder zahlen, um nur noch geduldet zu werden. In Magdeburg, wo seit 1522 Melchior Miritz, ein aus den Niederlanden entkommener Augustiner, seinen Sitz aufschlug, in Halberstadt, wo sein Ordensbruder Weidersee tätig war, finden wir die Bewegung von den Bürgermeistern begünstigt; der von Halberstadt wäre dadurch beinahe um seinen Kopf gekommen, während ein dort lebender evangelisch gesinnter Karmeliterprovinzial Mustaeus auf Veranstalten des Weihbischofs überfallen und entmannt wurde. Noch hatte sich aber die Verfolgung nicht fest und einheitlich organisirt; selbst in den bairischen und österreichischen Landen, wo die Regierungen der Neuerung am Schärfsten entgegentraten, erhob sie, bald hier bald dort, immer wieder ihr Haupt. Als der junge Magister Arsacius Seehofer von der Universität Ingolstadt zum Widerruf der lutherischen Rechtfertigungslehre und zur Einsperrung im Kloster Ettal verurteilt wurde, trat eine evangelische Dame für ihn in die Schranken. Argula von Staufen, Gemahlin des herzoglichen Pflegers Friedrich von Grumbach, die schon als zehnjähriges Mädchen, lange vor Luthers Auftreten, die deutsche Bibel gelesen hatte, suchte kraft ihrer Schriftkenntniß die Ingolstädter Professoren eines Besseren zu belehren und richtete außerdem eine Reihe von Sendschreiben an die Räte von Ingolstadt und Regensburg, an Herzog Wilhelm von Baiern, an den Kurfürsten von Sachsen. In ihrer unzweifelhaften Bibelfestigkeit hielt sie sich für berechtigt, alle Einwürfe einer nichtsnutzigen Philosophie, einer nicht hierher gehörigen Juristerei und einer un-

Digitized by Google

göttlichen Theologie von vornherein zurückzuweisen. Übrigens ließ sie auch an Luther eine Mahnung wegen seines Beharrens im Cölibat ergehen. Argula's Beispiel steht nicht allein; ein Jahr später (1524) ließ Ursula Weydin, Schösserin zu Eisenberg, eine evangelische Streitschrift gegen ein Buch des Abts Simon von Pegau erscheinen und die Gattin des Straßburger Predigers Zell verfaßte eine Trostschrift für ihre aus Kenzingen vertriebenen „Mitschwestern". Der fanatische Ingolstädter Professor Hauer klagt auf das Bitterste über die in vielen Städten hervortretende Sympathien der „ketzerischen Hündinnen" und „verzweifelten Schälkinnen" für Luthers Lehre. Auch in der hussitischen Bewegung hatten ja Frauen die Kanzel bestiegen, zur Feder gegriffen, sogar Brod und Wein zum Abendmahl selbst konsekrirt; es kann ein solches Eingreifen und Übergreifen des andern Geschechts gerade in religiös erregten Zeiten nicht Wunder nehmen, wie denn z. B. jener Prediger Zell in Straßburg ausdrücklich verkündigte: „alle Menschen seind Pfaffen, selbst die Weiber". Im Übrigen erweckte die Repression in Baiern wie in Österreich auch den ernsthaften Todesmut einzelner Bekenner; so bei einem ungenannten Mönch zu Rattenberg, der unter den furchtbarsten Martern seiner lutherischen Gesinnung treu blieb. Hier erkennen wir ganz besonders die durchschlagende Wirkung, welche durch ein nur flüchtiges Auftreten begabter Prediger erzielt werden konnte. So begeisterte der Basler Jakob Strauß 1522 zu Hall im Inntal die Menge, die ihm bei schönem Wetter seinen Predigtstuhl ins Freie trug, durch seine scharfen Ausfälle gegen die Geistlichen. Als er weichen mußte, trat Urbanus Rhegius an seine Stelle. Nicht nur in Nordtirol regte es sich damals — in allen Zellen des Cisterzienserklosters Stams fand man lutherische Bücher — sondern auch im Süden begegnen wir einem Chorherrn von Innichen, der lutherische Artikel verbreitet, einem Schneider, der auf offenem Platz in Brixen predigt. Wenige aber haben in kurzer Frist in so vielen räumlich weit getrennten Orten gewirkt wie Paulus Speratus (Spretter aus Rottweil?). Wir finden ihn als Aufsehen erregenden Prediger in Würzburg, Salzburg, Wien; hier durfte er im Januar 1522 mit Zustimmung des Bischofs Slatkonia (vgl. S. 302) die Kanzel bei S. Stephan besteigen und den Klostergelübden in aller Form den Krieg erklären. Durch die theologische Fakultät aus Wien vertrieben und in Ungarn, wo man ihn berief, als Ketzer denunzirt, wurde er von einem ahnungslosen Dominikanerabt zu Iglau als Prediger angenommen; freilich hielt bei den Mönchen die Täuschung und bei der rasch für ihn schwärmenden Gemeinde der Aufschwung nicht vor und nach hartem Gefängniß verließ er 1523 die von den Gegnern eingeschüchterte Stadt, um eine Zeitlang in Wittenberg literarisch tätig zu sein und dann 1524, aber nur mit eingeholter Bewilligung seiner mährischen Gemeinde, einem Ruf nach Königsberg zu folgen. Auch in das ferne Livland hatte damals ein Flüchtling den Keim einer evangelischen Bewegung getragen, Andreas Knöpken, der 1521 aus Pommern verjagt, bei der Rigaer Bürgerschaft gute Aufnahme und beim

Digitized by Google

Ordensmeister Walter von Plettenberg günstige Stimmung fand; schon 1523 richtete Luther eine Zuschrift an die „auserwählten lieben Freunde Gottes, alle Christen zu Riga, Reval und Dorpat", aber bald wußten der Prediger Tegetmeier in Riga und der fanatische Kürschner Melchior Hoffmann in Dorpat den Bildersturm heraufzubeschwören. Ein kaiserliches Gebot, alles im alten kirchlichen Stand zu belassen, half nichts; der Schloßhauptmann von Riga schickte vielmehr den Bürgern eine Peitsche zu, die sollten sie gegen die Pfaffen gebrauchen, wenn sie Frieden haben wollten.

In dieser tumultuarischen Außenseite, wie sie jeder großen Umwälzung unvermeidlich anhaftet, pflegen die letzten Konsequenzen der eingeschlagenen Richtung nicht selten zum Erstaunen und Schrecken der Führer selbst zu Tage zu treten. Die interessanteste Erscheinung ist indessen dabei das Fortwirken der alten Gewöhnung, die man sich eben abgetan zu haben rühmt. Wie sollten aber die Menschen gleichsam mit einem Zauberschlag sich von Grund aus zu ändern vermögen? Wir sehen die Wildheit der germanischen Vorzeit trotz der scharfen und systematischen Zucht der römischen Kirche noch Jahrhunderte lang lebendig bleiben; wir sehen auch einen großen Teil der mittelalterlichen Weltanschauung und des mönchischen Fanatismus die Reformation überdauern und dürfen uns nicht wundern, wenn ihre eignen Vertreter unvertilgbare Spuren der von ihnen bekämpften geistlichen Herrschaft an sich und in sich tragen. Mit roher Gewalt suchte die herrschende Kirche jede abweichende Meinung aus der Welt zu schaffen; es war natürlich und verzeihlich, daß jetzt die im Vordringen begriffene Bewegung hartnäckige Verteidiger des alten Zustands nicht immer mit Handschuhen anfaßte. Wenn in Nürnberg die Nonnen zu S. Klara von Rats wegen in die lutherischen Predigten gezwungen, vom Pöbel beschimpft und bedroht, wenn drei unter ihnen wider ihren Willen von den Ihrigen aus dem Kloster genommen oder vielmehr buchstäblich herausgeschleift wurden, so sind das gewiß bedauerliche Roheiten. Ultramontane Geschichtschreiber aber, die sich in der Wiedergabe dieser ärgerlichen Szenen und im Bemitleiden der armen Opfer nicht genug tun können, sollten sich doch die sehr naheliegende Frage beantworten, ob derartige „Gewalttaten der Neugläubigen gegen die Katholiken" neben den Gräueln der Ketzerprozesse überhaupt der Rede wert sind. Einige den Nürnberger Klarissinnen beigebrachte Stöße und Ohrfeigen dürften doch mit der Verstümmelung des Mustaeus, mit den an Heinrich von Zütphen verübten Scheußlichkeiten keinen Vergleich aushalten. Es berührt vielmehr beinahe erheiternd, wenn die Äbtissin Charitas Pirkheimer sich höchlich darüber entrüstet, „daß sie uns mit Gewalt zu einem andern Glauben wollen nöten, der uns nicht im Herzen ist". Das war ja eben die alte kirchliche Gepflogenheit, die natürlich auch den Neugläubigen noch tief genug im Blut steckte. Gerade an den wilden Schmähungen und Cynismen vieler Prädikanten, an ihrer auf die Fassungskraft und die Leidenschaften des gemeinen Mannes berechneten Polemik lassen sich die früheren Bettelmönche im modernen Ge-

Digitized by Google

wand erkennen. Nichts ist charakteristischer als die Geschichte von jenem Mönch zu Erfurt, der seinen evangelischen Zuhörern riet, schon vor dem bloßen Namen der katholischen Kirche das Kreuz zu machen (wie bei der Nennung des bösen Feinds). Man kann übrigens nicht sagen, daß es unter den Prädikanten durchweg an Selbsterkenntniß und Selbstkritik gefehlt hätte; „Esel in der Löwenhaut" nennt der aufrichtige Eberlin solche unwürdige und eingebildete Kanzelredner, die nach dem Ausdruck eines Erfurter Amtsgenossen „viel schwatzen und waschen, ohn allen Ernst und Zittern, von Gottes Wort". Die Ueberladung der Rede und Schrift mit biblischen Wendungen und Citaten, die rücksichtslose Verwertung des Schriftbeweises, mochte er passen oder nicht, mag zuweilen das Urteil eines katholischen Erfurter Humanisten gerechtfertigt haben, der seinen Gegnern vorwarf, mit S. Paulus, den sie stets im Munde führten, stimmten sie überein wie „ein großer Brummochse mit einer jungen Nachtigall". Daß solche Beispiele auf die zu eignem Urteil aufgerufene und an allem Bestehenden irre gewordene Laienwelt nicht vorteilhaft einwirkten, läßt sich denken. Als Eberlin zu den überall, auf dem Markt und im Wirtshaus theologisirenden Erfurtern kam, wunderten sich viele, daß er lehrte, zu einem Christen gehöre mehr als Pfaffen schelten, Fleisch essen, nicht opfern, nicht beichten. Ganz ebenso hält Hans Sachs als evangelischer Christ etlichen, die sich lutherisch nennen, „ihr Fleischessen Rumoren, Pfaffenschänden, Hadern, Spotten, Verachten und allen unzüchtigen Wandel" nachdrücklich vor.

Neue Freiheit wird wohl niemals gleich mit voller Selbstbeherrschung und Selbstzucht ins Leben treten, zumal so lange sie noch um ihr Dasein zu kämpfen hat. Es handelte sich darum die drückende Herrschaft eines unerhört privilegirten Standes zu beseitigen; solche Bewegungen ergreifen, wenn sie überhaupt nicht totgeboren sind, die Massen und nehmen damit einen mehr oder weniger demokratischen Charakter an. Wie hatte sich der Humanismus in dem Traum gewiegt, er werde die Kirche fein säuberlich, erasmisch reformiren und mit Hülfe eines modernisirten Papsttums und Episkopats seine christlich-antike Kultur der Zukunft zur Wirklichkeit machen können! Statt dessen hatte er einer Massenerschütterung vorgearbeitet, deren wilde Zuckungen, so schien es, einen Zusammensturz nicht nur der hierarchischen Ordnungen, sondern auch des eben aus dem Schutt erstandenen Wunderbaus antiker Weisheit und Schönheit herbeiführen mußten. Das Volk, welches die Humanisten über den auf ihm lastenden Pfaffendruck aufzuklären versucht hatten, verwertete die ihm zugetragene Belehrung mit einer solchen Buchstäblichkeit, daß es manchen der gelehrten und schöngeistigen Agitatoren zu grausen begann. Der Humanismus hatte sich selbst mit aristokratischer Eleganz und Oberflächlichkeit der religiösen Frage bemächtigen wollen; dem Herzen des Volks war er immer fremd geblieben. „Die lutherischen Prediger," sagt Strauß, „waren keine Erasmuse, aber sie lösten eine Aufgabe, die kein Erasmus lösen konnte." In den Augen manches Humanisten waren es die alten fast totgeglaubten Feinde, die „stinkenden Kutten", die nun auf einmal als Apostel des Evan-

Digitized by Google

geliums ihren früheren Sturmlauf gegen alles höhere Geistesleben erneuerten; Eobanus Hessus, der den Verfall der Erfurter Universität mit blutendem Herzen erlebte, sah schon alle Wissenschaft unter den rohen Angriffen der Prädikanten erliegen. Melanchthon selber fand die Klagen des Freundes nur allzu wahr; in einer seiner Schriften vom Jahre 1524 heißt es, Predigern, welche die Jugend von den Studien abmahnen, sollte man die Zungen abschneiden. Übrigens wurde Eobanus wegen seiner Unzufriedenheit mit den neuen Zuständen durch den ihm nahestehenden Prediger Lang als Verräter am Evangelium und heimlicher Bundesgenosse der „Sophisten" in Wittenberg denunzirt. Wahrhaft typisch für das traurige Schicksal des deutschen Humanismus ist aber der Ausgang des Mutianus; der greise Kanoniker, dem bereits im Anfang der kirchlichen Bewegung seine Einkünfte geschmälert worden waren (vgl. S. 358), geriet nach dem Gothaer Pfaffensturm von 1524 und während des Bauernkriegs vollends in das äußerste Elend, bis dem vereinsamten, verarmten und kranken Mann im Jahr 1526 der Tod zum Tröster wurde. Trauernde Schüler und Verehrer stimmten ihre poetischen Klagen an, in welchen der Verstorbene neben dem Hinweis auf seinen unsterblichen Nachruhm auch deshalb glücklich gepriesen wurde, weil ihm die Götter den Anblick des kommenden Jammers erspart hätten.

Wie hatte sich das Jahrhundert, in welchem die Geister erwachten, in dem es eine Lust war zu leben, so rasch verändert! Die meisten deutschen Hochschulen, im Süden wie im Norden, fielen einer erschreckenden Verödung anheim; in Erfurt sank die Zahl der Immatrikulationen zwischen den Jahren 1520 und 1526 von 312 auf 14 und in Heidelberg klagte ebenfalls 1526 der Senat, es seien zur Zeit mehr Professoren als Studenten vorhanden. Aus Rostock, Frankfurt, Leipzig, Köln, Basel, Freiburg, Wien, überallher vernahm man die bittersten Klagen über Rückgang; in Freiburg hatte der berühmte Jurist Zasius, eine Leuchte seiner Wissenschaft, nur noch sechs Zuhörer, und zwar lauter Franzosen. Der ursprünglich gegen die scholastische Dialektik unternommene Kampf war nicht bei der Verwerfung des „blinden schalkhaften Heiden" Aristoteles stehen geblieben, sondern hatte sich bei vielen der neuen Prediger in eine Verketzerung alles menschlichen Wissens verwandelt; ja, sie donnerten jetzt gegen die Vernunft, die nicht der Geist Gottes, vielmehr dessen eifrigste Widersacherin sei, während Luther in seinen früheren Schriften und in seiner berühmten Wormser Schlußerklärung Vernunftgründe neben dem Beweis aus der Bibel hatte gelten lassen. Aber freilich bringt bereits Luthers Schrift wider die himmlischen Propheten (1525) jene leidenschaftlichen Ausfälle gegen „Frau Hulda die natürliche Vernunft", die von Träumern wie Karlstadt und vom Pöbel zur Entscheidung von Glaubensfragen angerufen wird, „gerade als wüßten wir nicht, daß die Vernunft des Teufels Hure ist und nichts kann als lästern und schänden alles was Gott redet und tut." Es ist schon früher (S. 255) hervorgehoben worden, daß Luther bei all seiner lauten Entrüstung über die scholastischen Aristoteliker keineswegs die

Digitized by Google

ganze Scholastik über Bord geworfen hat; so begegnet uns in dieser schroffen Ausweisung der Vernunft aus dem Gebiet der Religion die alte occamistische Scheidung von Glauben und Wissen (S. 202; 203), nur daß der Reformator, wie Ritschl mit Recht betont, von der Indifferenz des kühl abwägenden Nominalismus weit entfernt die Vernunft wie einen frechen Eindringling und persönlichen Feind mit dem ganzen Feuer seines Temperaments bekämpft. Immerhin ist der Zusammenhang dieser echt lutherischen Kritik der Vernunft mit der Scholastik unverkennbar; nichts konnte dem Humanismus und seiner platonisirenden Religionsphilosophie, nach deren Anschauung die menschliche Seele sich mit ihren beiden Flügeln, der Erkenntniß und der Liebe, zu Gott emporschwingt, fremdartiger und feindseliger sein. Die Vernunft des Teufels Braut, alles menschliche Wissen Torheit, die Tugenden der Alten glänzende Laster: einem solchen Bekenntniß sollten sich jene bildungsstolzen Geister beugen, die von der göttlichen Inspiration eines Homer und Platon, von einem Christentum vor Christus sprachen? Denn daß Luther bei seinem Verdammungsurteil immer nur die altkirchliche Wissenschaft im Auge hatte, konnte doch seine kleineren Nachstreber nicht hindern, dieses Urteil, zum Entsetzen eines Melanchthon, auf alle nicht rein biblischen Studien auszudehnen. Solche Menschen brüllten, wie der Schweizer Humanist Glareanus schreibt, Latein und Griechisch seien überflüssig, man brauche nur noch Deutsch und Hebräisch.

So vollzieht sich schon vor der Mitte der zwanziger Jahre eine Abkehr der streng humanistischen Elemente von der anfangs mit Jubel begrüßten Reformation. Es war, wie man sich ausdrückte, der Verfall der Studien und der Sitten, die Wiederkehr der alten Barbarei, oder um in unserer Sprache zu reden, es war der zu Tage tretende revolutionäre Charakter der kirchlichen Bewegung, der nicht allein einen Wimpheling und Zasius, sondern auch Männer wie Mutian, Crotus Rubianus, endlich selbst Pirkheimer ins gegnerische Lager trieb. Mutian vergaß seine pantheistischen Geheimlehren, Crotus seine antikirchlichen Spöttereien, beide ihre Schwärmerei für den „Wittenberger Morgenstern" und „neuen Paulus", um an der vormals verlachten Kirche im Sturm der Zeiten einen letzten Halt zu suchen. Pirkheimer, eine weit selbständigere Natur, ist niemals innerlich zum alten Glauben zurückgekehrt, wie er übrigens auch die neue Lehre als Waffe nicht gegen eigne Gewissensnot, sondern gegen die Feinde des Humanismus gebraucht hatte. Das religiöse Bedürfniß war bei ihm ebenso schwach entwickelt wie bei Erasmus, den er noch im Jahr 1524 von einer Polemik gegen Luther zurückzuhalten suchte. Selbst damals ist ihm Luthers Werk nach wie vor ein notwendiges, so unumwunden er die Schattenseiten der Bewegung zugibt; „um so heftigen Zerrüttungen zu steuern, bedurfte es eben so starker Gegenmittel". Für die Sache der Wissenschaft und der Wahrheit konnte nach seiner Ansicht aus einer literarischen Fehde zwischen Erasmus und Luther nur der schwerste Schade erwachsen.

Digitized by Google

Pirkheimer kam mit seiner Warnung zu spät; Erasmus hatte eben die Feindseligkeiten eröffnet, zu welchen er seit Jahren gedrängt worden war. Auf die tiefer liegenden Gründe, die ihm Luthers Persönlichkeit und Werk von vornherein unheimlich erscheinen ließen, brauche ich hier nicht zurückzugreifen; der Gegensatz zwischen den beiden Naturen war ein fundamentaler und durch die stets vorsichtig abgemessenen und kühlen Beziehungen, in welche sie eine Zeitlang getreten waren, kaum berührt worden. Trotzdem wußte Erasmus den ihm längst zugemuteten offenen Bruch mit Luther einige Jahre hinauszuschieben; so widerwärtig ihm der im Namen des Evangeliums erregte „Tumult" auch war, so scheute er sich doch andrerseits, förmlich die Partei seiner alten Todfeinde, der Mönche und Scholastiker, zu ergreifen und die Macht seines Wortes einer Hierarchie zur Verfügung zu stellen, deren „gangbare Heilmittel, Widerruf, Kerker und Scheiterhaufen" ihm kaum geringeren Abscheu einflößten, als das beunruhigende Treiben der evangelischen Prädikanten und ihrer „teuflischen" Anhänger. Er selbst vermochte nicht zu begreifen, warum denn eine Verständigung unmöglich sein sollte; man brauchte doch nur auf beiden Seiten die Leidenschaften zu mäßigen und das allen Guten gemeinsame Ziel, die Wohlfahrt der Christenheit, ohne Gewalt und Ueberstürzung zu verfolgen, da man ohnedies in allen Hauptartikeln einig und Gegenstand des Streits nur gewisse, teils unverständliche, teils unwesentliche Paradoxen waren. Seine Lieblingsidee ging auf friedlichen Austrag durch eine Verständigung der Gelehrten, deren Ergebnisse den obersten Autoritäten, Papst und Kaiser, und zwar in geheimen Briefen mitgeteilt werden sollten. Aber diese Idee, die Strauß nicht mit Unrecht als kindisch bezeichnet, war ebenso undurchführbar wie der Wunsch des Erasmus, seine neutrale Stellung zu behaupten. So sehr die Neutralität seiner wahren Gesinnung entsprach und so berechtigt an sich bei diesem unabhängigen Geist die Abneigung erscheinen mag, zwischen zwei Parteien zu wählen, von welchen keine dem scharfen Auge des Skeptikers Genüge tat, so konnte es doch nicht anders kommen, als daß Erasmus bald von beiden Seiten mit dem äußersten Mißtrauen angesehen und mit der Forderung Farbe zu bekennen bestürmt wurde, zumal seine mißliche Lage ihn wirklich zu argen Zweideutigkeiten verführte. Schon im Mai 1520 klagt er seinem getreuen Rhenanus: „Die lutherische Tragödie ist zu solchem Streit entbrannt, daß es weder sicher ist zu reden noch zu schweigen." Und noch während des Wormser Reichstags gesteht er in einem Brief an Justus Jonas, er würde, hätte er diese Zeiten voraussehen können, manches entweder gar nicht oder anders geschrieben haben. Ernsthafter als das Drängen oder Schelten der Lutheraner, als das gewohnte Zetergeschrei der mönchischen Fanatiker, das ihn damals aus Löwen vertrieb, mußte ihn die Tatsache beunruhigen, daß man am päpstlichen Hof allmählich doch auch Verdacht schöpfte. Aleander erhielt Auftrag, ihn mit aller Vorsicht und Schonung zu sondiren und zur offenen Unterstützung der kirchlichen Sache zu veranlassen; freilich meinte der Nuntius, man könnte dem „ver-

Digitized by Google

dächtigen Freund" ebenso gut zumuten, gegen sich selbst zu schreiben. Aber Erasmus kam doch, während die gleiche Aufforderung von Heinrich VIII. und Wolsey, von kaiserlicher Seite, von dem katholischen Reformer Georg von Sachsen an ihn erging, immer mehr zu der Ueberzeugung, daß eine fortgesetzte Weigerung seine vornehmsten Gönner und Beschützer vor den Kopf stoßen und den unermüdlichen Anklagen seiner zahlreichen Feinde den willkommensten Stützpunkt darbieten müsse. Auf der andern Seite hielten die Evangelischen auch nicht mit ihrem Unmut zurück; wenn Luther seine Verachtung über des Erasmus falsches Spiel äußerte und dem Philologen jede Kompetenz in theologischen Sachen absprach, wagte ein junger französischer Eiferer, Wilhelm Farel, in Basel selbst dem großen Humanisten den Spottnamen Bileam aufzubringen, worin die Andeutung lag, daß Erasmus sich durch päpstliches Gold habe gewinnen lassen, das Volk des Herrn zu verfluchen. Das häßliche Zerwürfniß und die literarische Fehde mit Hutten, auf die wir unten noch zurückkommen werden, stellte vollends den Charakter des „Fürsten der Wissenschaft" und sein Verhalten gegen die Reformation in das übelste Licht. In seinem Brief an den Niederländer Laurinus (1. Februar 1523) hatte Erasmus mit der witzigen Bosheit, deren er fähig war, auseinandergesetzt, daß er sich aus purer Bescheidenheit von dem lutherischen Handel losgesagt habe; da er bei vielen vornehmen Häuptern als der Urheber von Luthers Lehre und Verfasser verschiedener lutherischer Schriften gegolten, habe er eine so hohe Ehre unmöglich annehmen können, vielmehr mit Johannes dem Täufer rufen müssen: ich bin es nicht. Er sei ja nach dem Urteil der Lutheraner in geistlichen Dingen verständnißlos und überlasse es ihnen gern unter den Propheten zu tanzen, wenn der Geist des Herrn sie anwehe; ihn habe dieser Geist zur Zeit noch nicht ergriffen. Es fehlte nicht an der höflichen Drohung, daß er vielleicht auch wie alle Welt seine Stimme über Luther abgeben werde, dem Befehl solcher sich fügend, denen zu widerstreben gefährlich sei.

Der viel besprochene Zweikampf zwischen Odysseus und Aias, wie sich Zwingli einmal ausdrückt, wurde auch durch jenen Brief nicht aufgehalten, den Luther im Frühjahr 1524 an den Gegner richtete. Der Reformator entwickelte hier vielmehr mit einer so beleidigenden Offenheit seine Ansicht über Erasmus, daß der letztere in seiner Arbeit, die bereits im vollen Gang war, nur bestärkt werden konnte. Luther bedauert von Herzen, das könne Christus ihm bezeugen, die vielfachen Angriffe auf den geistreichen Gelehrten, der sich nur innerhalb der Grenzen der schönen ihm von Gott verliehenen Begabung halten sollte. Seine bisherigen Ausfälle gegen die Evangelischen habe ihm Luther gar nicht übel genommen, einen offenen Anschluß des Erasmus an ihre Sache sogar niemals gewünscht; „wir sehen ja, daß der Herr Dir weder Mut noch Verständniß genug gegeben hat, um mit uns den Kampf gegen jene Ungeheuer aufzunehmen, und möchten gewiß nichts von Dir verlangen, was Deine Kraft und Dein Maß übersteigt." Nichts konnte den verwöhnten Mann empfindlicher treffen, als dieser Ton der Ueberlegen-

Digitized by Google

heit; im September 1524 erschien seine Abhandlung über den freien Willen. Die Wahl des Gegenstands war eine sehr geschickte, indem sie den Humanisten nicht zur Verteidigung eines ihm gleichgültigen oder widerstrebenden Dogmas nötigte, sondern ihm vielmehr Gelegenheit bot, zugleich für die kirchliche Lehre und für eine Grundanschauung der platonisirenden Renaissancephilosophie in die Schranken zu treten. Denn wie hätten begeisterte Apostel der Menschheit, deren natürlicher Adel nach ihrer Ueberzeugung den Keim zu allem Großen und Schönen in sich trug, der pessimistischen Stimmung des Determinismus huldigen sollen? So verschiedengeartete Vertreter des Humanismus wie Lorenzo Valla, Pico di Mirandola, Pontano haben die Feder zum Ruhm und zur Verteidigung der menschlichen Willensfreiheit ergriffen. Erasmus führte nun die gleiche Sache, freilich auf seine Weise und ohne das hinreißende Feuer eines Pico; es tritt im Gegenteil sein Hang zur Skepsis und seine Abneigung gegen bindende Definitionen gerade hier mit voller Deutlichkeit hervor (vgl. S. 237), und indem er auch die Abhängigkeit des menschlichen Willens von der göttlichen Gnade nicht ganz in Abrede stellen möchte, hilft er sich aus der Verlegenheit zwischen verschiedenen „probabeln" Ansichten wählen zu sollen mit der Erklärung, daß eine allzuweit getriebene Untersuchung derartiger Geheimnisse irreligiös, neugierig und überflüssig sei. Man merkt dem Ganzen doch an, daß Erasmus, wie er selber sagt, nicht aus freien Stücken sich aus einem Musenpriester in einen „Gladiator" verwandelt hatte, daß er von andern in die Arena gedrängt worden war. „Jacta est alea," seufzt er in einem Schreiben an den Bischof Tunstall von London, der einer der eifrigsten Treiber gewesen war; im Mund eines Erasmus, der seinen großen Wittenberger Gegner immer noch für ein notwendiges Uebel erklärte klingt jenes Losungswort des zum Äußersten entschlossenen Hutten doch nur wie ein Seufzer, nicht wie ein Kriegsruf.

Luther fühlte sich nicht ernstlich getroffen, obwohl er dem Erasmus zugestand, er allein von seinen Widersachern habe den eigentlichen Cardinalpunkt des Streites angefaßt und ihm „nach der Kehle gezielt". Aber er ging nur ungern und zögernd an seine erst im Dezember 1525 vollendete Gegenschrift, nicht, wie er im Eingang versichert, aus Verehrung oder Furcht vor Erasmus, sondern „einfach aus Ekel, Entrüstung und Verachtung" über das widerspruchsvolle und unentschiedene Gebahren dieser Proteusnatur. Erasmus selbst spricht sich einmal in seinen Briefen dahin aus, es sei allerdings eine große Gottlosigkeit zwischen Christus und Belial die Mitte halten zu wollen, dagegen Klugheit zwischen Skylla und Charybdis durchzusteuern. Dieses weltkluge Laviren auf die höchsten Fragen der Religion angewendet, mußte Luthers Innerstes empören; er erkannte instinktiv in dem großen Humanisten den Bahnbrecher einer Geistesrichtung, die zum religiösen Indifferentismus führen mußte; schon damals sieht er in dem Gegner einen Lucian, einen Epikureer und heimlichen Atheisten, kurz eine Verkörperung des in der Renaissance wiedererstandenen Paganismus, der Vernunft, wie er einmal geradezu sagt,

Digitized by Google

die sich herausnimmt, alles an ihrem Maß zu messen und alles Unbegreifliche zu verlachen. Denn eben dieses Gefühl der Überlegenheit, dieses Lachen des Spötters, welches aus den vorsichtigen und christlich ausstaffirten Reden des unverbesserlichen Rationalisten herauszuhören ist, reizte Luther aufs Äußerste; wir dürfen wohl seiner Erzählung glauben, daß er von allen gegen ihn gerichteten Streitschriften nur jene des Erasmus ganz durchgelesen, aber beim Lesen oft Lust verspürt habe sie unter die Bank zu schleudern. Mit der ganzen Schroffheit und Unerbittlichkeit, deren er fähig war, schrieb er dann sein Buch de servo arbitrio (vom geknechteten Willen), sicherlich eine seiner gewaltigsten literarischen Leistungen. Während Erasmus nur ungern etwas sagte, was er nicht hätte zurücknehmen oder einschränken können, erhob sich hier gegen den Skeptizismus der Renaissance eine Weltanschauung, welche zwar nicht die Kirche, wohl aber die Massen seit vielen Jahrhunderten beherrscht hatte. „Trotz des vorsichtigen Semipelagianismus des herrschenden theologischen Systems," so urteilt Ritschl, „ist die Stimmung des Volks seit dem frühen Mittelalter deterministisch und prädestinatianisch gewesen;" wir hatten bereits früher (S. 130 f.) Gelegenheit verschiedene Erscheinungsformen dieser Stimmung kennen zu lernen, deren Konsequenzen allerdings sehr mannigfaltige, sogar entgegengesetzte sein konnten. Luther, weit entfernt davon die göttliche Weltregierung kritisiren oder die Allmacht Gottes zu Gunsten seiner Geschöpfe einschränken zu wollen, stellt vielmehr einer schrankenlosen Souveränetät Gottes die ebenso unbedingte Abhängigkeit und Unkraft des Menschen gegenüber, ohne dieses Verhältniß zu beklagen. Es ist der nominalistische Gott in seiner ganzen starren Majestät, wie er vormals auf die Seelenkämpfe des jungen Mönchs herniederblickte (S. 250); wenn Luther diese Starrheit in etwas durch seine Unterscheidung eines doppelten göttlichen Willens, eines geoffenbarten und eines verborgenen Gottes zu mildern sucht, so verwickelt er sich, wie Ritschl nachgewiesen hat, in die Widersprüche eines Doppelbegriffs, dessen Mischung aus einem scholastischen und einem reformatorischen Element keine wirkliche Einheit darstellt. Durchschlagend ist jedenfalls die Verneinung jeder Willensfreiheit außer bei Gott. Er allein wirkt alles in allen, auch in dem Gottlosen, im Teufel selbst; er verstockt das Herz des Pharao und will den Tod des Sünders. Der menschliche Wille aber steht gleich einem Lasttier zwischen Gott und dem Teufel, unfähig sich den einen oder andern Reiter zu wählen; mag Gott oder der Teufel sich auf ihn setzen, er geht immer nur dahin, wohin der Reiter will. Dieses Bild des von einer höheren Macht „gerittenen" Menschen hat für Luther nichts Trostloses, so wenig die gleiche Überzeugung einen Zwingli oder Calvin niederzudrücken vermochte; im Gegenteil, er möchte gar keinen freien Willen besitzen und fühlt sich weit sicherer in Gottes Hand, deren grenzenlose Gewalt allein ihn über die Unzulänglichkeit der eigenen Schwäche hinwegzuheben vermag. Die Lösung aber des grauenhaften Rätsels, warum Gott den bösen Willen bei dem einen aufhebt und bei dem andern, der doch nichts dafür kann,

Digitized by Google

zu seiner Verdammniß fortwirken läßt, muß einer künftigen Welt vorbehalten bleiben.

Man könnte das Buch vom knechtischen Willen vielleicht als einen Absagebrief der Reformation an den Humanismus bezeichnen. Luther beruft sich wohl gelegentlich auch auf Homer und Vergil, auf die Anschauungen der Alten vom Fatum und den unerbittlichen Parzen, aber er verwahrt sich zugleich ausdrücklich gegen die angebliche antike Tugend, die nur aus Ruhmesliebe entsprungen und vor Gott die ärgste Sünde sei. Ja, er stellt die Behauptung auf, aus einer Betrachtung des äußeren Weltlaufs und seiner zahllosen Dissonanzen müsse die menschliche Vernunft unvermeidlich den Schluß ziehen, daß entweder keine göttliche Gerechtigkeit oder überhaupt kein Gott existire. Pico della Mirandola hatte von einer menschlichen Erkenntniß der zugleich notwendigen und schönen göttlichen Weltordnung geschwärmt, den Menschen glücklich gepriesen als den freien Bildner und Bearbeiter seiner selbst, der ganz nach eignem Ermessen zum gottähnlichen Wesen emporsteigen oder zum Tier herabsinken könne. Mit dieser Weltanschauung einer selbstbewußten und schönheitstrunkenen Geistesaristokratie mußte von Grund aus gebrochen werden, wenn die Armen und Kleinen, die bedrängten Gewissen und die im Diesseits Verkürzten zu ihrem Recht kommen sollten.

Aber hinter jedem geistigen Kampf bergen sich materielle Interessen, sobald er die Massen ergreift und sichtbare Gestalt anzunehmen beginnt. Und es gab außer der kirchlichen Bewegung auch noch andere Dinge, über welche das deutsche Blut damals in Wallung geriet. Friedliche und gewaltsame Versuche zu einer Neugestaltung des Reichs, ständische und dynastische Bestrebungen, auswärtige Kriege und ungeheure soziale Erschütterungen begleiteten und beeinflußten den Gang der Reformation. Wieder verbanden und durchdrangen sich, allen Protesten zum Trotz, Geistliches und Weltliches; „dies Evangelium," klagt Luther, „fällt in den gemeinen Mann trefflich und sie nehmens fleischlich auf." Aber nicht nur unter dem gemeinen Mann, auch in höheren Schichten mußte die kirchliche Umwälzung neben den religiösen Gedanken und Leidenschaften noch andere Fragen entfesseln, bei deren Austrag freilich manchmal die modische religiöse Färbung recht brauchbar erscheinen mochte. Ihr ehrwürdiger Schimmer umgab die im Gefolge der neuen Lehre einherschreitenden Säkularisationsgelüste und agrarischen Revolutionspläne so gut wie den Kampf der bedrohten Hierarchie um ihre Privilegien und ihren Besitz. Der Name Gottes und die Worte der Schrift galten hüben und drüben als unerläßliche Legitimation für alles menschliche Tun und Streben, wodurch doch vielfach schreiende Widersprüche und demoralisirendes neues Scheinwesen hervorgerufen wurden. Die bösen Früchte solcher Krisen pflegen unendlich viel schneller zu reifen als die heilsamen.

In dem bewegten Schauspiel, welches das Ringen der politischen und sozialen Kräfte darbietet, tritt die religiöse Heroengestalt eines Luther allmählich zurück. So notwendig sie diese letzten Abschnitte unserer Darstellung

Digitized by Google

beherrscht hat, so wenig dürfen wir uns der Tatsache verschließen, daß dieser Große, ganz in dem Kampf für sein und aller Menschen ewiges Heil aufgehend, die Dinge dieser Welt und die Zukunft seines Vaterlands mit kindlicher Naivetät, aber nicht mit dem durchdringenden Blick des Staatsmanns anzuschauen vermochte. Lebte er doch der festen Überzeugung, daß die mannigfaltigen Wirren der Gegenwart nur Vorspiele des in nächster Zeit bevorstehenden jüngsten Tags, daß „alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten" sei. Aber selbst ein politischer Luther, ein Mann, der an die weltliche Not des Reichs mit der gleichen Genialität und Furchtlosigkeit herangetreten wäre wie der Reformator an die große religiöse Frage, auch er hätte vielleicht an der Lösung seiner Aufgabe verzweifeln müssen.

Digitized by Google

V. Reichsregiment und Reichsritterschaft.

Auf dem Wormser Tag war der junge Kaiser den Ständen des heiligen römischen Reichs im Vollgefühl seiner Würde, mit der ausgesprochenen Absicht entgegengetreten, die deutsche Vielherrschaft zu beseitigen (S. 331). Seine Annahme der römischen Krone erklärte er für einen höchst uneigennützigen Entschluß; nicht sein Machtgebiet habe er damit erweitern wollen, vielmehr hoffe er eben mit Hülfe seiner übrigen Kronen dem Reich, dem an Glorie, Zierde, Macht und Gewalt keine Monarchie der ganzen Welt zu vergleichen gewesen, das aber in Vergleich zu früher gegenwärtig weniger als der Schatten gehalten und geachtet werde, die alte Hoheit wieder zu verschaffen.

Es war die altbekannte Sprache, wie sie Maximilian stets geführt hatte; aber sie gewann doch eine andere Bedeutung im Mund eines Herrschers, dessen Machtgebiet eine seit Jahrhunderten unerhörte Ausdehnung besaß und zum größten Teil jedem rechtlichen oder tatsächlichen Einfluß der Reichsstände entrückt war. Und zugleich trat es bald genug zu Tage, daß die große Jugend des Kaisers keineswegs mit Unselbständigkeit gleichbedeutend sei; wie im lutherischen Handel seine persönliche Haltung eigentlich den Ausschlag gab, so lernten die Stände auch in rein politischen Fragen ihren jugendlichen Herrn als einen Vertreter streng monarchischer Grundsätze kennen, in dessen Augen das Kaisertum eine göttliche Ordnung und jedes Zugeständniß an die Reichsglieder nur ein Gnadenakt war. Noch während des Reichstags starb jener bejahrte Politiker, den man bisher als den allmächtigen Mann und wahren Regenten betrachtet hatte (S. 186), aber Chièvres' Tod schien nach einer Äußerung Aleanders den Kaiser nur von seinem „Pädagogen" befreit zu haben, um seine eigne den Jahren voraneilende Reife in ein desto helleres Licht zu setzen. In den schwierigen Gängen der inneren Reichspolitik konnten freilich weder Karl noch seine ausländische Umgebung ohne den Beistand der einheimischen Räte, eines Matthäus Lang und anderer Werkzeuge der maximilianischen Politik, sich zurechtfinden. Denn es wiederholte sich vielfach ganz der nämliche Kampf, wie er zwischen Karls Vorgänger und den Ständen gespielt hatte; das Reichsregiment von 1500, welches dem Reichsoberhaupt die höchste Gewalt so gut wie ganz aus den Händen gewunden hätte, wenn es nicht sofort wieder zu Fall gekommen wäre (S. 62), diese förmliche Ablösung des deutschen Königtums durch einen ständischen Ausschuß hatte sich Karl in seiner Wahlkapitulation verpflichtet wieder ins

Digitized by Google

Leben zu rufen. Wenn aber die Stände in ihrem Entwurf sich nicht durchaus an die alte Regimentsordnung banden, vielmehr in manchen Punkten, z. B. betreffs der Verleihung der Reichslehen, den Kaiser noch stärker in den Hintergrund zu schieben suchten als es damals geschehen war, so entfernten sich die kaiserlichen Gegenvorschläge noch weiter von der zugesagten Erneuerung jenes früheren Regiments; mit Entrüstung verwahrte sich Karl dagegen, daß man ihn wie einen Unmündigen unter Kuratel stellen wolle. An eine unbedingte Verweigerung des Regiments konnte man natürlich, nachdem Karl die Wahlkapitulation beschworen hatte, nicht denken; zudem war er trotz aller hochfahrenden Worte, daß er seinen Säckel nicht aus dem Reich speisen wolle, am Vorabend des Kriegs mit Frankreich und bei dem augenblicklichen Zustand Spaniens zweifellos auf deutsche Hülfe angewiesen, und da ihm der Boden unter den Füßen brannte, in seine Erblande heimzukehren, mußte für eine geregelte Vertretung der höchsten Gewalt im Reich gesorgt werden. Immerhin setzte Karl seine wichtigste Forderung durch; die neue Institution sollte nur während seiner Abwesenheit als „Kais. Mt. Regiment im Reich" fungiren, bei Anwesenheit des Kaisers dagegen den Namen eines Rates führen, bis ein Reichstag über die Art ihres ferneren Bestehens beschlossen haben werde. Es war also dem Kaiser gelungen, der Einrichtung zunächst einen provisorischen Charakter zu verleihen; außerdem hatte er sich das Bündnißrecht sowie die endgültige Entscheidung über verfallene Reichslehen (wie z. B. in der württembergischen Sache) vorbehalten und die nichtfürstlichen Mitglieder des Regiments sollten nur auf seinen Namen, ohne Nennung des Reichs, vereidigt werden.

Trotzdem war von einem Sieg des monarchischen über das ständische Prinzip zunächst noch keine Rede. Denn der Grundcharakter der neuen Ordnung blieb doch ein föderativer. Das Verhältniß zwischen dem Oberhaupt und den Ständen des Reichs, für deren volle Landeshoheit das Regiment ganz besonders eine genügende Garantie bieten soll, wird ausdrücklich als „Vertrag, Kontrakt und Verpflichtung" bezeichnet. Der Kaiser ernannte allerdings den Statthalter und vier von den zweiundzwanzig Mitgliedern, aber das Übergewicht lag bei den achtzehn andern Stimmen, von welchen ein Drittel den Kurfürsten, ein zweites den Kreisen, das letzte den Fürsten, Prälaten, Städten und Rittern zustehen sollte; doch durften nur die Kurfürsten ihre Vertreter selbst ergänzen, während dies bei den andern Ständen vom Regiment besorgt wurde, und zwar mit der Beschränkung, daß man eine kleine Zahl von repräsentationsfähigen Ständen ein für allemal ausschied. In besonders wichtigen Fragen konnte das Regiment die Kurfürsten und die zwölf repräsentirenden Fürsten, äußersten Falls alle Stände, also den Reichstag einberufen. Unter die Kompetenz des Regiments aber fielen alle inneren Angelegenheiten des Reichs; es hatte vor allem die Aufsicht über das Kammergericht und die höchste Exekutivgewalt, dann die sehr wertvolle Befugniß „des christlichen Glaubens Anfechtung halber im Reich und mit andern christlichen

Digitized by Google

Gewalten zu handeln". Das Regiment sollte zusammen mit dem Reichskammergericht seinen Sitz vorläufig in Nürnberg aufschlagen. Ziehen wir noch die Tatsache in Betracht, daß auch dieses oberste Reichsgericht (vgl. S. 73), welches fortan vier kaiserliche und vierzehn ständische Beisitzer erhielt, sowohl nach seiner Zusammensetzung wie durch das Aufsichtsrecht des Regiments eine alte Forderung der Stände verwirklichte, so gewinnen wir allerdings mit Wyneken den Eindruck, „daß, mochte auch der Kaiser im Prinzip und in der Form manches gewahrt haben, doch die eigentliche Regierung im Reiche auf dies Regiment übergegangen war".

Ob die Stände freilich sich regierungsfähig erweisen, ob sie ihre traditionelle Eigensucht, ihre Gleichgültigkeit gegen das Ganze diesmal überwinden würden, daran hing die Zukunft ihrer Errungenschaften weit mehr als an den mühsam erkämpften Paragraphen der Regimentsordnung. Die Unsicherheit der neuen Schöpfung trieb die Kurfürsten, welchen doch die leitende Rolle im Regiment zugefallen war, ihren alten Kurverein (vgl. S. 23; 63) zu erneuern. Zugleich begann der schwäbische Bund, der zuletzt bis 1523 „erstreckt" worden war, auf eine weitere Verlängerung bedacht zu sein, nicht ohne lebhafte Anteilnahme des Kaisers, der um keinen Preis diese bewährte Stütze der habsburgischen Politik missen wollte. Als beste Garantie gegen die kurfürstlichen Herrschaftsgelüste bezeichnete damals Herzog Wilhelm von Baiern den schwäbischen Bund. Die Reichsstädte vollends hatten allen Grund mit ihrer Behandlung von Seiten der höheren Stände unzufrieden zu sein, wie wir sogleich des Näheren sehen werden; schon damals sprach der Frankfurter Vertreter die Vermutung aus, Regiment und Kammergericht würden wohl nicht lange bestehen. Man weiß ja, wie unendlich schwer es von jeher hielt, Geld für Reichszwecke aufzubringen; auch diesmal ließen sich die Schwierigkeiten voraussehen, auf die eine genügende finanzielle Fundirung der neuen Institutionen stoßen mußte. Denn es war immer noch, wie zu Kurfürst Bertholds Zeiten, „wenig Ernst und Fleiß in den Ständen des Reichs vom obern bis zum untern". So durften die Reformprojekte, so zahlreich sie auftauchten, von vornherein für gescheitert gelten; in Worms bereits stieß der Gedanke eines Reichszolls auf den heftigsten Widerstand der Städte, von denen sich manche wie Nürnberg oder Worms auf schwere durch die Fehden verursachten Ausgaben berufen konnten. Aber, wie jener Frankfurter ganz richtig urteilt, „will man wieder Frieden und Recht haben, so muß Geld da sein"; trotz dieser Einsicht wollte sich Niemand selbst auf recht bescheidene Opfer einlassen, wie denn die Grafen und Herren rund erklärten, sie würden überhaupt nichts zahlen, und manche Fürsten gleichfalls äußerten, sie hätten ja nichts vom Reich. Daß auch dem Vorschlag die nach Rom fließenden Gelder zurückzuhalten keine Folge gegeben wurde, obwohl die auf dem Reichstag zusammengestellten hundert Gravamina der deutschen Nation ganz die Sprache Luthers redeten (S. 337), erklärt sich vielleicht aus Rücksicht auf den Kaiser. Wenn man bedenkt, daß es sich bei alle dem darum handelte etwas über 50 000 Gulden

Digitized by Google

Jahreseinnahme für Regiment und Gericht zu schaffen, so ist der wahrhaft klägliche Ansatz ebenso bezeichnend wie das heftige Sträuben selbst gegen diese Zumutung. Neben gemeiner Eigensucht und Knickerei dürfte zuweilen die pessimistische Überzeugung mitgewirkt haben, daß bei allen Reformversuchen doch nichts herauskommen könne und die Unverbesserlichkeit der staatlichen Zustände eben ertragen werden müsse.

Sicher war es verhängnißvoll für die eben angebahnte Reform, daß sie trotz einer gewissen Berücksichtigung der niedern Reichsstände den Charakter einer fürstlichen Schöpfung nicht verläugneten und das alte Mißverhältniß zwischen Fürsten und Städten von den ersteren gerade jetzt recht schroff hervorgekehrt wurde. Wie einst Macchiavelli so urteilt auch ein englischer Gesandter zu Worms, die eigentliche Kraft Deutschlands liege in den Reichsstädten. Dies trifft unzweifelhaft für die finanzielle Seite zu, aber alle internationale Bedeutung vornehmlich des süddeutschen Kapitals vermochte doch den empfindlichen Mangel einer festen politischen Stellung innerhalb des Reichs nicht aufzuwiegen. Auf diesem Gebiet war das Übergewicht des Fürstentums bereits eine vollendete Thatsache, die Rolle der städtischen Einungen sogut wie ausgespielt; es hätte eine ernsthafte Mahnung für die Reichsstädte sein sollen, daß seit dem XV. Jahrhundert der territoriale Staat allmählich sich anschickte, seinen Landstädten die führende Rolle in der Handelspolitik abzunehmen, daß auch in wirtschaftlichen Dingen der Sieg der größeren über die kleineren Organismen sich ankündigte. Freilich konnten weder das Reich noch die Fürsten und Herren das Geld der vielgeschmähten Kaufleute und Spekulanten entbehren; während man zu den Beratungen über den Romzug des Kaisers die städtischen Vertreter anfangs gar nicht beizog, verteilten über ihren Kopf hinweg die höheren Stände den Anschlag von 20 000 Knechten und 4000 Reitern, der schließlich bewilligt wurde, dergestalt auf die einzelnen Glieder des Reichs, daß die Städte wenigstens in Bezug auf die Lasten sich als bevorzugt ansehen durften; Nürnberg z. B. war für die Unterhaltung von Regiment und Gericht eben so hoch, in der Matrikel für den Romzug sogar noch etwas höher veranlagt als die Kurfürsten.

Zu dem beinahe feindseligen Gegensatz zwischen Fürsten und Städten kam die unter dem niederen Adel des Reichs herrschende Mißstimmung, die den einen wie den andern galt, und die nimmer endende Reihe von Streitigkeiten zwischen den einzelnen Ständen; ein englischer Berichterstatter notirte sich unter den für den Wormser Reichstag bestimmten Angelegenheiten Forderungen von Kurpfalz und den fränkischen Markgrafen gegen Nürnberg, den Streit der Braunschweiger Herzoge, den Handel der Baiernherzoge wegen der jungen Pfalz, die Zerwürfnisse des Erzbischofs von Köln, der Bischöfe von Würzburg, Konstanz, Bamberg mit ihren Städten, Streithändel von mehr als dreißig Bischöfen mit weltlichen Herren. Und im nächsten Jahr konnte der päpstliche Legat Chieregati bereits nicht ohne Grund behaupten, ganz Deutschland stehe in Flammen. Wie zielbewußt erscheint gegenüber diesem

Digitized by Google

ständischen Chaos die Politik des Kaisers! Er hatte zu Worms noch Anstalten getroffen, um während seiner Abwesenheit nicht allein durch die Organe der Reichsverfassung vertreten zu sein. Seinem jüngeren Bruder Ferdinand übergab er die fünf unteren österreichischen Herzogtümer (28. April), zunächst nur provisorisch; ihn, der kurz darauf seine Vermählung mit Anna von Ungarn vollzog, hatte Karl außerdem als Statthalter beim Reichsregiment eingesetzt, welches Amt freilich vorerst an Ferdinands Stelle der Pfalzgraf Friedrich führen sollte, da der jugendliche Infant des Deutschen noch nicht mächtig war. Karl stellte damals seinem Bruder die Erhebung Österreichs zu einem Königreich in Aussicht, wodurch diese Erblande vollends zu einer Sonderstellung nicht neben, sondern über dem Reich gelangt wären. Rein dynastisch war auch das schon oben berührte kaiserliche Verfahren mit Würtemberg (vgl. S. 329 ff.); die unerbittliche Ächtung Herzog Ulrichs, Heinrichs von Lüneburg und des Bischofs von Hildesheim, die schroffe Art, womit Karl Vorstellungen des Regiments über die Hildesheimer Sache als einen Eingriff in „sein Geschäft" zurückwies, das alles konnte den Fürsten keinen Zweifel darüber lassen, wessen sich die Gegner des „edlen Stamms von Österreich" künftig zu versehen hatten. Auch der franzosenfreundliche Kurfürst von Brandenburg bekam trotz seines Eifers in der lutherischen Sache einen Denkzettel, indem der Kaiser dem Herzog von Pommern, der sich verpflichtet hatte nur von Brandenburg Lehen zu nehmen, seine Besitzungen als Reichslehen übertrug. Nur mit Mühe ließ sich Joachim abhalten, gegen Pommern loszuschlagen, während die Exekution der Reichsacht gegen Lüneburg und Hildesheim ohnedies Niedersachsen noch einmal in die Wirren einer verwüstenden Fehde stürzte. Was aber jene kaiserlichen Phrasen von der herzustellenden Macht und Ehre des Reichs besagen wollten, das zeigte sich gleichfalls schon 1521 mit genügender Deutlichkeit, als Karl dem Bischof von Lübeck die Lehnshoheit über Holstein entzog, um sie an seinen Schwager den König von Dänemark zu geben, als er zwischen Polen und dem deutschen Orden einen Waffenstillstand vermittelte, dessen Bestimmungen die Unterwerfung des Hochmeisters unter Polen für die nächste Zukunft voraussehen ließen. Es waren zum Teil noch die Traditionen der maximilianischen Politik, welche dem jungen Habsburger hier zur Richtschnur dienten, soweit ihm überhaupt sein großer Kampf um die europäische Hegemonie damals Zeit ließ nach Osten und Norden zu blicken. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß die Schwerfälligkeit und Unsicherheit des Verkehrs einem in Spanien residirenden Monarchen die deutschen und nordischen Verhältnisse noch mehr in die Ferne rückte, daß seine Vertreter im Reich manchmal Monate hindurch nichts von ihm zu hören bekamen. Der natürliche Mittelpunkt seines Weltreichs lag nun einmal nicht in Deutschland.

Wenn man aber dem Kaiser die Absicht hat zuschreiben wollen, das Reichsregiment überhaupt am Zustandekommen zu hindern und seine Wirksamkeit zu lähmen, so widerspricht das doch den Tatsachen; seiner Tante

Digitized by Google

Margaretha, die sich weigerte, für Burgund einen Vertreter nach Nürnberg zu schicken und die Zahlungen zum Unterhalt des Regiments und Kammergerichts zu leisten, hielt er ernstlich vor, daß eine Auflösung dieser Institutionen eine schwere Einbuße an Ehre und Reputation für ihn bedeuten würde. Es sind vielmehr dem Regiment recht eigentlich durch die Opposition der Städte von vornherein die Lebensadern unterbunden worden. Wir müssen, um den heftigen Zusammenstoß der fürstlichen Reichsreform mit der städtischen Kapitalmacht zu würdigen, uns wieder in die ungeheure soziale Gährung jener Tage versetzen.

Im Haß gegen die Kaufleute und ihren „Wucher" stimmten wohl fast alle nicht kaufmännischen Elemente der Nation längst überein (vgl. S. 34; 294); Theologen und Juristen fällten ihr Verdammungsurteil vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, während der Zorn der kleinen Leute wie der edlen Herren in der volkstümlichen Literatur den kräftigsten Widerhall fand. Im Grunde ist es der alte asketische Idealismus des Mittelalters, welcher in den Äußerungen selbst der ersten Geister, eines Luther, Zwingli, Hutten fortklingt; nennt doch sogar Erasmus die Kaufleute die schmutzigste aller Menschenklassen. Ganz besonders richtete sich diese Stimmung, und gewiß nicht ohne wirkliche Berechtigung, gegen die „Fuggerei" der großen Handelsgesellschaften, deren monopolistisches und höchst gewissenloses Treiben keineswegs allein die öffentliche Meinung und ihre Wortführer, sondern auch die Gesetzgebung des Reichs wie der Territorien beschäftigte. Schon der Kölner Reichstag von 1512 hatte den großen Handelshäusern und Gesellschaften bei Strafe der Konfiskation untersagt, einzelne Waaren aufzukaufen und dann in monopolistischer Weise den Preis „ihres Gefallens" zu setzen. Auch auf dem Ausschußlandtag der österreichischen Erblande zu Innsbruck 1518 wurden allerlei Maßregeln zum Schutz des „gemeinen Kauf- und Gewerbsmannes" gegen die erdrückende Übermacht der ausländischen (süddeutschen) Gesellschaften vorgeschlagen, welche alle notwendigen Lebensbedürfnisse, Silber, Kupfer, Stahl, Eisen, Leinen, Zucker, Spezerei, Getreide, Ochsen, Wein, Fleisch, Schmalz, Unschlitt, Leder in ihre alleinige Hand gebracht hätten. Schließlich mußte Karl V. in seiner Wahlkapitulation die Beseitigung der großen Gesellschaften versprechen (S. 197). Daß dieses Steigen der Preise doch nur zum kleinsten Teil ein künstlich hervorgerufenes und vielmehr hauptsächlich durch den vielgepriesenen Segen des deutschen Bergbaus verursacht war, ahnte man nicht; die Grundanschauung der Zeit hätte sich dagegen gesträubt, die Gnade Gottes, welche man allein in der Urproduktion zu finden glaubte, welche nach Luthers Wort „das Silber und Gold in die Berge legt, damit man es findet", als Urheberin von Mißständen zu betrachten, für die sich eine so naheliegende Erklärung in dem unverkennbaren „Eigennutz", in der unmoralischen Gewinnsucht einzelner Menschen und ganzer Klassen darbot. Schmoller weist übrigens darauf hin, daß wirklich „in der Reformationszeit die widerwärtigsten und gehässigsten Beispiele von Monopolherrschaft vorkommen, die den Ruin ganzer Gegenden

Digitized by Google

zur Folge hatten". Konnte auch bei den deutschen Gesellschaften von einem juristischen Monopol nur ausnahmsweise die Rede sein, so machte sich doch die Überlegenheit des großen Kapitals auch ohne Beihülfe eines ernstlich gesicherten Privilegs in der empfindlichsten Weise geltend. Was aber immer das Leben gegen früher erschwerte, der sinkende Geldwert, die Preissteigerung nicht nur der Luxuswaaren, sondern auch der notwendigsten Lebensmittel, der Rückgang oder die Stabilität der Löhne, das Wachstum der Zinsgeschäfte, schließlich der ganze Luxus und die Entsittlichung der Zeit, das alles wurde in Bausch und Bogen den großen Handelsgesellschaften, dem Handel überhaupt, den Städten zur Last gelegt. Freilich dämmert hie und da die Erkenntniß auf, daß man von einer Bewegung erfaßt sei, die sich mit staatlichem Eingreifen nicht werde eindämmen lassen, daß, wie Hans Sachs sich ausdrückt, dem Eigennutz, dem „gräulichen Tier", niemand widerstehen könne;

„Durch gsetz, statut und policey
Haut er der löcher mancherlei."

Nichts ist bezeichnender für die Höhe der Erbitterung als daß man sogar das Raubrittertum ganz offen für eine Gottesgeißel, für eine gerechte Strafe der wucherischen Kaufleute erklärte. Es kann ja nicht Wunder nehmen, wenn Hutten für seine Standesgenossen eine Lanze bricht und ihre Räubereien für weit geringfügiger hält als jene der Kaufleute, Juristen und Geistlichen (S. 311). Aber auch Luther, der immerhin einen Zinsfuß von 5 bis 6 Prozent recht und billig findet, spricht über die Räubereien das scharfe Wort, Gott „stäupe einen Buben mit dem andern", und der Humanist Bebel meint spottend, die Kaufleute seien den Räubern auch noch zu Dank verpflichtet, daß letztere ihnen durch Abnahme ihres unrechtmäßig erworbenen Guts den Weg zum Himmel erleichterten.

Den politischen Plänen der fürstlichen Reformer kam eine solche moralisirende Betrachtungsweise ebenso zustatten wie der allgemein herrschende Irrtum, daß Geld mit Reichtum identisch und daher seine Ausfuhr auf jede Weise einzuschränken sei; neben dem agrarischen Idealismus, der die Zustände einer vergangenen Zeit festhalten möchte, kündigt sich das kommende Merkantilsystem an. Das Geld soll im Lande bleiben, so urteilten damals die Regierungen wie der gedrückte und unzufriedene kleine Mann. Überall sah man den eignen Reichtum in fremde Hände fließen; in Italien, Dänemark, Ungarn, Polen, England waren es neben andern die Deutschen, welche das einheimische Geld forttrugen, und in Deutschland beschwerte man sich über den Import aus Italien, England und Portugal. „England," sagt Luther in seiner Schrift von Kaufshandlung und Wucher (1524), „sollte wohl weniger Golds haben, wenn Deutschland ihm sein Tuch ließe. Und der König von Portugal sollte auch weniger haben, wenn wir ihm seine Würze ließen." Er wundert sich, wie nach einer einzigen Frankfurter Messe überhaupt noch ein Heller in Deutschland vorhanden sein könne. „Frankfurt ist das Silber- und Goldloch,

Digitized by Google

dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillet und wächst, gemünzt oder geschlagen wird bei uns." Wenn er bedauert, daß man dieses Loch noch nicht zugestopft habe, so war das allerdings nicht die Schuld der deutschen Fürsten und Herren, die nach dem Zusammentritt des Reichsregiments sofort daran gingen dem deutschen Handel einmal recht gründlich zur Ader zu lassen. Schon der schwachbesuchte Nürnberger Reichstag vom Frühjahr 1522, der wegen der furchtbaren Türkennot berufen ganze 3000 Landsknechte dem Erzherzog Ferdinand wirklich zur Verfügung stellte, brachte verschiedene Besteuerungsprojekte, um endlich eine zureichende finanzielle Ausstattung für das Regiment zu schaffen. Der gemeine Pfennig hatte nach früheren Erfahrungen keinen Beifall zu gewärtigen (vgl. S. 73). Gegen eine Judensteuer verwahrte sich der Kaiser, während er die Zurückhaltung der Annaten und sonstigen Gefälle der Curie beim Papst befürwortete. Aber die wichtigste Rolle unter den Projekten spielte der Entwurf eines Reichszolls, dem eine großartige Anlage nicht abgesprochen werden kann. Schon ein Jahrhundert früher hatte Nikolaus von Cues in seiner patriotischen Phantasie von einer künftigen Reichsverfassung auch die Notwendigkeit solcher Zolleinkünfte betont (S. 52). Bei der allgemeinen Abneigung gegen direkte Steuern und bei der fast allgemeinen Überzeugung von dem unmäßigen Profit der deutschen Kaufleute schien dieser Gedanke die allerbeste Lösung zu bieten. Zu dem ursprünglich vom Regiment vorgesehenen Ausfuhrzoll hatte der Kaiser als Ergänzung einen Einfuhrzoll vorgeschlagen; beide sollten die notwendigen Lebensbedürfnisse wie Getreide, Wein und Bier, Salz, Leder, Kupfer, „alle Tiere und Viecher" u. s. w., gänzlich freilassen, dagegen von allen übrigen Waaren vier Prozent des Einkaufspreises erheben. Die projektirte Zollinie umfaßte die Niederlande, so daß Antwerpen und Utrecht gleich Wien, Trient, Straßburg, Hamburg, Königsberg als Reichszollstätten figuriren. Die Schweiz blieb ausgeschlossen, da sie keinenfalls in den Anschluß willigen würde, ebenso Preußen, Livland, Böhmen. Man bedurfte jener nordwestlichen Gebiete schon wegen des englischen und portugiesischen Handels; gerade der letztere, mit seinen binnen wenigen Jahren verdoppelten und vervierfachten, ja versiebenfachten Gewürzpreisen, hatte die besondere Aufmerksamkeit der höheren Stände erregt, um so mehr als man von Abmachungen einer deutschen Gesellschaft mit dem König von Portugal erfuhr, wonach dieser versprochen hatte die betreffenden Waaren allen übrigen Deutschen teurer zu verkaufen. Nun sollten aber derartige monopolistische Geschäfte, die bereits durch den Reichszoll getroffen worden wären, durch weitere Maßregeln vollends den Todesstoß erhalten. Am Liebsten hätten manche die großen Gesellschaften ganz abgeschafft und speziell den Handel nach Portugal einfach verboten. Man begnügte sich aber doch damit, vorläufig bei dem Kölner Abschied von 1512 stehen zu bleiben und die weitere Regelung der Monopoliensache einem Ausschuß der Reichsstände zu überlassen, dessen Gutachten den Handelsgesellschaften ein Kapitalmaximum von 50 000 Gulden zugestehen wollte.

Digitized by Google

Diese Fragen beschäftigten den neuen Reichstag, der seit November 1522 wieder zu Nürnberg tagte. Es ist bezeichnend genug, daß in der nämlichen Versammlung, die sich anschickte dem Großhandel und Großkapital so entscheidende Schläge beizubringen, anfangs die Rede davon war einen Teil der Türkenhülfe einstweilen durch Anleihe bei den besagten großen Gesellschaften aufzubringen. Mitten im Kampf bezeugte man so die Unentbehrlichkeit dessen, was man bekämpfte, denn, wie Sohm einmal sagt, „ein Krieg gegen die Stadt war gewissermaßen mit einem Krieg gegen das Geld selber gleichbedeutend, und schon begann das Geld als die mächtigste aller Großmächte am politischen Horizont emporzusteigen." Und ein unverhüllter Krieg wurde damals von den höheren Reichsständen gegen die Städte insgesammt eröffnet, die doch gerechter Weise keineswegs mit den Augsburger und Nürnberger Bankhäusern und Großhändlern identifizirt werden durften, vielmehr in der Beurteilung der Gesellschaften und ihrer Mißbräuche fast ausnahmslos mit den Fürsten übereinstimmten. Aber der Bogen wurde von den letzteren allzu straff gespannt; nicht allein die Übermacht des Handels und Kapitals sollte gebrochen, den Städten sollte auch ihre Reichsstandschaft und damit jedes Mitbestimmungsrecht in den Angelegenheiten der Gesammtheit abgesprochen werden. Wie man in Worms begonnen hatte, so wurde jetzt in Nürnberg fortgefahren; gelegentlich der Beratungen über die Türkenhülfe erhielten die städtischen Vertreter die überraschende Eröffnung, sie hätten einfach die Beschlüsse der andern Reichsstände gut zu heißen, und als sie sich beschwerten, erwiderte man ihnen, eine Stimme im Rate des Reichs hätten sie überhaupt nie gehabt; seien sie manchmal in die Ausschüsse erfordert worden, so sei das von Seiten der höheren Stände nur aus Gnade geschehen und von einem rechtlichen Anspruch der Städte gar keine Rede. Der kursächsische Rat von Planitz schrieb damals, es wäre besser gewesen, ihnen „eine sittigere und gnädigere Antwort zu geben". In unglaublicher Kurzsichtigkeit beraubten sich die hochfahrenden Herren des einzigen festen Rückhalts, den ihre Reformen in Deutschland finden konnten; sie zwangen geradezu die Städte, obwohl die meisten derselben nicht gewillt waren mit den Monopolisten gemeinsame Sache zu machen, sich fester zusammenzuschließen und alles, was von fürstlicher Seite kam, abzulehnen. Hatte ihr altes und nicht unbegründetes Mißtrauen gegen Fürsten und Adel des Reichs sie von jeher auf den Reichstagen die traurige Rolle eines Hindernisses für den Geschäftsgang und für alle kühneren Entwürfe spielen lassen, so fühlten sie sich jetzt vollends im Stand der Notwehr. Wir können auf die nicht uninteressanten Argumentationen für und wider den Reichszoll nicht näher eingehen; die Anhänger des Projekts hatten sicherlich Recht mit ihrer Behauptung, der Zoll würde gar nicht die Kaufleute, sondern die Konsumenten treffen, aber ganz unwiderleglich war doch die Berufung der Städte auf das ohnedies vorhandene Übermaß von Zöllen innerhalb des Reichs. Durch den Hinzutritt eines Reichszolls mußte in der Tat, wie sie besorgten, der deutsche Handel fast vernichtet werden, denn wie hätten sich die großen

Digitized by Google

und kleinen Herren jemals dazu herbeigelassen auf ihre zahllosen oft mühsam erworbenen und hochgeschätzten Zollgerechtsame zu verzichten? Nur unter dieser Bedingung, nur nach Wegfall oder starker Einschränkung der Binnenzölle hätte die neue Organisation wirklich segensreich werden können. Übrigens waren nicht allein die Städte, sondern auch manche andre Stände „schwermütig zu dem Zoll", wie sich Planitz ausdrückt. Leonhard von Eck, der bairische Vertreter, sah in dem Zustandekommen des Projekts, das einzig und allein dem Haus Österreich zu Statten kommen werde, eine schwere Gefahr für die Selbständigkeit der Reichsfürsten und den ersten Schritt zur Einführung eines „welschen und französischen Gehorsams"; er hoffte aber, die Städte würden die Sache beim Kaiser rückgängig zu machen suchen, während andere sogar besorgten, sie könnten äußersten Falls zum Anschluß an die Schweiz oder an Frankreich getrieben werden.

Eck hatte richtig gesehen; während der Reichsabschied mit einer dringenden Bitte der Majorität um Genehmigung an den Kaiser ging, verabredeten die Städte auf einem Tag zu Speier die Abordnung einer Gesamtschaft, die freilich erst im August 1523 zu Valladolid eintraf, aber ihren Zweck vollkommen erreichte. Die städtischen Vertreter, deren Hauptbeschwerden die Beanstandung der Reichsstandschaft und den Zoll betrafen, gingen weit genug mit der Sprache heraus; sie erklärten nur das Kammergericht für notwendig, das Reichsregiment für überflüssig; weit besser wäre es, einen römischen König zu wählen, und zwar nach ihrer Meinung den Bruder des Kaisers. Aber auch die kaiserlichen Räte scheuten sich nicht, zu erklären, der Kaiser sei sowohl dem „hässigen" Zollprojekt als auch dem Regiment abgeneigt und setze sein vornehmstes Vertrauen auf die Städte, von welchen er natürlich kräftige finanzielle Unterstützung erwarte. Schließlich erfolgte eine förmliche Zusicherung des Kaisers, der Zoll solle abgeschafft werden und bezüglich der Gesellschaften und Monopole nichts ohne seine Zustimmung geschehen; er sei nicht gemeint den Handel zu schmälern. Für die Monopole zu wirken war die Gesandtschaft durchaus nicht beauftragt worden, aber den betreffenden Artikel der Speirer Beschlüsse hatte Augsburg einfach fälschen und ins Gegenteil verkehren lassen. Man dürfte trotzdem nicht sagen, daß diese bedeutsame Wendung der kaiserlichen Politik durch solche oder ähnliche schlechte Mittel, etwa durch Bestechung der kaiserlichen Räte herbeigeführt worden wäre. Der Kaiser, in ewiger Kriegs- und Geldnot, beging ja geradezu einen Selbstmord, wenn er die süddeutschen Geldfürsten, seine alten Nothelfer von sich stieß, und zwar um für Bestrebungen und Institutionen einzutreten, die sich gegen seinen Willen erhoben und behauptet hatten. Wir wissen, mit welcher Unverschämtheit, aber auch mit welchem Recht Jakob Fugger eben jetzt an seine Verdienste um die Kaiserwahl erinnern durfte (S. 197). Und die Finanzen des Hauses Österreich hatten sich natürlich seit 1519 nicht gebessert. Erzherzog Ferdinand vermochte nicht einmal die 1500 Gulden aufzubringen, die er für seine Erblande und Würtemberg zum Unterhalt von Regiment und Gericht zahlen

Digitized by Google

sollte; fast alle Renten und Einkünfte in diesen Ländern waren verpfändet und von den 60000 Dukaten, die ihm sein Bruder auf Neapel angewiesen, nicht mehr als 4000 mit Mühe und Not eingebracht worden. Der Kaiser vollends kam seit Beginn des französischen Kriegs aus der furchtbarsten Geldverlegenheit nicht mehr heraus; schon zu Ende 1521 war alles, was man an Leistungen der niederländischen Provinzen, durch Plünderung von Chièvres' Nachlaß, durch Anleihen zusammengerafft hatte, ausgegeben, die Steuer für zwei Jahre im voraus verbraucht. An Sickingen allein schuldete Karl über 100000, an den Herzog Georg von Sachsen mit seinem Bruder zusammen 200000 Gulden; von allen Seiten liefen Mahnungen und Drohungen ein, wie sogar der kaiserliche Statthalter Friedrich trotz aller Sympathien für Habsburg drohte, äußersten Falls das Regiment zu verlassen und sich ganz von Karl loszusagen. Und diese Regierung hätte mit den Augsburger Fuggern und ihresgleichen einen Krieg auf Leben und Tod anfangen sollen! Selbst die wohlbegründeten Klagen, die von päpstlicher Seite über die kirchliche Haltung der vornehmsten Städte, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, an den Kaiser gelangt waren, vermochten das erzielte Einvernehmen nicht zu stören. Allerdings hatten die Gesandten die Stirn, sich äußerst erstaunt und entrüstet zu gebärden; den Eifer des gemeinen Mannes für Bibel und Evangelium gaben sie zu, läugneten jedoch, daß seit Jahren auch nur ein Buchstabe lutherischen Inhalts bei ihnen gedruckt worden sei; nicht die Städte seien die Anhänger und Verteidiger Luthers.

Damit berühren wir eine zweite hochwichtige Seite der Nürnberger Verhandlungen, die Stellung des Reichsregiments und der Stände zur religiösen Frage. Hier wenigstens ist die fürstliche Reichsreform trotz ihrer Kurzlebigkeit von entscheidender Bedeutung gewesen.

Dem Wormser Edikt war es ergangen wie so vielen von Kaiser und Reich publizirten Beschlüssen vor- und nachher; die Veröffentlichung und noch mehr die Ausführung hing doch schließlich vom guten Willen der einzelnen Stände ab. In den Landen des Kurfürsten Joachim, des Herzogs Georg, des Erzherzogs Ferdinand, der bairischen Herzoge wurde das Edikt zeitig verkündigt, während sogar manche geistliche Fürsten die Sache so lässig betrieben, daß z. B. die Stadt Bremen noch im Dezember 1522 erklären konnte, die Erlasse gegen Luther bisher nicht gesehen zu haben. In Städten wie Nürnberg, Augsburg, Ulm entschloß sich der Rat im Herbst 1521 das Edikt anzuschlagen, aber ohne daß es ernstlich befolgt worden wäre, während in Konstanz, wie wir sahen, die Publikation gewaltsam verhindert wurde. Der Straßburger Rat ließ sich nur mit einiger Mühe dazu bringen, wenigstens den Druckern und Buchführern das kaiserliche Verbot gegen die lutherischen Bücher mitzuteilen. Man hat ein ganz besonderes Gewicht auf das Religionsmandat der bairischen Herzoge vom 5. März 1522 gelegt, welches allerdings

Digitized by Google

dem bereits veröffentlichten Edikt noch eine völlig übereinstimmende landesherrliche Kundgebung beifügte. Doch wäre es nicht richtig, die beiden Wittelsbacher deshalb etwa mit so glaubenseifrigen Fürsten wie Georg von Sachsen oder Erzherzog Ferdinand auf eine Stufe zu stellen. Gerade an diesem Beispiel tritt uns vielmehr das Mitspielen höchst weltlicher Motive bei der Behandlung kirchlicher Fragen recht lebhaft vor Augen; die Herzoge rechneten damals auf die Gunst des Kaisers sowohl als auf die Geneigtheit der Curie, um ihre Stellung im Reich zu heben, Pensionen und für ihren jüngern Bruder Ernst das Stift Eichstätt zu erlangen, die bairischen Klöster mehr in ihre Hand zu bekommen. So wenig Eberlin berechtigt war, die „frommen bairischen Herren" als Gönner der evangelischen Bewegung in Anspruch zu nehmen, so wenig ist bei ihnen von einem besondern religiösen Interesse im strengkirchlichen Sinn etwas zu merken. Weit mehr als Luthers Irrlehren scheinen seine Ausfälle gegen die Regierenden, überhaupt der revolutionäre Zug der Neuerung auf die Herzoge gewirkt zu haben. Man beachte daneben die überaus zweideutige Haltung des ersten deutschen Prälaten, des Kurfürsten von Mainz, der immer noch Beziehungen zu Luther unterhielt und von manchen Beobachtern als säkularisationslustig angesehen wurde. Von einem großen zielbewußten Verteidigungskampf war auf Seiten der altkirchlich gesinnten Stände noch nicht die Rede, während andererseits doch auch keine von den anerkannten Gewalten sich offen als Verächterin des letzten Reichsbeschlusses und als evangelisch zu bekennen wagte.

So war von vornherein die Haltung des Regiments und Reichstags durchaus nicht zu berechnen. Es machte natürlich einen gewissen Unterschied, ob etwa Herzog Georg oder Kurfürst Friedrich persönlich in Nürnberg anwesend war; der erstere setzte wenigstens im Januar 1522 einen Regimentserlaß durch, worin die Bischöfe von Naumburg, Meißen und Merseburg zu entschiedenem Einschreiten gegen die Wittenberger Neuerungen ermahnt wurden. Einer der geschäftstüchtigsten und gewissenhaftesten deutschen Fürsten war dieser „allemal gut kaiserliche" Albertiner, zugleich ein gebildeter und religiöser Mann, der mit Erasmus korrespondirte und ihn für den rechten David hielt, um den Goliath Luther niederzustrecken und dann mit seiner überlegenen Klugheit den Sturm zu beschwichtigen; als Erasmus endlich gegen Luther polemisirte, schenkte ihm Georg, als echter Sachse, wie er sagte, einen Ehrenbecher. Anfangs hatte der reformeifrige Herzog, dem es niemals in den Sinn kam, die schreienden Mißbräuche und namentlich die schwere Verschuldung der kirchlichen Obern zu beschönigen, an den Thesen des Wittenberger Mönchs großes Wohlgefallen gezeigt, aber sobald ihm die Bewegung revolutionär, „hussitisch" zu werden schien, ward er ihr heftigster Gegner. Noch im Jahr 1521 suchte er seinen ernestinischen Vettern die augenfällige Verwandtschaft zwischen der böhmischen Revolution und dem Treiben der neuen Evangelischen klar zu machen; einige seien bereits bis zur Läugnung der Unsterblichkeit fortgeschritten. Während seiner Anwesenheit beim Regiment

Digitized by Google

kam es dann zu scharfen Auseinandersetzungen mit dem kursächsischen Vertreter, dem gewandten und unerschrockenen Ritter Hans von der Planitz, bis, wie dieser meldet, „der Rhein gar entbrannt" war und der zornige Herzog ihm ins Gesicht bedauerte, einen solchen Landsmann zu haben. Sogar den Rückgang seiner Bergwerke wollte Georg der neuen Lehre aufrechnen, obwohl ihn Planitz auf die mangelhafte Organisation des Bergwesens aufmerksam machte; er blieb dabei, Gegner der Kirche seien stets in Verderb und Armut geraten. Die Erinnerungen an die Hussitenzeit gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf; Kurfürst Friedrich selbst mußte sich gegen einen Vergleich mit dem Ketzerkönig Podiebrad verwahren, während der „lose leichtfertige Mann" Karlstadt und „das junge Männlein" Melanchthon in Georgs Augen noch schlimmer waren als alle Böhmen; Luther vollends singe zwar verlockend, steche aber mit giftigem Schwanz wie der Skorpion.

Georg mußte seinen Sitz im Regiment wieder verlassen, ohne daß es ihm gelungen wäre, die über Luthers Rückkehr nach Wittenberg entstandene Erregung in energische Maßregeln zu verwandeln. Auch als er eine neue Schrift des Ketzers nach Nürnberg schickte, worin das Regiment selber gröblich angetastet war, erfolgte nichts. Der unermüdliche Herzog konnte denn bald darauf, im Sommer 1522, wieder einen neuen Beleg von Luthers zügelloser Redefreiheit beibringen, das Buch gegen Heinrich von England, worin in der Tat nicht nur dieser königliche Theologe, sondern auch der Kaiser „merklich geschmäht" war. Und nun erfolgte jene wunderbare Antwort des Regiments, der man es anmerkt, daß sie in Anwesenheit des Kurfürsten Friedrich abgefaßt wurde. Man habe, hieß es in dem lakonischen Schreiben vom 16. August, verstanden, daß dem Herzog päpstlicher Heiligkeit und kaiserl. Mt. Schmach mißfällig sei, und wolle „kais. Mt. Schmach und Schaden, wo wir die erfahren oder sehen, nicht gerne gedulden, wie wir denn das nicht minder denn Euer Lieb und Gnad zu warnen und zu wenden schuldig und geneigt sind".

Mit derartigen nicht eben rühmlichen Kunstgriffen konnte man aber doch kaum rechnen durchzukommen, nachdem Luthers Name mit jenem des Landfriedensbrechers Sickingen zusammengebracht und von der Curie selbst allen deutschen Freunden einer verfassungsmäßigen Kirchenreform die Hand mit einer Aufrichtigkeit geboten worden war, wie nie zuvor. Der letzte nichtitalienische Papst, Adrian VI., nahm es auf sich, eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten, nicht etwa aus Überschätzung seiner Kraft, sondern einfach, weil er dies für die unabweisbare Aufgabe des ihm aufgedrungenen erhabenen Amtes hielt.

Einen Deutschen kann man freilich den niederländischen Theologen nicht nennen, nicht einmal in dem Sinn, in welchem der Groninger Agrikola oder der Rotterdamer Erasmus von Germania nostra sprechen durften. Denn Zeitlebens ist Meister Adrian, der Sohn eines Utrechter Bürgers, dem eigentlichen Deutschland fremd geblieben; Professor und Kanzler der Universität Löwen, Prinzenerzieher am Brüsseler Hof und habsburgischer Diplomat in

Digitized by Google

Papſt Adrian VI.
Kupferſtich von Daniel Hopfer.

Digitized by Google

Spanien, wo er als Großinquisitor von Aragon, als Generalinquisitor des gesammten Reichs die Opfer seiner richterlichen Unerbittlichkeit nach Tausenden zählen konnte, hatte er seine beste Kraft erst der scholastischen Theologie, dann der burgundischen Dynastie gewidmet und schließlich, wie Maurenbrecher sagt, „sich mit der ganzen Energie der spanischen Kirchlichkeit identifizirt". Sein Ideal einer Kirchenreform war nicht das erasmische, sondern trug viel eher die Spuren jenes feurigen Glaubenseifers, wie ihn Adrian im Kreis des gewaltigen Cardinals Jimenez kennen lernte. Curialistischer Gesinnung aber konnte sicherlich niemand einen Mann bezichtigen, der noch als Cardinal wie einst als Professor die neue Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes ausdrücklich zu bekämpfen wagte. Als er zu seiner und aller Welt Überraschung am 9. Januar 1522 zum Nachfolger Leos gewählt worden war, unternahm er es seiner innersten Überzeugung gemäß zu regieren. Schon seiner Reise nach Rom ging der Widerruf aller ohne päpstliche Genehmigung erteilten Reservationen und Exspektanzen vorher; unmittelbar vor dem Einzug in die ewige Stadt entzog er den Mitgliedern des heiligen Kollegiums ihr Asylrecht und auf die Bitte um Begnadigung eines Mörders antwortete er: es geschehe was recht ist, und ginge die Welt zu Grunde. Nichts vermag uns den Gegensatz der im damaligen Rom kämpfenden Kulturelemente schlagender zu vergegenwärtigen als ein Blick auf die phantastischen Szenen, welche die eben herrschende Pest hervorrief. Vor der Ankunft des Papstes hatte ein griechischer Zauberer einen Stier durch die Straßen geführt und nach antiker Weise im Kolosseum geopfert, um die Dämonen zu besänftigen; dem einziehenden Adrian trug man ein Gnadenbild der Madonna entgegen, welches fünfhundert nackte sich geißelnde Kinder begleiteten.

Die kleinbürgerlichen Gewohnheiten eines Papstes, der jeden Abend selbst den einzigen Dukaten für den nächsten Tag herausgab, die Pedanterien des alten Professors, sein Abscheu vor den im Vatikan aufgestellten „Götzenbildern der Heiden", seine Unkenntniß des Italienischen, seine niederländische Umgebung, das alles stieß die Römer zurück, nachdem sie ihn erst mit Jubel und Verehrung aufgenommen hatten. Er, der am liebsten statt im Palast zu schalten in einem stillen Privathaus studirt und geschrieben hätte, sah sich bald in einen täglichen und aussichtslosen Kampf mit dem Rom seiner Vorgänger verwickelt; Gebildete und Ungebildete spotteten über den unliebenswürdigen „Barbaren", dessen streng sittliche Haltung ihnen nichts anderes übrig ließ als ihm ein geheimes Lasterleben anzudichten, ihm, der in seinem ersten Konsistorium den Cardinälen ihre Duldung der römischen Laster vorgeworfen hatte. Er behandelte diese stolzen Herren der Kirche „wie ein Abt seine Mönche"; 6000 Dukaten Einkünfte erschienen ihm, der „wie ein armer Dorfpfarrer" speiste, für ihren Unterhalt genügend, wobei er freilich nicht bedachte, daß z. B. den Cardinal Grimani bei einem Festmahl ein einziger Fisch schon 18 Dukaten kostete. War er doch gegen seine eigenen Verwandten, wie Jovius sagt, „bis zur Unnatur bäurisch, hart und illiberal"; was konnten

Digitized by Google

da die Musiker und Dichter, die Stallknechte und anderen zahllosen Schmarotzer des vatikanischen Hofhalts, die er haufenweise wegjagte, was konnten die aus der ganzen Christenheit zusammenströmenden Pfründenjäger in Zukunft erwarten? Kein Wunder, daß gelegentlich einer von diesen Getäuschten den Dolch gegen ihn erheben wollte.

Man kann gewiß nicht sagen, daß Adrian mit seinen Reformplänen unter der römischen Hierarchie ganz allein stand; selbst Leute wie Aleander huldigten der Überzeugung, daß etwas geschehen müsse, um wenigstens die ärgsten Anstößigkeiten zu beseitigen (vgl. S. 314). Bei der Begrüßung des Papstes hatte der Dekan des heiligen Kollegiums, der Spanier Carvajal, eine Reform der Kirche gefordert, damit sie nicht länger das Äußere einer sündigen Genossenschaft zeige; der Cardinal und Augustinergeneral Egidio von Viterbo übergab dem Papst einen ausführlichen Entwurf, welcher die Mißbräuche bei der Pfründenvergebung, die Blutsaugerei der Dataria, das Übermaß der Ablässe mit einer an die Beschwerden der deutschen Nation erinnernden Schärfe brandmarkte. Die ungemessene Vollmacht der Vergebung, meint Egidio, erzeuge maßlose Lust zu sündigen. Als aber Adrian wirklich daran ging, das Ablaßwesen von seinen Auswüchsen zu reinigen, als er die einträglichen Eheverbote einschränken, die finanzielle und gerichtliche Organisation der Curie vereinfachen wollte, als er sämmtliche unter Leo X. erteilten Expektanzen kassirte, da traten ihm die praktischen Politiker des Cardinalkollegiums mit dem Hinweis auf seine leeren Kassen und auf die Unentbehrlichkeit jener viel verschrienen Hülfsquellen entgegen. Und wie die Reform der Curie so sollten alle übrigen Projekte dieses vom besten Willen beseelten Fürsten der Kirche sich als undurchführbar erweisen. Es war sicher ein verlockender Gedanke, Rom, wie Höfler sagt, in ein großes geistiges Heerlager umzuwandeln, zum Mittelpunkt der kirchlichen Reformbewegung zu machen; dahin ging der Rat des Erasmus, der wie immer den Austrag des kirchlichen Streits einer Versammlung von würdigen und leidenschaftslosen Gelehrten anvertraut sehen wollte. Aber Erasmus selbst lehnte nicht nur die Einladung nach Rom zu kommen ab, sondern weigerte sich auch gegen Luther zu schreiben. Überhaupt zeigte sich doch eine tiefe Kluft zwischen den Anschauungen des ehemaligen Großinquisitors und seiner humanistischen Berater, eines Erasmus oder Vives, deren Vorschläge, mochten sie einen Gelehrtenconvent oder ein allgemeines Concil in Aussicht nehmen, immer von dogmatischen Auseinandersetzungen so wenig etwas wissen wollten wie von gewaltsamen Maßregeln. Vives klagt in seinem Schreiben an den Papst, man wolle auf beiden Seiten nicht Besserung, sondern Vernichtung der Gegner; Erasmus sagt geradezu, wenn es sich ums Totschlagen handle, dann bedürfe man seines Rates nicht. Adrian dagegen hatte in sein Programm die Ausrottung der Ketzer ebenso gut aufgenommen wie die Reform der kirchlichen Mißbräuche, den Frieden zwischen den christlichen Mächten und den großen Türkenkrieg. Luther sollte fallen, damit der Papst seine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern un-

Digitized by Google

gehindert verwirklichen könne. Das war der wesentliche Inhalt der päpstlichen Werbung, mit welcher sein Nuntius, der ihm gleich gesinnte Bischof von Teramo, Francesco Chieregati (Chiericati), vor den Nürnberger Reichstag trat. Der Cardinal Soderini, ein geriebener Florentiner, hatte nicht so Unrecht, wenn er wirklich, wie Sarpi erzählt, dem Papst jedes Reformanerbieten als nutzlos auszureden suchte; das Mittel, welches er empfohlen haben soll, der Kreuzzug gegen die Ketzer, war freilich damals ebenso aussichtslos.

Mit der äußersten Schroffheit zeichnete Adrian seinen Standpunkt gegenüber dem modernen Muhammed in dem Breve an die Stände des Reichs, indem er sie aufforderte, Luther nach dem „heiligen und ruhmvollen" Beispiel ihrer Vorfahren das Schicksal des Hus und Hieronymus von Prag zu bereiten. Weit stärker war noch die Sprache eines an den Kurfürsten Friedrich gerichteten Mahnschreibens; hier ergoß der fromme Papst die ganze Schale seines Zornes über Luther, diesen „elenden Wicht, der immerfort seinen Trunk und Rausch von sich gibt" und ein Leben voll tierischer Zügellosigkeit predigt, aber auch über den Kurfürsten, dem er vorwarf, die Kirche Gottes ärger als Saulus verfolgt zu haben, und nicht nur mit der göttlichen Rache, sondern auch mit dem Schwert der Apostel und des Kaisers drohte. Allerdings hütete sich Chieregati, nachdem er dem in Nürnberg anwesenden Erzherzog Ferdinand in geheimer Audienz die Absichten seines Herrn eröffnet hatte, bei seinem ersten Auftreten vor der Reichsversammlung Luther auch nur zu erwähnen, und Planitz gegenüber war er voll Lobes, sowohl über den Kurfürsten Friedrich als auch über die Anfänge Luthers, den man, wäre er dabei stehen geblieben, wie einen Gott verehrt haben würde. Planitz erwiderte diese Rücksicht, indem er jede Gemeinschaft seines Kurfürsten mit Luther seit dem Wormser Tag in Abrede stellte und die erasmische Idee einer Verständigung der gelehrtesten Männer als beste Lösung des kirchlichen Streits empfahl. Unmittelbar darauf forderte Chieregati vom Reichstag die Ausrottung der lutherischen Ketzerei; erst allmählich jedoch brachte er den vollen Wortlaut seiner Instruktion zur Kenntniß der Stände. Diese Instruktion enthielt ein offenes Sündenbekenntniß des Papsttums, welches der rücksichtslosen Wahrheitsliebe Adrians VI. alle Ehre macht. Die deutsche Ketzerei wird als göttliches Strafgericht über die Sünden der Menschen, vor allem der Priester und Prälaten bezeichnet. „Wir wissen wohl, daß an diesem heiligen Sitz schon seit manchem Jahr vieles Verabscheuungswürdige getrieben worden ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, Übertretung der Gebote, und daß alles sich ins Gegenteil verkehrt hat. Kein Wunder also, wenn die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von den Päpsten in andere niedere Prälaten gefahren ist. Wir alle, das heißt Prälaten und Geistliche, sind abgewichen vom rechten Weg und es ist schon lange keiner gewesen, der Gutes getan, auch nicht ein einziger." Für die von Adrian versprochene Reformation und für die Zusage einer genauen Beobachtung der früher mit den

Digitized by Google

Fürsten abgeschlossenen Konkordate verlangte nun der Nuntius als Gegenleistung die bisher verschobene Ausführung des Wormser Edikts.

Die römische Unkenntniß deutscher Verhältnisse hatte sich wieder einmal gründlich verrechnet. Auf eine Versammlung, deren Mehrheit von den kirchlichen Reformideen durchdrungen war, mußte das offene Eingeständniß der herrschenden Korruption aus dem Munde eines eben so ehrwürdigen als glaubensstrengen Papstes den tiefsten Eindruck machen. In Nürnberg fand dagegen der Nuntius allerdings eine geistliche Majorität, aber diese Herren gaben sich mit einer erstaunlichen Unbefangenheit allen weltlichen Vergnügungen hin; „sie sagen," berichtet er, „sie seien Fürsten und wenn sie zum Tanz gingen, ruhe das geistliche Amt." Aleander hat kurz nachher das Eingeständniß der eignen Schuld als eine höchst verfehlte Politik gerügt, womit man nur die Lutheraner noch trotziger und die übrigen Deutschen verstimmt mache. Während die Geistlichen sich über die päpstlichen Indiskretionen ärgerten, reizte der Nuntius die lutherisch Gesinnten durch seine gegen die Nürnberger Prädikanten vorgebrachten unbegründeten Beschuldigungen; er verlangte ihre sofortige Verhaftung und erzielte nur einen Sturm der Entrüstung in der Stadt, der beinahe zum Aufruhr geführt hätte. Über die herrschende Volksstimmung konnte der Gesandte nicht länger im Unklaren bleiben; Luthers Sache, schrieb er der Markgräfin von Mantua, habe so tiefe Wurzeln geschlagen, daß tausend Menschen sie nicht entwurzeln könnten. Erzherzog Ferdinand aber berichtete seinem Bruder, fast mit den gleichen Worten, die Lehre Luthers sei im ganzen Reich so eingewurzelt, daß unter tausend Personen nicht eine ganz frei davon sei. Oder, wie sich einer von den deutschen Prälaten ausdrückt: es würde nichts helfen, wenn auch Luther und sein Kurfürst mit ihm verbrannt würden, denn wo ihrer drei bei einander ständen, wären aufs wenigste ihrer zwei lutherisch.

Es konnte diese offenkundige Gährung nicht ohne Einfluß auf die Beschlüsse der Reichsstände bleiben, deren Aufmerksamkeit gleichzeitig durch den von Sickingen entzündeten Krieg und auch durch jene Streitigkeiten zwischen Fürsten und Städten abgezogen wurde. Im Regiment hatten sich freilich die Verhältnisse zu Ungunsten Luthers verschoben; neben dem jungen Statthalter Erzherzog Ferdinand und dem Cardinal Matthäus von Salzburg vertrat vor allem der hitzige Kurfürst von Brandenburg in Person die Sache der Kirche; er wußte alles Erdenkliche über Luthers Herabwürdigung des Abendmahls zu einer bloßen „figura", über seine Läugnung von Marias Jungfrauschaft zu erzählen. Trotzdem kam es weder im Regiment noch im Reichstag zu der von ihm betriebenen Entscheidung für die Exekution des Wormser Edikts. Es wurde vielmehr ein Ausschuß niedergesetzt, um die Beantwortung des päpstlichen Anbringens zu beraten, vier Geistliche, an ihrer Spitze der Erzbischof von Salzburg, und vier Weltliche, unter ihnen ein ritterlicher Jurist, der Franke Hans von Schwarzenberg, dessen überlegene Persönlichkeit sich auch gegen einen Matthäus Lang und Christoph Stadion

Digitized by Google

zu behaupten wußte. Das war ein Ritter, der nicht allein durch kolossale Gestalt und Körperkraft seine meisten Standesgenossen überragte; nach einer durchstürmten Jugend warf sich der vormalige Virtuos der Stechbahn und des Banketts als bambergischer Hofmeister ebenso unermüdlich auf das Feld geistiger Arbeit. Wie er als Reformator der bambergischen Strafjustiz der berühmten peinlichen Gerichtsordnung, die 1532 unter dem Namen Karls V. erschien, die Wege gebahnt hat, so glänzt sein Name auch in der Volksliteratur seiner Zeit, die er als „deutscher ungelehrter Phantast" dem praktischen Zug seiner Natur folgend mit lehrhaften Gedichten und mit Bearbeitungen einiger moralisirender Schriften Ciceros bereicherte. Dieser wahrhaft edle Mann, der das „Mordlaster des Raubens" mit Tat und Wort bekämpfte, fühlte sich getrieben sein bestes Fühlen und Denken mitzuteilen, seine klassischen wie seine lange vor Luther begonnenen biblischen Studien, seine Zweifel über die Dreieinigkeit und über die alle Welt bewegende Frage von der Freiheit und Vorherbestimmung, die er freilich in einem ganz andern Sinn zu lösen sucht als Luther. Mit diesem finden wir ihn 1522 in Korrespondenz; es handelt sich um die Kernpunkte der neuen Lehre, um die Bilderfrage, auch um das Verhältniß des Evangeliums zum weltlichen Schwert, das sich der Jurist und Politiker doch anders dachte als der Reformator. Wie es nun der Begabung und Willenskraft Schwarzenbergs gelang im Ausschuß die päpstliche Hauptforderung zu Fall zu bringen, darüber wissen wir leider nichts Näheres. Das Gutachten begrüßte die päpstlichen Zusagen mit dem Ausdruck höchster Anerkennung, lehnte aber jede Vollstreckung der Wormser Beschlüsse, überhaupt alle Gewaltmaßregeln ab, da solche den Schein einer Unterdrückung der evangelischen Wahrheit und in Folge dessen die täglich drohende Revolution hervorrufen würden. Als einzige Abhülfe erschien dem Ausschuß die Einberufung eines freien christlichen Concils, welches in einer deutschen Stadt, und zwar mit voller Gleichberechtigung der Geistlichen und Laien, tagen sollte. Als Gegenleistung war nur in Aussicht gestellt, daß Luther und seine Anhänger nichts Aufrührerisches oder Ärgerliches mehr veröffentlichen und die Prediger nichts als das rechte Evangelium nach rechtem christlichem Verstand lehren sollten; die Überwachung der Presse und Predigt sowie die Bestrafung verheirateter Priester und austretender Mönche überließ man den geistlichen Behörden (14. Januar 1523). Die Beschwerden der weltlichen Stände wurden dem Nuntius eingehändigt.

Im großen Ausschuß der Reichsstände gab es allerdings noch manchen Anstoß; die Geistlichen, die wie Planitz schreibt „fromm, gerecht und unvermakelt gehalten werden wollen, als hätten sie gar kein Wasser getrübt," setzten vor allem die Streichung eines Satzes durch, der jenes Schuldbekenntniß der päpstlichen Instruktion wiederholte, ferner die Forderung unbedingten Stillschweigens für Luther und seine Anhänger. Auch hatte ihnen ja bereits das Gutachten ihre ordentliche Jurisdiktion gewahrt. Dagegen vermochten sie nicht, die Verkündigung des Evangeliums nach der Auslegung der vier Kirchen-

Digitized by Google

väter durchzubringen; man vereinigte sich schließlich zu der zweideutigen Klausel: nach der Lehre und Auslegung bewährter und von der christlichen Kirche angenommener Schrift. Das Entscheidende war und blieb doch immer die Ablehnung des Wormser Edikts und die Forderung, Luthers Handel trotz des längst ergangenen Urteils einem Concil vorzulegen. Es ist ein Kompromiß, bei welchem der Löwenanteil den Evangelischen zufiel, und Ranke durfte wohl in gewissem Sinn diese Nürnberger Beschlüsse als „das gerade Gegenteil der wormsischen" bezeichnen, wenngleich seine Auffassung, als hätte sich das Regiment an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt, nicht das Richtige trifft. Denn bei der Mehrheit des Regiments wie der Stände gingen jene Konzessionen an die evangelische Richtung wahrscheinlich zum großen Teil aus der Angst vor einem furchtbaren Ausbruch der Volksleidenschaften hervor. Aber welchen Vorteil gewährte allein das Hinausschieben einer Entscheidung der Reformation! Jedes weitere Jahr war ein unberechenbarer Gewinn für die junge Bewegung, deren allmähliches Erstarken und Einwurzeln die Aufgabe einer künftigen Unterdrückung immer schwerer erscheinen ließ. Man begreift den entrüsteten, aber vergeblichen Protest des Nuntius gegen die Beschlüsse, welche im März 1523 als kaiserliches Edikt veröffentlicht wurden. Ein solches Attentat auf Papst und Kaiser und die Ehre des Reichs, wie Chieregati sich ausdrückt, wäre freilich in Anwesenheit Karls V. kaum denkbar gewesen, obwohl eben damals Kaiser und Papst in Sachen der großen Politik nichts weniger als ein Herz und eine Seele waren. Es ist eine merkwürdige Verkettung von Umständen, welche in diesen Jahren der lutherischen Sache keineswegs eine offizielle Förderung von Seiten der Reichsgewalten, aber doch einen Schutz vor unmittelbarer Vergewaltigung geschaffen hat. Karl V. ging fast ganz in seinem ungeheuern Ringen mit Frankreich auf und der fromme Adrian fand wohl oder übel über der Beschäftigung mit rein politischen Fragen nicht viel Zeit an die deutsche Ketzerei zu denken; auch das Reichsregiment wurde weit stärker als von den religiösen Wirren von der Erhebung der unruhigen Ritterschaft und ihren Folgen in Mitleidenschaft gezogen.

Während das Fürstentum mit seiner neuen Reichsregierung experimentirte und die Städte, weit entfernt von irgendwelchen Tendenzen zu durchgreifender Umgestaltung, sich mühsam ihre bestrittene Stellung zu wahren suchten, griff der niedere Adel, dessen tiefe Verbitterung längst kein Geheimniß mehr war, zur offenen Gewalt. Jene wilden Kräfte, die seit vielen Jahrzehnten im kleinen Krieg gegen die Gesellschaft vergeudet worden waren, drohten unter einem Führer wie Sickingen vereint die ganze Ordnung des Reichs aus den Fugen zu heben.

Wir kennen die wirtschaftlichen und militärischen Wurzeln des Verfalls, welchem „Grafen, Herren und die vom Adel", die verschiedenen Abstufungen der wehrhaften Landaristokratie, langsam aber sicher entgegenzugehen schienen

Digitized by Google

(S. 28 f.). Ein geradezu jammervolles Bild von der materiellen Not dieser Kreise entrollt sich uns, wenn wir z. B. ins Auge fassen, aus welchen Gründen ein nicht geringer Teil des landsässigen bairischen Adels dem herzoglichen Aufgebot im Jahre 1525 nicht Folge zu leisten vermochte; da finden wir Ritter ohne Pferd, Adelige, die nur noch ein Bauernhaus besitzen, ihren Hofbau mit Weib und Kindern selbst besorgen, mit einem Jahreseinkommen von 25, von 14 Gulden Haus halten müssen; aber auch von denen, welche sich stellten, wurde eine ganze Anzahl wegen mangelhafter Rüstung wieder heimgeschickt. Diese kleinen Grundherren hatten vormals wie die Städte nach Reichsunmittelbarkeit gestrebt und sich zur Wahrung ihrer Interessen in Einungen zusammengethan; noch gegen Ausgang des XV. Jahrhunderts hatte die bairische Gesellschaft vom Löwen einen höchst gefährlichen Stoß gegen die Landeshoheit der Herzoge geführt, aber seither waren die alten ritterlichen Bünde verschwunden und in den meisten Territorien begnügte sich der mittlere und niedere Adel innerhalb des Rahmens der landständischen Konföderationen eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem Landesherrn zu behaupten. Im schwäbischen Bund, der ja ursprünglich aus einer Verbindung der adeligen Genossenschaft vom S. Georgenschild mit den benachbarten Städten herausgewachsen war, gelangte dann ein Teil der süddeutschen „Grafen, Freien, Herren, Ritter und Knechte" unter das schirmende Dach einer größeren politischen Organisation, während ihre minder glücklichen Standesgenossen in Franken und am Rhein sich allerdings ihrer kaiserlichen Lehen rühmen und auf ihre uralte Steuerfreiheit berufen, aber dem stets mächtigeren Andringen der fürstlichen Gewalten meist nur unfruchtbare Klagen und Beschwerden entgegensetzen konnten. Eine Formulirung derselben, welche im Jahr 1523 dem Reichstag vorgelegt wurde, bringt die verschiedenen vom Fürstentum angesetzten Hebel deutlich zur Anschauung; durch Ausdehnung der territorialen Gerichtsbarkeit und Erschwerung der Appellation, durch die fremden Formen des römischen Rechts, durch Änderungen in der lehnsrechtlichen Praxis und Heranziehung der Untertanen von Adeligen zu den Staatslasten suchte man landsässige und nicht landsässige Herren und Ritter mürbe zu machen. Oft genug mag es ein Ding der Unmöglichkeit für den kleinen Edeln gewesen sein, einem „Mächtigen", einem Fürsten gegenüber sein Recht zu erhalten. Als jedoch Kaiser Maximilian im Jahr 1517 dem freien Adel durch Schaffung einer genossenschaftlichen Gerichtsbarkeit helfen, dafür aber auch eine förmliche Verpflichtung zum Abtun der ewigen Friedensbrüche, der „Heckenreiterei" auferlegen wollte, da erfahren wir wenigstens aus einem erhaltenen Beispiel, daß die Ritter den kaiserlichen Vorschlag teils beschwerlich, teils überflüssig fanden. „Der rechte Augenblick," sagt Ulmann, „einmal versäumt, kehrte nicht wieder."

Es war eine ungeheuerliche Zumutung, daß ein Stand fortwährend über Vergewaltigung schrie und Schonung seiner Rechte forderte, welcher die entsetzlichsten Gewalttaten seiner eigenen Genossen nicht etwa selbst abzustellen,

Digitized by Google

sondern als „rechtmäßige Gegenwehr" zu entschuldigen suchte. Eigentlich steckte doch hinter all diesen Klagen und dieser Unverbesserlichkeit, wie Jakob Burckhardt einmal sagt, „die Anschauung der Welt vom Bergschloß aus". In einem großen Teil von Italien, in England, in Frankreich, in den Niederlanden sehen wir damals den Adel entweder seine Güter selbst bewirtschaften oder ungescheut Handel und Geldgeschäfte treiben. Welcher Kontrast zwischen dem Leben eines venezianischen Nobile oder eines ehrsamen englischen Landedelmanns und dem kümmerlichen Dasein eines fränkischen Ritters, der im Bauernkittel verkappt hinter dem Busch auf Kaufleute lauert oder in der Einsamkeit seiner waldumkränzten Burg die „lieben Gesellen", die Wölfe heulen hört! Götz von Berlichingen hat ihnen diesen Gruß zugerufen, als er sie einmal in eine Schafheerde fallen sah; mit welchem cynischen Behagen erzählt er von der Veranstaltung einer vorteilhaften Fehde, eines „Geschäfts", wie er sich ausdrückt: „nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging schon mit der Sache um und dachte: du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden". Und Götz war immer noch harmlos zu nennen im Vergleich mit einem Scheusal wie der Händeabhacker Hans Thomas von Absberg; freilich fand auch Götz ein Vergnügen daran, seine Gefangenen wenigstens die Hände zum Abhauen auflegen und die Geängstigten dann mit Fußtritten und Maulschellen davonkommen zu lassen. Dagegen gingen märkische Raubritter in der Bestialität so weit, selbst Frauen und Mädchen zu verstümmeln. Die ganze Unbarmherzigkeit dieses Gelichters erkennen wir aus der berüchtigten Weisung einer adeligen Dame, der Frau Agathe Odheimer an die Reisigen: „wenn euch ein Kaufmann nicht hält, was er euch zugesagt, so haut ihm Hände und Füße ab, laßt ihn liegen".

Wir blicken in einen wahren Abgrund von Roheit, deren Spuren sogar bei einem Hutten nicht zu verkennen sind, wenn er mit abstoßendem Behagen sich die Mißhandlung von wehrlosen Gegnern ausmalt. Hat er doch selber gelegentlich drei Äbte auf offener Landstraße überfallen und den Straßburger Karthäusern, deren Prior sein Bild beschimpft hatte, 2000 Gulden abgejagt; Erasmus behauptete sogar, Hutten habe zwei Predigermönchen die Ohren abgeschnitten, und für ganz unmöglich dürfen wir das leider nicht erklären. Jedenfalls ließ sich der ritterliche Humanist durch seine klassischen Studien das Standesvorurteil nicht nehmen, welches eine meist unfreiwillige Einfachheit des Lebens als alte deutsche Weise und den Straßenraub als „Reiterspiel" oder wenigstens als eine echt männliche, keineswegs entehrende Untugend sich zurechtzulegen wußte. Neben der rauhen Gewöhnung der „im Harnisch Erzogenen" finden sich ja manchmal auch gemütliche, patriarchalische Züge, wie beim Grafen Wernher von Zimmern, der seinem Sohn die Mahnung hinterläßt, seine armen Leute lieb zu haben und keinen Knecht zu schlagen, oder bei jenem fränkischen Ritter der Hussitenzeit, der täglich für die Bauern

Digitized by Google

wie für seine Eltern betete, weil sie ihn mit ihrer Arbeit ernährten. Aber solche Beispiele verschwinden doch neben den frechen Gesellen vom Stegreif, die ihrer „Sattelnahrung" nachgingen und zum Schaden noch den Hohn fügten.

„Ruten, roven, det en is gheyn schande,
Dat doynt die besten van dem lande,"

hieß es in Westfalen, und aus Süddeutschland vernehmen wir die wilden Klänge der „Edelmannslehre" und anderer Lieder, an welchen sich das Herz der frischen freien Reitersknaben erfreute (vgl. S. 47). Das Wildpret, welches im grünen Wald gejagt wird, ist der „Bauer", der Pfefferſack, der Vogel, der in der Ringmauer singt; mit frivolen Scherzen schlägt man dabei ein „Hütlein voll Fleisch", den eignen Kopf in die Schanze.

„Wir haben uns eins vermeßen
in dem edlen Frankenland:
die paurn die wellen uns freßen
den adel wolbekant,
das well gott nit verhengen!
wir wellens fürbaß sprengen,
recht wie die sew besengen,
so oft uns das gebürt,
biß schopf den galgen rürt."

Vom gewöhnlichen Verbrecher unterschieden sich diese verkommenen Adeligen nur durch den unverlierbaren Stolz auf ihre Geburt und ihr Waffenhandwerk; man liebte es seinen Stammbaum bis in die sagenhafte Heidenzeit, etwa gar auf die Trojaner oder wenigstens auf römischen Ursprung zurückzuführen und die Franken hatten insbesondere das Bewußtsein, daß sie schon „ihrem Namen nach eines edeln, ritterlichen und freien Gemüts erscheinen". „Du weißt sehr wohl", heißt es im „Gespräch eins Fuchs und Wolfs", „wie uns Wölf die unsere Eltern von Jugend auf in allem Mutwillen erzogen haben, nie gewehrt, wir täten Freund oder Feind angreifen; aus solcher Gewohnheit wir ein präskribirt Recht (ich muß juristisch davon reden) gemacht und keinen aufrichtig geachtet, der sich solchs Zückens und Raufens nit wollt unterziehen, nannten sie Hagschelmen; meinten, alles, so wir zu Feld sehen, wär uns ein zugeeigneter Raub, als hätten wir das zu Lehen vom Kaiser erlangt." Wie in allem Ernst solchen armen Schluckern der Reichtum und Luxus des Bürgertums als ein unrechtmäßiger und beleidigender Übergriff in besseres Recht vorkam, sehen wir aus der öffentlich vorgebrachten Klage, daß durch die übertriebene Kleiderpracht der Städterinnen das Ansehen und sogar die Heiratsfähigkeit der edeln Fräulein beeinträchtigt werde, die ja von Rechtswegen nicht hinter jenen zurückbleiben dürften.

Es läßt sich denken, daß eine Bewegung wie der Humanismus der Masse dieses Adels fremd und gleichgültig war, daß nur einzelne hervorragende Talente, wie Hutten, Eitelwolf von Stein, Schwarzenberg, der Öster-

Digitized by Google

reicher Herberstein sich über die geistige Öde ihrer reiterischen Standesgenossen, der „Kyklopen" und „Kentauren", emporzuschwingen wußten. Ganz anders wirkte dagegen Luthers Auflehnung wider die kirchlichen Gewalten und sein Appell an die Gewissen; hier durfte auch der Ungelehrte mitreden und bald erging jener gewaltige Ruf des Reformators an den christlichen Adel deutscher Nation, dem er als einem vertrauenswürdigen Bundesgenossen sein Herz ausschüttete über alles, was ihm der Besserung bedürftig schien; nicht nur über die Pfaffen, auch über Juristen und Kaufleute (S. 292 ff.). Daß die evangelische Lehre der ritterlichen Gewohnheit ans Schwert zu schlagen keinen Eintrag tat, versteht sich von selbst; man fand im Gegenteil jetzt Gelegenheit die oft mißbrauchte Kraft in den Dienst einer großen Sache zu stellen, und wenn Sickingen und Schauenburg durch ihr Schutzerbieten Luther von der Menschenfurcht befreit hatten (S. 288), so redete auch der kühne Rebell gegen Kaiser und Papst zu ihnen eine Sprache, deren Ton den Herren in die Seele dringen mußte. In der Widmung seiner Schrift von der Beichte (1. Juni 1521), die an Sickingen als seinen „besondern Herrn und Patron" gerichtet ist, zieht er die Eroberung von Kanaan, worin der Herr alles Volk erschlug, zum Vergleich mit dem Kampf gegen die verstockte Hierarchie herbei; „sie haben nun Zeit zu wandeln, was man von ihnen nicht leiden kann noch soll noch will; wandeln sie nicht, so wird ein anderer ohne ihren Dank wandeln, der nicht, wie Luther, mit Brief und Worten, sondern mit der Tat sie lehren wird." Und nach seiner Rückkehr von der Wartburg grüßt er in einem Sendschreiben an Hartmut von Kronberg, welches gegen die papistischen „Schweinsblasen" und „Wasserblasen", gegen die „stroherne und papierene Tyrannei" den heiligen Trotz der Gläubigen, der „Herren und Junker über Sünde, Tod, Teufel und alle Dinge" aufruft, „alle unsere Freunde im Glauben, Herrn Franzen und Herrn Ulrichen von Hutten, und wer ihrer mehr sind". Christus selbst, äußert er, sei durch Hartmuts Schrift zu ihm gekommen, deren „Worte aus Herzens Grund und Brunst quellen". Der enthusiastische Ritter hatte ihm nämlich ein paar von jenen offenen Briefen zugeschickt, durch welche er die Sache des Evangeliums beim Papst, beim Kaiser, bei den Bettelorden und den Eidgenossen zu fördern dachte. Der Kaiser sollte z. B. nach Hartmuts Vorschlag dem Papst zuerst „mit höchster Gütigkeit" zu überzeugen suchen, daß der der Statthalter des Teufels, ja der Antichrist selber sei; lasse sich aber der Papst nicht davon überzeugen, so müsse man Gewalt brauchen und mit „den antichristlichen Gütern, die jetzund geistliche Güter genannt werden", die Kriegskosten bestreiten, ein Gedanke, dem wir bereits bei Hutten und andern humanistischen Stimmführern begegnet sind (S. 309; 313). Es traf sich übrigens gut, daß bei dem schwärmerischen Kronberg jener geistesverwandte Prädikant Michael Styfel (S. 352) seine Zuflucht fand. Aber auch ein Realpolitiker wie Sickingen betrat den literarischen Kampfplatz oder lieh wenigstens seinen Namen für eine Schrift, welche die Bekehrung seines Schwagers zur evangelischen Lehre bezweckte. Damals, im Jahr 1522, schien Sickingen end-

Digitized by Google

lich die Mahnungen seines Freundes Hutten erhören, als deutscher Zizka (vgl. S. 310; 356) das Strafgericht an den Pfaffen vollstrecken und die Kirche von der Last ihrer Reichtümer befreien zu wollen.

Es galt aber nicht den Pfaffen allein. Der Angriff auf einen geistlichen Fürsten, den Sickingen schon während des Wormser Reichstags erwogen hatte, mußte natürlich einerseits die vorhandene Aufregung des Adels aufs Höchste steigern, auf der andern Seite jedoch auch den weltlichen Fürsten als eine unmittelbare Bedrohung erscheinen. Denn wie Sickingen einst dem Herzog von Lothringen und namentlich dem Landgrafen von Hessen in einer Weise mitgespielt hatte, die sich schwer vergessen ließ (S. 179 f.), so bestand hier und dort, im Norden wie im Süden des Reichs, mehr eine Art von oft unterbrochener Waffenruhe als von ernstlichem Frieden zwischen Fürsten und Rittern. Ganz besonders unbotmäßig war ja von jeher der märkische Adel; Kurfürst Joachim hatte zu Anfang seiner Regierung den Kampf aufgenommen, reihenweise die adeligen Räuber dem Nachrichter überliefert und sich weder durch die frechen Drohungen der betroffenen Kreise noch durch den Vorwurf, daß er ein Feind des gesammten Adels sei, einschüchtern lassen. Hier konnte der auf der Höhe der Zeitbildung stehende Fürst sich wirklich wie ein Wesen besserer Art vorkommen gegenüber einer Aristokratie, die sich vom Bauern nur durch ihre privilegirte Stellung unterschied; noch 1542 entschuldigt sich eine Anzahl vom „armen unverständigen Adel" in einer Eingabe, „dat wy so mercks (märkisch) schriven; wy woldent gerne overlendes (oberländisch) schriven und konnes nicht". Aber ihre Unbildung hinderte die Herren keineswegs dem Kurfürsten Trotz zu bieten, wo sich irgend eine Gelegenheit fand, den Landfrieden zu brechen, Bündnisse mit dem ausländischen Adel zu suchen, wie Joachim auf dem Landtag von 1523 klagt. Im Süden war der schwäbische Bund der Schrecken der Stegreifgesellen, die Ruinenstätte der Bergfeste Hohenkrähen, deren angebliche Unüberwindlichkeit im Jahr 1512 einer dreitätigen Beschießung erlag, ein ernstes Warnungszeichen. Trotzdem und trotz der siegreichen Feldzüge gegen Würtemberg wurde 1520 ein Glied des Bundes, Graf Joachim von Öttingen, durch den berüchtigten Hans Thomas von Absberg angerannt und zum Tode verwundet. Der nämliche Held der Landstraße versetzte im Jahr 1522 die Stadt Nürnberg, den Sitz des Reichsregiments, in eine Art von Belagerungszustand; in vierzehn Tagen zählte man drei Raubanfälle, wobei drei Menschen die rechte Hand verloren und mehrere schwer verwundet auf dem Platz blieben. Der Frankfurter Fürstenberg, einer der städtischen Vertreter am Regiment, verließ auf dem Weg nach Nürnberg seinen Wagen, um sich in Gesellschaft von Schneidergesellen unerkannt durchzuschleichen. Auch die Grafen und Herren in Schwaben trafen damals dem ausgesprochenen Willen des Kaisers zum Trotz Anstalten, aus dem schwäbischen Bund auszuscheiden und eine besondere Einung zu gründen.

Welche Aussichten eröffneten sich für all diese kleinen und kleinsten politischen Existenzen, deren Macht zu schaden ihrem Selbstbewußtsein immer wieder

Digitized by Google

neue Nahrung gab und über die Demütigungen wirtschaftlicher und rechtlicher Bedrängniß hinweghalf, wenn ein Sickingen gegen die „Tyrannei" seine Fahnen erhob! Daran ist nun freilich nicht zu denken, daß etwa die ganze Reichsritterschaft ihre Mittel dem berühmten Genossen zur Verfügung gestellt hätte, als er im Sommer 1522 die Fehde gegen Trier begann; es war zunächst schon vom größten Vorteil für ihn, daß die Ritterschaft am Mittel- und Oberrhein sich genossenschaftlich organisirte und die Versammlung zu Landau ihn zum Hauptmann der neuen „brüderlichen Vereinigung" wählte. Dabei ist es bezeichnend, daß der Beitritt für weltliche Fürsten und Städte offen gehalten wurde, für geistliche nicht. Diese Stellung wäre, wie Ulmann ausgeführt hat, für den Ritter erst nach einem glücklichen Ausgang seiner kriegerischen Unternehmung recht bedeutsam geworden. Aber auch bei Sickingen selbst dürfen wir keinen durchgearbeiteten Plan einer Reformation des Reichs und der Kirche voraussetzen. Man hat ihm alle erdenklichen Ziele nachgesagt, er wolle die Kurfürsten und Fürsten, nicht nur die geistlichen, „fressen", ein rheinisches Königtum und Herzogtum Franken aufrichten, mit dem unruhigen gemeinen Mann zusammen einen Bundschuh machen. Aber mit Sicherheit läßt sich nur behaupten, einmal daß Sickingen, durch den keineswegs glänzenden Ausgang seines Feldzugs gegen Frankreich enttäuscht und vom Kaiser nicht für seine gewaltigen Auslagen entschädigt, entschlossen war sich auf eigne Faust eine fürstliche Stellung zu schaffen, ferner daß er, der neuen Lehre wirklich zugetan, daran dachte, wie sein Vetter Kronberg sich ausdrückt, „dem Evangelium eine Öffnung zu machen". Mit seinen persönlichen Interessen schien ihm die Sache des Evangeliums, die Züchtigung der verstockten Hierarchie aufs Schönste übereinzustimmen und der Gedanke der Säkularisation lag damals in der Luft. Richard von Greiffenclau, der Erzbischof von Trier, war einer von Luthers Gegnern und zugleich ein Freund Frankreichs. So wagte Sickingen in seiner Kriegserklärung (27. August 1522), welche ausdrücklich nicht allein auf einen recht windigen privatrechtlichen Anlaß zur Fehde, sondern auch auf andere „höher bewegliche Ursachen" sich beruft, dem Kurfürsten vorzuhalten, daß er „wider Gott, kais. Mt., des heiligen Reichs Ordnung und Billigkeit gehandelt" habe. Auf den Ärmeln seiner Reiter prangte der Spruch: „O Herr, dein Wille werd'", und der „Name Tetragrammaton, daß ohne des Herrn Hilfe nichts sei". Einen heiligen Krieg, nur zu Gottes Ehre unternommen und mit Gott zu führen, verkündigte das von dem Franziskaner Kettenbach (S. 378) verfaßte Manifest, welches die Landsknechte Sickingens als Ritter Christi begrüßt. „Meine Ritter" (Sickingen und Hutten), hatte kurz vorher Luther an einen Freund geschrieben, „sind von solchem Eifer für das Evangelium entflammt, daß sie mit Freuden für die Behauptung desselben Hab und Gut, Leib und Leben daranzusetzen bereit sind."

Sickingen hatte, indem er im Namen des Kaisers zu werben vorgab, eine kleine Armee zusammengebracht; unter den Hauptleuten finden sich ver-

Digitized by Google

schiedene Grafen, zwei Fürstenberg, ein Zollern u. a., rheinische und fränkische Ritter, neben einem Hutten und Kronberg verrufene Gesellen wie Hans Thomas von Rosenberg. Ohne die verheißenen Zuzüge aus Norddeutschland und den Niederlanden abzuwarten, warf er sich auf das trierische Gebiet; die rasche Übergabe des Städtchens S. Wendel schien ein glückverheißender Anfang und Sickingen sprach in der Freude seines Herzens mit den gefangenen Herren von seiner Absicht, sich zum Kurfürsten von Trier zu machen. Während aber der Erzbischof von Mainz, in dessen Umgebung Sickingen mehr als einen Gönner besaß, seinen Mitkurfürsten völlig im Stich ließ, hatte Richard von Greiffenclau, ein tapferer Herr, sich mit seinen Einungsverwandten Kurpfalz und Hessen verständigt und die Verteidigung seiner Hauptstadt selbst in die Hand genommen; es kam dem Erzstift sehr zu Statten, daß Richard trotz seines geistlichen Amts gern im Harnisch ritt und etwas vom Geschützwesen verstand. Mit eigner Faust erhob er die Fackel gegen das Kloster S. Maximin, dessen feste Lage vor der Stadt dem Feind Vorteil bringen konnte; die Bürger von Trier, die Bauern der Umgegend, selbst die Geistlichkeit schaarte sich in Waffen um ihren Oberhirten, der entschlossen war, die Stadt bis zum letzten Mann zu halten. Es war ein eigentümliches Geschick, daß dieser erste Versuch einer evangelischen Schilderhebung gerade an jener Verweltlichung der Hierarchie scheitern mußte, die man so allgemein, selbst von altkirchlicher Seite verdammt hatte. Sickingen lag vom 8. bis zum 14. September vor Trier, ohne etwas zu erreichen; seine Beschießung wurde von der Artillerie des Erzbischofs kräftig erwidert, seine in die Stadt geschleuderten Briefe, worin er sich als Freund der Bürger und Feind der Pfaffen zu erkennen gab, fanden kein Gehör und die Zuzüge blieben aus. So hob er die Belagerung auf und zog sich unter furchtbaren Verheerungen und Brandstiftungen zurück, nachdem er im Lager von Trier das Friedensgebot des Reichsregiments höhnisch zurückgewiesen und dem Boten gesagt hatte, er wolle ein besseres Recht machen, als das kaiserliche Regiment, und mit Briefen sei hier nichts auszurichten. Aber sein mit Büchsen und Kartaunen distinguirendes Wagengericht, das er spottend dem Nürnberger Kammergericht vorzog, hatte ihm doch den Prozeß nicht gewonnen. Auch der Plan, mit seinen Truppen in kaiserliche Dienste zu treten, verwirklichte sich nicht; während der kränkelnde Ritter auf der Ebernburg Schutz und Ruhe suchte, beeilte sich das Reichsregiment auf jene hochfahrenden Reden mit der Achtserklärung (1. Oktober 1522) zu antworten.

Schon lag jedoch die Entscheidung nicht mehr in der Gewalt der obersten Reichsbehörde. Der Rückschlag gegen Sickingens revolutionäres Vorgehen wurde von den drei verbündeten Fürsten Pfalz, Trier und Hessen mit einer selbstherrlichen Energie geführt, welche ihrerseits sich keineswegs an die Reichsordnungen und den Rechtsgang gebunden fühlte. Georg von Sachsen hatte gleich zu Anfang der Kriegsunruhen dem Regiment geraten, die schärfsten Mittel anzuwenden und namentlich „die Nester zu zerstören". Was aber die

Digitized by Google

geld- und waffenlose Centralbehörde nicht vollbringen konnte, das verwirklichten die drei Fürsten und der schwäbische Bund. Nachdem noch im Herbst 1522 Kronberg, Hartmuts Stammsitz, nebst ein paar andern Burgen zur Uebergabe genötigt und den Winter hindurch gegen Sickingen ein „reitender Krieg" unterhalten worden war, schritten die Fürsten im Frühjahr 1523 zum Angriff, ohne sich um die Vermittlungstendenzen des Regiments zu kümmern. Wenn das Gerücht eine Zeitlang irriger Weise den Kaiser selbst hinter Sickingen stehen ließ, so drängte die Unbotmäßigkeit der Fürsten die Reichsregierung wirklich beinahe auf die Seite der Ritterschaft; schon im November schrieb Planitz, wäre Sickingen nicht bereits in der Acht, so würde man dieselbe zur Zeit nicht ohne vorhergegangene Ladung verhängen. Hatten doch die drei Fürsten sogar den Erzbischof von Mainz wegen seiner Förderung der Sickingischen Fehde zur Rechenschaft gezogen und um 25 000 Gulden gebüßt, ohne sein Rechtserbieten zu beachten; wie konnte da ein Hartmut von Kronberg mit seinen Erbietungen, welche Türken, Juden, Heiden, ja die Hölle zufrieden stellen müßten, irgend welchen Eindruck machen?

Sickingen war vor dem trierischen Zug von einem Getreuen daran erinnert worden, daß ein bekannter Astrolog ihn vor einem Prälaten und vor Gefährdung seines Leibs und Guts im 23. Jahr gewarnt habe. Man kann nicht sagen, daß er den Angriff untätig erwartete; in seiner Zurückweisung des vom Statthalter und Reichstag angebotenen Ausgleichs soll er sich für den Träger einer göttlichen Mission, für eine Gottesgeißel des Klerus erklärt haben. Aber seine Vorbereitungen waren doch keineswegs genügend und selbst unter der Ritterschaft trotz gewaltiger Aufregung ein tatkräftiges Vorgehen zu seinen Gunsten nicht zu erzielen. Die Bemühungen Kronbergs und anderer Freunde in Böhmen, dessen Nachbarschaft, seit den Hussitenkriegen als eine stete Bedrohung des Reichs empfunden, im Landshuter Erbfolgekrieg sich aufs Neue gefährlich gezeigt hatte, blieben sogut wie fruchtlos; auch in Frankreich scheint Sickingen vergebens um Hülfe geworben zu haben. Mit einem Male sah er sich Ende April 1523 in seiner Feste Landstuhl von der Hauptmacht der drei Fürsten eingeschlossen; Landgraf Philipp, von Rachegedanken gegen seinen alten Bedränger erfüllt, war in der zerhauenen Tracht der Landsknechte überall unter den Vordersten. Sickingen, der doch selber seine Feldzüge mit den neuen Hauptwaffen, mit Fußvolk und Artillerie geführt hatte, verließ sich auf die Lage und die neuen Befestigungen seiner Burg; am ersten Tag der Beschießung lag bereits der große Turm mit seinen zwanzig Schuh dicken Mauern in Trümmern. Ein paar Tage später schlug ein Schuß neben dem Schloßherrn selbst ein; das Stück eines zerschmetterten Balkens riß ihm die ganze Seite auf und der totwunde Mann mußte nun in einem kugelsichern dunkeln Felsengewölbe von fern dem Zerstörungswerk lauschen, welches bei dem „unchristlichen Schießen" der Gegner rasch genug der Vollendung entgegen ging. „Wiewohl mich die Stein ein wenig geschlagen," schrieb er noch hoffend mit eigner Hand an einen Vertrauten, „schadt' es mir doch

Digitized by Google

schiedene Gras bald wußte er, daß auf keine Hülfe mehr zu rechnen und er Ritter, nicht lang der Fürsten Gefangener sein werde. Er soll, wie Butzer berichtet, stets gebetet haben, Gott möge ihn nichts Unrechtes unternehmen lassen, wenn es aber doch geschehe, ihn von der Erde vertilgen. Statt seine Getreuen nutzlos zu opfern, entschloß er sich zur Kapitulation. Am 7. Mai traten die fürstlichen Sieger an das Lager des Sterbenden, der beim Anblick seines alten Lehensherrn des Pfalzgrafen ehrerbietig das Haupt entblößte und sich aufzurichten suchte. Der Pfalzgraf wehrte freundlich ab, während der Erzbischof Richard und nach manchen Berichten auch der junge Landgraf sich nicht versagen konnten, dem Besiegten diese schwere Stunde durch Vorwürfe noch schwerer zu machen. Sickingens alter Trotz leuchtete noch einmal auf, als er dem Trierer die Antwort gab: „Davon wäre viel zu reden; nichts ohne Ursache." Kurz nachdem die Fürsten das Gewölbe verlassen hatten, verschied der gefürchtete Kriegsmann, erst 42 Jahre alt. Großes hatten ihm in seiner Geburtsstunde die Sterne verkündet; Fürstenhut oder Königskrone schienen nicht im Unerreichbaren zu liegen und in jenem kecken Vers, dessen Anfangsworte: „Franz heiß ich, Franz bin ich, Franz bleib ich" so siegverheißend klangen, hieß es am Schluß: „nun lugent, welcher bis Jahr Kaiser sei". Fürstlicher Luxus hatte ihn auf der Ebernburg umgeben. Jetzt ward sein Leichnam, in eine alte Kiste gezwängt und kaum von ein paar Leuten begleitet, drunten in Landstuhl zur Ruhe gebracht.

Sickingens Gestalt und Schicksal gewinnen dadurch etwas Tragisches, daß wir eine hochbegabte Natur, voll Empfänglichkeit für neue Ideen, doch an der Wiederbelebung einer abgestorbenen Welt arbeiten sehen. Freilich bildet den Grundzug dieser Natur nicht eine selbstlose Hingabe an die Sache des niedern Adels, sondern ein stets wachsender Ehrgeiz, der schließlich in der ritterlichen und auch in der religiösen Bewegung wirksame Mittel zum Emporsteigen zu finden glaubt, nachdem er bei Frankreich und beim Kaiser seine Rechnung nicht gefunden hat. Nichts war verkehrter als in diesem berechnenden Parteigänger, in diesem Ritter, der als Condottiere in die Höhe kam und im großen Geldverkehr so gut wie irgend ein Pfefferſack zu Hause war, einen deutschen Zizka, einen „Vollzieher der Gerechtigkeit" zu sehen. Hier ist nichts von dem lodernden Fanatismus, der alttestamentlichen Furchtbarkeit des tschechischen Nationalheros. Es kennzeichnet eben nur die ungestillte Sehnsucht unserer Nation nach einem Helden, der ihr nicht werden sollte, daß eine Zeitlang in gewissen Kreisen Sickingen als der Anwalt des armen Manns und Bahnbrecher des Evangeliums fortleben konnte; beides schien ja damals noch mit Notwendigkeit zusammenzufallen. Weit eher als Sickingen hätte Ulrich von Hutten die große Leidenschaft eines Revolutionsführers besessen, aber ihm mangelte völlig die praktische Begabung, ohne welche auch der geistreichste Enthusiast den politischen und kriegerischen Anforderungen einer gährenden Zeit ohnmächtig gegenübersteht. So war der politische Gedanke, den Hutten in jenen kritischen Tagen eifrig vertreten hat, ein entschiedener Mißgriff.

Digitized by Google

Früher hätte eine Verbindung zwischen den Städten und dem niedern Adel, wie sie gelegentlich von den Kaisern des XIV. und XV. Jahrhunderts ins Auge gefaßt worden ist (S. 26), vielleicht die Entwicklung des deutschen Staatswesens noch in andere Bahnen zu lenken vermocht; jetzt konnte für die städtischen Politiker ein Bundesantrag von Seiten ihrer alten Todfeinde, die beim Reichstag sogar mit den verhaßten Fürsten zusammen gegen den sträflichen Reichtum und standeswidrigen Luxus des Bürgertums Sturm liefen, weniger annehmbar sein als je zuvor. Wohl schlug Huttens „Vermahnung an die freien und Reichsstädte deutscher Nation" zuweilen einen Ton an, der den Städten sympathisch sein mußte; er vergaß bei seiner Schilderung des gemeinsamen Feinds, der fürstlichen Tyrannei und ihres Wolfshungers, nicht die lutherfeindliche Haltung des Reichsregiments und den neuen Zoll. Aber es fehlt doch diesem Aufruf, der die frommen Städte an der Seite des Adels gegen Schaden, Spott und Hohn deutscher Nation ins Feld führen möchte, die hinreißende Glut seiner früheren „Klag und Vermahnung" (S. 309 f.). Man fühlt allzusehr, daß eine ganze Last von bösen trennenden Erinnerungen nur verschwiegen, nicht weggeräumt ist. Wenn es am Ende heißt, die Vermahnung sei bei dem Wein aus dem freien Frankenland allen guten Christen gesandt, so mag diese Herkunft nicht eben überall großes Vertrauen erweckt haben. Dem gleichen Zweck sollte eine von Kettenbach verfaßte „Praktika" dienen, welche den Reichsstädten, falls sie das Bündniß nicht annehmen, ihre Unterdrückung durch die vereinigten Fürsten und Adeligen vorausfagt. Hier wird mit der tiefsten Verachtung von „dem armen Kind Karolo genannt römischer Kaiser" gesprochen; „er ist Kaiser, aber seine Schultheißen regieren" und diese, die Fürsten, sind zu Narren geworden. Luther, dessen Name diesem Pamphlet zum Aushängeschild dienen muß, hat allerdings damals ein noch weit schärferes Gericht mit den Fürsten gehalten; man kann sich nicht wundern, daß er von gegnerischer Seite des Einverständnisses mit Sickingen bezichtigt wurde. Doch haben wir schon aus dem Januar 1523 eine Äußerung Melanchthons, der zugleich im Namen seines Freundes die „schmählichen Räubereien" des Ritters verurteilt und als einen schweren Nachteil für die evangelische Sache beklagt; Luther selbst sieht dann im Untergang des Mannes, der ihm vormals in schwerer Zeit seinen mächtigen Arm geboten hatte, ein gerechtes, aber doch wunderbares Gericht Gottes. Mit gemischten Gefühlen mochten auch manche von den Städten den neuen Sieg ihrer fürstlichen Widersacher betrachten; trotzdem hatte Sickingens Antrag einer freundlichen Vereinigung auf dem Speirer Städtetag keinen Erfolg erzielt und man zog es vor, wegen gemeinsamer Abwehr des Zollprojekts sich an den schwäbischen Bund zu wenden. „Als Gesammtheit," sagt Ulmann mit vollem Recht, „konnten die Frei- und Reichsstädte, so lange die ritterliche Agitation nicht ihre Zielpunkte wechselte, nicht mit derselben, auch nicht für einen Augenblick, einträchtig desselben Weges wandeln. Was vollends den Vorwurf betrifft, daß Sickingen daran gedacht habe „einen Pöbel zu erheben", d. h. den unzufriedenen Bauern

Digitized by Google

die Hand zu reichen, so findet sich hiefür außer jener früher erwähnten Aufforderung des „Neukarsthans" (S. 356) gar kein Anhaltspunkt. In einem wechselvollen Leben, welches oft mit den alten Idealen des Rittertums kaum mehr Fühlung zeigt, kommt bei Sickingen dazwischen immer wieder echt ritterliches Empfinden, niemals ein demokratischer Zug zum Vorschein.

Das Werk der verbündeten Fürsten erhielt seine Ergänzung durch den Feldzug, welchen der schwäbische Bund gegen die fränkische Ritterschaft eröffnete. Die Verlängerung des Bundes (vgl. S. 402) war im März 1522 erfolgt und die Exekution gegen Hans Thomas von Absberg und seine Genossen, d. h. gegen alle fränkischen Adeligen, die sich nicht vor dem Bundesgericht stellen und reinigen würden, kurz darauf beschlossen worden. Vergebens suchten die bedrohten Ritter sich unter die höhere Instanz des Regiments und Kammergerichts zu flüchten; der Bund erkannte dieselbe nicht an und ließ nach einer Versammlung zu Nördlingen im Juni 1523 ein Heer von über 13000 Mann in Franken einrücken, trotz der Abmahnungen des Regiments, dessen an sich löbliche Wahrung des Rechts durch den mehr als übeln Ruf seiner Schützlinge wesentlich beeinträchtigt wurde. Hatte im Vorjahr die markgräfliche Ritterschaft unter dem Gebirg die Sache der vom Bund verfolgten Adeligen für ihre eigene und jede Hülfeleistung gegen Standesgenossen für unnatürlich erklärt, so traf jetzt die wohlverdiente Züchtigung nicht nur den Hauptverbrecher, sondern eine ganze Reihe seiner Zuhälter. Die Helden der Landstraße wagten gar keinen Widerstand; nach wenigen Wochen lagen 23 Schlösser in Asche und am 17. Juli hielt das siegreiche Heer seinen Einzug in Nürnberg, unter den Augen des Regiments, dessen Ohnmacht vor aller Welt offenkundig geworden war. Freilich konnte der Absberger, der seine Person in Sicherheit gebracht hatte, noch Jahre lang sein scheußliches Gewerbe treiben und mit seinen Getreuen, dem Brüderle, dem kleinen Fritzlein, Reithänslein, Schafnickel und andern Galgenstricken, die Straßen unsicher machen, bis ihn die aufs Äußerste gereizten Nürnberger durch einen jüdischen Wirt im Schlaf ermorden ließen. Aber die ritterliche Anarchie empfing doch durch Sickingens Fall und durch die energische Säuberung der fränkischen Lande ihren Todesstoß. In höchst drastischer Weise schildert die üble Lage der Gedemütigten ein „Gespräch eines Fuchs und Wolfs, wo und wie die beide Partei den Winter sich halten und nähren wollen"; „woher so tünbauchet (dünnbauchig) durch die Hecken?" begrüßt der Wolf, als Vertreter der fränkischen Ritterschaft, seinen sickingischen Genossen, den Fuchs. Niemand will sie mehr herbergen und sie wissen nicht wohin; so wollen sie allein oder zu zweien ‚durch Busch und Hecken streifen" und abwarten, ob ihnen nicht doch „die Adler und Löwen (die Fürsten) wieder günstig werden" und sie gegen die „Bauern" (die Städte) in Schutz nehmen. Selbst ein Fürst wie Markgraf Kasimir von Brandenburg, der geschworene Feind der Nürnberger, dem man vertraute Beziehungen zu den Rittern vorwarf, glaubte eine Zeitlang vor

Digitized by Google

der Rache des schwäbischen Bundes nicht sicher zn sein und fühlte sich, wie Eck dem Baiernherzog Wilhelm schrieb, „allenthalben verlassen".

In diesem Zusammensturz der ritterlichen Revolutionspartei ist nun auch Ulrich von Hutten untergegangen. Lange vor Sickingens Fall hatte er die „Herbergen der Gerechtigkeit" verlassen, ein kranker Mann, mehr als jemals auf die Freundschaft anderer angewiesen und eben jetzt den bittersten Erfahrungen entgegengehend. Ein glänzendes Anerbieten des Königs von Frankreich lehnte er ab. Das hätte sicherlich in gleicher Lage sein ehemaliger Gönner Erasmus nicht gethan, der sich den kompromittirenden Besuch des Flüchtlings mit höflicher Kälte verbat und mit Freuden den unruhigen Geist aus Basel nach Mülhausen entweichen sah; auch dort mußte er sich vor dem Fanatismus der Altgläubigen retten, bis in Zürich der edle Zwingli sich des verlassenen und gehetzten Mannes annahm. Inzwischen war seine literarische Fehde mit Erasmus entbrannt, der in einem offenen Schreiben sein Benehmen gegen Hutten zu beschönigen suchte und zugleich sich von Luther in aller Form lossagte. Daß er den ersteren selbst vor jeder Polemik mit dem Bemerken warnte, man werde in Huttens gegenwärtiger Lage einen solchen Schritt als Erpressungsversuch deuten, mußte das Maß vollmachen. Die „Herausforderung" des immer noch kampfbereiten Ritters suchte den Kleinmut und Egoismus des großen Humanisten in das hellste Licht zu setzen, während Erasmus in seiner Erwiderung, dem „Schwamm gegen Huttens Bespritzungen" wirklich die unedelsten Seiten seiner Natur rückhaltlos herauskehrte. Denn nach einem solchen Frevel gegen seine eigene Majestät war ihm nichts mehr heilig, auch nicht das Unglück; er wagte es, den Gegner als einen Menschen zu charakterisiren, der, durch eigene Schuld verarmt, sich auf Straßenraub verlegt, aber auch das Mittel literarischer Erpressung nicht verschmäht und den Namen eines Lutheraners ausgebeutet habe, um Schutz und Nahrung zu finden; vielleicht sei er deshalb so tapfer, weil er überhaupt nichts mehr zu verlieren habe. Noch härter spricht Erasmus in einem Brief an Melanchthon über den „von allen Mitteln entblößten Prahlhans mit seiner ekelhaften Krankheit", der sich bei ihm eine behagliche Unterkunft habe suchen wollen. Bis nach Zürich verfolgte den sterbenden Mann die Unbarmherzigkeit des greisen Gelehrten, denn ein Sterbender war Hutten, so wenig auch sein Geist durch Entbehrungen und körperliche Leiden sich besiegt fühlte und so freundlich Zwingli für seine Sicherheit und Heilung sorgte. Im Spätsommer 1523 starb der ritterliche Kämpfer und Dulder auf der Insel Ufnau im Alter von 35 Jahren; „er hinterließ," berichtet Zwingli, „lediglich nichts von Wert; Bücher hatte er keine, Hausrat auch nicht, außer einer Feder".

Nicht als ein Verzweifelnder ist der kühne Mann gestorben; „Deutschland," schrieb er kurz vor seinem Tode, „wird mich in seinem gegenwärtigen Zustand nicht ertragen, aber das soll, wie ich hoffe, bald herrlich anders werden, durch Vertreibung der Tyrannen." Eine Schrift in tyrannos war

Digitized by Google

das letzte Erzeugniß seiner Feder; Eobanus Hessus, dem er sie zugeschickt, hütete sich wohl ein so gefährliches Vermächtniß der Öffentlichkeit zu übergeben. Es scheint dem Verlassenen doch erspart geblieben zu sein, die Entfremdung seiner ehemaligen Freunde und die tiefe Kluft, die sich zwischen ihm und den Wittenbergern aufgetan hatte, in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Vom Verkehr mit Deutschland beinahe abgeschnitten, von Zwingli, Oekolompadius, Blarer mit höchster Achtung behandelt, erfuhr er nichts davon, mit welch geringschätziger Bitterkeit Melanchthon von ihm als einem unbefugten und unredlichen Anwalt Luthers sprach: „uns treffen die übeln Folgen, während jener vielleicht in gemeinen Kneipen sich gütlich tut". So urteilte man in Wittenberg über den Mann, dessen Geist einst Luther dem seinigen hatte beigesellen wollen (S. 298). Strauß und andere legen viel Gewicht darauf, daß in Huttens letzten Briefen viel von Fortuna die Rede und die „ihm angeflogene christlich theologische Farbe" wieder verschwunden sei, aber sowohl in der Schrift gegen Erasmus als in einem Gesuch an den Züricher Rat bekennt sich der Ritter mit aller Entschiedenheit zur Sache Christi und „seines unwidersprüchlichen Wortes und Evangelii". Freilich fiel ihm, wie Melanchthon richtig vermutete, die evangelische oder lutherische Sache nicht mit der Lehre Luthers zusammen; er verstand unter Lutheranern alle Bekenner der Wahrheit und Verteidiger christlicher Freiheit und in diesem Sinn durfte er sich rühmen, schon vor Luther den Kampf begonnen zu haben, den Kampf gegen die Menschensatzungen und die Tyrannei des römischen Papsttums. Dieses rasch verbrauchte Leben stand im Dienst eines großen Gedankens, der Befreiung Deutschlands von der römischen Priesterherrschaft, und Hutten hat wie ein echter Ritter seinem Ideal die Treue gehalten bis in den Tod.

Sein humanistischer Bewunderer Camerarius hat ihn mit Demosthenes verglichen, dem nur die äußere Macht gefehlt habe, um Griechenland vor der Unterjochung durch Philipp zu retten; so wäre in Deutschland, wenn Hutten über eine seinem Geist und Willen entsprechende Gewalt verfügt hätte, schon damals die Revolution ausgebrochen und der ganze Umkreis der bestehenden Ordnungen völlig verwandelt worden. Eins führte übrigens die ritterliche Bewegung doch mit herbei, den Sturz der kaum geschaffenen Reichsregierung, deren völlige Machtlosigkeit nunmehr so offenkundig wie möglich bezeugt war. „Für jede Gewalt in der Welt," sagt Ranke, „ist es ein Unglück, keine großen Erfolge für sich zu haben." Sie hört eben eigentlich damit auf Gewalt zu sein oder wenigstens für eine solche gehalten zu werden.

Das Reichsregiment hatte die Ritter weder zu bändigen noch vor gewalttätiger Verfolgung zu schützen und die Erneuerung der Hildesheimer Fehde nicht zu hindern vermocht; es hatte die Städte, den schwäbischen Bund, eine ganze Reihe von Fürsten gegen sich; denn abgesehen von den drei

Digitized by Google

verbündeten Gegnern Sickingens erklärte im Sommer 1523 Georg von Sachsen seine weitere Teilnahme an einer Behörde, die nicht einmal ihre eignen Glieder gegen Beschimpfungen verteidige, für unmöglich und auch Pfalzgraf Friedrich ließ sich nicht länger in Nürnberg festhalten, während eben jene drei Fürsten eine Entscheidung des Regiments zu Gunsten des verjagten Ritters Frowin von Hutten als null und nichtig zurückwiesen und jeden weiteren Gehorsam ihrerseits aufkündigten. Pfalzgraf Friedrich war übrigens nicht der Mann für schwierige politische Aufgaben; wohl hatte er einst am niederländischen Hof die schöne Infantin Eleonora mit den „immer lachenden Augen" als vollendeter Kavalier zu bezaubern gewußt (S. 189), wie er jetzt in Nürnberg das tolle und volle Leben deutscher Fürstlichkeiten führte, mit den Schönheiten der Stadt bankettirte und in Begleitung fröhlicher Jägerinnen zur Hetzjagd ritt, aber um so unerträglicher wurde ihm bald der Mangel eines ausreichenden Gehalts und das Ausbleiben der ihm vom Kaiser geschuldeten Summen. Etwas mehr als dieser vierzigjährige Held der Repräsentation scheint sich trotz seiner Jugend Erzherzog Ferdinand während seines Nürnberger Aufenthaltes den Geschäften gewidmet zu haben, „von Tagesanbruch bis ein Uhr des Nachts", wie er einmal seinem Bruder berichtet. Aber auch Ferdinand, damals ganz in den Händen eines ehrgeizigen und habgierigen Spaniers Gabriel Salamanca, dachte eigentlich nur mit Hülfe des Regiments das Ziel zu erreichen, das ihm schon damals vorschwebte, die römische Königskrone; wie der schweigsame Karl so war dieser erregbare und redselige Bruder von der Leidenschaft zu herrschen erfüllt. Während ihm damals die siegreich vordringende Türkenmacht seine Aussichten im Osten verschlechterte, dachte er bereits daran, den Schaden im Westen, durch Erwerbung der Grafschaft und des Herzogtums Burgund, gut zu machen. Das Regiment wollte er vorerst noch aufrechthalten, damit nicht Sachsen und Pfalz ihre Ansprüche auf das Reichsvikariat geltend machen könnten, doch mißbilligte er z. B. jene feindliche Haltung gegen den schwäbischen Bund in einem Ton, der die Entrüstung des Regiments hervorrief. Die Pfalzgrafen, der Landgraf, der Bischof von Würzburg hatten sich in den Bund aufnehmen lassen; hier allein war noch ein Organismus, der eine gewisse Macht und Schlagfertigkeit besaß, und es ist bezeichnend, daß ein kaiserlicher Sekretär schon im Sommer 1523 ein Projekt zur Sprache bringt, welches Karl V. nach seinem Sieg über den schmalkaldischen Bund zu verwirklichen gesucht hat: den Ausbau des schwäbischen Bundes zu einer Reichsliga. Darüber war sich auch Ferdinand klar, als er im Winter 1523 auf den neuen nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstag warten mußte, daß kein geordneter Zustand im Reich geschaffen werden könne, so lange das Regiment in seiner jetzigen Gestalt und in seinem unversöhnlichen Gegensatz zum schwäbischen Bund erhalten bleibe.

Man kann wohl sagen, daß damals der erste Versuch zur Gründung einer spanischen Herrschaft in deutschen Landen gemacht worden ist. Ferdinand, der Liebling seines Großvaters, des katholischen Königs, war durch einen

Digitized by Google

Ordensritter von Calatrava und einen spanischen Dominikaner erzogen, von spanischen Beratern umgeben, ein natürlicher Gegner der „verfluchten lutherischen Sekte"; auf dem Reichstag zog er sich während der Osterzeit in ein benachbartes Kloster zurück. Die monarchischen Tendenzen, die in seinem Verhalten gegen die niederösterreichischen und tirolischen Landstände schroff genug zu Tage traten, setzte man freilich auf Rechnung Salamancas, des eigentlichen „Herzogs," aber seine Anleitung „gewaltig wider alles Freitum zu regieren" wird in dem Bruder Karls V. sicher einen gelehrigen Schüler gefunden haben. Man betrachtete am Kaiserhof den jungen Herrn, dessen Ehrgeiz früh geweckt worden war, von jeher mit mißtrauischen Augen; Ferdinand seinerseits empfand es sehr schwer, daß er die bereits 1522 vollzogene Übertragung der deutschen Erblande noch sechs Jahre lang als scheinbarer Stellvertreter seines Bruders geheim halten sollte. Es hat kaum etwas Unwahrscheinliches, wenn die Nachricht auftaucht und von verschiedenen Seiten bestätigt wird, daß man am Hof des unzufriedenen und hochstrebenden Erzherzogs den Gedanken einer Erwerbung von Kursachsen aufgegriffen habe. Schon im Januar 1523 erfuhr Planitz von solchen Projekten durch keinen geringeren als den Kurfürsten von Brandenburg. Selbstverständlich sollte der Luther immer noch gewährte Schutz den Anlaß zur Absetzung Friedrichs des Weisen geben; Planitz berichtet von einer Äußerung Ferdinands, so lieb ihm seine (mit Johann Friedrich verlobte) Schwester sei, so wollte er doch lieber, daß sie auf dem Meer ertränke, als daß sie nach Sachsen käme. Freilich mußten einer österreichischen Absicht auf den Kurstaat die näheren Ansprüche des Herzogs Georg im Wege stehen, der ja ohnedies der eigentliche Vorkämpfer gegen Luther war; daß er selbst ebenfalls Planitz dringend warnte, läßt wohl darauf schließen, daß er im äußersten Fall entschlossen war die Kur wenigstens dem sächsischen Haus, d. h. zunächst seiner Person nicht entgehen zu lassen. Planitz glaubte, nachdem auch von kompromittirenden auf der Ebernburg gefundenen Briefen geredet wurde, eine Interpellation des Kurfürsten könne nicht ausbleiben, und beschwor seinen Herrn, entweder den Kaiser ohne Verletzung Gottes günstig zu stimmen oder den Luther außerhalb des sächsischen Gebietes in Sicherheit zu bringen und sich nach Bundesgenossen umzusehen. Denn er setzte voraus, Friedrich werde einem Auslieferungsgesuch nicht Statt geben, „sondern auch etwas darüber eher leiden wollen". Nun hatte allerdings eine zeitweilige politische Annäherung zwischen Kursachsen und Kurbrandenburg stattgefunden, aber seit einer Zusammenkunft Joachims mit Herzog Georg war der erstere wie umgewandelt. In Rom konnte die Züchtigung des Ketzers nur mit Freuden begrüßt werden, wie denn noch 1524 Papst Clemens VII. Friedrichs Absetzung beim Kaiser zur Sprache brachte. Dagegen ist vielleicht, bei unserer höchst lückenhaften Kenntniß von diesen Dingen, die Vermutung gestattet, daß die Zustimmung des Kaisers zu einem so gewaltsamen Eingriff in die deutschen Verhältnisse nicht leicht erlangt worden wäre. Seine auswärtigen Verwicklungen wie seine Unzufriedenheit

Digitized by Google

mit Ferdinands bisheriger Regierung und sein Mißtrauen gegen den Bruder mußten ihm vielmehr den Wunsch nahelegen, eine neue schwere Krisis in Deutschland wo möglich zu vermeiden. Ohne seine Einwilligung konnte aber jenes Projekt überhaupt nicht in Angriff genommen werden. Und Karl V. beauftragte eben jetzt den Gesandten, den er zum neuen Reichstag abordnete, dem Kurfürsten Friedrich vertraulich zu eröffnen, wie der Kaiser nach dem Tod seines Großvaters Maximilian sich entschlossen habe, „sein Lieb für ihren Vater anzunehmen und sein Vertrauen nach Gott in ihr zu stellen". Durch einen kaiserlichen Rat, Balthasar Wolf von Wolfstal, war Friedrich von den Umtrieben an Ferdinands Hof unterrichtet und zur Vorsicht ermahnt worden; „ist E. kurf. Gn. not und über not". Übrigens hatte ja sogar Papst Adrian, trotz seiner scharfen Sprache gegen den Kurfürsten (S. 416), die Vermählung einer kaiserlichen Schwester mit Friedrichs Neffen geradezu gebilligt.

„Glaub in Wahrheit," schreibt einmal Planitz, „daß es im Reich in viel hundert Jahren nie wunderlicher gestanden denn jetzt." Das wunderlichste Schauspiel bot vielleicht der Reichstag, der statt im November 1523 Mitte Januar 1524 zu Nürnberg eröffnet wurde; hier kämpften die Stände fast einmütig gegen jenes Regiment, welches sie selbst ihrem jungen Kaiser abgerungen hatten, während der Erzherzog und der Vertreter Karls V., Jean Hannart, Vicomte von Lombeke, wohl oder übel wenigstens irgend eine Form von Reichsregierung festzuhalten und die völlig zerfahrenen Stände zur Mitwirkung zu nötigen suchten. Was half es aber dem Regiment, zu dessen Schutz der alte Kurfürst Friedrich selbst trotz seiner körperlichen Beschwerden herbeigekommen war, daß es in seiner Proposition an den Reichstag die zuversichtlichste Sprache führte, das lässige Erscheinen der Reichsstände rügte, daß es eine Reihe von Entwürfen und Vorschlägen zur Einschränkung des Luxus und des Monopolunwesens, zur Herstellung der Maß- und Gewichtseinheit, über die Halsgerichtsordnung, sogar über eine Sammlung aller bisher ergangenen Reichsgesetze vorlegen konnte? Die Lebensfrage, wie Regiement und Kammergericht weiter erhalten werden sollten, war von vornherein durch die kaiserliche Ablehnung des Reichszolls entschieden und die Angriffe der Stände auf die fast allgemein verhaßt gewordene Institution folgten Schlag auf Schlag. Pfalz, Trier und Hessen, die schon im Herbst 1523 ihre Vertreter vom Regiment abgerufen hatten, hatten sich von ihren Juristen eine Beschwerdeschrift zurecht machen lassen, welche mit wohlberechneter Entrüstung den Vorwurf, sie wollten dem Kaiser in seine Hoheit greifen, benützte, um die Fürsten ihrerseits als die Verteidiger der vom Regiment nicht beschützten Interessen von Kaiser und Reich erscheinen zu lassen; in den überschwänglichsten Ausdrücken wurde hier die Ansicht vertreten, der Kaiser sei nicht allein ein Stellvertreter Gottes auf Erden und ein lebendiges Gesetz, sondern geradezu ein irdischer Gott, dessen Gewalt einzig und allein durch seinen Verstand eingeschränkt werde. Nach den Fürsten kamen die Städte; sie erklärten mit dürren Worten das Regiment in seinem jetzigen Bestand für

Digitized by Google

höchst beschwerlich und verderblich. Endlich forderte der Kurfürst von der Pfalz die Beseitigung einer als unnütz erkannten Institution, welcher er seinen Anspruch auf das Reichsvikariat nicht länger zu opfern gewillt sei. Die große Majorität der Stände entschied sich für Beurlaubung des Regiments, ohne auf die Weigerung von Mainz und Sachsen zu achten. Friedrich der Weise sah jene Bestrebungen eine feste ständische Oligarchie zu errichten, wie er sie Jahrzehnte lang, bereits an der Seite Kurfürst Bertholds verfolgt hatte, auf das Schmählichste an der allgemeinen Zuchtlosigkeit scheitern; noch im Februar reiste er heim. Auch er hatte übrigens seinen Anteil an der wohlgeordneten Anarchie dieser Versammlung, trotz des besten Willens; Wochen lang konnte nicht verhandelt werden, weil zwischen ihm und Mainz das Recht der Umfrage im Kurfürstenrat strittig war. Der kluge Niederländer Hannart, der unter all den deutschen Fürsten nur dem Erzbischof von Trier wirkliche politische Begabung zugestehen wollte, hat in den Berichten an seinen kaiserlichen Herrn dieses hoffnungslose Chaos vortrefflich geschildert. „Jeder möchte die Reichssachen nach seinem Geschmack geregelt sehen. — Alle insgesammt verlangen ein Regiment und Justiz, aber keiner will leiden, daß sein Haus und Machtgebiet davon berührt werde. — Jeder möchte Herr sein und sich um die kaiserliche Gerechtigkeit so wenig als möglich kümmern." Wenn die Stände ihre Zwietracht für eine göttliche Strafe erklären, so findet Hannart dies ganz gerechtfertigt; er sieht bereits das Reich in eine Mehrheit von hadernden Bündnissen der Fürsten, Städte und Adeligen zerfallen und meint, nur die äußerste Not könnte sie verursachen, den Kaiser mit aufgehobenen Händen zu bitten, daß er als ihr Souverän die Regierung selbst übernehme.

Einen gewissen Erfolg hatten allerdings schon diesmal der Kaiser und das Haus Österreich zu verzeichnen; wenn die Stände ihren selbstmörderischen Plan einer Auflösung des bisherigen Regiments durchgesetzt und die Hälfte der Kosten für das neue Regiment und Kammergericht dem Kaiser aufgeladen hatten, so wurde der Sitz dieser Scheinbehörde nach Eßlingen, mitten in österreichisches Gebiet verlegt. Was wollte aber das besagen neben der wachsenden Unzufriedenheit und Zerrissenheit der Stände, die auch durch ihren Sieg über das Regiment nicht beschwichtigt wurde? Balthasar Wolf durfte dem Erzherzog mit Fug vorhalten, daß er künftighin erst recht auf keinen Gehorsam im Reich zählen könne, „also daß vor Augen, daß wir Deutschen sammt dem ganzen Reich ohne einen Hirten wären". Irgendwelche Ergebenheit konnte nach Hannarts Urteil der Kaiser bei den Reichsständen nur noch für Geld haben, während die ausständigen Schulden und unbezahlten Pensionen sehr böses Blut machten. Die Schuld an Kursachsen (noch von Maximilian stammend) belief sich auf 33 000, jene an den Pfalzgrafen Friedrich auf 25 000 Gulden; die rheinischen Kurfürsten, Joachim von Brandenburg, Georg von Sachsen, Markgraf Kasimir und andere Fürsten warteten immer noch auf die ihnen zugesicherten Jahrgelder. Unter solchen Verhält-

Digitized by Google

nissen ist es ganz natürlich, daß Karls alter Rival Franz I. aufs Neue für seine Umtriebe im Reich bereiteten Boden fand. Wir hören von der französischen Gesinnung des Kurfürsten von Trier sowie Joachims von Brandenburg, der sogar ganz offen dem Erzherzog Ferdinand die Bedingungen mitteilte, nach deren Erfüllung er seine zur Zeit bestehende Freundschaft und Allianz mit Frankreich aufgeben und ein treuer Diener des Kaisers sein wolle. Wirklich soll Franz I. damals den Ehrgeiz des Brandenburgers und des Pfalzgrafen angestachelt und eine römische Königswahl mit Umgehung des Erzherzogs Ferdinand betrieben haben. Abgeordnete der Reichsstädte hatten bei der Rückreise aus Spanien (S. 409) den Franzosenkönig ausdrücklich ersucht, die deutschen Städte nicht unter seinem Krieg mit dem Kaiser leiden zu lassen, und die freundlichste Antwort erhalten. Auf dem Reichstag hintertrieben Ferdinand und Hannart nicht ohne Anstrengung den Plan der Stände, die Friedensvermittlung zwischen Karl und Frankreich zu übernehmen; man wollte Trier, den alten Franzosenfreund, an die Spitze einer Gesandtschaft stellen, an welcher auch Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ludwig von Baiern teilnehmen und die zuerst nach Frankreich sich verfügen sollte. „Tag und Nacht," sagt Ferdinand in der Instruktion für einen Abgesandten, den er im Juni 1524 an seinen Bruder abfertigte, „ruht und rastet der König von Frankreich nicht mit seinen Praktiken, nicht allein in Deutschland, sondern auch in den meisten andern Reichen und Landen." Ferdinand benützt überhaupt die Schilderung der traurigen Lage, welcher er als bloßer Statthalter machtlos gegenüberstehe, um seine eigne Erhebung zum römischen König auf das Dringendste zu empfehlen; bleibe das Reich noch länger ohne Haupt, so müsse man einen römischen König von Frankreichs Gnaden, einen vernichtenden Bürgerkrieg gewärtigen, denn diese mächtige Nation stehe sozusagen im Begriff Hand an sich selbst zu legen.

Wie hätte ein solches Staatswesen in sich die Kraft finden sollen, über die schwebende religiöse Frage das letzte Wort zu sprechen! Alle Leidenschaft des Nürnberger Reichstags schien sich gegen das Regiment zu kehren, während man in Sachen der Reformation auch diesmal über das Temporisiren nicht hinauskam. Der neue Papst Clemens VII. hatte das schwierige Geschäft der Legation einem ehemaligen Laien und Juristen, dem Cardinal Lorenzo Campeggi übertragen, der sich erst gegen eine stattliche Anzahlung und Sicherung seiner Kinder für den Fall seines Ablebens bereit fand, die unangenehme Reise zu wagen. Höchst bezeichnend sind die Gutachten Aleanders für eine neue Sendung nach Deutschland; er sagt, vor allem dürfe der Nuntius kein heuchlerisches Gesicht machen, was den Deutschen ganz unerträglich sei, aber auch nicht hochmütig und geringschätzig auftreten, wie einst Cajetan, dem nichts gut genug gewesen sei, sondern mit einer gewissen maßvollen und leutseligen Würde; wenn er Grund habe ängstlich zu sein, müsse er gerade die größte Sicherheit zur Schau tragen, doch ohne tollkühn zu sein. Das sei die Art, Deutsche zu gewinnen. Außerdem empfehle es sich für den

Digitized by Google

Nuntius, gelegentlich mit Bibelsprüchen bei der Hand zu sein, die Kirchenväter und die neueren Theologen aber wenigstens mit Namen nur dann anzuführen, wenn bereits hinreichende Gründe der Schrift oder der Vernunft vorhergegangen seien, überhaupt mit aller scholastischen Gelehrsamkeit hinter dem Berg zu halten. Einen Satz wie jenen, daß der Papst nicht sündigen könne, dürfe man vor deutschen Ohren unter gar keiner Bedingung hören lassen. Überhaupt gebe es in Deutschland keinen, der nicht mindestens mit Haß gegen den apostolischen Stuhl befleckt sei. Auch ein zu häufiger und öffentlicher Verkehr mit Mönchen wird dem Nuntius widerraten. Ernsthafter lauten die Ratschläge des zweiten Gutachtens, worin dem Papst Züchtigung der Lutheraner mit eiserner Rute als unvermeidlich und als ein Hauptmittel die Exkommunikation und Absetzung des Kurfürsten von Sachsen hingestellt wird; ferner muß man die Drucker und Buchhändler zur Strafe ziehen, von den deutschen Gelehrten aber ein Verzeichniß anlegen, da man zwar keineswegs mit Geschenken zum Glauben verlocken, wohl aber den gekränkten Ehrgeiz literarischer Größen durch Schmeichelworte und Gnadenbeweise besänftigen dürfe; aus der Verachtung solcher Geister sei einst die arianische und jetzt die lutherische Ketzerei entstanden. Nebenbei solle man auch etwas mehr für die italienischen Gelehrten thun, die sonst bei ihrer geistigen Überlegenheit noch viel gefährlicher werden könnten als die Lutheraner.

Papst Clemens VII.
Kupferstich von Daniel Hopfer.

Viel hatten, wie wir sehen, die Römer noch nicht gelernt, als Campeggi nach Deutschland ging. In Augsburg wagten weder Rath noch Klerus ihn zu empfangen; obwohl er aus Vorsicht zur Essenszeit einritt, wurde er doch beim Segenspenden verhöhnt. Eine Flugschrift schilderte ihn nachher als ein

Digitized by Google

seltsames Tier, das man Karnüffel oder Katzenal nenne, „geschickt von Rom zu beschauen das Teutschland". Bei seinem Einzug in Nürnberg verzichtete er auf jede kirchliche Feierlichkeit; man hatte ihm geraten, „daß er seinen Segen und Kreuz zu tun vermeide". Kaum befand er sich in der Stadt, so steigerten die evangelischen Prediger ihren Ton; sie verkündigten das Wort Gottes „prächtiger denn vor nie geschehen", wobei mit dem Antichrist nicht gespart wurde. Der Bischof von Bamberg wurde Nachts mit Schmähliedern verfolgt, Thomas Murner, der sich hingewagt hatte, als „Murrnarr" und „Katzenkopf" von den Gassenbuben „wie ein Narr umhergetrieben". Man darf diese Äußerungen der Volksstimmung keineswegs unterschätzen; sie trugen gewiß dazu bei, die altgläubig gesinnten Stände vorsichtiger zu machen. Eben während des Reichstags begann die offizielle Evangelisirung Nürnbergs sich zu vollziehen; man unterließ in der Charzeit die Palmweihe und die bildliche Darstellung des heiligen Grabs und der Auferstehung und bei den Augustinern empfingen über 4000 Menschen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, darunter Mitglieder des Regiments, während die Königin Isabella von Dänemark, Karls V. und Ferdinands Schwester, auf der Burg in gleicher Weise kommunizirte.

Günstiger lag die Sache für Campeggi auf dem Reichstag, vor dem er am 17. März zuerst erschien. Obwohl der Legat rasch die Höflichkeit seiner ersten Rede fallen ließ, um die offizielle Überreichung der deutschen Gravamina in Rom zu läugnen und dieselben für ein „übermäßig ungeschicktes" und mit manchen ketzerisch lautenden Artikeln behaftetes Machwerk zu erklären, überwog doch die Majorität der geistlichen Fürsten — 17 neben 13 weltlichen — so sehr, daß Campeggi sich diese Verhöhnung der Stände erlauben durfte, ohne seine Sache zu verderben Man begreift, daß er die hochmütige Äußerung fallen ließ, das Wachstum der lutherischen Lehre in Deutschland beunruhige den Papst viel weniger als ihr Eindringen im venezianischen Gebiet, denn die Italiener ließen sich von einer Sache, die sie einmal ergriffen hätten, nicht so leicht wieder abbringen wie die Deutschen. Unter den Weltlichen waren Erzherzog Ferdinand und die bairischen Herzoge natürlich auf Seiten derjenigen, die nun wirklich eine strenge Erneuerung der Wormser Beschlüsse, „geschwinde Mandate" gegen Luther und seine Anhänger durchzusetzen gedachten. Campeggi hatte zwar gleich anfangs versichert, er sei nicht gekommen Feuer und Schwert zu bringen, aber trotzdem konnte der von den Fürsten eingeschlagene Weg nur zur Entfesselung eines Religionskriegs führen, hätten nicht die natürlichen Gegner einer derartigen Lösung, die Städte, die zugleich auf ihre stark erregten Bürgerschaften Rücksicht nehmen mußten, alles dagegen aufgeboten; die fürstlichen Vorschläge, meinten sie, würden beim gemeinen Mann „viel Aufruhr, Ungehorsam, Totschläge, Blutvergießen, ja ein ganzes Verderben" hervorrufen. Das war ein Gesichtspunkt, dem auch die höheren Stände sich nicht verschließen wollten, während die Städte, von der Angst vor dem Reichszoll befreit, für den äußersten Fall mit öffentlichem

Digitized by Google

Protest drohten. Zu einer solchen Absonderung von „protestirenden" Ständen ist es damals noch nicht gekommen, aber der Reichsabschied vom 18. April 1524 ließ doch in seinem Bestreben, Unvereinbares zu vereinigen, das Kompromiß von 1523 (vgl. S. 419) weit hinter sich und zugleich eine Verschiebung zu Ungunsten der Evangelischen nicht verkennen. Die Ausführung des Wormser Edikts wurde nicht mehr für unmöglich erklärt, sondern von den Ständen, „soviel ihnen möglich", zugesagt. Daneben figuriren allerdings die Forderung eines allgemeinen Concils, das in Deutschland gehalten werden soll, und der Beschluß einer vorhergehenden „gemeinen Versammlung deutscher Nation"; diese soll im November 1524 zu Speier beraten und beschließen, wie es bis zum Concil zu halten sei. Inzwischen soll das heilige Evangelium und Gottes Wort nach dem rechten wahren Verstand und Auslegung der von der allgemeinen Kirche angenommenen Lehrer ohne Aufruhr und Ärgerniß gepredigt und gelehrt werden. Im Wesentlichen das Gleiche besagte ein vom Statthalter erlassenes Mandat, wenngleich unter schärferen Auslassungen gegen Luther.

Es ist das Werk einer altkirchlichen Majorität, der Baiern und Pfaffen, wie sich Planitz ausdrückt; nach seinem zutreffenden Urteil hatte man die einfache Erneuerung des Wormser Edikts unterlassen „nicht ums Guten willen, sondern daß sie ihrer Haut gefürcht". Furcht und Verlegenheit blicken aus diesen Nürnberger Beschlüssen, welche es vorziehen bei Kaiser und Papst anzustoßen, um nur nicht die Revolution zu wecken. Campeggi war begreiflicher Weise sehr unzufrieden; nun wollte man doch wieder das längst von der Curie Entschiedene einer neuen Entscheidung zuweisen, damit, wie die anstößige Motivirung lautete, „nicht das Gute mit dem Bösen unterdrückt werde". Das Concil versprach er wohl oder übel zu befürworten, die Nationalversammlung aber mußte er für ganz unzulässig und höchst gefährlich erklären, da ja Laien in Glaubenssachen nicht kompetent, ferner eine ketzerische Majorität und damit ein „ewiges Schisma", eine dauernde Trennung der Deutschen von den übrigen Nationen nicht ausgeschlossen sei. Zu allem Ueberfluß hatten auch die Stände an ihren verrufenen Beschwerden und deren Einreichung in Rom festgehalten. Trotzdem verstand es der Cardinal, nach der alten curialistischen Taktik, durch Sonderverhandlungen seinen Mißerfolg auf dem Reichstag zu paralysiren; jenes gegenseitige Hofiren der Pfaffen und der Baiern, worüber Planitz klagt, trug seine Früchte weniger in Nürnberg als auf dem von Campeggi veranlaßten Convent zu Regensburg. Den Anlaß bot die von deutschen Fürsten angeregte Reformation der Sitten des deutschen Klerus, worüber die süddeutschen Bischöfe schon 1522 zu Mühldorf Verabredungen getroffen hatten, doch legt das Ausschreiben des Regensburger Tags das Hauptgewicht auf gemeinsame Abwehr der von der Ketzerei drohenden Gefahren. Mit dem Legaten zugleich lud Erzherzog Ferdinand die süddeutschen Bischöfe und die beiden Herzoge von Baiern zur Teilnahme; Ferdinand hatte dabei das besondere Interesse, die bisher schwierige Er-

Digitized by Google

hebung einer ihm von Rom bewilligten Steuer — ein Drittel der Einkünfte von den österreichischen, ein Fünftel von den benachbarten Geistlichen — durchzusetzen, einer Steuer, die zur Hülfe gegen die Türken, diese „ungläubigen Feinde des rechten Glaubens", bestimmt natürlich auch gegen die Ketzer verwendet werden konnte. Auf die Nachricht hievon war Eck als Vertreter der Baiernherzoge in Rom nicht faul gewesen, seinen Herren wenigstens das Fünftel zu erwirken, neben günstigen Zugeständnissen über Klostervisitation u. a., welche nur mühsam und mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die bairischen Religionsmandate (S. 410f.) und die Anwendung der Todesstrafe gegen Ketzer der Curie abgerungen wurden. Übrigens hatten trotzdem die Baiern auf dem Reichstag gleichfalls jenen Vorschlag einer Nationalsynode vertreten, der nun hauptsächlich durch die Regensburger Versammlung illusorisch gemacht wurde, obwohl selbst hier noch auf etwaige andere Beschlüsse der Speierer Versammlung Bezug genommen worden ist. Die Abmachungen zu Regensburg (6., 7. Juli 1524) dürfen doch als der erste entscheidende Schritt zur Bildung einer förmlichen katholischen Partei im Reich bezeichnet werden, wenn auch der geplante große Bund gegen die Neugläubigen noch nicht sofort ins Leben getreten ist. Aber einmal wurde, wie Friedensburg hervorhebt, durch die mehr als bescheidenen, mit dem Namen „Reformation" geschmückten Beschlüsse, welche die Beseitigung einer Reihe von Mißbräuchen erzielten und nur den niederen Klerus trafen, der Versuch gemacht, „der Welt Sand in die Augen zu streuen". Noch bedeutsamer war die feste Stellungnahme der meisten süddeutschen Fürsten in der kirchlichen Frage; man eilte der im Reichsabschied verschobenen Entscheidung voraus und hielt sich an die Bestimmung, das Wormser Edikt soweit als möglich auszuführen, indem alle dawider Handelnden als Ketzer bestraft, der Besuch der Universität Wittenberg verboten, alle Prediger auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft, strengste Censur geübt und Commissionen zur Aufspürung aller Ungehorsamen niedergesetzt werden sollten. Gegen Widersetzlichkeiten oder Widerwärtigkeiten von außen her versprach man sich gegenseitigen Beistand mit Rat und Tat. Letztere Verpflichtung ließen freilich die bairischen Herzoge in ihrer stark umgearbeiteten Wiedergabe der Beschlüsse einfach weg, wie auch die Bischöfe ohnedies mehr im Schlepptau der weltlichen Teilnehmer, wegen Eingriffs in ihre ordentliche Jurisdiktion Schwierigkeiten machten. Die hemmende Macht der Sonderinteressen schwächte somit auch diese wie jede andere deutsche Vereinigung jener Zeit, aber schon die Tatsache, daß neben der Regensburger Versammlung ein Convent schwäbischer Stände in Leutkirch mit ähnlichen Beschlüssen und ein weiterer der drei fränkischen Bischöfe in Windsheim stattfand, daß man ferner in Regensburg an die Beiziehung der Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz und anderer namhafter süddeutscher und mitteldeutscher Fürsten dachte, daß man Beziehungen mit Kurbrandenburg suchte und der Erzbischof von Bremen die Regensburger Reformation publizirte, das alles zeigt uns unverkennbare Ansätze zu einer großen Organisation der katholischen Reichsstände.

Digitized by Google

Auf der andern Seite mußten die Reichsstädte aus mehr als einer Ursache das Bedürfniß fühlen sich enger zusammenzuschließen. Sprach man doch bereits von einem Anschlag, alle Lutherischen in Schlettstadt und in Straßburg zu erwürgen. Ihre Versammlung zu Speier (Juli 1524) beschloß in Zukunft nichts anderes mehr predigen zu lassen, „denn das heilige lautere und klare Evangelium durch die apostolischen und biblischen Schriften approbirt"; gegenüber etwaigen Achtserklärungen auf Grund des Wormser Edikts wollte man gegebenen Falls sich verständigen und auf der Speirer Nationalversammlung einen gemeinsamen Ratschlag in Sachen der Religion vorbringen; seien die übrigen Stände anderer Meinung, so könne man zur Protestation schreiten. Und im Dezember vereinbarte auf einem Tag zu Ulm wenigstens ein Teil der Städte gegenseitigen Beistand wider jeden Versuch einer Durchführung des Wormser Edikts; in einem Schreiben an den Kaiser wiederholten sie jenen Speirer Beschluß über die Predigt und die Versicherung dem Edikt nicht nachkommen zu können, weil ihre Untertanen für das Wort Gottes Leib und Leben zu lassen gedächten. Schon begann man mit den rheinischen Grafen Fühlung zu halten. Besonderen Eifer zeigten ein paar norddeutsche Bischofsstädte; im Juli 1524 schworen in Magdeburg, nachdem das Abendmahl in beider Gestalt gefeiert worden war, Ratsherren und Bürgerschaft in Wehr und Harnisch gegen jede Bedrängniß wegen Abschaffung der Messe zusammenzustehen und kurz nachher schlugen sich die Bremer, freilich nicht mit Glück, gegen die Landsknechte ihres Erzbischofs. Die Magdeburger wären aber gleichfalls und vielleicht schwerer auf die Probe gestellt worden, wenn die Bemühungen Erzbischof Albrechts um bewaffnete Hülfe und päpstliche Subsidien nicht durch die Stürme des Bauernkriegs unterbrochen worden wären. Clemens VII. wollte zwar kein Geld hergeben, forderte aber die deutschen Fürsten zur Unterstützung des Erzbischofs auf, den Luther auch damals noch als einen heimlichen Gönner des Evangeliums betrachtete. Ausdrücklich empfahl der Papst das Beispiel des Regensburger Convents; in seinem Schreiben an Albrecht erklärte er, es handle sich nicht allein um die Sache Gottes, sondern auch um die gemeinsamen Interessen aller Fürsten und Herren.

Als eine fortwährende Bedrohung für jede Autorität, als Brutstätten republikanischer und revolutionärer Gesinnung wurden damals die Städte mit Vorliebe gebrandmarkt, wenn sie sich irgendwie unbequem zeigten. Politiker wie Zevenberghen, Planitz, Leonhard von Eck behielten die Möglichkeit einer Verbindung der süddeutschen Städte mit der Eidgenossenschaft im Auge. Die Städte und den Kurfürsten von Sachsen machte nun auch der Papst für den Ausgang des Nürnberger Tags und überhaupt für das Fortbestehen der Ketzerei verantwortlich, als er dem Kaiser vorschlug, vor allem die Kurwürde des sächsischen Ketzers einem rechtgläubigen Fürsten zu übertragen und eine von den Reichsstädten in die Acht zu erklären, „deren Sinn stets dahin gerichtet war, sich vom Joch allen Gehorsams und jeder fremden Oberhoheit zu

Digitized by Google

befreien". Der päpstliche Kämmerer Rorarius hatte sogar als wirksamstes Mittel gegen die Lutherei mit dem Legaten überlegt, wie man den ketzerischen Handelsstädten die englischen und portugiesischen Seehäfen sperren könnte. Der Kaiser aber faßte einen Entschluß, der weder der Curie noch den Reichsständen ganz genehm sein konnte. Entrüstet über den Nürnberger Abschied, der ihm als der keckste Eingriff in päpstliche und kaiserliche Rechte erschien, verbot er in einem Erlaß vom 15. Juli die Speirer Nationalversammlung und schärfte die strikte Beobachtung des Wormser Edikts bei Strafe der Reichsacht ein. Das allgemeine Concil aber versprach er beim Papst zu befördern. Wirklich ließ er in Rom die sofortige Einberufung desselben für den nächsten Sommer und zwar nach Trient vorschlagen, weil die Reichsstände diese italienische Stadt als zu Deutschland gehörig betrachteten; man könnte dann vor dem Zusammentritt das Concil immer noch nach Rom oder anderswohin verlegen. Zu beachten ist die Motivirung des Vorschlags; Karl erklärt dem Papst, sein Verbot des Speirer Tags werde möglicher Weise ebenso wenig Beachtung finden wie das Wormser Edikt und er könne zunächst nicht ins Reich kommen, um die Ketzerei gewaltsam auszurotten, weshalb nur der Weg der Vernunft und Gerechtigkeit, d. h. das Concil übrig bleibe. Gattinara hatte schon in Worms eine Lösung der religiösen Frage ohne Concil für unmöglich erklärt. Der Kaiser aber hat, wie Maurenbrecher sagt, in jenen Tagen einen Entschluß gefaßt, „der von jetzt ab fast ein Menschenalter hindurch Leitstern und Motiv seines Handelns geblieben". Noch während des schmalkaldischen Kriegs sollte ihn der Gedanke an dieses Concil verfolgen; es war doch leichter sich mit den Ketzern zu schlagen, als den Intriguenkampf mit der Todfeindin des kirchlichen Parlaments, mit der Curie zu führen.

Vor Anwendung der Gewalt sollten die deutschen Lutheraner noch lange Zeit gesichert sein. Kurfürst Friedrich wurde freilich kurz nach dem Schluß des Reichstags, gegen dessen Abschied sein Gesandter protestirt hatte, über die wahre Gesinnung des Kaisers aufgeklärt. Die Auflösung des Eheversprechens zwischen der Infantin Katharina und dem sächsischen Prinzen Johann Friedrich war längst beschlossen, aber dem Kurfürsten während seines Nürnberger Aufenthalts verheimlicht worden; jetzt kam Hannart nach Torgau, mit der unliebsamen Eröffnung, daß Katharina dem jungen König von Portugal bestimmt sei. Die kaiserliche Politik dachte den abgedankten Bräutigam durch die Hand einer polnischen Prinzessin zu entschädigen, aber der Vater Herzog Johann wie der Oheim Friedrich zeigten sich tief erschüttert über solche Wortbrüchigkeit und über diesen dem ganzen sächsischen Haus zugefügten „unverdienten Spott, Hohn und Schimpf". Es war nicht die erste bittere Enttäuschung, die man vom Haus Habsburg erfahren mußte (vgl. S. 190), aber jetzt traf alles zusammen, um den Lebensabend des weisen Kurfürsten immer trüber zu gestalten. Mit wachsender Ängstlichkeit suchte er sich der drohenden Gefahren durch ungeschickte Kundgebungen einer Loyalität zu erwehren, an welche seine Gegner doch nicht glaubten. Was sollte es helfen, wenn der Beschützer

Digitized by Google

Luthers bis zum Überdruß wiederholte, er habe sich des Luther und seines Handels nie angenommen! Das Gerücht, er stehe mit Mainz und Kurbrandenburg im Bündniß, wollte er sogleich beim Erzherzog widerlegt wissen, worauf ihm sein getreuer Planitz auseinandersetzte, daß ja ein solches Gerücht nur vorteilhaft, eine Widerlegung desselben dagegen die stärkste Ermutigung für angriffslustige Gegner sein würde. Und jene Warnungen vor einem Angriff kehrten immer wieder; noch im November 1524 versicherten Herzog Georg und der Erzbischof von Mainz, man werde gegen Sachsen ins Feld ziehen, sobald der Friede mit Frankreich geschlossen sei.

Wir wissen zur Genüge, daß Luther dem Kurfürsten seine schwierige Stellung nicht erleichterte, wie er eben in diesen Jahren auch zu Wittenberg gegen den ausdrücklichen Willen des Landesherrn seine kirchlichen Neuerungen durchführte. Aber gefährlicher war noch die wirklich nicht zu rechtfertigende Leidenschaft, womit der Reformator in seinen Schriften über die fürstlichen Gegner seines Werks herfiel. Planitz hatte nicht so Unrecht, wenn er einmal sein „einfältiges Bedenken" dahin abgab, daß es dem Glauben und der Seelen Seligkeit keinen Nachteil brächte, wenn sich Doktor Martinus seiner schimpflichen und spöttischen Worte gegen Kaiser und Regiment enthielte. Aber dieser Geist war nun einmal nicht zu bändigen; wenn man bedenkt, mit welch souveräner Geringschätzung er Friedrich dem Weisen begegnete, wird man sich kaum wundern ihn seine Keulenschläge mit der Zeit nicht allein gegen geistliche, sondern auch gegen weltliche Häupter führen zu sehen. Könnten wir nur immer von Keulenschlägen reden, aber es läßt sich nicht bestreiten, daß er auch, einem ausgesprochenen Zug der bürgerlichen Kultur (vgl. S. 38; 215) über Gebühr huldigend, seine Gegner reichlich mit Schmutz geworfen hat. Ganz besonders erregte Georg von Sachsen, der Mann der katholischen Reform, der sogar in Versen wider die „lügenhaften" Evangelischen loszog, seinen Grimm; während er ihn im vertrauten Verkehr wohl als das Dresdner Schwein abfertigte, erscheint in dem veröffentlichten Sendschreiben an Kronberg (S. 423) der Herzog abgesehen von andern Anzüglichkeiten als die Wasserblase, die mit ihrem hohen Bauch dem Himmel trotzt und Christum fressen will, wie der Wolf eine Mücke. Georg war unvorsichtig genug sich darüber in einen Briefwechsel einzulassen. „Aufhören zu toben und zu wüten wider Gott und seinen Christ anstatt meines Dienstes zuvor, ungnädiger Fürst und Herr!" So beginnt Luthers Antwort, worin er seinerseits dem Herzog lügenhafte Verläumdung vorwirft und nochmals den Titel Wasserblase zu hören gibt. Er unterzeichnet als „Martinus Luther, von Gottes Gnaden Evangelist zu Wittenberg". Noch übler spielt er dem König Heinrich von England mit, der sich bekanntlich mit einer theologischen Streitschrift in den Kampf gemischt und hier den Ketzer u. a. als ein im Bauch des Teufels steckendes und von dort aus häßlich bellendes verlorenes Schaf geschildert hatte. Wir sehen, auch die Gegner ließen es an Kraft des Ausdrucks nicht fehlen, aber was wollte das besagen gegen die entsetzlichen Schmähungen Luthers in seiner Er-

Digitized by Google

widerung? Er begnügt sich nicht den König einen frechen Lügner zu nennen und mit einer öffentlichen Dirne zu vergleichen; „darf ein König von England," ruft er ihm zu, „seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen; denn damit lästert er alle meine christliche Lehre und schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Christi, deß Lehre ich habe."

Ließen sich solche Exzesse immer noch auf die Hitze des Streits und auf persönliche Gereiztheit zurückführen, so mußten dagegen jene Schriften, in welchen sich Luther damals über sein Verhältniß zum Staat überhaupt und zum Reich insbesondere aussprach, eine geradezu revolutionäre Wirkung üben, da hier über die Fürsten insgesammt der Stab gebrochen und ihre bevorstehende Züchtigung angekündigt wurde. Nichts ist merkwürdiger als der scharfe Gegensatz der Tendenz und der Sprache in seiner dem Herzog Johann von Sachsen gewidmeten „Schrift von der weltlichen Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" (1523); sie verficht mit der größten Entschiedenheit den Satz, daß die Obrigkeit, der Staat Gottes Ordnung sei und jeder Versuch die Welt nach dem Evangelium und ohne Zwangsgewalt regieren zu wollen sowohl gegen die Schrift als gegen die Vernunft verstoßen würde. Auf der andern Seite wird dann der Machtbefugniß des Staats eine Schranke gesetzt, sobald es sich um Fragen des Glaubens und der Seligkeit handelt; hier gilt der Satz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Auch hier will Luther übrigens nur passiven Widerstand gegen gottlose Zumutungen der Tyrannen zulassen; er beabsichtigt nichts weniger als die Empörung zu predigen und sucht eben nachzuweisen, wie fein beides miteinander gehe, „daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug tust". Aber mit welch schonungsloser Hand deckt er die Schäden der Wirklichkeit, die alles göttliche und menschliche Recht verhöhnende Gewissenlosigkeit der Regierenden auf! Für unmöglich erklärt er es gerade nicht, daß ein Fürst zugleich ein Christ sei, aber für die größte Seltenheit. „Sollst wissen," schreibt er ganz im Sinne seines großen Feindes Erasmus (S. 233), „daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsamer Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden; darum man sich allezeit bei ihnen des Ärgsten versehen und wenig Gutes von ihnen gewarten muß." Diese Henker und Stockmeister Gottes verstehen nichts als den armen Mann schinden und ihren Mutwillen an Gottes Wort auslassen; „solche Leute hieß man vor Zeiten Buben; jetzt muß man sie christliche gehorsame Fürsten heißen." Aber Gott verblendet sie und will ein Ende mit ihnen machen, wie mit den geistlichen Junkern. Denn „der gemeine Mann wird verständig und der Fürsten Plage gehet gewaltiglich daher unter dem Pöbel und gemeinen Mann. — Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Liebe Fürsten und Herren, da wisset euch darnach zu richten, Gott will es nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt,

Digitized by Google

wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. — Werdet ihr aber viel Schwertzuckens treiben, so sehet zu, daß nicht einer komme, der es euch hieße einstecken, nicht in Gottes Namen."

Nun sind freilich diese Auslassungen hier und dort verstreut und durch das Gebot keinem Übel zu widerstehen eigentlich paralysirt. Auch gibt Luther am Schluß ein schönes Bild von dem christlichen Fürsten, der nicht durch Juristen und Rechtsbücher regiert wird, sich „weder auf tote Bücher noch auf lebendige Köpfe," sondern nur auf Gott verläßt; er möchte ihm die Befugniß wahren, mit seinem Urteil „aus freier Vernunft über alles Bücherrecht zu springen," und neben dieses patriachalische Ideal tritt doch wieder die Auffassung vom Fürsten als dem Diener seiner Untertanen, die Forderung, daß er „nicht also denke: Land und Leute sind mein, sondern also: ich bin des Landes und der Leute". Die Konsequenzen, die sich aus dem Satz, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, ziehen lassen, sind ihm ebenfalls nicht entgangen; er gibt es als einen denkbaren Fall zu, daß auch der Christ wie Simson das Schwert für seine eigne Sache zur Strafe des Übels ziehen könne, doch dürfe diesem gefährlichen Beispiel niemand folgen, „er sei denn ein rechter Christ und voll Geistes". Und mit ganz unzweideutigen Worten hatte er bereits 1522 in seiner „treuen Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung" jede gewaltsame Selbsthülfe verpönt, da die Anwendung von Gewalt nur der Obrigkeit und unter gar keiner Bedingung der Masse, dem unterscheidungslosen „Herrn Omnes" zusteht. „Welche meine Lehre recht verstehen," sagt er, „die machen nicht Aufruhr; sie habens nicht von mir gelernt. — Ich halts und wills allezeit halten mit dem Teil, das Aufruhr leidet, wie unrechte Sach es immer habe, und widersein dem Teil, das Aufruhr macht, wie rechte Sach es immer habe." Klarer kann man sich in der Tat über die unbedingte Verwerflichkeit jeder Revolution nicht aussprechen. Aber wer so schrieb, der durfte auch nicht vor dem „Herrn Omnes" und in dessen Sprache die unerhörte Verkommenheit der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten erörtern. Die radikale Stimmung seiner Zeit und das eigene Temperament haben den Reformator zu dem nämlichen Fehler verleitet, in welchen vor ihm Geiler von Kaisersberg und andere treue Söhne der mittelalterlichen Kirche verfallen waren; auch jene hatten geglaubt mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe die fürchterlichen Schäden der Hierarchie entblößen und doch von der Laienwelt die alte Ehrfurcht fordern zu dürfen (S. 117 f.). Aber das Wort ist Tat in solchen Zeiten einer ungeheuern Erregung, das Licht wird vom Sturm erfaßt und wirft den Funken, der in aufgehäuften Zündstoff fährt und die verzehrende Helligkeit der Flamme emporschießen läßt. Wie sollte die tiefe Verachtung, mit welcher Luther von geistlichen und weltlichen Machthabern sprach, das Volk nicht an die alten Klagen und Weissagungen über die grundverderbten „Häupter" gemahnen? Es war nichts völlig Neues und es enthielt nur zu viel Wahrheit, wenn er die Fürsten als eigensüchtige Volksbedrücker und ge-

Digitized by Google

wissenlose Genußmenschen schilderte; es entsprach ganz der längst herrschenden Erbitterung gegen die Juristen, wenn er „der Liebe und Natur Recht" über alle Rechtsbücher setzte, die „dich nur irriger machen, je mehr du ihnen nachdenkest!" Aber daß Luther jene Schrift von weltlicher Obrigkeit gerade mitten in den Unruhen der ritterlichen Bewegung herausgab, mußte einerseits Sickingen und seinen Freunden höchst erwünscht, andrerseits auch den Gegnern des Reformators der willkommenste Beleg für sein angebliches Bündniß mit den Rittern sein. Und mit welcher Wut fiel er 1524 über den Nürnberger Reichsabschied her! „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote den Luther betreffend" lautete der Titel eines Pamphlets, welches das Wormser Edikt und die neuen Beschlüsse neben einander abdruckt und anknüpfend an die augenfälligen Widersprüche Kaiser und Fürsten als öffentliche Lügner hinstellt. „Gott hat mir, wie ich sehe, nicht mit vernünftigen Leuten zu schaffen geben, sondern deutsche Bestien sollen mich töten, bin ichs würdig, gerad als wenn mich Wölfe oder Säu zerrissen." Besonders erregt es Luthers Zorn, „wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmet, er sei der wahre oberste Beschirmer des christlichen Glaubens". Aber das Gericht Gottes über die „trunkenen und tollen Fürsten" ist bereits vor der Türe. „Was wollt ihr, lieben Herren? Gott ist euch zu klug; er hat euch bald zu Narren gemacht; so ist er auch zu mächtig; er hat euch bald umbracht. — Ein Stück seines Reimes heißt: deposuit potentes de sede (Luk. 1, 52); das gilt euch, lieben Herren, itzt auch, wo ihrs versehet." An die Aufforderung, nicht gegen den Türken zu ziehen oder zu steuern, der zehnmal klüger und frömmer sei als die deutschen Fürsten, schließt sich die Bitte, alle frommen Christen sollten sich mit ihm „über solche tolle, törichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren erbarmen," und das Stoßgebet: „Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden andere Regenten. Amen."

So durfte Luther nur schreiben, wenn er entschlossen war sich zum Führer einer Revolution aufzuwerfen. Daß er an das deutsche Volk jener Tage die Zumutung stellte, eine solche Sprache der Leidenschaft aus dem Mund seines „Evangelisten" und „Elias" anzuhören und sich doch nicht aus den Schranken der gesetzlichen Ordnung fortreißen zu lassen, diese Naivetät erklärt sich nur aus seiner Unkenntniß der Welt und aus der großartigen Einseitigkeit, welche einer ganz von religiösen Interessen erfüllten und bewegten Natur anhaftet. Hier liegt seine Größe wie seine Schwäche; „wie ein geblendet Pferd", um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, scheint er manchmal einherzustürmen, im sichern Bewußtsein göttlicher Führung alles niederwerfend und zertretend, was in seinen Weg gerät. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß Luther ganz in dem Gedanken eines höchst persönlichen Kampfs mit dem Teufel lebte, daß er jedes seinem Evangelium entgegenstehende Hinderniß auf satanischen Ursprung zurückführte. In den mannigfachsten Gestalten und mit Werkzeugen aller Art zog der böse Feind wider ihn zu Feld; wie er dem Meister aller Anfech-

Digitized by Google

tungen im Gebet Stand hielt oder wohl auch mit einer cynischen Redensart seine Verachtung bezeugte, so glaubte er auf „seine verfluchte Majestät" loszuschlagen, wenn er mit Papst und Bischöfen, mit Kaiser und Fürsten, mit Erasmus oder den radikalen Schwärmern zu tun hatte. So verstehen wir auch sein furchtbares Wort, daß wer betet, zugleich flucht; „wenn ich sage: geheiligt werde Dein Name, so fluche ich dem Erasmus und allen, die wider das Wort sind". Es ist uralter germanischer Kampfesbrauch, den wir in den Trutzliedern der Landsknechte ebenso wiederfinden wie in den erbarmungslosen Hohnreden der altnordischen Poesie; „Hohn mit Hohn soll der Held erwidern," lehrt die Edda. Und auch jene erschreckende Zuversicht, womit er sein Wort für Christi Wort, sein Gericht für Gottes Gericht erklärt und seine Lehre dem Urteil keines Menschen oder Engels unterwerfen will, auch sie ist vielleicht die kühnste Verkörperung des germanischen Individualismus, welche die Geschichte kennt. Luther selbst hat einmal in einem Schreiben an Brenz das Gleichniß gebraucht, von jenem vierfältigen Geist des Elias (1. Kön 19) seien ihm Wind, Erdbeben und Feuer zugefallen, nicht jenes stille sanfte Sausen, in welchem der Herr seinem Propheten naht; Donner und Blitz müssen die Luft reinigen, ehe der Erntesegen reifen kann. Die elementare Kraft seines Wesens drückt er damit ebenso verständnißvoll aus wie das bescheidene Gefühl, daß auch der gerechteste und gewaltigste Kampf doch nur Vorbereitung des Siegs und seiner Früchte sei.

Er ist nicht zum Wanken gebracht worden, auch nachdem die Stürme der Revolution eine tiefe Kluft zwischen dem bisher angebeteten Helden und der Masse der Nation gerissen hatten. Noch im Sommer 1524 zeigten sich die unscheinbaren Anfänge einer Bewegung, die in Flammenschrift den Beweis führen sollte, daß die niedern Klassen ganz und gar nicht gesonnen waren sich am „Wort" genügen zu lassen. Mit der religiösen Gährung hatten sich, wie wir sahen, schon längst sozialpolitische Ideen und Strebungen innig verbunden; unter dem Zeichen des Evangeliums erhoben sich die Kleinen und Gedrückten gegen ihre und Gottes Feinde, gegen alle die „Narren und Buben" in Kutte, Meßgewand und Harnisch.

Digitized by Google

Martin Luther im Jahre 1525.

Digitized by Google

Digitized by Google

Martin Luther im Jahre 1525.

Nach einem Originalgemälde von Lukas Cranach; München, Privatbesitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

VI. Der Bauernkrieg.

Die größte Massenerhebung, welche die Geschichte unserer Nation bisher zu verzeichnen hat, ist nicht religiösen, sondern durchaus sozialen Ursprungs. Über diese Tatsache kann heutzutage kein Zweifel mehr bestehen und Niemand wird mit Fug und Recht auf den alten Vorwurf zurückgreifen dürfen, daß die Reformation den Bauernkrieg hervorgerufen habe. Den Menschen des XVI. Jahrhunderts stand die kirchliche Bewegung zu sehr im Mittelpunkt aller Interessen und lag die religiöse Betrachtungsweise zu stark im Blut, als daß sie nicht entweder die Predigt oder die Hinderung der neuen Lehre für die unter evangelischem Banner einherschreitende Revolution hätten verantwortlich machen sollen. Während die Katholischen die wahren Früchte der lutherischen Ketzerei zu erkennen meinten und die evangelischen Prediger oder auch den „großen Mörder" zu Wittenberg selbst als Haupturheber bezeichneten, schoben die Evangelischen die Anklage hinüber auf ihre radikalen Ableger, die Schwarmgeister, und behaupteten, gerade die altkirchliche Verfolgung der rechten wahren Lehrer habe das Emporkommen unreiner pseudoevangelischer Elemente verursacht. Von allen Seiten sah man den tieferen Grund der Bewegung in dem, was eben die Geister am Lebhaftesten beschäftigte, und vielleicht in keinem Akt der „lutherischen Tragödie" schien für Luther selbst wie für seine Gegner „der tausendfaltige Werkmeister Satan" deutlicher mitzuspielen. Daneben traten die wirklichen Beschwerden der Bauern und die zahlreichen agrarischen Aufstände der jüngsten Vergangenheit, von welchen man doch kurz vorher so viel gesprochen hatte, mehr oder weniger in den Hintergrund. Aber je einseitiger sich die herrschende Richtung irgend einer Zeit literarisch kundgeben mag, desto mehr müssen wir uns bemühen, den vielgestaltigen Reichtum des geschichtlichen Lebens unter der oft entstellenden Hülle des zeitgenössischen Vorurteils gewahr zu werden. Daß die aufständischen Bauern selbst sich dem Sprachgebrauch ihrer Epoche anbequemt und das Evangelium, das lautere Gotteswortes, die christliche Freiheit und Bruderliebe unermüdlich im Mund geführt haben, darf uns gleichfalls nicht täuschen; hinter diesen Schlagworten verbarg sich wie hinter den philosophischen Phrasen der französischen Revolution ein sehr greifbarer Inhalt von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Herzenswünschen. Mit dem Evangelium Luthers hatte das Evangelium der Bauern kaum irgend welche innerliche Fühlung.

Digitized by Google

Man hat sich neuerdings an der Bezeichnung Bauernkrieg gestoßen, da ja auch das städtische Proletariat, der niedere Klerus und sogar einzelne Elemente des niedern Adels in die Bewegung eingetreten sind. Aber wie die große Masse der Revolutionsheere aus Bauern bestand, so trägt auch das allgemein angenommene Programm der zwölf Artikel eine ausgesprochen agrarische Färbung. Lassalle hat bekanntlich deshalb dem Bauernkrieg, der nur eine gerechtere Durchführung der ganz auf den Grundbesitz basirten mittelalterlichen Gesellschaftsordnung verfolgt und die modernen Mächte des fürstlichen Staats und des städtischen Kapitals bekämpft habe, einen reaktionären Charakter zuschreiben wollen, eine Auffassung, die keineswegs als eine durchaus irrige betrachtet werden darf. Denn in gewissem Sinn bildet die deutsche Revolution den tragischen Abschluß einer langen Reihe von agrarischen Bewegungen, welche zumal in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die große wirtschaftliche Umwälzung begleiten und in der Regel, wenn auch nicht immer ihren Tendenzen eine religiöse Weihe zu geben suchen. Man wird aber mit dem Bauernkrieg der Reformationszeit nicht etwa die Freiheitskämpfe der Friesen oder der Schweizer in Parallele setzen dürfen; hier fehlt jenes Streben nach einer allgemeinen sozialen Umgestaltung, welches an die verschiedensten Verhältnisse seinen idealen Maßstab anlegt und sich meist in irgend einem möglichst dehnbaren Schlagwort ausspricht. Die roheste Gestalt der agrarischen Revolution finden wir in Frankreich; während die sogenannten Pastorels von 1251 und 1320 wenigstens noch ein religiöses Aushängeschild für ihre Plünderungen des Klerus und der Juden führten, ist die berüchtigte Jacquerie von 1358 das Aufbäumen einer niedergetretenen Landbevölkerung, deren völlige Vertierung uns von den Sünden ihrer Herren einen genügenden Begriff gibt und nach dem Urteil eines französischen Historikers nur in dem Negeraufstand von S. Domingo ein würdiges Seitenstück findet; „sie kämpften, um Marter mit Marter, Schimpf mit Schimpf heimzuzahlen". Ihr Prinzip, wenn man überhaupt von einem solchen reden will, war einfach das vom Rachedurst geschärfte Bewußtsein ihrer Masse; wie ein normannischer Dichter des XIII. Jahrhunderts bei seiner Schilderung eines ältern Bauernaufstandes die Bedrängten argumentiren läßt: „wir sind Menschen wie sie (die Adligen), wir haben die nämlichen Glieder wie sie, eben so große Leiber und 30 oder 40 Bauern gegen einen Ritter". Ein ganz anderes Bild zeigt bei allen Ausschreitungen die englische Revolution des Jahres 1381, welche gleich dem deutschen Bauernkrieg durch eine Reihe von kleineren Aufständen angekündigt und von einer reichen Volksliteratur der Klage und Satire vorbereitet auch darin eine auffallende Ähnlichkeit zeigt, daß schon die zeitgenössischen Gegner Wiclifs dem großen englischen Reformator die Verantwortung aufzubürden suchten. Es wird wie in Deutschland, so wenig Wiclif selbst an die Erregung von Aufruhr gedacht hat, die biblische Propaganda seiner Wanderprediger, der „armen Priester" doch zum Wachstum der vorhandenen Gährung beigetragen haben. Wir finden wenigstens in den Äußerungen

Digitized by Google

der zum Teil geistlichen Demagogen die Berufung auf die Wahrheit, die man befreien müsse. Ganz an die apokalyptischen Stimmungen und Weissagungen in Deutschland erinnert die englische Hoffnung auf einen König, welcher den Klerus nach den Worten der Schrift züchtigen und den armen Mann erlösen soll. Wie in Deutschland sehen wir die niedere Geistlichkeit, zumal Bettelmönche, lebhaft an der Bewegung teilnehmen; „als Adam grub und Eva spann, wer war da der Edelmann?" so lautete ein beliebter Text ihrer aufreizenden Predigten. Adelige wurden gezwungen, sich kniefällig zur Brüderschaft mit den Bauern zu bekennen. Der Pöbel von London schloß sich freiwillig an, aber die Forderungen der bewaffneten Volkshaufen waren durchweg agrarische und an der Spitze stand die Aufhebung der Leibeigenschaft. Hatte sich doch die englische Volksdichtung eine mystische Idealgestalt des armen Bauern geschaffen, die von der derben Figur des deutschen Karsthans sehr zu ihrem Vorteil absticht; „Peter der Pflüger" ist allein noch unbefleckt, er kennt den Weg der Wahrheit und hat tieferes Wissen als irgend jemand vom Leiden der Menschheit.

Die Verwandtschaft der englischen und der deutschen Bewegung ist eine sehr nahe; auch der Ausgang scheint auf den ersten Blick der gleiche, indem hier wie dort die Revolution mit äußerster Härte niedergeschlagen wird. Doch in England erscheint seither die Leibeigenschaft zwar nicht rechtlich, wohl aber tatsächlich aufgehoben, während der deutsche Bauernkrieg bekanntlich erst die schlimmsten Zeiten für unsere Landbevölkerung eingeleitet hat. Vielleicht darf man auf den Unterschied der Jahrhunderte einiges Gewicht legen und von einer starken Verspätung der agrarischen Revolution in Deutschland sprechen. Jedenfalls war die wirtschaftliche Glanzzeit des deutschen Bauern vorübergegangen, ohne daß die Landbevölkerung weder im Reich noch in den meisten Territorien als selbständiges Glied dem politischen Organismus eingefügt wurde, und auch die Ablösung der Frohnden und Naturalabgaben kam wieder ins Stocken, als die adeligen Grundherren die Entdeckung machten, daß sie mit den vielleicht vor Jahrhunderten normirten Zinsen ihrer Bauern die gesteigerten Bedürfnisse des Lebens und die neu hinzukommenden Forderungen des territorialen Staats und des Reichs nicht mehr befriedigen konnten (vgl. S. 40). Man bemühte sich wohl die Ablösung wieder rückgängig zu machen, wie überhaupt mit den verschiedensten Mitteln die stärkere finanzielle Ausbeutung der Gutshörigen und vielfach auch eine Verschlechterung ihres persönlichen Rechtsstands angebahnt wurde (vgl. S. 44 ff.). Wenige Herren dürften mit dem Österreicher Stubenberg die Abforderung des „Sterbochsen", des Besthaupts beim Ableben des armen Manns für eine Ungerechtigkeit gehalten oder mit dem Grafen von Zimmern ihren Söhnen die gewissenhafte Einhaltung der fixirten Zinsen und Dienste auf die Seele gebunden haben. Und dabei nahm dieser Adel in der Regel nicht den geringsten Anteil an der Bewirtschaftung des Bodens, an welchem ihn allein die Erträgnisse interessirten; erst später beginnt der Ritter, übrigens nicht zum Frommen des Bauern,

Digitized by Google

sich selbst der wirtschaftlichen Ausnutzung seines Grundbesitzes anzunehmen. So sehr man sich allerdings hüten muß die früher berührte Mannigfaltigkeit der Verhältnisse (S. 42), die sich in den Widersprüchen der zeitgenössischen Beurteilung spiegelt, unter eine bestimmte Schablone zu bringen, so darf doch z. B. die Tatsache nicht übersehen werden, daß seit dem Schluß des XV. Jahrhunderts bereits das schlimme Symptom einer zunehmenden ländlichen Verschuldung sich zu zeigen beginnt. Der sogenannte Rentenkauf (S. 33) war ursprünglich, weil nur von Seiten des Schuldners kündbar, eine wohltätige Form des landwirtschaftlichen Kredits, konnte aber gleichwohl auch für den Bauern sehr verhängnißvoll werden. So schildert eine Flugschrift den Kunstgriff des städtischen Kapitalisten, der dem Bauern auf seine Grundstücke von 100 Gulden Wert 20 Gulden leiht, in der Voraussicht, daß der Schuldner die jährliche Rente oder Gült von einem Gulden nicht lange entrichten könne; „so nehm ich das Gut an und stoß den Bauern davon," spricht der Bürger; „so überkomm ich das Gut und das Geld". Daneben kam auch eine weit gefährlichere Form von Darlehen in Brauch, welche, von beiden Seiten kündbar, durch Verschreibung etwa der künftigen Ernte oder der bevorstehenden Schafschur gesichert wurde, „also daß, was ihm (dem armen Mann) erwächst, nicht sein ist," wie Sebastian Franck sich ausdrückt. Luther erklärt den Zinskauf geradezu für den Ruin der Nation; er meint, wer 100 Gulden besitze, könne jährlich einen Bauern oder Bürger „fressen, und leidet darüber keine Gefahr, weder an Leib noch Waare, sitzt hinter dem Ofen und brät Äpfel". Nehmen wir die Tatsache hinzu, daß bereits in manchen Gegenden eine sehr starke Güterzersplitterung eingetreten war; schon im XIV. Jahrhundert hatte, wie Gothein nachweist, in Südwestdeutschland eine förmliche Spekulation in landwirtschaftlichen Werten um sich greifen können, und es verdient gewiß beachtet zu werden, daß Gebiete der äußersten Zersplitterung, wie das Tauber- und Neckartal, der Bruchrain, die Ortenau, im XV. und XVI. Jahrhundert als Hauptherde der agrarischen Gährung erscheinen. Auch für Mosel und Mittelrhein hat Lamprecht das Herabsinken des Normalguts von der ganzen auf die Viertelhufe konstatirt, während der Versuch die Teilung einzuschränken erst recht ein ländliches Proletariat ohne Land schuf.

Daß die Einführung eines fremden Rechts sich nicht ohne ungünstige Rückwirkung auf die Lage der Landbevölkerung vollzog, wurde bereits früher ausgeführt (S. 44 f.). Die alten gerichtlichen und wirtschaftlichen Verbände der Gemeinde, der Mark- und Hofgenossenschaft erhielten sich wohl noch lange über die Katastrophe des Bauernkriegs hinaus und wurden erst allmählich zu inhaltslosen Formen, aber diese bäuerliche Selbstverwaltung vermochte doch, wie Gierke sagt, „in der großen Krisis der ländlichen Kultur die erforderliche reorganisatorische Kraft nicht zu entfalten". So wenig die Gewöhnung an eigne Gerichtsbarkeit und die Wehrhaftigkeit den Bauern vor der Übermacht des modernen Staats zu schützen vermochten, so bedeutungslos ist es für die Beurteilung der agrarischen Revolution, wenn etwa darauf hingewiesen wird,

Digitized by Google

daß der strengste Begriff von Leibeigenschaft auf die bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse des XV. und XVI. Jahrhunderts nicht anwendbar sei. Ich möchte hier durchaus der Ansicht Freytags beipflichten: „wer über Zustände der deutschen Vergangenheit urteilt, muß sich hüten, die tatsächlichen Verhältnisse eines Standes nach dem Recht desselben zu beurteilen" (vgl. S. 42). Darauf vielmehr kommt es an, wie diese vielfach abgestufte Gebundenheit von den Bauern jener Zeit empfunden worden ist, und es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß sie in ihrer großen Mehrheit dieselben als ein schweres Unrecht betrachtet haben. Dieses Gefühl eines sozialen, nicht nur wirtschaftlichen Unrechts verschärfte sich ganz besonders, wie neuerdings Gothein und Lamprecht überzeugend dargelegt haben, durch das „Bewußtsein eines geistigen Pariatums". Fremd, widerwärtig und doch überlegen erschienen den Bauern die geistigen Mächte der neuen Zeit, der fürstliche Staat, das römische Recht und die humanistische Bildung; sein eignes von Spuren einer barbarischen Vorzeit durchsetztes Recht (vgl. S. 48) wurde wiederum von den höheren Ständen verlacht, in deren Lied und Bühnenspiel die idiotenhaften Gestalten der „Filzhüte", „Flegel" und „Ackertrappen" das Entzücken der spottlustigen Hörer waren. Aber mit der Zeit hatte sich, wie wir sahen, eine literarische Richtung von entgegengesetzter, höchst demokratischer Färbung herausgebildet; der viel verhöhnte Bauer war doch auch zum Typus der unverdorbenen Volkskraft und zum Helden der kommenden Revolution gestempelt, als edler, frommer, heiliger Bauer verherrlicht worden (S. 142 ff.). Die Apokalyptik wie die Astrologie hatten sich der Kleinen, Niedrigen und Ungelehrten angenommen, indem sie ihnen, den Enterbten der Gegenwart, die Zukunft versprachen, freilich eine blutige Zukunft voll erschlagener Herren und Pfaffen. Und mit diesen Elementen des Aberglaubens, welchen Kopf und Herz der Verbitterten sich leicht erschlossen, war seit dem XV. Jahrhundert, seit den siegreichen Schlachten der hussitischen Heere ein biblischer Radikalismus auf das Engste verwachsen. Wir fanden die Schlagworte von der Gerechtigkeit Gottes und der christlichen Freiheit auch in den zahlreichen Einzelerhebungen deutscher Bauernschaften wirksam, die als Vorspiele der großen Revolution gelten müssen. Und nun lauschte der deutsche Bauer mit der ganzen Nation der ergreifenden und entflammenden Rede des großen Bauernsohns; das Evangelium war wieder gekommen, alle Menschensatzungen als hinfällig, ja teuflisch und verwerflich erwiesen, die Freiheit des Christenmenschen von allen äußerlichen Normen verkündigt worden. Der Papst der Antichrist, Kaiser und Fürsten nicht viel besser, die Gelehrten betrogene Betrüger, die Hochschulen Molochstempel, die Kaufleute Wucherer, die Juristen Räuber, Reichtum, Macht und Bildung nichts, das Wort Gottes alles, für die Einfältigen leichter zugänglich als für den Dünkel der Wissenschaft: das war eitel Trost und Erquickung für den erwartungsvollen kleinen Mann. Jetzt oder nie war seine Zeit gekommen.

Von dem aufreizenden Ton der Flugschriften, von der bedeutsamen Rolle, die hier der arme Mann als Anwalt des Evangeliums spielt, ist schon

Digitized by Google

früher berichtet worden. Wir müssen aber noch zwei besonders wichtige Faktoren der großen sozialen Erschütterung näher ins Auge fassen, die Astrologie und die radikale Predigt. Denn so wenig wir die eine wie die andere als die eigentliche Ursache der Revolution ansehen dürfen, so haben doch beide die Erhitzung der Gemüter bis zu jenem äußersten Grad, mit welchem die Explosion eintreten muß, in ganz unberechenbarer Weise gefördert. Die Astrologie, eigentlich die einzige unter den Wissenschaften jener Zeit, welche teils durch Vermittlung der Ärzte, teils unmittelbar durch ihre Kalender und Praktiken mit dem Landvolk in Berührung trat (vgl. S. 139 f.), hatte freilich der Ansicht Vorschub geleistet, daß die Bauern Kinder des Planeten Saturn, d. h. gleich den Verbrechern und Landstreichern zum Unglück geboren seien; die nämliche Ansicht wurde wohl auch durch die Ableitung der Leibeigenschaft von Cham ausgedrückt und wir sehen aus solchen Erklärungsversuchen, wie die höheren Stände sich die traurige Lage der untersten Volksschichten zurechtzulegen und das auch bei ihnen erwachende Gefühl eines sozialen Unrechts zu beschwichtigen suchten. Aber die Astrologie hatte doch auf der andern Seite längst die reformatorische Mission oder wenigstens die künftige Rache des gemeinen Manns vorhergesagt, ganz im Einklang mit zahlreichen sonstigen Formen des Prophetentums (S. 144 ff.). Und wie in der Reformationszeit jenes apokalyptische Compendium des Bischofs von Chiemsee (S. 146) erschien und die Reformation Kaiser Sigismunds (S. 149) neu aufgelegt wurde, so häufte sich immer mehr die astrologische Literatur, die nach Friedrichs Angabe sogar die reformatorische an Zahl übertroffen hätte. Es war vor allem jene Ankündigung einer sündflutartigen Überschwemmung für das Jahr 1524, die beim Herannahen des Termins eine geradezu fieberhafte Spannung erregen mußte (S. 145). Obwohl selbst manche Astrologen den übertriebenen Befürchtungen entgegentraten, vermochten sie doch die Wirkung der einmal verbreiteten und eingebürgerten Schreckenskunde nicht mehr rückgängig zu machen. Wurden doch sogar praktische Verhaltungsmaßregeln für die große Wassersnot ausgegeben, welche bei einem Zusammentreffen von 16 Konjunkturen im Zeichen des Wassermanns unvermeidlich bevorstand. Aber es handelte sich nicht nur um große Naturerscheinungen, sondern auch um die längst angedrohte Revolution, um die Züchtigung der geistlichen und weltlichen Gewalten. „Große Zettel und Büchel mit vielen wunderlichen und öden Gemälden" fesselten das Interesse auch der Ungelehrten; wie mußte es dem gemeinen Mann behagen, auf einem solchen Holzschnitt Papst, Kaiser und Klerisei vor den Dreschflegeln und Heugabeln der von Saturn geführten Bauern zittern zu sehen! Schon wagte der berühmte Wiener Mathematiker Tannstetter, seine Wissenschaft offen in den Dienst der Reformation zu stellen und den Tyrannen, die sich wider das Evangelium setzen, ihren Lohn in nächste Aussicht zu stellen; „der Himmel weist der Pfaffheit viel Übel; — auch ist zu besorgen ein Bundschuh der Gemeinen wider die Herrschaft und vornehmlich wider die Bischöfe und alle Pfaffen, welchen ihre Zinsleute nimmer

Digitized by Google

Practica vber die groſſen vnd manigfeltigen Coniūction der Planeten/die im Jar. M. D. XXiiij. erſcheinen/vñ vngezweiffelt vil wunderbarlicher ding geperen werden.

Auß Kö. Kay. May. Gnaden vnd Freyhaiten/Hüt ſich menigklich/dyſe meine Practica in zwayen Jaren nach zůrucken/bey verlierung. 4. Marck lötigs Golds.

Eine Prophezeiung des Bauernkrieges.
Facſimile des Titels von: Practica für das Jahr 1524 von Rynmann.
Gedruckt zu Nürnberg 1523.

zinſen werden". Freilich fügt er hinzu, der Bundſchuh, der „nicht allein wider einen Herrn, ſondern auch ſchier wider alle" ſich richten ſolle, werde

Digitized by Google

mit ungeschickter Waffe kämpfen und zum Unheil der Bauern ausschlagen. Aber es wird gegangen sein wie mit den Worten Luthers; das Volk nahm sich das heraus, was seinen Neigungen entsprach, ohne sich um das Übrige zu kümmern. Die Astrologen selbst, deren eigentliches Publikum doch immer die vornehmen und gelehrten Kreise bildeten, haben sicherlich in den seltensten Fällen die Absicht verfolgt, Aufruhr zu erregen; nur vereinzelt stoßen uns Persönlichkeiten auf wie der schwäbische Mediziner Alexander Sytz, der schon am „armen Konrad" (vgl. S. 155 f.) teilgenommen und gegen den Adel polemisirt hatte, noch ehe er seine Briefe und „große gemalte Bilder mit viel Tieren und Mühlrädlein" zur Ankündigung des Schreckensjahres 1524 auf den Wormser Reichstag sandte. Eben in der genauen scheinbar wissenschaftlichen Berechnung eines Termins, der die Verwirklichung all der längst geträumten Umsturz- und Rachebilder bringen sollte, lag die verhängnißvolle Bedeutung dieser astrologischen Publikationen; auch die höheren Stände mag ein lähmendes Gefühl beschlichen haben, als zwar nicht die allgemeine Überschwemmung, wohl aber die Revolution, „ein Sündfluß nicht des Wassers, sondern des Bluts", hereinbrach.

Ungleich gewaltiger war freilich die Wirkung der radikalen Predigt, wie sie teils streng biblisch, teils mystisch gefärbt von den Kanzeln der Kirchen, auf den Straßen der Städte oder auf freiem Feld an die Massen, im engen Privathaus an die kleinen Kreise der bekannten Gesinnungsgenossen sich wandte. Luthers Dreinfahren in Wittenberg hatte jene volkstümliche Mystik der Zwickauer Propheten nur für den Augenblick zum Schweigen gebracht; auch Karlstadt war wohl vom Schauplatz seiner mißglückten Führerrolle zurückgetreten, aber nur um in grollender Abkehr vom lutherischen Reformationswerk seine eignen Wege zu gehen. In einem benachbarten Dorf ließ sich der vormalige Doktor als Bauer nieder, ging als „Nachbar Endres" im grauen Kittel einher und holte als der Jüngste das Bier für die älteren Gemeindeglieder; schon früher hatte er ja erklärt, arme Arbeiter verstünden es besser Gott im Geist zu dienen als müßige Mönche und Nonnen. Kurz darauf zog es ihn doch wieder auf eine Pfarrstelle; in Orlamünde ergoß er als Prediger die ganze Fülle seiner Mystik, deren „Gelassenheit", „geschwinde Langweiligkeit" und „langweilige Sehnlichkeit" er auch in einer ganzen Reihe von Schriften anpries. Man kann nicht sagen, daß er eine soziale Umwälzung verfolgt hätte; nur auf das kirchliche Gebiet bezog sich seine Betonung der Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde und seine Forderung, daß der Laie dem Prediger widersprechen dürfe, wenn er „eine Eröffnung habe". Denn neben einem Biblizismus, der ihn an seinem Krieg gegen die Bilder hartnäckig festhalten ließ, stand doch wieder seine Überzeugung, daß im Grunde die göttliche Erleuchtung, das „Zeugniß vom Geist und mit Inwendigkeit" genügend sei. Sein offener Kampf mit Wittenberg knüpfte sich an die Abendmahlslehre, die er halb rationalistisch faßte, nicht ohne gelegentlich einen mit himmlischer Inspiration begnadigten Bauern als Zeugen

Digitized by Google

für seine Ansicht einzuführen. Seine Gemeinde stand in voller Begeisterung zu ihm; „hier wohnet," so faßt Luther sarkastisch ihr Urteil zusammen, „Gott und der heilige Geist mit allen Federn und Eiern". Aber als er im Sommer 1524 selbst nach Türingen zog, um mit den Schwärmern aufzuräumen, fand er kräftigen Widerstand. Die Orlamünder, die ihm schon vorher einen groben Brief geschrieben hatten, umringten ihn, „als ob sie ihn fressen wollten", und Luther, von einem erleuchteten Schuster und andern Laien mit den seltsamsten Argumenten angefochten, brach diese Disputation bald ab, um von Verwünschungen begleitet die Stadt zu verlassen; „ich ward froh," erzählte er, „daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward". Karlstadt, der zu Jena seinem Gegner ins Gesicht literarische Fehde angesagt und ihn zusammen mit seiner Gemeinde beim Kurfürsten verklagt hatte, wurde von diesem des Landes verwiesen, wie er in den Abschiedsbriefen an die Männer und Weiber seiner Gemeinde sagt, „unverhört und unüberwunden, vertrieben durch Martinum Lutherum". Sein Leben wurde zur Wanderschaft; in Rotenburg, Straßburg, Basel und andern Orten fand der gelehrte Sonderling, der jetzt gegen Luther als den „neuen papistischen Sophisten" und „des Antichrists nachgebornen Freund" loszog, zwar kein festes Asyl, aber doch manche entschiedene Anhänger. Ein begeisterter Rotenburger, der Lateinlehrer Ickelsheimer, richtete zur Verteidigung seines Meisters eine scharfe Schrift gegen Luther, dem er Christenverfolgung, Verachtung des gemeinen Mannes und anstößiges Wohlleben vorwarf. Dem von Luther verspotteten grauen Rock Karlstadts stellt er das allzuweltliche Kostüm des Wittenberger Reformators, seine „Hemder mit Bändlein" und sein Lautenspiel gegenüber, nicht ohne das hübsche Gemach zu erwähnen, „das über dem Wasser steht, darin man trunk und mit andern Doktoribus und Hern fröhlich war". Bedeutsam ist an diesen Erscheinungen die unverkennbare Tatsache, daß schon damals Luther nicht mehr der Held des ganzen antirömischen Deutschland, daß für manche evangelische Kreise der Zauber seiner Persönlichkeit gebrochen und sein Standpunkt ein überwundener war. Das Ideal der evangelischen Radikalen, „ein niedriger und zerschlagener Christ, welcher allein ein Christ ist", schien sich ebenso hoch über die lutherische Freude an den „Kreaturen" zu erheben wie ihre anspruchsvolle mystische Ausdrucksweise über die Natürlichkeit des großen Bibelverdeutschers. Beides stellte freilich nur einen Rückfall in die Befangenheit früherer Generationen dar, aber was solchen Verirrungen den Beifall zumal der niederen Klassen sicherte, war neben dem Fortwirken der alten asketischen Weltanschauung der demokratische Zug; wie es Eindruck gemacht hatte, als Luther erklärte, arme Bauern und Kinder verstünden mehr von Christus als die gesammte Hierarchie, so wirkte jetzt Karlstadts Versicherung, daß die Bauern in Hellingen, Deustat, Frei-Ortla und andern Dörfern christlicher und geschicklicher im Namen Christi reden könnten als Doktor Luther.

Dieses christliche Reden der Bauern ist nun ganz buchstäblich zu nehmen.

Digitized by Google

Nicht allein die ehrsamen Handwerker in den Städten, sondern auch die Männer vom Pflug und Dreschflegel nahmen zuweilen die Ideen vom allgemeinen Priestertum und von der Verpflichtung jedes einzelnen Christen zur Schriftforschung sehr ernsthaft; waren doch, wie der schwäbische Kürschner Lotzer bemerkt, die Jünger Christi ebenfalls „schlechte Laien" gewesen und das rechte Verständniß konnte nicht von Menschen, allein von dem Herrn selbst als dem wahren „Schulmeister" gewonnen werden. Manche der evangelischen Prediger wie Matthias Waibel zu Kempten suchten geradezu einfache Laien zur Verkündigung des göttlichen Worts heranzuziehen; so predigte im Allgäu der Bauer Häberlin vor vielen hunderten seiner Standesgenossen auf freiem Feld, taufte sein Kind selbst und trug sich mit der Absicht auch das Abendmahl auszuteilen. Zum Predigen hatte ihn neben andern ein Bauer veranlaßt, der ebenfalls „auf dem Predigtstuhl" gestanden war, und er wußte seinem Publikum in höchst drastischer Weise auseinanderzusetzen, wie in den „Zälteln" (Hostien), welche die plattigen Mönche und Sophisten und Antichristen zur Anbetung in die Höhe heben, nicht Christus darin und dabei sei, sondern der leibhaftige Teufel. Am Meisten charakterisirt es aber die herrschende Stimmung, daß wir Geistliche als Laien, Gebildete als Bauern auftreten und ihre Maske mit der größten Sorgfalt durchführen sehen. So erwarb sich ein schwäbischer Pfarrer ungeheuren Zulauf, indem er als Wanderprediger in ländlicher Tracht umherzog und seine völlige Unkultivirtheit dadurch zu erweisen suchte, daß er Bücher verkehrt in die Hand nahm und in guten Häusern die Füße auf die Bank oder auf den Tisch legte. Dieser sogenannte „Bauer von Wöhrd", dessen Beredsamkeit selbst einem Spalatin imponirte, kam aus Schwaben nach Franken, wo er zumal in Nürnberg und Rotenburg eine aufregende Wirksamkeit entfaltete. Seiner Unkenntniß des Lesens und Schreibens pflegte sich ja auch Niklas Storch, der Zwickauer Prophet, zu rühmen. Neben dem Sermon des Bauern von Wöhrd erschienen auch andere bäuerliche Traktate von vorgeblichen Analphabeten; auf dem Titelblatt einer solchen Schrift heißt es:

„ich bin ein pawr von menschlicher artt;
Gott wendt sein gnad, wo es ym behagt."

Mit dem ominösen Namen Karsthans schmückte sich ein schwäbischer Mediziner, der auf den Gassen von Straßburg nach der Angabe seiner katholischen Gegner u. a. auch die Ausrottung alles „Erbvolks" (Klerus) gepredigt haben soll und von wütenden Geistlichen mit Messern angefallen wurde.

Während manche Prediger die Konkurrenz der Laien begünstigten und wohl gar als fromme Betrüger mitspielten, steigerten andere die Aufregung des Landvolks durch ihre scharfe Polemik gegen die kirchlichen Zehnten und gegen alles Zinsnehmen. So kehrte sich der Schweizer Jakob Strauß, nachdem er in Berchtesgaden und Hall (vgl. S. 389) gewirkt hatte, als Prediger zu Eisenach gegen den „Wucher", der so überhand genommen habe, „daß sich die Juden unter den Christen nicht mehr nähren mögen," und vom Papst

Digitized by Google

Ain ... oom
Pa ... ntag

Facsimile des Titels einer Predigt von dem Bauern von Wöhrd.

Digitized by Google

wie von den Juristen mit ihrem „groben unchristlichen Hirn" beschönigt werde; er warnt allerdings vor Anwendung von Gewalt, fordert aber, der arme Mann solle Gott mehr gehorchen als den Menschen und sich durch kein Gebot noch Gewalt zur Erlegung des antichristlischen Wuchers nötigen lassen. Schappeler in Memmingen erklärte alle Zinsen und Zehnten für unchristlich; der Himmel sei den Bauern offen, dem Adel und Klerus aber verschlossen. Waibel in Kempten, Brunfels in Straßburg und andere sprachen und schrieben im gleichen Sinn; Dr. Mantel in Stuttgart verwies den „armen frommen Menschen" auf die israelitischen Jubeljahre, in welchen alle Schulden vernichtet worden seien; „das wären die rechten Jahre!" Wie hätten neben solchen Worten die beigefügten Abmahnungen vom Aufruhr noch Gehör finden sollen! Der kleine Mann, der Bauer sah mit einem Mal seine kühnsten Erwartungen übertroffen; die Verkündiger des Evangeliums selbst gestanden ihm volle Gleichberechtigung oder sogar bessere Einsicht in religiösen Fragen zu und die Verweigerung verhaßter und drückender Abgaben wurde zu einer heiligen Pflicht.

Noch glaubten die meisten von jenen Aposteln der neu erkannten Wahrheit an die unwiderstehliche Kraft des Worts; Christus, meint Strauß, werde die Tyrannen mit dem Geist seines Munds erlegen und das Schwert des Evangeliums alles Ungöttliche zertrennen, ohne leibliche Wunden zu schlagen. Sehen wir doch auch Karlstadt und seine Anhänger sich offen von Thomas Münzer und den Seinigen lossagen; die Orlamünder schrieben 1524 den Alstedtern, sie wollten nicht zu Messern und Spießen laufen und könnten sich als freie Christen, die nur mit dem Harnisch des Glaubens gewaffnet seien, nicht mit ihnen verbinden. Denn in der kleinen türingischen Stadt Alstedt hatte Münzer als Prediger nicht nur einen völlig deutschen Gottesdienst eingerichtet, sondern er suchte hier geradezu das Centrum für einen Radikalismus zu schaffen, dessen phantastische Formen eben so auf empfängliche Gemüter rechnen durften wie die zu Grund liegende Idee des Kommunismus. Wir haben sicherlich keinen Grund, dem Mann, welcher sich recht eigentlich zum Propheten der „niedrigen Groben" und der „arbeitsseligen" Bauern aufwarf, einen aufrichtigen Idealismus, eine tiefempfundene Entrüstung über die unwürdige Lage der unteren Klassen abzusprechen. Aber mit düsterer Glut brannte die Leidenschaft der Rache in diesem derben Niedersachsen und die Überkraft seiner Sprache läßt wie die Unklarheit seiner visionären Mystik jede Selbstzucht des Geistes vermissen. Er hatte wie Luther aus der Mystik eines Tauler Nahrung geschöpft und zugleich die Apokalyptik des Abts Joachim, die Fundgrube spätmittelalterlicher Schwärmerei, kennen gelernt, „aber meine Lehr," versichert er einmal, „ist hoch droben, ich nimm sie von ihm nicht an, sondern vom Ausreden Gottes". Durch die „Wogen" der Anfechtung und Betrübniß war er zu einer innerlichen Erfahrung Gottes gelangt, die nach seiner Überzeugung durch den „heiligen Buchstaben" niemals gewonnen werden konnte, und wenngleich jemand hunderttausend Bibeln gefressen hätte; die Bibel sei nur geschaffen zu töten

Digitized by Google

und nicht lebendig zu machen. Die äußerste Höllenqual der Verzweiflung, „grausames Brausen vieler Wasserströme" war unerläßliche Vorbereitung für den Auserwählten; „solche traurige Menschen sein die allerbesten". Aber dafür sollten die Auserwählten auch, wie es die Theorie der Taboriten und später das vorbiblische Gotteswort der englischen Levellers forderte, für ihre Weltentsagung mit der Weltherrschaft belohnt werden. „Könige sollen ihnen dienen, und welches Volk ihnen nicht dienen will, das soll umkommen," so hatte das radikale Husitentum mit den Worten des Jesajas gesprochen. „Dann kommt der Herr," schreibt Münzer an seine Brüder zu Stolberg, „und stößt die Tyrannen zu Boden; — er schürzet den mit seiner Kraft, der mit zerknirschten Lenden erharret des Herrn."

In den schärfsten Gegensatz zur Lehre und Praxis der Wittenberger trat dieser „alstedtische Geist", der es nicht verschmähte in Träumen und Gesichten seine Bekräftigung zu suchen. Münzers eigenes Gebahren war zu Zeiten nicht ganz normal; wie er in seiner mystischen Weltentfremdung die Nachricht von der Geburt eines Sohns ohne Zeichen von Teilnahme anhörte, so fiel es ihm wohl dazwischen ein, die Leute durch falschen Feuerlärm zum Besten zu haben oder Nachts in Wehr und Waffen durch die Gassen zu rennen, als ob man ihn fangen wollte. Aber auf das niedere Volk übte seine Erscheinung wie seine Lehre einen wahren Zauber; aus vielen Städten Türingens strömten sie nach Alstedt, bis die Zerstörung einer benachbarten Kapelle der Regierung den Anlaß gab, den gefährlichen Propheten, der bereits die Kindertaufe für ein „viehisches Affenspiel" erklärte, wegzujagen. Kurz vorher hatte Münzer vor dem Kurfürsten und dem Herzog Johann eine Predigt gehalten, in welcher er die „teuren Regenten" zur Gewalt gegen alle Feinde des Evangeliums aufrief; „die Gottlosen haben kein Recht zu leben". Sollten aber die Fürsten dem Wort Christi, der geboten habe seine Feinde vor seinen Augen zu würgen, nicht nachkommen, so wären sie Teufel anstatt Diener Gottes und der Herr werde mit einer eisernen Stange unter die alten Töpfe schmeißen. Er sagte ihnen gerade ins Gesicht, die Gewalt des Schwerts sei bei der ganzen Gemeinde, Fürsten und Herren aber die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Man muß sich nur wundern, daß ihm diese wahrhaft alttestamentliche Offenherzigkeit für den Augenblick noch nachgesehen wurde. Nach seiner Vertreibung schlug er seinen Sitz in der Reichsstadt Mühlhausen auf, wo bereits der vormalige Cisterzienser Heinrich Pfeiffer das Evangelium mit stürmischer Heftigkeit gepredigt und die Gemeinde zum Aufstand gegen den Rat gehetzt hatte; auch in Langensalza ließen die Handwerker und ihre Frauen sich hören, sie wollten mit den Reichen teilen und rote Schauben haben. Münzer finden wir bald darauf in Nürnberg, wo er seine „hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" drucken ließ. Andere Angriffe gegen Luther und dessen Richtung waren schon vorhergegangen; Münzer faßt einmal seine Ansicht kurz und bündig dahin zusammen: „die, so bloß den Glauben lehren, sind Mast-

Digitized by Google

säue". Luther, der als Doktor Lügner, Jungfer Martin, Erzheide, Erzbube, wittenbergischer Papst, keusche babylonische Frau titulirt wird, erscheint ganz wie in den katholischen Streitschriften als Genußmensch und zudem als elender Fürstenknecht, wie ja auch Münzer die Verläumdung gegen ihn vorbringt, er sei zu Worms nur deshalb standhaft geblieben, weil seine adeligen Gönner ihn sonst umgebracht hätten; sein „honigsüßer Christus" wird verspottet, seine Läugnung der Willensfreiheit für frech und lästerlich erklärt. Gewidmet war das Pamphlet dem „durchlauchtigsten wohlgebornen Fürsten und allmächtigen Herrn Jesu Christo". So dachte der „Weltfressergeist", wie Luther sich ausdrückt, das alte Gespenst eines deutschen Taboritentums heraufzubeschwören und eine Revolution zu entfesseln, welche die Erbarmungslosigkeit gegen alles Unkraut unter dem Weizen, den Tod aller Gottlosen auf ihre Fahne schrieb. Eines jener Pamphlete trägt die Unterschrift: „Thomas Münzer mit dem Hammer".

Wir dürfen doch nicht vergessen, daß neben solchen Ausgeburten einer radikalen Mystik auch ernsthafte positive Vorschläge über die Gestaltung des neuen Deutschland im Umlauf waren, Vorschläge, deren ausgesprochene Vernunftmäßigkeit und konsequente Durchführung gewisser allgemeiner Prinzipien zuweilen fast mehr an das XVIII. als an das XVI. Jahrhundert erinnert. Die Entwürfe einer Neuordnung des geistlichen und weltlichen Standes, wie sie Eberlin in seinem 10. und 11. Bundesgenossen als „Statuten aus dem Land Wolfaria" (1521) niedergelegt hat, zeigen freilich manche phantastische Züge, aber durchaus modern ist das Bestreben, dem Gemeinwesen der Zukunft eine möglichst einfache und schematische Organisation zu verleihen. Daß alle Aemter, auch das königliche durch allgemeine Wahl besetzt werden sollen, geht aus dem nicht direkt ausgesprochenen Grundsatz der Volkssouveränetät hervor; jedes Dorf erhält einen Edelmann zum Schultheißen, je 200 Hofstätten einen Ritter zum Vogt, je 10 Vogteien werden unter eine Stadt und deren Grafen, je 10 Städte unter einen Herzog oder Fürsten gestellt. Einer aus den Fürsten wird zum König gewählt, aber wie er an den Rat der Fürsten, so ist jedes dieser Oberhäupter an Rat und Hilfe „derer, so vom Haufen der Untertanen dazu gesetzt sind", gebunden; für einen Krieg ist Gesammtbeschluß der Fürsten erforderlich. Dieses Repräsentativsystem erscheint überall durchgeführt; in den größeren Städten sollen 30, in den kleineren 20 den Rat bilden. Aber das bürgerliche Element tritt völlig zurück; der Ackerbau wird für die ehrlichste Nahrung erklärt und die Nießung von Wald und Wasser freigegeben; die Räte bestehen zur Hälfte aus Bauersleuten, zur andern Hälfte aus Adeligen, die sich gleichfalls vom Ackerbau nähren müssen. Die Fuggereien werden aufgehoben, der Import von Wein und Tuch verboten, Korneinfuhr nur in Notfällen gestattet, wogegen eine obrigkeitliche Fixirung der Preise von Brod und Wein gefordert wird. Die Handwerker sollen nicht zu zahlreich sein und nichts Unnützes schaffen, wie überhaupt Eberlin gegen allen Luxus wie gegen jede Unsittlichkeit wahrhaft drakonische Strenge üben, Zutrinker und Ehebrecher

Digitized by Google

mit dem Tode bestrafen möchte. Dagegen bestimmt er, indem er ganz im Sinn der Reformatoren die sittlichen Gefahren der Ehelosigkeit weit über die wirthschaftlichen Bedenken setzt, das Alter für gültige Eheschließung ziemlich niedrig, für das männliche Geschlecht 18, für das weibliche 15 Jahre; Verwittwete dürfen nach 10 Wochen wieder heiraten. Großartig ist die Idee der allgemeinen Schulpflicht, verbunden mit unentgeltlichem Unterricht, während Eberlins Schulplan, der für Kinder bis zum achten Jahr u. a. auch Latein und Deutsch gleich gut, Griechisch und Hebräisch obenhin, Sternkunde und Arzneikunde fordert, in ganz utopische Regionen führt.

Noch wirksamer als diese sehr verbreiteten Schriften waren die „Reformationen", die mit kaiserlichen Namen geschmückt umliefen. Zu der neu aufgelegten Reformation Kaiser Sigmunds gesellte sich eine angeblich von Friedrich III. vorgenommene Reformation, als „Teutscher Nation Notdurft" bezeichnet. Während aber jene Revolutionsschrift von 1438 trotz ihrer Entstehung auf städtischem Boden sich der bäuerlichen Beschwerden mit besonderem Nachdruck annimmt und Eberlin mit noch größerer Konsequenz agrarische Ziele verfolgt, berücksichtigt die Reformation Friedrichs III. ausdrücklich fast nur die niederen Schichten des Bürgertums. Sämmtliche Städte und Gemeinden des Reichs sollen in eine von Grund aus neue Verfassung gebracht werden, „unangesehen all ihre alte Freiheit, Gewohnheit oder alt Herkommen, allein angesehen die christliche Freiheit menschlichen Wesens, rechter natürlicher Vernunft, das allen Menschen gleichmäßig und leidlich sein mag". Eine ganze Reihe von Forderungen beschäftigt sich mit ausschließlich oder vorwiegend städtischen Interessen; den Arbeitern und Handwerkern soll ihre ordentliche Bezahlung gesichert, alle Straßen sollen frei und sämmtliche Zölle, Geleite, Steuern, namentlich die indirekten tot und ab sein, für Handelsgesellschaften und einzelne Kaufleute ein Kapitalmaximum von 10 000 Gulden festgesetzt werden und aller Ueberschuß der Obrigkeit anheimfallen, welche hievon an „arme geschickte Gesellen" Darlehen zu 5 Prozent geben soll. Auch Einheit von Münze, Maß und Gewicht ist vorgesehen; die Abschaffung des römischen und kanonischen Rechts gehört zu den stehenden, auch bei Eberlin wiederkehrenden Wünschen fast aller Reformprojekte. Gegen Doktoren, Pfaffen und Fürsten wird ein sehr scharfer Ton angeschlagen und namentlich den letzteren ihre und ihrer höfischen „Suppenesser" Blutsaugerei, den Geistlichen die bevorstehende Einziehung ihrer Güter durch die „Gemein" vorgehalten. Man hat die Schrift der ritterlichen Bewegung zuweisen wollen, weil die Erhaltung der Grafen, Herren und Ritter bei ihrem Stand und Herkommen, die bisherige Unterdrückung der Ritter durch die Geistlichkeit und die Notwendigkeit einer Säkularisation mehrfach betont wird; jedenfalls nimmt sie sich des gemeinen Mannes in den Städten eingehender an als des Bauern und von der eigentlichen Signatur der agrarischen Revolution ist hier nichts zu finden. Trotzdem ist gerade diese Schrift nachmals zur Grundlage des in der Bauernkanzlei zu Heilbronn gefertigten Entwurfs einer Reichsreform gemacht worden.

Digitized by Google

Es war ein Kern von Wahrheit in der mehrfach auftauchenden Behauptung, die Städte seien eigentlich die Ursache des Bauernkriegs. Denn die jeder Revolution unentbehrliche höhere Legitimation vermochte das Landvolk nicht aus sich selbst zu schöpfen; sie ist ihm, wie eine Gesandtschaft von Allgäuer Bauern sich einmal ausdrückt, von den Geistlichen und Hochgelehrten, von den Hochweisen in den Städten zugekommen. In den Städten hatte der revolutionäre Geist seine alte Heimstätte; hier waren die mystischen, astrologischen; apokalyptischen Träumereien gepflegt worden und die neuen Prediger des Evangeliums zu Ansehen gelangt. Die Idee von der sittlichen Ueberlegenheit und reformatorischen Zukunft des Bauern entstammte bürgerlichen Kreisen und aus den städtischen Druckerpressen ging jene Fülle von demokratisch und bauernfreundlich gefärbten Flugschriften hervor, deren unermüdliche Propaganda mit den zündenden Worten der Prädikanten zusammenarbeitete; Stadt und Land, damals bereits durch einen stets wachsenden Gegensatz der Bildung wie der materiellen Interessen geschieden, gingen doch noch einmal als Verbündete in den Kampf gegen die Herren.

Seit der Unterdrückung der letzten Bauernaufstände in Südwestdeutschland und in den Alpen (S. 155 ff.) hatte der Bundschuh kaum ein paar Jahre geruht, um schon 1521 wieder das Haupt zu erheben. In Südtirol bis ins Venezianische hinunter begannen die Bauern ihre Beschwerden zu sammeln und den Gehorsam zu versagen. Mit den Umtrieben des verjagten Ulrich von Würtemberg, der seine Schreiben damals mit „Uotz Bur" (Ulrich der Bauer) unterzeichnete, hing es dann zusammen, daß Ende 1522 im Hegau und Thurgau ein Bauerneinfall ins Würtembergische geplant wurde; das Fähnlein zeigte eine goldene Sonne und die Inschrift: „Welcher frei will sein, der zieh her zu diesem Sonnenschein". Auch aus dem Elsaß wurden bäuerliche Zusammenrottungen gemeldet; hier und dort in Schwaben, wie in der Eidgenossenschaft weigerten sich die Untertanen geistlicher Stifter den Zehnten und andere Gefälle zu entrichten. Während des Frühjahrs und Sommers 1524 häuften sich die Zeichen eines kommenden großen Ausbruchs und zwar ist von vornherein die Gleichzeitigkeit und zum Teil der offenkundige Zusammenhang ländlicher und städtischer Bewegungen bedeutsam. Im Mai erhob sich die Gemeinde zu Forchheim gegen den Rat und mit ihr das Landvolk der Umgegend; die Aufregung erfaßte auch die nürnbergischen Bauern. Es kam vor, daß der Zehnte auf dem Feld verbrannt wurde. Neben der Minderung des Zehnten bildete Freiheit des Jagens und Fischens die Hauptforderung. Schon gab sich in Nürnberg selbst die gefährlichste Stimmung kund, während kurz darauf die Augsburger Demokraten eine wirkliche Meuterei anzettelten; den Anlaß bot die Entfernung eines evangelischen Hetzpredigers, aber die radikalen Weber, Schneider und Schenkwirte dachten bei dieser Gelegenheit das Regiment zu ändern und über die Reichen herzufallen;

Digitized by Google

man hörte Stimmen, die Gemeinde sei mehr als der Rat, man sollte es machen, wie vor Zeiten zu Österreich (im hussitischen Prag), wo man den Rat zu den Läden hinausgeworfen habe. In den Artikeln der Empörer spielt die Abschaffung aller geistlichen Abgaben und der städtischen Trankſteuer die wichtigste Rolle. Alle diese kleinen Vorspiele der Revolution wurden noch unterdrückt, aber man begreift die Besorgniß, die sich bei den Nachrichten von immer neuen schwäbischen Bauernunruhen äußerte, „möcht kommen, daß sich darnach auch viel von Reichsstädten an sie schlügen". Noch näher lag die Vermutung, die oberschwäbischen Bauern würden mit den Schweizern in Verbindung treten; gaben doch eben im Juli 1524 die Thurgauer Bauern, nach Tausenden zusammengeschaart, das Beispiel einer gewaltsamen Verteidigung des Evangeliums, indem sie auf die Wegführung eines Prädikanten mit Zerstörung des Karthäuserklosters zu Ittingen antworteten. Unter dem Haufen fiel wohl die Aeußerung, daß man „eins nach dem andern abtun wolle".

Völlig frei von evangelischen Elementen scheint dagegen jene Bewegung gewesen zu sein, die als der eigentliche Beginn des großen Bauernkriegs angesehen wird. Als die Bauern der Landgrafschaft Stühlingen (bei Schaffhausen) sich im Juni 1524 gegen ihre Herrschaft, den Grafen von Lupfen, erhoben, da galt es nur den übermäßigen Frohndiensten und Abgaben. Bekannt genug ist die Geschichte, wie die Gräfin damals ihren Bauern in der Erntezeit befohlen habe, Schneckenhäuslein zum Garnwinden zu sammeln; jedenfalls ist der lange schon gährende Unmut durch die geradezu schamlose Ausbeutung der bäuerlichen Arbeitszeit und Arbeitskraft für alle erdenklichen Bedürfnisse der Herrschaft am Meisten zum gewaltsamen Ausbruch gereizt worden. Es verlohnt sich die Beschwerdeartikel der Stühlinger daraufhin etwas genauer anzusehen. Neben willkürlicher Anwendung der Gerichts- und Strafgewalt, neben einer weit getriebenen Habgier, die außer den zahlreichen aus der Leibeigenschaft fließenden Gefällen z. B. auch alles gestohlene Gut für sich in Anspruch nahm und die Untertanen zwar zur Verschreibung von Renten benutzte, aber trotz gegebenen Worts nach der Ablösung der von ihnen vorgestreckten Zinsen nicht entschädigte, neben Entfremdung der Allmende und Sperrung der Wälder und Fischwasser erscheint eine lange Aufzählung von persönlichen Dienstleistungen, die zum Teil jener Geschichte recht ähnlich sehen. Ohne jede Rücksicht auf ihre eigene Wirtschaft und deren dringendste Bedürfnisse wurden die Bauern gezwungen, nicht nur alle Arten von Feldarbeit für den Grafen und seinen Burgvogt zu verrichten, sondern auch Korn und Wein zu führen, bei der Jagd zu helfen, die Bäche und Wasser auszufischen und dabei das Wasser auf ihre eigenen Felder zu leiten, während ihnen selbst die für Wiesenwässerung und Mühlen nötige Wasserkraft entzogen und an Fischer verpachtet wurde, die Hetzjagd aber mitten durch ihre Äcker und Wiesen ging. So durften sie auch, wenn die Herrschaft einen Wildhag auf bäuerlichem Grund und Boden anlegte, bis auf zwanzig Schritt davon das Feld nicht bestellen und das Wild, das ihre Saat zerstörte, nicht fangen oder verscheuchen,

Digitized by Google

bei Strafe des Augenausstechens. Dafür stellte man die Jagdhunde bei ihnen ein und sie durften sie zwar füttern, aber nicht am Zerreißen von Hühnern oder sonstigem Geflügel hindern. Ihre Gänse und Enten durften sie nicht beliebig, sondern immer zuerst auf dem Schloß zum Verkauf bieten. Sie mußten das Schloß mit Brenn- und Bauholz versehen und bei jeder Verurteilung zum Scheiterhaufen das Brennmaterial liefern. „So wir säen sollen und die unbequemste Zeit ist davon zu stehen, so müssen wir Wurzeln graben, Morachen (Morcheln) gewinnen, Wachholder abschlagen, Erbseln (Berberitzen) brechen, damit unsere gnädige Herren Schlehenkompost machen mögen; item wir müssen auch durch uns selbst oder unsere Weiber und Dienstvolk den Hanf verschlihen (ausrupfen), rösten und bis zu der Kunkel bereiten lassen." Und der 20. von den 62 Artikeln beschwert sich bezeichnender Weise darüber, daß sogar die Buße für „einen schlechten Maulstreich", die früher höchstens 5 Schilling betragen habe, durch das herrschaftliche Gericht erhöht worden sei.

Wir haben eine bäuerliche Bevölkerung vor uns, die, wie man ihr glauben darf, „in einer rauhen Art gelegen" mit dem besten Willen den rücksichtslosen und stets wachsenden Anforderungen nicht mehr zu genügen, Weib und Kinder nicht mehr zu ernähren, unparteiisches Recht und Gericht nicht mehr zu finden vermag. So traten sie in Wehr und Waffen zusammen, über 1000 Mann, „und setzten Hauptleute und Fähnrich und Waibel und alle andern Ämter und machten ein Fähnlein weiß, rot und schwarz". Leute der Abtei S. Blasien, aus dem Hegau, Kletgau und Thurgau schlossen sich an; fruchtlose Versuche zu vermitteln zogen sich durch den Sommer und Herbst, denn die Bauern hatten keine Lust barfuß und kniefällig um Verzeihung zu bitten „und wußte man nicht", sagt die Villinger Chronik, „weß sie sich trösteten oder wer ihnen helfen wollte, und waren fuchswild". Ihr Hauptmann, ein ehemaliger Landsknecht Hans Müller von Bulgenbach, der im roten Federbarett und roten Mantel einherzog, rückte schon im August in die vorderösterreichische Stadt Waldshut ein und damit war allerdings nicht, wie man früher angenommen hat, der Bauernaufstand in eine evangelische Brüderschaft umgewandelt, wie denn die Stühlinger auch noch später nichts vom Evangelium zu sagen wissen, wohl aber eine Berührung zwischen der agrarischen und religiösen Bewegung und zugleich zwischen Stadt und Land angebahnt. Denn die Waldshuter befanden sich im offenen Widerstand gegen ihre Regierung, die erst kürzlich an den „Ketzern" des breisgauischen Städtchens Kenzingen ein abschreckendes Exempel statuirt hatte; es fiel eine Reihe von Köpfen und der Stadtschreiber war in Gegenwart seiner Frau und Kinder auf einem Aschenhaufen von verbrannten Evangelien und lutherischen Schriften kniend enthauptet worden. Trotzdem hielt Waldshut zu seinem Prediger, dem feurigen Balthasar Hubmaier aus Friedberg, welcher vormals der begeisterte Schüler eines Eck und in Regensburg der Urheber einer Judenhetze gewesen, seither aber mit gleicher Energie der neuen Lehre zugefallen war. „Als viel uns Gott Gnad und Stärke mitteilt," schrieben die tapfern Städter, „werden wir uns weder

Digitized by Google

die rauhen Wort Rapsacis oder anderer Menschen Drohung, auch weder Feuer, Schwert, Wasser, Tod, Teufel oder Höllen davon nit lassen abschrecken." Von Zürich kamen Freiwillige den Waldshuter „Brüdern" zu Hülfe; „Christus Jesus," schrieben sie heim an ihren Rat, „ein Sohn Gottes, ist unser Haupt und Hauptmann". Übrigens förderte auch die Züricher Regierung den Aufstand, indem sie den Kletgauer Bauern, die sich ursprünglich den Stühlingern nicht anschließen wollten, den Rat erteilte, dem wahren göttlichen Wort anzuhängen; sie huldigte der Ansicht, die Bewegung sei im Grunde doch eine evangelische, während die katholischen Kantone aus politischen Gründen eine bewaffnete Einmischung von Seiten des Erzherzogs durchaus nicht wünschten. Wir erinnern uns der wiederholt im Reich auftretenden Vermutung, die oberdeutschen Städte dächten auf Verbindung mit den Schweizern; im Dezember 1524 war unter den evangelisch gesinnten Eidgenossen wirklich von einem Bündniß mit Straßburg die Rede. Es war da unten im Südwesten von Deutschland ohnedies alter Revolutionsboden und abgesehen von der gefährlichen Nachbarschaft der Schweiz damals auch Herzog Ulrich wieder in diesen Gegenden geschäftig; er nahm seinen Sitz auf dem Hohentwiel und suchte bald mit dem Adel bald mit dessen Todfeinden den Bauern anzubinden, da es ihm, wie er selbst sagte, gleich galt, entweder „durch Stiefel oder Schuh" wieder in sein Land zu kommen. Erzherzog Ferdinand und sein Innsbrucker Regiment hatten allerdings verschiedene Ursachen, einen „Hauptkrieg" zu befürchten und zu vermeiden, zumal seit die Einnahme von Mailand durch die Franzosen alle Aufmerksamkeit des jungen Habsburgers dem italienischen Kriegsschauplatz zuwandte. „So kam es," sagt Baumgarten, „daß sechs Monate lang weder gegen das religiös-rebellische Waldshut noch gegen die sozial-revolutionären Bauern etwas Energisches geschah."

Wir haben keine sichere Kunde von der Wirksamkeit, welche Thomas Münzer eben damals während eines Aufenthalts im Kletgau entfaltet hat. So wenig aber jene ersten bäuerlichen Widersetzlichkeiten sich auf die religiöse Bewegung stützen, so unzweifelhaft treten uns nach Verlauf eines Winters, welchen die Regierungen so gut wie ungenützt verstreichen ließen, einmal das siegreiche Vordringen der Revolution und dann ihre unlösliche Verbindung mit dem „Evangelium" oder dem „göttlichen Recht" entgegen. Dieses Schlagwort vom göttlichen Recht oder der Gerechtigkeit Gottes (vgl. S. 154) ist so wenig etwas Neues, daß es vielmehr auffallen muß, wenn die Stühlinger und andere Bauern in ihren Beschwerdeartikeln von diesem längst eingebürgerten Attribut des Bundschuhs wenig oder gar keinen Gebrauch machen und sich lieber auf gemeines Recht und Billigkeit oder auf das alte Herkommen berufen. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die wachsende Bewegung sich eines so wertvollen Hülfsmittels erinnerte, welches überdies durch die Reformation ein weit allgemeineres Ansehen und dadurch auch für die Bauern eine erhöhte Bedeutung gewonnen hatte. Was früher nur in kleinen Kreisen, unter Sektirern und armen Leuten von Mund zu Mund gegangen

Digitized by Google

und dazwischen einmal von fanatisirten Bauernhaufen für kurze Zeit laut ausgerufen worden war, das durfte sich jetzt um so kühner hervorwagen, seit alle Welt in Deutschland vom Evangelium und der christlichen Freiheit sprach und diese vielverheißenden Reden mit Bibelsprüchen zu bekräftigen wußte. Schon im Januar 1525 erboten sich die Kletgauer, ihrem Herrn alles zu leisten, was billig, göttlich und christlich sei, wenn er sie dagegen bei dem göttlichen Wort und der Gerechtigkeit bleiben lasse. Die bäuerlichen Wünsche und Forderungen waren freilich auch unter dieser modernen Hülle die gleichen wie bisher; wenn die Bauern nach lauterer Predigt des Gotteswort verlangten, so meinten sie natürlich jene Predigt, welche ihnen den Zehnten und andere beschwerliche Dinge als schriftwidrig hingestellt hatte. „Der recht Evangeli" der großen Masse der Bauern bestand nach einer ganz richtigen Charakteristik ihres Todfeindes Leonhard von Eck darin, „daß man bei den göttlichen Rechten nichts anders verstehen mag, denn die Freiheit, und daß sie niemands nichts geben noch schuldig sein wollen". Wie hätten auch die armen Leute über der idealen Herrlichkeit des freien Christenmenschen, wie sie einem Luther volle Genüge tat, ihre tägliche Not und das gesteigerte Gefühl eines auf ihnen lastenden Unrechts vergessen sollen! Auch für religiös erregte Zeiten gilt die Wahrheit des von Schmoller ausgesprochenen Satzes, daß nur ein Jahrzehnte lang angesammeltes Übermaß des wirtschaftlichen Unrechts zuletzt die Dämme der bestehenden Ordnung zerreißt; „andere Ursachen großer sozialer Bewegungen gibt es nicht". Und so mußte sich das, was Luther seinen Zeitgenossen als die köstlichste Frucht eines zu voller Reife gediehenen religiösen Lebens enthüllt hatte, so mußte sich die christliche Freiheit in ein sehr weltliches Ideal umdeuten lassen und als Schlachtruf zorniger Bauernheere nicht etwa die soziale Revolution beherrschen und veredeln, sondern ihr dienen.

Erst mit der Ausdehnung über das ganze oberschwäbische Gebiet begann die Revolution ihre eigne Kraft und die Schwäche der Gegner recht zu fühlen. Namentlich im Allgäu fand sie eine der schweizerischen verwandte Volksart, welche schon vor mehr als hundert Jahren in ihrem Unmut über die Herren zur Wehr gegriffen hatte (S. 151), und die Stadt Memmingen bildete einen natürlichen Anziehungspunkt für die in den Bergen wie im schwäbischen Flachland sich bildenden „Haufen". Während Schappelers aufregende Kanzelreden schon 1524 die Bauern der Memminger Gegend zur Zehntenverweigerung veranlaßt hatten, gab im Stift Kempten jenes traditionelle Unterdrückungssystem, welches auch der neue Abt Sebastian gegen die Hintersassen zu üben fortfuhr, gegründete Ursache zur Auflehnung (vgl. S. 45; 153); zunächst freilich versuchte die Landschaft des Stifts es noch einmal mit rechtlicher Entscheidung ihrer Händel vor dem schwäbischen Bund, aber ihr anerkannter Führer, der Färbergeselle Jörg Schmid genannt Knopf von Luibas, dessen Vater in einem stiftischen Kerker verschollen sein sollte, wußte nicht nur die Kemptener, sondern auch die Untertanen benachbarter Herren

Digitized by Google

auf den Weg gewaltsamer Selbsthülfe und des göttlichen Rechts zu bringen, dessen Hauptinhalt eine Versammlung zu Sonthofen (14. Febr. 1525) dahin formulirte, sie wollten keine Herren mehr haben. Schon vorher war das göttliche Recht von den Bauernschaften des Donaurieds zur Norm erklärt worden. Seit Dezember 1524 hielten die Riedbauern ihre Zusammenkünfte in den Wirtshäusern, „als ob sie mit einander trinken wollten"; in dem Dorf Baltringen nördlich von Biberach war ihr Hauptquartier, von wo sie umherzogen „bei einander das Fastnachtküchli zu holen". Ulrich Schmid von Sulmentingen, ein Hufschmid, aus dem „der heilige Geist scheinbarlich redete," war mit seiner Schlagfertigkeit und Schriftkenntniß wie geschaffen zum Hauptmann; am 9. Febr. 1525 erklärte er an der Spitze von 4000 Mann den nach Baltringen abgefertigten Gesandten des schwäbischen Bunds, sie wollten keinen Aufruhr machen, aber ihrer geistlichen und leiblichen Beschwerden auf Grund des göttlichen Rechts ledig werden. In den zehn folgenden Tagen wuchs dieser Baltringer Haufe bereits bis auf 12 000 Mann; nach weiteren zehn Tagen standen 30 000 in Waffen um den Schmid geschaart, der gegenüber dem bündischen Vorschlag sich ans Kammergericht zu wenden das göttliche Recht für die allein zulässige Autorität erklärte; nur gelehrte und fromme Männer könnten über diesen Handel nach Laut göttlicher Schrift entscheiden. Man darf nicht außer Acht lassen, daß zu Biberach Schappelers Schüler den Schrannenbauern das Evangelium verkündigten. Inzwischen hatte auch der Allgäuer Haufe am 24. Febr. sich eine Verfassung gegeben, in welcher die Handhabung aller Brüder in Jesu Christo bei dem heiligen Evangelium, dem Wort Gottes und dem heiligen Recht als eigentliche Aufgabe bezeichnet war. Von den lokalen Klagen und Forderungen einzelner Gemeinden oder Landschaften schritt so die Bewegung weiter zur Aufstellung eines Prinzips, dessen Tragweite sich kaum noch übersehen ließ und dabei versicherten die Bauern, die sich jetzt in aller Form als „christliche Vereinigung der Landart im Allgäu" konstituirten, den Erzherzog Ferdinand in einem offiziellen Schreiben ihrer friedlichen Absichten; sie wenden sich an ihn als den kaiserlichen Statthalter, Liebhaber der Gerechtigkeit, Grund, Ursprung und Beschirmer des göttlichen Rechts. Es hat etwas Rührendes, wie diese von ihren kleinen Herren gequälten und zur Notwehr getriebenen Leute im letzten Augenblick noch ihre Blicke nach dem Kaiser richten, von welchem die niederen Klassen der Nation gewohnt waren Hülfe und Erlösung zu erwarten. Der Kaiser war fern und er hätte so wenig wie der junge Infant, der ihn vertreten sollte, ein Ohr für den Jammer und Groll ketzerischer deutscher Bauern gehabt.

Zu den Baltringern und Allgäuern gesellte sich der sogenannte Seehaufe, der hauptsächlich aus den Anwohnern des Bodensees, den „tapfersten unter allen Schwaben," gebildet, zwar sehr radikale Absichten gegen Herren und Städte verriet, aber von einer neugläubig evangelischen Auffassung des göttlichen Rechts wenig wußte. Wir finden wie einst bei den Husiten Adelige unter ihren Hauptleuten; sie wollten bei der Memminger Versammlung der

Digitized by Google

drei Haufen die von den Baltringern beantragte Entscheidung nach Gottes Wort nicht gelten lassen, sondern „tapfer mit dem Schwert hindurchdringen". Obwohl ihnen aber die Allgäuer beifielen, kam es doch am 7. März in Memmingen zum Abschluß einer „christlichen Vereinigung," durch deren Bestimmungen die entschieden evangelischen Tendenzen eines Schappeler, Ulrich Schmid und des zum Feldschreiber erwählten theologisirenden Kürschners Sebastian Lotzer nur für den Augenblick zurückgedrängt wurden. Denn unmittelbar nachher entstanden auf einem neuen Parlament der Bauernräte zu Memmingen die berühmten zwölf Artikel, die von jeder Lokalisirung absehend, selbst ohne sich auf die Nationalität zu beschränken, die Forderungen „aller

lichen oberkeyten vonn welchen sye sich be schwert vermei- nen.

Facsimile des Titels der zwölf Artikel der Bauern; von 1525.

Bauerschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Oberkeiten" zusammenfassen und zugleich das evangelische Prinzip geradezu an die Spitze stellen. Damit hatte die von Memmingen und der Persönlichkeit Schappelers ausgehende Richtung gesiegt; die zwölf Artikel sind großenteils identisch mit einer Eingabe der Memminger Bauern an den Rat und man wird, auch ohne gerade die Autorschaft einer bestimmten Persönlichkeit mit voller Sicherheit behaupten zu wollen, immerhin dem Urteil Baumanns beipflichten müssen, „daß als Dirigent hinter den Bauern bei Aufstellung der zwölf Artikel der Memminger Reformatorenkreis tätig war". Aus diesem Kreis ragen aber Schappeler und Lotzer unbedingt hervor und ihre Teilnahme am Zustandekommen der christlichen Vereinigung ist uns ausdrücklich bezeugt. Lotzer war überdies, wie seine volkstümlichen Schriften beweisen, des Worts und der Feder genügend mächtig, um für einen von den „Hochweisen in den Städten" gelten zu können; seine sozialpolitische Anschauung, ohne gerade den ihm vor-

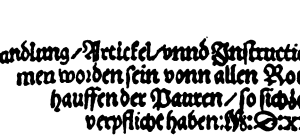
Digitized by Google

geworfenen kommunistischen Zug aufzuweisen, führt ihn doch auf die Seite der Gemeinde und zur scharfen Kritik der antievangelischen und für ihre Habe zitternden Reichen. Karsthans als Verkündiger des Gottesworts (S. 458) ist in gewissem Sinn sein Vorbild und eine rechte christliche Ordnung mit Handreichung brüderlicher Liebe, „daß den Armen geholfen würde," sein aufrichtiger Wunsch. Wie der Schweizer Schappeler der rechte Prediger der oberschwäbischen Bauern geworden ist, so verkörpert dieser lehrhafte Handwerker recht eigentlich jene evangelische Demokratie in den Städten, deren Sympathien den Bauern so wesentlichen Vorschub leisten sollten.

Die zwölf Artikel sind freilich ein durchaus agrarisches Programm, wenn wir von ihrer biblischen Argumentation und der Aufstellung des Gemeindeprinzips absehen. Nicht als ob diese religiöse Färbung etwas Gleichgültiges wäre; vielmehr beruht gerade auf ihr die ungeheure Wirkung der Artikel, ihre soviel sich übersehen läßt fast widerstandslose Annahme auch bei den fernsten Ausläufern der Bewegung. Diese Sprache voll Kraft und Mäßigung, diese überreiche Ausstattung mit Schriftstellen, dieses Erbieten sich jederzeit aus Gottes Wort eines Besseren belehren zu lassen, das alles entsprach in der glücklichsten Weise dem herrschenden religiösen Zug. Der Vorwurf des Aufruhrs wird als Beleidigung gegen das Evangelium, nach dessen Worten die Bauern leben wollen, zurückgewiesen; so urteilten nur Gottlose und Widerchristen. Von der Leidenschaft, wie sie Luthers Schriften durchweht, ist hier kaum ein Hauch zu spüren; nur im Eingang erhebt sich der Appell an den göttlichen Willen zu einer stärkeren Tonart. „Wer will seiner Majestät widerstreben! Hat er die Kinder Israel zu ihm schreiend erhört und aus der Hand Pharaonis erledigt, mag er nicht noch heut die Seinen erretten? Ja, er wirds erretten, und in einer Kürz." Als demütige Bitte wird die Forderung vorangestellt, daß die Gemeinde Macht haben soll ihren Pfarrer zu wählen und abzusetzen; denn allein durch den wahren Glauben könne man nach Aussage der Schrift zu Gott kommen. Nicht minder erbaulich lauten auch die folgenden Artikel, und dennoch enthalten sie ein wohl überlegtes System von sehr realen Forderungen, deren geflissentliche Beziehung auf das Wort Gottes ihre Tragweite höchstens ausdehnt, aber keineswegs mindert. Der zweite Artikel verspricht die fernere Erhebung des Zehnten, aber mit dem Unterschied, daß ihn die Gemeinde selbst einnehmen und daraus nicht nur den Unterhalt des Pfarrers, sondern auch die Armenpflege und eventuell Kriegssteuern bestreiten soll; verkaufte Zehnten sollen abgelöst werden. Der kleine Zehnte hört auf, „denn Gott der Herr das Vieh frei dem Menschen beschaffen". Im dritten Artikel fällt die Leibeigenschaft, „angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbarlichen Blut vergossen erlöst und erkauft hat, den Hirten gleich als wohl als den Höchsten, keinen ausgenommen; darum erfindet sich mit der Schrift, daß wir frei sind und wollen sein". Das sei aber nicht so zu verstehen, als wolle man „gar frei sein" und keine Obrigkeit mehr haben, vielmehr wollten sie der von Gott gesetzten Obrigkeit „in

Digitized by Google

allen ziemlichen und christlichen Sachen gern gehorsam sein". Die beiden nächsten Artikel verlangen die Freigabe von Wasser und Wald, Jagd, Fischfang, Brenn- und Bauholz; es ist die alte bäuerliche Klage über Einschränkung der Markrechte und Ausdehnung des herrschaftlichen Jagdrechts, doch soll man sich über käuflich erworbene Rechte der Herrschaften „brüderlich und christlich vergleichen". Dasselbe gilt für Wiesen und Äcker, die den Gemeinden entfremdet worden sind. Eine Reihe von Artikeln betrifft die Frohnden und Abgaben; erstere sollen auf das Maß reduzirt werden, „wie unsere Eltern gedient haben, allein nach Laut des Worts Gottes", bäuerliche Dienste über den Leihvertrag hinaus nur unter Rücksicht auf die eigne Wirtschaft des Bauern und gegen „einen ziemlichen Pfennig" geleistet werden. Die drückenden Gülten sollen nach einer Besichtigung der belasteten Güter neu geregelt und der Todfall als „wider Gott und Ehren" verstoßend ganz abgeschafft werden, die Parteilichkeit der Gerichte endlich und die übermäßige Höhe der Bußen aufhören. Wir sehen, wie mehr als einmal die Klausel mit dem Evangelium oder der brüderlichen Liebe eine Türe zur Steigerung der bäuerlichen Ansprüche offen läßt. So beschränkt sich auch der letzte Artikel nicht auf jenes Erbieten schriftwidrige Forderungen zurückzunehmen, sondern behält zugleich ausdrücklich weitere Artikel vor, falls sich solche „in der Schrift mit der Wahrheit" als wider Gott und dem Nächsten beschwerlich ergeben würden.


Handlung/Artickel vnnd Instruction/so fürgenomen worden sein vonn allen Rotten vnnd hauffen der Bauren/so sich beisamen verpflicht haben: Ao: D:XXV:

Facsimile des Titelblattes einer Flugschrift von 1525, enthaltend die zwölf Artikel der Bauern.

Den eigentlichen Kern dieses merkwürdigen Schriftstücks, dessen Haltung dem politischen Verstand seiner Urheber alle Ehre macht, bildet das „göttliche Recht", wie es längst in den Köpfen der Bauern sich festgesetzt hatte. Aufhebung der Leibeigenschaft, d. h. Herstellung der Freizügigkeit ist der Mittelpunkt der bäuerlichen Wünsche; ihre Erfüllung würde eine völlige Emanzipation des Landvolks und vielleicht auch eine gewisse Anteilnahme der befreiten Gemeinden am politischen Leben mindestens der Territorien zur Folge gehabt haben. Zwei Tatsachen standen jedoch einer friedlichen Ver-

Digitized by Google

wirklichung des agrarischen Programms im Wege: vor allem der Mangel an gutem Willen auf Seiten der meisten Herren, sodann gerade jene Evangelisirung des „göttlichen Rechts", welche allerdings einer revolutionären Propaganda entschieden förderlich war, aber zugleich durch ihre sehr dehnbaren Schlagworte und durch das Verlangen nach einer streng schriftgemäßen Entscheidung jede gütliche Auseinandersetzung erschwerte. Nicht ohne Spott sprachen sich die Memminger Ratsherrn gegen die Bauernräte dahin aus, „dieweil Gott ein Mal menschlich bei uns gewest sei, daß er selbst persönlich nit mehr kommen und Richter sein werd". Nun hatten freilich die Bauern eine Liste von kompetenten Aussprechern des göttlichen Rechts zusammengestellt, unter welchen neben einer Reihe von bekannten evangelischen Predigern Luther, Melanchthon und Zwingli erscheinen, während Schappelers Name auffallender Weise fehlt. Auch in einem spätern Vorschlag an den schwäbischen Bund finden sich Luther und Melanchthon neben dem Erzherzog und dem Kurfürsten von Sachsen aufgeführt; an eine Zustimmung des Bundes war natürlich nicht zu denken, und wie sehr sich die Bauern in ihrem Vertrauen auf Luther getäuscht sehen sollten, wird unten berührt werden. Freilich machten sie sich von Anfang an auf eine Verwerfung ihrer Forderungen und die Notwendigkeit Gewalt zu brauchen gefaßt; schon die Bundesordnung der drei Haufen hatte die Besetzung aller Schlösser und Klöster vorgesehen, welche nicht in die christliche Vereinigung miteinbegriffen seien. So wurden auch die zwölf Artikel und ihre Anerbietungen zum gütlichen Austrag ergänzt durch einen Artikelbrief, der den Eintritt in die christliche Vereinigung bei Strafe des weltlichen Bannes gebot und über alle Schlösser, Klöster und Pfaffenstifter als über Stätten des Verrats, des Zwangs und der Verderbniß von vornherein diesen Bann verhängte. Die Gebannten sollten von jedem Verkehr und jeder Hülfe ausgeschlossen, Adelige und Kleriker, die sich in gewöhnliche Häuser begeben würden, mit ihrer fahrenden Habe als Brüder aufgenommen werden. Das Zeichen des weltlichen Bannes, einer schon in der Reformation Kaiser Sigismunds empfohlenen Maßregel (vgl. S. 148), bestand im Einschlagen eines Pfahls vor dem Hause des Widerspenstigen, welcher damit für vogelfrei erklärt war.

Sie hatten allen Grund sich vorzusehen und die Waffen in der Hand zu behalten. Wenn bereits im Sommer 1524 die Innsbrucker Regierung den Rat erteilte eventuell mit den Stühlinger Bauern „in einem Schein" weiter zu handeln und inzwischen das bewaffnete Einschreiten vorzubereiten, so betrieb Erzherzog Ferdinand im Dezember und Januar die Unterdrückung des Aufstands mit dem größten Eifer; man solle, meint er, die verdächtigen Ortschaften besetzen, die Untertanen „fahen, recken oder in ander Weg bürgerlich oder peinlich" zu Geständnissen bringen, die Hauptleute und Rädelsführer und andere „erstechen, erwürgen und sonst in ander Weg sie ernstlich strafen und kein Erbarmung über sie haben". Aber es war keineswegs leicht die Herren zu diesem blutigen Geschäft willig zu machen, vielmehr wie Leonhard

Digitized by Google

von Eck, Baierns Vertreter beim schwäbischen Bund, einmal schreibt, „in diesen Sachen der größte Krieg, die Obrigkeiten zu einem männlicheren Gemüt zu bringen". Denn auch im schwäbischen Bund, der allein noch einen festen Halt für die bedrohten süddeutschen Herren darbot, folgten keineswegs alle Stimmen der energischen und unbarmherzigen Ansicht des bairischen Staatsmanns. Selbst der Hauptmann der Städteboten am Bund, der grimmige Augsburger Ulrich Artzt, der wohl einmal den Wunsch äußerte, einen von den lutherischen Predigern eigenhändig schinden zu dürfen, war doch den Bauern gegenüber nicht von dem tötlichen Haß eines Eck beseelt. Übrigens kam es der Revolution entschieden zu Statten, daß eine Zeitlang die ängstliche Aufmerksamkeit der Ulmer Bundesräte sich dem Herzog Ulrich von Würtemberg zuwandte, der im Februar 1525 wirklich den lang erwarteten Versuch wagte sein Land zurückzuerobern. Seine Verbindungen reichten bis nach Böhmen; dort arbeiteten für ihn Hartmut von Kronberg und ein anderer Ritter, der ehedem als Beisitzer des Reichsregiments mit Sickingen Beziehungen unterhalten hatte, der verdächtige Johann von Fuchsstein, wie denn schon 1521 ein utraquistischer Großer, einer von Waldstein, zu Gunsten des vertriebenen Herzogs aufgetreten war. Aber Ulrichs Feldzug nahm vor Mitte März ein unrühmliches Ende; die Hauptschuld trugen seine Schweizer Truppen, welche, ehe man überhaupt ernstlich mit der sehr bescheidenen Kriegsmacht des schwäbischen Bunds geschlagen hatte, teils wegen Soldmangels teils auf die Mahnung ihrer Regierungen hin, nicht ohne Mitwirkung österreichischen Gelds, den Herzog verließen. Mit genauer Not entging er dem Geschick von ihnen ausgeliefert zu werden. Der Ausgang der Schlacht von Pavia hatte auf diese Vorgänge herübergewirkt; rückkehrende Landsknechte boten dann allerdings ein treffliches Material zur Verstärkung der bündischen und fürstlichen Streitkräfte, aber bei manchen dieser Kriegsgesellen überwogen doch die Sympathien für ihre ehemaligen Standesgenossen den militärischen Geist und sie schlugen sich zu den Bauern. War doch gerade Oberschwaben einer der besten Werbebezirke für Infanterie; zu Tausenden liefen die „Seeknechte" und andere „probirte Knechte" ihren Landsleuten zu und es kam im bündischen Heer wiederholt zum Abfall ganzer Abteilungen, welche nicht gegen die „Brüder" und die „erwählten Kinder von Israel" fechten wollten. Die Bauern ihrerseits sprachen schon im März davon, daß sie Geld zur Anwerbung geschickter Kriegsknechte zusammenschießen würden; sie rühmten sich Botschaft nach Böhmen, an die kaiserlichen Landsknechte in Mailand und den Kurfürsten von Sachsen abgefertigt zu haben. Man begreift, daß zum großen Ärger Ecks die Bundesräte zu Ulm am 25. März mit den drei Haufen der christlichen Vereinigung einen Waffenstillstand eingingen, während dessen die Bauern sich dazu verstehen sollten, jedes gemeinsame Vorgehen aufzugeben und den Austrag der schwebenden Streitigkeiten Schiedsgerichten zwischen jeder einzelnen Obrigkeit und deren Untertanen anzuvertrauen. Damit würden die Bauern natürlich alle Vorteile ihrer augenblicklichen kriegerischen Machtstellung verloren und

Digitized by Google

zugleich auf die Grundlage des göttlichen Rechts verzichtet haben; wer garantirte ihnen überdies, daß die Herrschaften wirklich Amnestie gewähren oder einen ihnen ungünstigen Spruch der Schiedsleute anerkennen würden? Sie waren aber im besten Zug, Dörfer, Schlösser, Klöster, Städte in ihren Bund zu nötigen; Leipheim öffnete ihnen die Tore und nördlich der Donau regte es sich in Würtemberg, im Ries, bis nach Franken hinauf. Von einer Beobachtung des Waffenstillstands war nicht die Rede, wie auch die bündischen Reiter hier und dort mit kleineren Bauerntrupps zum Schlagen kamen. Die Vermittlungsversuche eines schwäbischen Städtetags zu Memmingen blieben fruchtlos; Ende März setzte sich der Bundesfeldherr Georg Truchseß von Waldburg gegen die Bauern in Bewegung und bereits am 4. April ergriff der mehrere tausend Mann starke Leipheimer Haufe gleich beim ersten Vorstoß der bündischen Reiterei die Flucht. Von einem ernstlichen Widerstand der Bauern war nichts zu spüren; die dem Gemetzel Entlaufenen wurden zu Hunderten in die Donau gejagt. Artzt behauptet, es sei auf bündischer Seite überhaupt niemand gefallen, nur einige Rosse beschädigt worden. Nehmen wir die Tatsache hinzu, daß ein paar Tage vorher der Leipheimer Haufe nach einer kurzen Beschießung des Städtchens Weißenhorn ebenfalls davongelaufen war, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Bauernheere ihre erste Probe kaum schlechter hätten bestehen können. Schmählich und lächerlich war vollends jener panische Schreck, der ebenfalls am 4. April die Bauern von Schwäbisch-Hall ergriff, als die Städter einige Schüsse über ihr Lager hinschickten. Es entstand unter ihnen „ein Zappeln, als ob es ein Ameisenhaufen wäre, und ein Daddern, als wäre es ein Haufen Gänse"; sie fielen vom bloßen Knall der Geschütze, obwohl kein einziger getroffen war, erhoben sich aber wieder, als das Schießen aufhörte, „wie die Juden am Ölberg", und „liefen alle gleich, so sehr sie mochten", voran ihr Anführer, der Hafenstephan. Welcher Kontrast, wenn wir

Kanzler Leonhard von Eck.
Kupferstich, 1527, von Bartel Beham (1496—1540).

Digitized by Google

etwa an die wunderbare Todesverachtung und Kampfbegierde der hussitischen Bauernschaaren denken! Das Zeug zu Schweizern oder Taboriten steckte offenbar nicht in diesen schwäbischen Ackersleuten, deren Mut nur wehrlosen Geistlichen, hölzernen und steinernen Bildern und namentlich klösterlichen Weinkellern gegenüber Stich hielt. „Also haben," durfte Eck wohl schreiben, „die Bauern einen bösen Aspekt gehabt"

Nach der Übergabe von Leipheim und Günzburg ließ der Truchseß einige Rädelsführer enthaupten, darunter den Leipheimer Prediger Jakob Wehe, einen Verwandten Eberlins, der den Bauern vorgespiegelt haben sollte, Spieße, Schwerter und Geschosse würden ihnen im Kampf für das Evangelium keinen Schaden tun; er ging dem Tod mit frommer Fassung entgegen und blieb dabei, er habe nicht Aufruhr gepredigt, sondern das göttliche Wort. Inzwischen bot die Trennung des Baltringer Haufens dem Truchseß Gelegenheit unter dem frischen Eindruck seines Siegs rasch bis in sein eignes schwer bedrohtes Gebiet vorzurücken und eine starke Abteilung bei Wurzach (14. April) in die Flucht zu schlagen, doch erst nach längerem Geschützkampf. Aber es war, wie ein ritterlicher Teilnehmer des Zugs erzählt, als „hätte es an allen Orten Bauern geregnet". Am nächsten Tag standen zu Gaisbeuren 15 000 Mann „in ihrem Vorteil"; mit den Geschlagenen von Wurzach hatten sich die tapfern Seebauern vereinigt und obwohl nach einem unentschiedenen Gefecht die Bauern aus ihrer Stellung nach Weingarten abrückten, so geschah das nur, um eine noch günstigere Position zu gewinnen und zugleich von verschiedenen Seiten Verstärkungen heranzuziehen; ihre Boten eilten an den See, ins Oberallgäu, zu den Hegauern und Schwarzwäldern, aufzumahnen, „was Stock und Stangen ertragen möchte". Es machte sich deutlich fühlbar, daß eine große Zahl geschulter Landsknechte unter ihren Haufen war; die Hauptmacht stand mit dem Geschütz auf einer Anhöhe und unten zog sich ein Graben durchs Feld, den einige tausend Büchsenschützen besetzt hielten. Während am 17. April das Feuer von beiden Seiten eröffnet wurde, fand es der Truchseß doch geraten, die schon vorher angeknüpfte Verhandlung wieder aufzunehmen; er wollte das Eintreffen der auf etwa 12 000 Mann geschätzten Allgäuer und Hegauer nicht abwarten und die Bauern taten ihm wirklich den Gefallen auf seine Bedingungen einzugehen; sie versprachen ihre Verbrüderung aufzulösen und Gemeinde für Gemeinde die Entscheidung über ihre Beschwerde einem städtischen Schiedsgericht anheimzustellen, und lieferten sogar eine Anzahl ihrer Fahnen aus, welche der Truchseß zerriß. Mit Unrecht warfen ihm die Heißsporne unter den Bauernfeinden vor, er habe seine engeren Landsleute schonen wollen; er erklärt selber, ohne den Vertrag hätte er in zwei Tagen mit mindestens 20 000 Mann schlagen müssen und „dem Glück sei nicht allwegen zu befehlen". Er konnte übrigens von Glück sagen, daß die anmarschirenden Allgäuer nicht in der Nacht über sein in voller Unordnung befindliches Lager herfielen, daß die Bauern überhaupt so bereitwillig ihren Vorteil aus der Hand gaben, um sich bei einer höchst zweifel-

Digitized by Google

haften Aussicht auf gütlichen Austrag zu beruhigen, denn für den Fall eines Mißlingens der „Güte" war im Vertrag ein rechtliches Erkenntniß durch einen eventuell vom schwäbischen Bund zu bestellenden Obmann vorgesehen, während die Auslieferung der Schlösser und die vorläufige Rückkehr zu den alten Diensten und Abgaben die Bauern zunächst der Gnade des Bundes und ihrer Herren preisgegeben hätte. Wir sehen aber, wie der Wunsch nach Ruhe und einem nur erträglichen Dasein bei diesen improvisirten Kriegern alles andere überwog und wie sie in ihrer Mehrzahl von der freiwilligen Heimatlosigkeit der hussitischen Brüderheere nichts wissen wollten. Aber der am 22. April vollzogene Vertrag blieb auf dem Papier, da eben jetzt von allen Seiten her und selbst in weiter Ferne die Feuerzeichen aufleuchteten. Während die Oberschwaben sich anschickten die Waffen niederzulegen, flog der Aufstand hinüber in den Elsaß und nach Franken und hinauf nach Hessen und Kursachsen; mit den Bauern zusammen erhob sich das städtische Proletariat. Der blutige Ostersonntag zu Weinsberg erschien wie der Anfang eines allgemeinen Volksgerichts über die Herren.

Auf diese stürmischen Wochen im April und Mai 1525 paßt eine so scharfe Charakteristik, wie sie der Berner Chronist Valerius Anshelm von der gedrückten Stimmung des Adels entwirft, „daß männiglich, auch die hochpochenden Bauernschinder und Fresser selbst, einen so furchtsamen Schrecken ob ihnen [den Bauern] hatten empfangen, daß nichts dann Fliehen und Flehen vor Augen, daß auch die eisenbeißenden Junkherren, deren einer zehn Bauern in einem Pfeffer wollt gefressen haben, ihr zehn jetzt einen Bauern kaum durften ansehen". Denn die anfänglich verbreitete Anschauung, daß die Bewegung im Grunde nur gegen die Hierarchie gerichtet sei, ließ sich doch nicht lange festhalten. „Dieweil es nur über Pfaffen und Klöster ging," sagt ein Regensburger Zeitgenosse, „da wars recht, da lachet alle Welt," und nicht am Wenigsten die edeln Herren, von denen mancher an Ausbrüchen der Roheit und zumal an Mißhandlung von Geistlichen es den aufgestandenen Bauern noch zuvortat. Daß es bei der Einnahme der Klöster wüst genug herging, daß namentlich bilderstürmerische Szenen an der Tagesordnung waren, ist leicht begreiflich; der Cynismus derber Naturen, welche die Achtung vor dem bisher Heiliggehaltenen abgetan haben, zeigte sich in seiner ganzen Häßlichkeit und es war noch nicht das Schlimmste, wenn ein fränkischer Bauer in Kitzingen den als Reliquie verehrten Schädel der heiligen Hadelogis zum Kegelschieben benutzte. Der bei den zeitgenössischen Darstellern beliebte Vergleich der Bauern mit unvernünftigen Bestien mag oft genug der Wahrheit nicht entbehrt haben, wenn die rohen Gesellen bis über die Knöchel in ausgelaufenem Wein gingen, berauscht zusammenstürzten oder ihre Büchsen und Spieße am Klostervieh probirten. Beutelust und Zerstörungstrieb gingen neben einander her; mancher glaubte so gut wie die städtischen Bilderfeinde mit dem Zerbrechen und Beschimpfen der „Götzen" ein gutes Werk zu tun. Man findet doch nur wenige Beispiele, daß diese Wildheit sich auch gegen

Digitized by Google

die Person der verhaßten Pfaffen gerichtet hätte; wo es geschah, traten meist die Hauptleute noch rechtzeitig dazwischen. Freilich mochte den geistlichen Herren ängstlich zu Mute werden, wenn sie ihre bisherigen Untergebenen im Harnisch anrücken sahen; „einer tobte wie ein wilder Stier," erzählt der Mönch Furter von Irrsee, „der andere reckte die Hand in die Höhe und schrie: jul jul, ein dritter sprang und tanzte". Da wurde alles zerschlagen bis auf den geringsten Hausrat, die Bücher und Urkunden zerfetzt, selbst das Blei aus den

Szene aus dem Bauernkriege.
Facsimile eines Holzschnittes in Franciscus Petrarca, Von der Artzney beyder Glück des guten vnd widerwertigen. Augsburg 1532. („Trostspiegel.")

Fenstern gerissen; höhnend brüllten die Bauern in die Pfeifen der zerbrochenen Orgel, während die bebenden Mönche vor dem Altar ausharrten, bis ein Angriff auf das Sakramentshäuschen sie zwang den bedrohten Leib des Herrn außerhalb der verwüsteten Kirche in Sicherheit zu bringen. Manchmal fehlte auch die humoristische Seite nicht ganz; „wenn wir nicht als in großen Nöten wären gewesen," berichtet eine Nonne des Convents zu Heggbach, dem die Bauern den Auszug aus dem Kloster erließen, „so wäre nicht ein Wunder gewesen, daß sich eins zu Tod hätte gelacht, wenn es das andere angesehen hätte; manche hatte zwei oder drei Kehltüchlein auf, auch etliche zween Schleier, etliche hatten viel Ding in den Busen geschoben und dann hinten an den Rücken, etliche hatten drei Unterröcke an, einen Pelz, einen weißen

Digitized by Google

und grauen Rock; sie hätten darin nicht vor das Tor können kommen, ich will geschweigen gen Biberach."

Das Lachen wurde freilich teuer, wenn man auf die furchtbare Verwüstung an kirchlichem Gut, an Bauten und Kunstschätzen blickte, womit die kurze Herrschaft des bäuerlichen Uebermuts sich ein langewährendes Andenken sicherte. Es war der grauenhafte Protest gegen eine Geisteskultur, an welcher sie keinen Teil hatten, wenn die Elsässer Bauern bei Zabern bis an die Knie in zerrissenen Büchern und Schriften wateten und mit der Bibliothek des Klosters Maursmünster sich Feuer anmachten. So hatten einst die Taboriten geflissentlich ihre Wut an den Bücherssammlungen ausgelassen, die englischen Revolutionäre von 1381 jeden Unterricht abschaffen wollen. Es ist schwer zu unterscheiden, inwieweit bei solchen Erscheinungen ein religiöses Element mitverantwortlich zu machen ist; im Grunde wird jenes bittere Gefühl von sozialem Pariatum doch den Ausschlag gegeben haben. Freilich könnte eine oberflächliche Betrachtung der Formen, in welche die agrarische Revolution von 1525 sich hüllte, den Eindruck eines Religionskriegs erwecken. Neben der stets wiederholten Behauptung der Bauern, daß sie nur das göttliche Recht, das Evangelium, die reine Predigt, die christliche und brüderliche Liebe handhaben wollten, zeigen sich hie und da deutlichere Spuren radikal mystischer Anschauungen, so wenn z. B. ein paar ländliche Rädelsführer im Breisgau das wilde Treiben ihrer trunkenen Rotten für den Willen Gottes erklärten; Gott und der heilige Geist wirkten in dem Volk. Es hieß, vor den Allgäuern lagerten des Nachts Feuersäulen wie vor den Kindern Israels in der Wüste; ein Phänomen, welches freilich im Verlauf dieser sengenden und brennenden Heerzüge oft genug beobachtet werden konnte. Der Pfarrer Vogel im fränkischen Eltersdorf, in einer Gegend, die sich überhaupt für religiöse Schwärmerei sehr empfänglich zeigte, sammelte seine Gemeinde von Wiedergetauften zur Führung des Schwerts der Gerechtigkeit wider alle Obern, zur Gründung eines irdischen Gottesreichs. Aber derartige Regungen finden sich bei den süddeutschen Bauern nur sehr vereinzelt, während der offizielle Stil der Schreiben und sonstigen Urkunden, die von den Haufen und ihren Führern herrühren, sich meistens mit wenigen farblosen, einfach klingenden Phrasen behilft. Wahrhaft erbaulich klingen schon die Adressen der Bauernbriefe, die an die „lieben Brüder in Christo" gerichtet sind; die Baltringer beginnen ihr Schreiben an die Stadt Ehingen, die zur Hülfeleistung aufgefordert wird, mit dem frommen Gruß: „Viel Heil, Gnad, Fried und starken Glauben in Christo". Noch salbungsvoller drücken sich die Schwarzwälder Bauern in den Schreiben aus, welche der Beschießung von Freiburg vorhergingen; „Fried und Gnad von Gott dem Allmächtigen durch unsern Herrn Jesus Christ zu allen Zeiten mit uns allen", so beginnt der zweite Brief, nachdem sie bereits im vorigen versichert hatten, sie lägen in der Nähe der Stadt, allein aus brüderlicher Liebe das Wort Gottes und das heilige Evangelium dem gemeinen Volk zu predigen, auch aller Oberkeit, geistlicher und weltlicher laut des

Digitized by Google

heiligen Evangelii gehorsam zu sein". An diese mehr als kühne Behauptung reihten sich freilich drohende Worte; wie eine Drohung klingt auch die Unterschrift des zweiten Briefes: „Evangely, Evangely, Evangely." Diese bis an die Zähne bewaffneten und mit Geschütz versehenen Bauernheere nannten sich christliche oder gar heilige evangelische Haufen. Auch ihre Abzeichen, die „Fähnlein", die wie ehedem (S. 150; 154 f.) eine bedeutsame Rolle spielten, wiesen zuweilen nur die Attribute der Bauernschaft auf, Dreschflegel, Mistgabel, Pflugschar, Bundschuh, wie sie z. B. die Fahne der Rotenburger Bauern zierten; meistens aber finden sich religiöse Symbole, Kreuze, der Name Christi oder die Anfangsbuchstaben V. D. M. I. E. (verbum domini manet in eternum), welche seit ein paar Jahren Kurfürst Friedrichs Hofgesinde auf den Ärmel gestickt trug. Bei den würtembergischen Bauern begegnet übrigens die Gestalt der Mutter Gottes, eine Reminiszenz an frühere Erhebungen. Besonders charakteristisch ist das Fähnlein der Henneberger, auf welchem neben einem Kruzifix ein Vogel, ein Hirsch, ein Fisch und ein Wald gemalt zu sehen waren, als die rechte Versinnbildlichung dessen, was man sich hier unter dem göttlichen Recht und der christlichen Freiheit vorstellte. An geistlichen Beratern und Führern hatten die Bauern vollends keinen Mangel; manchmal gezwungen, oft genug aber freiwillig schlossen sich die Männer des niederen Klerus der Bewegung an und es kam gelegentlich vor, daß der Pfarrer selbst einer fremden Rotte seinen Weinkeller leeren half und dann in voller Trunkenheit eine Fahne ergriff, um die eignen Bauern auch unter die Waffen zu rufen. Fast überall sehen wir Geistliche unter den Schaaren, zuweilen an der Spitze der gerüsteten Haufen auftauchen, als „der versammelten Bauerschaft Prediger, Schreiber, Ratgeber, Vorgeher, Heber, Leger", eine bunte Gesellschaft, ehrliche Fanatiker neben wirtschaftlich oder sittlich herabgekommenen Existenzen, die „wenig mehr zu beißen hatten" und deshalb den Harnisch anlegten. Viele von diesen armen Leutpriestern, Verwesern und Frühmessern kannten die Not des Landvolkes, dem sie durch ihre Herkunft angehörten, von Jugend auf und den Hunger aus eigener Erfahrung; nicht ungestraft sollten die hochfahrenden Bischöfe, die reichen Klöster das Wachstum eines geistlichen Proletariats mit angesehen und gefördert haben. Die evangelische Bewegung aber hatte auf der einen Seite die Bedeutung des einfachen Predigers gegenüber den Prälaten und Mönchen zu Ehren gebracht, während sie auf der andern Seite durch den Kampf gegen den Zehnten und sonstige kirchliche Gebühren den Geistlichen die bisherige materielle Grundlage ihrer Existenz entzog. Da konnte es seinen Eindruck nicht verfehlen, daß die zwölf Artikel dem künftig von der Gemeinde zu wählenden Pfarrer einen ziemlichen genugsamen Unterhalt ausdrücklich garantirten. Denn der alte Haß der Bauern gegen die Pfaffen hatte ursprünglich durchaus keinen religiösen Hintergrund; er galt, wenn wir von der allgemeinen sittlichen Entrüstung der Laien über den schamlosen Lebenswandel vieler Kleriker absehen, wesentlich den Herren im geistlichen Gewand, den zahlreichen kleinen „Kirchenstaaten", der priesterlichen Grund-

Digitized by Google

herrschaft und dem kirchlichen Finanzwesen mit seinen zahlreichen Steuerschrauben.

Wie konnten sich die weltlichen Herren nur einbilden, daß eine „evangelische" Bauernrevolution Stifter und Klöster zerstören, aber vor ihren Burgen Halt machen werde! Der „Schlösser- und Klösterartikel" (S. 493) mußte auch diejenigen eines andern belehren, die aus jenem ersten gegen weltliche Herrschaften gerichteten Auftreten der Bewegung noch nicht klug geworden waren. Leonhard von Eck versicherte schon am 15. Februar seinen Herzog, der Handel sei zu Unterdrückung der Fürsten und des Adels vorgenommen; als der Baltringer Haufe im März losschlug, gingen gleich die ersten Tage fünf Herrenschlösser in Flammen auf. Gleichzeitig hatten sich nördlich der Donau verschiedene Bauernheere gebildet, bei welchen die Auffassung des göttlichen Rechts einen weit radikaleren Charakter zeigte als bei den Oberschwaben. Insbesondere die leicht beweglichen, auch vormals husitischen und andern ketzerischen Einflüssen zugänglichen Franken überboten sowohl durch ihre weiter greifenden Tendenzen als durch ihre größere Wildheit die Schwaben, deren bedächtigere Art sich selbst mitten im Aufruhr nicht ganz verleugnete. Bauern der Rotenburger Gegend, wohlbewehrt und seit langeher zum Dienst der Stadt in den Waffen geübt, sammelten sich am 21. März zu Ohrenbach, um mit Pfeifen und Trommeln, unter trotzigen und höhnischen Reden, die Stadt zu durchziehen; gleich darauf war die ganze Landschaft im Harnisch. In der Nachbarschaft, zumal im Odenwald wirkte das Beispiel; am 26. März taten sich einige Bauern zu Oberschipf zusammen, „nahmen eine Trommel und eine Stange, darauf sie einen Hut gesteckt hatten, und zogen damit auf Unterschipf; denen kamen die Bauern daselbst zu Unterschipf mit einem Kruzifix entgegen und gingen fürbas miteinander in das Wirtshaus zu dem heiligen Wein". Lorenz Fries, Sekretär des Bischofs von Würzburg, der Obiges berichtet, meint überhaupt, man könne zweifeln, ob man von einem Bauernkrieg oder Weinkrieg reden solle. In der Tat bildeten die Wirtshäuser natürliche Sammelplätze für die bäuerlichen Revolutionsmänner und oft genug traten, wie beim Tiroler Aufstand von 1809, die Wirte, bei welchen man gezecht und beraten hatte, auch an die Spitze der Haufen. So war im Odenwald ein verkommener Wirt Georg Metzler der Vertrauensmann, um welchen sich seit dem 26. März das „evangelische Heer" schaarte. Auch der Aufwiegler des Neckartals, Jäcklein Rohrbach aus Böckingen, saß auf einer Weinwirtschaft und verabredete sich am 1. April mit seinen Heilbronner Genossen beim Wein, „ein christlich Leben anzufahen und einen Bauernhaufen zu machen". Neben diesem ganz verwilderten und verrufenen Gesellen gewinnt selbst ein Mann wie Metzler, der immerhin noch menschlichen Regungen zugänglich war. Die Odenwälder und Neckartaler, zu einem hellen (d. h. ganzen) Haufen vereinigt, trugen den Schrecken in die an das Würtembergische grenzenden Gebiete; sie erhielten einen sehr wertvollen Zuwachs an der sogenannten „schwarzen Schaar", die aus Rotenburger Bauern und Landsknechten gebildet unter der Führung eines radi-

Digitized by Google

kalen Ritters stand. Florian Geyer auf Giebelstadt war freiwillig von seiner Burg herabgestiegen und in die Brüderschaft der Bauern getreten; er wollte alle Schlösser zerstört wissen, seinen früheren Standesgenossen „nicht mehr als eine Türe" wie den Bauern zugestehen und rühmte sich, er und seine Brüder hätten die Sache dergestalt angefangen, daß ein jeder Fürst diesen Tanz vor seiner Türe haben und keiner dem andern zu Hülfe kommen solle. Freilich wurde selbst ihm zuweilen unheimlich unter seinen Leuten; „er sehe wohl", rief er einmal, „daß es des Teufels Brüderschaft und dem Evangelio nit gemäß wäre". Gerade aus dem fränkischen Adel schlossen sich manche der Revolution freiwillig an; ein „Verdorbener vom Adel" trug dem Bayreuther Haufen das Fähnlein vor und ließ sich nicht mehr Junker, sondern „Thoma Bauer" heißen. Auch der Anschluß des Götz von Berlichingen scheint doch keineswegs, wie er es hinzustellen sucht, ein bloß erzwungener gewesen zu sein; er ließ die Äußerung fallen, die Edelleute seien ebenso von den Fürsten bedrängt wie die Bauern, und übernahm eine Zeitlang die oberste Hauptmannschaft neben Georg Metzler, dessen Schaaren freilich damals schon einen höchst bedenklichen Ruf erlangt hatten. Denn es blieb keineswegs bei der einigen Herren abgenötigten Huldigung und es genügte den übermütigen Gewalthabern nicht, daß zwei Grafen von Hohenlohe als „Bruder Albrecht" und „Bruder Georg" die zwölf Artikel beschwören, daß zwei junge Grafen von Löwenstein den Heerzug der Bauern im Kittel und mit Stecken in der Hand begleiten mußten. Nach der Erstürmung des Städtchens Weinsberg, in welchem eine kleine Besatzung von Rittern und Reisigen lag, wurde das wilde Geschrei der Bauern, daß die Reiter alle sterben müßten, in grauenhafter Weise zur That. Dietrich von Weiler, der auf die Parlamentäre der verachteten „Roßmucken" hatte schießen lassen, ward mit andern über den Kirchturm herabgestürzt, die gefangenen Herren und Knechte aber, „dem Adel ein sonderbar Entsetzen und Furcht einzujagen", durch die Spieße getrieben. Es war dies eine bei den Landsknechten übliche Art der Todesstrafe, daher besonders schimpflich für die Edeln; dem Grafen Ludwig von Helfenstein, dem Befehlshaber der kleinen Schaar, riß ein bäuerlicher Musikant, der ihm vormals zur Tafel aufgespielt hatte, den Federhut vom Kopf und schritt in diesem Aufzug lustig blasend vor ihm her bis zu der Spießgasse. Mit dem Fett des Ermordeten schmierte der Pfeifer seinen Spieß, die schwarze Hofmännin, die hexenhafte Begleiterin des hellen Haufens, ihre Schuhe. Auch diese Scheußlichkeit war nicht unerhört; so taten im Jahr 1515 die siegreichen Landsknechte mit einem gefallenen Schweizer. Helfensteins Gemahlin, eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian, hatte vergebens, ihr zweijähriges Kind auf dem Arm, um Erbarmen für den Unglücklichen gefleht; man stieß sie zurück und einer stach „das kleine Herrlein" blutig. Ein anderer von den Unmenschen hielt es für einen trefflichen Spaß im Gewand des Ermordeten die Gräfin zu verhöhnen, der man Schmuck und Kleider vom Leib riß, bis auf einen Rock; auch von diesem trennte man die Sammtverbrämung los. So ließ man sie auf einem Mistwagen nach Heilbronn fahren.

Digitized by Google

Das war der blutige Ostersonntag (16. April) von Weinsberg und seine Rachegier machten einen um so tieferen Eindruck, je weniger im Ganzen und Großen der Bauernkrieg jenen Charakter der Unmenschlichkeit trägt, der ihm von den meisten zeitgenössischen und späteren Beurteilern nachgesagt worden ist. Vereinzelt heben sich das Weinsberger Blutgericht und manche Gräuelscenen in Tirol aus einer Überfülle von Roheiten aller Art, nicht von Grausamkeiten. Was die Bauern gegen Leib und Leben wehrloser Feinde verübt haben, verschwindet beinahe, wenn wir nur die gewöhnliche Kriegspraxis der Zeit ins Auge fassen, und man darf daneben nicht vergessen, welcher Unbarmherzigkeit eben jene Gegner, die edeln Herren geistlichen und weltlichen Standes, fähig waren. Es ist nur zu verwundern, daß die Bauern nicht mehr Grausamkeiten begangen haben; die Herren sollten bald genug genügende Proben von ihrer Überlegenheit auf diesem Gebiet ablegen. Zunächst freilich schienen sie, wie Eck einmal sagt, „alte Weiber und schon tot"; nach Dutzenden zählten die fränkischen Adeligen, die in Vereinigung mit den Bauern traten und sich zur Annahme der zwölf Artikel und Abschaffung der Klöster verpflichteten. Nicht wenige übernahmen es selbst ihre Schlösser abzubrechen. Ein Glück war es für diese süddeutschen Herren, daß unter den Bauern das zu Weinsberg gegebene Beispiel keine Nachfolge fand; der würtembergische Bauernführer Matern Feuerbacher, ein Wirt wie Metzler, aber eine tüchtige Natur, ließ sich überhaupt nur unter der Bedingung zur Hauptmannschaft nötigen, daß man den Weinsberger Haufen fernhalte. Er sah auf scharfe Zucht unter den Seinigen und schützte soviel an ihm lag zumal adelige Frauen vor Kränkung und Plünderung. Nicht immer gelang es ihm seiner Leute Herr zu bleiben — welcher Feldherr jener Zeit hätte sich dessen rühmen dürfen! — aber gleich ihm zeigten nicht wenige andere Bauernführer das ernstliche und oft erfolgreiche Bemühen den wildesten Gelüsten ihrer Haufen zu steuern; sie liefen dabei so gut wie jeder Landsknechthauptmann Gefahr mit den Spießen der zuchtlosen Gesellen Bekanntschaft zu machen. Gerade diese Regungen der Menschlichkeit sprechen zugleich deutlich genug davon, daß religiöser Fanatismus bei den süddeutschen Bauern nur wenig mit ins Spiel kam.

Aber die Revolution konnte doch unmöglich bei ihrer ursprünglichen Beschränkung auf eine Reihe von wirtschaftlichen Forderungen und auf die evangelische Predigt stehen bleiben, nachdem sie halb Deutschland, von Lothringen im Westen bis hinüber in die östlichen Alpen, ergriffen, nachdem überdies der städtische Radikalismus seinen Bund mit ihr gemacht hatte. Die zwölf Artikel der Elsässer Bauern gehen bereits über das berühmte oberschwäbische Programm hinaus, indem sie nicht allein dessen mildernde Klauseln weglassen, sondern auch die Einsetzung der Amtleute durch die Gemeinde verlangen und keinen andern Fürsten anerkennen wollen, als der ihnen gefällt. Damit beginnt die Bewegung sich politische Ziele zu stecken; es ist deutlich zu unterscheiden, wie dieselben in manchen Gegenden einen partikularistischen, in andern dagegen einen allgemein nationalen Charakter tragen. Zugleich sehen

Digitized by Google

wir neben dem Wunsch, die vielen kleinen Herren zu Gunsten einer größeren monarchischen Herrschaft zu beseitigen, die Idee der Volkssouveränetät in verschiedenen Gestalten und Verhüllungen auftauchen. Entschieden partikularistisch, auf eine politische Umgestaltung innerhalb des Territoriums gerichtet, zeigt sich die Revolution in ein paar geistlichen Gebieten; die bambergischen Bürger und Bauern erklärten ihrem Bischof, sie wollten ihn allein als Herren anerkennen, alle Güter der Geistlichen und des Adels aber zum Besten des Landes einziehen, und ähnlich erbot sich das zu Herrenalb tagende Bauernregiment gegen den Bischof von Speier. Diese Beschränkung auf die heimischen Interessen herrscht auch in den Bauernerhebungen, die seit Anfang Mai die alten österreichischen Erblande und namentlich die Grafschaft Tirol erschütterten. Die unmittelbare Verbindung zwischen Schwaben und Österreich war freilich dadurch gesperrt, daß in Baiern teils die scharfen Präventivmaßregeln der Regierung teils die Anhänglichkeit der Bauern an ihr altes Fürstenhaus ein Umsichgreifen der allerdings vorhandenen revolutionären Neigungen verhindert hatten. Schon das Anlegen landsknechtischer Tracht, der gemeinsame Besuch eines benachbarten Markttags, die Absicht bei Hof eine Bittschrift einzureichen genügten, um die armen Dorfleute als der Revolution verdächtig in den Kerker und auf die Folter zu bringen. Doch zeigte sich, abgesehen von der nächsten Nachbarschaft der schwäbischen Grenze, unter den Bauern vielfach der gute Wille sich nicht „unter die Schwabenbauern zu begeben", sondern „Leib und Leben zu ihren Landesfürsten zu setzen"; auf dem Peissenberg taten sie sich bewaffnet zusammen, um einem etwaigen Einfall der Schwaben zu begegnen, und die Herzoge erließen einen Aufruf an die Untertanen, sie sollten „euer aller Vaterland, auch eurer selbst Ehre, Güter, Weib, Kinder und häusliche Wohnung getreulich helfen erhalten, retten und beschirmen". Ganz anders umbrausten den in Innsbruck sitzenden Erzherzog Ferdinand die Wogen der Empörung, die schon seit Kaiser Maximilians Tod sich gegen die überstrenge Handhabung des Jagdregals geregt hatte und unter der mächtigen Einwirkung der evangelischen Predigt bald vom Wegschießen der Hirsche zur ernsthaften Bedrohung aller geistlichen und weltlichen Obrigkeit fortgeschritten war. Während eine unbarmherzige Verfolgung der Prädikanten die Erbitterung des Volks gegen die „Menschenlehre" nur steigerte, fand man es zugleich unerhört, „daß ein Graf zu Tirol, selbst spanisch und durch und durch spanisch, mit Verachtung der Deutschen und ohne Verständniß ihrer Sprache, sollte so gewaltig wider alles Freitum regieren und wälische tyrannische Regierungen einführen". Vor allem gegen zwei Hauptberater des jungen Fürsten, gegen den „stinkenden ketzerischen asarianischen Juden" Salamanka (vgl. S. 433 f.) und den „Kultrunenschmid" (Kontrolenschmid) Fabri, kehrte sich der Haß der Unzufriedenen, welche durch die unkluge Grausamkeit der Regierung nur noch mehr gereizt werden mußten. In Brixen, wo man binnen drei Wochen 47 Personen dem Henker überliefert hatte, brach vor einer solchen Exekution der Aufstand los (10. Mai). Die

Digitized by Google

Bauern befreiten einen zum Tod geführten Pustertaler und begannen nun ihrerseits gegen Geistlichkeit und Adel mit Plünderung und Mißhandlung zu wüten; im Kloster der Dominikanerinnen zu Steinach entging von allen Nonnen nur eine durch Zufall der Mordlust entmenschter Gesellen. Überall im Süden wie im Norden sahen sich Klerus, Herren und Regierung fast wehrlos diesem elementaren Ausbruch der Leidenschaft gegenüber; „kein noch so armer Priester war im Land", erzählt Kirchmair, „er mußte das Seine verlieren." Hier unter einer Landbevölkerung, die rechtlich besser gestellt war als in den meisten Territorien des Reichs und sogar ihre Vertreter auf die Landtage schickte, hatten besonders die fremden Handelsgesellschaften mit ihrem Ausbeutungssystem und die absolutistischen Neigungen des Regiments, zumal das Eindringen des römischen Rechts der Revolution die Wege geebnet. Trotzdem fiel die schwerste Last des Volkshasses doch auf die Bischöfe und den Klerus; ihre weltliche Gewalt sollte völlig aufgehoben und das Gemeindeprinzip zur Grundlage einer neuen evangelischen Kirchenordnung gemacht werden. Weiter dachten die Führer; weitaus der begabteste unter ihnen war der Sterzinger Knappensohn Michael Gaißmayr, vormals Sekretär des Bischofs von Brixen. Hochgewachsen und von feiner Gesichtsbildung wußte er später die Rolle eines italienischen Edelmanns eben so gut zu spielen wie er jetzt als bäuerlicher Volkstribun mit seiner Beredsamkeit die Massen entzündete; in diesem Kopf arbeiteten wirklich politische Gedanken, Projekte, deren Kühnheit alles hinter sich ließ, was damals von deutschen Radikalen geplant und geträumt wurde. Aber bezeichnend ist auch für sein Denken und Streben, daß es eigentlich nicht über Tirol und allenfalls die benachbarten Alpenlande hinausgeht. In einem Schreiben der Aufständischen an die niederösterreichischen Lande wird allerdings auf die deutsche Nation und die allgemeine Erhebung der Bauerschaft Bezug genommen und die Erklärung abgegeben, sie hätten beschlossen, sich unter andere Obrigkeit zu tun oder ihrem Gefallen nach ein Regiment unter sich zu machen. Doch gingen die auf einem Meraner Bauernparlament vereinbarten Artikel auf Umwandlung der Grafschaft Tirol in einen rein weltlichen und ausschließlich dem Landesfürsten zugehörigen Staat, mit gleichem Recht und Gericht für alle ohne Unterschied des Standes; nicht nur die Pfarrer, auch alle Gerichtspersonen sollten von den Gemeinden gewählt werden. Ausdrücklich forderte man das Evangelium ohne Zusatz, wie Luther lehrte. Es schien in Tirol, als der nach Innsbruck auf den Juni ausgeschriebene Landtag herannahte, mit einer durchgreifenden Säkularisation eine politische Neugestaltung sich verbinden zu sollen, deren Beseitigung der Standesunterschiede und der Partikularrechte ohne Zweifel dem modernen Staatsgedanken entsprochen hätte, während zugleich in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung dem bäuerlichen Element volle Selbständigkeit und damit ein entschiedenes Übergewicht zugefallen wäre. Ironisch genug bezeichnete sich Gaißmayr, die Seele dieser Bestrebungen, als „Mehrer Fürstlicher Durchlaucht Kammergut". Damals saß der Cardinalerzbischof Matthäus auf seiner be-

Digitized by Google

lagerten Feste Hohensalzburg, gleich verhaßt bei den Bürgern seiner Hauptstadt, deren Freiheiten er mit Füßen trat, wie bei seinen Bergknappen und Gebirgsbauern; weiter und weiter flog der Aufstand, zu den oberösterreichischen Bauern, zu den Hauerknechten in den niederösterreichischen Weinbergen, zu den steirischen Bergleuten und Eisenarbeitern. Welche Aussicht mußte sich eröffnen, wenn diese frischen Kräfte nicht nur unter einander, sondern auch mit den übrigen deutschen Revolutionsheeren Fühlung gefunden hätten! Aber während sie eben erst ihre Fahnen erhoben, sanken die bäuerlichen Feldzeichen von den Vogesen bis zu den Wäldern Türingens in den Staub. Das höchste Anschwellen und der Rückgang der deutschen Revolution fallen in die kurze Zeitspanne weniger Wochen.

„Seit 500 Jahren," sagt ein Schreiben aus Trient vom 29. April, „ist Deutschland nicht in solch allgemeiner Verwirrung gewesen; man glaubt, es seien über 300 000 Bauern in Bündniß, um die Freiheit zu gewinnen und keinen andern Herrn anzuerkennen als den Kaiser." Dieser Gedanke eines demokratischen Kaiserthums tritt in sehr verschiedener Form zu Tage; in Südtirol benützten z. B. die Aufrührer den Namen Karls V. für ihre Zwecke und auch im Hersfeldischen bekannte wohl einer von den Gefangenen, „es hab gelaut, der Kaiser ziehe mit und well das Ding heben". Bei den schwäbischen Bauern lautete der Bundeseid dahin, „die evangelische Wahrheit, göttliche Gerechtigkeit und brüderliche Liebe zu handhaben und einen Herrn, nämlich römische kais. Mt. und keinen andern zu haben"; dem Markgrafen Ernst von Baden erklärten seine Untertanen, sie wollten ihn auch künftig für einen Herrn halten, wenn er als Stellvertreter des Kaisers und unter Beobachtung der zwölf Artikel seines Amts walten wolle, und zwar wurde dies dahin erläutert, daß es unter dem Kaiser nur noch bäuerliche Beamte geben und der Markgraf auch nichts anderes sein dürfe als ein im Dienste der neuen Regierung verwendeter Bauer. Die Idee eines großen volksfreundlichen und herrenfeindlichen Kaisers hatte ja in mehr oder weniger mystischer Verbrämung seit Jahrhunderten viele Köpfe beschäftigt; jetzt, als die Möglichkeit einer Verwirklichung solcher Träume heranzunahen schien, schwand die Hülle des Wunderbaren und es offenbarte sich als ihr eigentlicher Inhalt das Verlangen nach einer demokratischen Republik. Denn abgesehen davon, daß doch gewiß nur Wenige ernstlich daran dachten den regierenden Kaiser für die Sache der Revolution zu gewinnen, regte sich hier und dort deutlich genug der Wunsch, das künftige Staatswesen nach eigenem Belieben einzurichten. Balthasar Hubmair, der Waldshuter Prediger, hat einmal solche Ansichten über das Recht des souveränen Volks selber die Obrigkeit einzusetzen und, falls sie ungeschickt sein sollte, wieder abzusetzen, zu Papier gebracht. Aber auch die Bauernheere ließen darüber keinen Zweifel, daß sie, wie die Würtembergischen an die Stadt Stuttgart schrieben, selbst „ein recht christlich und friedlich Regiment zu machen" vorhatten. Der helle Haufe Georg Metzlers erwiderte auf die Bitte der Grafen von Hohenlohe um ein Schiedsgericht, sie würden weder von dem Kaiser

Digitized by Google

noch von den Ständen eine Ordnung annehmen, sondern nur das, was der helle Haufe der Bauerschaft beschließen würde. Und die Kissinger Bauern erklärten in einem Ausschreiben vom 17. April, sie wollten Christum für ihren Herrn halten, „nicht das wir ohn Obrigkeit ganz und gar sein und leben wollen, sondern der Obrigkeit, die uns von Gott und einer ganzen Gemeinde erwählt und gekoren, unterworfen sein". Von der Wahl eines römischen Königs sollen die schwäbischen Bauern bereits im März geredet haben. Jedenfalls war ein Teil der Schwaben nicht minder als ihre fränkischen Brüder von dem Gedanken einer radikalen politischen Umgestaltung beherrscht, bei welcher die bestehende Reichsverfassung in Trümmer gehen und namentlich die zahllosen mittleren und kleinen Gewalten verschwinden mußten. Selbst im Bairischen hörte man die Frage aufwerfen, wer doch den ersten Fürsten oder Edelmann gemacht und ob der Bauer nicht ebenso fünf Finger an der Hand habe wie ein Fürst oder Edelmann. Diese Tendenzen trugen aber keineswegs immer rein politischen Charakter; sie verbanden sich bewußt oder unbewußt mit der Idee sozialer Gleichheit. Fürsten, Grafen und Ritter hatten Bauern zu werden, wenn sie in der neuen Brüderschaft noch ihren Platz finden sollten; „Niederdrückung aller Ehrbarkeit", d. h. völlige Nivellirung erschien manchem Beobachter wie einst in Böhmen so im deutschen Bauernkrieg als letztes Ziel der agrarischen Revolution, der mit Feuer und Schwert gepredigten Brüderlichkeit aller Christen und gelegentlich äußerten die Bauern, sie hätten von den Hochgelehrten in den Städten die im Evangelium bezeugte Wahrheit gelernt, „daß ein Mensch nicht über das ander sei".

Hier müssen wir auf die oben (S. 464) berührte Wechselwirkung zwischen Stadt und Land, zwischen bürgerlichem und bäuerlichem Radikalismus zurückkommen. Denn wenn einerseits der Ursprung jener von den Bauern angenommenen religiösen Ideen und Schlagworte in den Städten zu suchen ist, so wurden auf der andern Seite durch die agrarische Revolution die im Bürgertum vorhandenen Neigungen zu einer demokratischen Umwälzung mächtig angeregt. Wir kennen den alten Gegensatz zwischen den regierenden Ehrbarkeiten und den Gemeinden; die Erinnerung an gewaltsame Umsturzversuche war in vielen Städten eine frische (vgl. S. 158 f.) und seither hatte der kirchliche Kampf mannigfach die Bande der Ordnung weiter gelockert und einen gewissen Einfluß volkstümlicher Stimmungen auf die Politik des Rats zum Bewußtsein gebracht. In dem vielgestaltigen Leben zumal der größeren Städte vermochten auch die absonderlichsten und verwegensten Vertreter radikaler Ideen wenigstens eine Zeitlang sich umzutreiben und daß es ihnen nicht an Zuhörern fehlte, dafür sorgte die stets lebendige Unzufriedenheit und Lust zu kritisiren, die sich keineswegs auf die ärmeren Klassen beschränkte, aber doch nur durch die hinter ihr drohenden Fäuste der Masse ernstliche Besorgniß erregen konnte. Nürnberg, die geistig regsamste Großstadt des Reichs, barg damals auch vielleicht die reichhaltigste Auslese an radikalen Elementen. Münzer rühmt sich, er hätte, wenn er nur gewollt, während seines kurzen

Digitized by Google

Aufenthalts den Herren vom Rat „ein fein Spiel" anrichten können, „denn gute Tage tun ihnen wohl, der Handwerksleute Schweiß schmeckt ihnen süß, gedeiht aber zu bitterer Galle". Und wie in den engen mauerumschlossenen Gassen die sozialen Gegensätze fortwährend hart zusammenstoßen mußten, so fanden daneben mystische und grüblerische Neigungen aller Art hier die rechte Lebensluft und die heimlichsten Schlupfwinkel. Münzer und ein paar Geistesverwandte konnten freilich dem scharfen Auge der Behörden nicht lange entgehen, aber man erlebte die unangenehme Überraschung, daß der Schulmeister zu S. Sebald, der feine und sittenstrenge Hans Denck, sich eine Religion der Erleuchtung ausgedacht hatte, die mit der von Rats wegen eingeführten neuen Lehre durchaus nicht im Einklang stand. Er wurde, da er sich für bessere Belehrung „unzugänglich, verzwickt und verschlagen" zeigte, der Stadt verwiesen; das gleiche Schicksal traf einige seiner Freunde, die sogenannten „gottlosen Maler", darunter die drei talentvollsten Schüler Albrecht Dürers, Barthel und Hans Sebald Beham und Georg Pencz. Sie machten kein Hehl daraus, daß sie von Luthers Lehre, von der Schrift, von Christus nichts hielten. Wenn er von Christus höre, äußerte Barthel Beham, so sei ihm eben, als wenn er höre von Herzog Ernsten sagen, der in den Berg gefahren soll sein. Aber nicht nur in religiösen Fragen galt diesen „prächtigen und trotzigen" jungen Männern alles, was der herrschenden Anschauung heilig war, für „Tand", für Schwindel; auch von einem Recht der Obrigkeit wollten sie nichts wissen und es wurden ihnen kommunistische Reden nachgesagt, man solle nicht mehr arbeiten, man müsse einmal teilen.

Das war es, wovor die Ehrbarkeiten zitterten; hier lag die Berührung zwischen den „Kistenfegern und Säckelleerern" der Bauernheere und dem armen Mann in den Städten nahe genug. Wenn Fürsten und fürstliche Politiker die städtischen Obrigkeiten beschuldigten den Bauernkrieg hervorgerufen oder begünstigt zu haben, so war das natürlich eine gehässige Entstellung der Wahrheit, aber die wiederholt angedeutete Gefahr, daß ein großer Teil der Städte sich den Bauern anschließen könnte, bestand allerdings, „dieweil", wie ein schwäbischer Landschreiber urteilt, „die Gemeinden in den Städten ganz gut bäurisch". Von Anfang an hat deshalb die agrarische Bewegung Anlehnung an die Städte gesucht und gefunden; wie die Stühlinger mit Waldshut in Verbindung treten, so halten die Oberschwaben ihre entscheidenden Versammlungen in Memmingen und bei den ersten kriegerischen Bewegungen fallen schwäbische und fränkische Städte den bäuerlichen „Brüdern" zu oder folgen dem gegebenen Beispiel, indem sie ihre lokalen Beschwerden bei der großen Abrechnung zwischen Herren und Volk zu tilgen versuchen. Überall strebt die Gemeinde oder besser gesagt die Masse der Besitzlosen das Heft in die Hand zu bekommen. Ein cynischer, aber scharfer Beobachter wie Eck drückte das in seiner Weise so aus: „indem ist eine große Spaltung in den Städten; die Lutherischen, so arm sein, geben den Bauern recht; die nit lutherisch und die lutherisch, aber reich sein, geben den Bauern unrecht".

Digitized by Google

So pflanzte sich seit März 1525 neben der agrarischen diese städtische Bewegung fort wie ein Lauffeuer, aus Schwaben nach Franken, in den Elsaß, rheinabwärts bis Köln; in Westfalen erhoben sich Münster und Osnabrück, in Türingen Mühlhausen und Erfurt. Charakteristisch ist die Teilnahme altgläubiger Städte, wie ja auch unter den Bauern z. B. die Würtemberger Matern Feuerbachers trotz ihrer Erklärung für das Evangelium im Wunnensteiner Lager täglich die Messe hörten und die Gemeinden des Mainzer Erzstifts dem hellen Haufen ihren Eid bei Gott und allen Heiligen schwuren. So richtete sich in einer Reihe von Städten, in Köln, Mainz, Münster, Regensburg, die Erhebung der Bürgerschaft vorwiegend gegen die ungenügend kontrolirte Finanzwirtschaft des Rats, gegen die indirekten Steuern und gegen die eximirte Stellung der Geistlichkeit; auch die klerikale Konkurrenz in gewissen Erwerbszweigen sollte aufhören, wie denn die Münsterischen den Nonnen eines benachbarten Klosters ihre Webstühle wegnehmen und abbrechen ließen. Hier findet sich kein unmittelbarer Zusammenhang mit der bäuerlichen Revolution; so haben auch die Frankfurter ihre unblutige Erhebung ohne Eingreifen der herannahenden Bauernheere durchgekämpft, aber ihr Artikelbrief vom 20. April zeigt zum Teil eine unverkennbare Verwandtschaft mit den zwölf Artikeln und vor allem mit den Ideen Karlstadts, dessen Schwager, Dr. Gerhard Westerburg aus Köln, mit ihm zusammen aus Sachsen ausgewiesen und in Frankfurt der Mittelpunkt einer evangelischen Bruderschaft geworden war. Sein Freund, der Schuster Hans Hammerschmidt von Siegen, der Schneider Niklas Wild und andere zünftige Volksführer errichteten einen förmlichen Revolutionsausschuß ohne Vertretung des Rats, da sie selber Rat, Bürgermeister, Papst und Kaiser seien, und zwar wurde ganz im Stil der Bauernmanifeste die Schrift für die einzig gültige Norm und alle entgegenstehenden Privilegien und Statuten als heidnische und unchristliche Satzung für hinfällig erklärt. Auch die Fürsorge der Frankfurter Artikel für schärfere Sittenzucht bei Geistlichen und Weltlichen kennzeichnet den Einfluß der religiösen Bewegung. Es war ein großes Glück für den Rat und die Besitzenden, daß der schwarze Haufe Florian Geyers nur vorüberzog; manche von den Zünften hatten geäußert, zur Verteidigung der Geistlichen und Juden könnten sie sich nicht verpflichten. Hier am Rhein finden wir wie in den Vorspielen des Bauernkriegs den alten Haß gegen die jüdischen Wucherer lebendig; nicht nur die Frankfurter, auch die Mainzer Artikel fordern Einschränkungen des Geldverkehrs und Handels der Juden, während die Rheingauer und Elsässer Bauern sie überhaupt ganz aus dem Land jagen wollten. Auch in Südtirol hörte man die Rede, alle Pfaffen seien Juden; der Trientiner Pöbel stürmte die Häuser der Stiftsherren und der Juden.

Es steht in keinem nachweisbaren Verhältniß zum Bauernkrieg, aber es bezeichnet doch die herrschende Strömung dieser wilderregten Zeit, daß in Stralsund, selbst im fernen Danzig das Jahr 1525 eine halb evangelische halb demokratische Bewegung brachte. Daß aber bei einem entschiedenen Sieg

Digitized by Google

der Bauernheere gerade in den Städten die Revolution einen kommunistischen Charakter angenommen hätte, kann wohl kaum bezweifelt werden. In Münster hörte man den Ruf, es sei genug, wenn die Reichen 2000 Gulden hätten. Catilinarische Existenzen gab es genug, die wie jener Würzburger Pfeifer und Lautenschläger Bermeter „täglich spielten und praßten und doch keine Erbgüter, auch sonst nichts von Diensten Zugehendes oder Aufhebens hatten"; verlumpte Handwerker, alte Landsknechte, notorische Verbrecher, die dem Galgen schon nahe genug gekommen waren, drängten sich unter und vor die besseren Elemente der städtischen Demokratie, indem sie am Verwegensten und Maulfertigsten das verlockende Thema von der allgemeinen Teilung zu behandeln wußten. Ganz besonders charakteristisch erscheint aber die hervorragende revolutionäre Rolle der Weiber, bei welchen wie in den meisten Perioden sozialer Umwälzungen Emanzipationsgelüste der schlimmsten Art hervortraten. Wir kennen bereits die mündlichen, schriftlichen und tätlichen Verteidigerinnen des Evangeliums; noch weiter gingen jene Frauen, die während des Bauernkriegs die wilde Leidenschaft der Männer zu steigern und zu überbieten suchten. In Nördlingen rühmte sich die kluge Gattin des Volksführers Anton Forner, sie könne einen Aufruhr machen, wenn sie nur einen Finger aus ihrem Mantel aufhebe; die Windsheimerinnen rüsteten sich mit Beilen und Hackmessern, die Rotenburgerinnen mit Hellebarden und Gabeln zum Sturm auf Klöster und Pfaffenhäuser, während in Uffenheim eine Anzahl von Frauen das Bündniß der Stadt mit den Bauern herbeiführen half. Vollends in Heilbronn, wo die Gemeinde beim Herannahen der Bauern ihre Sympathien für die „christlichen Brüder" zum Schrecken der „großen Köpfe" im Rat zu erkennen gab, sehen wir die Weiber mit Wort und Tat vorangehen; sie ließen nicht zu, daß man die Tore gegen die Bauern verwahrte, und eine von ihnen stieß einen städtischen Bauernfeind eigenhändig von der Mauer hinab; „wie dürfen die Leute also wimmern," rief eine andere, „man wird keinem Armen etwas tun, nur Reiche wird man erstechen." Wie manche von diesen Weibern, als würdige Genossinnen der Böckinger Hexe, in Wehr und Harnisch mit dem hellen Haufen davonzogen, so wetteiferten die Heilbronner Bürger mit der Weinsberger Bande, zu deren Heldentaten sie auch bereits ihr Kontingent gestellt hatten; mit blutigen Spießen und Hellebarden kamen einzelne von Weinsberg zurück und die unmenschlichsten Reden gingen durch die Stadt, daß alles, was nach einem Sporn schmeckt, sterben müsse, daß man die Buben oben zum Rathaus herauswerfen und unten mit Heugabeln auffangen solle. Und die Revolutionsmänner giengen nicht nur aus den Reihen der Besitzlosen hervor, unter welchen mehrere aufgeführt werden, deren einzige Habe in einem Bett und vier bis sechs Kindern bestand, auch wohlhabende Bürger mit stattlichen Häusern begrüßten freudig den Einmarsch Georg Metzlers, obwohl die Bauern sich drohend genug über die städtischen „Schmeerbäuche" äußerten. Die Revolution war von zu kurzer Dauer, um die vorhandenen kommunistischen Ansätze zu voller Entwicklung kommen zu

Digitized by Google

lassen; weniger in ihren offiziellen Manifesten als in hingeworfenen Reden tritt der Wunsch nach dem Teilen und Gleichmachen offen hervor. Noch vor seinen Richtern bedauerte der Bamberger Demagog Hartlieb, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, alles so zu reformiren, wie das Evangelium Matthäi am 20. Kapitel ausweist; er meinte das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg, wo die Letzten die Ersten werden und keiner mehr bekommt als der andere.

Was wir bisher von den Ideen und Zeiten der Revolution kennen gelernt haben, von dem rein agrarischen Programm der Oberschwaben bis zu den vereinzelten Äußerungen eines echt kleinbürgerlichen Radikalismus, das alles tritt doch ohne Zweifel zurück vor jenen wirklich großartigen Projekten einer politischen Neugestaltung, wie sie unter den fränkischen Revolutionären auftauchen. In ihrem Kreis treten allerdings die wildesten Erscheinungen der Bewegung auf, wenn wir von Münzer und seinen theokratischen Verrücktheiten absehen, aber zugleich bietet Franken das interessante Schauspiel eines groß angelegten Versuchs mit diesen entfesselten Kräften dem deutschen Reich eine Zukunft zu schaffen, deren Bild freilich den bedrohten Obrigkeiten des XVI. Jahrhunderts als ein wüstes Schreckgespenst erscheinen mochte. Hier war die Verbindung von Stadt und Land eine besonders enge, vor allem so wichtige Plätze wie Rotenburg und Würzburg neben Heilbronn und einer Anzahl von kleineren Städten politische und militärische Stützpunkte für die Bauernheere, die in immer stärkeren Massen von verschiedenen Seiten her nach dem Stift Würzburg zogen. Am 7. Mai lagerten sowohl das evangelische Heer unter Götz und Georg Metzler als das fränkische Heer, dessen ursprünglichen Kern der sogenannte Tauberhaufe bildete und zu dem sich auch Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar gesellt hatte, in der Nähe von Würzburg; weiter nördlich in der Kissinger Gegend drohte der sogenannte Bildhauser Haufe. Das evangelische Heer oder der helle Haufe vom Odenwald hatte, statt seinen Marsch auf Frankfurt zu nehmen, das Würzburger Unternehmen vorgezogen; hier erwarteten die aufständischen Bürger, geleitet von Hans Bermeter, dem berühmten Künstler Till Riemenschneider und andern Radikalen, die Unterstützung ihrer „christlichen Brüder", um die auf dem festen Frauenberg liegende bischöfliche Besatzung vollends zu Paaren zu treiben. Die Odenwälder nötigten eben damals den Statthalter des Kurfürsten von Mainz, Bischof Wilhelm von Straßburg, im Namen des gesammten Erzstifts die zwölf Artikel anzunehmen und nicht nur den Eintritt in die Vereinigung der Bauern, sondern auch eine schwere Besteuerung des Klerus und die Öffnung aller Klöster sowie die Verpönung jeder geistlichen Tracht zu bewilligen. Graf Wilhelm von Henneberg, einer der ersten Vasallen des Würzburger Stifts und bisher ein Feind der Lutherischen, borgte rasch noch einige Tausend Gulden von seinem Lehnsherrn, um dann statt nach Würzburg zu seinen neuen Brüdern vom hellen Haufen zu ziehen; er gewöhnte sich rasch daran, Klöster auszuplündern, wie er dann eben so rasch die sinkende Sache der Bauern wieder verließ. Im Gegensatz zu den Würzburgern sträubte

Digitized by Google

sich die Reichsstadt Rotenburg noch einige Zeit vor einem förmlichen Bündniß mit den Bauern; wohl war auch hier der Boden für die Revolution durch den Aufenthalt Karlstadts und die aufregenden Predigten des Doktor Johann Deuschlin, des blinden Barfüßermönchs Hans Schmid, verschiedener begeisterter Laien gründlich vorbereitet und auch ein sehr gewandter Volkstribun in der Person des verdächtigen schwäbischen Junkers Stephan von Menzingen zur Hand, aber trotz des Siegs der Gemeinde über den Rat, trotz Bilderſturm und Weiberkrawall bildeten doch die großenteils auf den umliegenden Bauerngütern fundirten Vermögensverhältnisse der Stadt und der einzelnen Bürger ein schweres Hinderniß der Verbrüderung, welche erst unter dem Druck der militärischen Übermacht der fränkischen Bauernhaufen und nach ernstlichem Zureden des bäuerlichen Abgesandten Florian Geyer am 15. Mai beschworen wurde.

Damals hatten die Führer der Bauern bereits Verſuche gemacht nicht allein in den Heeren eine strengere Disziplin einzuführen, sondern auch die zwölf Artikel durch eine Deklaration dahin zu mildern, daß nur die Leibeigenschaft, der kleine Zehnte und der Todfall ein für allemal aufgehoben, dagegen im Übrigen die alten Rechte und Pflichten vorläufig mit gewissen Einschränkungen beobachtet werden sollten. Freilich war es leichter auf dem Papier als in Wirklichkeit nach allem Vorgefallenen die Untertanen wieder zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten und zum Leisten der eben abgeschüttelten Dienste und Abgaben zu bringen; die Urheber der Deklaration wurden mit dem Tode bedroht und auch die straffere Kriegsordnung, namentlich die bevorzugte Stellung der Hauptleute konnte nur mit Mühe gegen die ultrademokratischen Elemente behauptet werden, welche überhaupt keine abgesonderte Beratung ohne Wissen des ganzen Haufens dulden wollten, da es unter Brüdern auch gleich und brüderlich zugehen müsse. Die Hauptleute im Würzburger Lager hatten gut erklären, daß der natürliche Leib nicht ohne ein Haupt sein „und kein bürgerlich brüderlich Wesen ohn ein Regiment erhalten werden mag"; ihre Strafbestimmungen halfen so wenig wie die in der Stadt errichteten Galgen, denn die Bauern „waren allzeit voll, trieben viel Unzucht mit Worten und Werken, ließen sich auch nach Mittag, zu Zeiten, wann sie bezecht, vor Mittag von Niemand regieren; — achteten der Galgen gar nit, sondern sagten, sie wollten die Mönche, Pfaffen und ihre Gesind daran henken". Immer unheimlicher ward es den bisher sympathisirenden Bürgern zu Mute, als ihre Bundesgenossen offen mit der Sprache herausrückten: „dieweil sie Brüder mit einander sein sollten, so wäre billig, daß es gleich zuginge und der Reiche mit dem Armen teilte, sonderlich diejenigen, so ihr Gut durch Handeln oder sonst von dem armen Mann gewonnen und zuwegen bracht hätten". Auch in manchen offiziellen Schriftstücken der fränkischen Bauern finden sich wenigstens deutliche Spuren eines agrarischen Sozialismus; so befiehlt eine Kriegsordnung den Adeligen, die der christlichen Brüderschaft beitreten wollen, ihre Schlösser abzubrechen, keinen gerüsteten reisigen Gaul zu

Digitized by Google

halten und gleiches Recht mit Bürgern und Bauern zu nehmen. Noch weiter geht ein Beschluß des Bildhauser Haufens: „es solle auch," heißt es hier, „ein jeder vom Adel nicht mehr reiten, sondern zu Fuß gehen und sich mit Speise und sonst den andern gleich halten; sollen Häuser bauen und bewohnen, wie andere in Städten und Dörfern"; daneben soll den Juden der Beitritt gestattet, jedenfalls aber darauf gesehen werden, daß keiner derselben etwas von seiner Habe in Sicherheit bringe.

Wir müssen diese immer stärker hervortretenden Stimmungen der bewaffneten Massen im Auge behalten, um an der scheinbaren Mäßigung jenes Verfassungsentwurfs nicht irre zu werden, der unter den verschiedenen Projekten der Bauernführer jedenfalls die bedeutendste Stelle einnimmt. Zwei Männer wußten sich damals im betäubenden Sturm der Ereignisse und der Leidenschaften den Kopf noch hinlänglich freizuhalten, um allen Ernstes an einer „evangelischen göttlichen Reformation" des Reichs zu arbeiten. Beide waren im Herrendienst gestanden, Wendel Hipler als hohenlohischer Sekretär und pfälzischer Landschreiber, Friedrich Weigant als kurmainzischer Keller zu Miltenberg; daß ihre Fähigkeit politisch zu denken über das gewöhnliche Niveau der Revolutionsmänner hinausging, lehrt uns eine Reihe von Aufzeichnungen, in welchen sie neben der Umgestaltung aller rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Verbindung sämmtlicher Bauernheere unter einander, die Taktik gegenüber den geistlichen und weltlichen Fürsten, die Stellung zum Kaiser in Betracht ziehen. Weigant denkt einmal an eine Regelung der inneren Fragen durch das Reichsregiment, welchem zu diesem Zweck je zwölf vom Adel, den Städten und den Bauern und sieben evangelische Lehrer beizugeben wären; beide erwägen die Möglichkeit die weltlichen Herren für ihre Ausfälle an Steuern und Abgaben aus den geistlichen Gütern zu entschädigen, während dann wieder Weigant vorschlägt zunächst alle geistlichen Fürsten auf Grund der zwölf Artikel, wie das Erzstift Mainz (S. 491), in „gemeiner Haufen, der Bürger und Bauern Bündniß und Einigung" zu nötigen und dem Kaiser zu schreiben, die ganze Bewegung habe kein andres Ziel, als zwei alte Wünsche des Kaisertums, christliche Reformation und Gehorsam der Fürsten gegen das Reich, zu verwirklichen. Fürsten, Adelige und Reichsstädte, meint er, würden dem Vorgang der Geistlichen folgen, Fürsten, welche nachher den Bund wieder brechen wollten, von ihrem eigenen Volk totgeschlagen werden. Es existirt ein Schreiben von ihm, worin er Adel und Städter, bei welchen sie „dennoch viel christlicher Lieb und Treu, auch des Gotteswort Förderung verstanden" hätten, als Bundesgenossen gegen die Fürsten anruft. Wir wissen leider nichts Näheres von der Zusammensetzung und Tätigkeit der nach Heilbronn verlegten Kanzlei der Bauernheere; der geplante Kongreß, auf welchen auch die Oberschwaben, Elsässer und Rheinländer Vertreter schicken sollten, wurde schon durch die ungünstige Wendung der kriegerischen Ereignisse hinfällig, wie auch ein von Hauptleuten und Räten des fränkischen Heeres auf den 1. Juni nach Schweinfurt ausgeschriebener

Digitized by Google

sich die Reichsstadt in eine Zeit fiel, in welcher es die eingeladenen Fürsten, mit den Bauern Städte nicht mehr nötig oder geraten fanden sich mit den hart den Ayfen Aufständischen einzulassen. Denn auf eine Verstärkung durch nicht-Dezerliche Elemente, besonders durch Adel und Städte, zielten alle diese Schritte der weiter denkenden Bauernführer, die Deklaration der zwölf Artikel sogut wie die späteren Projekte Hiplers und Weigants.

Jener vollständige Entwurf einer Reichsverfassung, der ihnen bei manchen neueren Beurteilern das Lob staatsmännischer Genialität eingetragen hat, ist freilich, wie Hegel nachweist, nichts als eine veränderte Redaktion der früher (S. 463) besprochenen sogenannten Reformation Kaiser Friedrichs III.; über die Herkunft der letzteren besteht aber noch keine Gewißheit und so können wir vorläufig nur annehmen, daß Weigant und Hipler sich dieses ihnen zusagende Programm angeeignet und mit manchen Abänderungen und Zusätzen versehen, auch zum Teil einfacher gestaltet haben. Die gemäßigte Sprache und das Geschick, womit die äußersten Konsequenzen der aufgestellten Sätze verhüllt sind, erinnern an die zwölf Artikel, dagegen fehlt hier der erbauliche und biblische Ton fast ganz und an Stelle der rein agrarischen Tendenz überrascht eine demokratische Staatsauffassung, welche durchweg auf das Ganze gerichtet über die von den Bauern angestrebte wirtschaftliche Freiheit weit hinausgeht und neben voller Gleichheit vor dem Gesetz auch politische Einheit für das neue deutsche Reich fordert. Dieses müßte vor allem aufhören, im alten Sinn ein heiliges Reich zu sein, denn das ganze Projekt ruht auf einer Säkularisation der geistlichen Güter, mit deren Überfluß „alle notdürftigen Menschen und der gemeine Nutz" bedacht werden sollen. Die von der Gemeinde zu wählenden Priester, die allein aus der früheren Unzahl von „Geweihten" übrig bleiben, bekommen ihren anständigen Unterhalt, bleiben aber von jeder politischen und richterlichen Tätigkeit ausgeschlossen. Die Reform der weltlichen Fürsten und Herren verfolgt den Zweck, „damit der arm Mann über christliche Freiheit nicht so hoch von ihnen beschwert werde"; die Standesunterschiede erscheinen keineswegs aufgehoben, wie z. B. die Besetzung der Gerichte eine vierfache Gliederung des Reichs in Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, Städte, Kommunen aufweist, aber einmal wird gleiches Recht und Gericht für alle gefordert und dann sollen sämmtliche Fürsten und Edle „ehrlich ein jeder nach seiner Geburt versehen" werden und „dagegen dem heiligen römischen Reich getreulich vorsein", d. h. sie sollen in Zukunft nicht mehr selbstherrliche Stände, sondern Beamte des Reichs sein. Denn alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Stände, sowie alle Hoheitsrechte und Regalien der bisherigen Stände fallen weg und es bleibt „allein kaiserlicher Schirm und Fried". Überdies spricht die Verpflichtung der Fürsten und Adeligen, sich „göttlich, christlich, brüderlich und ehrlich" zu halten, niemanden unbillig zu beschweren und „das göttliche Wort und Recht zu handhaben", deutlich genug. An Stelle der zahllosen Münzherren tritt ein Reichsmünzsystem mit 20 oder 21 Münzstätten, deren Prägung auf der einen Seite

Digitized by Google

den Reichsadler, auf der andern das Wappen des Münzherrn zeigen soll. Maß und Gewicht werden ebenfalls einheitlich geregelt. Zölle, Geleitsgelder, direkte und indirekte Steuern jeder Art hören auf, soweit sie nicht für den gemeinen Nutzen unentbehrlich sind; nur dem Kaiser soll nach Matth. 22 alle zehn Jahre seine Steuer zu Teil werden. Die Gerichte werden unter Beseitigung der bisher geltenden Rechte auf Grund des göttlichen und natürlichen Rechts derart organisirt, daß unter dem Kammergericht vier Hofgerichte, unter diesen je vier Landgerichte, unter diesen wieder je vier Freigerichte stehen und über den untersten, den Stadt- und Dorfgerichten, einen geregelten Instanzenzug bilden; die Besetzung mit je 16 Personen geht durch und ist wie oben berührt nach Ständen gegliedert, wobei die höheren Richterstellen dem Adel vorbehalten bleiben. Doktoren des römischen Rechts sollten nur noch an den Reichsuniversitäten geduldet und keinenfalls bei den Gerichten zugelassen werden. Von der Reform aller Städte und Gemeinden „zu göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit" war schon oben (S. 463) die Rede; charakteristisch für die Redaktion der Bauernführer ist der hier angebrachte Zusatz, daß alle Bodenzinsen mit dem zwanzigfachen Betrag ablösbar sein sollten.

Bei aller scheinbaren Bewahrung der alten ständischen Unterschiede ist der demokratische und sozialistische Zug dieses Entwurfs wohl zu erkennen. Wie bei den zwölf Artikeln läßt auch hier das Prinzip des göttlichen oder natürlichen Rechts, der christlichen Freiheit einer Weiterentwicklung den ausgedehntesten Spielraum und wie sich die Aufständischen das künftige Kaisertum dachten, davon haben wir mehrfache Proben gesehen. Und dennoch sind die Ideen dieser süddeutschen Volksführer immer noch gemäßigt zu nennen, wenn wir sie neben jene Zukunftsträume halten, wie sie im Kopf eines Gaißmayr oder gar eines Münzer lebten. Gaißmayrs Entwurf einer Landesordnung, der vom Januar 1526 datirt ist, zieht die äußersten Konsequenzen eines streng agrarischen Sozialismus; nirgends wird der Grundsatz einer „ganzen Gleichheit" so unbarmherzig geltend gemacht wie in der Forderung des Tyroler Demagogen, es sollten alle Schlösser und alle städtischen Ringmauern fallen „und hinfür nimmer Städte, sondern Dörfer sein", damit keiner sich höher oder besser dünke als der andere. Diese Gleichheit läßt sich natürlich nur behaupten, indem eine starke Regierung dem Volk die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, mit Ausnahme der gewöhnlichen Rechtspflege, aus der Hand nimmt und z. B. nicht nur das Hütten- und Bergwesen, sondern Handel und Industrie überhaupt dem Staatsbetrieb vorbehält; auch eine Hochschule, die sich ausschließlich biblischen Studien zu widmen hat, wird an den Sitz der Regierung verlegt und stellt für diese die geistlichen Mitglieder. Charakteristisch ist das Verbot der Kaufmannschaft, „auf daß sich mit der Sünde des Wuchers niemand beflecke", wogegen Viehzucht, Feld- und Weinbau durch Austrocknen sumpfiger Strecken und andere Meliorationen des Landes gehoben werden sollen. Wie schon im Heilbronner Entwurf, so

Digitized by Google

sehen wir auch hier trotz aller Bezugnahme auf die rechte Predigt des Worts die weltlichen, hier zumal wirtschaftliche Interessen als das eigentliche Arbeitsfeld des nach biblischer Norm aufzurichtenden Zukunftsstaats hervortreten. Diese evangelische Bauernrepublik mit ihren Volksgerichten und ihren Staatsmonopolen gemahnt in einzelnen Zügen an die Phantasien eines S. Just und Babeuf, aber wir brauchen nicht so weit in folgende Jahrhunderte zu greifen, wenn wir uns an die sozialistischen und kommunistischen Ideen der Renaissanceliteratur erinnern. Thomas More's Utopia macht den Landbau für alle obligatorisch, gestattet nur die ganz unentbehrlichen Zweige des Handwerks und beseitigt allen Binnenhandel, während den notwendigen Tauschverkehr mit dem Ausland der Staat besorgt. Und selbst Erasmus hält die Gütergemeinschaft wenigstens für ein Postulat des wahren Christentums (vgl. S. 233 f.). War doch diese Anschauung nichts Neues, vielmehr schon den Kirchenvätern geläufig; für den Humanisten berührte sich hier wie an so mancher anderen Stelle Platonisches und Christliches. Den Revolutionären von 1525 lag freilich der platonische Staat fern genug; bei ihnen tragen die kommunistischen Ideale eine biblische oder mystische Färbung wie in der Hussitenzeit.

Stärker als bisher drängt sich die Erinnerung an den tschechischen Radikalismus des XV. Jahrhunderts auf, wenn wir unsere Aufmerksamkeit der mitteldeutschen Bewegung zuwenden, deren Führer Thomas Münzer in der Tat den Vergleich mit den absonderlichen Erscheinungen des Taboritentums herausfordert. Man hat auch in der süddeutschen Bewegung den Einfluß des Mühlhäuser Propheten zu erkennen geglaubt, zumal jene denkwürdige Brandschrift auf ihn zurückzuführen gesucht, welche sich „an die Versammlung gemeiner Bauerschaft in hochdeutscher Nation und viel anderer Ort" wendet, und als ihre Urheber wohlmeinende oberländische Mitbrüder angibt. Von einer Autorschaft Münzers kann nicht die Rede sein, aber hier weht freilich ein anderer Geist als in den übrigen Äußerungen süddeutscher Bauernführer. Die ausgesprochene Tendenz, den Bauern jede Neigung zum Frieden und gütlichen Austrag zu verleiden, begnügt sich nicht mit einem höchst wirksamen Ausmalen herrschaftlicher Unbarmherzigkeit und Unverbesserlichkeit, sondern führt auch zu einer unverhüllten Predigt der Volkssouveränetät, für deren gutes Recht nicht nur Sprüche der „göttlichen Juristerei", sondern auch Beispiele aus der Geschichte, zumal die römische Republik und die „von dreien einfältigen Bäuerlein" gegründete Eidgenossenschaft eintreten müssen. Nirgends ist der tiefeingewurzelte Haß des armen Mannes gegen „die Stecher und Renner, die Spieler und Bankettirer, die da völler seind denn die kotzende Hund", nirgends ist die Erbitterung gegen Fürsten und Herren mit so furchtbarer Kraft laut geworden wie in diesem Erguß eines offenbar humanistisch gebildeten Verfassers, der den Bauern eine militärische Organisation mit Centurionen und „Prinzen" (principes) vorschlägt. Die Erbmonarchie wird ausdrücklich verworfen, obwohl es einzelne Ausnahmen von der Regel gebe wie Friedrich von Sachsen und Philipp von Baden; die „Landschaft oder

Digitized by Google

Gemeinde" hat natürlich Macht den erwählten Herrn, falls er sich als schädlich erweist, abzusetzen. „Nun diesen Moab, Agag, Achap, Phalaris und Nero aus den Stühlen gestoßen, ist Gottes höchstes Gefallens. Die Schrift nennet sie nicht Diener Gottes, sondern Schlangen, Drachen und Wölfe. Wohlan, vielleicht ist für die Ohren kommen des Herrn Sabaoth so ernstlich das kläglich Rufen der Einernter und das Geschrei der Arbeiter, daß ers so gnädiglich erhöret hat, daß der Schlachttag soll angehen über das gemästete Vieh, die ihre Herzen geweidet haben mit allem Wollust in des gemeinen Manns Armut, Jakobus am Fünften."

Das lautet schon taboritisch genug, aber einen rein theokratischen Charakter trägt die deutsche Revolution doch nur in den türingischen und sächsischen Landen. Hier hatte der agrarischen Bewegung die städtische seit Jahren vorgearbeitet; wir kennen die Pfaffenstürme in Erfurt und Gotha, die kommunistischen Regungen in Langensalza, vor allem die Wirksamkeit eines Pfeiffer und Münzer in Mühlhausen, wo die Bauern der Umgegend nur durch Drohungen und Gewaltmaßregeln zum Anschluß an die Bewegung gebracht werden konnten. Es lag eine furchtbare Symbolik darin, wenn Münzer und Pfeiffer sich ein rotes Kreuz und ein bloßes Schwert vortragen ließen; nach wiederholten Krawallen und Bilderstürmen gelang es ihnen im März 1525 den alten Rat zu stürzen und mit einer neuen Regierung meist aus „Armen und Grundabenteurern" das kommunistische Gottesreich auf Erden zu organisiren, welches als Ideal schon den chiliastischen Schwärmern der Hussitenzeit vorgeschwebt hatte und nachmals unter den münsterischen Wiedertäufern zu grauenvoller Wirklichkeit werden sollte. Der Deutschordensherr Johann Laue, der gleich manchen hussitischen Eiferern täglich Kommunion hielt, erklärte alle Güter für gemein, die Fürsten für Gänselöffel, Tilltappen und Schindhunde. Münzer selbst predigte ebenfalls gegen „die Abgötter in Häusern und Kasten", Kleinodien, Silberwerk und bares Geld, aber sein Lieblingsthema war der Streit des Herrn, die Ausrottung aller Gottlosen, wie er sie in seinem berüchtigten Schreiben an die Mansfelder Bergleute fordert: „Lasset euch nicht erbarmen, ob auch der Esau gute Worte vorschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Sie werden euch so freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Laßt es euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat, 5. Buch Mosis 7. Uns, uns hat er auch offenbaret dasselbe. — Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden. — Gott geht euch für, folget." Wie eintönige Hammerschläge fallen die kurzen Sätze, jede Regung der Menschlichkeit zermalmend; wir hören, daß nach Münzers Predigten Chöre von Jünglingen und Mädchen die Verheißung Jehovahs an die Söhne Judas anstimmten: „Morgen werdet ihr ausziehen, und der Herr wird mit euch sein." Der Prophet, der von der Rolle eines Moses oder Gideon träumte, liebte es, die bewaffneten Brüder zu mustern und draußen im Feld vom Sattel herab zu predigen; mit langen

Digitized by Google

Bärten und „gesalzenen" Gesichtern umstanden ihn seine Getreuen. Am 26. April 1525 zogen sie aus, „mit einem weißen Fähnlein, darin stand ein Regenbogen".

Münzer war aber keineswegs der Mann, die wilden Elemente, die er so meisterlich zu entfesseln verstand, auch zu beherrschen; wie schon den Auszug der Mühlhäuser nicht er, sondern der energische Pfeiffer veranlaßt hatte, so minderte sich Münzers Ansehen draußen unter den zuchtlosen Haufen, deren Exzesse er manchmal vergebens zu wehren suchte. Aber auch hier in Mitteldeutschland war der Mangel einer centralen Leitung kein Hinderniß für das rasche Umsichgreifen der Revolution. Im Stift Fulda, wo die Empörer den Coadjutor Johann von Henneberg zwangen, sich nicht mehr „Kuhhäuter", sondern „Fürst in Buchen" zu nennen und die zwölf Artikel anzunehmen, im Hersfeldischen, in den benachbarten Grafschaften, in Hessen und Braunschweig, im herzoglichen und im kurfürstlichen Sachsen, überall loderte es empor; am 28. April rückten 5000 Bauern in Erfurt ein, nachdem der Rat die Sicherheit der Bürgerschaft und ihrer Habe durch Preisgebung der Kirchen und geistlichen Häuser erkauft hatte. Die „Erlösung der ganzen Welt", wie der Schösser zu Alstedt schrieb, schien bevorzustehen; „es hat diese Gelegenheit in ihrem Tun, daß kein Fürst, Graf, Edelmann oder andere ansehnliche Leute, die in Gewalt auf Erden gesessen, vor ihnen bleiben sollen, müssen alle herunter." Wer bei den Heeren Gnade finden wollte, der mußte vor den christlichen Brüdern zu Fuß „auf gleicher Erde stehen". Man muß die Briefe lesen, die Münzer noch am 12. Mai den Grafen Albrecht und Ernst von Mansfeld zugehen ließ; da erscheint neben alttestamentlichen Schlagworten die Verkündigung der Volkssouveränetät, „wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat". Dem katholischen Grafen Ernst wird mit Vernichtung gedroht, wenn er sich nicht sofort unterwerfe; „siehe an, du elender dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volkes gemacht, welches Gott mit seinem teuren Blut erworben hat?" Noch heute wollen sie Antwort oder ihn im Namen Gottes der Heerschaaren heimsuchen. „Ich fahre daher. Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis." Er ermahnte die Erfurter, sie sollten mit ihnen den Reigen treten. „Das ganze Deutsch-Französisch- und Welschland ist erregt", heißt es in einem seiner Briefe.

Wenn solchen großen Worten ein fester Zusammenhang zwischen den weithin zerstreuten Bauernheeren entsprochen hätte, dann wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die deutsche Aristokratie, fürstlich oder nicht, gezwungen worden, irgendwie mit der Revolution zu paktiren. Denn auch unter den Fürsten und Herren fehlte es an kräftiger Einheit der Entschlüsse und Maßregeln und überdies waren manche von ihnen wenigstens für den Augenblick durch Verträge mit den Aufständischen gebunden. So hatten, abgesehen von der Unterwerfung einer Menge kleinerer Herren und Klöster, nicht allein das Erzstift Mainz, der Bischof von Speier, die fränkischen Bistümer, der deutsche Orden zu Mergentheim, sondern auch Kurfürst Ludwig von der Pfalz (8. Mai)

Digitized by Google

und Markgraf Philipp von Baden (22. Mai), später noch Markgraf Ernst den Weg des Vergleichs mit den Bauern beschritten, während der schlaue Brandenburger Kasimir den fränkischen Heeren seinen Eintritt in die Verbrüderung solange in Aussicht stellte, bis das Übergewicht der fürstlichen Waffen gesichert schien. Die größten Hoffnungen setzten aber die Bauern auf Kurfürst Friedrich von Sachsen, als einen „Vater aller Evangelischen"; es war wohl in erster Linie sein Verhältniß zu Luther, welches ihm dieses Vertrauen schuf, aber es mochte auch der Ruf von seiner Milde über die Landesgrenzen hinaus sich verbreitet haben. Seit den Forchheimer Unruhen (S. 464) ging das Gerücht nicht aus, Kursachsen begünstige die Sache der Bauern; selbst jenes wilde Pamphlet der „oberdeutschen Brüder" (S. 496) sonderte ihn als einen wahrhaft christlichen Fürsten ehrerbietig von seinen Standesgenossen und noch an seinem Todestag schrieb der Schösser zu Alstedt, die Bauern wollten unter allen Fürsten nur ihn verschonen, wenn er die Beschwerden abtun und in ihre Artikel willigen werde. Und der weise Friedrich, welcher von jeher Härte gegen die armen Leute als sicheres Zeichen eines schlechten Charakters betrachtet hatte, wahrte seine Humanität auch mitten im Tosen der Empörung. Man mag über die oft zu Tage tretende Unschlüssigkeit des Regenten urteilen, wie man will: immer bleibt dieser alte Fürst, der im Angesicht der Revolution nicht aus elender Furcht, sondern im Bewußtsein einer schweren Verschuldung der Herrschenden zur Güte redet, eine ehrwürdige und rührende Erscheinung. Mit jener an Fatalismus streifenden Ruhe, die ihm eigen war, sprach er von der Möglichkeit eines Sieges der Empörung; „will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht und daß es zu seinem Lob nicht vorgenommen, wird es bald anders." Es sollte ihm erspart sein durch die Ereignisse aus den Gedanken der Resignation und des Friedens gerissen zu werden, welche sein Sterbelager all dem „wüsten Wesen" draußen entrückten. Seine Diener bat er noch um Verzeihung; „wir Fürsten tun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt". In letzter Stunde nahm er, der Zeitlebens sich gegen die praktische Durchführung der von ihm geschützten Reformation gesträubt hatte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Als er am 5. Mai zu Lochau verschied, näherte sich die Revolution eben ihrem Höhepunkt. In Frankreich, in den Niederlanden, in Italien sprach man vom drohenden Einmarsch der Bauern; es hieß, sie wollten gegen die Pfaffen ziehen bis nach Rom. Eine erregte Phantasie glaubte das Dröhnen der Revolution bereits aus dem fernsten Osten und Westen zu vernehmen; man fabelte von einer großen agrarischen Bewegung in Spanien und verbreitete glaubliche Berichte, „wie in der Türkei sich die Bauerschaft derselben Art auch empört wider den Adel daselbst sammt ihrer Oberkeit".

Digitized by Google

Unwillkürlich sucht inmitten all dieser Wirren unser Blick die Gestalt Luthers. Er, der Abgott einer Nation, konnte doch seine Hülfe in solchen Tagen der schwersten Not unmöglich versagen. Wir sahen, wie die Bauern nach ihm als nach dem vornehmsten Kündiger des göttlichen Rechts ausblickten, wie die Feinde der neuen Lehre ihm die Schuld der ungeheuern Katastrophe aufbürden wollten. Und Luther erhob in der That seine Stimme mit einer Furchtbarkeit, wie niemals zuvor oder hernach. Sein alter Mut hatte ihn nicht verlassen und sehr mit Unrecht suchten manche Gegner sein Verhalten im Bauernkrieg als ein zweideutiges zu brandmarken, während er vielmehr ganz seiner schon früher geäußerten Überzeugung gemäß erst beiden Parteien ihr Unrecht vorhielt, um dann die volle Kraft seiner Leidenschaft gegen die siegreich vordringende Revolution zu kehren. Aber es war doch eine traurige Rolle für den größten Sohn des damaligen Deutschlands, einer Reaktion, die an Unmenschlichkeit ihres Gleichen sucht, als Herold und Wegbereiter zu dienen. All seine Ehrlichkeit und Unerschrockenheit vermag die Tatsache nicht aufzuwiegen, daß er für den eigentlichen Kern der Bewegung kein Verständniß und von seinem eigenen Anteil an der Erregung der Massen kein Bewußtsein hatte.

Schon seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" zeigte deutlich genug, daß er zum Friedensstifter durchaus nicht geschaffen war. Mit unwiderleglicher Klarheit wird ausgeführt, daß weder die Herren noch die Bauern rechte Christen, daß auf keiner von beiden Seiten das volle Recht zu finden sei. Luther sucht vor allem die Bauern davon zu überzeugen, wie sowohl der Inhalt ihrer meisten Beschwerden als ihr gewaltsames Vorgehen mit dem von ihnen im Mund geführten Evangelium im schreiendsten Widerspruch ständen. „Den christlichen Namen, sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens; den will ich euch nicht lassen noch gönnen. — So soll und muß euer Titel und Name dieser sein, daß ihr die Leute seid, die darum streiten, daß sie nicht Unrecht noch Übels leiden wollen noch sollen, wie das die Natur gibt." Er traf damit den Nagel auf den Kopf, aber so wenig er den Bauern die Berufung auf Bibelstellen zulassen will, so wenig hätte er seinerseits für die Berechtigung oder gar Notwendigkeit der Leibeigenschaft das Evangelium anziehen sollen. Damit war doch die gewaltige Krisis nicht abzutun, daß man beide, Tyrannen und Rotten, für Gottesfeinde erklärte und nur obenhin verlangte, die Streitenden sollten sich gegenseitig einige Zugeständnisse machen. Und mit jener völligen Gleichgültigkeit gegen allen rechtlichen und materiellen Druck, die Luther vom Christen fordert, stimmten doch seine eignen scharfen Auslassungen über den unerträglichen Mutwillen und die gewissenlose Finanzwirtschaft der Obrigkeiten keineswegs überein. Wenn er den Fürsten zuruft, nicht die Bauern, sondern Gott selber setze sich wider sie und man könne, wolle und solle ihre Wüterei nicht ferner dulden, wenn er aus den Zeichen am Himmel und Wundern auf Erden das Gottesgericht

Digitized by Google

über die Herren verkündet und ihnen als unverkennbaren Tyrannen die Lehre der Geschichte vorhält, „wie die Tyrannen selten am trocknen Tod sterben, sondern gemeiniglich erwürgt worden sind und im Blut umkommen," so entsprach das völlig seinen früheren Warnungen. Den schroffen Widerspruch zwischen Tendenz und Sprache, welchen Luther mit Recht den evangelischen Haufen vorwarf, hätte er auch in seinen eignen Schriften gegen die Revolution finden können. Natürlich verhallte die „Ermahnung" im Sturm und bei einer Reise nach dem Harz und durch Türingen mußte Luther die bittere Erfahrung machen, daß an dem erregten Landvolk die Macht seines Wortes verloren war. „Es steckt tief in uns," klagte er kurz nachher in einer Predigt, „daß wir gern sehen, daß uns die Leute günstig sind." Aber um so fester wurzelte in ihm die Überzeugung, daß vom Aufruhr nie und nimmer Gutes kommen könne, daß die Bauern nichts anderes als verstockte Werkzeuge des Teufels und der jüngste Tag vor der Türe sei. Aus solcher Stimmung heraus entstand seine entsetzliche Schrift „wider die mordischen uud reubischen Rotten der Bauern"; niemals ist die Ausrottung der als „Höllenbrände" und „Teufelsglieder" gebrandmarkten Gegner mit größerer Unbarmherzigkeit gepredigt, niemals die Heiligung der Mittel durch den Zweck unbefangener ausgesprochen worden. Denn die Frage, auf welcher Seite das bessere Recht sei, hatte sich für Luther rasch genug entschieden, als die Bauern, statt sich eines Besseren belehren zu lassen, die Waffen in der Hand behielten und die augenblickliche Notlage der Herren ausnützten, um ihre Forderungen bis zur völligen Freiheit und Gleichheit zu steigern. Der Reformator sah eine Ordnung Gottes auf Erden, den Staat in seiner Existenz bedroht und damit eine unentbehrliche Grundlage seines Werks angetastet. Im Namen des verletzten Rechts und im Namen des von den Bauern mißbrauchten Evangeliums fordert er dazu auf, die Empörer totzuschlagen wie tolle Hunde. „Drum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teuflischers sein kann denn ein aufrührischer Mensch." Die Obrigkeit vollends muß „mit gutem Gewissen dreinschlagen, weil sie eine Ader regen kann. — Solche wunderliche Zeiten seind itzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, daß denn andere mit Beten." Wer auf fürstlicher Seite fällt, stirbt den seligen Tod des Märtyrers; wer drüben umkommt, der fährt zum Teufel.

In dieser wilden Predigt des „Schwerts und Zorns" verschwinden die wenigen Sätze, die von einem letzten Anerbieten zum Vergleich oder von der Befreiung der gezwungenen Teilnehmer des Aufstands reden. Und wir haben es nicht etwa mit einer vorübergehenden Aufwallung der Leidenschaft zu tun; Luther, der Zeitlebens die Bauern mit Geringschätzung und Abneigung betrachtet hat (vgl. S. 264), stand auch nachher fest zu seinen Worten und wurde nicht müde zu wiederholen, daß man Aufrührer ohne alles Erbarmen erwürgen und die niederen Stände überhaupt so scharf als möglich in Zucht halten müsse. „Der Esel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt

Digitized by Google

regiert sein," dahin ging seine Meinung, wie er einmal später geradezu bedauerte, daß die widerhaarigen Dienstboten nicht mehr nach dem Vorbild der Patriarchenzeit als „leibeigene Güter wie ander Vieh" behandelt werden könnten. Und dem sächsischen Ritter Einsiedel, welchem die Belastung seiner Bauern mit Frohndiensten Gewissensbeschwerden verursachte, suchten Luther, Melanchthon und Spalatin einstimmig solche törichte Gedanken auszutreiben; Spalatin empfahl gegen Anfechtungen dieser Art „ein liebes Trostpsalmlen zur Hand zu nehmen". Melanchthon aber hatte noch während des Bauernkriegs für den Pfälzer Kurfürsten eine Widerlegung der zwölf Artikel verfaßt, welche in einer bis dahin kaum erhörten Weise das unumschränkte Recht der Staatsgewalt und die unbedingte Gehorsamspflicht der Untertanen entwickelte. Die Obrigkeit kann nach seiner Ansicht Abgaben verlangen, soviel sie will, ohne über die Verwendung derselben irgend welche Rechenschaft schuldig zu sein; sie darf auch Gemeindebesitz wegnehmen. Vollends in Sachen der Rechtspflege soll sie Freiheit haben ganz nach Belieben zu strafen. Melanchthon findet die Leibeigenschaft eher noch zu mild für „ein solch wild ungezogen Volk, als Teutsche sind," und empfiehlt namentlich eine schärfere Handhabung der Strafgewalt. Dieser letzte Wunsch sollte bald in überreichem Maß erfüllt werden; die Reformation Luthers aber hatte von jetzt ab mit einem großen Teil ihrer eignen Vergangenheit gebrochen, und so entschieden sie jede Vermischung ihres Evangeliums mit den „fleischlichen" Gedanken des gemeinen Mannes und jede Verbindung ihres eignen Schicksals mit der Sache der Revolution von sich wies, so gewiß mußte sie diese ihre Rettung aus der unabwendbaren Katastrophe mit einer ungeheuern Einbuße an Sympathien erkaufen. Die Masse der Niedrigen, Armen und Gedrückten wandte sich ab von dem großen Sohn des Volks, dessen Herz über ihrer religiösen Verwahrlosung blutete, aber alle Unvollkommenheiten und alles Unrecht des „weltlichen Reichs" nur als wohlverdiente göttliche Strafe ansah. Luther selbst glaubte den Vorwurf der Unbarmherzigkeit, der sich gegen ihn erhob, durch den Hinweis darauf zu entkräften, daß er den Obrigkeiten empfohlen habe nach dem Krieg Schuldigen wie Unschuldigen Gnade zu erzeigen. Aber trotzdem und trotz seiner heftigen Äußerungen über die blutgierigen und schamlosen Bestien, Wölfe, Säue, Bären und Leuen unter den Herren hinterläßt doch dieser Kampf des Reformators gegen die Revolution einen höchst unerfreulichen Eindruck.

Es bedurfte wahrlich nicht solches Anspornens, um die Fürsten und Herren zur energischen Niederwerfung des Aufruhrs zu treiben. Nachdem sie überhaupt einmal das ursprüngliche Gefühl des Schreckens und der Ratlosigkeit überwunden hatten, gelang es rasch genug mit keineswegs gewaltigen Streitkräften eine Reihe von vernichtenden Schlägen gegen die zerstreuten und schlecht disziplinirten Heere der Aufständischen zu führen. Das erste Zeichen einer entscheidenden Wendung gab der bewährte Führer der schwäbischen Bundestruppen, Georg Truchseß, der am 12. Mai die würtembergischen Bauern

Digitized by Google

zwischen Böblingen und Sindelfingen nach hartem Kampfe aufs Haupt schlug. Die Stadt Weinsberg wurde mit allem Inhalt an Geräten und Vieh nebst fünf umliegenden Dörfern niedergebrannt, ein paar Hauptteilnehmer jenes Blutgerichts vom Ostersonntag an Bäume gekettet und langsam gebraten. Gleichzeitig erlag Thomas Münzer mit 8000 Mann bei dem Städtchen Frankenhausen fast ohne Widerstand einem an Zahl schwächern, aber wohlgerüsteten Heer, welches Landgraf Philipp, Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und Albrecht von Mansfeld aufgebracht hatten (15. Mai). Münzers Bemühungen, seine hinter einer Wagenburg verschanzten Banden zu hussitischer Todesverachtung zu entflammen, hielten nicht vor; als die Kugeln in ihre Reihen schlugen und die Reiterei ansprengte, wandten sich die ans Klosterstürmen gewohnten Haufen zur Flucht. Zu Tausenden fielen sie unter den Streichen der Verfolger; in Frankenhausen wurde, wie der Landgraf berichtet, „wer darin von Mannspersonen erfunden, alles erstochen". Der Prophet selbst, aus seinem Versteck gezogen, kam auf die Folter und gab, vielleicht von Qual und Angst getrieben, vielleicht auch durch das Gottesurteil der Schlacht innerlich erschüttert, den bisherigen Inhalt seines stürmischen Lebens als eine ungeheure Verirrung preis. Um als ein wahres und versöhntes Glied der gemeinen christlichen Kirche zu sterben, nahm er das Abendmahl unter einer Gestalt; es war ein großes Zugeständniß der barbarischen Strafjustiz, daß sie sich bei einem so hervorragenden Opfer mit Enthauptung begnügte, aber Münzers letzte Augenblicke scheinen ihn als einen gründlich gebrochenen Mann gezeigt zu haben. Mühlhausen mußte sich in den Schutz des Kurfürsten Johann von Sachsen, des Herzogs Georg und des Landgrafen ergeben und außer einer starken Brandschatzung Geschütz, Vorräte, den ganzen Stadtschatz ausliefern, zudem die Plackereien des benachbarten Adels über sich ergehen lassen. Denn die Herren verstanden sich mindestens so gut wie die Bauern aufs Plündern und Brennen; „seid ihr noch martinisch?" rief ein Vogt zu Scharfenstein den armen Leuten von Lengefeld zu; „wir wollen euch lutherischen Buben jetzt lehren," worauf er ihnen die Kirche ausraubte und das Dorf anzündete.

Wie vorher die Wogen der Empörung so wälzte sich jetzt mit grauenhafter Eintönigkeit die Flut der fürstlichen Rache von Land zu Land; diese rohe Generation begnügte sich nicht mit den unvermeidlichen Schrecken, wie sie der Krieg mit sich brachte, sondern weidete sich noch Monate nach dem Sieg an dem, was damals Gerechtigkeit hieß. Ganz im Stil eines Kreuzzuges faßte der streng katholische Herzog Anton von Lothringen seine Heerfahrt gegen die elsässischen „Lutheraner"; Wallfahrten wurden für den glücklichen Ausgang des Unternehmens veranstaltet und die Seele eines von den Bauern erschlagenen Anführers flog nach der Ansicht eines gleichzeitigen Berichterstatters „in den Himmel unter die Märtyrer und Ritter, welche für den Glauben unseres Herrn Jesus Christus in ihrem Leben Leib und Gut geopfert haben". Als man die Einschließung des Bauernheers in Zabern bewerkstelligt hatte,

Digitized by Google

sammelten sich die Prinzen und Edeln zu einer Dankfeier in der mit heiligen Bildern ausgeschmückten Kapelle des Lagers. Nachdem ein Entsatzheer im Dorf Lupfstein vernichtet und von den wilden Stratioten gegen Weiber und Kinder gräßlich gewütet worden war, ergaben sich die Eingeschlossenen, aber bei ihrem Auszug am 17. Mai wurden die wehrlosen Bauern von den begleitenden Landsknechten niedergemacht und das Gemetzel, das wirklich an die Taten der alten Kreuzfahrer erinnert, auf die städtische Bevölkerung ausgedehnt; unter den Toren lagen die Erstochenen so dicht übereinander, daß man nur „mit Arbeit" über sie weg einreiten konnte. Ein Bericht meldet von nicht ganz 18000 Begrabenen, welche man in die noch heute sogenannte Ketzergrube warf, aber die Zahl der Getöteten war größer. Noch gab es einen harten Kampf bei Scherweiler (21. Mai); auch hier deckten die Bauern nach Tausenden die Walstatt. Allgemein sprach man davon, daß die Stadt Straßburg wegen ihrer Mitschuld an der Revolution gezüchtigt werden solle.

Es war doch von entscheidender Wichtigkeit, daß den Bauernheeren keine von den großen Reichsstädten die Tore geöffnet hatte. So wußte namentlich der Nürnberger Rat mit nicht geringer Geschicklichkeit trotz der in der Stadt vorhandenen Gährung und der bedrohlichen Nähe der fränkischen Revolutionsschaaren eine unabhängige Stellung zu behaupten. Zwischen den Anforderungen des schwäbischen Bundes, dem sie ihr Kontingent stellten, den Anträgen der Bauern und der höchst verdächtigen Freundschaft des Markgrafen Kasimir wanden sich diese vorsichtigen Politiker glücklich durch, und wenn sie dem Bund einmal erklärten, „der Markt und die Not" habe sie gezwungen Einkäufe der Bauern in ihrer Stadt zuzulassen, so hielten sie doch tapfer Stand, als die Bauern ihnen einen gemeinsamen Zug gegen ihren alten Feind, den Markgrafen vorschlugen. „Trotzig, prächtig und stolz, als ob die Welt ihr eigen sei," verließen damals die Gesandten das Nürnberger Rathaus; nun solle, meinten sie, im ganzen Land kein Haus mehr bleiben, das besser sei als ein Bauernhaus. Aber inzwischen rächte sich jene verkehrte Politik, welche die besten Kräfte der Revolution vor dem Würzburger Bergschloß festhielt und vergeudete. Denn die kleine Besatzung des Marienbergs, dessen Verteidigung der tapfere bischöfliche Hofmeister Sebastian von Rotenhan leitete, schlug verschiedene Stürme energisch ab; es hatte „gar ein düsterlich seltsames Ansehen", wie im Dunkel der Nacht vom Schloß her die Schüsse aufblitzten und Feuerwerk aller Art, Pechkränze und Schwefelkrüge dem Stürmenden auf die Köpfe flogen. Ohne Erbarmen ließ die Besatzung die Schwerverwundeten, die im Graben liegen blieben, „umkriechen und ächzen, bis sie vergingen". So gewannen die siegreichen Truppen des schwäbischen Bundes Zeit, sich mit den pfälzischen und trierischen Streitkräften zu vereinigen, welche Kurfürst Ludwig nach leichter Überwältigung der in Bruchsal liegenden Haufen heranführte. Über 10000 Mann stark trafen sie am 2. Juni bei Königshofen an der Tauber auf die Neckartaler und Odenwälder, die von Würzburg aufgebrochen waren den Feinden zu begegnen. Es war ein übler Anfang, daß schon vor

Digitized by Google

dem Zusammentreffen Götz von Berlichingen sich aus dem Staub machte. Obwohl mit stattlichem Geschütz versehen — es wurden 49 Büchsen auf Rädern erbeutet — kamen doch die Bauern vor dem ersten Angriff der Reiterei ins Weichen; man hielt mit den Flüchtigen „ein weiblich Gehetz, gleich wie ein Schweinhatz", obwohl sie sich im nahen Wald nicht ohne Erfolg zur Wehre setzten und eine kleine tapfere Schaar sich lange gegen die herandringenden Landsknechte hielt. Noch standen die übrigen von Würzburg abmarschirten Haufen bei Sulzdorf hinter einer mit Büchsen wohl „unterspickten" Wagenburg, unter ihnen Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar, aber auch hier genügte das Anreiten der pfälzischen Schützen, um die wildeste Flucht zu entfesseln; „stach ein Reiter allein zehn oder mehr Bauern, die bei einander standen, deren keiner sich wehrte" (4. Juni). Nur eine kleine Zahl von einigen hundert Mann verteidigte sich heldenmütig in der Schloßruine Ingolstadt gegen die zu Fuß anstürmenden Reiter, die erst beim dritten Anlauf und nach schweren Verlusten dieser verzweifelten Leute Herr wurden. Florian Geyer schlug sich mit Wenigen durch, um kurz darauf im Limburgischen den Tod des Kriegsmanns zu sterben. Als die Fürsten vor Würzburg alle Trompeter aufblasen und die Heerpauken schlagen ließen, da sank den Bürgern und Bauern in der Stadt ihr Mut; sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Auch die Rotenburger „krochen zum Kreuz". Auf dem Rückweg vernichtete Kurfürst Ludwig die Aufständischen, die in der linksrheinischen Pfalz übel gehaust und in ihrem Übermut eine Gräfin von Westerburg gezwungen hatten ihnen zu kochen und aufzutragen. Sie stellten sich vor Pfeddersheim zum Kampf, der wie fast überall rasch in Flucht und Gemetzel überging (23. Juni). Als nach Übergabe der Stadt die ausziehenden Bauern gegen das Verbot in ihrer Todesangst zu fliehen versuchten, wurden von den Reisigen „in einem Augenblick" über 800 Wehrlose niedergemacht.

Ende Juni war die Revolution im südlichen und mittleren Deutschland fast ganz erdrückt; nur in Oberschwaben und in den Alpen wehten noch die Fähnlein der Bauern. Im ernsten Kriegsspiel hatten die improvisirten Heere ebensowenig Stich gehalten wie ihre Führer und Berater auf dem Feld der praktischen Politik. Militärisch fiel besonders das Übergewicht der fürstlichen Reiterei, die man wohl den „Bauerntod" nannte, schwer in die Wagschale; aber auch das Fußvolk, an welchem die Bauern keinen Mangel hatten, war trotz starker Mischung mit kriegserprobten Elementen der gleichmäßigen Schulung einer ganz aus Berufssoldaten gebildeten Truppen auf die Dauer nicht gewachsen. Unter den Landsknechten aber begegnet uns neben häufigen Sympathien für die Sache der Bauern doch auch jenes militärische Standesbewußtsein, welches ein Führer wie der Truchseß bei ihnen selbst im Augenblick des Abfalls noch zu wecken verstand; anstatt abzumarschiren, wie sie gedacht hatten, erklärten sie sich bereit „wider die Bauern und wider die Teufel zu ziehen als die frummen Knecht". Politisch richteten sich die Bauern durch ihr anarchisches und vielfach zielloses Treiben zu Grund; die Führer, obwohl nicht wenige von

Digitized by Google

ihnen die Notwendigkeit einer festen Organisation vollkommen begriffen, besaßen weder für Aufrechthaltung der Zucht noch für eine selbständige Leitung der Aktionen und Verhandlungen genügende Autorität. Unübertrefflich wahr zeichnen solche elsässische „Hauptleute und Regenten" in einem Schreiben an den Straßburger Rat ihre schwierige Lage, „wie so eine ungewisse Handlung ist, wo mit versammelter großer Meng und Haufen gehandelt wird, und daß ein unverschämter Schreier, dem zehn Unglück lieber ist denn ein Glück, mehr Folg bei uns Unverständigen in unordentlicher Versammlung findt, weder sonst vierzig frommer ehrbarer Leut, die solcher Sach ungewohnt sind, erhalten mögen". Der alte Gegensatz der Landschaften, die partikularistische Gewöhnung hinderte die Vereinigung der verschiedenen Haufen, wie z. B. für die fuldischen Bauern der verspätete Entschluß der benachbarten Bildhauser ihnen zu helfen geradezu verhängnißvoll geworden ist.

Dagegen erschwerte diese territoriale Zerrissenheit doch auch die vollständige Unterdrückung der Revolution, die sich in Oberschwaben bis zum Winter 1525, in den Alpenländern sogar noch bis zum Sommer 1526 behauptete. Die Allgäuer hielten dem „Bauernjörg", dem gefürchteten Truchseß tapfer Stand, bis er ihnen die Dörfer niederbrennen ließ; auf das Verbot der schwäbischen Bundesräte antwortete er, „wenn sie ihn wollten lernen kriegen, so sollten sie in das Feld ziehen; so wollte er zu Kempten dieweil auf den Pfülben sitzen". Man sprach auch vom Verrat einiger Bauernhauptleute, die sich durch Georg von Frundsberg hätten gewinnen lassen. Noch hartnäckiger waren die Kletgauer und die Stadt Waldshut öffnete ihre Tore erst im Dezember den österreichischen Regenten, mit welchen der päpstliche Gottesdienst wieder einzog; man müsse die Stadt in die Hand bekommen, hatte einer der Regenten gesagt, und ob sie schon an vier eisernen Ketten am Himmel hinge. Erzherzog Ferdinand und die Baiernherzoge hatten übrigens im Bauernkrieg keineswegs ehrliches Spiel getrieben, vielmehr aus der Notlage ihrer Nachbarn Gewinn zu ziehen versucht. Ferdinand ließ sich die Erbhuldigung der Stadt Füssen, die bei ihrem Herrn, dem Augsburger Bischof, keine Hülfe fand, gern gefallen und in Baiern richtete man begehrliche Blicke nach dem Bistum Eichstätt, bis dann sowohl die Wittelsbacher als der Erzherzog durch die Aussicht auf einen weit besseren Fang in Aufregung versetzt wurden. Man scheint am Münchener Hof auf die Salzburger Rebellion weitgehende Pläne gebaut, mindestens an den Erwerb des Erzstifts entweder durch Säkularisation oder durch Ernennung eines bairischen Prinzen zum Coadjutor gedacht zu haben; nicht nur mit den Salzburgern, auch mit den Tirolern wollte Herzog Wilhelm als Friedensstifter anknüpfen. Eck bezeichnete derartige Projekte als „Affenwerk", aber die gewinnsüchtige Rivalität der Baiern und Österreicher, welch letztere bereits salzburgische Gebietsteile an sich nahmen, schien weniger zur Befreiung des belagerten Erzbischofs als zu einem Krieg zwischen den Vermittlern selbst führen zu sollen; Herzog Wilhelm hätte dem Erzherzog gern eine neue „Zerrüttung" in dem kaum beruhigten Tirol angestiftet. Endlich im August kamen

Digitized by Google

Hülfstruppen vom schwäbischen Bund, aber selbst ein so berufener Kriegsmann wie Georg von Frundsberg hielt es für geratener, mit den Aufständigen, die sich kräftig zur Wehr setzten und in der heimischen „Gebirgswildniß" eine treffliche Deckung besaßen, gütlich zu handeln. Inzwischen überfiel ein Teil des salzburgischen Bauernheeres zu Schladming einen der verrufensten Bauernfeinde, Sigmund von Dietrichstein, der die steirischen Rebellen mit Böhmen und Husaren zu Paaren getrieben, gespießt, geschunden und gevierteilt hatte; der Unmensch dankte sein Leben nur dem Einspruch der Landsknechte, während seine böhmischen und ungarischen Söldner ihre unaussprechlichen Greueltaten mit dem Kopf bezahlen mußten.

Es gehört wohl zu den widerlichsten Schauspielen, diese Herren, sobald die drohendste Gefahr beseitigt ist, ihren alten selbstsüchtigen Zielen sogar mit Zuhülfenahme der verabscheuten Revolution nachjagen zu sehen. Dagegen regte sich selten genug das Gefühl oder die Einsicht, daß man den Bauern gewisse Erleichterungen, den Besiegten ein gewisses Maß von Nachsicht schuldig sei. Einen nennenswerten Erfolg hatte die Bewegung eigentlich nur in Tirol zu verzeichnen, wo der Erzherzog nach einem sehr stürmischen Landtag zu Innsbruck in eine neue Landesordnung willigen mußte, welche eine ganze Reihe von bäuerlichen Lasten wie den kleinen Zehnten u. a. aufhob oder verminderte, Jagd und Fischfang teilweise freigab, gleiches Maß und Gewicht einführte, gegen „Wucher und Fürkauf" einschritt. Es kostete den Erzherzog schwere Überwindung, daneben auch eine Ordnung des geistlichen Standes zu gewähren, welche den Klerus in weltlichen Sachen dem weltlichen Richter unterwarf und den Städten und Gerichten das Vorschlagsrecht für erledigte Pfründen übertrug; aber selbst ernsthafte Bedrohung war nicht im Stande, dem jungen Fürsten, dessen Mut und Überzeugungstreue von der erzwungenen Nachgiebigkeit so vieler geistlicher und weltlicher Herren vorteilhaft abstechen, das Zugeständniß der Säkularisation und der Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde zu entreißen. Die Bestimmung, daß das Evangelium im buchstäblichen Sinn gepredigt werden solle, war wohl mit Absicht zweideutig gehalten. Wirkliche Teilnahme für die bedrängte Lage der Bauern darf man übrigens auch bei ihm keineswegs voraussetzen; die letzten Zuckungen der Revolution in Südtirol, wo die Bauern allerdings furchtbar hausten, schlug er mit barbarischer Strenge nieder, während in Steiermark Graf Niklas Salm nach seiner eigenen Angabe verheeren, sengen und rauben ließ, „ohne Schonung, so daß wenig übrig blieben". Vergebens suchte der in die Schweiz entflohene Gaißmayr im Sommer 1526 einen neuen Aufstand der Pinzgauer zu nützen, um die Revolution in den Alpenländern lebendig zu erhalten; nach einigen Vorteilen der Bauern über das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes erlagen die Pinzgauer und der kühne Vorkämpfer der evangelischen Bauernrepublik, von Frundsberg verfolgt und im Pustertal geschlagen, entrann ins Venezianische, wo er noch Jahre lang im Sold der Republik Pläne gegen den Kaiser schmiedete, bis ein Meuchelmörder den auf seinen Kopf gesetzten

Digitized by Google

Preis verdiente. Dieser verwegene Parteigänger, der seine Anhänger wie seinen Bruder der Rache der Herren überließ und sich in Padua auf großem Fuß einrichtete „wie ein Cardinal", der elegant gekleidet auf türkischem Hengst nach seinem Landgut ritt, mit Familie und Dienerschaft an Fasttagen Fleisch aß und lutherische Hausandacht hielt, dieser ehemalige Schreiber, den seine bäuerlichen Mitverschworenen mit einer gewissen Ehrfurcht den „Edelmann aus dem Etschland" nannten, ist unstreitig die bedeutendste Gestalt unter den deutschen Revolutionsmännern, aber daß für ihn die „ganze Gleichheit" seines Programms nicht das letzte Wort geblieben wäre, geht aus seinem Gebahren deutlich genug hervor.

So verächtlich auch die Herren im schwäbischen Bundesrat über die „kropfeten Bauern" des Erzbischofs von Salzburg urteilen mochten, so hatten doch die wetterharten Männer des Hochgebirges als die letzten und mit Ehren gegen das furchtbare Geschick angekämpft, welches unwiderstehlich und schonungslos die Besiegten, die große Masse des deutschen Volkes, in den Staub trat. Himmelschreiend war die Rache der Herren, denn es wäre elender Euphemismus, hier von Recht und Strafe zu reden. Wir müssen, um solches Wüten überhaupt begreifen zu können, uns die erschütternden Spuren vergegenwärtigen, welche die Revolution in den von ihr berührten Gebieten als stumme Zeugen des Geschehenen hinterlassen hatte; in Türingen allein lagen 70 Klöster verwüstet oder verbrannt, in Franken 292 Schlösser und 52 Klöster. Aber was wollte dieses Zerstörungswerk besagen neben dem Jammer, den zuerst der Krieg und dann die Exekutionen über Bauern und Bürger brachten? Nur wenige von den Siegern gewannen es über sich, neben mäßiger Strafe auch Rücksicht auf die Beschwerden der Bauern zu nehmen, wie die Markgrafen Philipp und Ernst von Baden, welche den Untertanen den kleinen Zehnten und den Todfall ganz erließen, die Ablösung der Zinsen regelten, nebst anderen Erleichterungen die Freizügigkeit und sogar ein beschränktes Jagdrecht zugestanden. Vereinzelt blieb die Stimme des Nürnberger Rats, der gegen die schwäbische Bundeshülfe für Salzburg protestirte und den armen Pinzgauern das Wort redete, nicht ohne den drastischen Seitenhieb, daß solche alte Pfaffen wohl ein Ärgeres verdient hätten. Wie Straßburg hat auch Nürnberg, welches seinen eigenen Untertanen den kleinen Zehnten erließ, hier und da mildernd einzugreifen gesucht, ungeschreckt durch den Vorwurf revolutionärer Sympathien, der gegen die Städte erhoben wurde. Rühmende Erwähnung verdient es aber, daß sogar manche vom Adel der Rachgier der Fürsten zu steuern suchten, so die oberösterreichischen Stände, welche die von der Regierung geforderten Strafgelder für unerschwinglich erklärten; freilich spielte hier das Interesse der Grundbesitzer selbst mit, wie denn wohl gelegentlich die warnende Frage auftauchte, wohin dieses unvernünftige Abschlachten und Ruiniren der eigenen Untertanen führen solle. So schrieb der Markgraf Georg seinem Bruder Kasimir: „sollten die Bauern alle erstochen werden, wo nähmen wir andere Bauern, die uns nähren?" Mit

Digitized by Google

Gründen der Menschlichkeit war freilich einem Fürsten wie Kasimir nicht beizukommen, der seine früheren Verhandlungen mit den Bauern durch raffinirte Unbarmherzigkeit nach dem Sieg in Vergessenheit brachte. In Kitzingen ließ er 59 Bürgern die Augen ausstechen; niemand durfte die Geblendeten führen oder verbinden, „sind umgangen wie die unvernünftigen Tier, sind viel von ihnen gestorben". Neben den Exekutionen ging die Erpressung von Brandschatzungen und Strafgeldern her; das Aufspüren und Foltern Verdächtiger wollte kein Ende nehmen, während mancher wirklich Schuldige durch Bestechung oder Angeberdienste sich der Strafe zu entziehen wußte. In Würzburg wurden gleich nach dem Einritt der Fürsten 60 Enthauptungen vollzogen, in Rotenburg fielen 29, in Langensalza 41 Köpfe. Ein kleiner schwäbischer Adeliger, dem die Aufrührer allerdings übel mitgespielt hatten, ließ sechs Bauern köpfen und dreien die Zungen abschneiden; zu Weinsberg wurde am Jahrtag des Blutgerichts eine Anzahl Bauern im Beisein ihrer Weiber und Kinder durch die Spieße gejagt. Wenn allein im Gebiet des schwäbischen Bundes Ende 1526 die Menge der Hingerichteten auf 10 000 veranschlagt wurde, so erscheinen die Schätzungen, nach welchen der Bauernkrieg weit über 100 000 Opfer gefordert hätte, gewiß nicht zu hoch gegriffen. Bethold Aichelin, ein Söldner der Stadt Ulm, erwarb sich einen weitgefürchteten Namen als Lieblingshenker des Truchseß; „Bauer, kennst du Aichelin?" riefen die fürstlichen Reiter ihren Gefangenen zu. Monatelang zog der Bischof von Würzburg von Ort zu Ort, plündernd und richtend; sein unbarmherzigster Helfer bei der Blutarbeit war der nämliche Henneberger, der ihn ehedem verraten und den Bauern Brüderschaft geschworen hatte. Schlimmer noch als das Los der Gerichteten waren die langwierigen Quälereien, welchen sich die Eingekerkerten preisgegeben sahen; nicht jeder besaß die Standhaftigkeit jenes schwergefolterten schwäbischen Bauern, der lieber sterben wollte, als Geld für seinen Kopf geben. Als der Unglückliche, der mit seinen zerrissenen Gliedern im Turm lag und vor Kälte fast von Sinnen kam, flehentlich bat, ihm einen bessern Gewahrsam und ordentliches Gericht zu bewilligen, da fuhr ihn ein Beamter des Abts von Kempten an: „Willst du aus dem Turm, so mußt Du mit Gnaden herauskommen und nicht mit dem Rechten; Dein Schreien zu dem Recht wird dich nicht helfen, und wenn Dir Gott schon auf dem Rücken säß, so möchtest Du aus dem Turm nicht kommen, denn allein durch Gnaden meines gnädigen Herrn von Kempten."

Nicht zu schätzen ist natürlich die wirtschaftliche Schädigung, wie sie eine so zerstörungslustige Revolution und ein so schonungsloses Strafgericht mit sich brachten. Die Bauerschaft, die sich nach Anshelms Worten vom Karren losgerissen hatte, wurde jetzt erst recht mit Ketten an den Wagen gespannt. Zunächst seufzten die verheerten Gebiete unter der Last unerschwinglicher Brandschatzungen, Strafgelder und Entschädigungssummen, unter dem Übermut räuberischer Truppen, unter der Habgier der Beamten und Richter, dieses „zarten Volks, das allein mit feiler leichter Zungen zu fechten geschickt, ruhig

Digitized by Google

diesem Unfall zugelugt hat". Bei der Veranschlagung des erlittenen Schadens wurde natürlich nicht zu niedrig gegriffen und, wie ein Würzburger Chronist sich ausdrückt, „manchem seine alte zerrissene Rattennester dermaßen geschätzt, daß öffentlich und am Tag kundlich, daß er und etliche seiner Vorfahren nie so viel gehabt, daraus sie auch für alt zerrissene Häuser hübsche neue Schlösser und Paläst überkamen". Vielfach wurde, ohne Rücksicht auf den Vermögensunterschied, von jeder Feuerstelle der gleiche Betrag eingefordert, bei den armen Leuten von Hof-Gastein z. B. je vier Gulden, obwohl, wie sie klagen, oft das ganze Haus oder zwei zusammen kaum so viel wert waren. Es ging noch gnädig ab, wenn die Herrschaften sich an der Wiederherstellung der alten Zins- und Dienstverhältnisse genügen ließen; nicht nur die während der Revolution eingegangenen Verträge wurden vernichtet, sondern es mußten nicht selten daneben alle vorhandenen Privilegien „zu sichern Handen" ausgeliefert werden. Es mag in vielen Gebieten jene Willkür eingerissen sein, die Matthäus von Normann, ein rügischer Adeliger und Landvogt, um die Mitte des Jahrhunderts mit den Worten charakterisirt: „Itzund deit men, wat men will." Sah sich doch sogar die Versammlung des schwäbischen Bundes veranlaßt, den Herren, die ihre Untertanen mit Beschwerung zum Aufstand brächten, Verweigerung der Hülfe anzudrohen; auch die Reichsabschiede von 1526 empfahlen eine mildere Behandlung der armen Leute. In manchen Gegenden, wie im Schwarzwald, hielten es die Herren wirklich für angezeigt, zunächst wenigstens auf eine weitere Ausdehnung der Leibeigenschaft zu verzichten; am Oberrhein spukte noch eine Zeitlang der Geist der Revolution und Gestalten, wie der alte Landsknecht Hans in der Matten, der in seinem roten Barett umherschlich und das verglimmende Feuer wieder anzuschüren suchte, mahnten die Regierungen zur Vorsicht. Überhaupt läßt sich die auffallende Tatsache nicht verkennen, daß jene Verschlimmerung der bäuerlichen Verhältnisse, wie sie Normann und seine Zeitgenossen schildern, keineswegs auf dem eigentlichen Schauplatz des Bauernkriegs, in Süddeutschland, zuerst und am Stärksten eingetreten ist, sondern in dem von der Revolution kaum berührten Flachland des Nordens und Ostens. Denn ein Bauernaufstand, der in Samland ausbrach, wurde gleich nach seiner Entstehung (Herbst 1525) im Blut erstickt; sonst hören wir aus dem ganzen weiten Gebiet östlich der Elbe nichts von Unruhen unter der Landbevölkerung, obwohl bereits hier und dort das berüchtigte Auskaufungsrecht der Herrschaft bestand und z. B. dem preußischen Unfreien Erbrecht und Freizügigkeit erst vor Kurzem, gegen Ende des XV. Jahrhunderts, entzogen worden waren. Die preußische Landesordnung von 1494 erlaubte dem Herrn, der eines entwichenen Bauern habhaft wurde, denselben ohne Weiteres aufknüpfen zu lassen, und das „Legen" der Bauernhöfe, die Abrundung des Herrschaftsgutes auf Kosten der von Haus und Hof verjagten kleinen Leute griff in Norddeutschland um sich, während im Süden trotz des Bauernkriegs sowohl die wirtschaftliche als die rechtliche Lage des Landmanns noch lange Zeit sich hoch über jener Herabwürdigung erhielt. Nach Gotheins

Digitized by Google

Auseinandersetzung wäre im Süden gerade „die Jämmerlichkeit des Staatslebens eine Schutzwehr des Bauernstandes" gewesen; die Adeligen in Schwaben und Franken wollten nicht gleich den norddeutschen Standesgenossen ihren Bauern Konkurrenz machen und große Wirtschafter werden, sondern lieber kleine Landesherren bleiben. Gerade der traurige Ausgang der Revolution bot ja den größeren und kleineren Herren die beste Gelegenheit, fortan die Unbotmäßigkeit ihrer Untertanen durch ein entwickeltes System polizeilicher Überwachung unschädlich zu machen; wie man hier und dort die Teilnehmer des Aufstandes durch die Vorschrift halbe Bärte oder Weiberschleier zu tragen demütigen und zudem kenntlich machen wollte, wie man die zum Sturmläuten mißbrauchten Kirchenglocken zerstören oder wenigstens ihrer Klöppel berauben ließ, so führte die verschärfte Kontrole der Wirtshäuser und Kirchweihen, des Waffenführens, aller verdächtigen Gebahrung oder Rede zu einer häßlichen Gewöhnung an gegenseitiges Mißtrauen und Angeberei. Auch die Kleidung des Bauern wurde scharf ins Auge gefaßt; hatten doch die Revolutionäre sich darin gefallen, in der Tracht der Landsknechte mit zerhauenen Hosen und großen Federbaretten einherzustolziren. Der Gedanke, daß die Obrigkeit im Kleinsten wie im Größten ganz nach Gutdünken schalten könne, ist durch den Bauernkrieg wesentlich gefördert worden; in diesem Sinn mag die furchtbare Katastrophe für eine von den Vorbedingungen jenes modernen Staatswesens gelten, wie es sich damals in den deutschen Territorien entwickelte. Über die Trümmer der nationalen Monarchie bahnte sich der fürstliche Staat seinen Weg und als ihm die Revolution den Weg verlegen wollte, da trat er sie nieder und setzte seine irdische Vorsehung, die Polizei, zur Wächterin, damit die bösen Träume des mutwilligen Pöbels sich nicht mehr ans Tageslicht hervorwagten. Nachmals sollte ja eben dieser fürstliche Staat zum Erlöser des schwergeprüften deutschen Bauern werden, aber die Jahrhunderte lang getragene Last von Schmach und Resignation hat tiefe Spuren hinterlassen.

Denn allen materiellen Verlust und selbst alle Einbußen an Rechten überwog das Gefühl von Hoffnungslosigkeit, welches die Masse der Besiegten auch moralisch zu Boden drückte. Nicht alle brachten es fertig, mit den speirischen Bauern das eigne Unglück zu besingen und in vollem Galgenhumor auszurufen: „der Teufel gesegne mir das". Wie hätte der kleine Mann, der seit vielen Generationen den Glauben an die Zukunft der Armen und Niedrigen gehegt hatte, so leichten Kaufs die niederschmetternde Erkenntniß hinnehmen sollen, daß all die Propheten gelogen und daß die christliche Freiheit des neuen Evangeliums mit den alten Herzenswünschen des Volks nichts zu schaffen hatte? Kein Wunder, daß nicht nur Haß gegen die bestehenden staatlichen Ordnungen, sondern auch Zweifel an der göttlichen Weltleitung sich in den Gemütern einnisten konnten, daß eine sittliche Verwilderung der schlimmsten Art gerade im Bauernstand sich breit machte und das Entsetzen der Reformatoren wie ihrer Gegner hervorrief. Es war noch der geringste Schaden, wenn manche von den Landflüchtigen heimlich ihre Fäden wieder

Digitized by Google

anzuknüpfen und durch Verbindung mit dem Proletariat der Heerstraßen und Spitäler, gelegentlich auch durch Brandstiftung die Sieger in Schrecken zu halten suchten. Solche Nachzügler der großen Bewegung ließen sich noch mit Schwert und Strick zu Paaren treiben, aber unfaßbar blieb selbst für die ernstlichsten Bemühungen Luthers und seiner jungen Kirche jener Geist trotziger Gleichgültigkeit, welcher nach der Aufregung der kirchlichen und den Enttäuschungen der politischen Revolution in den ernüchterten Köpfen zurückgeblieben war. „Was predigt der lose Pfaff von Gott," höhnten die sächsischen Bauern; „wer weiß, was Gott ist, ob auch ein Gott ist." Unbeschreiblich sind die Blasphemien und geradezu bestialischen Roheiten, wie sie uns in den Berichten der Kirchenvisitatoren und sonstigen Beobachter des Landvolks während des XVI. Jahrhunderts begegnen. Zeitlebens ist Luther nicht darüber zur Ruhe gekommen, daß der „große Haufe" sich gegen die Segnungen der gereinigten Lehre so schändlich undankbar erzeigen, daß die Leute lieber das Evangelium ein ganzes Jahr entbehren als einen Verlust an zeitlichem Gut leiden wollten. „Wir sehen," schreibt Melanchthon einem befreundeten Geistlichen, „wie sehr uns der Pöbel haßt." Das Jahr 1525 hatte zwischen den Reformatoren und den niederen Schichten der Nation eine tiefe Kluft geschaffen; ohne rechte Teilnahme oder mit Widerwillen sahen die kleinen Leute zu, wie an die Stelle der gestürzten Hierarchie ein neues von der Staatsgewalt abhängiges Kirchenwesen gesetzt ward. Wenige Stimmen wagten sich unter den Gebildeten zu Gunsten des gemeinen Mannes hervor, der ja auch nach seiner unmenschlichen Züchtigung „frech, roh und bärenwild" blieb; es gehörte ein nicht geringer moralischer Mut dazu, um wie Nikolaus Hausmann oder Johannes Brenz die Sache der Barmherzigkeit und Vernunft zu führen. Luther, der ja selber nicht umhin konnte, das Treiben der siegreichen „Jünkerlein" scharf zu rügen, sah doch mit Unmut auf das Gebahren seines milden Freundes Hausmann.

„Doktor Martinus," schrieb noch während des Krieges der Zwickauer Stadtvogt Mühlpfort, „ist bei dem gemeinen Volk, auch bei Gelehrten und Ungelehrten in großem Abfall, achten, sein Schreiben wäre sehr unbeständig." Der wackere Mann ergeht sich über die Unverbesserlichkeit der Herren, die sich beim Erwürgen der Bauern auf die harten Worte des Reformators berufen, und über den kommenden Terrorismus; „wer die Notdurft sagen und vortragen wird, der wird für einen Aufrührischen geachtet werden; wird jedermann aus Furcht der Tyrannen schweigen müssen, und werden sagen, man red wider die Obrigkeit." Nicht in den Landesfürsten sieht er aber die eigentlichen Tyrannen, sondern in dem Adel, dessen Übermut ärger als je zuvor sei; „die Hoffahrt und Pracht will mit dem Blut der Armen erhalten werden." Wir können hier nur mit einem Blick den gewaltigen Aufschwung streifen, welchen im XVI. Jahrhundert die Aristokratien des mittleren und nördlichen Europa genommen haben; die Tendenz zum fürstlichen Absolutismus wird in ihrem siegreichen Vordringen aufgehalten, die alternde Kulturmacht des Bürgertums

Digitized by Google

zurückgedrängt, selbst die große kirchliche Bewegung feudalen Interessen dienstbar gemacht. So erhielt auch die deutsche Aristokratie, eben erst aus einer schweren Krisis hervorgegangen, durch den unglücklichen Ausgang der agrarischen Revolution wieder eine weit günstigere Stellung als kurz vorher; der Kampf gegen den gemeinsamen Feind festigte das Band zwischen ihr und dem Fürstentum, wobei hier und da der charakteristische Zug hervortritt, daß gerade die Haupturheber des Aufstandes, die adeligen Grundbesitzer, ihre Hintersassen vor der fürstlichen Strafgewalt in Schutz nehmen. Aber es bezeichnete nur einen augenblicklichen Vorteil für den Bauern, wenn die Grundherrschaft sich einer fürstlichen Einmischung widersetzte, ohne welche unter normalen Verhältnissen der an die Scholle Gefesselte seinem Junker so gut wie preisgegeben war. Schon frühzeitig kündigte sich freilich die Neigung des fürstlichen Absolutismus an, jene Schranken zu durchbrechen, welche ihm der wirtschaftlich und rechtlich geschlossene Grundbesitz des Adels in den Weg stellte, und die allumfassende Fürsorge der Obrigkeit auch auf die Verhältnisse der gutshörigen Leute auszudehnen. Am Frühesten vielleicht in jener Denkschrift, welche Pfalzgraf Friedrich seinem Gesandten auf den Augsburger Reichstag von 1525 mitgab; hier wird nicht nur Ablösbarkeit des kleinen Zehnten, sondern völlige und ausnahmslose Aufhebung der Leibeigenschaft gegen mäßige Entschädigung der Herren verlangt. Was der Pfalzgraf von Reichswegen durchgeführt wissen wollte, das empfahl 1541 im Herzogtum Preußen eine Kommission von fürstlichen Beamten und städtischen Ratspersonen dem Landesherrn. Übrigens beschäftigte sich auch der Speirer Reichstag von 1526 mit den Ursachen der bäuerlichen Unzufriedenheit und in einem offiziellen Gutachten wurden die Freigebung der Ehe für die Leibeigenen, die Ablösung der Leibeigenschaft, die Beschränkung der Frohnden, Abgaben und Bußen und andere Erleichterungen für die armen Leute wenigstens angeregt; der Grundsatz freilich, daß jede einzelne Obrigkeit sich mit den Beschwerden ihrer Untertanen abfinden solle, wie sie es im göttlichen und natürlichen Recht finde und gegen Gott zu verantworten wisse, stellte doch wieder alles dem Gutdünken der Herren anheim. Und es verging noch eine lange Zeit, ehe diese Tendenzen über die obenberührte aristokratische Bewegung Herr wurden, eine Zeit, in welcher politische, rechtliche und wirtschaftliche Ursachen zusammenwirkten, um die deutschen Bauern nach Sebastian Münsters Ausdruck zu einer servilis et misera gens zu erniedrigen. Während in England die Leibeigenschaft seit dem XV., die Patrimonialgerichtsbarkeit seit dem XVI. Jahrhundert verschwand, während in der Schweiz und zum Teil auch in den Niederlanden die Ablösung der bäuerlichen Lasten ihren stetigen Fortgang nahm, entwickelte sich in Deutschland, zumal im Norden und Osten, eine systematische Knechtung des Landvolkes, wie sie unter den germanischen Nationen nur noch Dänemark erreicht oder vielmehr überboten hat.

Was die Reformation den Gequälten an Trostmitteln bot, war doch höchstens geeignet, einen Geist trübseliger Resignation großzuziehen, der die

Digitized by Google

wachsende Unselbständigkeit der Bauern nur noch vermehren konnte. Es lief alles auf den von Brenz formulirten Satz hinaus: „Das Leiden ziemt einem Christen, wie einem König sein Tron." Nicht anders urteilt ein Mann, dessen Schriften sonst keineswegs dem Standpunkt der neuen evangelischen Kirche entsprachen und auch in bäuerlichen Kreisen großen Anklang fanden, der geistvolle Sonderling Sebastian Franck. Obwohl er die Leibeigenschaft für eine Erfindung der Tyrannei erklärt, kommt er doch gleichfalls zu der letzten Weisheit einer unbedingten Unterwerfung: „Gib du; was geht es dich an? — Es muß gelitten sein. Mit dem hast du Antwort auf sehr viel Fragen, die täglich auf der Bahn umgehen." Dabei blieb aber doch als allerletzte Zuflucht der von reformatorischer Seite oft genug wiederholte Gedanke, daß die „nimrodischen Gewalthaber, die Hoffärtigen, Mächtigen und Reichen so zeitig zum Fall seien als eine reife Birne". Diesen Trost spendet der wackere Eberlin, der wirklich ein Herz für die Armen hatte, in seiner Warnung vor Aufruhr und falschen Predigern, während er im Übrigen jene Lehre vom gottgewollten Leiden entwickelt und zugleich nicht ohne Humor die kommunistischen Träumereien geißelt, „daß es zuging auf Erden, wie wir Teutschen vom Schlauraffenland, die Poeten de insulis fortunatis und die Juden von ihres Messias Zeiten dichten, also auch zum Teil die Jünger Christi gedachten vom Reich Christi". Aber widerstritt es nicht ebenso einer vernünftigen Anschauung vom „gemeinen Lauf der Welt", wenn man wie Eberlin in einem Atem Gehorsam predigte und daneben die Aussicht auf eine bevorstehende göttliche Züchtigung der gottlosen, d. h. antievangelischen Obrigkeiten eröffnete? „Harret in Geduld; ihr werdet bald Wunder Gottes sehen, der für euch fechten wird."

Es geschahen keine Wunder; die Masse der Nation mußte sich am Dulden und Warten genügen lassen, bis sie allmählich selbst der Überzeugung lebte, es könne und solle nun einmal nicht anders sein. Die deutsche Reformation aber, von der gefährlichen Nachbarschaft der sozialen Revolution befreit, wurde dafür in die Strebungen und Wechselfälle einer kleinstaatlichen Politik hineingezogen, deren Schicksale wieder im höchsten Maß vom Gang der großen europäischen Kämpfe und Machtverschiebungen abhingen. Ehe wir uns dem territorialen Ausbau des in seinen Anfängen nationalen Werks zuwenden, müssen wir die Weltverhältnisse ins Auge fassen, wie sie jenseits der deutschen Grenzen während des ungeheuren Ringens zwischen Spanien und Frankreich sich gestaltet haben. Denn die deutsche Reformation sollte doch weit mehr den Einfluß dieser ihr fremdartigen Mächte erfahren, als selbst in jenen Riesenkampf entscheidend eingreifen. Frankreich, der Papst und der Türke haben mitgearbeitet bei der Entstehung eines protestantischen Deutschland.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Karl V. und der Protestantismus.

I. Der Kampf um Italien.

Es ist ein gewaltiges Schauspiel, wenn wir große historische Persönlichkeiten als die berufenen Vertreter widerstreitender Kräfte gleichsam im Zweikampf mit einander ringen sehen. Aber die wahre Tragik des geschichtlichen Lebens beginnt doch erst da, wo der einzelne Mensch mit dem Unpersönlichen, mit dem unfaßbaren Geist seines Zeitalters Krieg führt, jenen unseligen Krieg, welcher allen erfochtenen Siegen zum Trotz nur mit der Niederlage des Einzelwillens endigen kann. Zerstörend oder hemmend vermag ein solcher Kämpfer auf seine eigne wie auf kommende Generationen zu wirken, aber der Segen des Schaffens bleibt ihm versagt, denn was er schaffen will, ist und bleibt ein Traumbild, mögen auch alle Mittel der Wirklichkeit für seine Gestaltung aufgeboten und vergeudet werden.

Ein solcher Kämpfer ist Karl V. Denn obwohl seine Rivalität mit Franz I. zu Zeiten einen ganz persönlichen Charakter trägt und wieder gegen das Ende seiner Laufbahn, nach der Niederwerfung unebenbürtiger Gegner ein Moritz von Sachsen es wagen kann mit dem übermächtigen Sieger anzubinden, so gilt doch die eigentliche Lebensarbeit des letzten mittelalterlichen Kaisers einem unerreichbaren Ziel und die äußerste Anspannung seiner Kräfte einem unüberwindlichen Feind. Wenn wir diesem Feind den Namen des Protestantismus beilegen, so dürfen wir keineswegs nur an den Ideenkreis und die Anhänger der protestantischen Lehre denken. Ranke hat einmal die Opposition des modernen Europa gegen Karls Bestrebungen als einen „militärisch-politischen Protestantismus" bezeichnet. Eine Opposition, die sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzt und oft genug eine scheinbar unnatürliche Vermischung durchaus weltlicher mit religiösen Tendenzen aufweist. Aber es liegt trotzdem ein gemeinsamer Zug in den Kämpfen der deutschen Reformation und der nationalen Staaten gegen jenes Ideal der einheitlich geleiteten Christenheit, welches Jahrhunderte lang die Geister beherrscht und in der internationalen Gewalt des Papsttums und des Kaisertums seine großartigste Verkörperung gefunden hatte. Die Unmöglichkeit einer solchen Weltregierung war längst erwiesen, der augustinische Gedanke des

Digitized by Google

Gottesstaats durch eine dem Diesseits zugekehrte Betrachtung des wirklichen Staats zurückgedrängt worden, und nun sollte, während eben die kirchliche Einheit Westeuropas in Zerfall geriet, die Universalmonarchie des heiligen römischen Reichs wieder aufleben. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der schweigsame Habsburger, im Besitz einer Macht, welche allen Ernstes an den orbis terrarum der Cäsaren gemahnte, völlig in den alten imperialistischen Ideen lebte. Die Krone Karls des Großen gewann doch eine ganz besondere Bedeutung auf dem Haupt eines Fürsten, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, dessen Wort in Madrid und Wien, in Antwerpen und Mexiko, in Neapel und Lima Befehl war. Der Urenkel Karls des Kühnen, der Erbe der burgundischen und der habsburgischen Politik, heimatlos in all dem Überfluß von vielsprachigen Landen und Leuten, wo anders hätte er den ruhenden Punkt seines mannigfaltigen Herrscherberufs finden sollen als in der weltumspannenden Idee des Kaisertums? Hier allein konnten sich die ungezählten Aufgaben staatlicher und kirchlicher Natur berühren, deren gleichzeitiges Erfassen nur einer internationalen und damit antinationalen Staatskunst möglich war. Von einer festen Begrenzung konnte bei diesem monarchischen Riesenbau nicht die Rede sein; überall wurden Interessen des Kaisers mitbetroffen und er mußte immer vorwärts, immer auf Vergrößerung seiner Macht sinnen, um jeder Möglichkeit ihrer Verminderung zu begegnen. Tradition und Wesen seiner Stellung verbanden ihn untrennbar mit der katholischen Kirche; als ihr Schirmvogt hat er Zeitlebens gehandelt und gefühlt, mochte er mit den Bekennern des Propheten, mit heidnischen Indianern, mit deutschen Ketzern oder mit der Curie zu tun haben. „Der Gedanke selbst," sagt Ranke „ist niemals wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Karl V. ihn hegte!"

Aber gegen diese Erneuerung eines halb theokratischen Imperialismus mußte alles protestiren, was irgend auf Unabhängigkeit Anspruch erhob. Schon die staufischen Weltherrschaftspläne hatten eine halb unbewußte Reaktion des nationalen Gefühls hervorgerufen, in einer Zeit, welche theoretisch noch kaum ein Bedenken dawider hatte, daß die Welt von einem einzigen Mann regiert werden könne. Damals übernahm das Papsttum die Führerschaft der kaiserfeindlichen Elemente, um an die Stelle einer weltlichen Universalmonarchie seine eigne zu setzen. Die Päpste des XVI. Jahrhunderts dachten nicht mehr daran ihre Wünsche so hoch zu spannen; sie intriguirten und kämpften teils als italienische Dynasten teils als Erben und Hüter einer Kirchenverfassung, deren folgerichtiger Ausbau durch einen so übermächtigen Schirmvogt wieder völlig in Frage gestellt wurde. Ihr Widerstand gegen den gläubigsten Sohn der Kirche unterstützt zuweilen in der seltsamsten Weise nicht allein die ehrgeizige Politik des alten Bundesgenossen Frankreich, sondern auch die Bestrebungen der Osmanen und der deutschen Lutheraner. Italien hat in diesen jahrzehntelangen Kämpfen die furchtbarste Einbuße erlitten; nächst ihm Deutschland. Beide gingen politisch und geistig gelähmt einer langen schweren Periode

Digitized by Google

tötlichen Siechtums entgegen. Daß aber die größte Tat unseres im Niedergang befindlichen Volkes, die Reformation, im Sturm der Zeiten sich zu behaupten und unausrottbare Wurzeln zu schlagen vermochte, dazu hat gerade das verhängnißvolle Kaisertum Karls V. mit Notwendigkeit geführt. Sein ungeheurer Druck genügte wohl, um das Wachstum der kirchlichen Bewegung zu verkümmern, aber dieser Druck lastete nicht minder stark auf dem übrigen Europa, so daß die allgemeine Erbitterung eine Schaar von Verbündeten zusammentrieb, die über der Notwehr gegen den großen Feind selbst die heiligsten Pflichten vergaßen. Die Welt war des Mittelalters satt und sein letzter großer Vorkämpfer starb als ein Besiegter.

Dem Kampf zwischen Karl V. und Franz I., in welchem die alte Rivalität der französischen Krone mit Burgund und Spanien sich fortsetzte, ging ein langwieriger diplomatischer Krieg vorher. Es galt für den Waffengang sich Bundesgenossen zu sichern und die Bemühungen der beiden Gegner um die wichtigsten neutralen Mächte, England, den Papst und die Eidgenossen, führten erst im Sommer 1521 zu entscheidenden Ergebnissen. Leo X. hatte längst mit Ungeduld den Ausbruch der Feindseligkeiten herbeigesehnt und bis zur letzten Stunde sich die Möglichkeit offen gehalten auf die eine oder andere Seite zu treten. Schließlich scheint die Verbindung Frankreichs mit seinem Todfeind Ferrara (vgl. S. 325) den Ausschlag gegeben zu haben; er unterzeichnete am 29. Mai ein Schutz- und Trutzbündniß, worin die zwei „höchsten Gewalten der Christenheit" eine Teilung Italiens vereinbarten, welche gleich darauf durch die päpstliche Investitur des Kaisers mit Neapel (vgl. S. 189) vervollständigt wurde. Für den Papst, der freilich hervorhob, wie viel mehr ihm an der Erfüllung seiner Hirtenpflicht und an den geistlichen Dingen liege als an den weltlichen, war der eigentliche Kernpunkt die Zusicherung von Ferrara, Parma und Piacenza; dazu trat das Versprechen kaiserlichen Schutzes für das Haus Medici und seine Stellung in Florenz. Unmittelbar vor diesem Abschluß mit Rom hatten die deutschen Stände für ihren Kaiser gegen Frankreich Partei ergriffen und Truppen bewilligt (S. 348), freilich erst auf das kommende Jahr. Dagegen liefen bei den vielumworbenen Schweizern zunächst die Franzosen ihren Gegnern den Rang ab; trotz des Widerstands der Züricher kam am 5. Mai 1521 in Luzern jenes Bündniß der übrigen Kantone mit König Franz zu Stande, welches ihm gegen Erhöhung der Pensionen für jeden Verteidigungskrieg den Zuzug schweizerischer Söldner gewährte. Aber da bereits vorher Leo X. eine kleine Armee von Eidgenossen angeworben hatte und kaiserliches und päpstliches Geld dem Cardinal von Sitten, diesem altbewährten Kenner der Schweizer Verhältnisse, die Wege bahnte, wurde der anfängliche Vorteil Frankreichs bald wieder in Frage gestellt; die Berner im königlichen Heer zogen ab, um nicht mit ihren Vätern, Brüdern und Freunden

Digitized by Google

zu schlagen, wogegen die Franzosen ihrem Unwillen über die „verräterischen Bauern" freien Lauf ließen.

In einem Vorspiel des Kriegs hatte der mit dem Kaiser unzufriedene Robert von der Marck (S. 340), von Franz I. angestiftet, aber verläugnet, bald den Kürzeren gezogen; der eigentliche Bruch zwischen Spanien und Frankreich erfolgte erst mit dem Einfall französischer Streitkräfte in Navarra, dessen rechtmäßiger Besitzer, Henri d'Albret, von Karl nicht entschädigt worden war und nach der Erklärung des Königs vertragsmäßig auf seine Unterstützung Anspruch machen konnte. Auf die Nachricht von dieser Verletzung seines Gebiets tat Karl, wie er selber einem englischen Gesandten sagte, ein Gelübde zu Gott, daß er sich am König von Frankreich rächen werde. Es war dies keine leere Phrase in dem Mund eines Herrschers, dessen Unversöhnlichkeit schon damals seiner nächsten Umgebung wohl bekannt war. Als vollends aus Navarra wie aus den Niederlanden Erfolge der kaiserlichen Waffen gemeldet wurden, als die castilianische Revolution besiegt zu Boden lag und der Papst sich für Karl entschieden hatte, da mochte der junge Herrscher sich des gerechten Krieges freuen, der ihn nur größer machen werde; man hörte ihn sagen, bald solle entweder er ein armer Kaiser oder Franz ein armer König sein. Mit Chièvres' Tod war die einflußreichste Stimme, die in Karls Nähe für den Frieden sprach, zum Schweigen gebracht und es war kein geringer Triumph der kaiserlichen Politik, als sogar der größte Gegner des Weltkriegs, Cardinal Wolsey, seine Neutralitätspolitik nicht länger festhalten konnte. Wir kennen bereits die Opposition, welche seine Friedensneigungen in England selbst hervorriefen (S. 322); die Königin Katharina, des Kaisers Tante, arbeitete längst gegen die immer wieder erneuten Versuche einer Annäherung an Frankreich und auch die Stimmung des englischen Volkes war eine gehobene, als der Cardinal mit Karl V. in Brügge zusammentraf. Der junge Kaiser begrüßte den ersten Staatsmann Europas, nachdem er anderthalb Stunden vor den Toren auf ihn gewartet hatte, ganz wie einen Souverän, mit entblößtem Haupt, „von Sattel zu Sattel"; in der Kirche knieten sie zusammen unter einem Traghimmel und auf dem nämlichen Betschemel. Der König von Dänemark mußte sich bequemen zum Cardinal zu kommen, der, angeblich um die Ehre seines Herrn zu wahren, Schwierigkeiten machte sich auch nur bis in den Garten herunter zu bemühen. Trotzdem erlitt der stolze Mann auf der Zusammenkunft zu Brügge und in den nachfolgenden Verhandlungen die empfindlichste politische Niederlage, obwohl eine ungünstige Wendung des niederländischen Feldzugs, zumal der Mißerfolg der von Heinrich von Nassau und Sickingen befehligten Kaiserlichen vor dem unter Bayards Führung verteidigten Mézières, eine Zeit lang selbst Karl V. einem Waffenstillstand geneigt machte. Aber die ungeschickte Kriegführung der Franzosen, die ihren Vorteil in den Niederlanden nicht auszubeuten wußten, sowie ihre Weigerung die eroberte Grenzfestung Fuenterrabia herauszugeben, ließ bald wieder alle Aussicht auf eine glückliche Fortsetzung des englischen Vermittlungsspiels

Digitized by Google

schwinden. Schon in Brügge hatte Wolsey die Erfahrung gemacht, daß er mit einem Fürsten zu tun habe, der seine Interessen „kühl und umsichtig" wahrzunehmen verstand. Das erwachende Selbstgefühl des jungen Herrschers spricht sich in dem Einladungsschreiben an den Cardinal mit voller Deutlichkeit aus; „Ihr und ich, wir werden in einem Tag mehr ausrichten, als meine Gesandten in einem Monat." Bei all der wohlberechneten Ehrerbietung dachte er nicht daran, sich von Wolsey leiten zu lassen; als der Cardinal gegenüber der „übel beratenen" kaiserlichen Politik schärfere Saiten aufzog, da brauste Karls verletzter Stolz heftig auf; wenn der Cardinal glaube, ihn wie einen Gefangenen Englands behandeln zu dürfen, so sei er an den Unrechten gekommen. Er fügte bei, da ja seine Verlobung mit der kleinen englischen Maria einen Hauptartikel der Vereinbarungen bildete, Frauen könne er genug haben, ohne sie so teuer kaufen zu müssen. Gerade während der Konferenzen von Calais trat die phantastische Seite der kaiserlichen Politik zuerst hervor; man staunt, wenn man den Kanzler Gattinara, den hartnäckigen Antagonisten des Cardinals, die dreifachen Restitutionsforderungen der burgundischen Dynastie, der Krone Spanien und des Reichs entwickeln hört, Forderungen, welche außer dem Herzogtum Burgund und den Landschaften an der Somme nicht weniger als das alte Königreich Arelat mit Provence, Dauphiné und Lyon, das übrige Südfrankreich bis hinüber nach Navarra und die Grafschaften Champagne und Brie umfaßten. Von Rechtswegen, meinten die Kaiserlichen, könnten sie ja das ganze französische Königreich zurückverlangen, welches Papst Bonifaz VIII. Philipp dem Schönen abgesprochen und dem Habsburger König Albrecht verliehen habe. Gerade in solchen Ungeheuerlichkeiten lag aber ein nicht zu unterschätzender Berührungspunkt zwischen dem Kaiser und Heinrich VIII., welchem eine verwegene Kriegspolitik und die Erinnerungen an die von seinen Vorfahren getragene Krone Frankreichs eigentlich weit mehr zusagten als die von Wolsey erstrebte Stellung eines neutralen Schiedsrichters. Dieses Schiedsrichteramt, dessen Bedeutung bei der einmal vorhandenen feindseligen Stimmung der Streitenden immer mehr dahinschwand, ließ der Cardinal scheinbar fallen, als er das Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich in Brügge (25. August) abschloß und später in Calais (24. November) unter Aufnahme des Papstes erneuerte. Daß aber der Meister des politischen Spiels seine Sache doch noch nicht völlig verloren gab, zeigt schon die Bestimmung, daß England erst gelegentlich eines kaiserlichen Besuchs den Krieg an Frankreich erklären und eröffnen sollte. Wolseys Bemühungen, diesen Besuch und den Bruch mit Frankreich möglichst lang hinauszuschieben, wurden dann freilich durch den ersten großen Sieg der Kaiserlichen in Italien unterbrochen. Aber Karls englische Allianz war trotzdem, wie Busch sie charakterisirt, unwahr in sich selber, „denn es fehlte jede Spur gegenseitigen Vertrauens bei den Bundesmächten und der leitende Minister der einen von ihnen war ihr entschiedenster Gegner". Er hatte außer seinen politischen Bedenken noch eine höchst persönliche Ursache, wie wir bald sehen werden.

Digitized by Google

Immerhin war schon das Gerücht vom Anschluß Englands für den Kaiser höchst wertvoll; in Rom hielt man, wie die englischen Gesandten berichten, damit die Niederlage Frankreichs für besiegelt. Denn auf wie schwachen Füßen das französische Regiment in Norditalien ruhte, hatte sein plötzlicher Zusammenbruch gelehrt, als im Spätherbst 1521 die für den Papst geworbenen Schweizer ihren Regierungen zum Trotz sich zum offenen Kampf gegen Franz I. bewegen ließen und die päpstlich-kaiserlichen Streitkräfte, unter Prospero Colonna und dem Marchese von Pescara, vor Mailand erschienen (19. November). Die städtische Bevölkerung, durch die Härte des französischen Statthalters Lautrec auf das Äußerste gereizt, erhob sich; die Franzosen entwichen unter dem Schutz einer stürmischen Regennacht und sofort schüttelten Pavia, Piacenza, Parma, fast alle mailändischen Plätze die verhaßte Fremdherrschaft ab. Kurz darauf (2. Dezember) fiel die Übergabe von Tournai an die Kaiserlichen. Aber zugleich drohte der unerwartete Tod des Papstes dem Kaiser einen Strich durch die Rechnung zu machen. Mitten in der Freude über die Mailänder Siegesbotschaft war Leo X. erkrankt; wenige Tage später, am Abend des 1. Dezember, verschied der lebenslustige Medicäer, dessen Name mit jenen eines Raffael und Michelangelo fortleben durfte. Übrigens nahm der Günstling des Glücks und Virtuos des Vergnügens nach dem Bericht eines Augenzeugen „wohl gebeichtet" ein „christlich und hübsch End", wogegen die bösartigen Epigramme und Schmähworte der Römer ihn wie einen Hund sterben ließen. Die kleinen Feinde atmeten auf; der eben noch schwer bedrängte Alfonso von Ferrara ließ eine Rettungsmedaille mit der Aufschrift: ab ungue leonis schlagen und er wie die Rovere, Baglioni und andere Dynasten beeilten sich zurückzunehmen, was sie an die Kirche verloren hatten. Während die Schweizer Tagsatzung, ohnedies über die Verwendung jener päpstlichen Söldner gegen Frankreich entrüstet, wiederholt dem König Franz die Hülfe der Eidgenossen zusagte, sah der Kaiser die finanziellen nnd militärischen Vorteile seines mit Leo geschlossenen Bündnisses sich mit einem Schlag entrissen und die Zukunft des italienischen Kriegs von dem zweifelhaften Ausgang einer Papstwahl abhängig gemacht.

Vielleicht niemals hat ein Conclave größere Spannung erregt, um dann zu einem gänzlich unerwarteten Resultat zu führen. Der mächtigste unter den Cardinälen, Wolsey, hatte das Anerbieten des Kaisers bei der nächsten Gelegenheit ihn auf den Stuhl Petri zu bringen anfänglich abgelehnt. Trotzdem wiederholte Karl seinen Vorschlag bei ihrem Zusammensein in Brügge, und als jetzt die Gelegenheit so überraschend früh eintrat, war die Zurückhaltung Wolseys mit einem Mal verschwunden; er ging sogar so weit, eine eventuelle Beeinflussung der Wähler durch kaiserliche Truppen anzuregen. Der ganze Ehrgeiz des stolzen Kirchenfürsten klammerte sich an diesen Wunsch, welchen Karl zu nähren suchte, ohne ernstlich auf seine Erfüllung bedacht zu sein. Der Kaiser wußte so gut wie sein Gesandter in Rom, der alte Manuel, daß Wolsey im innersten Herzen weit mehr auf die französische Seite neigte;

Digitized by Google

Manuel, welcher meinte, es könne in der Hölle selbst nicht so viel Haß und so viel Teufel geben, wie unter den Cardinälen, erwähnt in seinen Briefen über das Conclave den Engländer gar nicht, obwohl dieser es einmal auf sieben Stimmen brachte. Da der eigentliche Candidat des Kaisers, Julius von Medici, gegenüber der französischen Partei nicht durchzubringen war, lenkte Manuel die Aufmerksamkeit auf den Cardinal von Tortosa, Karls Erzieher, Adrian von Utrecht. Dieser in Rom völlig unbekannte Prälat wurde wirklich im elften Skrutinium (9. Januar 1522) gewählt, nachdem die Cardinäle des langen und mit allen Mitteln — sogar mit Verrat des Beichtgeheimnisses — geführten Kampfes überdrüssig geworden waren. König Franz hatte erklärt, nach der Wahl Medicis würde Frankreich dem heiligen Stuhl den Gehorsam aufkündigen; er appellirte sofort an die Unparteilichkeit des neuen Papstes, der zur Befriedigung der Franzosen erst nach geraumer Zeit in Rom eintreffen konnte und überdies die feste Absicht hegte, sich nicht zu einer Kreatur seines ehemaligen Zöglings zu erniedrigen. Es mußte den Stolz des Oberhaupts der Kirche und zugleich des redlichen Mannes tief verletzen, wenn ihm Manuel in geradezu diktatorischem Ton die doppelte Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott und den Kaiser einschärfte, deren beider Gunst ihn dieser Wohltat gewürdigt habe und deren beider Wille sozusagen in voller Übereinstimmung sei. Solche wahrhaft byzantinische Unverschämtheit war bei einem Charakter wie Adrian übel angebracht; „ich bin sehr froh," schrieb er seinem kaiserlichen Zögling, „daß ich die Wahl nicht Euren Bitten verdanke." Wie er als Reformator auf dem Stuhl Petri vergebens durch offenes Eingestehen der kirchlichen Corruption der deutschen Ketzerei ihren Boden zu entziehen suchte, haben wir bereits gesehen; das Ziel des päpstlichen Politikers war Herstellung des Friedens unter den christlichen Mächten, um gegen das wirklich drohende Vordringen der osmanischen Macht einen kräftigen Widerstand zu ermöglichen, und er forderte den Kaiser auf in einen Waffenstillstand zu willigen, da König Franz, wie er höre, zum Frieden geneigt sei.

Inzwischen hatte aber die Lage des Kaisers, dessen furchtbare Geldnot ihn eine Zeit lang wirklich den Wünschen Adrians entgegenzuführen schien, durch die kriegerischen Ereignisse in Italien eine gründliche Veränderung erfahren. Während Frankreich über die eidgenössischen Streitkräfte verfügen durfte, liefen diesen gefürchteten Söhnen der Berge die deutschen Landsknechte den Rang ab, wie einst bei Marignano; unter der Führung ihres „Vaters", des schwäbischen Ritters Georg von Frundsberg, bahnten sie sich durch verschneite Alpenpässe den Weg und nach ihrer Vereinigung mit Colonna und dem Herzog Franz Sforza, der von seinen Mailändern mit Jubel begrüßt worden war, kam es zu der ersten wirklichen Schlacht, als Lautrec von den Schweizern gezwungen wurde, die feste Stellung der Gegner bei der Villa Bicocca anzugreifen (27. April). Wie in fast allen Kriegen jener Zeit stießen die militärischen Kräfte der verschiedensten Nationen auf einander, Franzosen, Schweizer, Italiener, Spanier, Deutsche; aber ganz besonders tritt doch der Gegensatz zwischen den alten

Digitized by Google

Rivalen, zwischen dem deutschen „Bruder Veit" und dem Schweizer „Heini", hervor, welcher in dem persönlichen Zusammentreffen und den Trutzreden des gewaltigen Frundsberg und seines früheren Schlachtgenossen Winkelried sich wahrhaft episch verkörpert. Der glänzende Sieg der Kaiserlichen, welchem einen Monat später die durch echt landsknechtische Unbotmäßigkeit verzögerte Einnahme von Genua folgte, drängte England endlich dazu, offen Farbe zu be-

Landsknechtsharnisch (im k. k. Artillerie-Arsenal zu Wien).

Nürnberger Arbeit aus dem ersten Viertel des 16. Jahrh. Auf der Brust sind zwei Landsknechte in Pluderhosen eingeätzt. Der aus der Brustplatte stark hervorspringende Grat bildete sich in der Folge zu dem sog. Gänsebauch aus. Das Armzeug besteht aus zwei Teilen: das des Unterarms, welches durch bewegliche große Ellenbogenkacheln mit dem des Oberarms verbunden ist; dieses wiederum hat Achseln mit Stauchen zum Schutze des Halses. Die vor dem rechten Schulterstücke hängende Scheibe deckte beim Heben des Armes die Achselhöhle.

kennen; Ende Mai landete Karl V. in Dover und während die beiden Souveräne nicht müde wurden sich zu umarmen, überbrachte am Hoflager Franz' I. zu Lyon ein englischer Herold die Kriegserklärung seines Herrn. In dem Bündniß zwischen Karl und Heinrich (Windsor 19. Juni) erscheint Frankreich als Hinderniß des Türkenkriegs, als der ehrgeizige Störenfried, welchem alle seine Eroberungen wieder abgenommen werden müssen; den Papst, Venedig, die Eidgenossenschaft wollte man für den Bund gewinnen, aber das Gelöbniß

Digitized by Google

der fürstlichen Verbündeten, im Fall eines Vertragsbruches Bann und Interdikt über sich ergehen zu lassen, sprach keineswegs für die Haltbarkeit der Allianz. Nicht einen Augenblick verloren die leitenden Staatsmänner ihr tiefes gegenseitiges Mißtrauen; Wolsey klagte bald über Gattinaras imperialistische Gelüste und die Kaiserlichen hatten genügende Ursache, von dem grenzenlosen Hochmut des Cardinals zu reden, der noch immer gern den Schiedsrichter Europas gespielt hätte. Übrigens suchte er ganz in seiner brutalen Art Venedig in das Bündniß gegen die Franzosen hineinzuängstigen, welche, wie er sagte, ausgerottet werden müßten.

So geringfügig nun auch die nächsten militärischen Resultate des Bundes von Windsor waren — sie beschränkten sich auf das „Ausbrennen" weiter Strecken im französischen Nordwesten —, so frühzeitig auch Wolsey daran dachte wieder mit Frankreich anzuknüpfen oder wenigstens die englischen Streitkräfte statt auf dem Kontinent lieber gegen Schottland zu verwenden: die Kurzsichtigkeit der französischen Regierung selbst sorgte dafür, daß der kaiserlich-englische Bund nicht zerfiel, sondern sich vielmehr zu einer europäischen Liga gegen Frankreich auswachsen konnte. Franz I. hatte in jungen Jahren sich am Schlachtenruhm von Marignano berauscht und war nicht gewohnt große Ziele in mühsamer jahrelanger Arbeit zu verfolgen; die alltäglichen Sorgen der Regierung überließ der geistreiche und bis zum Übermaß lebenslustige König seiner Mutter Luise von Savoien. Wohl machte er gelegentlich seiner Erregung über politische Dinge in drastischen Äußerungen Luft. So hatte er während der Verhandlungen mit Leo X. gesagt, er heiße der Erstgeborne der Kirche, wenn aber der Papst sich ihm widersetze, werde er der erste Teufel sein; so erklärte er einem englischen Gesandten, er brauche keines Menschen Hülfe, um sich zu verteidigen, werde übrigens nie mehr irgend einem Fürsten trauen und gelobe zu Gott, König Heinrich solle ihn, wenn er ihn jetzt verlasse, niemals wieder gewinnen. Auch dem Pariser Parlament hat er einmal die Versicherung gegeben, daß er den Kampf mit ganz Europa aufnehmen werde und keinen von seinen Gegnern zu fürchten habe. Aber solche Anwandlungen gingen rasch vorüber. Der Kaiser vergaß beim Eintreffen schlimmer Nachrichten über der politischen Arbeit Essen und Schlaf; Franz I. ging Tag und Nacht maskirt, während seine Truppen in Italien geschlagen wurden. Seine Mutter aber, so gewandt sie sich von jeher im Intriguiren für ihren „Herrn und Cäsar" erwiesen hatte, machte eben jetzt von ihrem Einfluß den verhängnißvollsten Gebrauch, indem sie eine längst vorhandene Spannung zwischen der Krone Frankreich und ihrem ersten Vasallen bis zu offener Feindschaft steigerte. Herzog Karl von Bourbon, mit einer Enkelin Ludwigs XI. vermählt, Großkämmerer und Connetable von Frankreich, war nicht allein durch seinen wahrhaft fürstlichen Besitz, sondern auch durch seine Persönlichkeit der erste Mann nach dem König; er, dem alles zu gelingen schien, was er nur anfaßte, führte das stolze Wort im Munde, nicht um ein Königreich würde er seinem Herrn die Treue brechen, nur um einer Beleidigung

Digitized by Google

willen. Sein entscheidender Anteil am Sieg von Marignano, die Verehrung, die er trotz seiner scharfen Disziplin bei den Truppen genoß, machten ihn zuerst zum Gegenstand des Mißtrauens; die Art, wie er die Ungnade des Hofs ertrug, reizte Franz I. ihn weiter und stets empfindlicher zu demütigen. Kann man sich wundern, daß die Loyalität des Vasallen nicht länger Stand hielt, als nach dem Tod seiner Gemahlin ihr ganzes Erbe und damit die Grundlage seiner Macht teils vom König teils von dessen Mutter in Anspruch genommen wurde? Luise soll an eine Heirat mit dem viel jüngeren Herzog gedacht, dieser sie verschmäht haben; Tatsache ist, daß es zum Prozeß kam und Bourbon, in seiner Existenz bedroht, die ihm vom Kaiser gebotene Hand ergriff. Im Juli 1523 schloß er mit Karl V., etwas später mit Heinrich VIII. ein Schutz- und Trutzbündniß, laut dessen er eine Schwester des Kaisers zur Gemahlin erhalten und den Einfall der Verbündeten in Frankreich durch offne Rebellion unterstützen sollte. Bourbon, der völlig vergaß, daß er nicht allein Vasall, sondern auch Franzose war, sprach vom schlechten Regiment eines sinnlichen Königs, von der Verarmung und Zerstörung des Reichs; er behauptete auf den Anschluß von 2000 Edelleuten rechnen zu dürfen. Während Franz, der erst später seinen Fehler einsah und gutzumachen versprach, nach dem Süden unterwegs war, flüchtete Bourbon über die Grenze nach Besançon. Es war ein schweres Versäumniß, daß der König den Todfeind, den er sammt seinem Geheimniß in Händen hielt, nicht in sichere Haft brachte. Aber der französische Adel wandte sich mit verschwindenden Ausnahmen voll Abscheu von dem Verräter, statt ihm zu folgen.

Bourbons mißglückter Rebellionsplan hatte bei Heinrich VIII. die Lust nach der französischen Krone (vergl. S. 519) so mächtig geweckt, daß er statt von der Liga abzufallen vielmehr alle Anstalten traf seine Rolle bei dem beabsichtigten kombinirten Angriff auf Frankreich kräftig durchzuführen; er hätte am Liebsten gleich seinem königlichen Bruder Franz durch Bourbon einen Hinterhalt legen lassen. Aber auch in Italien schien die kaiserliche Politik zu triumphiren; daß man die endlich von den Franzosen geräumte Mailänder Citadelle nicht behielt, sondern dem Sforza übergab, beförderte den Entschluß der Republik Venedig sich den Feinden Frankreichs anzuschließen (29. Juli) und auch die Neutralität des Papstes geriet ins Wanken, als er die Entdeckung machte, daß einer der wenigen Menschen, welchen er in Rom vertraute, der Cardinal Soderini den König Franz zu einem italienischen Feldzug hetzte. Die Verhaftung des Intriganten hatte die Abreise des französischen Gesandten aus Rom zur Folge und das päpstliche Gebot eines Waffenstillstands bei Vermeidung der Exkommunikation rief einen scharfen Brief des Königs hervor, worin viel von den Privilegien Frankreichs die Rede war und sogar an das Schicksal Bonifaz' VIII. erinnert wurde. Der arme Adrian war die scharfen Briefe bereits gewohnt; wie hatten ihm die Kaiserlichen, Manuel und Gattinara, den Text gelesen über seine Kälte gegen Karl V., seine Zugänglichkeit für die Einflüsterungen des Geistes der Bosheit! Der junge Kaiser selbst schrieb ein-

Digitized by Google

mal seinem Gesandten in Rom, wollte er sich von Übelwollen gegen Adrian leiten lassen, so würde aus dem Papst längst ein einfacher Pfarrer von St. Peter geworden sein. Es war ein tragisches Geschick, daß dieser vom heiligsten Eifer beseelte Greis, der über die Bedrängniß von Rhodos Tränen vergoß, für die Mißwirtschaft seines Vorgängers büßen mußte; Leo X. hatte weit über eine Million Dukaten an Schulden hinterlassen und Adrian zögerte sich gegen Frankreich zu erklären, „weil," wie er schrieb, „an demselben Tage die Gelder aus Frankreich ausbleiben würden, von denen mein Hof hauptsächlich lebt". Er hat alle seine Ideale zu nichte werden sehen; Rhodos kam an den Türken, die lutherische Ketzerei, an welche er kaum noch Zeit fand zu denken, behauptete sich in Deutschland, der Papst wurde aus seiner geträumten Stellung über den Parteien in das kaiserliche Bündniß gedrängt. Am 3. August erklärte er seinen Anschluß; wenige Tage vorher waren auch die Venezianer, diese „Erzfranzosen", wie man am Kaiserhof sagte, beigetreten. Aber schon am 14. September sank Adrian ins Grab, verfolgt von den Verwünschungen und Spöttereien eines verkommenen Geschlechts, welches die Türe seines Arztes bekränzte. Vana sine viribus ira, hatte dieser Papst von altem Schrot und Korn in der letzten traurigen Zeit geseufzt; „hier ruht," so lautete seine wohlverdiente Grabschrift, „Adrian VI., welchen kein größeres Unglück im Leben traf als daß er zur höchsten Gewalt gelangte."

Es war doch wesentlich die Schuld Karls V., daß der kombinirte Angriff auf Frankreich trotz der günstigen politischen Lage so kläglich fehlschlug. Während die englische Armee in Nordfrankreich mit Recht über die „Lahmheit der Burgundischen" klagen durfte und so gut wie nichts ausrichtete, während im Osten die Landsknechte Bourbons, der schon von der Einnahme von Paris sprach, sich rasch wieder verliefen, verschob der Kaiser seinen Vorstoß aus Spanien nach Südfrankreich von einem Monat zum andern, bis die englischen Gesandten nach Haus berichteten, er könne weder sich selbst noch seinen Freunden helfen und wolle diese nur hinhalten, um Frieden zu schließen und seine eignen Herrschaften in Ordnung zu bringen. Die Wiedereroberung von Fuenterrabia blieb das einzige nennenswerte Resultat des verspäteten spanischen Winterfeldzugs. Jene Langsamkeit, welche die Entschlüsse und Bewegungen des Kaisers überhaupt charakterisirt, wird schon damals bemerklich; sie ergab sich zum Teil aus der fortwährend auf ihn eindringenden Masse der verschiedenartigsten Aufgaben, zum Teil aus einer unglaublichen Schwerfälligkeit und Unsicherheit des Verkehrs und namentlich aus einer chronischen Geldnot, welche mit den ungeheuern Anforderungen einer kriegerischen Politik und eines üppigen Hofhalts im schreiendsten Widerspruch stand. „Ich habe bei meiner Ankunft hier," schrieb er aus Spanien, „meine gesammten Einkünfte verbraucht und verschwendet gefunden." Aber alle diese Ursachen genügen nicht, uns Karls seltsames Zaudern während des Krieges von 1523 und 1524 zu erklären, zumal er es verstanden hatte aus der Bestrafung der spanischen Rebellen sich eine reiche Goldquelle zu schaffen. Vergebens mahnten die berufensten Kenner der

Digitized by Google

Verhältnisse, mahnte der Herzog von Alba zur Milde. Der junge Herrscher rechtfertigte hier zuerst den ihm anhaftenden Ruf der Unversöhnlichkeit; trotz einer pomphaft verkündeten Amnestie wurden die Hinrichtungen und Konfiskationen noch Jahre lang fortgesetzt und nichts bezeichnet die Gemütsart des künftigen großen Menschenverächters besser als jene unbarmherzige Überlegung, womit er besonders strafwürdige Elemente vorerst zu beruhigen wußte, um sie dann desto schrecklicher zu züchtigen. Noch 1525 beschwor ihn ein frommer Mönch, den Sieg von Pavia durch Begnadigung der verbannten und flüchtigen Rebellen zu feiern und ihre unschuldigen Weiber und Kinder nicht länger im Elend verkommen zu lassen. Häßlicher aber als die Unbarmherzigkeit des königlichen Richters ist die Anwendung des unwürdigsten Betrugs, wie sie Karl z. B. gegenüber den Revolutionären von Mallorca nicht verschmäht hat. Freilich übte auch der Politiker Karl solche Mittel ohne jedes Bedenken; so glaubte er nach dem Tod Adrians den schon einmal hintergangenen Wolsey dadurch täuschen zu können, daß er, während sein Gesandter in Rom Befehl hatte für Julius Medici zu wirken, einen Brief zu Gunsten des Engländers an den Gesandten schrieb, aber so lange in Barcelona festhalten ließ, bis er von Medicis Wahl unterrichtet war. Medici war diesmal entschlossen die Tiara für sich oder einen Mann seiner Wahl zu gewinnen, „und wenn sie alle im Conclave krepiren müßten". Die Römer verlangten einen einheimischen Papst, und sollte er ein Idiot sein. Wir hören, daß der Cardinal Farnese allen Ernstes die Gunst des Kaisers durch das Anerbieten einer kolossalen Geldsumme zu erkaufen suchte. Aber es war eine gewaltige Täuschung, wenn Karls Gesandter den am 19. November 1523 gewählten Medicäer für eine Kreatur, für ein willenloses Werkzeug seines Gebieters erklärte. Clemens VII., den man den unglücklichsten von allen Päpsten genannt hat, obgleich Adrian VI. sein Vorgänger war, hat allerdings als kaiserlicher Parteigänger die höchste Würde der Christenheit errungen, dann aber den ernsthaften Versuch gemacht, dieser neuen Stellung entsprechend einen neuen Menschen anzuziehen. Die Ziele seiner Politik sind im Grunde die nämlichen, wie sie Adrian vorschwebten, Friede zwischen den christlichen Mächten, europäischer Krieg gegen die Türken, Ausrottung der Ketzerei; nur daß bei Clemens der italienische Fürst mit seinen territorialen und dynastischen Interessen doch auch wieder hervor- und dazwischentritt. Und Clemens hielt sich freilich im Privatleben weit anständiger und priesterlicher als sein Verwandter Leo X., er gab reichlich Almosen, statt Musiker und Possenreißer zu beschenken, aber von der großen Gesinnung eines Adrian war nichts bei diesem Nachfolger zu spüren, der von Anfang an die krummen Wege liebte und immer erst abwarten wollte, wie die Sachen sich wenden würden. Während er heimlich die kaiserliche Armee in Norditalien mit Geld unterstützte, hatte er gleich nach der Wahl der Signorie von Venedig ebenfalls im tiefsten Geheimniß seine Herzensmeinung enthüllt, daß er in Wahrheit Papst, nicht wie Adrian Knecht sein und die Unabhängigkeit Italiens sowohl gegen Frankreich als gegen den Kaiser behaupten wolle.

Digitized by Google

Als ein echter Italiener und als abhängig von seiner Umgebung war Clemens dem Kaiser von seinen Vertretern geschildert worden, nachdem die erste Freude über den scheinbaren Triumph bei der Wahl sich gelegt hatte. Einige Monate später fand man am spanischen Hof bereits, seine Heiligkeit habe eigentlich besser zum Cardinal gepaßt als zum Papst. Freilich war es eine seltsame Zumutung für die italienischen Fürsten und Völker, daß sie die Interessen eines ausländischen Herrschers unbedingt zu den ihrigen machen sollten. Wenn der Papst vielleicht eine Zeit lang ein mit dem Kaiser befreundetes nord- und mittelitalienisches Bündniß für möglich hielt, so begegnete sich dieser Wunsch mit dem Gedanken des Kanzlers Gattinara, der am Liebsten die französischen „Barbaren" ganz von Italien ausgeschlossen und durch Erhaltung eines selbständigen Herzogtums Mailand die italienischen Staaten an Karl als ihren natürlichen Schirmherrn gebunden hätte. Jedenfalls waren es neben den spanischen und deutschen Truppen vorwiegend italienische Kräfte, welche unter der Führung Prospero Colonnas und nach dessen Tod unter dem neuen kaiserlichen Statthalter Bourbon im Winter 1523/24 ein überlegenes Heer des Königs von Frankreich bestanden und schließlich zur Flucht nötigten; die Bevölkerung von Mailand hatte ihren Groll über die Brutalität der französischen Herrschaft noch nicht vergessen und brannte vor Begierde mit den verhaßten Belagerern anzubinden. Beim Rückzug der Franzosen wurde ihr Führer Admiral Bonnivet verwundet, der berühmte „Ritter ohne Furcht und Tadel" Bayard durch die Kugel eines Fußknechts tötlich getroffen, eben als er den Verfolgern ein paar Geschütze wieder abgejagt hatte. Bourbon, der sofort sein Lieblingsprojekt einer Eroberung Frankreichs wieder aufnahm, verstand sich dazu Heinrich VIII. zwar nicht die förmliche Huldigung, aber doch den Treueid zu leisten, um für seinen Rachezug englische Subsidien zu erhalten; er hoffte vor Allerheiligen Herr von Paris zu sein. Aber Geldmangel und die Opposition Pescaras verzögerten den Einmarsch in Südfrankreich bis zum Juli und obwohl die Städte der Provence fast widerstandslos ihre Tore öffneten, so scheiterte doch das ganze Unternehmen vor dem trefflich befestigten Marseille, dessen Einwohner selbst an der Zerstörung der Vorstädte gearbeitet und mit weinenden Augen ihre Toten und ihre Heiligen aus den abgebrochenen Kirchen hinter die schützenden Mauern geflüchtet hatten. Die Frauen aller Stände, in Todesangst vor dem wilden Bourbon und seinen Söldnern, nahmen an den Schanzarbeiten Teil und in drei Tagen entstanden die tranchées des dames. Man wußte draußen, daß die Belagerten den Angreifern „eine reichgedeckte Tafel" bereit hielten; vergebens trieb Bourbon zum Sturm, während Pescara seinen Spaniern zurief, wenn sie in der andern Welt zu Nacht speisen wollten, sollten sie stürmen. Und inzwischen hatten sich alle Hoffnungen auf eine Erhebung gegen Franz I. als vollkommen nichtig erwiesen; nicht mit einem verhaßten König und mit einem erschöpften und murrenden Volk hatte man zu tun, sondern mit einem fest zusammengewachsenen nationalen Staat, in welchem trotz unverkennbarer Mißwirtschaft die Tage der Not stets neue

Digitized by Google

Hülfsquellen zu erschließen schienen. Mit vollem Recht hatten italienische Beobachter geurteilt, die Franzosen würden niemals ihren König zu Gunsten des Kaisers oder Heinrichs VIII. verläugnen; nach all den übeln Erfahrungen, die man in den letzten Jahren an der sinnlosen Verschwendung des Hofs und an dem unwürdigen Handel der Regierung mit Richterstellen gemacht hatte, während einer furchtbaren Teurung konnte Franz im Herbst 1524 ein stattliches Heer auf die Beine bringen, welches unter seiner Führung gleichzeitig mit den von Marseille abrückenden Kaiserlichen über die Alpen zog. Noch vor Kurzem hatte Bourbon dem Kaiser geschrieben, er werde der größte Mann sein, der jemals lebte, und der ganzen Christenheit das Gesetz geben können; nun zogen am 26. Oktober die Franzosen in Mailand ein. Franz I., der nach langer Zeit wieder sein Streitroß bestiegen hatte, um, wie er sagte, der Rettung Frankreichs „ein wenig Mühe" zu widmen, machte sich sofort an die Belagerung von Pavia. Aber hier wußte der Commandirende, Antonio de Leyva, nicht nur seine Soldaten, sondern auch die Bevölkerung zu jener Standhaftigkeit zu begeistern, wie sie Marseille bewiesen hatte; auch in Pavia halfen vornehme Damen den Schanzarbeitern die Erde herbeischaffen.

Die habsburgische Macht trat damals in eine schwere Krisis. Die Franzosen in Mailand, in Deutschland die ausbrechende Revolution, England, statt kräftig zu helfen, bereits im heimlichen Abfall begriffen, Venedig, Ferrara, der Papst im Einverständniß mit Frankreich, der Herzog Sforza dringend verdächtig, so eifrig er sich als Kreatur des Kaisers bekannte, Karls Schwager Christian von Dänemark aus seinem Königreich verjagt, sein Bruder Ferdinand lüstern nach dem Herzogtum Mailand, wobei ihm sogar französische Empfehlung nicht fehlte, sein Schwager Ludwig von Ungarn von der doppelten Gefahr einer Magnatenrebellion und eines türkischen Einfalls bedroht — es war eine schwere Probe, aus welcher die Unerschütterlichkeit des fünfundzwanzigjährigen Kaisers siegreich hervorgehen sollte. Denn was seiner Politik mehr als einmal schweren Schaden gebracht hat, seine schwer bewegliche, manchmal an Indolenz streifende Art bewahrte ihn doch auch davor in schwierigen Lagen und nach versäumten Gelegenheiten die Fassung zu verlieren. Er besaß die Fähigkeit zu warten wie sein Ahnherr Friedrich III.; die Zeit, schreibt er seinem Gesandten in Rom, werde kommen mit Freund und Feind Abrechnung zu halten; bis dahin müsse man auch denen, welche es am Wenigsten verdienten, mit verstellter Freundlichkeit und scheinbarem Zutrauen begegnen. In der Tat konnte es kaum eine bessere Schule des Mißtrauens und der Verstellung geben als den diplomatischen Verkehr mit den italienischen Mächten, vor allem mit der Curie, und auch Wolsey bot eben damals seine ganze Keckheit auf, um seine Verhandlungen mit der Mutter Franz' I. abzuläugnen und das Versiegen der englischen Hülfsgelder zu beschönigen. Kein Wunder, daß der Kaiser in diesem Labyrinth von Täuschungen sich nicht immer gleich zurechtfand und wohl einmal beklagte, daß er der sichern Führung seines Chièvres jetzt entbehren müsse. Denn Gattinara, obwohl schon wegen seiner seltenen Geschäfts-

Digitized by Google

gewandtheit unentbehrlich, konnte sich doch nicht rühmen den jungen Fürsten wirklich zu beherrschen, dessen wachsende Selbständigkeit und Arbeitslust nur vorübergehend unter dem Druck körperlicher Übermüdung nachgab. So hatte Karl eben in jener schweren Zeit mit stets wiederholten Fieberanfällen zu kämpfen und seine gewaltsamen Versuche durch Reiten und Jagen des Übels Herr zu werden machten die Sache nur schlimmer. Vielleicht hängt seine auffallende Untätigkeit während des französischen Kriegs mit dieser Gesundheitsstörung zusammen. Aber die ganze Leidenschaft, deren eine so verschlossene Natur fähig war, entlud sich, als über die Verbindung Clemens' VII. mit Frankreich, die schon im November 1524 durch einen geheimen Vertrag besiegelt worden war, kein Zweifel mehr bestehen konnte. Er klagte bitter, durch ihn sei Clemens Papst geworden; Clemens allein habe ihn als Cardinal in den Krieg mit Frankreich getrieben. Im Kreise seiner Hofleute stand er nicht an zu erklären, er werde nach Italien gehen und sich an denen rächen, die ihn gekränkt hätten, „besonders an dieser Memme dem Papst; heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein".

Für das Schicksal der deutschen Reformation hat kaum eine andere Tatsache solche Bedeutung gewonnen wie dieses Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst. Es war doch, wie Adrian VI. gesagt hatte; von der Ruhe oder Unruhe Italiens hing die Ruhe oder Unruhe der ganzen Welt ab. Wenn der Riesenkampf zwischen Frankreich und Spanien vorwiegend um diese kostbarste Beute fremder Begehrlichkeit entbrannt war, so konnte das italianisirte und an den Kirchenstaat gebundene Papsttum gar nicht anders als seine volle Aufmerksamkeit und Kraft den Wechselfällen eines Kampfes zuwenden, von dessen Ausgang geradezu seine Existenz abhing. Und wo hätte es im damaligen Europa die Möglichkeit eines unabhängigen Daseins finden sollen? Für eine solche historisch tief begründete Notlage die Person Clemens' VII. verantwortlich zu machen sind wir keineswegs berechtigt, so abstoßend uns auch die übliche politische Unsittlichkeit der Zeit gerade beim Oberhaupt der Kirche erscheinen mag. Aber bei keinem seiner Vorgänger hat der Widerspruch zwischen den Aufgaben eines Statthalters Christi und eines italienischen Fürsten eine gleich verhängnißvolle Wirkung geübt wie bei Clemens VII. und in diesem Sinne muß ihn, um mit Maurenbrecher zu reden, der deutsche Protestantismus immer „mit dankbarem Gedächtniß unter seine größten Wohltäter und Förderer rechnen".

Zunächst schien freilich das Jahr 1525 mit einem einzigen gewaltigen Schlag die Entscheidung zu Gunsten des Kaisers zu fällen. Während König Franz durch die energische Verteidigung von Pavia genötigt wurde die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, kamen die von Bourbon zusammengebrachten Landsknechte über die Alpen, unter Marx Sittich von Ems und dem alten Frundsberg, dessen Sohn sich in der eingeschlossenen Stadt befand. So bildete sich ein Entsatzheer von über 20 000 Mann Infanterie und ein paar tausend Reitern; seine Stärke lag durchaus in den deutschen Knechten und

Digitized by Google

den spanischen Hakenschützen, die ihrem vergötterten Führer Pescara blindlings gehorchten. Er war es, welchem die heikle Aufgabe zufiel die Truppen bei völligem Geldmangel zusammenzuhalten. Zuerst wandte er sich an seine Spanier; sie waren bereit sogar ihre Pferde, Mäntel und Hemden zu verkaufen, um Geld oder Lebensmittel zu schaffen. Am Schwierigsten zeigten sich, wie immer, die Deutschen; man hatte den Spaniern und Italienern aufgetragen sie am Ehrenpunkt zu fassen, aber ein Teil von ihnen ließ sich doch nur gegen eine Abschlagszahlung zum Marsch auf Pavia bewegen, während Frundsbergs Leute lieber sterben wollten als umkehren. Franz I. war immer noch an Zahl überlegen, weit besser mit Geschütz und schwerer Reiterei versehen, in einer vortrefflichen Stellung; die kaiserlichen Führer, durch die steigende Not der Besatzung von Pavia und durch den Soldmangel ihrer Truppen gedrängt, entschlossen sich eine Entscheidung herbeizuführen. Ihre Leute, schrieb der Abt von Najera, seien von der besten Stimmung beseelt, „als ob jeder einzelne von ihnen die Gewißheit hätte, er werde den König verwunden und gefangen nehmen". Am 21. Februar schrieb der Kommandirende, Karl von Lannoy, Vizekönig von Neapel, an den Gesandten in Rom, in drei bis vier Tagen werde er entweder nicht mehr am Leben oder Sieger sein. Diese beiden Äußerungen lauten förmlich prophetisch, denn am 24. Februar ward die Schlacht bei Pavia geschlagen. Um Mitternacht begann die Vorhut der Kaiserlichen den Angriff auf den ummauerten Park, an welchen sich das königliche Lager lehnte; nach Tagesanbruch trafen sich die beiden Heere innerhalb des Parks und schon glaubte Franz, durch die anfängliche Wirkung seines Geschützfeuers und seiner vorstürmenden Hommes d'Armes getäuscht, den Sieg in Händen zu halten, als durch die wohlgezielten Kugeln von Pescaras Schützen die Geschwader seiner geharnischten Reiter in Verwirrung gerieten und seine deutschen Söldner dem Stoß ihrer kaiserlichen Landsleute, seine Schweizer einem heftigen Angriff der Spanier erlagen. Inzwischen brach Leyva aus der Stadt hervor und die Niederlage der Franzosen wurde zur vollen Vernichtung. Der König, der sich mitten ins Getümmel des Reiterkampfs geworfen hatte, sah mit einem Mal die Schweizer in wilder Flucht; er zog es vor mit der Blüte seiner Ritterschaft den Tod zu suchen und es war ein glücklicher Zufall, daß er, mit seinem erstochenen Pferd zu Boden gerissen, nicht gleich einer großen Zahl seiner Genossen unter den Händen der Sieger verblutete; die Spanier gaben keinen Pardon. Aber Lannoy wurde noch zur rechten Zeit herbeigerufen und ihm überreichte Franz I. sein Schwert. „Von allen Dingen," schrieb er seiner Mutter, „sind mir nur die Ehre und das Leben erhalten geblieben."

Der Eindruck in ganz Europa war ein ungeheurer; neben dem lauten Jubel der Kaiserlichen gab sich doch fast überall ein Gefühl der Beklemmung kund, als sei, wie Ranke sagt, „der Kaiser der vom Schicksal bestimmte Herrscher". Der Aberglaube an die Weltherrschaft spukte als Hoffnung oder Furcht in den Köpfen der Großen wie der Kleinen. Karl V. selbst zeigte freilich bei der unerwarteten Siegesnachricht eine bescheidene Fassung, die mit seinen Jahren

Digitized by Google

so wenig im Einklang stand wie mit seiner festen Absicht den Erfolg auszunützen. Statt Freude zu äußern, ging er in sein Schlafgemach und warf sich vor einem Marienbild auf die Knie; statt einer glänzenden Feier verordnete er Prozessionen. Aber wer im damaligen Europa hätte sich bei seinen frommen Äußerungen über Gottes Gnade und über die heilige Pflicht des Türkenkriegs beruhigt? Der Friede in der Christenheit, wie er ihn herzustellen wünschte, war bedingt durch die äußerste Schwächung Frankreichs, durch die Knechtschaft Italiens, durch den Untergang der deutschen Ketzerei. Erst dann konnte er wirklich, nach den Worten Najera's, Christen und Türken nach Belieben das Gesetz vorschreiben. Der gewichtigste Stein des Anstoßes war zunächst ohne Zweifel England. Wolsey war eben noch gegen den ihm mißliebigen kaiserlichen Gesandten in London mit einer Gewalttätigkeit vorgegangen, die sich eigentlich nur durch die Absicht einen Bruch herbeizuführen erklären ließ. Obwohl Karl diesen unerhörten Schimpf mit einer ebenso beispiellosen Nachsicht behandelte, fuhr Wolsey fort seine Geduld durch Vorschläge auf die Probe zu setzen, welche geradezu verrückt erscheinen müßten, wenn nicht der Wunsch des Cardinals seinen Herrn vom Kaiser zu lösen den deutlich erkennbaren Hintergrund bildete. Nichts Geringeres verlangte England, als daß der Sieger die Dynastie der Valois enttronen und Heinrich VIII. die französische Krone verschaffen solle; Heinrich werde ihn dann zur Krönung nach Rom geleiten und das ganze französisch-englische Erbe künftig mit der Hand der kleinen Maria ohnedies an den Kaiser fallen, wodurch er wirklich Herr und Eigentümer der ganzen Christenheit sein würde. Die neunjährige Prinzessin mußte durch Übersendung eines Rings ihre „durch Eifersucht bestärkte Liebe" zu dem kaiserlichen Bräutigam bezeigen, der eben daran war seine Verhandlungen über eine portugiesische Heirat abzuschließen. Aber da die Portugiesen einen englischen Verzicht auf Karls früheres Eheversprechen forderten, sah sich der Kaiser, der überdies Heinrich VIII. stark verschuldet war, aus mehr als einem Grund genötigt den Bruch mit dem unbequemen Alliirten hinauszuschieben. Wolsey dagegen tat alles, um ihn zum ersten Schritt zu reizen; er erlaubte sich die Äußerung, Karl sei ein Lügner, seine Tante Margaretha eine Dirne, sein Bruder Ferdinand ein Kind und Bourbon ein Verräter. Schon im Sommer 1525 war der Cardinal, welcher beim Fehlschlagen eines gehässigen Besteuerungsversuchs den Unwillen der Engländer auf seine Person abgelenkt hatte, bei seinem König mächtiger als je, mit dem Papst in gutem Einverständniß; damals begannen mit der politischen Schwenkung Heinrichs VIII. jene Quälereien gegen seine spanische Gemahlin, die sich zuerst in der anstößigen Auszeichnung eines königlichen Bastards bemerklich machten. Man wagte sogar diesen kleinen Herzog von Richmond für das Herzogtum Mailand sowie als Gemahl für eine spanische Infantin vorzuschlagen. Und während der furchtsame Clemens noch im Frühjahr 1525 ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser und Heinrich VIII. schloß, wurden bereits in Italien, in Frankreich und England die Fäden geschürzt zu einer europäischen

Digitized by Google

Liga gegen den Sieger von Pavia. Am 30. August machte England seinen Frieden mit Frankreich, welcher dem Inselstaat mehr als anderthalb Millionen, dem allmächtigen Minister aber den kolossalen Gewinn von 130 000 Kronen sicherte.

Erinnern wir uns, um Wolseys politisches Verdienst nach Gebühr zu würdigen, daß er seine Ziele im Gegensatz zu den persönlichen Neigungen König Heinrichs verfolgt und erreicht hat. Zum ersten Mal hat unter seiner Führung England des stolzen Amtes gewaltet, Europa vor der drohenden Herrschaft eines Einzelnen, vor der Universalmonarchie, wie man damals sagte, zu bewahren. Es fragt sich übrigens, ob nicht neben der rastlosen Gegnerschaft eines Wolsey dem jungen Kaiser gerade der Umstand besondere Schwierigkeiten bereitet hat, daß der König von Frankreich in seiner Gewalt war. Lag es doch nahe genug, den Vorteil zu überschätzen, welchen das Glück dem Sieger in die Hand gespielt hatte, statt der Fortsetzung des Kriegs, wofür die Mittel kaum beizubringen waren, durch persönliche Pression auf den Gefangenen alles durchzusetzen, was man wollte. Gleich bei dieser ersten großen Entscheidung, die an den Politiker Karl herantrat, fielen seine rein dynastische Denkart und seine Unfähigkeit nationale Kräfte zu schätzen schwer ins Gewicht. Als der Kaiser seine Forderungen zuerst formulirte: Abtretung des Herzogtums Burgund und der französischen Stücke der Grafschaft Artois, volle Unabhängigkeit der um die Provence vermehrten Besitzungen Bourbons — da handelte er recht als burgundischer Prinz und zugleich als internationaler Kaiser, in dessen Augen eine Nation nichts weiter war als ein geographischer Begriff. Die Regentin Luise gab die stolze Antwort, sie werde nie auch nur einen Fuß breit von französischem Gebiet abtreten und darin sei das ganze Reich mit ihr einig. In der Tat lieferte Frankreich durch seine unerschrockene und patriotische Haltung den glänzenden Beweis, daß, wie Mignet sagt, seine vereinigten Territorien ein Staat und ihre Bewohner ein Volk geworden waren; Paris ging mit dem Beispiel energischer Sicherheitsmaßregeln voran und die Regentin konnte ihre politischen, militärischen und finanziellen Maßnahmen treffen, ohne irgendwo auf Ungehorsam zu stoßen. König Franz hatte seinerseits die Erklärung veröffentlicht, er wolle lieber sein ganzes Leben lang Gefangener bleiben als sein Land schädigen. Freilich hielt bei ihm diese heroische Stimmung nicht vor, zumal als er, auf seinen eigenen Wunsch durch Lannoy nach Spanien gebracht, deutlich erkannte, daß sein Gegner, statt mit ihm persönlich zu verhandeln, vielmehr entschlossen war das Unglück des Besiegten zur Erreichung dessen auszunützen, was er als sein Recht bezeichnete. Auf den fröhlichen und ehrenvollen Empfang in Spanien — in Barcelona machten ihm sogleich zweiundzwanzig vornehme Damen die Aufwartung — folgten Monate banger und vergeblicher Erwartung; der Kaiser weigerte sich Franz überhaupt zu sehen und erst die tötliche Erkrankung seines Gefangenen ließ ihn nach Madrid eilen, wo ihm der sterbensmüde Mann als sein Diener und Sklave den ersten Gruß bot. Karl

Digitized by Google

suchte „seinen guten Freund und Bruder" zu trösten, aber als das Äußerste bevorzustehen schien, beruhigte er sich mit der halbfrivolen Anwendung eines Schriftwortes: „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen." Auch die Schwester des Königs, die liebenswürdige eben verwittwete Margaretha von Alençon, hatte als Unterhändlerin so wenig Glück wie bei einem Versuch den Gefangenen zu befreien; die gefeierte „Minerva Frankreichs", welcher Erasmus einen Trostbrief nach Spanien sandte, fand den Kaiser „sehr kalt" und klagte nachher bitter, sie habe mit den größten Heuchlern zu tun gehabt, ‚mit Leuten, bei denen das Ehrgefühl so klein als möglich ist". Der aufreibende Wechsel von Resignation und Verzweiflung, wie er sich in den Gedichten des gefangenen Königs ausspricht, brachte ihn schließlich so weit, die Freiheit um jeden Preis, auch auf Kosten seiner Ehre zu erkaufen. Schon in Italien hatte er ganz offen die Absicht ausgesprochen, unerträgliche Bedingungen, die man ihm durch Verlängerung seiner Haft abnötigen würde, nach seiner Befreiung abzuschütteln; in Madrid ließ er einen förmlichen Protest gegen die Gültigkeit eines erzwungenen Vertrages aufsetzen und von ein paar Vertrauten unterzeichnen. Gattinara, der eifrigste Anwalt einer entschieden antifranzösischen Politik, verbürgte sich dafür, kein Vertrag werde den freigewordenen König binden. Trotzdem wurde am 13. Januar 1526 zu Madrid ein Friede abgeschlossen, der, wie Baumgarten sagt, „den König von Frankreich zum Untergebenen des Kaisers machte". Burgund, wie es Karl der Kühne besessen, sollte abgetreten, alle französischen Ansprüche in Italien und den Niederlanden aufgegeben, Bourbon restituirt, die ganze französische Flotte dem Kaiser zu Verfügung gestellt werden. Franz I. verlobte sich mit Karls Schwester, der verwittweten Königin von Portugal und versprach als Edelmann, ins Gefängniß zurückzukehren, wenn die Bedingungen nicht sechs Wochen nach seiner Befreiung erfüllt seien. Seine beiden Söhne wurden als Geiseln ausgeliefert. Aber am Tag vor seinem feierlichen Eid auf das Evangelium hatte Franz vor französischen Zeugen jene Nichtigkeitserklärung wiederholt. Beim Abschied fragte Karl seinen „Bruder" nochmals aufs Gewissen, ob kein Hinderniß bestehe. Franz antwortete: „Ich will alles erfüllen und weiß, daß mich niemand in meinem Reich hindern wird. Erlebt Ihr etwas anderes von mir, so sollt Ihr mich für einen niederträchtigen Bösewicht halten."

Mit all seinem Zaudern und seiner eigensinnigen Härte hatte es Karl nur dahin gebracht, daß ihm der geträumte Gewinn aus der Schlacht von Pavia unter den Händen zerrann. Wer zuviel fassen will, der kann nicht fest halten, sagt ein italienisches Sprüchwort. Der Kaiser zeigte sich tief entrüstet über den Treubruch Franz' I.; nicht wie ein guter Edelmann und guter Ritter, wie ein Kaufmann, klagte er, habe der König gehandelt. Es geschah wohl nicht ohne Absicht, daß er diesen Ausdruck dem Gesandten Venedigs gegenüber gebrauchte. Aber hätte der Kaiser selbst im gleichen Fall sein Wort gehalten? Wir dürfen vielleicht daran zweifeln, wenn wir

Digitized by Google

jenes verräterische Spiel ins Auge fassen, welches eben im Jahr 1525 Karls erster Feldherr unter seiner Mitwissenschaft in Italien trieb. „Man sieht aus der Erfahrung unserer Zeit," heißt es bei Machiavelli, „daß jene Fürsten große Dinge vollbrachten, die sich wenig um Treu und Glauben gekümmert und mit ihrer Schlauheit die Menschen hinters Licht zu führen gewußt haben, und am Ende haben sie diejenigen überwunden, welche ihre Sache auf die Loyalität gestellt hatten." Die Lehre, daß der gewinnt, der am Besten den Fuchs zu spielen versteht, konnte der große Florentiner mit Fug und Recht aus der politischen Praxis seines Zeitalters ableiten; Karl V. hat jedenfalls mit dem Frieden von Madrid ein teures Lehrgeld gezahlt, während zur nämlichen Zeit seine überklugen italienischen Gegner sich in ihren eigenen Netzen fingen.

Wenn der Versuch eines italienischen Befreiungskampfes unter päpstlicher Führung damals so elend mißlungen ist, so lag der tiefere Grund eben in jenem schrankenlosen Individualismus, welcher die ganze Kultur der Renaissance kennzeichnet und auf das staatliche Leben Italiens fast durchaus zersetzend gewirkt hat. Gesetzt auch die Befreiung wäre gelungen, nimmer hätten die italienischen Machthaber des XVI. Jahrhunderts auch nur jenen niedrigen Grad von Gemeinsinn besessen, der etwa im deutschen Reich wenigstens das gänzliche Auseinanderfallen verhinderte. Dort bestand doch ein altgewohnter, wenn auch stets sich lockernder Verband zwischen den zahllosen politischen Sonderexistenzen und trotz aller Schadhaftigkeit erweckte der wunderliche Bau des heiligen Reichs zuweilen noch ein gewisses Gefühl der Pietät bei den fürstlichen und republikanischen Gewalten, die an ihm rüttelten oder flickten. Italien aber, so stark auch der Name des gemeinsamen herrlichen Vaterlandes viele Herzen erbeben machte, hatte keine gemeinsame nationale Vergangenheit, keine politische Tradition und die begabtesten seiner Söhne kannten und übten im schärfsten Gegensatz zu ihren vielgepriesenen römischen Vorfahren nur ein souveränes Recht des Einzelnen, nicht der Gesammtheit. Aber daß nun der Einzelne wirklich auch das Höchste gewagt hätte, daran hinderte die meisten italienischen Staatsmänner jene schlimme Gewöhnung an die Rolle des Fuchses, die zu einer Politik der kleinlichen Übervorteilung und der Feigheit führte. „Diese unvergleichlich scharfsinnigen Rechner," sagt Baumgarten, „sahen so hell, daß sie zwar jede Möglichkeit, aber auch jede Schwierigkeit erblickten. Vor allem kannten sie einander so genau, daß ein jeder von dem andern das Schlimmste fürchtete." So finden wir in einem Augenblick, in welchem Frankreich und England bereit waren Italien die Hand zu reichen und der Bauernkrieg in den Alpenländern Ferdinands Einmischung unmöglich machte, bei den Hauptbeteiligten statt kühnen Zugreifens ängstliches Intriguiren und statt eines Appells an die nationale Erbitterung die überkluge Spekulation auf die menschlichen Schwächen eines bedeutenden Mannes, den man zu verführen suchte, um nicht mit ihm schlagen zu müssen. Das Bewußtsein eines großen Moments war vorhanden; „es handelt sich," schrieb Giberti, der Vertraute

Digitized by Google

des Papstes, „um Rettung oder ewige Knechtschaft für ganz Italien." Nichts konnte einer Erhebung günstiger sein als der Übermut der kaiserlichen Generale und das zuchtlose Gebahren ihrer unbezahlten und zerstreut garnisonirenden Truppen, welche das Erpressungssystem ihrer Führer im Kleinen nachahmten; Najera riet dringend, der Kaiser möge lieber den Feldzug fortsetzen als das arme Volk länger unter diesem Druck seufzen lassen, der hier und da schon offene Gewalttaten gegen die fremden Söldner hervorrief. Eben die Mißhelligkeiten unter den kaiserlichen Befehlshabern selbst und besonders der Undank, womit Karl V. die Verdienste Pescaras, des eigentlichen Siegers von Pavia, lohnte, gaben die Veranlassung zu jenem merkwürdigen Bestechungsversuch, welchen im Einverständniß mit dem Papst der mailändische Kanzler Morone bei dem gekränkten Feldherrn wagte. Morone, ein gewiegter Diplomat und Menschenkenner, von seinem Fürsten als „der Mann aller Tageszeiten" gerühmt, vergaß, daß er selbst früher den großen Heerführer als ein Muster von Bosheit und Treulosigkeit bezeichnet hatte, und glaubte den Italiener in Pescara erwecken zu können, der freilich in Neapel geboren war, aber von väterlicher und mütterlicher Seite aus edelstem spanischem Blut stammte. Pescara, der sich die ersten Wunden bei Ravenna, die letzten bei Pavia geholt und wie kein anderer die Herzen der spanischen Krieger in seiner Gewalt hatte, entschloß sich dem Kaiser die Treue zu wahren; ob diese Treue nicht wenigstens für kurze Zeit durch die ihm gebotene Aussicht auf das Königreich Neapel ins Wanken geriet, darüber läßt sich keine Gewißheit erlangen. Der Held, dessen Leben bisher keinen Flecken gezeigt hatte, der von seiner Gemahlin Vittoria Colonna, der ersten Frau Italiens, vergöttert wurde, entwürdigte seine letzte Lebenszeit — er starb im Dezember 1525 — durch die meisterhaft gespielte Rolle eines Spions; er gab dem Versucher sein Ehrenwort als Soldat, Feldherr und Edelmann und bot „als Unzufriedener und als Italiener" dem Papst seinen Eintritt in das Bündniß gegen den Kaiser an, während er diesem alles verriet, obwohl, wie er ihm schrieb, nicht ohne sich im Innersten zu schämen, „denn ich kann nicht umhin zu erkennen, daß ich jemandem mein Wort breche". Er setzte seinem monatelang durchgeführten Betrug die Krone auf, als er den mißtrauisch gewordenen Morone durch wiederholte Zusicherungen nach Pavia lockte und verhaften ließ. Indem er den Gefangenen in seinem Testament auf das Dringendste der Gnade des Kaisers empfahl, hoffte er mit entlastetem Gewissen sterben zu können. Ein Jahr darauf finden wir auch richtig den brauchbaren Morone in kaiserlichen Diensten.

Der Papst, dessen Feigheit und Haltlosigkeit in dieser kritischen Zeit doppelt häßlich erscheint, schwankte noch lange zwischen beiden Parteien hin und her, allen mißtrauend und von allen mit berechtigtem Argwohn beobachtet. Während die Venezianer längst entschlossen waren sich zu wehren, „und müßten sie die Teufel aus der Hölle herbeirufen", war für Clemens jeder Aufschub Gewinn; in der kläglichsten Weise gab er selbst den Kaiser-

Digitized by Google

lichen Andeutungen über die Möglichkeit seines Abfalls, um dann wieder zu erklären, er wolle mit den übrigen italienischen Fürsten ruhig das Martyrium der Unterwerfung über sich ergehen lassen. Übrigens trug auch das Zögern Franz' I. und die vorsichtige Zurückhaltung Wolseys dazu bei, daß eine für Italien kostbare Zeit versäumt wurde und erst am 22. Mai 1526, ohne Beitritt, aber unter Protektion Englands, ein Bündniß zwischen Frankreich, dem Papst, Venedig, Florenz und Mailand zu Stande kam. Diese „heiligste" Liga von Cognac, welche den Kaiser nötigen wollte seine Stellung in Oberitalien zu räumen und dem König Franz seine Söhne zurückzugeben, faßte in der Voraussicht, daß Karl sich nicht fügen werde, auch seine Vertreibung aus Neapel ins Auge. Franz I. behielt sich nur seine Rechte auf Asti und Genua vor, aber Clemens trug kein Bedenken ihm Mailand anzubieten, als das dortige Kastell, in welchem Sforza von den Kaiserlichen belagert wurde, nach einem vergeblichen Aufstandsversuch der verzweifelten Mailänder doch endlich kapituliren mußte. Überhaupt erweckt die ganze Kriegführung der Italiener den Eindruck, als sei trotz der feurigsten Deklamationen über die Freiheit des Vaterlands und die spanische Tyrannei weder ein ernsthafter Glaube an ihre Sache noch das unentbehrliche Vertrauen in die eigene Kraft bei ihnen zu finden gewesen; sonst hätten sie mit den 10—12 000 Mann feindlicher Truppen, die ihren genialen Führer verloren und mitten in einer haßerfüllten Bevölkerung vom Kaiser keine Hülfe und kein Geld zu erwarten hatten, wohl fertig werden müssen. Aber die zaghafte Vorsicht des venezianischen Oberbefehlshabers Francesco von Urbino, der vor einer Überschreitung der Adda oder des Oglio scheute, „als wären es der Indus und der Ganges", verdarb alles, was der Eifer der päpstlichen Heerführer vielleicht noch gut gemacht hätte. Er brachte es einmal fertig, in drei Tagen eine Marschleistung von drei Stunden aufzuweisen. Man begreift die Verachtung der verwilderten, aber schlachtgewohnten Kaiserlichen vor solchen Gegnern.

Während diese Tapfern, durch die Mattherzigkeit der Italiener und den Leichtsinn des Franzosenkönigs vor dem Äußersten bewahrt, die Fahne ihres Kaisers hochhielten, führte der neuvermählte Herrscher in Spanien ein Stillleben, dessen Glanz und Behaglichkeit durch den fernen Kriegslärm kaum gestört zu werden schien. Karl durfte in der Tat für einen Günstling des Glücks gelten, denn wohl selten hat ein Monarch inmitten der ungeheuersten Kämpfe, die eine halbe Welt erschütterten, soviel dem Spiel des Zufalls überlassen und mit solch vorsichtigem Zurückhalten der eignen Person doch seine Diener derart an sich zu fesseln gewußt, daß sie, auch ohne Hülfe oder Dank bei ihm zu finden, ihre letzten Kräfte für diesen hochmütigsten aller Herren einsetzten. Wie die spanische so wurde die deutsche Revolution ganz ohne sein Zutun gebändigt; andere hatten für ihn bei Pavia geblutet und gesiegt und nicht auf seinen Befehl war der gefangene König zu ihm nach Spanien gebracht worden. Nun zog die italienische Liga das Schwert, drüben in Deutschland richtete sich die Ketzerei immer fester ein

Digitized by Google

und zugleich rückten die siegreichen Heerschaaren des Sultans gegen das verlassene Ungarn heran. Karl feierte seine Vermählung mit der zierlichen

Isabella von Portugal.
Nach dem Gemälde von Tizian (1477—1576); im kgl. Museum del Prado zu Madrid.

Isabella von Portugal (3. März 1526) und der Reichtum Spaniens und Indiens ward vor seinen Augen in einer Reihe von Festen vergeudet, statt seiner darbenden Armee in Italien zu Gute zu kommen. Und wie er Pescaras

Digitized by Google

Verdienste als etwas Selbstverständliches nicht belohnt hatte, so wagte er jetzt im Augenblick der höchsten Gefahr den tüchtigsten seiner Hauptleute, Antonio de Leyva, durch den Vorwurf der Unterschlagung bitter zu kränken. Man begreift doch kaum, daß der Kaiser nicht einmal für die dringendsten Bedürfnisse der Kriegführung Geld hatte, wenn man auch nur die spanischen Leistungen dieser Jahre in Betracht zieht. Die Cortes von Castilien bewilligten in den Jahren 1523, 1524 und 1525 außerordentliche Steuern (servicios) jedesmal von 3 bis 400 000 Dukaten, während der Ertrag der Konfiskationen auf zwei Millionen geschätzt wurde und die Mitgift Isabella's eine Million betrug; dazu kam im Sommer 1526 eine sogenannte „Kreuzzugssteuer" (cruzada), die Karl sofort für 800 000 Dukaten verpfändete, 80 000 Dukaten von den Mauren Granadas, abgesehen von reichen Geschenken des Klerus und von den transozeanischen Einkünften, welche seit der Eroberung von Mexiko auf 1- bis 200 000 Dukaten jährlich stiegen. Aber freilich erklärten schon 1527 und 1528 die castilianischen Cortes das Volk, dessen mittlere und niedere Klassen besonders schwer unter der Verkaufssteuer der Alcabala zu leiden hatten, für völlig erschöpft; obwohl man der Regierung Karls V. das Zeugniß nicht wird versagen können, daß sie durch manche vernünftige Anordnungen für die Entfaltung von Handel und Gewerbe und sogar für die Hebung der Bodenkultur zu sorgen bemüht war, obwohl die Zahl der spanischen Handelsfahrzeuge in die hunderte ging und Sevilla allein Tausende von Webstühlen für Seide beschäftigte, mußte doch eine durch Jahrzehnte fortgesetzte Kriegspolitik und die unaufhörliche Abgabe von Arbeitskräften an die Kolonien auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Spaniens sehr ungünstig einwirken; das reiche Sevilla war zur Zeit seines indischen Handelsmonopols „schlecht bevölkert und fast in den Händen der Frauen". Man hat neuerdings finden wollen, daß Karl V. keineswegs ein zielbewußter Unterdrücker der ständischen Freiheiten gewesen sei. Aber wenn er im Ganzen sich auf dem Boden des bestehenden Rechts zu halten sucht, so entspricht das völlig dem „praktischen" Absolutismus des XVI. Jahrhunderts, der sich, wie Koser vortrefflich ausgeführt hat, eben durch seine Schonung gewisser verfassungsrechtlicher Schranken von dem „grundsätzlichen" Absolutismus der folgenden Jahrhunderte unterscheidet. Welche Wandlung übrigens auch in der Staatstheorie der castilianischen Cortes durch die verunglückte Revolution bewirkt worden war, zeigt der Vergleich jener Stände von 1518, welche den König als einen Beamten des Volks charakterisirt hatten (S. 319), mit der Versammlung von 1523, deren städtische Teilnehmer, indem sie Karl V. als den Bringer eines goldenen Zeitalters und als das lebendige Gesetz begrüßten, die Lehre aufstellten, daß „Gesetze und Sitten den Königen unterworfen sind, welche sie nach ihrem Belieben machen und beseitigen können". Damals begann sich jene Umwandlung zu vollziehen, welche die städtischen Ämter mehr und mehr zu einer Domäne des unversorgten niedern Adels machten. Schon beschwerten sich die Caballeros und Hijosdalgo, daß ihres gleichen in der Residenz dasselbe

Digitized by Google

Gefängniß mit dem gemeinen Volk teilen müßten; schon wurde der Wunsch ausgesprochen, daß jeder Spanier den Degen tragen dürfe. Solchen Neigungen schmeichelte nun Karl V., indem er den Spaniern, besonders den Castilianern zu Gemüt führte, wie er diese Reiche „wegen ihrer großen Grandeza und ihres Adels" vor all seinen andern Herrschaften liebe, wie seine ganze Politik dem Ruhm und der Wohlfahrt Spaniens diene, wie es aber auch andrerseits Spaniens heilige Pflicht sei „Gott unsern Herrn und die christliche Religion" erhalten zu helfen. In diesen Jahren ist Karl, der Habsburger und geborene Niederländer, kraft einer starken inneren Wahlverwandtschaft mit seinen Spaniern derart zusammengewachsen, daß er fortan als das natürliche Haupt einer so wohlgeborenen und so rechtgläubigen Nation erschien. Und es war für den Spanier eine neue Quelle des Stolzes, daß er in seinem König zugleich, nach Karls eignen Worten, den auserwählten „Statthalter Gottes in der ganzen Christenheit" verehren durfte.

Minder erfreulich mochte es die Masse der Spanier berühren, als im Jahre 1526 zwischen den beiden Statthaltern Gottes offener Krieg entbrannte. Mit Recht hat Baumgarten hervorgehoben, daß der Vorwurf, Luther und den Türken fast ganz vernachlässigt zu haben, nicht nur den Papst, sondern ebenso den Kaiser trifft, dessen Mund seit Jahren von Ketzerhaß und Türkenkrieg überfloß. Clemens VII. sandte wenigstens etwas Geld nach Ungarn, aber beide Häupter der Christenheit waren weit entfernt angesichts einer lebensgefährlichen Bedrohung der christlichen und westeuropäischen Interessen ihre ehrgeizigen Pläne und zum Teil recht kleinlichen Streitigkeiten bei Seite zu setzen. Von päpstlicher Seite wurde ganz besonders die Rückgabe von Reggio und Rubiera betont, welche der Herzog von Ferrara dem Kirchenstaat entrissen hatte, und diesen verhaßten Gegner der Medici wagte der Kaiser in Schutz zu nehmen. Immer deutlicher wurden die gegenseitigen Drohungen; der spanische Gesandte in Rom, Herzog von Sessa, ermahnte den Papst, er möge doch an Deutschland und Ungarn denken, namentlich an die fortwährenden Bemühungen, den Kaiser, als den hiezu berufenen Fürsten, zur Minderung des Kirchenstaats und selbständigen Anbahnung einer Kirchenreformation zu veranlassen. Auf die Frage des Gesandten, ob die Kriegsgerüchte wahr seien, antwortete der Papst, wenn der Krieg beginne, werde man es durch die Trompetenstöße hören. Während Karl durch den in außerordentlicher Mission abgefertigten Hugo de Moncada einen letzten Versuch machte den Papst durch weitgehende Nachgiebigkeit umzustimmen, trieb der sonst so unentschlossene Medicäer mit vollem Bewußtsein zum Bruch, wie er pomphaft verkündigte, zur Befreiung Italiens, „des gemeinsamen Vaterlands aller Völker". Er lachte über die verspäteten Anerbietungen Moncadas; dafür nahm der leidenschaftliche Sessa, als er nach der entscheidenden Audienz wegritt, einen Narren hinter sich aufs Pferd, der den Römern Grimassen schnitt. Freilich war die kriegerische Wallung des Papstes, der ein scharfes Breve an den von schlechten Beratern zu maßloser Herrschsucht verführten

Digitized by Google

Verdienste gehen ließ, bald verflogen, zumal als in seiner unmittelbaren Nähe im Ayefahr aus dem Boden zu wachsen schien. Der kriegerische und ehrgeizige Cardinal Pompeo Colonna, der schon unter Julius II. das römische Volk zur Freiheit aufgerufen hatte, war auch mit Clemens VII. in Feindschaft geraten und wie in vergangenen Jahrhunderten rückten die Colonna, ganz im Stil ihrer ghibellinischen Vergangenheit, mit andern einheimischen Großen gegen das kaiserfeindliche Rom. Moncada hatte vom Kaiser Befehl äußersten Falls diesen Herren heimliche Unterstützung zu gewähren; auf seine Veranstaltung schlossen sie einen Scheinvertrag mit dem Papst, der wirklich in die Falle ging und seine Truppen bis auf ein paar hundert Mann entließ. So konnten sie am 20. September den betrogenen Feind fast wehrlos

Münze von Papst Clemens VII. Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Cabinet.

Geprägt während der Belagerung von 1527 aus dem Metall von Kirchengeräten; als Notmünze von unregelmäßiger Form. Umschrift der Vorderseite: CLEMENS · VII · PONTIF · MAX.; im Felde das Wappen des Papstes, das der Medici mit der dreifachen Krone und den Schlüsseln. Im Felde der Rückseite die Bildnisse des h. Paulus und h. Petrus, darüber S(anctus) PA(ulus † S(anctus PE(trus), darunter ALMA ROMA und das Münzmeisterzeichen. Die Münze ist von größter Seltenheit; weil nämlich die Kirchengeräte, aus denen sie geprägt, zum Theil vergoldet waren, wurden diese Scudi nach der Belagerung eingeschmolzen, um das Gold auszuscheiden.

überraschen und Rom, dessen Bevölkerung keinen Finger rührte, sah als Vorspiel seines kommenden Schicksals eine wilde Plünderung; die heiligen Schätze der Peterskirche blieben nicht verschont. Clemens entkam glücklich in die Engelsburg und erklärte zuerst, er wolle als Papst sterben, womit freilich seine Äußerung schlecht harmonirte, daß er Manns genug sei sich mit der Pike zu verteidigen wie jeder Soldat. Aber noch am Abend verhandelte er mit Moncada, der ihm unter scheinheiligen Entschuldigungen die gestohlene Tiara zurückgab und die Ermahnung beifügte mit dem Kaiser Frieden zu machen, „dessen siegreichen Waffen Gott selber nicht ungestraft widerstehen könne".

Obwohl mit dieser ernsthaften Lektion die erschütternde Nachricht von der Vernichtung des ungarischen Heeres bei Mohács zusammentraf, erklärte der Papst den ihm abgezwungenen Vertrag insgeheim für nichtig und zahlte vor allem den Colonnas trotz der zugesicherten Amnestie ihre Tücke durch

Digitized by Google

grauenhafte Verwüstung ihrer Besitzungen heim. „Lieber sterben, als in solcher Schmach weiter leben," rief der leidenschaftliche Oberhirt der Kirche, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Sieg und Rache ging. Es konnte dem Kaiser nicht verdacht werden, wenn er in seiner umfangreichen Verteidigungsschrift vom 17. September 1526 die Herausforderung jenes päpstlichen Briefs mit einer vernichtenden Charakteristik der römischen Politik beantwortete, wie sie ihm seit den Tagen der Kaiserwahl entgegengetreten war. Während Karl die Behauptung, Clemens habe den König von Frankreich seines Madrider Eides entbunden, lieber nicht glauben will, hält er dagegen die schweren Anklagen Pescaras aufrecht, welcher den Papst als das Haupt der antikaiserlichen Verschwörung bezeichnete und von römischen Autoritäten den Bescheid erhielt, er könne ohne Schaden für seine Ehre dem Kaiser die Treue brechen. Mit einer an Hutten erinnernden Ironie erklärt es der Kaiser für kaum denkbar, daß der Statthalter Christi auf Erden auch nur einen einzigen Tropfen Blut um eines weltlichen Besitztums willen vergießen wollte. Der Schluß aber dröhnte in den Ohren der römischen Hörer wie Donner des Gerichts; wenn der Papst, statt Frieden zu machen, nicht als Vater, sondern als Parteihaupt, nicht als Hirt, sondern als Einbrecher handelt, dann appellirt der Kaiser an das Urteil eines allgemeinen Concils. Für die baldige Berufung dieses Concils, welche er den Deutschen versprochen habe, macht er in einem späteren Schreiben die Cardinäle verantwortlich; sonst werde er kraft seiner kaiserlichen Würde „nach bestem Vermögen jedes Heilmittel anwenden".

Man hatte schon im Sommer am Kaiserhof die Frage ins Auge gefaßt, ob man nicht durch vorübergehende Nachsicht gegen die deutschen Ketzer die Beruhigung und zugleich die kräftigere Hülfe des Reichs erkaufen solle. Karl schrieb deshalb an seinen Bruder Ferdinand um Begutachtung; er war weit entfernt sich etwa ernstlich mit den Lutheranern einlassen zu wollen. Aber es bedurfte dessen gar nicht; die nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß der Kaiser mit dem Papst in Hader lag, genügte, um in den Augen der deutschen Landsknechte, welche sich unter Frundsbergs Fahnen sammelten, diesem italienischen Zug eine ganz besondere Bedeutung zu verleihen. Hier begegneten sich zum ersten Mal die Politik Karls V. und die herrschende Stimmung der deutschen Nation. Betrachten wir, wie in einem der Lieder von der Schlacht bei Pavia — es stammt von einem Frundsbergischen Landsknecht — der gut kaiserliche Dichter nicht versäumt dem Papst und dem Doktor Eck eins zu versetzen:

„Der babst thuot so die scheflen waiden,
der nennt sich der allerhailigist man
und hebt doch bei den Christen an
si helfen mörden, wie ich sag.
Ist das nit jemerliche klag?"

Die Erinnerung an den Tag von Pavia mußte in den Gemütern der wilden Kriegsleute doch ein edleres Gefühl wachrufen; noch im XVII. Jahr-

Digitized by Google

hundert sangen die Deutschen von den frommen Knechten, die damals „bis über die Schuh im Blut gehn mußten", und mit dem Hohn über die alten schweizerischen Rivalen — „ich mein, wir haben sie bar bezahlt zu Pavia im Tiergarten" — mischte sich der patriotische Gedanke der Rache für französischen Schimpf und der Zorn gegen die verräterischen Landsleute, die im Sold Franz' I. fochten:

„Stecht drein, stecht drein, ir frummen lanzknecht,
das sind die rechten Franzosen".

Ganz in solchen Gesinnungen lebte ihr weitberühmter Führer, der schlichte schwäbische Ritter, der nach den Worten eines begeisterten Zeitgenossen „Deutschland dem ganzen Erdkreis furchtbar gemacht hat"; es hieß wohl, der König von Frankreich würde den Übertritt dieses einen Mannes dem Gewinn des ganzen römischen Reiches gleich geachtet haben. Frundsberg, in dessen „ritterlich Gemüt und Herz das heilig Evangelium eingemauert und befestiget" war, ging mit dem ganzen Haß des Deutschen gegen das reichsfeindliche Pfaffentum in seinen letzten Feldzug. Man hörte ihn sagen, wenn er nach Rom komme, wolle er den Papst henken. Nachdem er außer den von Ferdinand geschickten Juwelen seine eignen Güter und den Schmuck seiner Frau verpfändet hatte, konnte er Anfang November etwa 11 000 Mann auserlesenen Fußvolks im Etschtal mustern; 4000 von ihnen dienten ohne Sold. Auf unwegsamen Pfaden kamen sie über die Alpen; dem alternden Feldherrn halfen die langen Spieße und die stützenden Hände seiner Leute über die gefährlichsten Stellen weg. Ende Dezember meldete er dem Herzog von Bourbon seine Ankunft bei Piacenza, „über hohe Berge und tiefe Wasser, mitten durch die Feinde, in Hunger und Mangel und Armut; was sollen wir tun?"

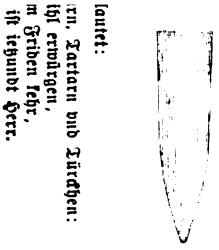
Es war einer der wunderlichsten Feldzüge, welcher nach Monaten der Tatenlosigkeit die kaiserlichen Scharen vor die Mauern der ewigen Stadt führte. Während der Herzog von Urbino teils im Interesse Venedigs teils aus persönlichem Groll gegen die Medici die Sache der Verbündeten so schläfrig und unwillig als möglich führte, wechselte der Papst zwischen Friedensverhandlungen mit Lannoy und kurzatmigen Anläufen zu einer wirklichen Kriegspolitik. Auf der andern Seite dauerte es geraume Zeit, bis Bourbon seine schlechtbezahlten Leute mit den Deutschen Frundsbergs vereinigen konnte; „alle paar Tage," sagt Baumgarten, „gab es kleine Meutereien; dann hinderte das Wetter". Entscheidend für den Vormarsch der immer mehr verwildernden Haufen wurde die Hülfe des Herzogs von Ferrara, aber auch seine Opfer an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedarf konnten es nicht hindern, daß Mitte März 1527 erst bei den Spaniern, dann bei den Deutschen die Unzufriedenheit in förmliche Empörung ausbrach. Bourbon fand eben noch Zeit sich aus seinem Quartier zu retten, welches von den wütenden Spaniern bis in den letzten Winkel nach ihm durchsucht und von den Deutschen rein ausgeplündert

Digitized by Google

Georg von Frundsberg; dargestellt in seiner in Schloß Ambras aufbewahrten Rüstung.

Digitized by Google

Frundsberg selbst, der in den Ring der chte trat, um wie ehedem seine ungebärdigen u beruhigen, vermochte nichts mehr; Geld! rien die Aufrührer und ihre Spieße senkten den ehrwürdigen Führer, dessen Kräfte einem itternden und beschämenden Eindruck nicht tand hielten. Ein Schlaganfall warf ihn nkenlager und er kehrte nach langem Siech- in die Heimat zurück, um dort die Augen zu schließen. Aber das Heer wälzte sich vorwärts, die Führer mit sich fortreißend, den kaiserlich-päpstlichen Waffenstillstand verwerfend, vorwärts durch Schneesturm gen, unter Plündern und Brennen; die die sich mit den Landsknechten „verbrüdert" ach Rom zu marschiren, trugen Proviant Tage bei sich, um nicht aufgehalten zu sein. nd Fußvolk zusammen zählten etwa 20 000 ur Hälfte Deutsche. Als sie den Preis für ehr bis auf 300 000 Dukaten steigerten, ließ VII. jenen Vertrag mit Lannoy wieder fallen, Liga zurückzukehren. Es war wie ein Ver- der unheimlichen Stimmung in Rom lieh nniger Worte, welcher nackt auf eine Statue stels Paulus kletterte und über den Papst f: „Sodomitischer Bastard, durch deine Sün- Rom zu Grunde gehen; bereue und bekehre Übrigens hoffte man in der Stadt auf Ent- h Urbino, welcher hinter den Kaiserlichen herzog, und die Römer selbst waren entschlossen sich diesmal besser zu wehren als im letzten Herbst; am 4. Mai, einen Tag vor dem Erscheinen der Feinde, rief der Papst zum heiligen Krieg gegen diese Lutheraner und Marranen auf. Den Abend darauf hielt Bourbon seinen Kriegsrat in der kleinen Kirche des hochgelegenen Klosters S. Onofrio; sein Heer war durch den Zuzug italienischer Streitkräfte etwa auf das Doppelte angewachsen. Diese ausgehungerten und nach Geld lechzenden Scharen hatten zuletzt ihre Artillerie zurückgelassen, 20 bis 24 Miglien am Tag gemacht; nun lag die ersehnte Beute vor ihnen, zugleich der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung. Hutten würde gejubelt haben, hätte er diese furchtbaren Maitage des Jahres 1527 erlebt; es



Schwert
Georgs von Frundsberg.
Wien, Artillerie-Arsenal.

Digitized by Google

gab kaum einen guten Deutschen, gleichviel ob lutherisch oder katholisch, der nicht das moderne Rom mit Luther für „des Teufels Nest" gehalten hätte. Und während in der Erinnerung manches Landsknechts die alten Prophezeiungen von einer Züchtigung der verderbten Hauptstadt der Christenheit auftauchen mochten, lebten die Spanier nicht minder der Überzeugung, daß Rom der Inbegriff der Verworfenheit, nicht das Haupt, sondern die Latrine der Welt sei. Die Geringschätzung der Angreifer gegen die weibischen Pfaffen und Pfaffenknechte ließ sie wohlgemut zum Sturm antreten, der ohne alles Geschütz in der Morgendämmerung des 6. Mai eröffnet wurde. Das Feuer der Verteidiger, durch einen dichten Nebel großenteils unwirksam gemacht, schien für einen Augenblick die entscheidende Wendung herbeizuführen, als Bourbon, den einen Fuß auf der Sturmleiter und seinen Leuten zuwinkend, tötlich getroffen ward. Aber mit verdoppelter Todesverachtung erneuerten die Landsknechte und Spanier den Angriff; bis zum Abend war die ganze Stadt, mit Ausnahme der Engelsburg, in der Gewalt dieser Horden, die ihres Führers beraubt nichts mehr über sich fühlten und kein Erbarmen kannten.

Seit den Schreckenstagen von 1084, als die Normannen eindrangen, hatte die ewige Stadt nicht solche Gräuel gesehen. Tage und Wochen hindurch raste ein Hexensabbath von Grausamkeit und Wollust, Habgier und Schwelgerei in ihren Mauern. Wir begreifen, daß nicht allein Augenzeugen, sondern auch noch Geschichtschreiber unserer Zeit ihren Abscheu vor der Wiedergabe solcher Ereignisse kaum zu überwinden vermögen. Und doch sind es eigentlich nur die großen Dimensionen und der Name Roms, welche das Elend dieser Soldatenherrschaft so besonders grauenhaft erscheinen lassen; zahllose minder berühmte Städte haben in den Jahrhunderten der geworbenen Kriegsheere die nämlichen Schrecknisse erdulden müssen, aber ihr Schicksal tritt in den Hintergrund vor der Schändung der heiligen Roma, der Apostelgräber, des Vatikans. Mitten unter den ekelhaften Folterszenen und Orgien werden wir an die großen Kämpfe der Zeit gemahnt, wenn die Landsknechte, als Cardinäle maskirt, vor der Engelsburg Luther zum Papst ausrufen. Mit Schauder berichtet ein spanischer Beobachter, welcher Schimpf mit geweihten Hostien und Reliquien getrieben wurde, und auch die raffinirte Mißhandlung von Klerikern jeden Standes läßt die tiefe Erschütterung aller kirchlichen Autorität deutlich erkennen. Der alte Gegner Luthers von Augsburg her, Cardinal Cajetan, wird in schimpflichem Aufzug von Landsknechten durch die Straßen gezerrt; einen seiner Kollegen tragen sie auf einer Bahre durch die Stadt, seine Exequien singend, und schicken sich an, ihre Last in ein offenes Grab zu versenken, um die Zusage eines ungeheuern Lösegelds von ihm zu erpressen. Eine massenhafte Vernichtung von Kunstwerken ist freilich den Siegern mit Unrecht nachgesagt worden; hierin waren sie, wie Gregorovius sagt, immer noch besser als jene Vandalen, welche das Heidelberger Schloß und den Speirer Dom zerstört haben. Aber die Verwüstung war eine so gründliche, daß jener spanische Augenzeuge an Gattinara schrieb, in fünfhundert Jahren werde sich

Digitized by Google

Rom von diesem Schlag nicht erholen und die Gräuel seien derart, „daß weder Zeit noch Gedächtniß noch Papier noch Tinte genug vorhanden ist sie zu beschreiben". Noch einen Monat hielt sich Clemens VII. in der Engelsburg aber da er sich völlig verlassen sah, blieb ihm nichts übrig als (5. Juni) zu kapituliren und sich in kaiserliche Gefangenschaft zu geben. Die einrückenden Landsknechte fanden ihn, wie Sebastian Schärtlin, einer ihrer Führer, erzählt, mit zwölf Cardinälen in einem engen Saal; „war ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr; wurden wir alle reich". Mancher gemeine Soldat war im Handumdrehen zu einem Besitz von 20-, ja 40 000 Dukaten gekommen; triumphirend befestigte ein deutscher Knecht die heilige Lanzenspitze an seinen Spieß und auch Schärtlin konnte sichs nicht versagen, neben den eroberten Schätzen den ungeheuern Strick, mit dem sich Judas erhenkt hatte, als Andenken in seine schwäbische Heimat mitzunehmen. Die Spanier aber verhöhnten die ausgeplünderten Römer als ihre Väter, für welche sie immer beten wollten, denn sie hätten mehr Gutes von ihnen erfahren als von ihren leiblichen Eltern.

Es ist höchst bezeichnend, eine italienische Stimme über die Mitschuld der Römer an ihrem furchtbaren Geschick zu hören. Der Florentiner Vettori wundert sich über den mattherzigen Widerstand, welchen eine männliche Bevölkerung von mindestens 30 000 Waffenfähigen geleistet habe, darunter „viele Eisenfresser mit Bärten bis auf die Brust, an fortwährende Raufhändel gewöhnt". Aber sie hätten bewiesen, „daß stolze, habgierige, gehässige, wollüstige und heuchlerische Menschen sich nicht lang behaupten können; Gott straft oft diejenigen, welche diese Laster haben, mit seinen eignen Feinden und mit noch ärgeren Verbrechern. Und man kann nicht läugnen, daß die Einwohner Roms, und besonders die geborenen Römer, alle die obenerwähnten Laster und noch größere an sich hatten." Dieser Eindruck eines Gottesgerichts, einer wohlverdienten Züchtigung tritt nicht etwa nur bei den Deutschen hervor, welche sich über dies Eintreffen der längst unter ihnen umlaufenden Weissagungen nicht einmal so sehr wunderten, sondern gerade auch bei Italienern und bei streng kaiserlichen oder reformfreundlichen Spaniern. So grundverschiedene Naturen wie der fromme Cardinal Cajetan und der skeptische Weltmann Guicciardini stimmen in ihrer Verurteilung des römischen Schandregiments vollkommen überein; während aber jener in dem Jammer der Plünderung die göttliche Gerechtigkeit erkennt, gesteht der geistreiche Florentiner mit der ganzen Offenheit, deren die Menschen der Renaissance fähig waren, er habe den Päpsten nicht aus Überzeugung, sondern allein seines eignen Vorteils wegen gedient; „ohne diese Rücksicht hätte ich Martin Luther geliebt wie mich selbst", freilich wie er beifügt nicht um sich von den hergebrachten Gesetzen des Christentums loszumachen, vielmehr nur „um diese Schaar von Nichtswürdigen in ihre gebührenden Grenzen gewiesen zu sehen, so daß sie entweder ohne Laster oder ohne Macht leben müßten". Ähnliche Anschauungen von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reform, die vor allem mit der weltlichen Macht des Papsttums aufzuräumen habe, begegnen uns, nur noch weit kräftiger ent-

Digitized by Google

wickelt, bei einer Reihe von hochgestellten Spaniern. Schon im Sommer 1526 hatte Karls Gesandter bei der Republik Genua, Lope de Soria, dem Kaiser, welchem allein dieses Amt zustehe, die schärfste Züchtigung des pflichtvergessenen Papstes als ein Gott wohlgefälliges Werk und warnendes Beispiel für künftige Päpste empfohlen. Der nämliche Diplomat, der kraft seiner langjährigen Kenntniß der italienischen Verhältnisse die Päpste für die einzige Ursache der Unruhen in der Christenheit erklärte, riet nach der Eroberung Roms, der Kaiser als der souveräne Herr auf Erden solle die Kirche durch Einschränkung des Papsttums auf seine geistlichen Pflichten reformiren. Und Bartolommeo Gattinara, der Neffe des Kanzlers, der mit dem gefangenen Clemens verhandelte, schrieb am 24. Mai 1527 aus Rom: „Wir erwarten die schleunigen Anordnungen Ew. Majestät über die Regierung Roms, ob nämlich in dieser Stadt irgend eine Art von apostolischem Stuhl bleiben soll oder nicht." Gottesgericht, Reformation, so tönt es aus den Briefen der in Italien weilenden Spanier; einer von ihnen, der beim Anblick des gefangenen Papstes in Tränen ausbrach, meint doch, alles Leid werde reichlich aufgewogen durch die kommende Reform der Kirche, die jetzt völlig in den Händen des Kaisers und der spanischen Prälaten sei.

Man kann nicht sagen, daß diese Stimmen am Kaiserhof keinen Widerhall gefunden hätten. Karl selbst veranlaßte die Publikation seines Briefwechsels mit dem Papst (S. 541); die Ausfälle, welches dieses Büchlein enthielt, erschienen einem venezianischen Gesandten von wahrhaft lutherischer Schärfe. Noch viel weiter gingen ein paar nicht gerade offizielle, aber doch aus Karls Umgebung stammende Schriften, als deren Verfasser ein Sekretär Gattinaras, Alfonso Valdés, der nämliche, aus dessen Feder die Apologie vom 17. Sept. 1526 kam, und sein Bruder Juan bezeichnet werden. Sie sind von erasmischem Geist durchweht, wie ja der Kaiser und der hohe spanische Klerus eben damals dem von den Mönchen verketzerten Erasmus ihren Schutz angedeihen ließen. Der erste jener Dialoge schließt mit einem Ausblick auf die kaiserliche Reformation; in alle Zukunft werde es heißen, Jesus Christus habe die Kirche gegründet, Karl V. sie restaurirt. Aber was hier nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen den Cölibat, die abergläubische Überschätzung von Bildern und Reliquien, die gewaltsame Bekehrung vorgebracht wird, das hatte freilich mit den Anschauungen des Kaisers nichts mehr gemein. Karl scheint doch wenigstens in seiner früheren Zeit die Schlagworte von der kirchlichen Reformation und vom allgemeinen Concil mehr als Mittel zu politischen Zwecken gebraucht zu haben, wie das seit den großen Kirchenversammlungen des XII. Jahrhunderts immer wieder geschehen war (S. 15). Jedenfalls trat er an die größte Entscheidung seines Lebens nicht mit jenem religiösen Ernst heran, den man von dem Schüler eines Adrian hätte erwarten sollen. Zweideutig genug war sein Verhalten vor der Katastrophe gewesen; trotz der von Lannoy abgeschlossenen Waffenruhe billigte und beförderte Karl, der mit dem Vertrag sehr unzufrieden war, das Vorrücken Bourbons. Als die Kunde von

Digitized by Google

der Einnahme Roms, sehr spät, nach Mitte Juni, zu ihm gelangte, wollte er anfänglich nicht einmal die Festlichkeiten unterbrechen, womit die Taufe seines Erstgebornen gefeiert werden sollte; man sah ihn selber noch an einem Reiterspiel teilnehmen. Aber es ward ihm kräftig zum Bewußtsein gebracht, daß er mit den Gefühlen einer Nation zu rechnen habe, welche katholischer war als der Papst. Die geistlichen und weltlichen Großen drückten ihren Abscheu über die römischen Ereignisse so freimütig aus, „daß manche denken, es sei mehr gesagt worden als nötig war", und der Franziskanergeneral Quiñones wagte dem Kaiser ins Gesicht die Äußerung, daß er, wenn er seine Pflicht gegen den Papst nicht erfülle, nicht länger den Namen eines Kaisers führen, sondern nur noch Luthers Feldhauptmann heißen könne. Alle Leute von Bedeutung beklagen das Geschehene, berichtet der venezianische Gesandte aus Valladolid, nur ein paar Niederländer und gewisse „Bankrottirer" freuen sich darüber. Daß eben jetzt Gattinara in Ungnade und etwa ein halbes Jahr dem Hofe fern war, übte ohne Zweifel einen lähmenden Einfluß auf die Politik seines Herrn, dessen angeborene Unschlüssigkeit des Treibers gar sehr bedurfte, aber durch alle Energie von Staatsmännern zweiten und dritten Rangs nicht zu erschüttern war. Karl V. hätte vielleicht anders entschieden, wenn er auf dem Schauplatz der Ereignisse selbst und nicht in dieser spanischen Abgeschiedenheit gewesen wäre, in welcher man oft erst nach Wochen oder Monaten erfuhr, was sich draußen zugetragen hatte. Mit vollem Recht schrieb ihm Leyva aus Mailand, in der Zeit, welche die kaiserlichen Befehle brauchten, um an Ort und Stelle zu gelangen, könne alles verloren sein und der Kaiser möge nicht zu sehr auf seinen Glücksstern vertrauen, denn „nicht alle Tage tut Gott Wunder".

Die systematische Verschleppung, welche Karl dieser wie andern brennenden Fragen zu Teil werden ließ, raubte ihm wieder und nicht zum letzten Mal die Früchte des Siegs. Obwohl auch er offiziell vom Gottesgericht, von der Reformation der Kirche uud vom Concil sprach, welch letzteres ihm sein Bruder Ferdinand ganz besonders ans Herz legte, obwohl er in einer seiner Instruktionen die Befreiung des Papstes nur auf sein geistliches Amt bezogen wissen wollte, so entschied er sich zuletzt doch für die volle Herstellung auch der weltlichen Gewalt. Denn jene Verschleppung hatte nur dahin geführt, daß sowohl der Zustand der kaiserlichen Armee als die allgemeine Weltlage sich sehr zu Ungunsten Karls veränderten. Die fürchterliche Besatzung Roms, eine Zeitlang durch Hunger und Pest vertrieben, kehrte bald wieder in die unselige Stadt, in ihr Rom, wie sie sagten, zurück, welches nach Schärtlin's Versicherung „noch baß geplündert" wurde. Man fürchtete, die Landsknechte würden sich vom Cardinal Colonna zur Ermordung des Papstes reizen lassen; trotzdem weigerte sich einer von den spanischen Führern, den „Leib Gottes", wie ihm befohlen war, nach Neapel zu bringen. Mehr als einmal wurden die vom Papst gestellten vornehmen Geiseln an Stricken zu den tumultuarischen Beratungen des Kriegsvolks gezerrt, den drohenden

Digitized by Google

Tod vor Augen. Endlich kam es am 31. Oktober zur Vereinbarung, erst am 26. November zur Unterzeichnung eines Vertrags, welcher dem Papst gegen Beobachtung strengster Neutralität und Bezahlung der kaiserlichen Truppen die Freiheit und den Kirchenstaat sicherte. Clemens wartete den Termin seiner Befreiung nicht ab, sondern entfloh in der vorhergehenden Nacht mit Hülfe von ein paar kaiserlichen Italienern, worunter Morone, nach Orvieto. Daß er seine Zusagen womöglich brechen, daß er zur Liga zurücktreten werde, setzten die kaiserlichen Unterhändler selbst voraus; „wir würden uns alle wundern," schreibt Perez, „wenn er das Gegenteil thun würde". Inzwischen war das in Rom feilschende und meuternde Heer bis auf das Äußerste desorganisirt, nicht mehr jene schlagfertige Macht, welche einige Monate früher noch jeder militärischen Aufgabe gewachsen war.

Es wäre unverzeihlich gewesen, hätten die Franzosen nicht den Vorteil ausgenützt, den ihnen die verhängnißvolle Langsamkeit des Kaisers darbot. Lang genug zeigte auch Franz I. den italienischen Dingen gegenüber eine nur aus seinem Leichtsinn erklärliche Gleichgültigkeit; nicht als hätte er es an energischen Worten fehlen lassen, „aber sobald dann die Rede auf die Jagd oder andere Vergnügungen kommt, ist der König wie umgewandelt". Mehr als je erfüllte ihn nach der Rückkehr aus Spanien seine Liebe zu Anne de Pisseleu (nachmals Herzogin von Etampes), an welche er aus dem Lager wie aus dem Gefängniß seine poetischen Episteln gerichtet, der er geschworen hatte, niemals vor den Feinden zu fliehen. Seine Bündnißverhandlungen mit England gerieten doch erst nach der Einnahme Roms in ein lebhafteres Tempo; die Versammlung der nicht gefangenen Cardinäle in Avignon, welche Wolsey vorschlug, um eine Art von unabhängigem Kirchenregiment zu schaffen und gegen etwaige erzwungene Zugeständnisse des Papstes zu protestiren, kam nicht zu Stande, aber als Wolsey in Person den Verzicht seines Königs auf die französische Krone überbrachte und den endgültigen Frieden zwischen beiden Reichen abschloß (Amiens 18. Aug. 1527), standen bereits die französischen Streitkräfte unter Lautrec in Norditalien; nicht nur Pavia und eine Reihe von lombardischen Städten, auch das wichtige Genua, die „Pforte Italiens", öffnete ihnen die Tore. Während Leyva, vom Kaiser wie vom Hauptheere völlig verlassen, nach Spanien schrieb, seit vier Monaten habe er auf seine dringenden Briefe keine Antwort erhalten und seine kleine Armee sei am Hungertod, schlug Lautrec den Weg nach Neapel ein; Alfons von Ferrara und Federico von Mantua fielen vom Kaiser ab, letzterer freilich unter der geheimen Versicherung, daß er im Herzen kaiserlich bleibe.

Damals genoß Wolsey zum letzten Mal in vollen Zügen das täuschende Bewußtsein, die Wage des großen Kampfs in seiner Hand zu halten. Mit königlichem Pomp und von Franz I. ganz wie ein Souverän behandelt trat er in Frankreich auf; bei seiner Einholung donnerten die Geschütze derart, daß sein Maultier, wie er schreibt, ganz melancholisch wurde. Selbst das Königsrecht, Verbrecher zu begnadigen, hatte ihm Franz eingeräumt. Gleich-

Digitized by Google

zeitig setzte übrigens auch Karl die Bemühungen um die Gunst seines größten Gegners fort, aber wie konnten die Kaiserlichen ernstlich hoffen einen Wolsey mit so und so viel tausend Dukaten jährlich oder mit der etwas verbrauchten Aussicht auf den päpstlichen Stuhl zu gewinnen? Und dennoch bewegte sich Wolseys Politik bereits auf der schiefen Bahn, die unabänderlich zu seinem Sturz führte; den Mittelpunkt aller Interessen bildete für König Heinrich VIII. nicht etwa sein Verhältniß zu Frankreich oder zum Kaiser, sondern der Wunsch die Scheidung von seiner spanischen Gemahlin und die Vermählung mit Anna Boleyn durchzusetzen. Der spanische Gesandte in London erkannte klar die hinterlistige Politik von Wolseys englischen Gegnern, welche darauf rechneten durch scheinbare Begünstigung seiner antikaiserlichen Politik und namentlich durch die Ehescheidung den längst verhaßten Minister zu Fall zu bringen. Denn Karl V. war den Engländern schon als Herr der Niederlande weit wichtiger als der König von Frankreich und der Versuch Wolseys den englischen Handel von Antwerpen weg nach Calais zu verlegen steigerte seine Unbeliebtheit nicht minder wie die anscheinend unfruchtbaren Kosten und Verkehrsstörungen des französischen Bündnisses. „Er spielt ein gefährliches Spiel," schreibt ein französischer Gesandter, „denn ich glaube, er ist der einzige Engländer, der einen Krieg mit Flandern wünscht." Rückgang der nationalen Textilindustrie, Mißernten, Verteuerung von Korn und Fleisch, die schreckliche Epidemie des sogenannten englischen Schweißes, dazu die wachsende Zahl von entlassenen Arbeitern und verdorbenen Soldaten, alles traf zusammen, um eine gefährliche Stimmung in den niederen Klassen hervorzurufen; man hörte unter den Hungernden die Drohung, sie wollten den Cardinal in einem durchlöcherten Boot der See preisgeben. Die Verletzung der wirtschaftlichen Interessen Englands, welchen die vormalige Politik Wolseys so klug Rechnung getragen hatte (S. 322 f.), reizte die Massen gegen ihn, während die Unmöglichkeit Rom für die königliche Ehescheidung zu gewinnen ihm bald genug seinen Herrn und Beschützer entfremden sollte. Es war keine Zeit zu einem entscheidenden Eingreifen Englands in den Kampf der französischen und kaiserlichen Waffen. Aber trotzdem war es wieder mehr Glück als eignes Verdienst, daß Karl V. aus der schweren Krisis des Jahrs 1528 schließlich als Sieger hervorging. Denn seit Ende April war wirklich Neapel auf der Landseite durch Lautrec, vom Meer her durch die genuesische Flotte eingeschlossen; in einem unglücklichen Gefecht mit der letzteren starb der Vizekönig Moncada, seit Kurzem Lannoy's Nachfolger, den Tod des Seemanns. Prinz Philibert von Oranien, der nach Bourbons Fall eine Art von Oberkommando mehr angestrebt als geführt hatte, fand in dieser furchtbaren Not bei seinen Truppen besseres Gehör, als vormals in dem wüsten römischen Chaos; sogar die Landsknechte waren bereit sich mit Wasser und Brod zu begnügen, denn es sollte nie gesagt werden, daß Deutsche aus Mangel an Wein eine solche Stadt übergeben hätten. Aber ihre Lage war doch eine verzweifelte und die Aussichten des Kaisers damals schlechter als in irgend einem Jahre dieses end-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kaiser Karl V. in seinem 31. Lebensjahre.
Facsimile des Kupferstiches, 1531, von Bartel Beham (1496—1540).

Digitized by Google

Digitized by Google

losen Kriegs. Schon wurde am englischen Hof die Absetzung Karls durch den schwer beleidigten Papst erörtert und Wolsey schwor dem französischen Gesandten, er wolle nach besten Kräften darauf hinarbeiten. Wurde doch bei einem von Wolsey veranstalteten Fest die Befreiung des Papstes aus den Händen der boshaften Menschen gefeiert, welche schlimmer seien als die Türken und zwar der Name des Kaisers nicht genannt, aber doch angedeutet, alles Unheil komme von der unbezähmbaren Gier eines Mannes, der die ganze Welt sich zu unterwerfen trachte. In der Tat betrieben die Venezianer bei der Pforte einen energischen Angriff auf die österreichischen Lande, wie seinerzeit Maximilian die Türken gegen Venedig gehetzt hatte. Man begreift, daß Ferdinand, jetzt König von Ungarn, seine frühere Begehrlichkeit nach dem Herzogtum Mailand zurücktreten ließ und statt auf den Wunsch seines Bruders nach Italien zu gehen vielmehr im vollen Bewußtsein der von Osten drohenden Gefahr den Frieden mit Frankreich befürwortete. Herzog Heinrich von Braunschweig kam allerdings im Frühjahr 1528 mit einer deutschen Armee bis Norditalien, aber diese „Blüte Germaniens", darunter eine Menge von Adeligen, schien gleich ihren Vorgängern nur auf Geld bedacht zu sein und wurde, nachdem sie nahe daran gewesen ihren herzoglichen Führer umzubringen, von einem entrüsteten Spanier für „die abscheulichste Bande von Ketzern" erklärt, die Italien je betreten habe. So waren es nicht die militärischen Leistungen der Seinigen, welchen Karl eine plötzliche Wendung der Dinge zu danken hatte, sondern einmal die im französischen Lager von Neapel wütende Pest, der mit einem großen Teil des Heeres auch der Oberbefehlshaber Lautrec zum Opfer fiel, und vielleicht noch mehr ein schwerer politischer Fehler der Franzosen. König Franz unterließ es den genuesischen Seehelden Andrea Doria, dessen Flotte recht eigentlich den Ausschlag zu Ungunsten des Kaisers gegeben hatte, zufriedenzustellen. Eine halb persönliche halb patriotische Verstimmung trieb diesen Condottiere des Meers zum Abfall von einem Monarchen, der seine Dienste nicht genügend lohnte und seiner Vaterstadt die Rückgabe Savonas weigerte. Schon zu Anfang Juli hob sein Neffe die Blokade von Neapel auf; am 12. Sept. erschien Andrea unter der Fahne des Kaisers in Genua. Bald darauf kehrte Clemens VII., der klug genug gewesen war mit einem neuen Anschluß an die Liga zu warten, unter Bedeckung kaiserlicher Truppen nach Rom zurück. Vergebens hatte der Gesandte Venedigs, der edle Contarini, ihn beschworen der Freiheit Italiens und seines hohen Amtes eingedenk zu sein; „Eure Heiligkeit denke nicht, daß die Wohlfahrt der Kirche Christi an diesem kleinen weltlichen Staat hängt; vor seiner Erwerbung gab es eine Kirche und zwar die allerbeste; die Kirche ist die Gesammtheit aller Christen, jener Staat nicht mehr als der jedes andern italienischen Fürsten." Aber Clemens erwiderte, wer in dieser Welt den rechten Weg einhalten wolle, der werde als Bestie behandelt. Er vergaß nicht, daß die Venezianer ihm Ravenna und Cervia nicht zurückgeben wollten und daß Franz I. seine Schwägerin Renée dem Sohn des Herzogs von Ferrara vermählt hatte. Bei

Digitized by Google

solcher Behandlung hätte er sich, wie einer seiner Vertrauten schreibt, dem Teufel selbst, geschweige denn dem Kaiser ergeben müssen, um sich nicht länger foppen und quälen zu lassen. Die tiefe Kluft zwischen der verweltlichten Curie und den wahrhaft frommen Söhnen der Kirche wird uns recht deutlich, wenn wir dieses frivole Wort des Bischofs von Bayeux neben jene Äußerungen Contarini's halten. „Als Papst zu Grunde gerichtet, als Medici gerettet," so faßt Brosch sein Urteil zusammen über das gedemütigte, aber nicht gebesserte Oberhaupt der Kirche, dessen Gedanken von nun an immer mehr seiner Familie und ihrer Zukunft gehörten.

Nicht eben am päpstlichen Hof, aber fast überall seufzte man nach Frieden. Wie in England kam es in Frankreich zu Teuerung und Unruhe; auch die Niederlande waren erschöpft und der Widerstand zumal der Prälaten und Städte gegen die unaufhörlichen Anforderungen an ihre Steuerkraft hatte bereits zu nicht unbedenklichen Konflikten mit der Regierung geführt. Die Statthalterin Margaretha griff zu den äußersten Mitteln, wie sie z. B. die Temporalien der brabantischen Prälaten mit Beschlag belegte und ohne Weiteres die Verfassung der Stadt Brüssel änderte; man traute ihr die Absicht zu, die rebellischen Geistlichen ertränken zu lassen. Aber sie war froh genug, als England die Hand zu einem Waffenstillstand bot, den sie, zugleich mit Frankreich, im Juni 1528 ohne kaiserliche Zustimmung abschloß. Damals spielte zwischen Karl und Franz jener wunderliche Ehrenhandel, dessen „mehr komischer als tragischer Ausgang" freilich trotz der ernsten Miene des Kaisers vorauszusehen war. Karl hatte im Sommer 1527 einem französischen Gesandten erklärt, sein Herr habe an ihm unritterlich, nichtswürdig und feig gehandelt und er würde ihren Streit am Liebsten Mann gegen Mann ausmachen. Da er darauf bestand, daß Franz von der ihm eine Zeitlang verschwiegenen Beleidigung Kenntniß erhalte, blieb dem König nichts übrig, als seinerseits in einem Kartell zu erwidern, der Kaiser lüge in seinen Hals und er bitte ihn, den Platz des Duells zu bestimmen. Natürlich wollten die näheren Vereinbarungen nicht zu Stande kommen, aber Karl schämte sich nicht, die Kinder des Gegners, die als Geiseln in Spanien weilten, seinen Zorn durch eine härtere Behandlung fühlen zu lassen. Trotz dieser persönlichen Todfeindschaft gelang es schließlich den fürstlichen Frauen ihren „natürlichen Beruf", wie die Mutter Franz' I. sagte, zu erfüllen und den ersehnten Frieden ins Werk zu setzen. Schon vorher hatte der König sich insgeheim an seine Braut, Eleonore von Portugal, gewendet und sie, die bereits den Titel einer Königin von Frankreich führte, war gern erbötig, die Vermittelung bei ihrem Bruder zu übernehmen. Das Hauptverdienst aber an dem Friedensschluß, der mit vollem Recht die Bezeichnung des Damenfriedens trägt, gebührt der Tante des Kaisers. Margaretha, schon von ihrem Vater Maximilian zur vertrauten Teilnehmerin an allen politischen Fragen herangebildet, ließ zuerst am französischen Hof sondiren und fand bei der Mutter Franz' I. das gewünschte Entgegenkommen. Aber noch ehe diese beiden Vermittlerinnen nach Überwindung großer Schwierig-

Digitized by Google

keiten in Cambrai zusammentrafen, hatte wider Erwarten der immer noch von Freund und Feind umworbene Papst wirklich seinen Frieden mit dem Kaiser geschlossen, bis zuletzt seinem alten Ruf der Unfaßbarkeit Ehre machend, dabei „geldgierig und äußerst gemein", wie ein Vertreter Karls urteilt. Man staunt, wie Clemens bei all seiner Leidenschaftlichkeit sich von solchen hochfahrenden Spaniern behandeln ließ. Aber sie hatten viel zu bieten und beruhigten ihn namentlich auch über das Concil, welches dem Kaiser selbst als eine Quelle von „Neuerungen und Gefahren" keineswegs ganz sympathisch sei. Clemens seinerseits würde immer noch lieber den Lutheranern einige „minder skandalöse" Zugeständnisse gemacht haben. So wurde am 29. Juni 1529 zu Barcelona der Friede unterzeichnet, welcher dem Papst die Restitution der von Venedig und Ferrara entfremdeten Stücke des Kirchenstaats und vor allem die Herstellung der Medici in Florenz zusicherte; über Mailand sollten, wenn Sforzas Schuld erwiesen würde, Kaiser und Papst gemeinsam entscheiden. Unmittelbar vorher (21. Juni) hatte Leyvas Sieg bei Landriano das letzte von Frankreich herübergesandte Heer vernichtet. Diese Erfolge wurden womöglich noch überboten durch den diplomatischen Sieg, welchen Margaretha in Cambrai errang. Noch im Juni hatte Franz den italienischen Gesandten feierlich erklärt, selbst sein eignes Leben und die Freiheit seiner Kinder würde er dem Wohl seiner Verbündeten zum Opfer bringen. Statt dessen opferte im Frieden von Cambrai (5. August) Frankreich seine italienischen Bundesgenossen, um sich mit einem Verzicht des Kaisers auf die Herausgabe von Burgund abfinden zu lassen, wobei sich Karl übrigens seine Ansprüche und ihre gerichtliche Verfolgung ausdrücklich vorbehielt. Das Lösegeld für die französischen Prinzen, im Betrag von 2 Mill. Goldtalern, sollte dem kaiserlichen Herrn Europas die schmerzlich entbehrte finanzielle Grundlage seiner Macht schaffen; kurz vorher hatte er noch daran verzweifelt, ein paar 100 000 Dukaten für seine Reise nach Italien aufzubringen. Als er endlich seine spanische Abgeschiedenheit verließ, um über die Zukunft Italiens und Deutschlands zu verfügen, kam er nicht, wie vor neun Jahren, um in den großen Kampf seines Lebens zu gehen, sondern im Vollgefühl des Erfolgs. Und er selbst war ein anderer geworden, zum Mann gereift, sein eigner erster Minister; „will nit mehr regiert werden," meint ein deutscher Beobachter. Seine Vertrauten erkannten wohl die brennende Begierde des verschlossenen Herrn, „der ganzen Welt zu zeigen, was seine Diener längst wußten, welch großes Herz er hat". Das Glück hatte ihm gedient, während er in Spanien stillsaß; es begleitete jetzt den Sieger, als er sich anschickte, allen warnenden Stimmen zum Trotz seiner eigenen Überzeugung zu folgen und selbst mit dem Papst und mit Luther fertig zu werden. Wider Erwarten schnell war die furchtbare Gefahr der türkischen Invasion vorübergegangen; bald nachdem Suleiman die Belagerung von Wien aufgehoben hatte, fiel der englische Staatsmann, dessen Wachsamkeit es bisher immer noch gelungen war, den habsburgischen Imperialismus in Schach zu halten.

Digitized by Google

Die Persönlichkeit Karls V. gewinnt an Größe, wenn wir sie mit so pflichtvergessenen Monarchen wie Franz I. oder Heinrich VIII. vergleichen. Aber auch der spielende Leichtsinn des Franzosenkönigs und seine arge Mätressenwirtschaft erscheinen doch beinahe harmlos neben der ganz ungezähmten Despotennatur des Tudor, der sein ganzes Leben lang kaum jemals andere als rein persönliche Zwecke verfolgt hat. Maßlose Eitelkeit, durch eine mehr blendende als tiefgehende Bildung noch gesteigert, bildete den Grundzug seines Wesens; bei dem jugendlichen König trat sie in kindischer Weise hervor, wenn er seine körperlichen Vorzüge überall zur Geltung brachte und z. B. einen venezianischen Gesandten nötigte, die Schönheit seines Beins zu bewundern. Später gefiel er sich darin, seine Stellung in Europa mit einer Selbstgefälligkeit herauszustreichen, die fast an Größenwahn erinnert. Nirgends aber zeichnet sich die geistige und sittliche Verkümmerung dieses rohen Egoisten schärfer als in dem Anlaß und Verlauf seiner Lostrennung vom Papsttum, die zugleich den Sturz seines treuesten Beraters herbeiführte. Man wird an das berufene Wort von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen erinnert, wenn man aus einer verliebten Laune Heinrichs VIII. die größten politischen und kirchlichen Veränderungen herauswachsen sieht. Denn nicht dynastische oder Gewissensbedenken brachten ihn dahin, die Scheidung von seiner spanischen Gemahlin zum vornehmsten Ziel der englischen Politik zu machen, sondern die Gewalt einer sinnlichen Leidenschaft, deren Gegenstand, die kokette Anna Boleyn mit ihren schönen dunkeln Augen und ihrem wallenden schwarzen Haar, Selbstbeherrschung genug besaß, um dem stürmischen Werber hartnäckigen Widerstand zu leisten. Sie wollte nicht seine Mätresse werden wie ihre ältere jetzt abgedankte Schwester. Vergebens beschwor Wolsey seinen Herrn inständig, von dem Plan einer Scheidung abzulassen; er selbst, wollte er nicht sogleich sein Spiel verloren geben, mußte die Sache in Rom betreiben helfen. Seit Juni 1527 lebte Heinrich in tatsächlicher Trennung von seiner Gemahlin; ein paar Monate später ließ bereits Anna Boleyn dem aus Frankreich zurückkehrenden Cardinal sagen, er habe dahin zu kommen, wo der König sei. Trotzdem suchte Wolsey in ein Bündniß mit dem gefährlichen Weib zu treten, während Heinrich den feigen Versuch machte, hinter dem Rücken seines Ministers in Rom einen Dispens für Lösung der Ehe oder für Bigamie zu erlangen. Die letztere schmähliche Forderung wußte Wolsey doch noch zu beseitigen, aber auch die Scheidung war bei Clemens VII. nicht durchzusetzen, der in seiner damaligen Lage die schwere politische Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes nicht auf sich nehmen wollte, obwohl der Cardinal ihn schon Ende 1527 auf den unerschütterlichen Willen des Königs und die ohnedies in der Luft liegende Mißachtung der päpstlichen Gewalt aufmerksam machte. Die eigentliche Entscheidung fiel auf den italienischen Schlachtfeldern; mit dem Scheitern der Franzosen vor Neapel war für England jede Aussicht auf die Nachgiebigkeit des Papstes verschwunden, der, nach seinen eignen Worten „zwischen Hammer und Ambos", die Sache durch seinen Legaten Campeggi in die Länge ziehen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich VIII. von England.

Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. j. (1497(?)—1543). Windsor.

Digitized by Google

Digitized by Google

ließ und schließlich den ganzen Prozeß nach Rom verlegte (Juli 1529). Damit war aber auch die Stellung Wolseys, der, wie er selbst sagte, einer „schrecklichen Alchemie" bedurfte, um sich vor seinen Gegnern zu behaupten, ganz unhaltbar geworden. Hinter Anna Boleyn standen die alten Feinde von der englischen Aristokratie und mit dem gründlichen Mißerfolg der antikaiserlichen Politik verlor der Minister, welchen nur die Gunst seines Königs einer ungeheuern Unpopularität zum Trotz gehalten hatte, den letzten wirksamen Anspruch auf diesen Schutz. Im Oktober 1529 wurde der Prozeß gegen ihn eingeleitet und ihm die Siegel abgenommen; als „Euer Gnaden sehr niedergedrückter armer Kaplan, Kreatur und Betbruder" wandte sich der einst allmächtige Mann an seinen Herrn, „um Verzeihung und Erbarmen rufend und schreiend". Trotzdem gab er, als wirklich die Begnadigung erfolgte, die Hoffnung nicht auf, mit Hülfe Frankreichs oder auch des Kaisers seine alte Stellung zurückzuerobern. Aber seine Beziehungen zu den fremden Gesandten blieben nicht geheim; er wurde am 4. November 1530 in Haft genommen und starb, als er eben in den Tower gebracht werden sollte, unterwegs in der Abtei Leicester. „Hätte ich," sagte er zu dem Lieutenant des Tower, „Gott so eifrig gedient wie dem König, er würde mich in meinem Alter nicht verlassen haben." Bis zum letzten Atemzug beschäftigte ihn das Schicksal seines Fürsten; er gab noch Auftrag, ihn vor dem staatsgefährlichen Geist der lutherischen Ketzerei zu warnen. Der Tod bewahrte den großen Staatsmann vor dem Stahl des Henkers, der wenige Jahre nachher den Nacken seiner schönen und verschlagenen Todfeindin treffen sollte. Die Welt kannte damals den wahren Charakter Heinrichs VIII. noch nicht, wie ihn Wolsey längst durchschaut hatte, wenn er mehr als einmal Stunden lang vor seinem Herrn auf den Knieen lag, ohne diesen fürchterlichen Eigenwillen erschüttern zu können. Nun ging der vom Cardinal vorhergesagte Abfall Englands vom römischen Stuhl seinen Gang, während die auswärtige Politik des Königreichs zum Vorteil Karls V. hinter den Wirren einer kirchlichen Umwälzung zurücktrat. Franz I. und der Kaiser begannen von Heinrich als von einem unberechenbaren Narren zu sprechen. Aber, so urteilt Brewer mit Recht, der großartige Zug, welchen eine Persönlichkeit wie Wolsey in das englische Staatswesen gebracht hatte, blieb lebendig und hob selbst einen Heinrich VIII. zuweilen über die eigene Erbärmlichkeit hinaus.

Als Karl V. (12. Aug. 1529) in Genua landete, war der Krieg in Italien noch nicht ausgefochten und die Türkennot drängte zum Frieden. Den letzten Widerstand leisteten Venedig, Mailand, Ferrara und Florenz, während Clemens VII. wenigstens für die beiden ersteren als Vermittler eintrat, ohne seine eigenen Forderungen an Venedig nachzulassen. Man fand wohl in der Lagunenstadt, der Papst verdiente weit eher ein Erzketzer als das Haupt der Christenheit zu heißen. Aber er hielt doch im eigenen Interesse immerhin das Fortbestehen der mächtigen Republik und eines italienischen Herzogtums in Mailand für wünschenswert. Das monatelange Zusammensein

Digitized by Google

von Kaiser und Papst in Bologna — sie wohnten nur durch eine Türe getrennt — führte zu einer Ordnung der italienischen Verhältnisse, welche vielleicht noch mehr dem päpstlich-medicäischen als dem kaiserlichen Interesse entsprach. Karl hatte bei den vertraulichen Unterredungen mit dem geriebenen Florentiner immer seine Notizen zur Hand, um nichts zu übersehen. Die weit verbreitete Ansicht, er sei stumpf oder schläfrig, mußte sich jetzt eines Bessern belehren lassen; „man kann sagen," urteilt ein Venezianer, „daß er auf ein Mal und ganz unerwartet aufgewacht und lebendig, verwegen und tapfer geworden ist." In Wahrheit übte er die gleiche Praxis des wohlüberlegten Redens und zähen Festhaltens, wie sie schärferen Beobachtern längst aufgefallen war. Es fiel ihm natürlich nicht ein sich von den schönen Worten Franz' I., der ihm „Meere und Berge" verhieß, täuschen zu lassen; er entnahm daraus nur die Warnung, „daß dieser Herr König den Geschmack an Italien noch nicht verloren hat". Wie verstand er es Barschheit und liebenswürdiges Entgegenkommen am rechten Ort anzuwenden; um ihn gnädig zu stimmen, war es das beste Mittel ohne Vorbehalt „sich in die Arme seiner grenzenlosen Milde zu werfen," wie der schwer bedrohte Herzog Francesco Sforza und Alfonso von Ferrara mit gutem Erfolg versuchten. Kraft eigner politischer Arbeit hat Karl damals den Frieden mit seinen italienischen Gegnern und den Abschluß eines Defensivbündnisses (23. Dez. 1529) zu Stande gebracht, welches außer dem Kaiser, Papst und König von Ungarn Venedig, Mailand, Savoien, Montferrat, Mantua, Genua, Siena und Lucca umfaßte. Auf den zu Neujahr 1530 verkündigten Frieden folgte die seltsamste Kaiserkrönung, welche die Welt gesehen hat; nicht anders schien es, als sei das heilige römische Reich wie einst von den Griechen auf die Deutschen jetzt von den Deutschen auf die Romanen übertragen worden, denn statt der deutschen Kurfürsten und Fürsten umgaben spanische Granden und italienische Dynasten den Herrscher, der sich am Tage seiner Geburt und der Schlacht von Pavia, am 24. Februar im Dom zu Bologna die Krone Karls des Großen aufs Haupt setzen ließ. Um rascher unter den deutschen Ketzern erscheinen zu können, war Karl V. von dem altgeheiligten Brauch die Krone in Rom zu nehmen abgegangen. Er schwur als Schirmherr und Verteidiger dem Papst und der römischen Kirche ihre Besitzungen, Ehren und Rechte nach bestem Wissen und Können zu wahren. Aber Clemens VII. seufzte während der Ceremonie so tief, daß man seinen schweren Prachtmantel sich heben und senken sah; ganz zutreffend hat Brosch diese letzte Krönung eines römischen Kaisers mit der Krönung Napoleons durch einen gedemütigten Papst verglichen. Zunächst freilich standen vor der Welt die alten hierarchisch-theokratischen Gewalten, Kaiser und Papst, in Eintracht zusammen, als der neue Protektor der Kirche nach Norden zog, um die trotzigen Deutschen wieder ins Joch zu spannen. In Wirklichkeit hegte der Papst nicht geringere Angst vor dem von Karl verlangten Concil als die Lutheraner vor der drohenden Aussicht auf kaiserliche Gewaltmaßregeln.

Digitized by Google

Als ein abschreckendes Beispiel gebrochenen Widerstands ließ der Sieger das aus tausend Wunden blutende Italien zurück. Was nützte es, daß die Florentiner, welche 1527 zum letzten Mal die Medici verjagt und Christus zu ihrem König ausgerufen hatten, die religiös-politischen Traditionen

CLEMENS VII PONT MAX IMP CAES CAROLVS V P F AVG

Umzug Kaiser Karls V. und Papst Clemens' VII., in Bologna nach der Krönung im Februar 1530. Facsimile des Kupferstiches von Nikolas Hogenberg.

Savonarolas erneuerten und mit antikem Opfermut „den Ruin des Landes, den Verlust ihres Guts und das Leben selbst" für die Behauptung ihrer Freiheit einzusetzen beschlossen? Ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen erlagen sie nach langer Einschließung den Truppen, welche der Kaiser dem rachsüchtigen Papst zur Verfügung gestellt hatte. Am 12. Aug. 1530 kapitulierte die unglückliche Stadt, um ihre stolze republikanische Vergangenheit mit der Herrschaft eines vom Kaiser begünstigten medicäischen Bastards zu

Digitized by Google

vertauschen. Ihr Feldherr Malatesta Baglioni hatte den Verräter gemacht, aber noch bezeichnender für die gesunkene Sittlichkeit des damaligen Italien ist die plötzliche Entmutigung, welche einen seiner größten und edelsten Söhne, Michelangelo Buonarotti, mitten unter den ihm übertragenen Verteidigungsarbeiten befiel und zur Flucht aus der untergehenden Vaterstadt trieb. Der Fall von Florenz vollendete jenes Zerstörungswerk, das vor drei Jahren mit der Plünderung Roms begonnen hatte; die Blüte der italienischen Renaissance war geknickt und Michelangelos berühmte „Nacht", die in ihrem steinernen Schlaf vom Jammer und der Schande der Zeit nichts fühlt, konnte als das rechte Symbol einer traurigen Zukunft nicht nur für Florenz, sondern für ganz Italien gelten. In Neapel ward die spanische Herrschaft mit blutigen Exekutionen neu befestigt. Der Herzog von Mailand war ein kranker Mann und der Heimfall seines Staats an den Kaiser nur eine Frage der Zeit, Alessandro de' Medici, der neue Gebieter von Florenz, zum Gemahl einer unehelichen Tochter Karls ausersehen. Schon stritten sich in Bologna die Gesandten italienischer Fürsten und Republiken um den Vortritt bei einer Krönungsfeier, die für sie alle die Fremdherrschaft besiegelte, jene „stinkende Herrschaft der Barbaren", wie einst Macchiavelli schrieb. Die höhere Kultur, durch politische Zerrissenheit und sittliche Verwilderung geschwächt, erlag dem roheren, aber an größere staatliche Verhältnisse und feste Disziplin gewohnten Wesen der Spanier. „Die Gegenwart," sagt Brosch, „gehörte dem Überwinder, die Zukunft, wenn auch eine ferne Zukunft, den Überwundenen."

Eine Inschrift, welche im päpstlichen Palast zu Bologna das Zusammensein der beiden Häupter verewigte, läßt den Kaiser „zur Unterdrückung der gottlosen Absichten der Rebellen" und zur Beendigung des Türkenkriegs nach Deutschland abreisen. Im Hintergrund der kaiserlichen Gedanken stand allerdings neben dem allgemeinen Concil die Leitung eines großen christlichen Unternehmens gegen die Osmanen, der alte Traum seines Großvaters Maximilian. Aber vorher harrten doch näher liegende Fragen der Erledigung. Der Kaiser mußte zwei großen und Jahre lang von ihm vernachlässigten Tatsachen seine volle Aufmerksamkeit zuwenden. Einmal hatte die lutherische Ketzerei durch ihre folgenreiche Verbindung mit den fürstlichen Gewalten des Reichs eine festere politische Gestalt und damit auch eine gefährliche Bedeutung für die Combinationen einer unermüdlich rechnenden Staatskunst gewonnen. Dann aber war dem kaiserlichen Bruder eine Ländermasse zugefallen, deren Gesammtheit sich doch nur in Verbindung mit dem Reich und seinen militärischen Kräften behaupten ließ. Das Programm des Kaisers ging auf gütliche oder gewaltsame Auseinandersetzung mit den Lutheranern und auf Erwerbung der römischen Krone für den Herrn jener neuen internationalen Staatenverbindung, aus welcher das Österreich der Zukunft erwachsen sollte. Aber er kannte die Kräfte noch nicht, die sich während seiner langen Abwesenheit in Deutschland hatten entwickeln können. Aus den Lutheranern waren Protestanten geworden.

Digitized by Google

II. Entstehung des deutschen Protestantismus und des österreichischen Staats.

Die Reformation Luthers war längst in ein Stadium getreten, in welchem ihre Auseinandersetzung mit den politischen Kräften der Nation sich als unabweisbare Forderung geltend machte. Wohl hatte die schwerfällige Maschinerie der Reichsvertretung bisher keine Entscheidung zu Tage gefördert, aber um so dringender mahnten die Wirren der ritterlichen und zumal der agrarischen Revolution, für das Evangelium, das nun doch einmal in der Welt und auf die Welt wirken sollte, irgend ein schützendes Dach zu suchen. Gerade darin zeigt sich vielleicht am schlagendsten die überragende Bedeutung des Staats daß ohne ihn auch die von Natur freiesten Tätigkeiten des Menschengeistes keinen gesicherten Bestand haben können. Es giebt wenige Männer der Tat, die ihrem innersten Wesen nach den staatlichen Dingen so fern standen und die volle Unabhängigkeit des Einzelnen in Sachen der Religion mit solcher Wärme behaupteten wie Luther. Vielleicht ist er eben darum so rasch an der Verwirklichung seiner Ideale irre geworden, weil er bei all seinem feinen Verständniß für eine neue Gestaltung und Färbung des sozialen Lebens dem Staat und seiner Arbeit zwar die aufrichtigste Verehrung, aber keine genügende Einsicht entgegenbrachte. So geriet er in jene unablässig vordringende Bewegung, welche schon seit dem XV. Jahrhundert dem territorialen Staat mit den andern Attributen der Souveränetät auch die Kirchenhoheit in die Hand zu spielen suchte (S. 88 f.). „Luther," urteilt einmal Döllinger, „vermochte eine Religion, aber nicht eine Kirche zu gründen." Trotzdem erscheint er in den späteren Jahrzehnten seines Lebens als der notgedrungene Kirchenstifter und kirchliche Gebieter des größten Teils von Deutschland. Er war nicht mehr der nationale Held der ersten Jahre und wir begreifen, daß ihm über dem mühsamen Ringen mit einer Arbeit, für welche seine geniale Art nicht geschaffen war, die Stunden der Entmutigung und der Verbitterung häufiger wiederkehrten. Um so höher müssen wir es ihm anrechnen, daß er das „Freundliche und Holdselige" seiner Natur doch nicht verloren hat und im Haus, in der Familie ein Führer seiner Nation geworden ist. So dürftig der von ihm errichtete kirchliche Notbau neben der festgegründeten und wehrhaften Schöpfung eines Calvin sich ausnimmt, so reich und unschätzbar erscheint das Vorbild, welches dieser von Herzen gute und große Mensch eben als Mensch seinen lieben Deutschen hinterlassen hat.

Digitized by Google

Nicht als hätte er in seinem Familienleben etwa das Edelste vorweggenommen, was viele Generationen nach ihm zu entwickeln sich mühten. Luthers Ehe verläugnet keineswegs jene gesunde Derbheit, wie sie den besten Deutschen seiner Zeit eignet, und seine brave Hausfrau, Käthe von Bora, die ihm nach seinem ausdrücklichen Zeugniß „wie eine Magd gedienet", hat mit den edeln italienischen Frauenblüten, einer Isabella Gonzaga oder Vittoria Colonna, kaum irgend etwas gemein. Aber schon die Tatsache, daß der gebannte Mönch mit der entlaufenen Nonne am 13. Juni 1525 die Ehe einging, war bedeutsam genug; die Welt konnte von dem erklärten Gegner des mönchischen Ideals diesen Schritt erwarten und hätte wohl eine dauernde Unterlassung desselben ebenso triumphirend hervorgehoben, wie sie über den „antichristlichen" Bund mit allen Tonarten sittlicher Entrüstung und unreinlicher Schadenfreude loszog. Konnte doch sogar der empfindliche Melanchthon, der nicht gefragt worden war, sichs nicht versagen, in einem vertraulichen Brief seinen großen Freund als weibersüchtig und eingebildet, die Heirat als eine Torheit hinzustellen. Luther hatte vollkommen Recht, wenn er meinte, er habe sich jetzt so gering und verächtlich gemacht, daß „die Engel lachen und alle Teufel weinen". Aber alle die noch heute nicht verstummten schmutzigen Nachreden werden reichlich aufgewogen durch das wirkliche Bild des Hausvaters Luther, wie er ein Kind unter seinen Kindern scherzt, wie er die echt deutsche Kunst lehrt in bescheidenen Verhältnissen das Leben zu adeln und zu genießen, wie er, ohne die materiellen Freuden des Daseins zu verachten, doch kein Geld beisammen sehen und keinem Bittenden etwas abschlagen kann. Im Verkehr mit seinem „Herrn Käthe", mit den Freunden und Tischgenossen offenbarte sich der ganze Schatz von Humor und Witz, den Luther spielend verausgaben durfte, ohne ihn je zu erschöpfen; freilich gereichte die übereifrige Praxis mancher Verehrer, jedes Wort des Meisters festzuhalten und zu überliefern, dem Reformator mehr zum Nachteil als zur Ehre, bis in unsern Tagen die Unzuverlässigkeit und zumal die vielen schmutzigen Interpolationen der bisher umlaufenden überarbeiteten „Tischreden" durch genauere Bekanntschaft mit ganz ursprünglichen Aufzeichnungen aufgedeckt worden sind. Auch hier bleiben noch manche Roheiten, wie sie das Zeitalter ungern entbehren mochte, aber man halte neben solche niemals frivole Äußerungen einer Kraftnatur den berühmten Brief des Reformators an sein „Söhnlein Hänschen", den man nicht lesen kann, ohne den Schreiber liebzugewinnen. „Sein Ernst," berichtet Johannes Keßler, „ist dermaßen mit Freuden und Freundlichkeit vermischet, daß einen gelüstet bei ihm zu wohnen, als ob Gott sein wonnesam und freudenreich Evangelion nicht allein durch seine Lehre, auch in seinen Geberden wollte beweisen". Der nämliche Mann, der im literarischen Kampf mit wahrer Berserkerwut um sich schlug, konnte sich kein größeres Leid denken, als daß ihm sein Hänschen „feind würde"; eher zu mild als zu streng in der Familie, war er in diesen Stunden der Ausspannung geneigt sich an allem zu ergötzen, was der Augenblick bot, an den Kindern, als den feinsten „Spiel-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Luther.

Miniature von Lucas Cranach. Berlin, kgl. Kupferstich-Cabinet.

Digitized by Google

Digitized by Google

vögelein", an einem Blick durchs Fenster, einem Gang oder einer Fahrt ins Freie, an Hunden und Vögeln, die er auch im zukünftigen Leben nicht missen wollte, an Scheibenschießen und Kegelspiel, an seiner Musika und nicht zuletzt an einem tüchtigen Trunk, den ihm Gott wohl zu Gute halten werde. In der Unbefangenheit, womit er sich der „Kreaturen" erfreut, ist weder von der mönchischen Weltfurcht etwas übrig geblieben noch erinnert sie irgendwie an jene halb dichterische halb mystische Schwärmerei, womit Francesco von Assisi den Bruder Sonne, die Schwester Luft, seine Brüder die Vögel liebend begrüßt. Ich möchte auf das liebenswürdig anheimelnde Kleinleben des großen Mannes ein Wort anwenden, welches Friedrich Vischer in seiner Charakteristik der deutschen Reformation einmal gebraucht hat, das Wort von der „gesunden Philisterhaftigkeit der deutschen Natur".

Dieser nationale Zug hat freilich ganz anders auf dem kirchenpolitischen Gebiet gewirkt als im häuslichen Reich des Gemüts und des bürgerlichen Behagens. Damit soll nicht gesagt sein, daß es den ursprünglichen Ideen des Reformators an einem großen und freien Zug gefehlt hätte. Im Gegenteil, Luther war viel zu sehr Idealist, um von vornherein auf eine praktische Organisation seines Evangeliums bedacht zu sein, und das Ideal, das ihm von einer Kirche vorschwebte, viel zu erhaben, um eine Übersetzung in die Wirklichkeit zu vertragen. Wir sahen, wie er von den Grundsätzen des allgemeinen Priestertums und der vollen Gewissensfreiheit ausging, die naturgemäß zum Gemeindeprinzip führen mußten. Allerdings hatte er von vornherein durchaus nicht die Absicht oder gar den festen Plan einer kirchlichen Neugründung, wie er auch in der Lehre nur auf die Urzeiten des Christentums zurückzugreifen und nichts als die späteren Entstellungen zu beseitigen gewillt war. So hegte er eine Zeitlang den Gedanken, die echten Christen in einer Art von Abendmahlsgemeinde von den übrigen zu sondern, ohne jedoch jemals die Herstellung einer solchen „Gemeinde der Heiligen" zu versuchen. „Ecclesia," sagt er, „soll heißen: das heilige christliche Volk, nicht allein zu der Apostel Zeit, sondern bis ans Ende der Welt." Dagegen wurde mit der kirchlichen Selbstverwaltung der Gemeinden, welche nach einer im Jahr 1523 erschienenen Schrift Luthers Recht und Macht haben sollten, „alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen", wirklich hier und dort der Anfang gemacht, nachdem die Wittenberger in Abwesenheit des Reformators tumultuarisch vorangegangen waren (S. 372). In Leisnig an der Mulde (1523) und in Magdeburg (1524) kam es dann zu ganz ähnlichen Einrichtungen, als deren Grundzug E. L. Richter „eine gänzliche Vermischung des kirchlichen und bürgerlichen Wesens zu einem christlichen Gemeinwesen" bezeichnet; die kirchlichen Einnahmen, in einem „gemeinen Kasten" vereinigt, sollten zugleich für Bestreitung der Armenpflege und des Unterrichts verwendet, diese Verwaltung durch gewählte Vorsteher geführt und durch die Gesammtheit kontrolirt werden. Übrigens legte Luther selbst, wie sein Schreiben an den Prager Rat (1523) beweist, kein Gewicht darauf, ob die ganze Gemeinde

Digitized by Google

oder die Obrigkeit als ihre Vertretung solche Rechte ausübte. Eigentlich entsprach ja eine Identifizirung der kirchlichen mit der bürgerlichen Gemeinde überhaupt nicht seinem Ideal; im gleichen Jahr 1523 erklärt er sich über die grundsätzliche Scheidung des göttlichen und weltlichen Reichs dahin, daß dieses letztere „Gesetze hat, die sich nicht weiter erstrecken, denn über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden". Als vollends nicht nur die Versuche von Leisnig und Magdeburg sich schlecht bewährten, sondern auch die bäuerliche Revolution die freie Wahl der Prediger unter ihren Forderungen voranstellte, da vergaß Luther, obwohl er den Bauern wenigstens ein bedingtes Wahlrecht zugestehen wollte, immer mehr seine freiheitlichen Anwandlungen. Zugleich brachten ihn auch teils Abscheu vor der Revolution teils Erfahrungen anderer Art dazu, in dem Staat, wie er ihn eben vorfand, den einzigen Helfer aus der Not zu erkennen.

In allen deutschen Kämpfen jenes Zeitalters ist es der staatliche Partikularismus, welcher zuletzt den Vorteil davon trägt. So hatte auch der Bauernkrieg die siegreichen Territorialgewalten nur noch mehr gekräftigt, während das Reich als solches mit den Bauern ebenso wenig fertig geworden war wie vorher mit den Rittern oder mit der kirchlichen Bewegung. Das Reich war unfähig zu einer Entscheidung und überdies in seiner Vertretung einer Majorität geistlicher Fürsten und Herren preisgegeben, der Kaiser zum guten Glück immer noch abwesend, aber der erklärte Todfeind der Reformation; die deutsche Demokratie, von Luther selbst zurückgestoßen, lag zerschmettert am Boden. Wohin sonst hätte sich der Reformator wenden sollen, als an jene Gewalten, bei welchen allein die Neigung und zugleich die Macht zu einem augenblicklichen Schutz seines Werks, der Sache Gottes zu finden war? Er selbst dachte dabei nicht etwa an bewaffnete Verteidigung des Evangeliums — ein Gedanke, mit welchem er sich erst viel später und nur widerstrebend zu befreunden vermochte — sondern an die allmählich unabweisbare Schaffung geordneter kirchlicher Verhältnisse, zunächst im engen Kreis der fürstlichen oder städtischen Gebiete, die sich seiner Lehre zugänglich zeigten. Denn obwohl die Hoffnung auf eine Reformation der gesammten Kirche und auf einen conciliaren Austrag des großen Streits auch auf evangelischer Seite sich noch lange erhielt, mußten doch im Einzelnen und im Kleinen, in der nächsten Umgebung und in sehr dringenden Fällen Entscheidungen getroffen werden, die dann wieder eine maßgebende oder bindende Bedeutung für die Zukunft erlangten. Nichts ist vielleicht bezeichnender für diese Notlage als der kleine Krieg, den Luther gegen die Stiftsherren der Wittenberger Allerheiligenkirche oder wie er wohl sagt Allerteufelkirche geführt hat (S. 376). Seine anfängliche Toleranz gegen die „Schwachen" war nicht von langer Dauer gewesen; noch im Jahr 1523 verschwand das Abendmahl unter einer Gestalt aus der Pfarrkirche, und als die Stiftsherren, gestützt auf den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten, den „Gräuel der Stillmesse" zu üben fortfuhren, griff der empörte Reformator zu Drohungen und Zwangsmaßregeln. Interessant

Digitized by Google

ist dabei sein Übergang von den Grundsätzen der Gewissensfreiheit und der kirchlichen Unabhängigkeit zum Gewissenszwang und zur Staatshülfe. Im Jahr 1523 wies er die Berufung der Kanoniker auf den Kurfürsten so scharf als möglich zurück. „Was fragen wir nach ihm? er hat nicht weiter zu gebieten denn in weltlichen Sachen; wenn er aber wollte weiter greifen, so wollen wir sprechen: Gnädiger Herr, wartet Ihr Eures Regiments; man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Gegen Ende 1524 aber verlangte er selbst das Einschreiten des Staats gegen Gotteslästerung; dazu sei den Obrigkeiten das Schwert von Gott gegeben. Es half nichts, daß Friedrich der Weise ihn an seine eigne Äußerung erinnerte, man solle nur das Wort für sich kämpfen lassen. Luther gebrauchte die Macht des Worts derart auf der Kanzel, daß die wenigen noch übrigen papistischen „Schweine und Bäuche" des Stifts, welchen Universität und Stadt jede Gemeinschaft aufkündigten, sich gezwungen sahen nachzugeben. Es war die alte furchtbare Anschauung, daß der Staat die sogenannte Abgötterei ausrotten müsse; schon berief sich Spalatin in einer für den sterbenden Kurfürsten bestimmten Schrift auf die Einschärfung dieser Pflicht im mosaischen Gesetz, ganz wie die mittelalterliche Papstkirche. Über einen der edelsten Grundgedanken der Reformation hatte das nämliche hierarchische Prinzip triumphirt, dessen Anwendung gegen die Bekenner der neuen Lehre man mit Entrüstung zurückwies.

Noch ein anderes mächtiges Motiv drängte zur Anrufung des Staats; das war die brennende Frage der Säkularisation. Wer sollte über die Kirchengüter verfügen, deren massenhafte Einziehung mit dem fortschreitenden Sieg des Evangeliums Hand in Hand ging? Man könnte nach einer tiefsinnigen Legende des Mittelalters sagen, daß, wie in die alte Christenheit durch ihre Verbindung mit dem römischen Staat, mit Macht und Besitz, so auch in die junge evangelische Kirche „das Gift ausgegossen" worden sei. Mit vollem Recht haben neuere Historiker auf die frühere Unterschätzung eines wirtschaftlichen Moments hingewiesen, welches zur Ausbreitung und Befestigung der deutschen Reformation sicherlich sein Teil beigetragen hat. Wie die schamlose Finanzwirtschaft der Hierarchie den ersten Anstoß gab und der Wegfall einer langen Reihe von drückenden Leistungen eine starke Empfehlung für die neue Rechtfertigungslehre war, so mochte für manche Regierungen die Aussicht auf Säkularisation etwas sehr Verführerisches haben. Dieser Gedanke war ja nichts Neues, aber durch die kirchlichen und politischen Bewegungen der letzten Jahre der Wirklichkeit weit näher gerückt worden als je zuvor. Ganz abgesehen von den Revolutionären, deren radikale Bestrebungen in einer auf völlige Verweltlichung der deutschen Territorien und militärische Versorgung des jungen Adels gerichteten Denkschrift von 1525 eigentümlich wiederklingen, sahen wir auch gut katholische Fürsten wie Österreich und Baiern während des Bauernkriegs Säkularisationsgelüste hegen. Wir sahen, wie im Jahr 1527 die Möglichkeit einer Säkularisation des Kirchenstaats auf kaiserlicher Seite erörtert wurde (S. 547); noch 1529, während am

Digitized by Google

englischen Hof „lutherische" Schriften gleicher Tendenz vom König nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen wurden, schlug die Statthalterin Margaretha dem Kaiser vor, der Papst solle wegen der Türkennot einen Teil sämmtlicher geistlicher Güter veräußern lassen; zumal unter den deutschen lutherischen Fürsten würden sich Liebhaber genug finden. Was also überall in der Luft lag, das vollzogen in dem beruhigenden Bewußtsein zugleich religiösen und staatlichen Interessen zu dienen die evangelischen Obrigkeiten; mit den Gütern und Stiftungen aber ging ganz naturgemäß auch ein großer Teil jener gemeinnützigen Aufgaben auf sie über, welchen bisher die Kirche gerecht zu werden versucht hatte. Ohne Eingreifen des Staats wäre die ganze reiche Beute elend zersplittert worden, denn es wußten ohnedies bereits hie und da die adeligen Grundherren den Regierungen zuvorzukommen. In höchst naiver Weise tritt diese Stellung des Adels zur Säkularisation in Pommern hervor, wo die Adeligen erst die Einführung der Reformation betrieben, einige Jahre später aber, da ihr voraussichtlicher Anteil an den einzuziehenden Kirchengütern ihnen zu gering erschien, gegen die Neuerung opponirten. Selbst papistische Junker waren, wie Luther einmal sagt, in diesem Punkt gut lutherisch. Die hiedurch geschaffene Notlage veranschaulicht am Besten jene Mahnung, welche Luther schon 1526 an den Kurfürsten Johann von Sachsen richtete: er möge beim Aufhören aller geistlichen Jurisdiktion und Heimfall aller Klöster und Stifter seiner Pflicht gemäß Ordnung schaffen, „denn sichs sonst niemand annimmt noch annehmen kann und soll".

Man fühlt die Verlegenheit des Reformators nicht minder durch, wenn er in seiner Vorrede zum sächsischen Visitationsbuch von 1528 noch genauer ausführt, wie sie anfangs gern das rechte bischöfliche Amt wieder eingerichtet, aber da keiner von ihnen dazu Beruf oder gewissen Befehl gehabt, hätten sie, um sicher zu gehen, sich an ihre von Gott verordnete weltliche Obrigkeit gewendet, obwohl dieselbe an und für sich zu Erfüllung solcher Aufgaben nicht verpflichtet sei. Es fehlt nicht die Erinnerung an Kaiser Konstantin und das nicäische Concil. Wir sehen, wie Luther seine alte Scheidung des Geistlichen und Weltlichen nur ungern preisgibt; hatte er doch auch gegen den Wunsch des Kurfürsten wenigstens eine vorläufige fakultative Zulassung der altkirchlichen Laiencommunion in jenes Buch gebracht und mit seiner freilich in der Praxis bereits gefallenen Anschauung begründet, „dieweil niemand zum Glauben zu zwingen noch von seinem Unglauben mit Gebot oder Gewalt zu bringen ist". Man hat ihn oft genug als den Befreier des Staats von kirchlicher Herrschaft gefeiert und seine feste Überzeugung, daß die weltliche Gewalt auch in ihrer unvollkommensten Erscheinung nicht nur durch menschliche Rechtssatzung geheiligt, sondern Gottes Ordnung sei, hat ihm sicherlich die Übertragung des obersten Kirchenregiments auf den Fürsten annehmbarer gemacht. Aber wie er die evangelischen Landesherren als „Notbischöfe" bezeichnet hat, so erfahren wir aus zahllosen Äußerungen zur Genüge, daß vielleicht keiner schmerzlicher als er die neue Abhängigkeit empfand, in

Digitized by Google

welche das religiöse und kirchliche Leben der Deutschen durch die Macht der Verhältnisse und die unpolitische Natur ihres Reformators zu geraten anfing. Zeitlebens hat er zwar seine Landesfürsten mit der Pietät eines guten Untertanen betrachtet, dagegen über ihre adeligen und bürgerlichen Ratgeber, über die unruhigen und habgierigen „Scharrhansen" des Hofs, über die hochfahrenden, ihm von jeher unheimlichen Juristen die bittersten Klagen geführt. Und dennoch war es, wie Melanchthon einmal sagt: „unsere Beschlüsse sind eitel platonische Gesetze, wenn der Hof seinen Schutz nicht dazu gibt". Bei ihm entartete freilich die Ehrfurcht Luthers vor dem Staat zu blinder Servilität und seine Bezeichnung der Fürsten als Götter, seine Forderung, daß die Untertanen die Obrigkeit für gerecht und weise halten, sich also jeder Kritik begeben, daß sie alle Gebote der Herrschaft wie Gottes Ordnung halten sollen, gemahnen bereits an spätere Zeiten, in welchen die alte deutsche Unbotmäßigkeit unter den vereinten Bemühungen des territorialen Staats und seiner Landeskirche in knechtische Unterwürfigkeit umgeschlagen war.

Alles in allem läßt sich sagen, daß der Machtzuwachs, welchen der Gang der deutschen Reformation dem Staat gebracht hat, überall an bereits vorhandene Ansätze anknüpft, wie überhaupt dem Werk Luthers ein stark konservativer Zug nicht abgesprochen werden kann. Erinnern wir uns, wie weit bereits im XV. Jahrhundert mit päpstlicher Bewilligung manche deutsche Fürstentümer, Brandenburg, Cleve, Sachsen u. a., die Hoheit des Landesherrn über kirchliche Verhältnisse ausgedehnt hatten. Auch das Unterrichtswesen und die Armenpflege waren zum Teil schon damals, namentlich in den deutschen Städten verstaatlicht worden. In eigentümlicher Weise stellt z. B. die Nürnberger Almosenordnung von 1522 diesen Zusammenhang der neuen mit älteren Bestrebungen dar, indem neben den längst anerkannten sozialwirtschaftlichen Grundsätzen eines geregelten Armenwesens und neben den Überresten der altkirchlichen Fürsorge für das Seelenheil der Wohltäter deutliche Spuren evangelischer Anschauung zu Tage treten. Mit der vollen Durchführung der Reformation und des staatlichen Kirchenregiments verband sich dann freilich die Notwendigkeit, einen geringeren oder größeren Teil der bisher geistlichen Güter und Stiftungen für andere als ihre ursprünglichen Zwecke zu verwenden, wie eben in Nürnberg nur etwa der zehnte Teil des eingezogenen Kirchenvermögens der Geistlichkeit und bedeutende Bruchteile dieses sogenannten „Almosens" rein weltlichen Zwecken zu Gute kamen. Es war eine sehr begreifliche Reaktion, wenn man von der früheren Verschwendung von Geld und Gut an die Kirche vielfach jetzt ins Gegenteil fiel und die armen evangelischen Pfarrer oft nicht wußten, wovon sie leben sollten. Aber im Ganzen und Großen war doch schon die Einheitlichkeit der neuen Verwaltung ein Fortschritt gegen früher und bei all den Unordnungen, wie sie der Übergang mit sich brachte, kann man den neugläubigen Regierungen das Zeugniß nicht versagen, daß sie im Bewußtsein ihrer erweiterten Rechte und Pflichten sich die Herstellung geordneter Verhältnisse eifrig angelegen

Digitized by Google

sein ließen. Welche Wohltat lag allein in dem völligen Wegfall der geistlichen Gerichtsbarkeit und ihrer unaufhörlichen Reibungen mit dem weltlichem Recht! Und mit einer Strenge, wie sie der spät mittelalterlichen Kirche gewiß nicht nachgerühmt werden kann, handhabte der junge evangelische Staat eine Sittenpolizei, deren Rührigkeit manchmal sicher mehr unbequem als erfolgreich war, aber doch von einem lobenswerten sittlichen Ernst getragen erscheint. Konflikte mit ihren Geistlichen blieben natürlich auch den evangelischen Obrigkeiten nicht erspart; schon 1528 mußte der Nürnberger Rat, wie Lazarus Spengler schreibt, seine übereifrigen Prediger daran hindern, „unter dem Deckmantel Gottes Worts und christlicher Freiheit alle Landesgewohnheiten, bürgerliche Sitten und Gebräuche, wo die nicht stracks wider Gottes Wort streiten, auf einmal umzukehren". Aber der Kampf mit solchen Untergebenen, mochten sie sich zuweilen auch noch so hochfahrend gebärden, war doch weit ungefährlicher als jene früheren Streitigkeiten, bei welchen die Gesalbten des Herrn den allgemeinen Glauben an ihre höheren Weihen und Kräfte und noch dazu den Rückhalt einer weltbeherrschenden Organisation für sich hatten.

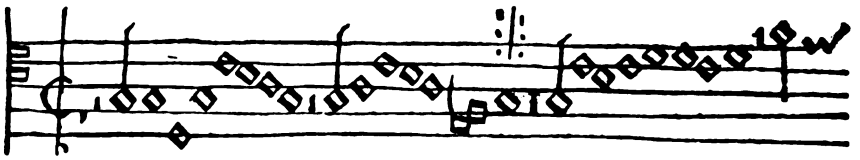
Treitschke stellt einmal Luther und Macchiavelli als Kampfgenossen neben einander; beide wollten den Staat von der Kirche losreißen. Aber während der große Italiener in seiner Staatslehre der Schüler der heidnischen Antike und seiner eigenen reichen Erfahrung ist, greift der deutsche Theolog, indem er gegen die hierarchische Herabwürdigung des Staats zu einer rein menschlichen oder gar teuflischen Erfindung protestirt, auf die Theorie seines Meisters Augustinus zurück. Er rühmt sich herrlicher und nützlicher von der weltlichen Obrigkeit und ihrem Amt geschrieben zu haben als „nie kein Lehrer seit der Apostel Zeit, es wäre denn S. Augustin". So wird ihm nach Hundeshagens Ausführung der Staat zur Erziehungsanstalt, um so mehr als zugleich der Zerfall der kirchlichen Herrschaft eine ungeheure Lücke geschaffen hatte und die erschreckendste sittliche und soziale Verwirrung nach sich zu ziehen drohte. Das gleiche Bedürfniß, einer augenblicklichen Unordnung und weiteren Zersetzung zu steuern, hat nun auch die Schöpfungen des Reformators auf dem Gebiet des inneren kirchlichen Lebens beeinflußt. Auch hier begegnet uns wieder der nämliche Gegensatz zwischen seinem Ideal und den Anforderungen der Wirklichkeit wie bei jenem Gemeindeprinzip. Im Kampf gegen die Veräußerlichung einer Kirche, innerhalb deren schon das Wort Gottesdienst unwillkürlich den Gedanken an Glockenklang, Weihrauch, Lichterglanz, seidene goldgestickte Gewänder, Bilder, Orgelspiel und anderen Luxus der Symbolik erweckte, verfocht er ursprünglich die volle Freiheit und Gleichgültigkeit aller äußeren Dinge, wie Zeit, Ort, Personen und Formen. Der Gläubige kann jeden Tag zum Feiertag machen und Gottes Wort überall klingen, „es sei im Walde oder Wasser oder wo es ist". Aber diese Erhabenheit über jede Form und Regel ließ sich natürlich schon mit Rücksicht auf die ungeheure Mehrheit der „Schwachen" nicht praktisch durchführen.

Digitized by Google

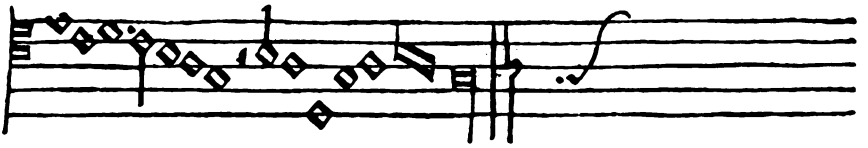
Facſimile aus dem erſten Wittenbergiſchen evangeliſchen Geſangbüchlein.

Titel und Seiten 1—3.

Digitized by Google



Nun frewdt euch lieben Christenn gemayn.



¶ Nun frewdt euch lieben Christen gemayn/ Vnd laßt vns frö-
lich spryngen/ Das wir getröst vnnd all in eyn/ Mit lust vñ lyebe
singen/ Was gott an vnns gewendet hatt/ Vnd seyn syesse wun-
der thatt/ Gar theüwr hatt ers erworben/

¶ Dem teuffel ich gefangen lag/ Ym todt wardt ich verlorenn/
Mein sünd mich quellet nacht vnd tag/ Darinn ich war geporñ/
Ich fiel auch ymmer tieffer dreyn/ Es war kain gůtts am lebenn
meyn/ Die sünd hatt mich besessen.

¶ Mein gůtte werck die golten nicht/ Es war mit inn verdorbē/
Der frey will hasset gots gericht/ Er war zům gůtt erstorbē/ Dye
angst mich zů verzweyflen trib/ Das nichts dann sterben bey mir
blyb/ Zůr hellen můßt ich sinckenn.

¶ Da yammert Gott in ewigkait/ Mein ellend über massen/ Er

Digitized by Google

dacht an ſein barmhertzigkait/Er wolt mir helffen laſſenn/Er wanndt zů myr das vatter hertz/Es war bey im fürwar kaynn ſchertz/Er ließ ſein beſtes koſtenn.

¶ Er ſprach zů ſeinem lieben ſun/Die zeyt iſt hie zůr barmenn/Far hyn meins hertzn̄ werde kron/Vnd ſey das hayl den armē/Vnnd hilff in auß der ſünden nott/Erwürge für inn den pittern todt/Vnd laß in mit dir lebenn.

¶ Der ſun dem vatter gehoꝛſam wardt/Er kam zů mir auff erden/Von eyner Junckfraw rayn vnd zart/Er ſolt mein brůder werden/Gar haymlich fürt er ſeyn gewalt/Er gyeng in meyner armen geſtalt/Den teuffel wolt er fachen.

¶ Er ſprach zů mir halt dich an mich/Es ſol dir yetz gelynngen/Ich gyb mich ſelber gantz für dich/Da wil ich für dich ryngenn/Dann ich bin deyn vnnd du biſt mein/Vnd wa ich bleyb ſolt du ſein/Vnns ſoll der feynd nicht ſchaydenn.

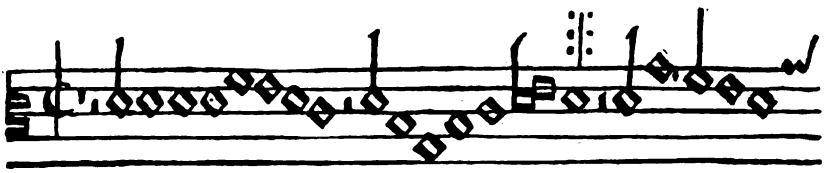
¶ Vergyeſſen wirt er mir mein plůt/Darzů mein lebē raubē/Dz leyde ich als dir zů gůtt/Das halt mit veſtem glawben/Den todt verſchlingt das lebenn mein/Mein vnſchuld tregt dz leben dein/Da biſt du ſelig worden.

¶ Geen hymel zů dem vatter mein/Far ich von diſem leben/Da will ich ſeyn der maiſter dein/Den gayſt wilich dir geben/Der dich im trübnus tröſten ſoll/Vnnd leernen mich erkennen wol/Vnd inn der warhaite layttenn.

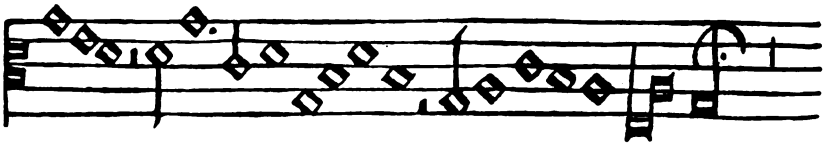
¶ Was ich gethon hab vnd geleert/Das ſolt du thon vñ leeren/Damit das Reych Gottes werdt gemeertt/Zů loß vnnd ſeynen eeren/Vnd hůt dich vor menſchenn gſatz/Daruonn verdürbt der edle ſchatz/Das laß ich dir zůr letze.

Digitized by Google

Ein lied vom geſetz vnnd glawben/gwaltig
klich mit göttlicher gſchrifft verlegt D. Pauli Speratj.



Es iſt das hayl vnns komen her.



A Es iſt das hayl vns komen her / Von gnad vnd lautter gütten/Die werck helffen nymmer mer/Sy mügen nit behütten/Der glaubt ſihet Jheſum Chriſtum an/Der hatt gnüg für vns alle gethan/Er iſt der mytler worden.

B Was Gott im geſatze geboten hat/Da man es nicht kundt halten/Erhüb ſich zorn vnd groſſe not/Vor got ſo manigfalte/Vom flayſch wolt nichts herauß der gaiſt/Vom geſatz erfodert aller mayſt/Es war mit vns verloren.

C Es war ein falſcher won darbey / Gott hett ſein geſetz drumb geben/Als ob wir möchten ſelber frey/Nach ſeynem willen lebē/So iſt es nur eyn ſpiegel zart/Der vns zaygt an die ſündig artt/

Digitized by Google

So ist Luther, immer im vollen Bewußtsein rein vorläufiger Einrichtungen und ohne jeden Anspruch auf die Schaffung dauernder oder gar unveränderlicher Normen, dazu gekommen, den Gottesdienst mit Rücksicht auf seine werdenden Christen vorwiegend pädagogisch zu gestalten, als unter dem entschieden evangelischen Nachfolger Friedrichs des Weisen „der ganze Papst ausgemerzt wurde". Freilich geschah die Ausmerzung mit einer Vorsicht, die in Erstaunen setzt, und noch im Jahr 1541 durfte Luther behaupten, daß Laien oder Ausländer, welche die Predigt nicht verständen, von seinem Gottesdienst den Eindruck erhalten müßten, „es wäre eine rechte päpstliche Kirche und kein Unterschied oder gar wenig gegen die, so sie selbs unter einander haben". Aber diese sonntägliche Messe der Lutheraner, deren Feier in deutscher Sprache zu Wittenberg erst im Herbst 1525 eingeführt wurde, war durch den Wegfall des eigentlichen Kerns, des Meßopfers, zu einer bloßen Hülle für den neuen Mittelpunkt des Gottesdienstes, für die Predigt geworden. Luthers ausgesprochene Absicht ging dahin, „auf die Jugend und auf die Einfältigen" erziehend zu wirken; von einer unbedingten Gültigkeit derartiger Einrichtungen wollte er durchaus nichts wissen, sondern jede Ordnung war ihm „ein äußerlich Ding; sie sei gut wie sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten", worauf man sie flugs abtun und eine andre machen soll. Eine Lieblingsidee des gewaltigen Beters, der in schwerer Not seinem Herrgott „den Sack vor die Tür warf und die Ohren mit allen Verheißungen rieb", war allerdings nicht wohl durchführbar; er hätte gewünscht, „daß irgend ein Haufe in dieser Weise Messe hielte, daß ein gemein ernstes Herzensgeschrei des ganzen Volkes zu Gott aufginge". An Stelle eines solchen Massengebets trat aber in gewissem Sinn der Gemeindegesang, wie er sich unter der kundigen Pflege des dichterisch und musikalisch begabten Reformators entfaltet hat, der am meisten charakteristische Ausdruck des neuen Kirchenwesens, dessen demokratischer Ursprung in den mächtigen Tönen dieses Volksgesangs nachklingt. Seit 1523 hat Luther, meist mit Zugrundlegung von Psalmen und altkirchlichen Hymnen, einen Schatz von geistlichen Liedern geschaffen, die nach Sprache und Melodie als Volkslieder im edelsten Sinn bezeichnet werden dürfen. Paul Speratus u. a. halfen mit; schon 1524 erschienen die ersten evangelischen „Gesangbüchlein", darunter eine in Wittenberg von Luther selbst veranstaltete Sammlung. Damit erhielt die Reformation ein neues und überaus wirksames Mittel auf die Gemüter zu wirken. Ihre Verbreitung ist durch diese Lieder vielleicht noch stärker gefördert worden als durch die Predigt selbst; leicht schlichen sie sich ein, um, zuerst von Mund zu Mund getragen, dann mit einem Mal auf offenem Markt oder in der Kirche die innerliche Umwandlung einer ganzen Volksmenge zu verkündigen. Auch beim Kirchenlied vergaß übrigens Luther nicht ganz jenen pädagogischen Zweck, dem nun ganz besonders sein großer und kleiner Katechismus (1529) dienen sollten. Während jener, der als „Deudsch Katechismus" erschien, für den Unterricht des „jungen Volks" und der „rohen Bauern", also zunächst

Digitized by Google

für die Geistlichen bestimmt war, verpflichtete die zweite kürzere Fassung geradezu jeden Hausvater, Kinder und Gesinde, nötigenfalls mit Strafen, zum Auswendiglernen der Hauptstücke, der zehn Gebote u. s. w., anzuhalten; wer nicht lernen wolle, der solle „schlecht dem Papst und seinen Offizialen, dazu dem Teufel selbst heimgewiesen sein". Man kann wohl sagen, daß die Aufgabe einer gedrängten und dabei allgemein verständlichen Darlegung der Fundamente des Christentums niemals glücklicher gelöst worden ist als in diesem kleinen Katechismus, als dessen „Kind und Schüler" der Verfasser selbst sich bekennt; war es doch seine Gewohnheit durch wörtliches Hersagen der Gebote, des Glaubens, biblischer Sprüche „allerdinge wie die Kinder tun", sein Herz zum Gebet zu „erwärmen".

Der Gedanke der Volkserziehung durch Staat, Kirche und Schule beherrscht die organisatorische Tätigkeit des Reformators, der vor allem die ungeheure Bedeutung des Jugendunterrichts klar erkannt und in seiner Schrift vom Aufrichten und Halten christlicher Schulen (1524) den Bürgermeistern und Ratsherren aller Städte Deutschlands ans Herz gelegt hat. Daß in erster Linie vom Bürgertum die feste Grundlage der modernen deutschen Bildung geschaffen werden müsse, stand ihm eben so fest wie der humanistische Charakter des neuen Schulwesens; er hatte allen Grund gegen die verschiedenen, auch neugläubigen Bildungsverächter die Sprachen als „die Scheide, darinnen dies Messer des Geistes (das Evangelium) steckt", in Schutz zu nehmen. Das glänzendste Resultat dieses Aufrufs an die städtischen Obrigkeiten war das 1526 mit einer Weiherede Melanchthons eröffnete Nürnberger Gymnasium, welches Männer wie Joachim Camerarius und Eobanus Hessus unter seine ersten Lehrer zählen durfte. Es begann die „Verschulung" des deutschen Humanismus; nachdem die Zeit des Kampfes und der genialen Ungebundenheit für ihn unabänderlich vorüber war, ließ er sich als ein höchst wertvolles Element in das von der Reformation hervorgerufene oder fortentwickelte Unterrichtswesen einfügen. Der rechte Heros dieser neuen Phase des Humanismus, im Gegensatz zu den früheren „Poeten" und Wanderaposteln, war Melanchthon, der praeceptor Germaniae, der die Wissenschaft für nötiger erklärte als Gewerbe und Ackerbau, selbst als das Licht der Sonne. Auch in der bescheideneren Gestalt von ehrsamen Professoren und Schulmeistern haben die Humanisten ihren alten Kampf gegen die Barbarei fortgesetzt, manchmal mit den seltsamsten Mitteln wie der originelle Valentin Trotzendorff, der im schlesischen Goldberg seinen Schülern eine republikanische Verfassung gab und sogar das Gesinde zwang lateinisch zu reden. Der offenkundige Aufschwung, den das Schulwesen unter evangelischem Einfluß nahm, veranlaßte den sonst überaus pessimistischen Luther, im Jahr 1530 seinen Kurfürsten aufmerksam zu machen, wie jetzt die zarte Jugend mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugerichtet heranwachse, „daß mirs in meinem Herzen sanft tut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin

Digitized by Google

Facsimile aus der ersten Ausgabe von Luthers großem Katechismus; Wittenberg 1529.
Titel und eine Seite Text.

Digitized by Google

Zum andern/ die heubtartickel
Vnsers Glaubens.

Digitized by Google

Facſimile aus der zweiten Ausgabe (der erſten illuſtrirten) von Luthers großem Catechismus. Wittenberg 1530.

Titel und zwei Seiten Text.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Vierde bitte.

Vnser teglich brod gib vns heute.

segnete vnd auff dem land erhielte/ würden wir nymer kein brod aus dem backoffen nemen/ noch auff den tisch zu legen haben.

Vnd das wirs kürtzlich fassen/ so wil diese bitte mit eingeschlossen haben/ alles was zu diesem gantzen leben ym der welt gehöret/ weil wir allein vmb des willen das tegliche brod haben müssen. Nu gehöret nicht allein zum leben/ das vnser leib sein futter vnd decke vnd andere notdurfft habe/ sondern auch das wir vnter den leuten/ mit welchen wir leben vnd vmbgehen/ ym teglichem handel vnd wandel/ vnd allerley wesen/ mit ruge vñ friede hinkomen/ Summa/ alles was beide heuslich vnd nachbarlich odder bürgerlich wesen vnd regiment belanget/ Denn wo diese zwey gehindert werden/ das sie nicht gehen wie sie gehen solten/ da ist auch des lebens notdurfft gehindert/ das endlich nicht kan erhalten werden/ Vnd ist wol das aller nötigste/ fur weltliche öberkeit vnd regiment zu bitten/ als durch welchs vns Gott allermeist vnser teglich brod vnd alle gemach dieses lebens erhelt.

zeitliche lebens notdurfft

Digitized by Google

Digitized by Google

und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können". Weit schlimmer sah es dagegen mit Gottesdienst und Seelsorge auf dem Lande aus, wo statt der Fürsorge städtischer Behörden der rohe und eigennützige Adel über Kirche und Geistlichkeit waltete und im schroffsten Gegensatz zu dem religiös angeregten und empfänglichen Bürgertum die furchtbar verbitterten und verwilderten Bauern (S. 511 f.) in der lutherischen Reformation nur noch die Bundesgenossin ihrer Bedrücker sahen. Die kursächsischen Visitationsberichte zeigen übrigens neben diesen Übelständen auch die Schwierigkeit das Bedürfniß nach tauglichen Pfarrern zu decken deutlich genug. Der Mangel war ein derartiger, daß z. B. ein Tischler, der nicht einmal die zehn Gebote kannte, als Bewerber um eine Pfarrei aufzutreten wagte; an einem andern Ort versah ein Leinweber für ein jährliches Einkommen von zwei Gulden das Predigtamt. Noch ein späteres Wittenberger Verzeichniß (seit 1537) führt unter den zu Ordinirenden neben den Theologen und Cantoren nicht nur Stadtschreiber, Setzer und Drucker, sondern auch Buchbinder, Schuster, Schneider u. a. Handwerker auf. In solch dürftiger Gestalt erschien die evangelische Geistlichkeit der ersten Zeiten wirklich nur als eine Vertretung der Gesammtheit, als „unser aller Mund", wie Luther sagt, Amt der Predigt und Sakramentspendung als „Ausfluß des allgemeinen Priestertums", dessen Rechte und Pflichten aus praktischen Gründen nicht von allen zugleich geübt werden konnten. Auf eine bischöfliche Weihe und sogenannte apostolische Succession der Geistlichen hatte Luther verzichtet; auch die förmliche Ordination durch Handauflegung bürgerte sich erst allmählich ein. Aber trotzdem steckte in der Anschauung, daß dem Predigtamt doch mit der ordentlichen Berufung auch eine Gewalt und ein Befehl Gottes zustehe, ein Moment, welches die Entwicklung neuer priesterlicher Velleitäten ermöglichte; nicht bei Luther selbst, wohl aber unter seinen Nachfolgern hat, wie Gottschick ausführt, der Unterschied zwischen dem allein tätigen Geistlichen und der rein passiven Rolle der andern Gläubigen „eine Rückbildung des Amtsbegriffs in die katholische Richtung" herbeigeführt.

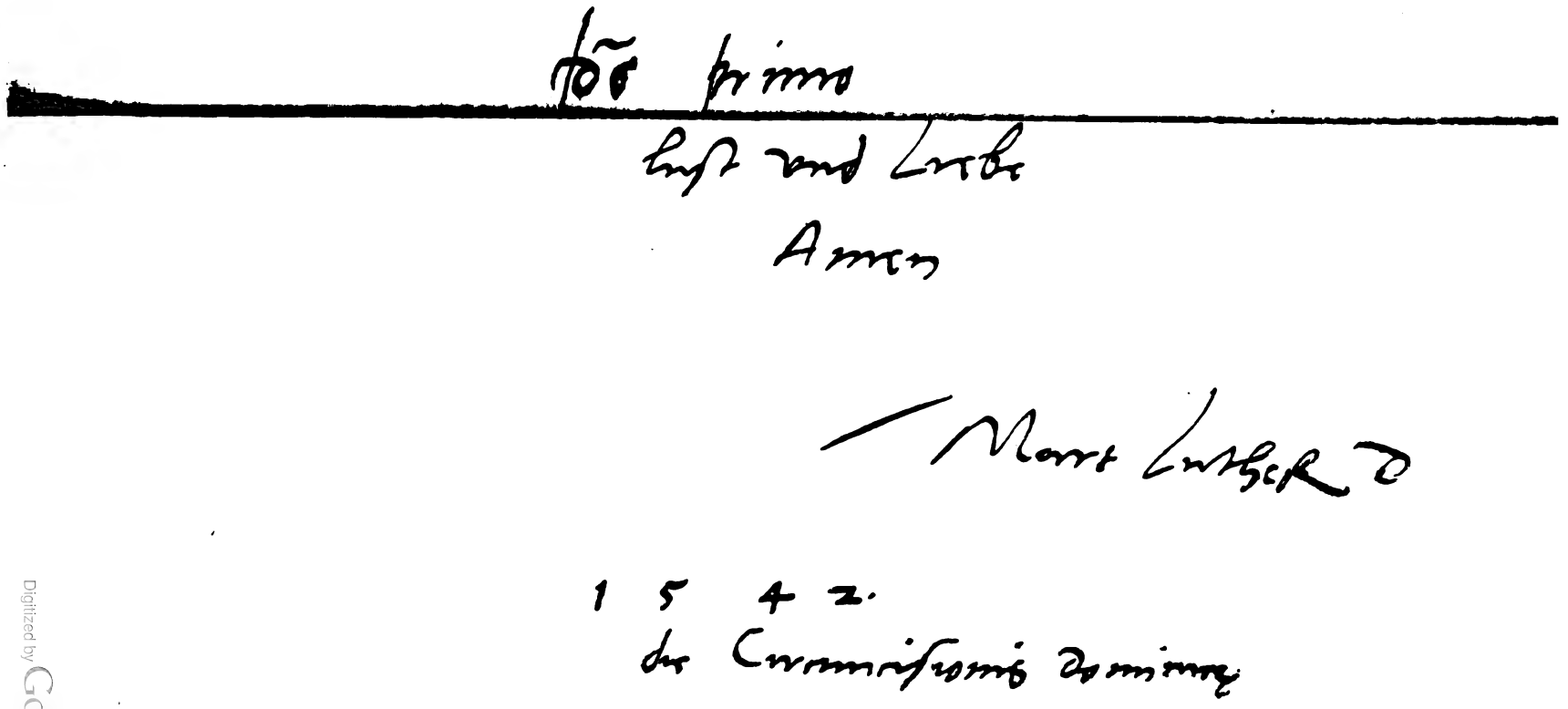
Ungeheuer ist die Summe der Arbeit, wie sie Luther als kirchlicher Organisator auf sich genommen hat, ohne darüber seine gewöhnlichen Berufspflichten und seine niemals ruhende literarische Tätigkeit zu versäumen. Der Mann, auf dessen Wort die Regierenden und Gebildeten von halb Deutschland ehrerbietig lauschten, fand es nicht unter seiner Würde Kranke zu besuchen oder Verurteilte vor ihrem letzten Gang zu trösten; mehr als einmal sah man ihn mitten in den Schrecken der Pest bei seinen Wittenbergern aushalten und seine freudige Unerschrockenheit beschämt auf das Tiefste das feige Verhalten eines Calvin in gleicher Lage. Dabei hatte er unter seiner eignen erschütterten Gesundheit, unter häuslichen Sorgen, vor allem unter der Wiederkehr jener furchtbaren Anfechtungen zu leiden; „draußen Kämpfe, inwendig Schrecken", so schildert er einmal seinen Zustand. Wie vormals im Kloster wand er sich von neuem als ein „armer Wurm" unter den qualvollsten Be-

Digitized by Google

ängstigungen; mit mächtigen Stricken hing sich, wie er klagt, der Teufel an ihn und suchte ihn in die Tiefe zu ziehen. Er verzweifelte wieder an der Gnade Gottes, obwohl er sich mit seiner ganzen Energie gegen diese schwerste aller Versuchungen wehrte; „wenn Christus kommt," äußerte er einmal, „und redet mit dir wie Moses: was hast du getan? so schlage ihn zu Tod; wenn er aber wie Gott et salvator tuus mit dir redet, so recke beide Ohren." Stärker noch als im Anfang seines Auftretens mußte ihn die gewaltige Zerstörung, der Zusammenbruch des Alten berühren, der ihn rings umgab; ganz richtig urteilt Freytag, daß „der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters" über das eigne Werk von wenigen so tief empfunden worden sei wie von Luther. Oft genug hat er auf die frühere Zeit als auf eine bessere zurückgewiesen, alles jetzt zehnmal ärger gefunden als unter dem Papsttum oder wohl gar mit dem Pessimismus des kommenden Alters den Spruch gefällt: „insgemein sind Bürger und Bauern, Mann und Weib, Kind und Gesinde, Fürsten, Amtleute und Untertan alle des Teufels." Aber all diese zunehmende Last des Lebens vermochte weder seine Arbeitskraft noch seinen Mut zu brechen, obwohl er einmal sagte, nach seinem Tod würde man sein Herz ganz klein finden „als vor großen ängstlichen Gedanken verschmachtet".

Freilich war er in Arbeit und Anfechtung nicht mehr verlassen wie ehemals; eine stattliche Schaar von Freunden und Helfern, sozusagen ein Generalstab aus den Tüchtigsten seiner Anhänger umgab den Führer, der sein Wort allerdings immer mehr als Commandowort verstanden wissen wollte. Melanchthon, der ja viele Reibungen im Verkehr mit Luther erlebt und überwunden hat, sagt einmal, die Liebe der höher Stehenden zu den tiefer Stehenden sei eine größere als umgekehrt. Luther, der bei Melanchthon und andern Genossen gerne fand und anerkannte, was ihm versagt war, stand in seiner überragenden Größe und warmherzigen Offenheit den Freunden ganz unbefangen gegenüber, während z. B. ein Melanchthon die Empfindung nicht los wurde, daß er neben dem Gewaltigen der Schwächere sei und sich oft wider seinen Willen beherrschen lasse. Mit ganz anderer Aufrichtigkeit hingen an Luther minder hervorragende Persönlichkeiten wie Nikolaus von Amsdorf oder der begeisterungsfähige Justus Jonas, der sich später einmal die Aufzählung Luthers unter den ausgezeichneten Predigern verbat, „denn das war viel ein andrer Mann". Amsdorf repräsentirt die strengste Richtung des neuen Evangeliums; er lebte in freiwilligem Cölibat und galt nach Luthers Tod den Eifrigen als der rechte Elisa des weggenommenen Elias. „Mein Geist ruhet aus in meinem Amsdorf," äußerte Luther über den Freund, der seine eigne Unversöhnlichkeit im theologischen Kampf noch überbot und mit Bugenhagen übereinstimmte, als dieser schon 1522 gegen Luthers Ansicht für die Verteidigung des Evangeliums mit dem Schwert eintrat. In einem ganz besonders innigen Verhältniß zu Luther erscheint gerade dieser praktische und unabhängige Doctor Pomeranus, ein „rechter Bischof", wie ihn Luther nennt, eine echt norddeutsche Natur, deren derber Humor dem großen Freund an der Wittenberger Tafel-

Digitized by Google



Facsimile des Denkspruches von Martin Luther auf der ersten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode; vom Jahre 1542.

Digitized by Google

Osculamini filium, ne irascatur et
pereatis de via, cum exardescet in
breui ira eius. Beati omnes qui
confidunt in eo

Philippus Melanthon
1542

Digitized by Google

Esaias 49

Nunquid obliuisci potest mulier
infantē suū, vt non misereatur
filij vteri sui. Et si illa oblita
fuerit, ego tamen nō obliuiscar mei.

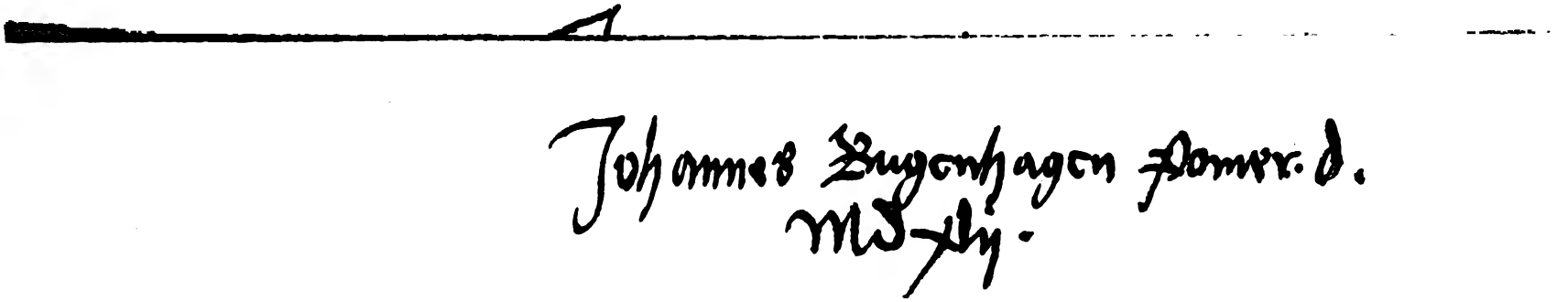
psalmo 2.

Osculamini filiū, ne irascatur et
pereatis de via, cum exarserit in

Iohannis .1.

Lex per Moisen data est. Gratia
& veritas per Iesum christum
facta est. Deum nemo vidit
unquã. unigenitus filius qui
est in sinu patris, ipse enar
rauit.

Digitized by Google



Facsimile des Denkspruches von Johannes Bugenhagen auf der dritten Seite des Reformatoren=Gedenkbuches in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode; vom Jahre 1542.

Digitized by Google

Paulus 2 Timoth. 3.

Alle Schrifft von Gott eingegeben, ist nütz zur Lere, zur Straffe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, das ein mensch Gottes sey volkomen, zu allem guten Werck geschickt etc.

Gott Rom. xi

Rom. xi Gal.

Gott hat es. (durch die Schrifft) alles
[illegible]

runde sekundirte, wie er in schweren Stunden als Beichtvater über Luthers verzweifelte Stimmungen Herr zu werden verstand. Es war seine unverkennbare Gabe der Organisation und Verwaltung, welche den Stadtpfarrer von Wittenberg zum Gründer des evangelischen Kirchenregiments für einen großen Teil von Norddeutschland werden ließ; auch die lutherische Bibel machte er in niedersächsischer Übertragung seinen Stammesgenossen zugänglicher. Bis nach Dänemark erstreckte sich Bugenhagens Wirksamkeit; höchst charakteristisch nicht nur für den Mann, sondern zugleich für die neue große Stellung solcher einfacher Theologen ist sein jovialer Briefwechsel mit König Christian III., der den „alten Pommer und Speckesser" am Liebsten ganz in sein Reich gezogen hätte. In ähnlicher Vertraulichkeit verkehrte z. B. Justus Jonas mit den anhaltischen Fürsten. Der alte Mittler zwischen Luther und Friedrich dem Weisen, Spalatin, gehört ebenfalls in diesen Kreis von Nahestehenden; obgleich seit 1525 als Superintendent von Altenburg dem Hofleben mehr entrückt, mußte er doch bei jeder wichtigen Gelegenheit mit seiner Gewandtheit und Geschäftskenntniß einstehen und zumal als ständiger Reisebegleiter Johann Friedrichs die erwünschte Ruhe oft genug unterbrechen, bis er ähnlich wie Luther, aber noch vor diesem (1545) durch Krankheit und Arbeit ganz erschöpft die Augen schloß. Von jüngeren Kräften kamen dem großen Führer besonders nahe der feine und vielseitig gebildete Leipziger Caspar Cruciger, der mit zwanzig Jahren (1524) Rektor zu Magdeburg, mit vierundzwanzig Professor und Prediger zu Wittenberg wurde und einer der treuesten literarischen Helfer Luthers war, und der lebhafte Nürnberger Veit Dietrich, der nach jahrelangem vertrautem Zusammenleben im Unfrieden von Luther schied, um dann als Prediger in der Vaterstadt (1535) seine überschüssige Energie im Kampf gegen katholisirende Regungen besser zu verwerten. Als ein nicht unbedenkliches, obgleich begabtes Element erscheint Luthers Landsmann, Johann Agrikola von Eisleben; „Meister Grickel", wie ihn Luther wohl nannte, brachte zuerst ernstlichen Unfrieden in den Kreis der Wittenberger Reformation, indem er Melanchthon als einen von der evangelischen Gnadenlehre Abtrünnigen heftig angriff (1527). Sein Eifer gegen jede Predigt des Gesetzes führte ihn nachmals in einen noch weit schärferen Zusammenstoß mit Luther selbst (seit 1537), wobei es bis zum Prozeß gegen den unruhigen Kopf und zur Flucht Agrikolas aus Wittenberg kam. Im Ganzen läßt sich aber doch behaupten, daß jene Theologen, welche die engere Umgebung und Kampfgenossenschaft des großen deutschen Reformators bilden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit vor den Gegnern nicht verläugnet haben. Freilich waren es nicht mehr wie zu Anfang nur die Papisten, mit welchen man zu tun hatte; neben dem evangelischen Radikalismus war bereits um die Mitte der zwanziger Jahre eine äußerst verhängnißvolle Spaltung zwischen der norddeutschen und süddeutschen Reformation ins Leben getreten.

Wenn wir die fürstlichen Anhänger Luthers um diese Zeit überblicken, so fehlt es keineswegs ganz an süddeutschen Herren, welche mehr oder weniger

Digitized by Google

offen dem Evangelium zuneigten. Aber der bedeutendste unter ihnen, Markgraf Kasimir von Brandenburg, war eben doch nur der kluge und unverlässige Kämpfer für die Mehrung seiner Fürstengewalt; wie er mit Hülfe der Habsburger sich emporarbeitete und selbst den Gedanken die Revolution für seine Zwecke zu nützen nicht völlig von der Hand wies, wie er aus seinen wehrfähigen Untertanen eine schwarz und weiß uniformirte Miliz bildete, um sich von seinem Adel unabhängiger zu machen, so ergriff er auch gelegentlich den reformatorischen Gedanken, um als „von Gott verordnete Obrigkeit" seine Pfaffen fester in die Hand zu bekommen und die verhaßte Macht der Bischöfe zu schwächen. Aufrichtig evangelisch war dagegen sein Bruder Georg, der sich aus seiner eigentümlichen Stellung am ungarischen Hof auf seine neuen schlesischen Besitzungen nach Jägerndorf zurückzuziehen anfing. Doch konnte von einem entscheidenden Einfluß dieser kleinen Herren oder etwa des entschieden lutherischen Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz, des reformfreundlich gesinnten Markgrafen Philipp von Baden nicht die Rede sein. Maßgebend für die weiteren Schicksale der Reformation wurde zunächst das Verhalten einiger norddeutscher Fürsten, vor allem des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen. Der letztere, seine sämmtlichen Standesgenossen im Reich an politischer Begabung und Frische des Geistes weit übertreffend, hatte mit dem ganzen Feuer der Jugend — er war 1504 geboren — die Sache Luthers zu der seinigen gemacht. Er selbst hat später erzählt, wie er anfangs als eifriger Papist die Prädikanten verjagt und mit welchen Gewissensbissen er einmal während der Fasten seine Jagdbeute, ein paar Enten verzehrt habe; kein weltliches Motiv führte ihn zum Bruch mit der alten Kirche, sondern das aufrichtige Bestreben sich über die große religiöse Frage an der Hand der Bibel, im Gespräch mit Melanchthon, den er zufällig traf, durch Lektüre von Streitschriften sein eignes Urteil zu bilden. Weder die Abmahnungen seiner Mutter noch die Entrüstung seines Schwiegervaters Georg von Sachsen, den er gleich mit zu bekehren suchte, vermochten ihn irre zu machen; schon im Frühjahr 1525 erklärte er dem damaligen Herzog Johann von Sachsen und dessen Sohn, „er wolle eh Leib und Leben, Land und Leut lassen denn von Gottes Wort weichen". Philipp hatte trotz seiner jungen Jahre schon viel erlebt und mehr als einmal das Schwert gezogen; seine kleine, aber kräftige und zierliche Gestalt stach von der Schwerfälligkeit der meisten deutschen Herren nicht minder vorteilhaft ab, wie die Kühnheit, die ihm aus den Augen blitzte, zur Aufstörung ihrer gewohnten Schläfrigkeit recht geschaffen war. Wir sahen, daß er schon mit Friedrich dem Weisen engere Fühlung gesucht hatte (S. 329; 338), daß er noch vor dem Tod des Kurfürsten mit dessen berufenen Nachfolgern sich verständigte. Vergebens hofften Joachim von Brandenburg und namentlich Georg von Sachsen nach der gemeinsam überstandenen Not des Bauernkriegs, der nach ihrer Ansicht natürlich nur aus der Ketzerei stammte, ihre lutherischen Verbündeten wieder auf den richtigen Weg bringen zu können. Es führten diese Versuche vielmehr dahin, daß seit dem Sommer 1525

Digitized by Google

sich förmliche Bündnisse von lutherischen und antilutherischen Reichsständen gegenüber traten. Zwei volle Jahrzehnte hindurch sollte Deutschland unter

Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen.
Holzschnitt von Hans Brosamer. (Herzogl. Kupferstich-Sammlung zu Gotha.)

dem Druck eines bevorstehenden Religionskriegs leben, bis endlich der Kaiser die Stunde zu seiner Entfesselung für gekommen hielt.

Digitized by Google

Ansätze zu solchen Bündnissen sah bereits das Jahr 1524, als nach dem Nürnberger Reichsabschied jener Regensburger Convent katholischer Fürsten das erste Beispiel gab und auf der andern Seite die süddeutschen Städte sich untereinander und mit den evangelischen rheinischen Grafen für den Notfall verständigten (S. 441 f.). Zugleich suchte Graf Albrecht von Mansfeld das offene Geheimniß einer Bedrohung Kursachsens zu benutzen, um zunächst den Herzog Johann für den Gedanken eines evangelischen Fürstenbunds zu gewinnen. Wirklich brennend wurde aber diese Frage, als im Juli 1525 Georg von Sachsen, die eigentliche Seele der katholischen Partei, auf einer Zusammenkunft zu Dessau mit den kurfürstlichen Brüdern Joachim und Albrecht sowie mit Erich und Heinrich von Braunschweig unter dem Vorwand die Quelle der kaum gebändigten Revolution verstopfen zu wollen über die Ausrottung der „verdammten lutherischen Sekte" beriet, als Herzog Heinrich sich selbst nach Spanien aufmachte, um den Beistand des Kaisers zu sichern, und eine Versammlung von Vertretern aller mainzischen Suffragane ebenfalls kaiserliche Exekutionsmandate gegen die lutherischen Obrigkeiten zu erwirken beschloß. Der Madrider Friede, die ausgesprochene Absicht des Kaisers ins Reich zu kommen, die immer verdächtigere Haltung des Herzogs Georg: alles drängte zur Beherzigung der schon früher von dem Mansfelder betonten Wahrheit, daß man sich nicht darauf ausreden dürfe, Gott werde es wohl handhaben, daß Gott vielmehr durch den Menschen als durch sein Werkzeug handeln wolle. Nur die äußerste Notlage konnte einen so friedliebenden und unpolitischen Herrn wie den alternden Johann von Sachsen auf die Bahn gewaltsamer Verteidigung treiben; „ich tue doch niemand etwas," klagt er damals einem fürstlichen Freund, „allein daß ich Gott mehr glaube als den Menschen, das können sie nicht leiden." Landgraf Philipp tat sogleich in diesen Anfängen den kühnen Griff, eine Verbindung nicht nur mit gleichgesinnten Fürsten, sondern auch mit den lutherischen Städten anzuregen, trotz all der schweren Verstimmung, die sich erst letzthin noch zwischen den fürstlichen und den republikanischen Elementen des Reichs angesammelt hatte. Es war der grundlegende Gedanke des späteren schmalkaldischen Bundes; nicht nur das Evangelium, auch der Widerstand gegen das drohende habsburgische Erbkaisertum, meinte der Landgraf, werde einem Verständniß zwischen den Fürsten und zumal den größeren Städten den Weg ebnen. Aber zunächst trafen seine und die sächsischen Bemühungen überall auf ängstliche Zurückhaltung, selbst bei der Stadt Nürnberg, auf deren Beistand man ziemlich sicher gerechnet hatte. Immerhin war es schon ein entscheidender Erfolg, daß der vorsichtige und streng gewissenhafte Wettiner trotzdem fest zu seinem kühneren Genossen hielt; in dem Bündniß zu Gotha (Febr./März 1526, ausgefertigt erst im Mai zu Torgau), worin die beiden Fürsten sich gegenseitige Hülfe mit ganzer Macht gegen jeden Angriff zusagten, standen sie noch allein, aber auf einer Versammlung zu Magdeburg (12. Juni) schloß sich eine ganze Reihe von norddeutschen Herren an, Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich

Digitized by Google

von Mecklenburg, Wolfgang von Anhalt, Albrecht von Mansfeld, und neben ihnen die kriegerische Gegnerin ihres Erzbischofs, die Stadt Magdeburg. Es kam dem Bündniß sehr zu Statten, daß man die kaiserliche Instruktion für Heinrich von Braunschweig vorlegen konnte, der geradezu beauftragt war, einstweilen ein Bündniß aller antilutherischen Fürsten und Grafen zu Stande zu bringen.

Daß die Evangelischen sich auch an den böhmischen Adel um Hülfe wenden, zeigt ihre Entschlossenheit die geringfügigen eignen Kräfte auf jede Weise zu verstärken. Nicht mehr zum Reich gehörte ja ferner das Deutschordensland, welches seit dem 10. April 1525 in ein erbliches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit verwandelt worden war. Durch die jagellonenfreundliche Politik der Habsburger in die Enge getrieben (S. 68; 404), vom Reich völlig im Stich gelassen, von Polen mit Erneuerung eines Kriegs bedroht, welcher nur mit der gänzlichen Vertreibung des Ordens aus dem bisher noch nicht polnisch gewordenen Gebiet enden konnte: in dieser furchtbaren Not entschied sich der Hochmeister Markgraf Albrecht um so lieber für polnische Huldigung und Säkularisation, als er bereits innerlich für die neue Lehre gewonnen und der Zustimmung seiner Bischöfe von Samland (S. 380 f.) und Pomesanien sicher war. In den letzten Jahren hatte ihn die äußere Rücksicht auf den Papst noch zu einem häßlichen Doppelspiel verführt; er schrieb einmal fast gleichzeitig an Adrian VI., um die Wirkungen des „lutherischen Gifts" in seinem Orden zu denunziren, und an Luther, um sich Ratschläge über die Reformation des Ordens zu erbitten. Jetzt schuf die Krakauer Huldigung des neuen Herzogs die Möglichkeit einer halb unabhängigen Existenz für die ostpreußischen Lande und zugleich das erste Beispiel einer Säkularisation im großen Stil. Für das Bündniß der deutschen Evangelischen erwuchs freilich aus dem Übertritt des Hochmeisters, der nur 100 Reiter stellen wollte, keine unmittelbare Verstärkung, wohl aber aus seiner Vermählung mit einer Tochter König Friedrichs von Dänemark; nicht nur Dänemark, auch König Gustav von Schweden zeigte sich zum Beitritt geneigt. Der Horizont der Verbündeten hatte sich rasch erweitert; was ein Jahrhundert später die Rettung des deutschen Protestantismus werden sollte, kündigte sich schon damals in allerlei Combinationen an.

Der sicherste Bundesgenosse der Evangelischen blieb doch immer der Haß gegen die Habsburger, mochte er im Reich Zwietracht unter die Katholiken bringen oder draußen die mannigfaltigsten Kräfte gegen die Übermacht des Kaisers in Bewegung setzen. Es ist bezeichnend, daß die Evangelischen eine Zeitlang daran dachten, den Kurfürsten von Trier, der „den Franzosen im Leib hatte," zu gewinnen. Ganz besonders wirksam war aber der Gegensatz zur österreichischen Politik beim Haus Wittelsbach, vor allem bei der bairischen Linie, die geradezu an eine Erhebung des Herzogs Wilhelm zum römischen König gedacht zu haben scheint. Ihre pfälzischen Vettern suchten sich freilich bald wieder dem Kaiser zu nähern und sogar Trier, obwohl

Digitized by Google

seit Okt. 1525 mit Landgraf Philipp verbündet, hielt es für angezeigt von Karl und Ferdinand Pension zu nehmen. Aber damit waren die Umtriebe gegen eine neue habsburgische Königswahl im Reich noch lange nicht aufgegeben. Und während Karl V. den Gedanken nach Deutschland zu gehen vor den dringenden Anforderungen seiner großen europäischen Politik wieder zurückstellen mußte, war der Blick seines Bruders bereits mehr und mehr nach Ungarn gerichtet, wo der Zusammenbruch der christlichen Herrschaft mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten stand. Vergessen wir nicht, daß außerdem in seinen Erblanden die Revolution noch nicht völlig niedergeschlagen war. Unter solchen Verhältnissen wurde noch einmal der Versuch gemacht, die religiöse Frage auf einer Reichsversammlung zu entscheiden.

Dieser Reichstag, der eines vielleicht nicht ganz begründeten Rufs genießt, wurde nach dem fruchtlosen Verlauf eines zu schwach besuchten Augsburger Tages auf den 1. Mai 1526 nach Speier ausgeschrieben und, nachdem Ferdinand längere Zeit geschwankt hatte, ob er ihn lieber betreiben oder verschieben solle, am 25. Juni eröffnet. Die auffallende Erscheinung, daß keiner von den fürstlichen Führern der Katholischen sich einfand, läßt sich doch wohl nur aus einer gewissen Geringschätzung erklären, wie sie allerdings nach der Erfolglosigkeit der vorhergegangenen Reichstage begreiflich ist. Es sollte auch ungefähr wieder ebenso gehen wie bisher. Die Majorität der Anhänger der alten Kirche war nach wie vor eine gegebene Tatsache, das Recht der Städte ein angefochtenes, die kaiserliche Proposition wie immer auf Durchführung des Wormser Edikts bis zum allgemeinen Concil gerichtet. Dagegen machte es doch Eindruck, als die erklärten Häupter der evangelischen Partei, Kurfürst Johann und Landgraf Philipp, in Person erschienen und unter ungeheurem Zulauf ihre Prediger die Lehre vom allein seligmachenden Glauben verkünden ließen; es wurde von den Gegnern als eine starke Herausforderung empfunden, daß sie überdies die Fastengebote nicht mehr beobachteten. Man könnte nicht sagen, daß die Städte, unter welchen die Reformation die meisten Anhänger zählte, sich ohne Weiteres zu ihren fürstlichen Glaubensgenossen gehalten hätten; erst vor Kurzem war im Verlauf des Bauernkriegs eine Reihe von Städten von fürstlicher Seite vergewaltigt worden, darunter die Reichsstadt Mühlhausen eben durch Sachsen und Hessen. Aber auf dem Reichstag erwies sich doch das Bewußtsein religiöser Zusammengehörigkeit mächtiger als alle trennenden Momente. Voran gingen die Städte, die in einer Beschwerdeschrift nichts Geringeres als ein freies Verfügungsrecht der weltlichen Obrigkeiten über „Ceremonien", Mißbräuche und alle Fragen des Kirchenregiments bis zum Concil verlangten. Nürnberg faßte bereits die Eventualität eines Protests ins Auge, wenn die Mehrheit des Reichstags sich unnachgiebig zeigen sollte, und änderte seine bisher ganz abweisende Haltung gegenüber den Bündnißanträgen Philipps von Hessen dahin, daß man für die Zukunft freie Hand behielt. Auf städtische Anregung war ein Ausschuß von acht Mitgliedern gewählt worden, um vor allem über die kirchlichen Fragen Vorschläge

Digitized by Google

auszuarbeiten. Unter den Weltlichen befanden sich drei entschieden Evangelische und ein altkirchlicher Reformfreund; es ist nicht zu verkennen, daß die große Weltlage, der offenkundige Kampf zwischen Kaiser und Papst die Stimmung in Speier beeinflußt hat, und nicht zu verwundern, daß man im Ausschuß sich auf ein Kompromiß vereinigen zu können glaubte, welches sogar für Zulassung des Laienkelchs und der Priesterehe eintrat, aber freilich auf der andern Seite Beibehaltung der sieben Sakramente, der Fasten, zahlreicher Kirchenfeste und auch der Vulgata als des maßgebenden Bibeltextes forderte. Noch günstiger schien sich die Lage für die Evangelischen zu gestalten, als bei der Wahl für einen allgemeinen ständischen Ausschuß, für welchen man den Städten ein paar Vertreter zugestand, die meisten Stimmen der weltlichen Fürstencurie auf den Landgrafen fielen. Unter den Räten dieser Fürsten gab es nämlich, wie ein Nürnberger berichtet, „viel frommer Christen" und Spalatin fällt das Gesammturteil, man halte dafür, „daß man nie auf keinem Reichstag bisher so frei, so tapfer und so keck mit, gegen und von dem Papst, den Bischöfen und andern Geistlichen geredet habe als auf diesem".

Da fuhr Erzherzog Ferdinand mit der Veröffentlichung einer kaiserlichen Instruktion dazwischen, die er bis dahin geheim gehalten hatte. Das vom 23. März datirte Schriftstück erklärte, der Kaiser werde in Italien sich mit dem Papst über das allgemeine Concil verständigen und verlange, daß bis dahin oder bis zu seiner Ankunft im Reich die Stände nichts, was dem christlichen Glauben oder dem Herkommen der Kirche zuwider sei, handeln und beschließen, vielmehr die Mandate von Worms und Nürnberg handhaben sollten. Die Absicht des Erzherzogs ging dahin jeden weitern Schritt in Sachen der Religion unmöglich zu machen und die Stände dafür vor allem zur raschen Bewilligung der Türkenhülfe zu nötigen. Trotz der fast allgemeinen Entrüstung — man dachte sogar an Betrug — erreichte er wenigstens zum Teil seinen Zweck. Freilich nicht die einfache Anerkennung des Wormser Edikts; seine Ausführung wurde wie früher so auch jetzt von den Städten für ganz unmöglich erklärt und zugleich wiesen sie darauf hin, daß zur Zeit der Abfassung jener Instruktion Kaiser und Papst noch einig gewesen seien, während jetzt das päpstliche Kriegsvolk wider den Kaiser im Feld liege. Inzwischen verfiel der Kurfürstenrat auf einen Ausweg, der wirklich eingeschlagen wurde, daß nämlich ein jeder sich in der Glaubenssache so erzeigen solle, wie er es gegen Gott, den Kaiser und das Reich werde verantworten können. Der Erzbischof von Trier hatte den ersten Fingerzeig durch seine Äußerung gegeben, es stehe ja bei einem jeden, ob er dem Kaiser gehorchen wolle oder nicht. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß eben damals in Granada über die Frage verhandelt wurde, ob man nicht wenigstens die Strafbestimmungen des Wormser Edikts nachlassen könnte, um das persönliche Eingreifen Ferdinands in Italien zu ermöglichen. Von einem förmlichen Ausspielen Luthers gegen den Papst, wie es ein zorniges Wort des Kaisers früher einmal in Aussicht gestellt hatte (S. 529), war nicht die Rede und

Digitized by Google

Karl wandte sich auch wegen jenes verklausulirten Zugeständnisses erst noch einmal an seinen Bruder. Dieser kaiserliche Brief vom 27. Juli hat aber nicht, wie man früher annahm, auf die Entschlüsse Ferdinands eingewirkt, welchem er offenbar erst nach Schluß des Reichstags zukam. Die Stände einigten sich dahin, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzufertigen, um die baldige Veranstaltung eines allgemeinen oder nationalen Concils zu betreiben, und blieben in dem Reichsabschied vom 27. August bei jenem kurfürstlichen Vorschlag stehen, daß man bis zum Concil in Sachen des Wormser Edikts also leben, regieren und sich halten werde, „wie ein jeder solches gegen Gott und kais. Mt. hoffet und vertrauet zu verantworten".

In diesem keineswegs zweideutigen Kompromiß hat man, wie Ranke sich ausdrückt, „die gesetzliche Grundlage der Ausbildung deutscher Landeskirchen" finden wollen. Sehr mit Unrecht, denn die Verantwortung vor dem Kaiser erscheint jener gegen Gott keineswegs untergeordnet und bei den Ständen konnte über die wahre Meinung Karls V. doch kaum ein Zweifel bestehen, man hätte denn mit einer Flugschrift des Jahres 1526 die Fiktion vorwenden müssen, daß der fromme, milde, gottesfürchtige Kaiser unmöglich etwas wider Gottes Wort und den gemeinen Nutzen befohlen haben könne. Aber im Eingang des Reichsabschieds selbst war ja der Wille des Kaisers laut seiner Instruktion deutlich genug widergegeben: es solle in Glaubenssachen keine Neuerung oder Determination vorgenommen werden. Es entsprach also weder dem Wortlaut noch dem Sinn des Speirer Abschieds, wenn gleich nachher der Landgraf und späterhin auch andere evangelische Stände aus demselben ein Recht zur Gründung evangelischer Landeskirchen abzuleiten versuchten; verschiedene von ihnen haben sich auch unmittelbar nach den Beschlüssen in einer Weise geäußert, die von jener Auffassung noch keine Spur zeigt. Aber kommt es denn überhaupt bei großen Umwälzungen auf den Rechtstitel an? Die deutsche Reformation trug ihr Recht sozusagen in sich; daß sie schließlich zu einem legalen Dasein innerhalb des Reichs gelangt ist, verdankt sie wahrlich nicht dem Rechtsweg, sondern der Gewalt und dem Glück der protestantischen Waffen, vor welchen sich die starren Vertreter des Rechtsbuchstabens beugen mußten. Hier wie in so vielen Fällen triumphirte zuletzt der deutsche Partikularismus über das Reich, dessen Gesammtheit sich immer und überall zur Bewältigung großer reformatischer Aufgaben unfähig zeigte. So hatte auch die Versammlung von 1526 wieder nur die Entscheidung hinausgeschoben und dadurch allerdings das längst gewohnte und geübte Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Stände zu neuer Betätigung aufgefordert, mochte auch der Wortlaut ihrer Beschlüsse einem solchen Vorgehen noch so sehr widersprechen. Wieder wurden kostbare Jahre für die Ausdehnung und Befestigung der deutschen Reformation gewonnen, die zugleich in der Person des Landgrafen einen weltlichen Helden und Vorkämpfer gefunden hatte; wie ein evangelisches Lied die über den Verlauf des Reichstags bitter enttäuschten Pfaffen klagen läßt:

Digitized by Google

„ein ime rik, de is nich old,
heft unse bonde vernichtet,
he steit bi godes word mit macht,
den düvel, paweſt noch kaisers acht
deit mit den sinen nich forchten."

Während der Kampf um die Fremdherrschaft in Italien ausgefochten wurde und Deutschland dadurch in die Lage kam wenigstens einen Teil seiner großen nationalen Bestrebungen vor dem völligen Untergang zu retten, vollzog sich im Osten eine politische Umgestaltung, durch welche eine uralte Streitfrage auf Jahrhunderte hinaus gelöst wurde. Das Jahr 1527 ist das Geburtsjahr der österreichischen Monarchie; jenes oft geplante und vorübergehend verwirklichte Zwischenreich, wie es die schwer bedrohte Sicherheit von Westeuropa längst gebieterisch zu fordern schien, erstand unter habsburgischem Szepter. Hier wie anderwärts sollte die weitausblickende Politik Maximilians erst nach seinem Tod ihre Triumphe feiern.

Das alte Österreich der Babenberger und die großartige ostelbische Kolonisation, welche vom XII. bis ins XIV. Jahrhundert deutsche Kultur und Herrschaft über die Oder hinaus und der Ostseeküste entlang bis nach Livland hinauf vorschob, diese germanischen Eroberungen waren im späteren Mittelalter durch einen gewaltigen Aufschwung der slavischen Nationen abgelöst und zum Teil rückgängig gemacht worden. Am Stärksten trat die nationale Reaktion gegen das eingedrungene deutsche Wesen, vor allem gegen das blühende Bürgertum in Böhmen auf; die hussitische Revolution galt ja nicht nur der kirchlichen Herrschaft, sondern eben so sehr der bevorzugten Stellung, welche sich das deutsche Element hauptsächlich unter dem Schutz einer rein tschechischen Dynastie, der Przchemysliden, errungen hatte. Aber auch in Polen und in Ungarn kam es zu erbitterten Kämpfen gegen die deutschen Kaufleute und Gewerbtreibenden; wie in Böhmen verbanden sich mit dem Nationalhaß gegen die Fremden soziale und politische Leidenschaften und Begierden. Denn mit wahrhaft vernichtender Energie bahnte sich in diesen östlichen Reichen der Adel über die Trümmer der monarchischen Institutionen und der Volksfreiheit seinen Weg zum vollen Besitz und Genuß der Staatsgewalt. Bekanntlich ging sogar aus der hussitischen Bewegung nach einer kurzen Vorherrschaft demokratischer Elemente die böhmische Aristokratie als Siegerin hervor; König Georg Podiebrad, selbst aus ihrer Mitte erhoben, hatte die schwersten Kämpfe seiner Regierung mit diesen trotzigen Großen zu führen und zu seinen beiden Nachfolgern standen sie in einem Verhältniß, welches durch das Wort ausgedrückt wird: „Du bist unser König, wir sind deine Herren." Wie in Böhmen die Wladislawsche Landesordnung von 1500 so bezeichnet in Polen die berühmte Konstitution von 1496 einen gewissen Höhepunkt dieser Entwickelung; die Adelsdemokratie der polnischen Szlachta, die dem Bürger jeden Erwerb und Besitz von Liegenschaften untersagte und dem Bauern die Freizügigkeit nahm, belegte überdies

Digitized by Google

fast sämmtliche geistliche Würden mit Beschlag. Auch in Ungarn wußte sich der niedere Adel neben den Magnaten maßgebenden Anteil an den sehr tumultuarischen Landtagen und am Staatsrat zu verschaffen und die agrarische Revolution von 1514 bot den willkommenen Anlaß zur Einführung strengster Leibeigenschaft.

Abgesehen von den verhängnißvollen Folgen, welche das innere Leben der drei Reiche zu tragen hatte, wurde auch der Gang ihrer äußeren Politik durch diese Tendenzen vielfach beeinflußt. Hier trat aber einer reinen Herrschaft der nationalen Strömung der alte und immer wieder auftauchende Gedanke eines größeren internationalen Staatswesens in den Weg. Schon im XIV. Jahrhundert hatte König Ludwig der Große eine kurze Zeit hindurch Ungarn und Polen unter seiner Herrschaft vereinigt; dann waren durch den Luxemburger Sigmund Böhmen und Ungarn vereinigt worden, während zugleich die hussitische Revolution das Bewußtsein der Stammverwandtschaft zwischen Tschechen und Polen weckte und Ansätze zu einer politischen Verbindung hervorrief. Ganz besonders lebhaft empfand der polnische Staat das Bedürfniß sich bessere Grenzen zu schaffen, vor allem durch Eroberung des Deutschordensgebiets an der Ostsee Fuß zu fassen und durch Union mit Littauen die volle Selbständigkeit dieses gefährlichen östlichen Nachbarn zu verhindern. Aber die polnischen Vergrößerungspläne blieben dabei nicht stehen; Böhmen, Ungarn, die untern Donauländer schienen im Erreichbaren zu liegen, zumal die nationale Monarchie bei Tschechen und Magyaren nur von kurzer Blüte war. Georg Podiebrad hatte seinen Blick mehr den deutschen und westeuropäischen Dingen zugewendet und sein größerer Schwiegersohn Matthias Corvinus, der ihm vergebens die böhmische Krone zu entreißen suchte, vernachlässigte gleichfalls Ungarns natürliche Aufgaben an der untern Donau, um seine Kraft an die Gründung jenes Reichs zu setzen, wie es später durch die Habsburger wirklich zu Stande gekommen ist. Was er versäumt hatte, die Verbindung mit dem schwarzen Meer herzustellen, das mißlang etwas später (1497) dem Polenkönig Johann Albrecht, dessen zuchtloses Adelsheer den deutlichen Beweis lieferte, wie schlecht diese selbstherrliche Aristokratie für schwere militärische Arbeit taugte. Und doch schien die nächste Zukunft mehr als je solche Arbeit zu fordern. Rasch nach einander waren die zwei großen osteuropäischen Mächte emporgewachsen, deren spätere Rivalität damals noch nicht hervortrat. Das alte Byzanz war zum Mittelpunkt der osmanischen Militärmonarchie geworden und in dem vom Tatarenjoch befreiten Großfürstentum Moskau erstand eine Art von Ersatz für das gefallene oströmische Reich; hier wie dort herrschte eine tiefgewurzelte Abneigung gegen die Religion und Kultur Westeuropas. Ungarn war für die Türken, Polen für die orthodoxen Russen das nächste größere Angriffsziel.

Kaiser Maximilian knüpfte durchaus an die Traditionen seines Hauses an, als er die Familienverbindung mit den Jagellonen schloß (S. 68). Mit Wilhelm von Österreich war die Erbin der Piasten, Hedwig, verlobt gewesen,

Digitized by Google

ehe sie sich gezwungen sah dem Littauer Wladislaw Jagiello ihre Hand zu reichen. Unter König Albrecht II. und seinem jung verstorbenen Sohn Ladislaus standen dann Österreich, Böhmen und Ungarn ein paar Jahrzehnte hindurch (1437—1457) in Personalunion und bei den folgenden Erledigungen der ungarischen und der böhmischen Krone vergaßen die Habsburger nicht ihre auf eine Erbverbrüderung von 1364 mit den Luxemburgern begründeten Ansprüche hervorzusuchen, während allerdings die Stände beider Königreiche in der Lage waren in wiederholten Fällen ihrerseits mit aller Entschiedenheit ein Recht der freien Wahl geltend zu machen. Auch ein Vertrag zwischen Kaiser Friedrich und König Matthias (1463), der dem Kaiser oder einem Sohn desselben die Nachfolge in Ungarn zusprach, falls Matthias keinen (ehelichen) Sohn hinterlassen würde, war nach dem Tod des großen Königs (1490) für die Ungarn nur ein bestimmender Grund mehr, das angebliche Recht Maximilians auf ihre Krone zurückzuweisen. Damals fiel die Wahl auf den Jagellonen Wladislaw, der bereits seit 1471 König von Böhmen war. Dieses Muster fürstlicher Schwäche, der nur wenig sprach, aber zu allem ja sagte, mußte erleben, daß der ungarische Reichstag von 1505 mit der ausdrücklichen Erklärung, der gegenwärtige Verfall des Reichs komme von der Regierung fremder Könige, den Beschluß faßte, nach dem Tod Wladislaws oder eines späteren Königs ohne männliche Erben nie mehr einen Ausländer, sondern nur einen Ungarn zu wählen. Die Stände nahmen keine Rücksicht darauf, daß der Preßburger Friede von 1491 jene Nachfolgeordnung von 1463 zu Gunsten Maximilians und seiner Nachkommen erneuert hatte. Es gehörte die echt habsburgische Zähigkeit dazu, wie sie auch Maximilian bei aller Unruhe besaß, um trotzdem seinem Geschlecht durch die schon 1507 verabredete und 1515 abgeschlossene Doppelheirat die Aussicht auf den Erwerb der beiden Kronen oder wenigstens auf die Nachbarschaft einer eng befreundeten Dynastie zu sichern. Vollzogen wurde die Ehe von Seiten der sehr jugendlichen Vermählten erst nach Jahren; im Mai 1521 führte Erzherzog Ferdinand Wladislaws Tochter Anna heim, während ihr Bruder König Ludwig II. von Ungarn (geb. 1506) im Jan. 1522 mit der Infantin Maria Hochzeit hielt.

Über Erwarten schnell kam für die Habsburger die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche. Das schwache jagellonische Königtum, dadurch noch mehr heruntergebracht, daß Ludwig beim Tod seines Vaters (1516) noch unmündig war, gewann durch diesen seinen letzten Vertreter keine neuen Kräfte. Während in Böhmen zu den ständischen Streitigkeiten sich das Aufleben der von der deutschen Reformation berührten religiösen Gegensätze gesellte, trieben in Ungarn die fast ganz anarchischen Zustände einer Katastrophe entgegen. Der junge König wollte vor allem sein Leben genießen; seine geistreiche und energische Gemahlin scheute sich nicht die Erbitterung der Magyaren herauszufordern, indem sie sich mit Deutschen umgab und ihre Sympathien für die deutsche Ketzerei offen hervortreten ließ. Denn in Ungarn erscholl seit dem Jahr 1522 die Predigt des Evangeliums, zumal in Siebenbürgen bei den

Digitized by Google

Sachsen, aber auch in Ödenburg und in Oberungarn. Am Hof befürworteten Markgraf Georg, der vormalige Erzieher des Königs, sowie der kaiserliche Gesandte die neue Lehre und Königin Maria machte den leidenschaftlichen Österreicher Cordatus, der nachmals so viel in Luthers Haus verkehrte, zu ihrem Prediger. Um so stürmischer erhob sich der einheimische Adel, für dessen große Mehrzahl das Wort des päpstlichen Nuntius zutraf, daß sie niemals etwas verwerfen würden, was die Deutschen verwerfen. Der erste Mann dieser „patriotischen" Aristokratie war der Wojwode von Siebenbürgen Johann Zápolya, der sich durch die grausame Unterdrückung der Revolution von 1514 (S. 156) einen Namen gemacht und eine Zeitlang auf die Hand der Prinzessin Anna gehofft hatte. Sein Ziel war die ungarische Krone, sein Werkzeug der leicht erregbare niedere Adel und es charakterisirt vielleicht am Schlagendsten

Ludwig und Maria von Ungarn.
Facsimile der Holzschnitte von Albrecht Dürer.

die fortwährend mit der Rebellion spielende Stimmung dieser Kreise, wenn sogar polnische Gesandte finden, im Vergleich mit den ungarischen Zuständen seien die ihrigen noch glücklich zu nennen. Sie meinen, das Übel sei nur durch einen Aufstand oder durch einen auswärtigen Angriff zu beseitigen.

Das Übel wurde aber nicht beseitigt, sondern zeigte sich erst in seiner ganzen Häßlichkeit, als der längst erwartete Vorstoß der türkischen Macht gegen Ungarn wirklich erfolgte. Wenn in den offiziellen Äußerungen des Papsttums und der großen christlichen Staaten seit Jahren die Türkennot und das Bedürfniß ihrer Abwehr eine so große Rolle spielten, so waren das keine leeren Phrasen, mochten auch die Schreiber selbst zuweilen sich nicht allzuviel dabei denken. Nachdem unter Selim I. die Kriegspolitik, ohne welche ein reiner Militärdespotismus nicht leben konnte, sich nach dem Orient gewendet, ein Stück von Persien abgerissen und mit der Vernichtung der ägyptischen

Digitized by Google

Mamelukenherrschaft (1517) zugleich dem Großherrn von Stambul die Khalifenwürde erobert hatte, begann mit der Tronbesteigung Suleimans II. (1520) eine Reihe von europäischen Feldzügen. Schon 1521 bekamen die Ungarn, die sich an der Person eines türkischen Gesandten vergriffen hatten, die Rache des jugendlichen Sultans zu fühlen; ihre wichtigsten Grenzfestungen, Schabatz und Belgrad, fielen in die Hand der Türken. Das nächste Jahr sah die heldenmütige Verteidigung der gewaltigen Festung Rhodos durch die Johanniter; nach zwanzig vergeblichen Stürmen und furchtbaren Verlusten erreichte die Ausdauer der Osmanen doch ihr Ziel und am 21. Dez. 1522 kapitulirte der Großmeister, um mit seinen Rittern über Kreta nach Italien auszuwandern, bis dann später (1530) der Orden seinen neuen festen Sitz in Malta aufschlug. Es konnte der Pforte nicht entgehen, daß die religiöse und politische Zerrissenheit des Abendlandes für eine Angriffspolitik die günstigsten Gelegenheiten bot; in Konstantinopel sprachen die Paschas von dem neuen Gegenpapst Martin Luther, der gleich ihrer Religion auch keine Bilder in den Kirchen leiden wolle, und schon vor der Schlacht von Pavia begannen die Anknüpfungen Frankreichs mit den Türken, damals noch in größter Heimlichkeit. Einer von den kroatischen Großen, Christoph Frangepan, sollte im Auftrag Franz' I. mit dem Pascha von Bosnien in Steiermark und Kärnten einfallen. Nach der Gefangennahme des Königs wandte sich seine Mutter an den Sultan und Franz schloß sich von Spanien aus diesen Bitten um Hülfe an, worauf ihm Suleiman einen Trostbrief sandte mit der Versicherung: „Tag und Nacht ist unser Pferd gesattelt und unser Säbel gegürtet." Im Frühjahr 1526 erhob er sich, um Ungarn zu unterwerfen; der Besitz von Ofen, hieß es in seinem Kriegsrat, sei für die Sicherung des osmanischen Reichs unentbehrlich. „Wenn der Türke kommt," schrieb der Nuntius nach Rom, „so möge Seine Heiligkeit Ungarn als verloren betrachten." Es waren zwischen 20- und 30 000 Mann, die der junge König der ungeheuern, vielleicht zehnfachen Übermacht des Feindes entgegenführte; Zápolya, dem man den Wunsch einer Demütigung seines Vaterlands zutraute, stand mit seinen Truppen abseits, als am 29. August in der sumpfigen Ebene von Mohács das kleine Ungarnheer, ohne Verstärkung abzuwarten, nach einem tollkühnen Angriff von der Überzahl und den 300 Geschützen der Gegner erdrückt wurde. Zwei Erzbischöfe, fünf Bischöfe, eine große Zahl Magnaten, Tausende von Kämpfern deckten das Schlachtfeld; vor dem Zelt des Sultans wurden 2000 Christenköpfe als Trophäe aufgeschichtet. König Ludwig selbst fand auf der Flucht seinen Tod im Hochwasser eines Bachs. Weit und breit trugen die türkischen „Renner und Brenner" den Schrecken vor sich her; Suleiman feierte den kleinen Bairam in Ofen, aber er zog wieder heim, ohne sich des Landes versichert zu haben. Es war wie einer jener entsetzlichen Raubzüge, welche vor vielen Jahrhunderten den Namen der heidnischen Ungarn in Deutschland und bis nach Italien zuerst bekannt gemacht hatten.

Um die beiden erledigten Kronen begann sofort ein hitziges Drängen

Digitized by Google

und Kämpfen. Einfach genug lag die Sache in Ungarn, wo von vornherein nur zwei Rivalen möglich waren, Ferdinand und Zápolya. Dagegen erweckte schon vermöge seiner geographischen Lage Böhmen von jeher die ehrgeizigen Gelüste verschiedener großer und kleiner Nachbarn; auch diesmal wurden neben König Sigmund von Polen eine ganze Reihe von deutschen Bewerbern genannt, Joachim von Brandenburg, Johann von Sachsen und sein Sohn Johann Friedrich, Herzog Georg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern. Der neue Preußenherzog Albrecht, welchem Friedrich von Liegnitz, ein Freund der Reformation, empfahl sich selbst um das Königreich zu bewerben, bemühte sich wenigstens Ferdinands Wahl zu hindern und seinem Oberlehnsherrn, dem König von Polen, als dem rechten Erben zur böhmischen Krone zu verhelfen. Wirklich gefährliche Rivalen für den Erzherzog Ferdinand waren nur die Wittelsbacher, deren Agent seinen „Safranzettel" zum „Schmieren" der böhmischen Wähler auf weit über 200 000 Gulden berechnete und mit dem Gesandten des gleichfalls vorgeschlagenen Königs von Frankreich Fühlung hatte. Sie traten damals der Gründung einer habsburgischen Großmacht in und neben dem Reich mit der größten Konsequenz und bei jeder Gelegenheit entgegen; zu gleicher Zeit faßten sie die römische und die böhmische Krone ins Auge. „Nie," sagt Ranke, „gab es ein für die Machtentwickelung des Hauses Österreich gefährlicheres Unternehmen." Es war doch wesentlich der überlegenen Geschicklichkeit der österreichischen Gesandten zu danken, daß die Wahl vom 23. Okt. 1526 zur größten Bestürzung der Baiern auf den Erzherzog fiel. Mit vollem Recht weist Baumgarten auf den verhängnißvollen Fehlgriff Franz' I. hin, der wie bei dem Streit um die römische Krone auch diesmal über einer persönlichen Bewerbung die energische Unterstützung eines deutschen Rivalen der Habsburger versäumt hatte. „In Prag wurden," wie Alfons Huber urteilt, „damals nicht bloß die Geschicke Österreichs, sondern auch die Europas entschieden."

Nicht durch religiöse Zugeständnisse, wie man früher annahm, hat Ferdinand die Böhmen gewonnen. Denn trotz frühzeitiger Anknüpfungen mancher Utraquisten und der stets bedrängten böhmischen Brüder mit dem „sächsischen Hus" war doch von einem raschen Sieg der Reformation dort nicht die Rede, vielmehr eben in den letzten Jahren wieder eine große Annäherung zwischen Katholiken und Utraquisten eingetreten; Luther mußte erleben, daß ein ehrgeiziger Geistlicher, Gallus Cahera, der sich persönlich an ihn gewendet und eine Zeitlang in Prag die evangelische Richtung gefördert hatte, als utraquistischer Administrator sich zum Werkzeug jener Reaktion hergab. So forderten auch die Artikel, welche die Stände ihrem gewählten König vorlegten, nur gleiche Gerechtigkeit für Katholiken und Utraquisten, während Priesterehe, Verletzung der Fasten und Lästerung der Heiligen ausdrücklich verpönt wurden. Ferdinand, der bei dem Versuch der Stände, ihm eine sehr weitgehende Wahlkapitulation aufzunötigen, große Festigkeit zeigte, versprach den Compaktaten (S. 14) volle Gültigkeit und womöglich die päpstliche Be-

Digitized by Google

stätigung zu verschaffen; das Gleiche hatten auch Wladislaw und Ludwig gelobt. Auch daß er durch den freien Willen der Stände gewählt sei, erkannte er an, aber gegen eine Reihe von Artikeln, die eine wesentliche Herabminderung der königlichen Gewalt in sich schlossen, wehrte er sich mit gutem Erfolg. Schon hofften seine Feinde, diese Hartnäckigkeit würde ihm doch noch die Krone kosten, aber am 24. Februar 1527 wurde die feierliche Krönung in Prag vollzogen. In den Nebenländern Mähren, Schlesien und Lausitz, die zur Wahl nicht beigezogen worden waren, erfolgte Ferdinands Anerkennung ausdrücklich auf Grund des von den Böhmen verworfenen Erbrechts seiner Gemahlin. Dieses Recht hatte der Erzherzog auch in Ungarn geltend machen wollen, aber hier war gegenüber der Gewalt der nationalen Leidenschaft, wie sie vor allem den niederen Adel beseelte, weder mit diesem sehr zweifelhaften Anspruch noch mit den früheren Vereinbarungen über die Nachfolge (S. 581) etwas zu erreichen. Ein polnischer Beobachter empfing den Eindruck, daß man aus lauter Deutschenhaß sogar einem Bund mit den Türken geneigt sei. Am 10. November 1526 wurde Johann Zápolya in Stuhlweißenburg zum König ausgerufen und den nächsten Tag gekrönt; „es hätten," meint der Pole, „die Götter selbst die Magyaren zur Wahl eines fremden Fürsten nicht zu bewegen vermocht." Man plante seine Vermählung mit der Königinwittwe Maria, aber diese tapfere Habsburgerin tat im Gegenteil alles, um ihrem Bruder die Krone zu verschaffen. Es gelang ihr, echt habsburgisch mehr durch Versprechungen als durch wirkliche Leistungen, doch eine Partei zu sammeln und einen freilich sehr kleinen Reichstag in Preßburg zusammen zu bringen, der am 17. Dezember Ferdinand zum König wählte. Denn so unerschütterlich auch der Erzherzog an seinem Recht auf die Krone festhielt, so waren doch seine Gesandten klug genug, im entscheidenden Augenblick die Wahl der Nation in den Vordergrund zu rücken.

Nicht minder als in Karl V. verkörpert sich der Ehrgeiz einer Dynastie, welcher nichts zu hoch oder zu fern erschien, in seinem jüngeren Bruder. Was hatte er alles in den letzten Jahren erstrebt! Außer der römischen Königswahl, für welche er einstweilen seit 1525 die Zustimmung des Kaisers besaß, beschäftigte ihn ernstlich der Erwerb des Herzogtums Mailand und noch zu Lebzeiten seines ungarischen Schwagers faßte er Fuß in Kroatien, wo ihn die Stände zum Protektor annahmen; er dachte schon weiter, an ein Königreich Bosnien. Jetzt war ihm Böhmen sicher, aber um wirklich König von Ungarn zu werden, mußte er das Schwert ziehen, unter den ungünstigsten Verhältnissen, in einem Augenblick, wo Frankreich, der Papst, Venedig, Polen, die Baiernherzoge wetteifernd auf die Seite seines Gegners Zápolya traten. „Soviel man," schreibt Eck an Herzog Wilhelm „den König zu Hungern in den Erzherzogen hetzen möchte, dest besser wär es." Aber die unbegreifliche Indolenz Zápolyas, der statt die Vorteile seiner Lage auszubeuten dem Gegner durch eine Waffenruhe Zeit zur Rüstung verschaffte, machte es möglich, daß ihn Ferdinand im Sommer 1527 an der Spitze eines kleinen, aber

Digitized by Google

tüchtigen Heeres überraschen und bis nach Siebenbürgen jagen konnte. Ein nach Ofen berufener Reichstag erkannte den Habsburger als rechtmäßigen König an und am 3. November erfolgte die Krönung in Stuhlweißenburg. Die großartige Veränderung, die mit dem vormals fast machtlosen Statthalter eines fernen Kaisers vorgegangen war, mußte nach zwei Seiten hin einen unmittelbaren Einfluß üben. Einmal mußte dem Kaiser selbst der Umstand, daß das Interesse seines Bruders von dem Entscheidungskampf in Italien so gründlich abgelenkt und Ferdinand bei ihm zum eifrigen Anwalt des Friedens wurde, sehr ungelegen sein. Dann aber stand der Träger zweier Königskronen, dessen Gebiet sich nunmehr beinahe ununterbrochen vom Oberelsaß bis in die ungarische Tiefebene und von der Adria bis hinauf zur Oder erstreckte, den Ständen des heiligen Reichs ganz anders gegenüber als früher. Freilich ruhte seine Herrschaft in Ungarn noch auf recht schwachen Grundlagen und im Reich wurde die Opposition der Wittelsbacher durch das Glück ihres Rivalen erst recht verschärft, statt sich entmutigen zu lassen. Trotzdem war und blieb diese Gründung eines neuen habsburgischen Großstaats ein Moment, welches die ohnedies vorhandene Erregung der beiden deutschen Religionsparteien noch verstärken mußte. Nicht der Türkenkrieg, sondern der Religionskrieg schien vor der Türe zu sein.

Sehr verschieden äußerte sich doch die selbständige Regelung der kirchlichen Frage, wie sie bei der langen Abwesenheit des Kaisers und der Machtlosigkeit der Reichsorgane den einzelnen Ständen zufiel, bei den Altgläubigen und den Bekennern der neuen Lehre. Wirkliche Duldung war auf keiner von beiden Seiten zu finden, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Evangelischen, die kirchlichen Revolutionäre, in der Regel weit gemäßigter gegen die Katholischen verfuhren als diese mit ihnen. Wohl bedrohten z. B. die Religionsmandate des Herzogs von Preußen (Juli 1525) und seines Bruders des Markgrafen Kasimir (August 1525) jede Abweichung von der reinen und lautern Predigt des Evangeliums mit strenger Ahndung; in Preußen, wo der Herzog sich auf sein von Gott auferlegtes Amt des Schwertes berief, soll es wirklich zu ein paar Hinrichtungen von „Abergläubischen" gekommen sein. Aber im Ganzen und Großen ging doch der evangelische Staat mit einer Schonung vor, wie sie die alte Kirche nicht gekannt hatte. Für ein friedliches Nebeneinander der todfeindlichen Richtungen in demselben Territorium fehlte damals noch jede Möglichkeit: man konnte kaum weiter in der Rücksicht gehen als Landgraf Philipp, der auf der Homberger Synode (Oktober 1526) den Altgläubigen noch einmal Gelegenheit gab, ihre Ansicht öffentlich zu verteidigen. Davon war nun freilich nicht die Rede, daß der Ausgang eines solchen „freien" Religionsgespräches zweifelhaft sein, daß die nach der Überzeugung der Mehrzahl unterliegende Minorität auf eine fernere Anerkennung ihres abweichenden Standpunktes rechnen hätte dürfen. Der Landgraf war viel-

Digitized by Google

leicht stärker als irgend einer seiner fürstlichen Glaubensgenossen von den ursprünglichen Idealen der religiösen Bewegung ergriffen worden; die Kirchenordnung, welche Franz Lambert, ein feuriger Südfranzose und ehemaliger Minorit, nach der Homberger Synode ausarbeitete, suchte jener eigentümlichen Idee Luthers von der Aussonderung einer wirklichen Gemeinde der Heiligen durch eine Art von Plebiszit, durch ein Verzeichniß aller den neuen Ordnungen zustimmenden Männer, Frauen und Kinder gerecht zu werden und auf dieser Grundlage eine Presbyterialverfassung aufzubauen, in welcher dem Landesherrn und dem Adel nur ein gewisser Anteil an dem demokratisch organisirten Kirchenregiment eingeräumt werden sollte. Allerdings trat der kühne Entwurf nie ins Leben und Philipp ließ sich sehr bald hauptsächlich durch Luthers Kritik über „so einen Haufen Gesetze mit so mächtigen Worten" auf den bequemeren Weg des Summepiskopats weisen. Immerhin begnügten sich diese weltlichen Bischöfe damit, hartnäckigen Anhängern der alten Kirche die Übung ihres Kultus zu verbieten und sie äußersten Falls zur Auswanderung zu nötigen. In Nürnberg wurde z. B. das Dominikanerkloster erst 1543 aufgelöst und das der Barfüßer erhielt sich noch länger, bis im Jahr 1562 der letzte Mönch wegstarb; selbstverständlich zog man sie zu den allgemeinen bürgerlichen Lasten heran. In Hessen erhielten die austretenden Mönche und Nonnen ihre Abfindung teils in barem Geld teils durch Verschreibung von Fruchtgefällen auf Lebenszeit. Es war für den Priesterstand ein schroffer Übergang vom Besitz der ausgedehntesten Rechte und Befugnisse zu einer Fristung des Daseins, die ihm mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung geboten wurde. Aber es war doch keineswegs die volle religiöse Revolution, wie sie z. B. im hussitischen Böhmen das Blut der „Götzendiener" gefordert hatte. Wenn man die furchtbaren vernichtenden Anklagen liest, die in den Schriften Luthers und anderer Reformatoren über die „rote Hure" und ihre Diener ausgegossen werden, kann man sich nur wundern, daß die Praxis der evangelischen Fürsten und Städte bei der Umgestaltung des Kirchenwesens nicht zu gewaltsameren Mitteln gegriffen und immer noch eine Art von Ablösungspflicht anerkannt hat.

Ganz anders ist das Bild, welches uns auf Seiten der katholischen Obrigkeiten entgegentritt. Ihr Programm war ein sehr einfaches, Tilgung dieser neuen Ketzerei, wie sie Georg von Sachsen einem der Türken wegen nach Eßlingen berufenen Fürstentag (Dezember 1526) als das erste und dringendste Bedürfniß ans Herz legte. Wenn schon der Ausgang des Bauernkriegs so manchem altgläubigen Herren Anlaß zu exemplarischer Bestrafung lutherischer Prediger geboten hatte, so nahm seit dem Speirer Reichstag die kirchliche Reaktion einen Aufschwung, der mit dem gleichzeitigen Vorgehen der Evangelischen gewissermaßen Schritt hielt; nur daß die Katholischen gleich mit Beil und Scheiterhaufen bei der Hand waren. Georg von Sachsen, der sich mit Landesverweisung begnügte, blieb, obwohl durch seine persönliche Fehde mit Luther schwer gereizt, von allen der Mildeste; das Mandat, welches

Digitized by Google

König Ferdinand im August 1527, während seines ungarischen Feldzugs erließ, setzte schon auf eine abfällige Kritik der Fürbitten für die armen Seelen Landesverweisung und drohte bei schwereren Vergehen mit Feuer, Schwert und Wasser. Nun scheint die strikte Ausführung dieses blutigen Mandats allerdings dadurch sehr erschwert worden zu sein, daß unter dem österreichischen Adel die Sympathien für die neue Lehre immer mehr um sich griffen; während schon 1524 ein Wiener Bürger, Kaspar Tauber, als Evangelischer enthauptet worden war, hören wir aus den Jahren nach jenem Mandat nur von wiedertäuferischen, nicht von lutherischen Märtyrern. Dagegen wurde in Baiern bitterer Ernst gemacht: das Jahr 1527 sah die Verbrennung des Carpentarius in München und des vielberufenen Geistlichen Leonhard Käser, der aus Wittenberg heimgekehrt war, um seinen sterbenden Vater zu besuchen, in Schärding. Die Exekutionen häuften sich in grauenhafter Weise, wie denn in Landsberg 9 Personen zum Feuer, in München 29 zum Wasser verurteilt wurden; auch der berühmte bairische Geschichtschreiber und Prinzenerzieher Aventin mußte als der Ketzerei verdächtig eine Zeitlang im Gefängniß sitzen. In Meersburg am Bodensee starb (1527) der Prediger Johann Heuglin den Feuertod; Rat und Inquisition zu Köln hielten den Magister Adolf Clarenbach Jahre lang in widerrechtlicher Haft, bis er im September 1529 zusammen mit dem Studenten Peter Flysteden, der bei der Elevation der Hostie im Dom ausgespien hatte, zum Scheiterhaufen geführt wurde. Die freudige Standhaftigkeit, mit welcher diese Opfer des Fanatismus in den Tod gingen, rief die Zeiten des ältesten Christentums und seiner heidnischen Verfolger ins Gedächtniß; die Tradition der Glaubensgenossen suchte die letzten Reden der Gemarterten als ein kostbares Vermächtniß zu bewahren und umgab z. B. Käsers Ende mit Wundern. Aber schon begann der Verfolgungsgeist selbst die höchsten Kreise zu berühren; Kurfürst Joachim von Brandenburg setzte seiner neugläubigen Gemahlin im Jahr 1527 einen Termin zur Bekehrung und überlegte ernstlich, ob er sie töten oder lebenslänglich einsperren solle, bis die gequälte Frau im März 1528 sich vor den Drohungen und Unwürdigkeiten des leidenschaftlichen Herrn zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen flüchtete.

In jener Zeit der Prüfung hat Luther, für welchen mit den äußeren Kämpfen „inwendige Schrecken" verschiedener Art zusammentrafen (S. 569 f), sein größtes Lied gesungen, das hohe Lied der Reformation. Es ruht so völlig in seinem festen Glauben an die Allgewalt des Worts und an die Wertlosigkeit aller irdischen Wehr, und dennoch klingt aus seinen mächtigen Rhythmen etwas wie Trompetengeschmetter und als klirrten die Schwerter der Geusen und Hugenotten, der Schweden Gustav Adolfs, der Rundköpfe Cromwells. Luther dichtete diesen Schlachtgesang des Protestantismus, indem er die Nähe des jüngsten Tages zu spüren meinte; im Jahr 1527 schrieb er seine Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Lichtenbergers Weissagungen (S. 145 f.), freilich nicht ohne seiner Geringschätzung der Astro-

Digitized by Google

logie Ausdruck zu geben, und ein paar Jahre später bezeichnete er in seiner Auslegung des Daniel die steigende Macht Karls V. und den hellen Glanz des Evangeliums als das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichts. Am 1. November 1527 aber tröstete er sich in einem Brief an seinen Amsdorf, daß bei all dem Wüten des Satans Gottes Wort „die Seelen rettet, wenn jener auch die Leiber verschlingt". So schreibt er am zehnten Jahrestag „der Zertretung des Ablasses, zu deren Gedächtniß wir in dieser Stunde einen Trunk getan haben". Alles, was er persönlich in hartem Ringen mit dem „Fürsten dieser Welt" erfahren hatte, legte er damals in die edlen und siegesfrohen Worte seines Lieds; die Strophe „und wenn die Welt voll Teufel wär" erinnert uns an seinen Einzug in Worms, während der Todesmut jener evangelischen Märtyrer aus dem Schlußvers heraustönt:

„Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben"

Daß aber Luther trotzdem nicht gewillt war, den Feinden ihren „Unrat" ungestraft hingehen zu lassen, zeigt der Kampf, welchen er noch 1527 gegen eine schmähliche Rechtsverletzung des Kurfürsten von Brandenburg aufnahm. Joachim hatte die Frau eines gewissen Wolf Hornung als Mätresse zu sich genommen und nicht nur den beschimpften Gatten mit der äußersten Brutalität aus dem Lande gejagt, sondern auch die Verführte gewaltsam an der Rückkehr zu ihrem Manne gehindert. Dieser fürstliche Vorkämpfer der alten Kirche schämte sich nicht, durch frivole Späße seiner Gemeinheit die Krone aufzusetzen. Es konnte ihn natürlich nur noch mehr erbittern, wenn Luther als Anwalt der Mißhandelten ihm dringlich zusetzte und ihn ersuchte, nicht zu zürnen, „ob ich dem kurfürstlichen Hut würde ins Futter greifen, daß die Haar umherstieben".

Kurfürst Joachim war im Mai 1527, nicht ohne seine Mätresse in Mannskleidern mitzunehmen, mit den beiden andern Häuptern der katholischen Partei, König Ferdinand und Herzog Georg, zu Breslau zusammengetroffen. Es handelte sich dabei zunächst um die böhmischen Lehen Brandenburgs und Sachsens, aber gleich nachher kamen den Evangelischen, vor allem Kursachsen und Hessen, auch von fürstlicher Seite Warnungen zu wegen feindlicher Absichten, über welche man sich in Breslau verständigt habe. Auf diesen schon vorhandenen Verdacht gründete nun der Kanzleiverweser Herzog Georgs, Otto von Pack, seine Erdichtung eines großen katholischen Angriffsbündnisses, welche er dem erregten Landgrafen Philipp glaubhaft zu machen und als geübter Urkundenfälscher durch Vorweisung zwar nicht des angeblich verlegten Originals, aber einer scheinbar echten Kopie zu bestätigen wußte. Denn die von ultramontaner Seite aufgestellte Behauptung, Philipp sei der intellektuelle Urheber der Fälschung gewesen, ist durch die Ausführungen von H. Schwarz als voll-

Digitized by Google

kommen nichtig erwiesen. Der Vorwurf der Leichtgläubigkeit aber trifft nicht den Landgrafen allein, sondern auch den sonst so vorsichtigen Kurfürst Johann, der mit ihm sofort (9. März 1528) zu Weimar ein neues Bündniß schloß, mit dem ausgesprochenen Zweck, dem Angriff der Gegner zuvorzukommen. Kühle Überlegung hätte zu dem Schluß kommen müssen, daß eine Vereinigung zwischen König Ferdinand, den Baiernherzogen, Kurfürst Joachim, Herzog Georg, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Bischöfen von Würzburg und Bamberg ein Ding der Unmöglichkeit sei. Aber die Äußerungen katholischer Reaktion, wie sie eben in der letzten Zeit an der Tagesordnung waren, verbunden mit jenen Warnungen ließen das Unnatürliche, einen Bund Ferdinands mit seinen wittelsbachischen Todfeinden, ganz natürlich erscheinen; nach der gefälschten Urkunde sollte erst Zápolya aus Ungarn, dann Kurfürst Johann und der Landgraf aus ihren Gebieten verjagt, Magdeburg zum Gehorsam zurückgebracht werden. Diese mutige Stadt war seit Herbst 1527 wirklich in die Acht erklärt und deren Exekution dem Kurfürsten Joachim und dem Herzog Georg übertragen worden. Darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß Philipp die Gelegenheit loszuschlagen gern ergriff; er war keineswegs ein Mann des passiven Widerstands und abgesehen von seinem religiösen Eifer auch von reichsfürstlicher Abneigung gegen die monarchischen Bestrebungen der Habsburger, das „Erbkaisertum" erfüllt. Seit 1526 beschäftigte er sich mit dem Gedanken einer Zurückführung Ulrichs von Würtemberg in sein Land; der Geächtete vom Hohentwiel fand am hessischen Hof eine sichere Zuflucht. Zunächst galt es allerdings nur den Gegnern die Offensive vorwegzunehmen; „so stehet itzt die Luft," schreibt Philipp, „daß mans kann ausrichten mit Gottes Hülfe, das darnach unmöglich wäre". Im größten Stil entwarf er seine Bundesprojekte; nicht allein die evangelischen Reichsstände, auch Zápolya, Frankreich, Dänemark, Polen sollten herangezogen werden und es gingen hessische Gesandte zum Wojwoden wie zu König Franz, der schon vorher den Landgrafen, in der Voraussetzung, derselbe strebe nach der römischen Krone, zum Angriff auf Ferdinand gehetzt hatte. Wir sehen, der junge Fürst stürzt sich ohne Zaudern in die große europäische Verwicklung, wie sie eben damals, im Frühjahr 1528 die bedrohlichste Wendung für den Kaiser zu nehmen schien (S. 550 f.). Er brachte neben dem Aufgebot seiner Untertanen ein geworbenes Heer von etwa 4000 Reitern und 14 000 Landsknechten zusammen, die allerdings die hessische Grenze nicht überschritten haben; zu einem Einfall ins Würzburgische, den man früher allgemein annahm, ist es in Wirklichkeit gar nicht gekommen.

Zum ersten Mal stieß der Wille eines fürstlichen Politikers auf den Widerstand eines Elements, dessen Einmischung in den Entscheid über Krieg und Frieden durch die neue unlösbare Verbindung religiöser und staatlicher Interessen herbeigeführt wurde und den deutlichen Beweis lieferte, daß man von einer ernstlichen Scheidung des Geistlichen und Weltlichen doch noch weit entfernt war. Kurfürst Johann, einen Augenblick von dem Feuer seines jugendlichen Genossen angesteckt, ernüchterte sich rasch wieder, um fortan in

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Herzog Georg von Sachsen.

Nach dem Kupferstiche von Georg Pencz (1500—1550).

Digitized by Google

Digitized by Google

einer Gewissenssache — so faßte er den Kern des ganzen Handels — einfach dem Rat seiner Theologen nachzuleben. Es liegen nicht weniger als acht Gutachten Luthers und Melanchthons vor; Luther vertritt zuerst mit aller Entschiedenheit das Recht der Notwehr wider solche „Mordfürsten" und „Rottenpfaffen", doch setzt er die Bedingung, daß man vor der Gewalt noch einmal mit den Gegnern handeln lasse. Allmählich werden aber, wie es scheint unter dem Einfluß Melanchthons, die theologischen Ratschläge immer friedlicher und rücksichtsvoller für die Gegner, während der Landgraf sich vergebens abmüht eine Argumentation zu widerlegen, welche für den Kurfürsten Johann unbedingt maßgebend war. Es blieb dem Landgrafen kaum etwas anderes übrig als die benachbarten geistlichen Fürsten, die er zunächst bedrohen konnte, durch Verträge wenigstens zur Erstattung der Kriegskosten zu nötigen. Mainz und Würzburg versprachen je 40 000, Bamberg 20 000 Gulden zu zahlen; außerdem verzichtete Mainz auf seine geistliche Jurisdiktion in Sachsen und Hessen. So endete dieser Feldzug ohne Schwertstreich, der gleichwohl für die Zukunft des deutschen Protestantismus in mehr als einer Beziehung vorbildlich sein sollte: der verhängnißvolle Gegensatz zwischen dem Landgrafen und den Ernestinern, die Verbindung mit den ausländischen Gegnern Habsburgs, der naheliegende Gedanke zuerst mit den faulen geistlichen Staaten fertig zu werden, die bereits hier im Hintergrund gehaltene Rückführung Ulrichs von Würtemberg, das alles wiederholt sich in der Geschichte des schmalkaldischen Bundes, dessen eigentlicher Hauptgründer ja gleichfalls Landgraf Philipp gewesen ist. Vorerst mochte er wohl seine Übereilung bereuen, als die grundlos bezichtigten katholischen Fürsten mit großer Entrüstung den Beweis der schweren Anklage und als dieser ausblieb, die Nennung und Bestrafung des Betrügers forderten. Es mag nach dem Buchstaben des Rechts sich verteidigen lassen, daß Philipp sich weigerte seinen erbärmlichen Gewährsmann an den Herzog Georg auszuliefern oder der peinlichen Frage zu unterwerfen; da man aber in jener Zeit nicht gewohnt war mit solchen Subjekten viel Federlesens zu machen, konnte die weitgehende Rücksicht des Landgrafen auf den Elenden den übeln Eindruck der ganzen Sache im Reich nur verstärken. Pack, vom hessischen Hof entlassen, wurde erst nach vielen Jahren in den Niederlanden festgenommen und auf Herzog Georgs Betreiben 1537 enthauptet. Wie sehr übrigens den deutschen Obrigkeiten der Schrecken vor der Revolution noch in den Gliedern steckte, zeigte sich wie bei jeder politischen Aufregung dieser Jahre so auch bei dem Unternehmen des Landgrafen, dessen Fahnen, wie man glaubte, für die alten Feinde des Klerus, die armen Leute, die größte Anziehungskraft haben mußten. Sagt er doch selber in einer Instruktion, jeder gemeine Mann vom Adel und gemeinen Volk sei ihm geneigt.

Die Warnung, welche die altgläubigen und zumal die geistlichen Stände durch die Packischen Händel erhalten hatten, trug ihre Früchte, als nach ein paar vergeblichen Reichstagsansätzen auf den 21. Februar 1529 eine Versammlung nach Speier ausgeschrieben wurde. Jene Gesandtschaft an den

Digitized by Google

Kaiser, die man dort 1526 in Aussicht genommen hatte, war nicht zu Stande gekommen; Karl V. hatte sich vielmehr eine derartige Übermittlung von Wünschen oder Beschlüssen des Reichs verbeten und den schriftlichen Weg für den einzig zulässigen erklärt (20. Mai 1527). Jetzt bekam man in Speier neue Proben von der absolutistischen Art, mit welcher Karl gewillt war seine kaiserliche Stellung im Reich geltend zu machen, aber die zahlreich erschienenen katholischen Stände stießen sich nicht an dem willkürlichen Verfahren des Kaisers, da es gegen die Evangelischen gerichtet war. Diese schienen in der Tat dem vereinigten festen Willen des Reichsoberhaupts und der Reichstagsmehrheit erliegen zu müssen. Sie fühlten sich von vornherein verraten und verkauft; gegenüber Kursachsen und Hessen wurden von den übrigen Fürstlichkeiten sogar die herkömmlichen Formen der Höflichkeit nicht mehr beobachtet. „In summa," schreibt der Straßburger Jakob Sturm, „Christus ist wieder in den Händen des Kaiphas und Pilatus." Mit der wohlwollenden Neutralität der Pfälzer, auf die man bisher gerechnet hatte, war es vorbei; der Bruder des Kurfürsten, Pfalzgraf Friedrich, hatte sich wieder einmal durch windige Versprechungen, vor allem durch die Hoffnung auf die Hand der Königinwittwe von Ungarn, dazu bestimmen lassen, früheren Undank zu vergessen und seine alte Rolle eines getreuen Schildknappen der Habsburger aufs Neue zu spielen. Neben König Ferdinand und dem Pfalzgrafen erschienen als kaiserliche Commissare Wilhelm von Baiern, Erich von Braunschweig, der Bischof Bernhard von Trient und der Gesandte und Vizekanzler des Kaisers, Balthasar Merkel, Postulirter von Hildesheim und Coadjutor von Constanz, meist als der Propst von Waldkirch bezeichnet. Auch der Constanzer Generalvikar, Dr. Johannes Faber, gehörte als Hofprediger Ferdinands und bewährter „Ketzerhammer" zu den einflußreichsten Persönlichkeiten; vormals der Freund eines Erasmus, Melanchthon, Zwingli, hatte er seinen alten Kampf gegen den Ablaßunfug längst vergessen, da er in seinen Speirer Predigten die Lutheraner für schlimmer als die Türken und die Lehre der Kirche für zuverlässiger als die Bibel selbst erklärte. Die Proposition vom 15. März ging denn auch mit äußerster Schroffheit gegen die kirchlichen Neuerungen der letzten Jahre vor. Der Kaiser verbot bis zu dem bevorstehenden Concil jede Vergewaltigung geistlicher und weltlicher Obrigkeit sowie jede Verführung zu unrechtem Glauben bei Strafe der Acht, hob den berufenen Artikel des vorigen Speirer Abschieds, da derselbe willkürlich ausgelegt worden und daraus „großer Unrat und Mißverstand" erwachsen sei, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit auf und befahl den Ständen statt dessen die obigen Bestimmungen in den neuen Abschied zu setzen. Das war die Sprache eines absoluten Herrschers und die deutschen Reichsstände, die dem nämlichen Oberhaupt einst ihre Mitregierung aufgenötigt hatten, sahen sich zu einer bloßen Maschinerie für die Registrirung kaiserlicher Willensakte erniedrigt, wenn sie ohne Weiteres gehorchten. Nun wurde allerdings ein Ausschuß zur Beratung über die Proposition niedergesetzt, aber unter den achtzehn Mitgliedern befanden sich zehn eifrig katholische, fünf, die

Digitized by Google

sich allenfalls noch für eine Vermittlung gewinnen ließen, und nur drei evangelische, Kurfürst Johann und die beiden städtischen Vertreter. Wie hätten aber diese wenigen Stimmen sich zur Geltung bringen können, zumal der Kurfürst die Eigenschaften einer beherrschenden Persönlichkeit ganz und gar nicht besaß? Die Gegenpartei verfügte dafür über so kampflustige und zungenfertige Wortführer, wie den Cardinal von Salzburg, Leonhard von Eck, Johannes Faber, während von Vermittlern wie dem Pfälzer Kurfürsten, der „keinen Sachsen mehr kannte", nicht viel zu erwarten stand. Zur einfachen Annahme der kaiserlichen Befehle kam es allerdings doch nicht, aber das Gutachten der Ausschußmehrheit, welches die Proposition vor allem dahin milderte, daß man von einer völligen Abschaffung der Neuerungen bis zum Concil abzusehen beschloß, blieb trotzdem für die Evangelischen unannehmbar, wenn sie nicht ihre kaum errungene kirchliche Unabhängigkeit wieder sogut wie völlig preisgeben wollten. Denn abgesehen von der unbedingten Verpönung aller wiedertäuferischen und zwinglischen Lehren sollte die (altkirchliche) Messe auch in evangelischen Gebieten geduldet werden und jeder Eingriff eines Standes in die Obrigkeit, Güter und Zinsen des andern sofort die Acht nach sich ziehen. Hier konnte eine erneuerte Anwendung der bischöflichen Jurisdiktion auf die ihr entfremdeten Territorien einsetzen, während jener den Evangelischen zugemuteten Duldung des katholischen Kultus keine Zulassung evangelischer Predigt auf der andern Seite entsprach. Vielmehr sollten die Stände, die bisher das Wormser Edikt beobachtet hatten, bei demselben bleiben und die Evangelischen ihrerseits jede weitere Neuerung vermeiden. Beschlüsse, deren Ausführung den letzteren die Hände völlig gebunden und dafür der katholischen Reaktion Tür und Tor zu freiem Einzug geöffnet hätten.

Es war doch nahe daran, daß der tiefreligiöse, aber geistig unselbständige Kurfürst von Sachsen dem geschickten Versuch der Gegner erlag, welche die unselige dogmatische Spaltung unter den Evangelischen, von welcher bald näher die Rede sein wird, zu einer Trennung der streng lutherischen Elemente von den mehr zwinglisch gesinnten süddeutschen Städten zu verwerten strebten. Melanchthon, der den Kurfürsten begleitete und es für angezeigt hielt dem König Ferdinand eben jetzt seinen Danielkommentar zu widmen, meinte, eine sofortige Lossagung von den Straßburgern wäre das Vorteilhafteste gewesen. Aber Landgraf Philipp, damals schon ganz von seinem Gedanken einer Vereinigung zwischen Luther und Zwingli erfüllt, hielt die schwer bedrohten Evangelischen zusammen. Sein ganzes Auftreten atmete zuversichtliche Kühnheit; mit zweihundert Geharnischten, unter Trompetenschall, ritt er in Speier ein. Wie vor drei Jahren ärgerten er und der Kurfürst die Katholischen durch ihr Fleischessen an Fasttagen und die ungemein besuchten Predigten ihrer Theologen. Von entscheidender Wichtigkeit war es aber, daß Philipp sein altes Projekt eines Bündnisses mit den glaubensverwandten Städten nie aus den Augen verloren und trotz des Mißtrauens der Städte gegen die Fürsten wie untereinander auf einem Tag zu Frankfurt (April 1527) den

Digitized by Google

Vertretern von Nürnberg, Augsburg, Straßburg und Ulm einen Vertragsentwurf hatte vorlegen lassen, den ein neuerer Historiker geradezu als „die erste Urkunde des schmalkaldischen Bundes" bezeichnet. Es kam damals zu keinem Abschluß, aber 1528 finden wir doch bereits Nürnberger Truppen und Geschütze im Lager des Landgrafen und im Sommer des gleichen Jahrs berieten auf einem Tag zu Eßlingen die zum schwäbischen Bund gehörigen Städte, als ihr Abgeordneter, der Bürgermeister von Memmingen, wegen der evangelischen Haltung seiner Stadt aus der Bundesversammlung zu Ulm fortgewiesen wurde, über die Notwendigkeit einer engeren Verbindung. Auf dem Speirer Tag sind dann der Straßburger Jakob Sturm und der Nürnberger Tetzel die unerschütterlichen Verteidiger des Abschieds von 1526. Noch im März ließ sich der Nürnberger Rat von seinen Juristen und Theologen Gutachten ausarbeiten, welche durchaus für einen Protest der evangelischen Stände gegen jeden aus religiösen Gründen unannehmbaren Mehrheitsbeschluß eintraten; das Evangelium und der Papst, meinten die Rechtsgelehrten, seien zwei widerwärtige Herren und zwischen ihnen keine Vermittlung möglich. Daß die Gegenpartei im Gefühl ihrer erdrückenden Majorität über jene Milderung der kaiserlichen Proposition nicht mehr hinausgehen werde, war vorauszusehen, „denn wir," schreibt ein Straßburger, „übermannt sind mit den Geistlichen und so ihnen anhangen". Es gelang überdies den Katholischen am 12. April die bis dahin trotz des Religionsunterschieds festgehaltene Einheit der Städte zu sprengen, worauf am gleichen Tag die evangelischen Fürsten eine ausführliche Erklärung darüber abgeben ließen, warum sie in den Entwurf des Ausschusses nicht willigen könnten. Als ohne weitere Berücksichtigung dieser Beschwerdeschrift am 19. April die kaiserlichen Commissare den Beschluß der Reichstagsmehrheit als gültigen Abschied annahmen und dann während einer Sonderberatung der evangelischen Fürsten fortgingen, gaben die letzteren die bereits vorher verabredete Protestation vor den noch versammelten Ständen ab. Es war eine kleine Zahl von Fürsten, außer Kursachsen und Hessen Markgraf Georg, Fürst Wolfgang von Anhalt und ein Bevollmächtigter der Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg. Nach ihnen protestirten die Städte, soviel ihrer noch gewillt waren den Fürsten auf einem so gefährlichen Weg zu folgen; vierzehn solcher Gemeinwesen von sehr ungleicher Bedeutung weist die von allen Protestirenden unterzeichnete Appellation auf: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, S. Gallen, Weißenburg und Windsheim. Die ursprüngliche Protestation war am 20. April mit einer sehr ausführlichen Begründung versehen worden. Rechtlich stützen sich die Evangelischen auf den Satz, daß ein mit Stimmeneinhelligkeit beschlossener Reichsabschied auch nur durch einstimmigen Beschluß und nicht durch bloße Mehrheit wieder geändert werden könne. Entscheidend ist aber doch eigentlich die Berufung auf das Gewissen; es seien Sachen, die Gottes Ehre und das Seelenheil jedes Einzelnen angingen, „darin wir aus Gottes Befehl unseres Gewissens halber

Digitized by Google

denselben unsern Herrn und Gott als höchsten König und Herrn aller Herren — vor allem anzusehen verpflichtet und schuldig sind". Im Übrigen wird sowohl das katholische Ansinnen einer einseitigen, nicht gegenseitigen Duldung, als auch ein Vorgehen des Reichstags gegen die unrichtige Abendmahlslehre zurückgewiesen. Sie wollen bei dem Artikel von 1526 bleiben bis zu einem christlichen allgemeinen oder nationalen Concil.

Vergebens suchten nachträglich Heinrich von Braunschweig und Philipp von Baden auf der Basis gegenseitiger Duldung zu vermitteln; die evangelischen Stände waren bereit auch jetzt noch die Hand zu bieten, während die katholischen nicht daran dachten irgendwie weiter nachzugeben. So blieb es bei jener Trennung, die kein Concil mehr gut machen sollte, bei der Scheidung zwischen einem katholischen und protestantischen Deutschland. Wie Luther zu Worms sich Gewissens halber von der allgemeinen Kirche losgerissen hatte, so griff jetzt der evangelische Staat, in seiner kaum gegründeten Existenz bedroht, nach dem uralten Verteidigungsmittel gegen unerträglichen Zwang und Druck des tötenden Rechtsbuchstabens. Der weittragende Satz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, ist das Grundthema, welches in der Protestation selbst wie in sonstigen Äußerungen der Protestirenden stets wiederkehrt. „Fürchten wir des Kaisers Acht," erklären die Nürnberger Theologen, „so sollen wir doch mehr fürchten Gottes Bann;" darum „wollen wir es auf sein heiliges Wort fröhlich wagen, ob gleich alles über uns regnen sollte, was die Feinde seines göttlichen Wortes nur gedenken könnten". Gott, schreibt der Bürgermeister von Memmingen, sei stärker als die Welt; den wollten sie zum obersten Hauptmann wählen. Es macht einen kläglichen Eindruck, wenn wir im Gegensatz zu dieser großartigen Entschlossenheit Melanchthon über die Gefährlichkeit der Protestation wimmern hören; er fühlte sich wie „ausgelöscht", „halb entseelt" vor Angst. Bei Luther war es natürlich nicht Angst, aber tiefes Mißtrauen gegen den Landgrafen und die zwinglischen Städte, was ihn zum entschiedenen Gegner eines evangelischen Bündnisses machte; er meinte, man habe von den Papisten nichts zu besorgen. Aber schon am 22. April war zu Speier zwischen Kursachsen, Hessen, Straßburg, Ulm und Nürnberg ein „geheimes Verständniß" geschlossen worden; man wollte sich gegen jeglichen Angriff um des göttlichen Wortes willen, ob vom schwäbischen Bund, Kammergericht oder Reichsregiment ausgehend, gemeinsam verteidigen. Die Gedanken des Landgrafen flogen über diesen enggezogenen Kreis von Verbündeten weit hinaus; noch hoffte er über alle theologischen Dissidien zu triumphiren und das Evangelium zu einer Großmacht zu erheben.

Inzwischen wurde die junge Schöpfung habsburgischer Staatskunst durch den längst befürchteten Einfall der Türken noch einmal in Frage gestellt. Während der Sultan in Ungarn vordrang, spielten gleichzeitig die Intriguen der bairischen Wittelsbacher bei den Kurfürsten, um dem Herzog Wilhelm die von Ferdinand erstrebte römische Krone zuzuwenden; sie unterhielten ihre Beziehungen zu dem ungarischen Gegenkönig Zápolya und Herzog Ludwig

38*

Digitized by Google

dachte sich die Hand einer polnischen Prinzessin zu verschaffen. Es verdient als ein Symptom der immer noch in Deutschland herrschenden Gährung verzeichnet zu werden, daß damals in den Kreisen der süddeutschen Wiedertäufer die ältere Vorstellung von dem Türken als dem „Messias" der Armen und Gedrückten, dem berufenen Züchtiger der verderbten Obrigkeiten neues Leben gewann. Das Schicksal der Welt schien an den Waffen Suleimans zu hängen.

An der Pforte hatte Zápolya, durch einen vortrefflichen Diplomaten, den polnischen Herrn Hieronymus Laski, vertreten, von vornherein gewonnenes Spiel, aber trotz seiner Bemühungen als königlicher Bundesgenosse und nicht als tributpflichtiger Vasall Suleimans anerkannt zu werden gab der türkische Hochmut die Vorstellung nicht auf, daß Ungarn nach dem Recht der Eroberung dem Sultan gehöre, obwohl dieser keinerlei Anstalten getroffen hatte es zu behaupten. Die Versuche Ferdinands seine Rechte in Stambul geltend zu machen waren ebenso fruchtlos wie eine Sendung des Kaisers an den Schah von Persien, welche diesem einen kombinirten Angriff auf die osmanische Macht vorschlagen sollte. Andrerseits hatte Franz I. seine Beziehungen zur Pforte nicht aufgegeben und im Jahre 1528 einen Vertrag mit Zápolya geschlossen, der seinem Sohn Heinrich von Orleans die eventuelle Nachfolge in Ungarn versprach. Die Venezianer versahen geradezu den Dienst türkischer Agenten, indem sie die Regierung Suleimans über die Wechselfälle des italienischen Kriegs auf dem Laufenden erhielten; ihr Landsmann, der Renegat Gritti, war der einflußreiche Vertraute des Großwesirs. Es könnte überraschen, mit welcher Geringschätzung die Türken von ihren christlichen Freunden und Feinden sprechen und mit welcher Naivetät Suleiman, der „Schatten Gottes über beide Welten," wie er sich selbst bezeichnet, die Herrschaft über die ganze Erde als sein gutes Recht in Anspruch nimmt. Doch ist es im Grunde nur eine stark orientalisch gefärbte Wiederholung der nämlichen theokratischen Weltherrschaftsidee, welche auch dem mittelalterlichen Kaisertum und den Bestrebungen seines letzten Ausläufers Karls V., zu Grunde liegt. So brach im Frühjahr 1529 der „wahre Kaiser" aus Stambul auf, um durch das fast schutzlose Ungarn in das Herz der österreichischen Macht vorzudringen. Auf dem Schlachtfeld von Mohács huldigte ihm Zápolya; das schwach verteidigte Ofen ergab sich dem Großwesir Ibrahim. Am 21. Sept. wurde der berüchtigte Vortrab des türkischen Heeres, die „Renner und Brenner", vor Wien sichtbar und bald war die ganze Stadt von den Hunderttausenden des Sultans eingeschlossen, während Wien, nach dem Bericht der österreichischen Befehlshaber ohnedies „ein weitschichtiger, unfester und unverbauter Flecken", mit Proviant nicht genügend versehen war und nur etwa 20 000 Mann Besatzung zählte. Pfalzgraf Philipp, ein Bruder des Kurfürsten, Graf Niklas von Salm und andere bewährte Hauptleute leiteten die Verteidigung, deren Heroismus von jeher mit Recht bewundert worden ist. Denn sie hatten es in der Tat nicht

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

allein mit einer ungeheuern Überzahl, sondern auch mit den Kerntruppen der osmanischen Macht zu tun. Es waren jene aus Christenknaben rekrutirten und in strenger halb mönchischer Zucht zu moslimischen Glaubensstreitern ausgebildeten Sipahi und Janitscharen; die letzteren, das unbesiegte Fußvolk, dessen eiserne Disziplin von den Zeitgenossen der stets vollen und rebellischen Landsknechte mit gutem Grund angestaunt wurde, führten als Hauptwaffe die Hakenbüchse, als Schmuck die Reiherbüsche auf ihren hohen weißen Filzmützen. Aber eine Reihe von glücklich abgeschlagenen Stürmen belehrte sie darüber, welche kriegerische Kraft doch in den verachteten „staubigen Ungläubigen" steckte; das Lachen verging ihnen, als sie die Leichtigkeit sahen, womit ein Gefangener sich in seinem anfangs verspotteten Harnisch bewegte. Wirklich überlegen waren die Eingeschlossenen an Geschütz; auch den türkischen Minen wußten sie mit gleicher Kunstfertigkeit zu begegnen. Allmählich machte

Thaler König Ferdinands vom Jahre 1529. Originalgröße.

sich dann das herbstliche Klima des Nordens fühlbar; da nach den Worten eines türkischen Historikers Deutschland „die Residenz des Schahs des Winters und das Vaterland des Frostes und der Kälte" ist, „wurde das Gemüt der Schlachtkämpen des Islam getrübt". Unter reichen Belohnungen an seine Führer und die Janitscharen, wie ein Sieger von ihnen beglückwünscht, trat Suleiman, nachdem er am 15. Okt. die Belagerung aufgehoben, den Rückzug an. Weder die abgeschmackten Phrasen türkischer Ruhmredigkeit noch die Gräueltaten des abziehenden Heeres konnten vor der Welt die Niederlage verhüllen, welche der sieggewohnte Herrscher zum ersten Mal erlitten hatte.

Neben dem ruhmvollen Widerstand der österreichischen Hauptstadt wirkte sicherlich auch die zunehmende Friedensbewegung im christlichen Europa ernüchternd auf den Sultan, dessen Unternehmen für die streitenden Mächte des Westens eine nicht zu überhörende Friedensmahnung war. Das Reich hatte nur geringen Anteil an der Verteidigung von Wien; sein Feldherr, Pfalzgraf Friedrich, kam zu spät, um noch in die eingeschlossene Stadt

Digitized by Google

gelangen zu können. Aber die Stimmung in Deutschland war doch bei so unmittelbarer Nähe der Gefahr eine andere geworden. Luther selbst, der nicht ohne Ursache früher das weit verbreitete Mißtrauen gegen die kirchlichen Kreuzzugsprojekte genährt hatte, vertrat in einer 1529 erschienenen Schrift die unbedingte Verpflichtung des Christen, dem Aufruf des Kaisers gegen die türkischen Räuber und Verstörer Folge zu leisten; des Kaisers Panier sei nicht ein schlechtes Stück Seide, sondern es stehe Gottes Gebot: Schutz der Frommen und Strafe der Bösen, auf ihm geschrieben. Eine Fülle von klagenden, mahnenden und endlich jubelnden Liedern spiegelt die Teilnahme, mit welcher die Nation damals die schwere Bedrohung und unerwartete Rettung ihrer südöstlichen Mark vor dem „türkischen Hund" begleitet hat; man gedachte der Prophezeiungen von einem Kaiser Karl, der die Ungläubigen überwinden und über Meer nach Jerusalem ziehen solle. Auch die protestirenden Stände schlossen sich von der Hülfeleistung nicht aus, obwohl sie ihre Zustimmung versagt hatten; Johann Friedrich von Sachsen sollte selbst an die Spitze der von seinem Vater aufgebrachten Mannschaften treten.

Luther hatte jene Schrift gerade dem Landgrafen gewidmet, dem er nicht müde ward die Unbotmäßigkeit der Fürsten gegen den Kaiser, den „Fürstenaufruhr" und seine Verwandtschaft mit der bäuerlichen Revolution vorzuhalten. Die Wittenberger waren auf der rechten Spur, wenn ihnen das Treiben des jungen Fürsten als ein unheimliches, revolutionäres erschien. Grundverschieden waren seine hochstrebenden Plane, die nichts Geringeres als eine Umgestaltung des Reichs und Europas bezweckten, von der gutmütigen Loyalität eines Luther und der doktrinären Ängstlichkeit eines Melanchthon. Es berührt gewiß unser modernes Nationalgefühl schmerzlich, wenn wir den Begabtesten unter den protestantischen Fürsten jener Zeit Wege wandeln sehen, die als reichsfeindliche bezeichnet werden müssen, wenn wir ihn mit Bedauern vom Abzug der Türken von Wien und im Ton der Hoffnung von einem neuen türkischen Einfall reden hören. Aber war denn etwa das Regiment Karls V. oder das religiöse Unterdrückungssystem der katholischen Reichsstände irgendwie national und nicht vielmehr antinational, dem in breiten Massen des Volks herrschenden neuen Geist durchaus widerwärtig? Noch ein paar Jahrhunderte hat der ungeheure Anachronismus des heiligen römischen Reichs ein ruhmloses Dasein gefristet, um den mehr als genügenden Beweis dafür zu liefern, daß es nicht mehr im Stande war, aus eigner Kraft sich zu regeneriren oder auch nur seinen Todeskampf abzukürzen. Solchen Zuständen gegenüber sind Umsturzgedanken kein Verbrechen und es hätte sicherlich dem nationalen Wesen nur zur Stärkung gereicht, wenn die von Philipp erstrebte Vereinigung der deutschen mit der schweizerischen Reformation, der „eine Wille" vom Meer bis in die Alpen ins Leben getreten wäre. Aber der größte politische Gedanke, welchen die Reformationszeit hervorgebracht hat, sollte nicht zur Reife gedeihen.

Digitized by Google

III. Ulrich Zwingli und Landgraf Philipp.

In der Geschichte großer Bewegungen fordert neben dem Vollbringen auch das Wollen seinen Platz; wir würden von einer gährenden Zeit das unrichtigste Bild entwerfen, wollten wir uns auf die Hervorhebung dessen beschränken, was unter all dem Drängen und Stoßen, im harten Kampf ums Dasein sich schließlich behauptet hat. Zu den anziehendsten Episoden der Reformationszeit zählt aber ohne Zweifel die Bundesgenossenschaft des republikanischen Helden Zwingli und des einzigen protestantischen Reichsfürsten, dessen Blick einen beengenden Dunstkreis alter und neuer Vorurteile hier und da zu durchdringen vermochte.

Neben der deutschen Reformation, unter ihrem mächtigen Eindruck und doch mit voller Wahrung der eignen Art, hatte sich in ein paar Schweizer Kantonen die Befreiung von der Herrschaft der alten Kirche vollzogen. Die Gestalt ihres großen Vorkämpfers mußte lange Zeit darunter leiden, daß man sie immer wieder dem Vergleich mit Luther oder mit Calvin unterwarf, statt diese unabhängige Natur nach ihrem besondern Wert zu schätzen. Freilich darf die Verschiedenheit im Entwicklungsgang des Wittenberger und des Züricher Reformators bei einer Würdigung ihres höchst persönlichen Gegensatzes nicht außer Acht bleiben; vor der Einseitigkeit eines Urteils nach dem unmittelbaren Erfolg, der sehr zu Ungunsten des Schweizers spräche, sind wir Neueren ohnedies dadurch bewahrt, daß, wie Stähelin sagt, „aus dem kleinen von Zwingli reformirten Gemeinwesen von Zürich eine über weite Länder, ja Erdteile sich verzweigende Gemeinschaft geworden ist".

Wir sehen das harmonische und vor allen tieferen Stürmen der Leidenschaft gesicherte Wesen Ulrich Zwinglis in einer glücklichen Kindheit und Jugend heranreifen. Geboren in dem toggenburgischen Alpendorf Wildhaus (1. Jan. 1484), ist er der Bauernsohn in ganz anderem Sinn als Luther, dessen Vater sich in einen Kleinbürger verwandelt hatte. Bei aller Einfachheit der Verhältnisse entbehrte die Familie nicht eines gewissen Ansehens; der Vater war Ammann seiner Gemeinde, ein Oheim Dekan, zwei andere Verwandte Äbte benachbarter Klöster. Ohne die traurigen Erfahrungen eines armen Schülers machen zu müssen, lebte Ulrich, zum Geistlichen bestimmt, seinen Studien; mit voller Kraft wirkte die Herrlichkeit der Antike auf den begabten Jünger, der die Universität Wien während ihrer humanistischen

Digitized by Google

Blütezeit unter Celtis besuchte und in Basel selbst als Lehrer des Lateinischen auftrat. Nicht an den Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie, die er nur notgedrungen „wie ein Kundschafter das feindliche Lager" kennen zu lernen suchte, sondern an Homer, Pindar und Platon nährte sich dieser freudige und emporstrebende Geist, ohne von jener Seelenangst etwas zu spüren, welche damals seinen Altersgenossen, den verdüsterten Wittenberger Studenten, ins Kloster trieb. Noch in späteren Jahren hat Zwingli, welchem seine Klassiker Begleiter durchs Leben wurden, die Hoffnung geäußert, daß die edelsten unter den Heiden der ewigen Seligkeit teilhaftig sein würden. Es waren doch die humanistischen Neigungen, die seinem Namen zuerst eine Stelle unter den besten der Eidgenossenschaft erwarben; als Meister der apollinischen Lyra und unbezweifelten Cicero der modernen Zeit begrüßt ihn einmal ein überschwänglicher Verehrer. Auch als Pfarrer in Glarus (seit 1506) ließ er erst allmählich die theologischen Interessen in den Vordergrund treten. Neben der Anregung zum Studium der Bibel und der Kirchenväter, die er schon zu Basel durch den Bieler Thomas Wyttenbach erhalten hatte, wirkte auf den halbhumanistischen Kleriker ganz besonders stark die erasmische Theologie; nicht nur die Vorliebe für Hieronymus und Origenes und das Zurücktreten des von Luther allen Vätern vorgezogenen Augustinus, auch Zwinglis spätere Abendmahlslehre ist nach seiner eigenen Versicherung in ihrem Ursprung auf die Schriften des Erasmus zurückzuführen, mit welchem der begeisterte Verehrer nicht verfehlte sich brieflich bekannt zu machen. Man hat früher den Einfluß eines platonisirenden Mystikers, des Pico di Mirandola, auf Zwingli vielleicht zu sehr betont, aber jedenfalls fehlt auch bei ihm das mystische Element, das sich sogar in einem Interesse für Zahlensymbolik äußert, nicht ganz, obwohl es lange nicht die Bedeutung gewinnt wie bei Luther. Äußerlich betrachtet konnte Zwingli wohl für einen Erasmiker gelten, ohne freilich den skeptischen Zug und die kosmopolitische Gleichgültigkeit des Meisters irgendwie zu teilen. Denn von Jugend auf war er von ganzem Herzen ein treuer Eidgenosse und zu Glarus geriet er vollends mitten in das stürmische Treiben, welches damals durch die ungesunde Großmachtstellung der Schweiz hervorgerufen und von Zwingli wie von anderen Patrioten als der Krebsschaden ihres Volks betrachtet wurde. Er hatte selbst Gelegenheit auf verschiedenen Zügen nach Italien, die er als Feldprediger mitmachte, sowohl die militärische Kraft seiner Landsleute als den entsittlichenden Einfluß der fremden Diplomatie und des fremden Goldes kennen zu lernen. Als offener Kämpfer gegen das Unwesen der Reisläufer und Pensionäre, gegen den schwunghaften Handel, der mit eidgenössischem Blut getrieben wurde, war der als zündender Volksredner bekannte Pfarrer von Glarus der dortigen französischen Partei ein Dorn im Auge; er mußte 1516 weichen und übernahm eine Stelle als Leutpriester an dem berühmten Wallfahrtsort Einsiedeln. „Ich habe," sagte er später, „das Evangelium Christi im Jahr 1516 zu predigen angefangen, ehe in unserer Gegend irgend ein Mensch von

Digitized by Google

Luthers Namen gewußt hat." Aus dem nächsten Jahr stammt jene eigenhändige Abschrift des griechischen Textes der paulinischen Briefe, welche gleich manchen Büchern aus Zwinglis Bibliothek mit ihren Randbemerkungen einen Blick in die geistige Arbeit des werdenden Reformators gestattet. Fleißig, Schritt für Schritt, ohne Übereilung, bringt er zu wachsender Unabhängigkeit von den Auslegern des Schriftworts vor; in seinem öffentlichen Auftreten war doch von einem ernsthaften Gegensatz zur herrschenden Kirche so gut wie nichts zu spüren und noch 1518 erbat er sich die Würde eines päpstlichen Hofkaplans sammt einer Pension, die er bis 1520 bezog, wie er auch in sittlicher Beziehung gleich so vielen seiner Standesgenossen manchen Anstoß gab. Es ist, nach Stähelins Ausdruck, ein „Zurückbleiben der Tat hinter der Erkenntniß", welches auch dem nach Zürich Berufenen noch anhaftet; während Luther bereits die Welt mit der Kunde von seiner Kühnheit erfüllt, während auf dem Wormser Reichstag die Entscheidung fällt, sehen wir den „Ersten unter allen Schweizern" mit der ihm eigenen Ruhe und nicht ohne seinen Vorgesetzten, den Bischof von Constanz, immer wieder zur Mitwirkung einzuladen, an einer langsamen, aber gründlichen Umgestaltung von Staat und Kirche arbeiten.

Denn darin zeigt sich sogleich der tiefgreifende Unterschied zwischen der Reformation Luthers und Zwinglis, daß dieser sich von vornherein eine fest umgrenzte praktische Aufgabe setzt und beim Antritt seiner Wirksamkeit am Züricher Großmünster (seit Jan. 1519) vor allem gegen die sittliche und politische Korruption des „schweizerischen Korinth" zu Felde zieht. Dabei begünstigte ihn die franzosenfeindliche Haltung der Regierung und ihr traditionelles Streben nach einer möglichst ausgedehnten Kirchenhoheit. So wirkten zur raschen Beseitigung des Ablaßunfugs, welchen der Italiener Samson 1519 auch nach Zürich bringen wollte, der Rat, die eidgenössische Tagsatzung und der Bischof von Constanz zusammen, ohne daß die Curie sich widersetzt hätte. Wir sahen, wie Zürich dem französischen Bündniß von 1521 gegenüber seine Sonderstellung behauptete (S. 517), wodurch Zwinglis Ansehen nicht unwesentlich befestigt wurde. Noch brachte freilich trotz seiner Abmahnungen der Cardinal Schinner eine Werbung für den Papst zu Stande, aber im nächsten Jahr begann endlich der patriotische Prediger sich in einen kirchlichen Reformator zu verwandeln, indem er die Fastengebote, die Heiligenverehrung und das Klosterleben angriff. Eben damals waren zu Bern die antipäpstlichen Fastnachtsspiele Manuels aufgeführt worden (S. 354 f.). Während in Sachsen jene ersten tumultuarischen Versuche einer kirchlichen Neuordnung auf den Widerstand der Regierung und Luthers selbst stießen, schrieb in Zürich die Obrigkeit, an das Eingreifen in Fragen solcher Natur gewohnt, Religionsgespräche aus, auf welchen der Kampf der alten und der neuen Richtung ausgefochten werden sollte. Auf dem ersten dieser Gespräche, welches unter dem Vorsitz des Bürgermeisters am 29. Jan. 1523 stattfand, ließ sich der Bischof von Constanz noch durch seinen Generalvikar Faber (S. 592)

Digitized by Google

vertreten, aber seine Verwahrung gegen die zu solchen Entscheidungen unbefugte Versammlung schlug nicht durch. Zwingli saß in der Mitte allein an einem Tisch, den lateinischen, griechischen und hebräischen Text der Bibel vor sich; seine „Schlußreden" (Thesen) enthielten in großen Zügen bereits ein fertiges Reformationsprogramm und er konnte guten Muts den Gegnern zurufen: „Nun wohl her im Namen Gottes, hier bin ich!" Unvergleichlich leichter als in Wittenberg waren in Zürich die ersten Schritte getan, an welche sich, immer unter Leitung der Obrigkeit, zumal seit dem zweiten Gespräch vom Okt. 1523 eine langsame, aber unerbittliche Durchführung der Reformen schloß. Es ist sehr bezeichnend für die größere Rücksicht, deren sich im Vergleich mit Deutschland die Schweizer bei der Curie erfreuten, daß trotz der scharfen Opposition der übrigen Eidgenossenschaft gegen die ketzerischen Züricher Rom die kleine Republik nur durch Nichtbezahlung einer ihr geschuldeten Summe bestrafte und weder gegen Zürich noch auch gegen Zwingli selbst den Bann in Anwendung brachte. Mehr als mit den Papisten bekam der evangelisirte Staat mit den Radikalen zu tun, welchen Zwingli immer noch ein „geschorenes Ungeheuer" war, da er sich weigerte, auf ihren sich als inspirirt gebärdenden Biblizismus einzugehen. Wir werden auf diese Kämpfe der Züricher Reformation bei einer zusammenhängenden Betrachtung der sogenannten Wiedertäufer und ihrer Schicksale zurückkommen müssen. Wie die ganze Genesis von Zwinglis Werk die engste Verbindung staatlicher und religiöser Zwecke zur Voraussetzung hat, so führte der Umstand, daß der Staat, nach Zwinglis Auffassung die durch den Rat vertretene Volksgemeinde, von Anfang an die kirchliche Umgestaltung kraft eigener Souveränetät und als eigene Aufgabe vollzog, zu einer stark theokratisch gefärbten Verschmelzung von Kirche und Staat und zur frühzeitigen Ausbildung eines Gewissenszwangs, welchen die Obrigkeit in der ausgesprochenen Absicht handhabte, ihre sämmtlichen Untertanen in Sachen der Religion sich „gleichförmig zu machen". Der Rat der Zweihundert übte „anstatt gemeiner Kirche" die eigentlich der Gesammtheit zustehenden Hoheitsrechte; Ausweisung, harte Gefangenschaft, sogar Lebensstrafe wurden über die Dissentirenden verhängt. Zwingli hatte lange gewartet, bis er wirklich zugriff, dann aber würde es ihm geradezu als ein schweres Unrecht erschienen sein, den Bruch mit der alten Kirche etwa durch schonende Beibehaltung der gewohnten Äußerlichkeiten zu verschleiern. Hier erkennen wir am Deutlichsten, daß Zwingli niemals mit der Hingebung eines Luther an der Kirche gehangen, daß die eiserne Konsequenz der bei ihm durchgedrungenen bessern Erkenntniß mit der in wilden Haß verwandelten Liebe des Deutschen nichts gemein hat. Gerade auf dem Gebiet des Kultus hat er alles beseitigt, was mit der Symbolik der früheren Zeiten zusammenhing; die „Säuberung" der Kirchen von allem Götzendienst wurde schon 1524 beschlossen und mit einer solchen Gründlichkeit durchgeführt, daß ganz abgesehen von den eigentlichen „Götzen", den Bildwerken, auch die Altäre als „Gaukeltische" und selbst die Orgeln keine Gnade fanden. Denn

Digitized by Google

Zwingli.
Facsimile eines anonymen gleichzeitigen Holzschnittes.

ein so begeisterter Freund und Pfleger der Musik der Reformator im Privatleben war und blieb, in der Kirche galten ihm Gesang und Orgelspiel für sinnliche Entweihung des Übersinnlichen. Streng und nüchtern beschränkte

Digitized by Google

sich der neue Gottesdienst auf Gebet und Predigt; auch die Amtstracht der Geistlichen verschwand. Viermal im Jahr fand die Abendmahlsfeier statt, in den einfachsten Formen, wie man sich etwa die Erinnerungsmahle der ältesten Christen dachte; jeder nahm sich selbst das Brod aus der Schüssel und den Becher mit Wein. Man hat mit vollem Recht den Vandalismus gerügt, welcher neben den Bildern auch kostbare Bücher und Handschriften zerstörte und das Edelmetall der Kirchenschätze in die Münze schickte. Und obwohl Zwingli gelegentlich hervorhebt, daß weltliche Obrigkeit über die Seelen und Gewissen der Menschen nichts vermöge, ist doch unter seiner eigenen Führung das Gegenteil dieser Theorie in der mit Censur und Strafgewalt ausgerüsteten Züricher Staatskirche verwirklicht worden. Scharfe Sittenmandate regelten die Überwachung des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens; es wurde gefährlich in der eigenen Wohnung Bilder zu haben oder am Fasttag Fisch und nicht Fleisch zu essen. Im Dez. 1528 wurden dann der kleine und der große Rat, die Obrigkeit selbst, von allen „Ungläubigen und Gottlosen" gereinigt. Alttestamentliche Härte, aber auch alttestamentliche Kraft durchdrang diesen kleinen Gottesstaat, dessen Prophet der einfache Pfarrer vom Großmünster war. Man hatte das Gefühl von einer Welt von Feinden umringt zu sein und die Entschlossenheit jeden Sieg erbarmungslos auszunützen. „Ihre Toleranz," sagt Lenz von Zwingli und seinen geistlichen Mitarbeitern, „begann, wo ihre Macht aufhörte. Sie kämpften nicht um Duldung, sondern um die Herrschaft ihrer Idee."

Damit war in die Reformation ein neues Element eingetreten, dessen Lebenskraft sich sogleich durch propagandistische Tätigkeit und Erfolge zu bezeugen anfing. Vor allem mußte die Eidgenossenschaft durch Zürichs Vorgehen mächtig erregt werden; fast überall in der östlichen und nördlichen Schweiz regten sich die Freunde des Evangeliums, Männer wie der große Humanist Joachim von Watt (Vadianus) und der biedere Johannes Keßler in St. Gallen, wie der Prediger Oekolampadius und der Franziskanerlektor Konrad Kürschner (Pellicanus) in Basel. Am Frühesten bahnte sich die Neuerung ihren Weg bei den Appenzellern; schon 1522 schafften einige Gemeinden die Messe ab, was man sogar in Zürich erst 1525 wagte, und ein paar Jahre später stellte die Landsgemeinde jeder Einzelgemeinde den Glauben frei. Aber die große Mehrheit der Regierungen betrachteten Zürichs „Sönderung" mit entschiedenem Mißfallen und die Kantone der inneren Schweiz, die sogenannten fünf Orte Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug, bei welchen außer der altkirchlichen Gesinnung das Interesse an dem einträglichen Solddienst und Pensionswesen mitwirkte, suchten gleich anfangs das Einschreiten der Tagsatzung und als dieses sich nicht erreichen ließ, den Krieg herbeizuführen. Schon 1525 verfaßte Zwingli, der die Skrupel eines Luther nicht kannte, einen „Ratschlag zum Krieg gegen die fünf Orte". Damals ging die Gefahr noch vorüber, auch zur Ausstoßung Zürichs von der Tagsatzung kam es nicht, aber die vergebliche Disputation zu Baden (Mai 1526), welcher Zwingli sich

Digitized by Google

weigerte beizuwohnen, verschärfte nur die vorhandenen Gegensätze. Der alte Kämpe Dr. Eck erfocht hier wieder einen seiner angeblichen Siege, während die von der Mehrheit nicht günstig betrachteten Vertreter der Reformation den Ausgang des sechzehntägigen Wortgefechts natürlich nicht als bindend anerkannten. Die wichtigste Folge des Gesprächs war ohne Zweifel die Entfremdung Berns von der katholischen Sache, welche die fünf Orte nebst Freiburg und Solothurn durch ihre törichte Weigerung die Akten der Disputation herauszugeben hervorriefen. Die Veröffentlichung der Akten wurde dem Fanatiker Murner überlassen, dessen „Ketzerkalender" und sonstige wütende Schmähschriften allerdings durch Pamphlete der Reformirten veranlaßt worden waren. Solche neue Reibungen belebten den alten Zwiespalt zwischen der städtischen Politik der Berner und den ländlichen Urkantonen und die Zumutung der fünf Orte ihren Streit mit Bern vor dessen eigene Landgemeinden zu bringen machte den Riß so gut wie unheilbar. Längst hatten in Bern einzelne Wortführer des neuen Glaubens sich mit Erfolg hören lassen, jener Lehrer Zwinglis Thomas Wyttenbach, der Mediziner Anshelm, der geistreiche Niklaus Manuel, vor allem der Schwabe Berchtold Haller, der seit 1520 Leutpriester am Münster im vertrautesten Verkehr mit Zwingli stand. Jetzt führte der katholische Angriff auf ihre Souveränetät die Berner zu einer demokratischen Umgestaltung des Rats und zum vollen Anschluß an die Reformation, welcher durch eine dreiwöchentliche Disputation (Januar 1528) eingeleitet unter persönlicher Teilnahme Zwinglis zu einem völligen Triumph seiner religiösen und politischen Ideen sich gestaltete. Diese Verbindung der beiden mächtigsten Städte der Eidgenossenschaft zog den Sieg der Neuerung in einer Anzahl von bisher schwankenden Kantonen nach sich; in den Jahren 1528 und 1529 folgten St. Gallen, Glarus, Schaffhausen, Basel. In der letzteren Stadt vollzog sich die Änderung auf revolutionärem Weg, indem (Febr. 1529) die von Oekolampadius bearbeiteten Zünfte gegen den zum Teil noch katholischen Rat in Waffen traten, Geschütz auffuhren und durch einen wilden Bildersturm die Niederlage alles papistischen Wesens besiegelten.

Schon griff aber die Bewegung über die schweizerischen Grenzen hinaus. So entschieden auch Zwingli gegen jene Verflechtung der eidgenössischen Politik in die Interessen fremder Kriegsherren auftrat, so wenig war er geneigt einem alten Lieblingswunsch schweizerischer Staatskunst zu entsagen, einer Ausdehnung der Eidgenossenschaft auf Kosten des Reichs, dessen republikanische Elemente ja gerade im Süden und auf stammverwandtem alemannischem Boden besonders stark vertreten waren. Städte wie Mülhausen im Elsaß und Rottweil hatten erst vor Kurzem ihren ewigen Bund mit den dreizehn Kantonen geschlossen. Zwingli lebte ganz der stolzen Überzeugung, welche, auch in Deutschland nicht ganz selten, in den Schweizern die berufenen „Bändiger der Könige" sah; „ich wünsche nichts so sehr," schreibt er einmal, „als daß die Republik blühen möge, denn wenn diese Staatsform zunimmt, wird die Kühnheit der Tyrannen im Zaum gehalten." Auf der andern Seite war es nicht zu verwundern,

Digitized by Google

wenn die deutschen Städte, von den Fürsten übel genug behandelt, ihren Blick auf die beneidenswerte Unabhängigkeit von Gemeinwesen wie Zürich, Bern oder Basel richteten. Aus solcher politischer Fühlung, die ja z. B. Straßburg eben erst (1524/25) zur Bewerbung um ein schweizerisches Bündniß veranlaßt hatte, und aus der nahen Verwandtschaft der schwäbischen und schweizerischen Art erklärt sich die Thatsache, daß in den meisten süddeutschen Reichsstädten rasch genug die zwinglische Richtung der Reformation über die lutherische die Oberhand gewann. So geschah es in Straßburg, wo Butzer und Capito, die Führer der von Zell eingeleiteten Bewegung (vgl. S. 386), zu dem Züricher „Heros" emporblickten, so in Ulm, wo der derbe Konrad Sam, dessen Stentorstimme sogar in dem riesigen Münster durchdrang, mit „diamantenen Ketten der Liebe" an Zwingli gebunden ward, in Constanz, Lindau, Memmingen, einer ganzen Reihe von kleineren Städten, nicht ohne heftige Kämpfe mit den schwäbischen Anhängern Luthers, die sich um den Prediger zu Hall Johannes Brenz schaarten. Eine Zeit lang ließen sich auch Billicanus in Nördlingen und Urbanus Rhegius in Augsburg für die Schweizer gewinnen, um dann bald wieder umzukehren. Aber gerade in Augsburg, wo sich wiedertäuferische Elemente der zwinglischen Richtung beigesellten und der cynische Prediger Michael Keller alles tat, die Aufregung des gemeinen Manns zu nähren, traten die Folgen eines längeren vergeblichen Ringens zwischen der alten Kirche, der lutherischen und zwinglischen Reform und dem evangelischen Radikalismus in höchst abstoßender Weise hervor; Keller und andere Prädikanten werden an den Haaren aus einer katholischen Kirche gezerrt, dafür zerschlägt Keller ein besonders verehrtes Kruzifix mit der Axt und einer seiner Genossen wirft das eigne Meßgewand auf die Straße und einen Stein darauf. Die zunehmende sittliche Verwilderung und die Gewöhnung an gegenseitiges Verhöhnen der neuen wie der alten Bräuche stand freilich im schreiendsten Gegensatz zu der scharfen Polizei der Züricher Staatskirche. Aber es ist doch charakteristisch, daß fast überall in Deutschland das Eindringen zwinglischer Lehren mit einer stark demokratischen Störung zusammentrifft; so auch in Frankfurt, wo Ratsherren und Volk in der Verspottung der Fronleichnamsprozession wetteiferten und im Jahr 1528 die Prädikanten die Gemeinde bei der unevangelischen Lauheit des Rats zur Selbsthülfe aufriefen. Dies entsprach allerdings den Anschauungen Zwinglis, der für den äußersten Notfall der Gemeinde das Recht zuerkannte ihre als gottlos erwiesene Obrigkeit abzusetzen. Der schweizerische Reformator hatte sich völlig in die Gedankenwelt des Bürgertums eingelebt, wie es ihm an der Stätte seines Wirkens als Träger der Staatsgewalt und der kirchlichen Reform entgegentrat; er spricht einmal darüber, wie nach dem Zeugniß der atheniischen, karthagischen, römischen, auch der neuesten ungarischen Geschichte fast immer und überall der Adel die Ursache des politischen Verfalls gewesen sei. Er mochte sich wohl eine Angliederung des republikanischen Süddeutschland an sein Vaterland denken, welche wieder dem städtischen Element in der Schweiz ein erdrückendes Übergewicht

Digitized by Google

über die kleinen Bauernrepubliken gesichert haben würde. Zürich wäre das Centrum eines religiös und politisch dem Luthertum abgewandten Reformationsgebiets, Oberdeutschland noch einmal gründlich von Niederdeutschland getrennt worden.

Wir werden sehen, wie Zwinglis Gedanken auch diese Grenze überflogen, sobald die Annäherung Philipps von Hessen noch Größeres als erreichbar erscheinen ließ. Aber der nächste Gegenstand solcher Wünsche blieben doch immer die süddeutschen Städte; schon 1524 sprach er Pirkheimer gegenüber die Zuversicht aus, daß einmal Nürnberg und Zürich in einem Bund vereinigt sein würden. Der erste Anfang wurde durch den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses, eines „Burgrechts" zwischen Zürich und Constanz (1527) gemacht, welchem dann noch eine Reihe von eidgenössischen Orten, St. Gallen (1528), Biel, Mülhausen, Basel (1529) beitraten. Während des Speirer Reichstags wandten sich dann die Straßburger und Memminger an Zwingli; zugleich knüpften in Speier selbst die Vertreter Ulms mit dem Landgrafen an, der mit Freuden bereit war den Schweizern die Hand zu bieten. Am 22. April ließ Philipp an Zwingli die Einladung zu einem Religionsgespräch mit Luther und den Seinigen ergehen und der Reformator sagte ohne Zaudern dem „allerheiligsten Fürsten" sein persönliches Erscheinen zu. Inzwischen hatten jedoch die zunehmenden Fortschritte und auch Übergriffe der Reformation in den gemeinen Herrschaften, welche Erwerbungen der ganzen Eidgenossenschaft waren, die Evangelisirung von Toggenburg und St. Gallen, die Hinrichtung eines ketzerfeindlichen thurgauischen Weibels in Zürich die Erbitterung der Katholischen, die ihrerseits eine Revolte des Berner Oberlands unterstützten, auf das Höchste gesteigert. „Bei dem Allmächtigen," schreibt Thomas Murner, „die Weiber sind zorniger als die Männer. Wir wollen den Glauben bald mit einander teilen mit langen Spießen und guten Hellebarden, wollen sie's nicht anders." Rascher als die Reformirten brachten die fünf Orte ihr auswärtiges Bündniß zu Stande, eine defensive „christliche Vereinigung" mit ihrem früheren Todfeind Österreich (22. April 1529), wobei bereits an die Heranziehung Savoiens, Lothringens, des Pfalzgrafen Friedrich, der Baiernherzoge und anderer auswärtiger Teilnehmer gedacht wurde. Aber die chronische Finanznot König Ferdinands und der Einmarsch der Türken in Ungarn machten das Bündniß für die katholischen Kantone so gut wie wertlos, als Zürich und Bern ihnen mit ihrem Aufgebot zuvorkamen. Ohne Schwertstreich führte der zweiwöchentliche Feldzug zum Frieden von Kappel (25. Juni 1529), welcher die Gleichberechtigung der alt- und neugläubigen Kantone innerhalb der Eidgenossenschaft und für die gemeinen Herrschaften Entscheidung der Mehrheit über das Bekenntniß vereinbarte. Damit war zum ersten Mal der Grundsatz der Parität in Anwendung gekommen, wie ihn Deutschland erst nach blutigen Kämpfen sich aneignen sollte. Nach dem Herzen Zwinglis, der sich nicht hatte abhalten lassen selbst mit der Hellebarde auszuziehen, war dieser Friede keineswegs; seine Absicht ging auf freie Zulassung und damit wie er

Digitized by Google

vorausſetzte auf völligen Sieg des Evangeliums in den katholiſchen Gebieten und auf gründliche Abſtellung des Penſionsweſens. Die Urkunde der chriſtlichen Vereinigung war freilich zerſchnitten worden, während das Burgrecht der Reformirten fortbeſtand, aber auf eine religiöſe Eroberung der Geſammtſchweiz hatten dieſe doch ausdrücklich verzichtet. „Herr, nun heb den Wagen ſelbſt," beginnt ein von Zwingli damals gedichtetes Lied. Eifriger als je zuvor warf er ſich in die Politik, welche er in Zürich als Teilnehmer des kürzlich gebildeten geheimen Rats eben ſo unbedingt beherrſchte wie das Kirchentum. Vor allem galt es, die vielverſprechende Verbindung mit dem Landgrafen auszunützen; bei dem Religionsgeſpräch, welches dieſer im Okt. 1529 zu Marburg veranſtaltete, handelte es ſich für Zwingli durchaus nicht allein um eine Auseinanderſetzung über ſtreitige Dogmen, obwohl die euchariſtiſche Frage ſeit Jahren zum Zeichen für den tiefwurzelnden und mannigfaltigen Unterſchied zwiſchen der deutſchen und der ſchweizeriſchen Reformation geworden war.

Selbſtändig, ohne Wittenberg um Rat zu fragen, hatte Zwingli ſein Werk begonnen und durchgeführt. In Luthers Geſichtskreis trat er zuerſt — und das war verhängnißvoll — als ein Genoſſe Karlſtadts, deſſen alte Spannung mit Luther eben in dem Abendmahlſtreit ihren Höhepunkt erreichte. Luther hatte, noch ehe ihm 1521 niederländiſche Freunde den euchariſtiſchen Standpunkt Johann Weſſels (S. 119) entwickelten, in ſeinem Kampf gegen das Papſttum ſelbſt gewünſcht, dieſem „den größten Puff" durch den ſchriftgemäßen Nachweis zu verſetzen, daß im Abendmahl nur gewöhnliches Brod und gewöhnlicher Wein vorhanden ſei. Aber er konnte über den nach ſeiner Anſicht nur eindeutigen und unerſchütterlichen Text der Einſetzungsworte nicht hinwegkommen und ſeine ſcholaſtiſchen Studien hatten ihn bereits früher auf die von Pierre d'Ailly und Biel vertretene Lehre von der Conſubſtantiation als auf einen Ausweg geführt, welcher die ihm unannehmbare kirchliche Wandlungslehre vermied, ohne doch das Myſterium, das Wunder einer unmittelbaren Vereinigung des Einzelmenſchen mit Gott aufzuheben. Es darf nicht überſehen werden, daß der nämliche Utrechter Fraterherr Rode, welcher die Schriften Weſſels nach Wittenberg gebracht hatte, im Jahr 1523 bei Oekolampadius und Zwingli vorſprach und daß der letztere damals zuerſt, wenn auch nur vertraulich, ſeine eigne Anſicht über das Abendmahl formulirt hat. Freilich ſtand Zwingli, wie er ſelbſt mit dem Ausdruck andeutet, daß er die tropiſche Auffaſſung der Einſetzungsworte „auf anderer Leute Anſehen hin" gelernt habe, in Bezug auf dieſes und auf andere Dogmen, z. B. das von der Erbſünde, längſt unter dem Einfluß der erasmiſchen „Philoſophie Chriſti". Erasmus, an und für ſich ſowohl dem Wunder als auch einer Urgirung des bibliſchen Buchſtabens abgeneigt, hatte das Abendmahl, wie Ufteri ſagt, „weſentlich als Erinnerungs-, Bundes- und Gemeinſchaftsfeier gewürdigt". Zwingli war weit entfernt von der vollkommenen Nüchternheit, womit der große Humaniſt die religiöſen Dinge anſah, aber jene Beſeitigung des euchariſtiſchen Geheimniſſes zu Gunſten der Gedächtnißfeier ſtimmte nicht

Digitized by Google

nur mit seiner Grundrichtung auf die sozialen Aufgaben des Christentums überein, sondern auch mit seiner Auffassung von der unendlichen Majestät Gottes; er sah in der Forderung leiblicher Gegenwart eine Herabwürdigung des Höchsten, in der Hochschätzung des sinnlichen Zeichens einen Rückfall in den Judaismus. Wenn aber Luther der Vernunft jedes Mitreden in Sachen des Glaubens verbieten wollte und echt augustinisch eine der Vernunft zusagende Erklärung religiöser Mysterien von vornherein mit Mißtrauen betrachtete, so trug Zwingli, obwohl auch seinerseits durchaus auf dem Boden der Schrift fußend, doch kein Bedenken eine Übereinstimmung zwischen dem göttlichen Wort und den sonst gültigen Gesetzen der Natur und des menschlichen Denkens anzunehmen, wo sie sich zu bieten schien. Nicht allein in der Abendmahlsfrage, auch in seiner Auffassung der Erbsünde als eines nicht verdammenden „Bresten", in seiner Lehre von einer auch den Heiden zu Gute kommenden Offenbarung, in dem unitarischen Zug seines Gottesbegriffs, in dem beinahe völligen Zurücktreten der Teufelsvorstellung, welche bei Luther einen so bedeutenden Platz einnimmt, in all dem regt sich wirklich, wie man gefunden hat, eine „fast moderne Ideenwelt". In ganz anderem Maß als bei Luther erscheint bei Zwingli das Mittelalter überwunden.

Der Gegensatz war ein so tiefer, daß der Abendmahlstreit, welcher an eine von Karlstadt 1521 aufgestellte seltsame Deutung der Einsetzungsworte anknüpft, in kürzester Zeit zur unheilbaren Spaltung führte. Zwingli, der nicht wie Karlstadt Christus auf seinen Leib statt auf das Brod zeigen ließ, erklärte das „ist" in jenen Worten als „bedeutet"; er griff bereits im November 1524 durch sein Schreiben an den Reutlinger Prediger Alber ein. Zunächst waren es die Anhänger der neuen Lehre, welche polemisch vorgingen; Zwingli, Oekolampadius, Butzer hatten sich hören lassen, ehe Luther selbst aus seiner geringschätzigen Ruhe heraustrat, um seit 1526 mit Keulenschlägen über die „Schwarmgeister" herzufahren. Denn der Zusammenhang dieser Neuerung mit dem heimischen evangelischen Radikalismus stand ihm ebenso fest wie ihre teuflische Herkunft; „unter dem Papsttum," schreibt er, „war Satan eitel Fleisch, daß auch Mönchkappen mußten heilig sein; nun will er eitel Geist sein, daß auch Christi Fleisch und Wort soll nichts sein". Erinnern wir uns, daß Luther eben in diesen Jahren wieder heftiger als seit langer Zeit unter jenen halb körperlichen halb psychischen „Anfechtungen" zu leiden hatte, die er als ganz persönliche Angriffe des bösen Feindes empfand, (S. 569f). So hatte er auch noch vor seiner eignen Beteiligung an der Polemik die Alternative dahin gestellt: „Summa, die einen oder die andern müssen Satans Diener sein, entweder sie oder wir." Ganz besonders mußte ihm übrigens die kühle und spöttische Art ins Herz schneiden, womit ihn Zwingli, hierin seinem Meister Erasmus nicht unähnlich, in ein paar ihrem Titel nach „freundlichen" Auseinandersetzungen behandelte. Ohne in den polternden Ton seines Gegners zu verfallen, wußte der Schweizer Reformator nur um so tiefer zu verletzen, wenn er sich als Wachender dem Träumer, als

Digitized by Google

Arzt dem Verrückten gegenüberstellte. Und auch er erklärt ein Beharren bei der gegnerischen Ansicht für Gottlosigkeit, während er den Sieg seiner Lehre als gesichert bezeichnet, wenngleich vielleicht der Sieger selbst werde weinen müssen.

Unter solchen Verhältnissen war jenes Religionsgespräch, zu welchem Landgraf Philipp die streitenden Parteien, ihre Führer an der Spitze, einlud, von vornherein aussichtslos. Zwingli freilich kam mit tausend Freuden, trotz der Gefahr seinen Weg zum Teil durch feindliches, katholisches Gebiet nehmen zu müssen; er reiste heimlich ab, ohne beim Züricher Rat um Urlaub gebeten zu haben. Wir wissen, daß ihn nicht allein theologische und kirchliche Interessen nach Marburg zogen. Um so widerwilliger zeigten sich die Wittenberger. „Mit Zwingeln zu handeln," urteilte Melanchthon, „ist ganz unfruchtbar"; er hätte lieber mit Oekolampadius verhandelt und gern „auch etliche von Papisten, gelehrte und vernünftige Männer," als Unparteiische dabei gehabt. Eine persönliche Berührung des Landgrafen mit den Zwinglischen hielten er und Luther für sehr gefährlich, da der junge Fürst ohnedies, wie Luther sagte, zu den „spitzigen Leuten" gehöre, d. h. geneigt sei sich durch Gründe menschlicher Vernunft bestimmen zu lassen. Wenn so auf lutherischer Seite die Stimmung die denkbar ungünstigste war, so konnte auch bei Zwingli nicht etwa irgend welche Geneigtheit zum Nachgeben in der Sache vorausgesetzt werden. Ihn begleiteten außer einem Züricher Humanisten zwei Ratsherren von Zürich und Basel, der Straßburger Staatsmann Jakob Sturm, Oekolampadius, Butzer und der liebenswürdige Kaspar Hedio, der wie sein Freund Capito eine Zeitlang Hofprediger bei Albrecht von Mainz war, um sich dann dem Straßburger Reformatorenkreis beizugesellen. Luther erschien mit einer größern Zahl von theologischen Getreuen; neben Melanchthon finden wir die alten Freunde Justus Jonas und Cruciger, Friedrich Mykonius aus Gotha, Osiander aus Nürnberg, Brenz aus Hall, Stephan Agrikola aus Augsburg, den einer Vereinigung zuneigenden Superintendenten von Eisenach Justus Menius u. a. Nach einer Vorbesprechung, in welcher Luther mit Oekolampadius, Melanchthon mit Zwingli zusammentrat, begann am 2. Oktober der Kampf zwischen den beiden Führern selbst. Luther hatte die Worte: „das ist mein Leib" mit Kreide auf den Tisch geschrieben und hob einmal die Sammtdecke auf, um den Gegnern die Stelle, an welcher er „wahrlich nicht vorüber könne," leibhaftig zu zeigen. Trotz einzelner scharfer Äußerungen verlief das Gespräch in würdiger Weise, aber von einer Wirkung der längst bekannten Argumente war hüben wie drüben natürlich nichts zu spüren, Luther erklärte schließlich den Gegnern, so wolle er sie denn fahren lassen und dem gerechten Gericht Gottes befehlen, was Oekolampadius zurückgab. Noch brachte es der Landgraf wenigstens dahin, daß Luther am 4. Oktober fünfzehn Artikel zusammenstellte, welche die Übereinstimmung beider Parteien in allen fundamentalen Fragen mit einziger Ausnahme der Gegenwart Christi im Abendmahl bekundeten. Aber die Bruderliebe und gegenseitige Zulassung

Digitized by Google

zum Abendmahl, um welche Zwingli selbst mit Tränen in den Augen flehte, wollte Luther nicht zugestehen; nur christliche Liebe, „sofern jedes Gewissen immer leiden kann," was er dann noch deutlicher für die vom Evangelium gebotene Feindesliebe erklärte. Er blieb unerschütterlich dabei: „Ihr habt einen andern Geist als wir." So schied man ohne Friedensschluß. Luthers Grundsatz, dem, was er für Wahrheit hielt, jede menschliche Rücksicht zu opfern, hatte wieder einen vollkommenen Triumph gefeiert; wir müssen uns, um diesen Starrsinn in seiner Größe zu würdigen, daran zurückerinnern, wie eben die nämliche Unbestechlichkeit der Überzeugung und Unversöhnlichkeit im Kampf die kirchliche Bewegung entfesselt und zu ihren ersten Siegen geführt hatte. Er, dessen Kraft vordem römische Fesseln sprengte, machte jetzt auch den ersten großen Riß durch den unfertigen und von schweren Erschütterungen bedrohten Bau der Reformation.

Denn davon konnte nun nicht mehr die Rede sein, daß die Evangelischen insgesammt den offenen Kampf mit ihrer Todfeindin, der habsburgischen Macht aufgenommen hätten. In Wittenberg hatte man schon lange vor dem Gespräch die Bündnißbestrebungen des „unruhigen hessischen Jünglings" dem Kurfürsten Johann und den Nürnbergern verdächtig zu machen gesucht; wirklich führten die im Anschluß an jenes Speirer Verständniß (S. 595) abgehaltenen Tage zu Rotach (Juni), Schwabach (Okt.) und Schmalkalden (Nov. Dez.) schließlich nur zu dem einen Ergebniß, daß die von Hessen gewünschte Verbindung mit den zwinglischen Reichsstädten und den Schweizern nicht zu Stande kam. Luther hatte für den Schwabacher Tag siebzehn Artikel abgefaßt, welche weit schärfer als seine Marburger Sätze den dogmatischen Gegensatz zur Lehre Zwinglis hervortreten ließen. Wohl nicht mit Unrecht sahen übrigens die Zwinglischen in Melanchthon den Mann, dessen tiefe Abneigung vielleicht noch mehr als Luthers Unbeugsamkeit den Bruch zu erhalten und zu erweitern strebte. In der Abendmahlsfrage hatte er sich nur mit Überwindung schwerer Bedenken dem gewaltigen Freund angepaßt; geringere Schwierigkeit machte ihm das politische Verdammungsurteil über Leute, deren antikaiserliche Gesinnung für ihn mit den Tendenzen des Bauernkriegs auf gleiche Stufe gehörte, wie er denn jene Ansicht von den revolutionären Gelüsten der Reichsstädte (S. 464) wieder aufwärmte. Aber auch Luther vertritt in verschiedenen Bedenken für seinen Kurfürsten gegen die Meinung der sächsischen Juristen die unbedingte Pflicht des leidenden Gehorsams; er begiebt sich dabei auf das Gebiet des Reichsstaatsrechts, indem er dem einzelnen Reichsfürsten, dessen Verhältniß zum Kaiser er einmal mit der Stellung eines Bürgermeisters zum Landesherrn vergleicht, jedes Recht zum Widerstand abspricht, dagegen der Gesammtheit der Stände das Recht, den Kaiser abzusetzen, gewahrt sehen will. Aber eigentlich ist ihm doch der Gedanke maßgebend, daß man in Sachen des Evangeliums alles Gott anheimstellen und sich mit Menschenwitz und Menschenhülfe überhaupt nicht einlassen dürfe; „unser Herr Christus," schreibt er einmal dem Kurfürsten, „der bisher E. kf.

Digitized by Google

Gn. ohne den Landgrafen, ja wider den Landgrafen wunderlich geholfen hat, wird wohl weiter helfen und raten."

Das ist eine Kraft des Gewissens und der religiösen Zuversicht, welcher man eine gewisse rührende Größe kaum absprechen kann. Aber mitten im Weltlauf und bei einem Fürsten wird das zur Torheit und zum Armutszeugniß, was einem Luther so natürlich ansteht. Durfte denn der berufene Politiker allen Ernstes sich bei der Überzeugung beruhigen, daß Gott die Seinen nicht verlassen werde und vom Kaiser nichts zu fürchten sei? Wir finden doch auch auf lutherischer Seite neben den sächsischen Juristen eine sehr gewichtige theologische Stimme, welche unter Hinweis auf das alte Testament den christlichen Fürsten den Schutz ihrer Untertanen vor einer wider Gottes Wort gerichteten Gewalt zur Pflicht machte. Bugenhagen meinte, wenn etwa Saul die Israeliten von Gottes Wort hätte zwingen wollen, „Samuel hätte ihn selbst erstochen oder sich gewaltiglich mit dem Volk wider ihn gesetzt". Freilich bekehrte er sich nachher zu Luthers Ansicht. Einfache Notwehr, mit theokratischen Argumenten verteidigt, war das Vorgehen der Protestirenden auf dem letzten Reichstag gewesen; hatten sie bisher Jahre lang, nur auf Forderungen des göttlichen Worts gestützt, das positive Recht der alten Kirche mit Füßen getreten und dem ausgesprochenen Willen des Kaisers getrotzt, so mußten sie auch jetzt entweder auf einfache Unterwerfung oder auf Gegenwehr bedacht sein. Luther hat in einem seiner Gutachten die Konsequenzen des Widerstands deutlich dargelegt: wir müßten dann, meint er, „den Kaiser verjagen und selbst Kaiser werden, denn der Kaiser würde sich wehren und würde da kein Aufhören sein, bis ein Teil läge". Dazu waren nun die beiden Marburger Verbündeten, Philipp und Zwingli, fest entschlossen. Für den Schweizer Reformator fiel die Befreiung vom päpstlichen und vom kaiserlichen Joch untrennbar zusammen; „Papsttum und Kaisertum," heißt es in seinen Briefen, „die sind beide von Rom." Mehr als einmal wirft er die Frage auf, was denn Deutschland mit Rom zu schaffen habe. Seine feurigen Sympathien galten den griechischen und römischen Vorkämpfern der Republik nicht minder als den gottbegeisterten Helden und Propheten des alten Bundes; Christus selbst, führt er aus, habe gegen die Tempelschänder Gewalt angewendet, und nötigenfalls „werden wir nicht zaudern, selbst die grausamsten Beispiele zu befolgen". So ganz und gar hatte natürlich Landgraf Philipp nicht jedes Gefühl von Pietät gegen Kaiser und Reich verloren, aber der Gedanke dem Evangelium durch Einreihung seiner sämmtlichen Bekenner in die große Coalition antihabsburgischer Mächte zur Rettung und zum Sieg zu verhelfen ist doch erst am hessischen Hof dem Reformator in Fleisch und Blut übergegangen. Schon 1528 hatte Philipp mit halb Europa anzuknüpfen gesucht und seither häuften sich mit dem Näherkommen des Kaisers die Gerüchte über ketzerfeindliche Projekte und Bündnisse. Es kennzeichnet den Landgrafen, daß er auch nach dem Marburger Gespräch eine Trennung der Evangelischen für Tollheit und Raserei erklärt. Nicht als ob ihm jedes per-

Digitized by Google

sönliche Interesse an dogmatischen Fragen abgegangen wäre; er, der auf Luther den Eindruck machte, daß er „wie spielend die schwersten Gedanken weben" könne, fühlte sich in der Schrift so gut zu Hause wie nur irgend ein Laie jener bibelfesten Zeit, aber jene Bereitwilligkeit Luthers, die ganze Zukunft der Reformation wegen „leichter disputirlicher Sachen" dem theologischen Gewissen zu opfern ging doch dem jungen Fürsten gar zu sehr gegen sein politisches Gewissen. Drei Wege ständen offen, schrieb er an den Straßburger Vertrauensmann Sturm: einmal Christus zu verläugnen; zweitens alles über sich ergehen zu lassen; „zum dritten, daß wir uns wehren; auf dem Wege stehet Glück und Hoffnung, auf den andern gar nichts." Über diesen Weg verständigten sich nun Zwingli und sein fürstlicher Freund schon zu Marburg, um die dort geknüpften Fäden in einer Korrespondenz weiterzuspinnen, deren Ton immer mehr ein brüderlich vertraulicher wird; „meinem guten Freund zu eignen Handen," adressirt wohl der Landgraf. Zwingli spricht die Hoffnung aus, Gott habe „E. Gnaden zu großen Dingen erwählt, die ich wohl gedenken, aber nit reden darf". Großartig angelegt war in der Tat ihr Feldzugsplan, berechnet auf eine Verbindung der deutschen und schweizerischen Evangelischen unter sich und mit Frankreich, Venedig, Dänemark, Geldern: wie Zwingli sich ausdrückt, „wär es dann alles ein Sach, ein Hülf, ein Will von Meer herauf bis an unser Land". Die Rückführung Ulrichs von Würtemberg sollte der erste Stoß gegen die Macht König Ferdinands sein, das Bündniß mit Venedig dem Kaiser die Alpen versperren.

Aber der Zeitpunkt, in welchem diese antihabsburgische Coalition ins Leben treten sollte, war so ungünstig wie möglich gewählt. Damals hatte Karl V. mit allen Gegnern Frieden geschlossen und Suleiman seinen Rückzug angetreten. In Venedig machte das Angebot eines Bündnisses, welches durch einen Züricher Professor überbracht wurde, den wunderlichsten Eindruck. Was konnte es helfen, daß der alte Revolutionär Gaißmayr den Zürichern einen Kriegszug nach Tirol in Aussicht stellte? Ohne die Höflichkeit der Venezianer, mit offenem Hohn wiesen die Franzosen Zwinglis Anträge zurück, für deren tiefen Sinn einer ihrer Gesandten nicht genug Verstand zu besitzen vorgab. Daß Kursachsen und seine strenglutherischen Gesinnungsgenossen den Oberländern die Annahme der Schwabacher Artikel als Vorbedingung eines Bündnisses setzten und damit abgewiesen wurden, kann nicht überraschen; hatte doch Luther dem Kurfürsten geradezu empfohlen, dem Kaiser gegenüber sich auf seine verdienstliche Niederhaltung der Sakramentirer zu berufen. Aber auch die Mehrheit der oberländischen Städte selbst zeigte mit einem Mal keine Geneigtheit mehr durch Verbindung mit den Schweizern den Kaiser noch stärker zu reizen. Alles, was die weitaussehenden Pläne Zwinglis und des Landgrafen zu Tage förderten, war der Abschluß eines christlichen Burgrechts mit Straßburg (Januar 1530) und nach mannigfachen Schwierigkeiten auch eines Burgrechts zwischen Hessen und den Städten Zürich und Basel (Juli 1530), während Bern sich weigerte beizutreten. Auf der andern Seite suchte

Digitized by Google

Philipp seine würtembergischen Pläne durch ein Bündniß mit dem katholischen Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel zu fördern; auch Dänemark versprach ein paar hundert Reiter. Und mit solchen mehr als bescheidenen Mitteln hätte man den Kampf gegen Karl V. eröffnen wollen?

Das Mißverhältniß zwischen einer Großmachtspolitik, wie sie Zwingli und Philipp vorschwebte, und den engen Grenzen ihrer wirklichen Macht war mit voller Deutlichkeit ans Licht getreten. Für Zwingli sollte dieses Fehlschlagen noch ganz anders verhängnißvolle Folgen haben als für die deutschen Protestanten, aber auch sie schienen in kaum begreiflicher Verblendung sich wehrlos der Gnade des Kaisers ausliefern zu wollen, dessen freundliche und friedliche Phrasen, das Gegenteil seines ganzen bisherigen Handelns, in der Tat auf diese politisch Unmündigen wohl berechnet waren, ohne sonst jemanden zu täuschen. Luther selbst war entfernt nicht mehr so furchtbar wie zur Zeit des Wormser Reichstags; der Freiheitsheld von damals hatte sich für einen großen Teil der Evangelischen in einen „neuen Papst" verwandelt.

Digitized by Google

IV. Augsburgische Confession und schmalkaldischer Bund.

Als den „Messias der Pfaffen" läßt eine Züricher Instruktion den Kaiser nach Deutschland ziehen. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß Karl V., der in den Friedensverträgen mit dem Papst wie mit Frankreich die Beseitigung der Ketzerei angeregt und mit der Kaiserkrone nochmals die Verpflichtungen eines Schirmvogts der römischen Kirche übernommen hatte, irgendwie mit den deutschen Protestanten abzurechnen entschlossen war. Welche Behandlung mußten ihre Gesandten erfahren, als sie ihm in Italien die Speirer Protestation zustellten; sie wurden eine Zeitlang in Haft gehalten und einer von ihnen, Michael von Kaden, welcher im Auftrag des Landgrafen dem Kaiser ein französisches Schriftchen reformatorischen Inhalts überreichte, entging nur durch die Flucht einem schlimmeren Schicksal. Noch während der Reise über die Alpen erhielt Karl aus der Hand des Legaten Campeggi ein ganz anderes Schriftstück, jenes berüchtigte Gutachten, welches fürs Erste Zurückführung der Ketzer auf gütlichem Weg, gegen Widerspenstige Ausrottung mit Feuer und Schwert empfahl. Wie hartnäckig aber diese Deutschen von jeher gewesen seien, das zeige am Besten Karls des Großen Kampf mit den Sachsen; man müsse daher durch Einrichtung einer Inquisition nach dem Muster der spanischen für die allmähliche und gründliche Beseitigung jeder Ansteckungsgefahr sorgen. Auch Karls früherer Beichtvater Garcia de Loaysa, welcher damals zur Überwachung des Papstes nach Rom beordert war, sah in der Gewalt das einzige Heilmittel, „den wahren Rhabarber" für diese Krankheit. Dabei ist es bezeichnend, wie der eifrige Mönch, der als Seelsorger sich die aufrichtigste Sprache gestattet, dem fleißigsten aller Monarchen Indolenz und Genußsucht vorwirft; „immer", sagt er, „stritten in Eurer königlichen Person Trägheit und Ruhm miteinander". Er wünscht, daß in Deutschland leichter als bisher „Eure Liebe zu Ehre und Namen über Euern natürlichen Feind siege, der im Schwelgen und im Vergeuden der besten Zeit besteht".

Es hätte nicht der Art Karls V. entsprochen, die energischen Mittel, welche ihm angeraten wurden, anzuwenden oder auch nur ernstlich vorzubereiten, ehe der letzte Versuch einer friedlichen Unterwerfung der Protestanten gemacht war. Das Ausschreiben des Reichstags erging sich im mildesten und freundlichsten Ton über seine Absicht, „alle eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung zwischen uns selbst in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu ver-

Digitized by Google

stehen und zu erwägen, die zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, so zu beiden Teilen nicht recht ist ausgelegt oder gehandelt, abzutun, durch uns alle eine einige und wahre Religion anzunehmen und zu halten, und wie wir alle unter einem Christo sind und streiten, also alle in einer Gemeinschaft, Kirchen und Einigkeit zu leben". Das lautete ja ganz, als hätte der Kaiser sich mit der früher schroff zurückgewiesenen Idee eines Nationalconcils befreundet; Kurfürst Johann von Sachsen vertrat diese Auffassung geradezu den andern evangelischen Fürsten gegenüber. Er stand übrigens schon seit längerer Zeit mit dem König Ferdinand in Verhandlungen, welche, wie man am Kaiserhof triumphirend erzählte, das Mißtrauen des Landgrafen erregt hatten; der Legat freut sich, daß in politischen wie in Glaubenssachen „der Geist der Zwietracht" unter die Ketzer gefahren sei. Um so vielversprechender ließ sich auf katholischer Seite alles an; zu Innsbruck, wo Georg von Sachsen und die Baiernherzoge den Kaiser begrüßten, kehrte sein lutherischer Schwager, der vertriebene Dänenkönig Christian II., in den Schoß der Kirche zurück und der Münchener Hof überbot sich in Aufmerksamkeiten und Schaugepränge aller Art, um seine antiösterreichischen Tendenzen in Vergessenheit zu bringen. Der Kaiser mochte wirklich des Glaubens leben, daß angesichts eines so erdrückenden Übergewichts, wie es in der Vereinigung der habsburgischen Macht mit der großen Mehrheit der Reichsstände lag, die Handvoll ketzerischer Fürsten und Städte ihren Widerstand aufgeben werde. Auch in diesem Fall hätte er ihre bisher geübte Unbotmäßigkeit sicherlich nicht straflos hingehen lassen; Ferdinand sprach ganz aus der Seele seines Bruders, wenn er ihm einmal vorstellte, es gebe viele Anlässe sie zu züchtigen, „so oft es Euch gefällt, Rechtsgründe, ohne daß Ihr der Religion zu gedenken braucht". Aber zunächst war Karl entschlossen den deutschen Fürsten, auch den protestirenden das freundlichste Gesicht zu zeigen. Seine völlige Unkenntniß der Sprache machte freilich jeden näheren Verkehr unmöglich, doch wußte er, trotz seiner gewöhnlichen Unnahbarkeit, die Menschen zu gewinnen, wenn es ihm darauf ankam. Kurfürst Johann, Melanchthon und andere deutsche Beobachter empfingen zu Augsburg den Eindruck, daß man es mit einem von Natur milden und wohlwollenden Herrn zu tun habe. Für Luther blieb er auch später noch „der liebe fromme unschuldige Kaiser", Deutschlands rechter Vater, dessen wunderbare Erfolge ganz offenbar von Gott stammten; „er muß einen guten Engel haben". Auch seine Schweigsamkeit legte ihm der gesprächige Reformator zum Besten aus; „ich halte, er redet in einem Jahr nicht so viel als ich in einem Tage". Es hat etwas Rührendes, wie diese weltunkundigen und pietätsvollen Menschen ihren Kaiser so recht von Herzen lieb haben möchten, wie sie namentlich jeden Verdacht gegen seinen Charakter von sich weisen. Man sträubte sich dagegen, in ihm selbst einen Todfeind des Evangeliums zu sehen; der „Bienenschwarm" von Pfaffen, der ihn umgab, oder sein verhaßter Bruder mußte die Schuld haben, daß Karls „gut Gemüt" nicht durchdringen konnte. „Von italienischer Treulosigkeit,'

Digitized by Google

schreibt Jonas, „ist er himmelweit entfernt". Aber es war doch eine nicht geringere Täuschung, wenn der Kaiser darauf rechnete die protestirenden Fürsten wankend zu machen. Schon bei den glänzenden Einzugsfeierlichkeiten am

Christian II. von Dänemark.
Nach dem Kupferstich von Jakob Binck (1490—1560).

15. Juni blieb Johann von Sachsen aufrecht stehen, als seine Mitkurfürsten vor dem segenspendenden „Handschuh" des Legaten das Knie beugten. Noch am Abend des Einritts beschied ihn mit den übrigen evangelischen Fürsten

Digitized by Google

der Kaiser in seine Herberge; König Ferdinand machte den Dolmetsch, um ihnen zu eröffnen, daß sie ihren Predigern fortan Stillschweigen auferlegen, und Tags darauf an der Fronleichnamsprozession Teil nehmen sollten. Sie weigerten den Gehorsam; Markgraf Georg erklärte rundweg, er wolle eher niederknien und sich den Kopf abhauen lassen als Gott und sein Wort verläugnen, und der Landgraf ließ sich vernehmen, „kais. Mt. Gewissen sei kein Herr und Meister über ihr Gewissen". Ihr Fernbleiben von der Prozession, in welcher der Kaiser unter der brennenden Mittagssonne mit unbedecktem Haupt einherschritt, begründeten sie nachher in der schroffsten Weise, indem sie das Festhalten an der kirchlichen Fronleichnamsfeier als „verzweifelte Bosheit, Frechheit und Leichtfertigkeit" bezeichneten. Noch niemals hatte Karl V. eine solche Sprache zu hören bekommen; es war die buchstäbliche Bestätigung dessen, was ihm Campeggi vorher auseinandergesetzt hatte, daß nämlich „die Ketzer von Natur hartnäckig bis zum Äußersten seien". Fragen wir uns aber, was denn diese deutschen Herren bewegen konnte, ihrem rechtmäßigen Oberhaupt so zu begegnen und mit ihren ganz unzulänglichen Kräften eine Welt von Feinden herauszufordern, so ist nur die eine Antwort möglich, daß sie für ihre religiöse Überzeugung bereit waren alles einzusetzen. Sie folgten hier rein sittlichen Motiven; jedes nüchterne Abwägen äußerer Vorteile und Nachteile hätte sie zur Nachgiebigkeit gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers bestimmen müssen.

Freilich, die Hoffnung ihren Standpunkt vor dem Kaiser und sogar vor der römischen Kirche selbst zu rechtfertigen hatten sie damals noch keineswegs völlig aufgegeben. Gemäß seiner Auffassung des Reichstags als eines Nationalconcils ließ Kurfürst Johann gleich nach Eintreffen des kaiserlichen Ausschreibens von seinen Theologen ein Programm für die Augsburger Verhandlungen entwerfen, welches die vielfache Übereinstimmung der neuen Lehre mit der alten Kirche möglichst in den Vordergrund rückte und namentlich auf dem Gebiet der kirchlichen Verfassung weitgehende Zugeständnisse darbot. Die Absicht, Luther an der Spitze der namhaftesten sächsischen Theologen auf den Reichstag mitzubringen, ließ sich allerdings nicht verwirklichen; der Geächtete, welchem sogar der Nürnberger Rat freies Geleite zur Durchreise weigerte, mußte auf der Veste Koburg zurückbleiben und sich damit begnügen, von ferne, oft genug in gewaltiger Aufregung den Gang der Entscheidung zu verfolgen. Rasch genug entwickelte sich die Sache nach der Ankunft des Kaisers. Am 20. Juni wurde der Reichstag mit einem Hochamt eröffnet, welchem auch der vom Kaiser als sein Schwertträger entbotene Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg und der Landgraf beiwohnten. Der Nuntius Pimpinelli, einer von den sechs anwesenden Cardinälen, enthielt sich in seiner Predigt einer namentlichen Hereinziehung Luthers, doch sagte er, wenn man S. Peter mit den Schlüsseln nicht ansehen wolle, müsse S. Paul mit dem Schwert dreinschlagen. Jener Streit über die Predigt war inzwischen durch eine kaiserliche Anordnung zur Ruhe gebracht worden, wonach nur die vom Kaiser bestellten Pre-

Digitized by Google

diger die Kanzel besteigen und nichts als das lautere Wort Gottes, d. h. den Text der Evangelien und Episteln vortragen durften. Campeggi, so eifrig er insgeheim den Kaiser gegen die Häretiker hetzte, führte doch bei seinem ersten Auftreten vor dem Reichstag eine gemäßigte Sprache und befürwortete in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Stände den Vorrang der religiösen Frage vor allen übrigen Gegenständen der Beratung. Am 24. Juni sollten die Evangelischen ihre Bekenntnißartikel vor Kaiser und Reich verlesen, doch wurden sie, wie es scheint hauptsächlich auf Veranlassung König Ferdinands, unterbrochen und, da sie auf der Verlesung bestanden, für den nächsten Tag in die Wohnung des Kaisers beschieden. Hier in einem Gemach der bischöflichen Pfalz wurde am Nachmittag des 25. Juni jenes Schriftstück, welches nachmals unter dem Namen der augsburgischen Confession weltbekannt geworden ist, durch den sächsischen Kanzler Christian Beyer in deutscher Sprache vorgetragen, „öffentlich und deutlich, daß es alle Umstehende wohl vernehmen mögen". Der Kaiser, der auf diesem Augsburger Tag, wohl zum ersten Mal, seine Unkenntniß des Deutschen lebhaft bedauert haben soll, nahm die Artikel in lateinischer und deutscher Fassung entgegen und verpflichtete die unterzeichneten Stände von einer Veröffentlichung durch den Druck abzusehen. Es waren die nämlichen Fürsten, die schon 1529 protestirt hatten: Kurfürst Johann, mit welchem sein Sohn Johann Friedrich unterschrieb, Markgraf Georg, Ernst und Franz von Lüneburg, Landgraf Philipp, Wolfgang von Anhalt, außerdem die Städte Nürnberg und Reutlingen. Ein Gefühl stolzer Befriedigung über dieses feierliche Bekenntniß zu einer Sache, die von den höchsten Gewalten vergebens in Acht und Bann getan worden war, tritt doch in einzelnen Äußerungen hervor; Luther selbst freute sich „gewaltig, in dieser Stunde gelebt zu haben".

Sein Werk im eigentlichen Sinn des Wortes war freilich die Confession mit nichten; er hatte nur seine Zustimmung zu der Arbeit Melanchthons gegeben. „Sie gefällt mir fast wohl," urteilte er am 15. Mai, „und weiß nichts dran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann." Damit kennzeichnet er vortrefflich den Gegensatz seiner trotzigen Offenheit, wie sie noch in den Schwabacher Artikeln die Messe als Gräuel vor allen Gräueln gebrandmarkt hatte, zu der Schmiegsamkeit eines theologischen Diplomaten. Denn als solcher hat sich Melanchthon, durch den Zwang äußerer Umstände an Luthers Stelle geschoben, sowohl in der Bekenntnißschrift als während der Augsburger Verhandlungen gezeigt. Man könnte vielleicht sagen, das Erasmische dieser Gelehrtennatur erhielt zum ersten Mal Gelegenheit sich recht zu entfalten, da er der beherrschenden Nähe eines Luthers entrückt selbständig auftreten durfte. Schon in jener Schrift, die ja ursprünglich nicht als Bekenntniß, sondern als „Apologie", als Verteidigung gegen die römischen Anklagen gedacht war, gab er sich alle Mühe den Katholischen die Bruderhand zu reichen, indem er den auch von Luther stets festgehaltenen Zusammenhang mit der alten Kirche so

Digitized by Google

stark als möglich betonte und die unheilbar trennenden Momente entweder zurücktreten ließ oder ganz mit Stillschweigen überging. So blieben z. B. das göttliche Recht des Papsttums, der character indelebilis des Priestertums, die Siebenzahl der Sakramente unerörtert, während in der Lehre vom Abendmahl eine so zweideutige Fassung gewählt war, daß die katholischen Theologen sich nur über das Fehlen einer ausdrücklichen Anerkennung der Transsubstantiation beschweren konnten. Die schroffe Prädestinationslehre ist fallen gelassen; für die Rechtfertigung durch den Glauben und für die sonstigen evangelischen Grundanschauungen wird das Zeugniß nicht allein der Schrift, sondern auch der Kirchenväter angerufen. Alles verfolgt den Zweck, die Ausschließung der Neugläubigen aus der Kirche als eine ungerechtfertigte hinzustellen und den ganzen Streit in das harmlose Licht einer „Irrung über etlichen Traditionen und Mißbräuchen" zu rücken. Und dabei fürchtete Melanchthon immer noch, „es möchten sich manche an unserem Freimut stoßen". Als ob sich das Anstoßen bei den Gegnern überhaupt ohne einfache Unterwerfung hätte vermeiden lassen! Ranke urteilt nicht unrichtig, „daß die Lehre, wie sie hier erscheint, noch ein Produkt des lebendigen Geistes der lateinischen Kirche ist, das sich sogar noch innerhalb der Grenzen derselben hält". Aber wenn selbst manche jener anerkennenden Äußerungen katholischer Fürsten und Prälaten, von welchen die protestantische Überlieferung berichtet, authentisch sein sollten, es war doch eine ungeheure Verkennung des Wesens der römischen Kirche, die Möglichkeit einer andern Verständigung als der zwischen Sieger und Besiegten üblichen anzunehmen. Melanchthon hatte von Anfang an ganz besonders darauf gerechnet, daß eine vollständige Lossagung von den Zwinglianern ihres Eindrucks bei den Katholischen und zumal beim Kaiser nicht verfehlen werde. Jene lutherischen Predigten in Augsburg, welchen die Ankunft des Kaisers ein Ende machte, waren großenteils dem Kampf gegen die „Sakramentirer" und „Geschriftstürmer" gewidmet, während zum großen Kummer der Lutheraner Landgraf Philipp den zwinglischen Kanzelredner Michael Keller (S. 606) bevorzugte und die lutherischen Verdächtigungen der Reformirten als einer revolutionären und kriegslustigen Partei scharf zurückwies; er erinnerte Melanchthon und Brenz als „Bruder in Christo", daß gerade ihre Hetzereien eine blutige Verfolgung gegen die Zwinglianer und vielleicht einen Krieg zwischen Kaiser und Fürsten auf der einen, Schweizern, Städten und Bauern auf der andern Seite herbeiführen könnten. Denn in den Augen Melanchthons waren die Zwinglianer trotz ihres scharfen Vorgehens gegen die Wiedertäufer ebenbürtige Genossen der letzteren und deshalb von der christlichen Obrigkeit mit den äußersten Mitteln niederzuhalten; er sprach eben 1530 die Überzeugung aus, der Staat müsse nicht nur aufrührerische, sondern auch gotteslästerliche Lehren mit dem Tode bestrafen. So blieben zu Augsburg trotz der Bemühungen Philipps, der seinen Briefwechsel mit Zwingli eifrig fortsetzte, den Reformirten, wie Jakob Sturm klagt, „alle Ohren und alle Türen verschlossen". Umsonst suchten Butzer

Digitized by Google

und Capito persönliche Fühlung mit Melanchthon; er wollte sich nicht durch Verkehr mit solchen religiös und politisch anrüchigen Persönlichkeiten kompromittiren. Daher waren die nicht lutherischen Städte, welche wegen ihrer Teilnahme an der Protestation sich vor dem Kaiser mit zu verantworten hatten, genötigt ihre eigne von den zwei Straßburger Theologen rasch fertig gestellte Confession einzureichen (11. Juli); sie trägt nach den vier Städten Straßburg, Constanz, Lindau, Memmingen den Namen der Tetrapolitana und sucht sich in der Fassung der Abendmahlslehre wenigstens der Ausdrucksweise der sächsischen Confession anzunähern. Ganz im Gegenteil hob die kurze persönliche Verantwortung, welche damals (3. Juli) Zwingli an den Kaiser abgehen ließ, nebst ein paar andern Veröffentlichungen des Schweizer Reformators den trennenden Unterschied zwischen Zürich und Wittenberg recht geflissentlich hervor; „man könnte ihn," schrieb Melanchthon an Luther, „in der Tat für verrückt halten".

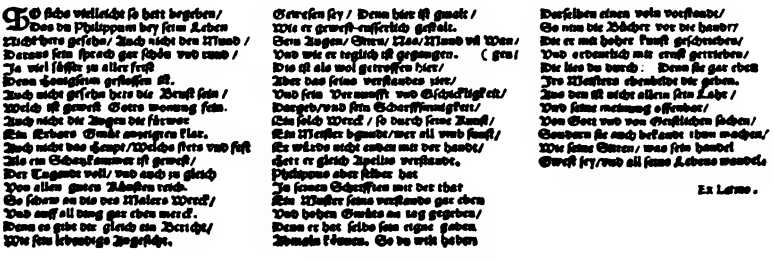
Der erklärte Führer der Lutheraner war inzwischen auf dem anfangs betretenen Weg zur Versöhnung mit den Katholischen immer weiter fortgeschritten, unbeirrt durch die wachsende Bedenklichkeit der eignen Glaubensgenossen. „Man darf urteilen," sagt Maurenbrecher, „Melanchthons Auftreten und Verfahren in Augsburg entsprach weit mehr dem Ratschlage des Erasmus, als den Gesinnungen und Überzeugungen Luthers." Wirklich suchte der greise Fürst der Wissenschaft, obwohl seine Hoffnung auf eine kaiserliche Einladung nach Augsburg sich nicht erfüllte, brieflich sowohl seinen alten Verehrer Melanchthon als den päpstlichen Legaten und andere Häupter der Katholischen nach Kräften zum Frieden zu mahnen. Abgesehen davon daß unter den anwesenden geistlichen Fürsten doch nicht wenige Freunde solcher irenischer Tendenzen und Gegner eines Religionskriegs sich fanden, war sogar die nächste Umgebung des Kaisers keineswegs durchaus unversöhnlich gestimmt. Man bedauerte auf protestantischer Seite das vor dem Reichstag erfolgte Hinscheiden Gattinaras, der trotz seiner erst kürzlich erlangten Cardinalswürde für einen Mann des Friedens und auch kirchlicher Reformen galt, aber Karls Beichtvater, der Franziskaner Juan de Quintana, und der uns bekannte Sekretär Alfons Valdés (S. 547) waren Leute, mit denen sich reden ließ, wie Melanchthon, als er sich an die „hispanischen Schreiber" heranwagte, zu seiner großen Befriedigung erfuhr. Es war keineswegs sein Verdienst, daß die protestantischen Fürsten nicht, wie er gewünscht hätte, nach dem Willen des Kaisers die Bekenntnißfrage „in einer Enge und Stille" abmachen ließen, sondern jene feierliche Verlesung durchsetzten. Dafür gingen seine Vermittlungsvorschläge, durch den Kaiser an Campeggi gebracht, wirklich nach Rom; neben Laienkelch und Priesterehe scheint er Änderung des Meßcanons und Erörterung der übrigen Streitfragen auf einem Concil gefordert zu haben. Diese Forderungen, obwohl zum Teil von Legaten befürwortet, wurden in Rom zu derselben Zeit verworfen, wo Melanchthon in Augsburg den Vertreter des Papstes durch eine geradezu kriechende Liebenswürdigkeit zu gewinnen suchte. Denn

Digitized by Google

hieß das nicht jede Spur von protestantischer Gesinnung verläugnen, wenn er an Campeggi schrieb, sie stimmten in allen Dogmen völlig mit der römischen Kirche überein und seien bereit ihr zu gehorchen, „wenn sie vermöge der Milde, welche sie zu jeder Zeit gegen alle Völker bewiesen hat, einiges Wenige stillschweigend übersieht oder nachläßt, was wir, wenn wir auch wollten, doch nicht abändern könnten?" Es genügt ihm nicht dies einmal zu versichern; „wir verehren," wiederholt er, „die Autorität des römischen Papstes und die ganze kirchliche Verfassung mit aller Pietät, wenn uns nur der römische Papst nicht verstößt. Aus keiner andern Ursache sind wir in Deutschland so verhaßt als weil wir die Lehren der römischen Kirche mit größter Standhaftigkeit verteidigen." Den letzten Satz macht ein Schreiben an den kaiserlichen Prediger Aegidius noch deutlicher, worin Melanchthon erklärt, nur deshalb habe er so eifrig nach Frieden gestrebt, um der drohenden Vereinigung der Lutheraner mit den Zwinglischen vorzubeugen.

Man kann sich nicht wundern, daß eine solche Vermittlungspolitik auf beiden Seiten keinen Dank erntete. Während die Päpstlichen darauf verfielen den geschmeidigen und nicht mit Glücksgütern gesegneten Wittenberger Professor für käuflich zu halten, griff unter den eifrigen Protestanten, und zwar nicht nur bei den zwinglisch Gesinnten, eine tiefe Erbitterung gegen den „vernünftigen, weltweisen, verzagten Philippus" um sich, der kindischer geworden sei als ein Kind; sogar aus Venedig, wo man seinen Brief an Campeggi gelesen hatte, kamen ihm von einem italienischen Anhänger des Evangeliums wiederholte Warnungen zu. Aber so schmerzlich er selbst diese seinem innersten Wesen widerstrebenden Kämpfe und Aufregungen empfand, so hartnäckig klammerte er sich an die Hoffnung doch noch den Ausgleich herbeizuführen, der ihm als die einzige Rettung vor dem gefürchteten Religionskrieg erschien. Auch nachdem die von Eck, Faber, Cochlaeus und andern katholischen Theologen ausgearbeitete Confutation des evangelischen Bekenntnisses (3. August) vorgetragen und vom Kaiser als genügende Widerlegung anerkannt worden war, mit der deutlichen Drohung, daß entweder die Protestanten sich unterwerfen oder der Kaiser seines Amtes als Schützer und Vogt der Kirche walten müsse, auch da noch wiederholte Melanchthon, von Brenz und andern Theologen sekundirt, seine Compromißvorschläge, welchen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem später von Karl V. oktroyirten Interim kaum abgesprochen werden kann. Sein bedeutendstes Angebot war die Rückkehr der Protestanten unter die Jurisdiktion der Bischöfe, während er seine oben bezeichneten Forderungen im Notfall sogar nur als zeitweilige Zugeständnisse bis zum Concil festzuhalten bereit war. Neben dem Wunsch nach Frieden legten ihm auch die Unvollkommenheiten des improvisirten lutherischen Kirchenregiments den Gedanken einer Erhaltung der bischöflichen Gewalt besonders nahe. Gerade unter den anwesenden deutschen Bischöfen erhob sich nun ein gewisser Widerstand dagegen, die Sache mit den Protestanten zum Äußersten zu treiben, wie es König Ferdinand, Kurbrandenburg, Herzog Georg, die bairischen Brüder, der Cardinal

Digitized by Google



Philipp Melanchthon.

Facsimile des Holzschnittes von Lucas Cranach. Nach Melanchthons Tode erschienen.

Digitized by Google

von Salzburg und manche andere Fürsten wohl gern gesehen hätten. Die drei geistlichen Kurfürsten, die Bischöfe von Augsburg und Trient waren teils von erasmischen Tendenzen beeinflußt, teils aus politischen Erwägungen einer gewaltsamen Lösung abgeneigt. Noch einmal wurde am 16. August ein Ausschuß von vierzehn Fürsten, Juristen und Theologen aus den beiden Parteien niedergesetzt, um das Unmögliche möglich zu machen. Melanchthon, Brenz und der hessische Prediger Schnepf kamen wirklich mit Eck, Wimpina und Cochlaeus in einer Reihe von Punkten überein und von sächsischer Seite hätte man selbst Ohrenbeichte und Fasten nicht für unannehmbar gehalten. Aber man zertrug sich über die Abendmahlsfeier; die Katholischen boten den Lutheranern das Zugeständniß utraquistischer Communion bis zum Concil, mit päpstlicher Erlaubniß, doch unter der Bedingung, daß von evangelischer Seite ausdrücklich die Communion unter einer Gestalt für gleichberechtigt und der Gebrauch der einen oder andern Form des Sakraments für etwas indifferentes erklärt werde. Die Evangelischen hätten damit einen wichtigen Bestandteil ihrer Lehre selbst preisgegeben; so bereitwillig Melanchthon auf die ganze Befreiung von der äußeren Herrschaft der Hierarchie verzichten wollte, wie er in seiner Todesangst vor dem angeblich schon gezückten Schwert des Kaisers sogar noch härteren Bedingungen sich gebeugt hätte, es gab doch eine Grenze, über welche hinaus ihm auch seine Confessionsgenossen zu folgen sich weigerten. „Wir haben es bisher standhaft abgeschlagen," schreibt sein getreuer Brenz; „möge der Herr uns standhaft erhalten!" Trotzdem bemühte sich Melanchthon in einer engeren Commission von sechs Mitgliedern, die einen allerletzten Einigungsversuch unternahm, noch einmal für seine Lieblingsidee einer Herstellung des Episkopats. Aber immer mächtiger erschollen inzwischen die Warnungsrufe, welche Luther, längst „des Reichstags müde", aus seinem Koburger Asyl an die Freunde und an die Fürsten richtete. So unbedingt er den guten Willen Melanchthons anerkennt, so klar durchschaut er jene klügelnde „Philosophie" des „Junker Philippiche", deren bald kleinmütige bald optimistische Berechnungen keine einfache Größe der Anschauung, keine Kraft zum Entschluß mehr aufkommen ließen. „Ihr habt," schreibt Luther an Spalatin, „ein Wunderwerk begonnen, nämlich die Vereinigung zwischen dem Papst und dem Luther. Aber der Papst wird nicht wollen und Luther lehnt ab. Wenn ihr es beiden zum Trotz fertig bringt, dann werde ich Eurem Beispiel folgen und Christus mit Belial versöhnen." Die Jurisdiktion der Bischöfe, meint er, würde wohl keine andere sein als die des „Meister Hansen", d. h. des Henkers. Er kann sich gegenüber den wälschen Kunstgriffen des Papstes und seines Legaten eines deutschen Kraftworts nicht erwehren. „Frei ist Luther," damit tröstet er sich für den Fall, daß die Augsburger Freunde etwas wider das Evangelium zugeben sollten; „frei ist wohl auch der Makedonier. Seid tapfer und handelt männlich."

Der Makedonier ist in den Briefen der Wittenberger Landgraf Philipp. Seine und Kurfürst Johanns Festigkeit hat doch in Wahrheit gut gemacht,

Digitized by Google

was Melanchthon und Genossen zu verderben sich mühten; „unsere Fürsten," schreibt einmal Brenz, „sind standhaft im Bekenntniß des Evangeliums, und wenn ich ihre Standhaftigkeit betrachte, so steigt mir die Schamröte ins Gesicht, daß wir geringen Leute uns so sehr vor kaiserlicher Majestät fürchten". Es machte gewaltigen Eindruck, als der Landgraf am 6. August heimlich Augsburg verließ, ohne die kaiserliche Erlaubniß zur Abreise erhalten zu haben; unmittelbar vorher hatte er dem Kaiser ins Gesicht gesagt, er werde bei dem übergebenen Bekenntniß bestehen, und sollte er Leib und Leben drüber lassen. „Halt an, frommer Ackermann, halt an," so ermunterte Zwingli seinen fürstlichen Bundesgenossen, der ihm Hoffnung auf einen Feldzug machte, sobald wieder „die Blümlein hervorstechen" würden. Und so grundverschieden der Kurfürst von Sachsen von dem leidenschaftlichen Landgrafen war, an Entschlossenheit in Sachen des Evangeliums gab er ihm kaum etwas nach. Wohl fürchtete man auf protestantischer Seite eine Zeitlang, Melanchthon werde ihn verführen, aber der alte Herr, der sich Luthers kleinen Katechismus eigenhändig abschrieb, würde, obgleich er nicht wie der Landgraf in religiösen Fragen ein eignes Urteil zu haben wagte, sicherlich niemals ohne die Zustimmung seines Doktor Martinus zu einer Entscheidung über die Zukunft des Evangeliums geschritten sein. Für ihn lag die Sache trotz aller „Fechterstreiche" seiner Theologen sehr einfach; „es sind," sagte er, „zwei Wege, Gott verläugnen, oder die Welt; denk ein jeder, welches am Besten sei". Luther meinte später, der heilige Geist selber habe den friedfertigen Fürsten zu Augsburg in einen Helden verwandelt. Melanchthon freilich fand es unbegreiflich, daß die protestantischen Fürsten „in seltsamer Nachlässigkeit und in einer gewissen stummen Entrüstung" es verabsäumten zu Gunsten des Friedens dem Kaiser und den gemäßigten Katholischen den Hof zu machen. An Drohungen ließ man es auch den Fürsten selbst gegenüber nicht fehlen; der cholerische Joachim von Brandenburg soll einmal geäußert haben, wenn Kursachsen die neue Lehre nicht aufgeben wolle, werde der Kaiser ihm und seinen Anhängern nach Landen und Leuten, Leib und Leben, Ehr und Gut, auch Weibern und Kindern trachten. Aber es war eben das Übertriebene der gegnerischen Forderungen, was auch die friedlichsten unter den Protestanten zum Widerstand herausforderte. Der Kaiser meinte, da sie seiner Befürwortung eines Concils sich anschlossen, ihnen bis zu dessen Eröffnung Rückkehr zum alten Glauben zumuten zu dürfen, während sie natürlich die Aufrechthaltung des gegenwärtigen Zustandes im Auge hatten. Noch zogen sich die Verhandlungen durch die größere Hälfte des September; Kursachsen zeigte sich nicht abgeneigt dem Kaiser bis zum Concil die Verwaltung der eingezogenen Klöster heimzustellen, aber von katholischer Seite wurde diese Nachgiebigkeit sofort mit weiteren Forderungen, z. B. Herstellung der alten kirchlichen Meßfeier, beantwortet. Bis zuletzt hoffte trotzdem Melanchthon mit seiner Lieblingsidee einer ausdrücklichen Preisgabe der Sakramentirer den Ausgleich ermöglichen zu können, aber schließlich traten der Kaiser und die katholische Majorität am 22. September mit einem Ent-

Digitized by Google

wurf des Reichsabschieds hervor, welcher den durch die Bibel gründlich widerlegten Protestanten Bedenkzeit bis zum 15. April gewährte, ob sie betreffs der noch unverglichenen Punkte sich bis zum Concil der Kirche fügen wollten oder nicht; außerdem sollten sie bis zu diesem Termin nichts Neues in Glaubenssachen veröffentlichen, den altkirchlichen Gottesdienst bei ihren Untertanen nicht hindern oder abstellen, gegen die Wiedertäufer und Sakramentirer mit Kaiser und Reich zusammen vorgehen. Die Protestanten hätten, wie Virck bemerkt, mit der Annahme eines solchen Abschieds — lügenhaft, falsch, listig nennt ihn Spalatin — ihr eignes Todesurteil gesprochen. Sie protestirten vor dem Reichsoberhaupt, wie sie 1529 vor dem Reich protestirt hatten. Der Bruch war vollkommen; mit weinenden Augen, aber unerschüttert nahm Kurfürst Johann Abschied von seinem Kaiser. In Wittenberg erzählte man sich später ein Wort des sächsischen Kanzlers Brück bei der letzten Entscheidung: „Wohlan, kanns nicht anders sein, so wissen wir doch, daß alle Pforten der Hölle wider diese unsere Lehre nichts vermögen"; der Kaiser habe es gehört und gefragt, was denn das sei, Pforten der Hölle.

Karl V. suchte nach dem Weggang der evangelischen Fürsten wenigstens die Städte einzuschüchtern, deren Trennung in Augsburg noch viel weiter gediehen war als das Jahr zuvor in Speier. Ihr alter Grundfehler, das gegenseitige Mißtrauen, hatte durch die confessionelle Spaltung neue Nahrung erhalten, aber z. B. unter den zwinglisch Gesinnten selbst zeigten sich schwer überwindliche Gegensätze, während Nürnberg und Reutlingen ihren Anschluß an das sächsische Bekenntniß eine Zeitlang auch den lutherischen Schwesterstädten verheimlichten. Der Vertreter von Ulm, Besserer, gefiel sich in einer höchst schwankenden und undurchsichtigen Politik; Biberach hatte seinen Gesandten dahin instruirt, sich ganz nach dem Muster Ulms entweder auf die katholische oder auf die lutherische oder auch zwinglische Seite zu schlagen. Memmingen schien gewillt trotz des Abfalls größerer Städte stets ein „Bethlehem" des Evangeliums zu bleiben; Nördlingen dagegen stand unter der Leitung des charakterlosen Predigers Billicanus, welcher damals in Augsburg vor Campeggi und einem Mainzer Inquisitor seine neugläubigen Irrtümer abschwor. Man hätte denken sollen, daß gegenüber solcher Zersplitterung die nicht gesparten kaiserlichen Machtworte durchschlagen würden; Karl V. ließ sich vernehmen, es gehöre die Faust dazu, und eifrige Zwischenträger warnten davor solche Reden als leere Drohungen aufzufassen; Landgraf Philipp selbst glaubte vorübergehend an einen bevorstehenden Angriff. Trotzdem fand eine Reihe von Städten endlich doch den Mut zu offenem Widerstand; neben Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg, die sich zu den Nürnbergern hielten, Frankfurt, Ulm, Hall und zum unwilligen Erstaunen des Kaisers Augsburg selbst. Der Entschluß dieser Stadt, welche Karl V. in ihren Mauern und den alten Todfeind Baiern vor den Toren hatte, war auch für die Evangelischen eine Überraschung und Ermutigung. In Ulm aber entschied gegen den Abschied vor allem die große Majorität der Zünfte, nachdem der Bürgermeister Kraft für den Fall der

Digitized by Google

Ablehnung Sterben und Verderben, Zerstörung der Stadt, Raub von Weib und Kind, für den Fall der Einwilligung wider das Gewissen Gottes Zorn und ewige Verdammniß den Versammelten vor Augen gestellt hatte. Alle die großen süddeutschen Reichsstädte waren somit der fürstlichen Opposition beigetreten. Es blieb dem Kaiser kaum etwas anderes übrig als nun seinerseits in dem am 19. November publizirten Reichsabschied die äußerste Schroffheit walten zu lassen, weit mehr als in jenem früheren Entwurf. Das Wormser Edikt sollte gehandhabt, die geistliche Jurisdiktion vollkommen hergestellt, die Kirchengüter restaurirt, beziehungsweise in ihrem Bestand erhalten werden. Das Reichskammergericht ward auf den Abschied verpflichtet.

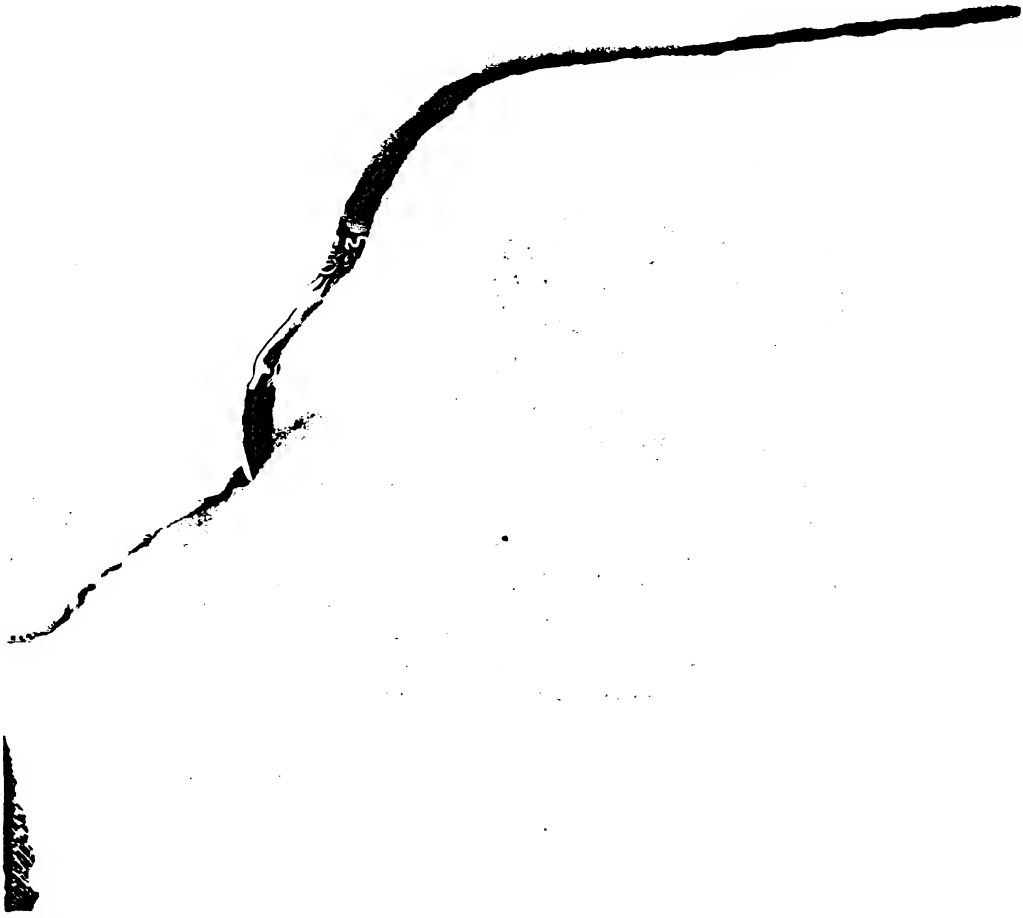
So schloß dieser Augsburger Tag mit einer Kriegserklärung von Kaiser und Reich gegen die protestirenden Stände. Wenn der Abschied wirklich in Kraft trat, dann fand sich nirgends mehr ein Anhalt für die Behauptung, daß der einzelne Reichsstand mit seinen kirchlichen Änderungen auf dem Boden des Rechts stehe und sein Verfahren vor kaiserlicher Majestät verantworten könne. Aber eine andere Frage ist es, ob der Kaiser wirklich daran dachte gegen die Ungehorsamen sogleich das Schwert zu ziehen. Wir sind keineswegs in der Lage die wahren Absichten des schweigsamen Herrn zu erraten, doch entspricht die Annahme, daß er nicht ungern den endgültigen Entschluß hinauszögerte, am meisten seiner Sinnesart, welcher jedes rasche Vorwärtsgehen unsympathisch und jeder Aufschub willkommen war. Es war diese Eigentümlichkeit Karls V. neben der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben und Interessen der größte Vorteil für die Gegner, nicht zuletzt auch für die deutschen Protestanten. Und wer könnte läugnen, daß neben der deutschen Reformation und der Erhebung Ferdinands zum römischen König auch andere brennende Fragen die Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch nahmen und vor jedem entscheidenden Schritt sorgfältige Prüfung forderten? Unablässig drohte die Gefahr eines neuen türkischen Angriffs und im Zusammenhang damit stehen Karls vergebliche Bemühungen mit seinem alten Gegner König Franz, der im Sommer 1530 endlich seine Söhne zurückerhalten und des Kaisers Schwester Eleonora heimgeführt hatte, in ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zu treten; man verhandelte über die schon beim Friedensschluß angeregte engere Familienverbindung, aber die Rückkehr des spanischen Emigranten und französischen Agenten Rincon aus Konstantinopel, so manche Bewegung der unzufriedenen Elemente in Italien, der ärgerliche Ehehandel Heinrichs VIII., das alles gab dem Verdacht gegen Frankreich immer wieder Nahrung. Ein Gesandter König Ferdinands hörte in Rom, eifriger als jemals denke Franz I. an die Erwerbung von Mailand; sein Anerbieten die Leitung des Seekriegs gegen die Osmanen zu übernehmen erregte das größte Mißtrauen. Es gab noch eine Sache, die dem Kaiser ganz besonders am Herzen lag und doch ohne Zustimmung Frankreichs sich nicht durchführen ließ. Das allgemeine Concil, nach seiner Überzeugung im jetzigen Augenblick notwendiger als zu irgend einer Zeit, stieß natürlich in Rom auf einen zwar verhüllten, aber desto zäheren

Digitized by Google

Widerstand. Man hat wohl behauptet, Clemens VII. habe wegen seiner illegitimen Herkunft oder aus andern persönlichen Gründen das Concil gefürchtet, aber eine solche Abneigung lag doch überhaupt in der Natur des Papsttums, wie es sich neuerdings entwickelt hatte, trotz der nicht ungünstigen Erfahrungen mit der letzten Kirchenversammlung. „Die Florentiner und lateranensischen Erinnerungen," sagt Maurenbrecher, „kamen gegen die bösen Reminiszenzen von Basel nicht auf." Unbequem sind und bleiben parlamentarische Institutionen auch im besten Fall für jede absolutistisch angelegte Gewalt. So verabscheute Clemens, nach Loaysa's Bericht, schon das bloße Wort Concil wie den Namen des bösen Feindes und wurde, als er den festen Willen des Kaisers erkannte, mehr und mehr auf die Seite Frankreichs getrieben, dessen Abneigung gegen das kaiserliche Projekt bald offen hervortrat. Nichts ist drastischer als die Argumentation, womit Karls ehemaliger Beichtvater, jetzt Cardinal Loaysa für den Notfall die einfache Duldung der Ketzerei empfiehlt. Er ist überzeugt, „daß diese Ketzer nicht anders kurirt werden können wie alle früheren, seit Christus gestorben ist, geheilt wurden," nämlich mit Gewalt. Aber da augenblicklich die Türkengefahr weit dringlicher erscheint, rät er dem Kaiser immer wieder sie zunächst Ketzer und Bestien sein zu lassen und trotzdem mit ihnen Arm in Arm zu gehen; Karl soll sich damit begnügen, daß sie ihm dienen und treu sind, „mögen sie auch gegen Gott schlimmer als Teufel sein"; er soll sich nicht darum kümmern, daß ihre Seelen zur Hölle fahren, sondern nur ihre Leiber zum Gehorsam gegen sich bekehren. Papst Clemens selbst hatte, während Campeggi den Kaiser zum Krieg zu treiben suchte, bereits die früher verworfene Möglichkeit von Zugeständnissen an die Protestanten ins Auge gefaßt; einer seiner Vertrauten erklärte im November 1530 Priesterehe und Laienkelch für zulässig. Man hielt also eine solche Niederlage der kirchlichen Prinzipien immer noch für erträglicher als das fatale Concil.

Neben diesen Schwierigkeiten, welche sich aus der Weltlage ergaben, war doch auch das Verhältniß des Kaisers zu den katholischen Reichsständen nicht derart, daß sie ihm etwa insgesammt in einen Religionskrieg zu folgen bereit waren. Wie die Weltlichen auf dem Reichstag ihre alten Beschwerden gegen Rom und die Geistlichen wieder hervorgesucht und Campeggi's Entsetzen über eine solche „Rebellion" im eigenen Lager erregt hatten, so zeigte sich neben den nichts weniger als kriegerischen Neigungen der Bischöfe auch der Antagonismus der Baiern gegen Habsburg einer Kriegspolitik ungünstig, für welche doch eigentlich nur Kurbrandenburg und Georg von Sachsen rechten Eifer zeigten. Herzog Ludwig von Baiern näherte sich in Augsburg den Sachsen, um mit ihnen gegen die Wahl Ferdinands zum römischen König zu arbeiten. Diese Wahl, für welche die sämmtlichen Kurfürsten außer Sachsen mit den bekannten Mitteln gewonnen wurden, fand am 5. Januar 1531 in Köln statt; Frankfurt war nicht nur wegen der dort auftretenden Pest, sondern auch mit Rücksicht auf seine Ketzerei der ihm zustehenden Ehre nicht würdig befunden

Digitized by Google



Digitized by Google

empfiehlt. Er ist überzeugt, „
wie alle früheren, seit Christus ge
augenblicklich die Türke.
zunächst Ke
zu gehen; K
en sie auch
nmern, da
rsam gege
en Kaiser zu
keit von Zuge
trauten erklä
Man hielt
für erträ

er Weltlage
lischen Reichsständ
anskrieg zu folgen be
Beschwerden gegen
Entsetzen über
sich neben
er Anta=
welche

en
tt;
mit
nden

Digitized by Google

König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder.
Nach dem Kupferstiche von Bartel Beham (1496—1540).

Digitized by Google

Digitized by Google

worden. Noch zu Augsburg hatte Karl seinem Bruder endlich die feierliche Belehnung mit den österreichischen Landen, Würtemberg eingeschlossen, erteilt; er wollte recht nachdrücklich dem Reich zum Bewußtsein bringen, daß, wie er einmal an Ferdinand schrieb, „wir beide ein und dasselbe sind". Nur für gewisse wichtige Fälle, wie für die Erteilung von Fahnenlehen, Bestimmungen über die Monopole, Erklärung der Reichsacht und Bündnisse, behielt sich der Kaiser eine Mitentscheidung vor. Kursachsens Protest gegen die Königswahl, durch den jungen Herzog Johann Friedrich zu Köln getan, hatte keinen unmittelbaren Erfolg. Schon vorher war der Ausschluß des Ketzers von der Wahlhandlung in Beratung gezogen und von Clemens VII. für diesen Fall eine Bulle zur Verfügung gestellt worden, welche dem Ketzer die Kurstimme absprach, aber man zog es vor, von der zugleich übersandten zweiten Bulle des gefälligen Papstes Gebrauch zu machen, worin Johanns Zulassung zur Wahl gutgeheißen wurde. Nachdem der neue König sich in seiner Wahlkapitulation auf den Augsburger Abschied verpflichtet und mit den fünf Kurfürsten ein Defensivbündniß auf zehn Jahre geschlossen hatte, wobei auch die etwaige Züchtigung eines Aufrührigen wegen der Wahl nicht vergessen war, erwog man gelegentlich der Krönung zu Aachen im kaiserlichen Staatsrat den Vorschlag eines weiteren Bündnisses mit allen katholischen Reichsständen, „nicht allein um einem Angriff zu begegnen, sondern um den Abgewichenen zuvorzukommen".

Aber die „Abgewichenen" waren diesmal die Rascheren. Wir kennen die Kriegslust des Landgrafen, seine Verbindung mit Heinrich von Braunschweig zu Gunsten des Würtembergers (S. 614); auch mit Leonhard von Eck hatte er längst angeknüpft, denn so feindlich man sich in der religiösen Frage gegenüber stand, um so leichter trafen die Protestanten mit den Baiern in dem von letzteren gehegten Herzenswunsch zusammen, „wie man die Wahl umstoßen und dem König Ferdinand Irrung tun möchte, damit er einigen Gewalt im Reich nicht erlange". Wichtiger jedoch als diese erst später wirksamen Velleitäten war die Lossagung Kursachsens von dem bisher festgehaltenen Grundsatz des leidenden Gehorsams. Das entscheidende Wort hatte eigentlich Luther schon in Koburg gesprochen; „wird ein Krieg draus," so schreibt er an Jonas (20. Sept. 1530), „so werde er draus; wir haben gnug gebeten und getan". Damals war Butzer eben unterwegs, um trotz der schlimmen Augsburger Erfahrungen im persönlichen Zusammensein mit dem großen Wittenberger doch noch an das Ziel eines Ausgleichs zu gelangen. Luther hatte den unermüdlichen Vermittler zu Marburg als einen „durchtriebenen Schlingel" begrüßt, aber Butzer brachte es trotzdem in Koburg fertig, in dem Gegner, der ihm sagte, er würde für die Beendigung des Zwiespalts gern dreimal sterben, wenigstens den Glauben an die Möglichkeit einer Vereinigung zu erwecken; freilich bemerkte er den Seinigen, man müsse der Sache eine Gestalt geben, als habe Luther nichts nachgelassen. Bald darauf trat zu Augsburg der von Kurfürst Johann zurückgelassene Graf Albrecht von Mansfeld in vertrauliche Verhandlung mit den Straßburgern behufs einer Wiederaufnahme des vordem in Schmalkalden

Digitized by Google

gescheiterten Bündnißprojekts (S. 611); was die Sachsen damals von den Oberländern getrennt hatte, deren Verbindung mit den Schweizern sollte jetzt im Gegenteil dem evangelischen Bund zu Gute kommen und man erörterte bereits, wie die norddeutschen Fürsten ihren städtischen Verbündeten mit Reiterei, diese wiederum den andern mit Fußvolk aushelfen könnten. Wie hatten doch die Augsburger Vorgänge den Lutheranern ihre Bedenklichkeiten so plötzlich ausgetrieben! Vor allem ging Luther selbst wenn auch nur ungern zu jener Ansicht der sächsischen Juristen über, deren Argumente ihn noch im vorigen Jahr ganz kalt gelassen hatten. Er ließ sich von ihnen belehren, daß der Kaiser kein Monarch im vollen Sinn des Wortes sei, daß er den Reichsständen in ähnlicher Weise gegenüberstehe wie die altrömischen Consuln dem Senat, der Doge von Venedig dem Rat oder der Bischof seinem Kapitel; noch weniger vermochte er natürlich ihrer Anwendung rein privatrechtlicher, prozessualischer Normen auf staatsrechtliche Fragen wirksam zu begegnen. Wohl riet er seinem Kurfürsten an der Wahl Ferdinands lieber teilzunehmen und der Kriegslust des Landgrafen keinen Vorschub zu leisten, aber er fügt den Seufzer bei: „ach Herr Gott, ich bin in solchen Weltsachen zu kindisch". Und deutlich genug erkennt man die Einwirkung eines Briefes, in welchem eben der Landgraf dem Reformator die Rechtmäßigkeit eines Kampfs gegen den Kaiser auseinandergesetzt hatte, in Luthers „Warnung an seine lieben Deutschen wider den Augsburger Reichsabschied". Zwar ist ihm immer noch „Carolus das edel Blut ein Schaf unter Wölfen," aber die Verteidigung gegen die papistischen Bluthunde erlaubte Notwehr. Wie der Landgraf in jenem Brief erinnert auch er an das Beispiel der alttestamentlichen Helden und der Hussiten, an Judas Makkabaeus und Zizka. „So laß fröhlich hergehen," ruft er mit dem Feuer der ersten Reformationsjahre, „und aufs Ärgst geraten, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselbe Gottes Zorn verhängen will." Trotzig bezeichnet er sich als den „deutschen Propheten, meinen Papisten und Eseln zu Lust und Gefallen".

Noch vor der Wahl König Ferdinands wurde auf einer Versammlung protestantischer Herren und Städteboten zu Schmalkalden (22. — 31. Dez. 1530) der evangelische Bund geschlossen, und zwar unter Zugrundlegung des hessisch-schweizerischen Burgrechtsentwurfs von 1529. Es war entscheidend, daß in dieser auf sechs Jahre eingegangenen Vereinigung der Kaiser nicht mehr ausgenommen wurde. Wohl hieß es, der Bund solle „nicht wider den Kaiser noch sonst jemand gerichtet," d. h. nicht offensiv sein, aber der eigentliche Zweck des Bundes, die Verteidigungspflicht gegen jeden Angriff, der gegen eines seiner Glieder wegen des göttlichen Worts, evangelischer Lehre oder des Glaubens ausdrücklich oder auch unter anderem Vorwand unternommen wird, kennt keinerlei Ausnahme. Der erste Abschluß erfolgte zwischen Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, den Städten Magdeburg und Bremen. Von der Tapferkeit Sachsens, welche die Oberländer nicht genug rühmen konnten, stach die ängstliche Haltung des Markgrafen Georg

Digitized by Google

und der Nürnberger ab, die sich inzwischen wieder bei ihren Theologen Rats erholt hatten; „es gibt," schrieb Butzer an Zwingli, „manche sonst treffliche und wahrhaft fromme Leute, die aus übertriebener Scheu vor unverstandenen göttlichen Worten mehr als nötig ihren Gelehrten nachgeben". Auch die Oberländer traten übrigens nicht sofort bei, da ihnen in Schmalkalden von lutherischer Seite die Beseitigung der ärgerlichen Ungleichheit der Kirchengebräuche als Vorbedingung gesetzt wurde. Man kann sagen, daß die unentbehrliche Ergänzung des schmalkaldischen Bündnisses von dem Ausgang des Kampfes abhing, welchen die norddeutschen Lutheraner mit Zwingli um die schwäbischen Reichsstädte führen mußten. Denn während jetzt Kursachsen selbst die Beiziehung der Schweizer wünschte und ihnen die Hand bot, falls sie die Tetrapolitana (S. 621) annehmen würden, während Luther, Melanchthon und Jonas ihrem Kurfürsten eine Concordia in Aussicht stellten, blieb Zwingli bei seiner früher geäußerten Meinung, man könne sich mit den Lutheranern nur in der Weise verbinden, wie diese selbst mit den Papisten gegen den Türken zusammenhielten. Er erklärte das lutherische Abendmahl für eine „fast mehr als papistische Messe" und verwarf Butzers „jämmerlich erfochtene Einigung", worauf Butzer jede weitere Erörterung mit ihm über diese Sache abbrach. Ganz in Zwinglis Sinn entschied ein Tag der schweizerischen Burgrechtsstädte zu Basel (Febr. 1531) gegen die Annahme des deutschen Bündnisses. Fast gleichzeitig protestirte eine zu Memmingen tagende Versammlung schwäbischer Ratsboten und Geistlicher gegen jene von den Lutheranern angeregte Gleichförmigkeit der „christlichen Ceremonien", welche, in der alten Kirche unbekannt, erst durch Karl den Großen dem Papst zu Gefallen aufgebracht worden sei. Trotzdem gelang es Butzer und seinen Gesinnungsgenossen, die Verbindung mit den norddeutschen Fürsten dadurch zu ermöglichen, daß man den vorhandenen dogmatischen Gegensatz vor der Welt „kräftig verheimlichte" und namentlich den Wittenbergern selbst hinter einer formalen Annäherung an ihre Abendmahlslehre verbarg. Sogar Melanchthon, für welchen jetzt auch der Landgraf nicht mehr der „Makedonier", sondern der „Heraklide" war, überwand seinen bisherigen Abscheu vor dem „geschminkten und verlogenen Synkretismus" soweit, einen freundlichen Brief an den Straßburger Vermitter zu schreiben; es half nichts, daß die Nürnberger dem „fast listigen Männlein, dem Buzerlein" nach wie vor das tiefste Mißtrauen widmeten. Die erste offizielle, sozusagen die Gründungsurkunde des schmalkaldischen Bundes, welche von Kursachsen am 27. Febr. 1531 ausgefertigt wurde, führt neben den schon oben genannten Teilnehmern nicht nur den Kurprinzen Johann Friedrich und die Herzoge Philipp, Otto und Franz von Braunschweig auf, sondern auch die oberländischen Städte Straßburg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Isny und die Hansestadt Lübeck, obwohl dieselben den Bundesbrief erst später besiegelten. Noch ehe es geschah, bekundete eine zweite Versammlung zu Schmalkalden (Ende März/Anfang April) das zwischen den Fürsten und den Oberländern her-

Digitized by Google

gestellte gute Einvernehmen; der sächsische Gesandte Minckwitz sprach gegen die Städte den Wunsch aus, die Einigung Luthers und Butzers über das Sakrament möge durch alle Prädikanten gleichförmig dem Volke angezeigt und „in alle Welt verbreitet" werden. Auf einem weiteren Bundestag zu Frankfurt (Juni) traten dann Braunschweig und Göttingen bei, im Winter darauf Goslar und Eimbeck. Wenn aber die ausschließliche Verbindung von glaubensverwandten Herren und Städten diese neue Anwendung des im Reich längst geübten Einigungsprinzips von früheren ähnlichen Bündnissen unterscheidet, so treten doch gleich im Anfang Combinationen hinzu, welche den Zweck verfolgen auch die Hülfe katholischer Mächte in und außerhalb des Reichs auf Grund gewisser gemeinsamer Interessen der evangelischen Sache zuzuwenden. Man wendet sich mit Protest gegen den Augsburger Abschied und unter Berufung auf ein freies Concil an Frankreich und England; Franz I. erklärt sich mit Freuden bereit zu dem traditionellen „Schutz der deutschen Freiheit". Im August 1531 trifft Leonhard von Eck mit dem Landgrafen in Gießen zusammen. Es ist die nämliche skrupellose Politik, wie sie uns in jenen hessisch-schweizerischen Projekten von 1529 entgegentritt.

Freilich machte sich auch im schmalkaldischen Bund von vornherein der Antagonismus zwischen einem vorwärtsdrängenden und einem bedächtig zurückhaltenden Element bemerklich; mit dem Verhältniß zwischen Zürich und Bern läßt sich in gewissem Sinn die Stellung des Landgrafen zu Kursachsen vergleichen. Philipp war ganz Feuer und Flamme, als der Bund wirklich zu Stande kam; er dachte seinen Lieblingsplan, die Zurückführung Ulrichs von Würtemberg, sofort zu verwirklichen, als im Frühjahr 1531 die Nachricht von einem neuen Angriff der Türken eintraf; kein Geringerer als der mächtige Renegat Gritti (S. 596) hatte ihm bereits ein Bündniß mit dem Sultan und Zápolya gegen Ferdinand angetragen. Auf die Baiern meinte Philipp sicher zählen zu dürfen; sie müßten doch, schreibt er einmal an Eck, auch nicht Wilde sein, „wollt Ihr gern König werden und Euern Willen haben". Aber am sächsischen Hof wies man den unchristlichen Gedanken einer Ausnützung der Türkennot mit Entrüstung zurück, um so mehr als die Besorgniß vor einem gewaltsamen Vorgehen des Kaisers sich allmählich gemindert hatte. Karl V. bemühte sich im Gegenteil seit dem Frühjahr 1531 auf irgend welche Weise einen vorläufigen Vergleich mit den Protestanten zu erreichen, indem er die Vermittlungsversuche des Mainzer und des Pfälzer Kurfürsten zuließ und für den Herbst einen Reichstag ausschrieb. Nach längerem Zögern gewährte er sogar eine von den Protestanten dringend geforderte und auch von König Ferdinand befürwortete Concession. Kraft des Augsburger Abschieds hatte nämlich das Reichskammergericht sozusagen den Rechtskrieg gegen die Ketzer eröffnet, indem es eine Reihe von Prozessen auf Rückgabe des säkularisirten Kirchenguts und Herstellung der beseitigten geistlichen Jurisdiktion einleitete. Die Einstellung dieser den Protestanten sehr lästigen Prozesse gewährte Karl unter dem 8. Juli wenigstens für die nächste Zeit, bis zum

Digitized by Google

Reichstag. Was er von seinem nach Deutschland abgefertigten Rat Cornelius Schepper vernahm, konnte ihn nur noch mehr in den friedlichen Absichten bestärken, zu welchen vielleicht mehr als alles andere die immer drohenderen Nachrichten über die Haltung Frankreichs beitrugen. Geistliche Fürsten wie Philipp von Speier und Christoph Stadion von Augsburg empfahlen auf das Wärmste die Duldung mindestens der Priesterehe und des Laienkelchs. Stadion meinte, wenn man nur die Lutheraner habe, dann werde man die Zwinglischen leicht zur Ruhe bringen; Schepper wagte zu hoffen, Melanchthon und Jonas würden sich vielleicht durch ihn selbst gewinnen lassen. Und es steht allerdings außer Zweifel, daß in Sachsen jene Neigung zu einem schweizerischen Bündniß wieder völlig verflogen war. Dem Landgrafen, der immer noch an der Verbindung mit Zwingli festhielt und den Anschluß der Schweizer an den Bund, eventuell sogar um den Preis eines Austritts der Sachsen plante, glückte es nicht auf und nach dem Frankfurter Tag gegen die sächsische Abneigung durchzudringen; er klagte am 30. Juli, das sei die Folge einer vom Kaiser erteilten freundlichen Antwort. Dagegen schien trotz des schmalkaldischen Bundes die Losreißung der süddeutschen Städte von dem konfessionellen Machtgebiet der Wittenberger im Jahr 1531 so gut wie unvermeidlich zu sein. Denn unaufhaltsam eroberte unter der Aegide Straßburgs der Zwinglianismus die schwäbischen Städte. Schon vor jener Memminger Synode, welche u. a. auf Einführung einer Kirchenzucht drang, hatten die Reutlinger ihre Altäre und Bilder beseitigt; im Sommer folgte das mächtige Ulm, wo unter der persönlichen Leitung von Butzer, Blarer und Oekolampadius die „Zerstörung des Antichrist" mit dem nämlichen Vandalismus wie in Zürich durchgeführt und im Münster sogar Syrlins berühmte Schnitzereien verstümmelt und die beiden Orgeln zertrümmert wurden. Von Ulm zogen jene drei Reformatoren nach Biberach, um ihren Feldzug wider „Götzen und Meß" mit Erfolg fortzusetzen. Blarer, von Butzer als „Apostel des Schwabenlandes, soweit das Constanzer Bistum reicht", bezeichnet, besorgte noch die Umgestaltung des Kirchenwesens zu Eßlingen im gleichen Sinn. Inzwischen siegte der „Butzerismus" auch in dem lange von religiösen Gegensätzen zerrissenen Augsburg über das Luthertum, dessen Hauptvertreter weichen mußten und durch Straßburger Prädikanten ersetzt wurden. Kursachsen selbst half durch seine wieder erwachte Schroffheit die Oberländer in die Arme der Schweizer treiben. „Es war," sagt Escher, „für Zwingli ein Augenblick, wie er sich kaum wieder so günstig darbieten mochte; als reife Frucht schien ihm mühelos in den Schoß zu fallen, was durch seine Weigerung im Februar anscheinend ferner als je gerückt worden war."

Aber Zwinglis Macht war nicht mehr die alte. Statt nach dem Wunsch seiner Getreuen „oberster Vogt der ganzen Eidgenossenschaft" zu werden, sah er in Zürich selbst seine Herrschaft, die eine Zeitlang eine fast unumschränkte genannt werden konnte, durch eine stets wachsende Opposition ernstlich bedroht. Abgesehen von dem nie ganz unterdrückten Widerstand der aristokratischen

Digitized by Google

Elemente regte sich auch unter den Reformirten eine republikanische Unzufriedenheit über diese Ausnahmestellung des einen Mannes. Unter dem Regiment Zwinglis und seiner „heimlicheren Heimlichen" schienen die Volksabstimmungen ganz verschwinden zu sollen. Die Mißerfolge seiner groß angelegten evangelischen Aktionspolitik konnten die Verstimmung nur mehren und Bern war ohnedies keineswegs gewillt die Rolle zu spielen, welche Zwingli ihm gern zugewiesen hätte, nämlich mit Zürich zusammen die Eidgenossenschaft zu leiten, „wie zwei Ochsen am Wagen". So drückt er sich in einem Programm über die Neugestaltung der Eidgenossenschaft aus, worin er von seinem theokratischen Standpunkt aus, um die katholischen ländlichen Kantone ihres bisherigen Einflusses zu berauben, bis zu der modernen Idee einer starken nach dem Verhältniß der Volkszahl einzurichtenden Bundesgewalt fortschreitet; er schätzt das Verhältniß von Zürich und Bern zu den Urkantonen wie sechs zu eins und spricht es geradezu aus, wer nicht Herr sein könne, dem sei es billig, daß er Knecht sei. Aber statt der von ihm geforderten Eintracht brachte die schwere Krisis des Jahres 1531 vielmehr eine eifersüchtige Entfremdung zwischen den beiden Städten zu Tage; „jeder Teil," urteilt Vadian, „fürchtete, der andere würde ihm zu mächtig." Nicht ohne Schuld der Züricher Politik erwuchs damals aus dem sogenannten „Müsserkrieg" der Anlaß zu einer Katastrophe, welcher die ganze schweizerische Reformation dem Untergang nahe brachte. Ein mailändischer Abenteurer, der Kastellan von Musso, hatte sich von seinem den Comersee beherrschenden Felsennest aus eine Art von Tyrannis im Stil der früheren Condottieren gegründet und als er seine Feindseligkeiten gegen die bündnerischen Nachbarn bis zur Ermordung eines ihrer Gesandten trieb und ins Veltlin einfiel, gingen die Bündner als Zugewandte der Eidgenossenschaft diese um Hülfe an. Da der „Müsser" längst für einen kaiserlichen Parteigänger galt und die Weigerung der katholischen Kantone am Krieg gegen ihn teilzunehmen mit mehrfach einlaufenden Warnungen vor kriegerischen Absichten des Kaisers zusammentraf, stempelte Zürich einen Handel, der nach Ansicht der meisten Kantone „den Glauben nicht um ein Haar berührte," zum Anfang der von Karl V. geplanten antievangelischen Reaktion und die fünf Orte zu Mitverschworenen Habsburgs. Ehe jedoch der Feldzug schweizerischer und mailändischer Streitkräfte gegen den Kastellan mit dem Zusammenbruch seiner ganzen Herrschaft geendet hatte, war in der Schweiz die blutige Entscheidung gefallen, zu welcher die fünf Orte durch eine von den Städten des Burgrechts gegen sie verhängte Proviantsperre geradezu herausgefordert wurden. Zwingli hatte diese gehässige Maßregel dringend, aber vergebens widerraten; das Gefühl seiner dahinschwindenden Autorität veranlaßte ihn im Juli die Enthebung von seinen Ämtern nachzusuchen und obwohl er den Bitten der Züricher bei ihnen zu bleiben nachgab, war es doch mit seiner vormaligen freudigen und entscheidenden Teilnahme an der politischen Arbeit völlig vorbei. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen das Begehren der schwäbischen Städte nach einem engeren Anschluß an die Glieder des Burgrechts bei diesen kein rechtes

Digitized by Google

Entgegenkommen fand, daß Zürich nur widerwillig auf eine von Hessen vorgeschlagene Verhandlung über die würtembergische Sache einging. Um so entschlossener zeigten sich die fünf Orte, durch die Abschneidung aller Zufuhr auf das Äußerste gereizt, aber nicht gedemütigt. Ihre Hülfegesuche beim Papst und den habsburgischen Brüdern, bei Mailand und Savoien erzielten keinen nennenswerten Erfolg; da unternahmen sie den Angriff auf eigne Faust. Gleichzeitig mit der Kriegserklärung setzte sich am 9. Oktober ihre Vorhut in Marsch.

Die Züricher, völlig überrascht, hatten nur etwa 1200 Mann bei Kappel stehen, als die Hauptmacht der Feinde, 8000 Mann stark, am 11. Oktober von Zug heranrückte. Das Hauptpanner der Stadt, um welches sich in der Eile anderthalbtausend Mann gesammelt hatten, stieß zu der kleinen Vorhut, während die Gegner, von der Schwäche der Züricher nichts ahnend, sich bis dahin auf den Geschützkampf beschränkt hatten. Als aber ein Kundschafter der fünf Orte die geringe Zahl der „Ketzer und Kelchdiebe" entdeckte, da war die Entscheidung nicht länger zweifelhaft, zumal die Züricher versäumt hatten sich den Rückzug zu sichern. Sie wurden trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit von der Übermacht erdrückt. Unter den „Wägsten und Besten", die es verschmähten ihr Heil in der Flucht zu suchen, war Zwingli selbst. Er hatte als Feldprediger den Auszug mitgemacht und mitten im Gewühl Stand gehalten; zweimal lag er schon zu Boden und erhob sich wieder, als er zum dritten Mal getroffen zusammenbrach. Noch lebend fand man ihn auf der Walstatt; als er die Aufforderung zu beichten verneinte, gab ihm ein Söldnerhauptmann von Unterwalden den Todesstoß. Seinen Leichnam verurteilte ein feindliches Kriegsgericht zu Vierteilung und Verbrennung. So starb Zwingli gleich so manchem von den Helden des alten Bundes und der antiken Welt für seinen Gott und seine Stadt. Ihm war das Los beschieden, das er vor Zeiten als das schönste gepriesen hatte:

„Wann eerlich nieman hinnen ruckt,
dann der in tapfrer that verzuckt."

Auch dem größten Sohn der Schweiz war die Tragik des geschichtlichen Heldentums nicht erspart worden. Man hat mit gutem Grund auf die zahlreichen und schreienden Widersprüche zwischen einer fast modernen Freiheit des Gedankens und einer oft abstoßenden Härte der Praxis bei Zwingli hingewiesen. In ihm begegnen sich Renaissance und Reformation, Humanität und Theokratie, Liebe zur Eidgenossenschaft und zum göttlichen Wort. Für seine Person wußte er den Ausgleich solcher Gegensätze in einer höheren Einheit wohl zu schaffen; wie in seinem Himmel zwar nicht der römische Papst, wohl aber Sokrates und Aristides, Cato und Scipio, Herakles und Theseus ihren Platz finden sollten, so lebte er der festen Überzeugung, daß es unmöglich die Eidgenossenschaft schädigen könne, wenn das Wort Gottes aufgerichtet werde. Aber daß der Versuch, einem theokratischen Ideal die Wirklichkeit dienstbar zu

Digitized by Google

machen, zu den schwersten Verwicklungen und Enttäuschungen führte, darüber konnten ihn die Erfahrungen seiner letzten Zeit nicht in Zweifel lassen. Er hat die Mitschuld an der Katastrophe in edelster Weise gesühnt. Aber Zwinglis Fall trug doch auch wieder dazu bei, dem Gefecht bei Kappel einen entscheidenden Charakter zu verleihen, welcher weit über seine rein militärische Bedeutung hinausging. Denn während von einer völligen Vernichtung der Züricher Macht keineswegs die Rede war, die Stadt vielmehr wenige Tage später 12 000 Mann beisammen hatte, war sowohl in Zürich als außerhalb der moralische Eindruck jenes verhängnißvollen Tages ein gewaltiger. Die Kriegführung der Evangelischen gewann durch ihre Vereinigung mit den Berner Streitkräften nicht an innerem Halt; nach einer zweiten wirklich schmählichen Niederlage in der Nähe von Zug bequemten sie sich zum Frieden, der mit Zürich am 16. November, mit Bern acht Tage später geschlossen die Aufhebung des evangelischen Burgrechts und den Schutz katholischer Minderheiten in den gemeinen Herrschaften aussprach, im Übrigen jedoch den Grundsatz der Parität der beiden Bekenntnisse aufrecht erhielt: freilich wurde dabei ausdrücklich der alte Glaube als der „wahre christliche" bezeichnet. In einer Reihe von gemeinen Herrschaften und freien Ämtern wurde der katholische Kultus gewaltsam hergestellt, die Evangelischen verjagt, manche getötet. Diese Reaktion erstreckte sich auch auf St. Gallen, wo nur die Stadt und die Landschaft Toggenburg sich beim evangelischen Bekenntniß behaupteten, und auf Solothurn, während in Glarus sich beide Parteien zunächst noch friedlich vertrugen. Die Evangelisirung der Eidgenossenschaft, wie sie Zwingli vorgeschwebt hatte, war gründlich gescheitert, die religiöse Spaltung der Schweiz eine unabänderliche Tatsache geworden.

Denn an eine völlige Restauration der alten Kirche wagten doch die Besonnenen unter den Siegern auch nicht zu denken. Wie Zwingli vergebens auf französische Hülfe gerechnet hatte, so sahen sich die fünf Orte tatsächlich auf ihre eigne Kraft angewiesen und die ernstlichen Bemühungen König Ferdinands, seinen Bruder zur Ausnützung des Siegs der Schweizer Katholischen zu veranlassen, blieben so gut wie erfolglos; umsonst wies er mehr als einmal darauf hin, daß die Interessen nicht allein des Glaubens, sondern auch des Hauses Österreich-Burgund den Kaiser als „Haupt und Körper der christlichen Religion" dazu aufforderten, diese unvergleichliche Gelegenheit zu ergreifen, um dem Glaubensstreit ein Ende und sich zum Herrn von Deutschland zu machen. Karl V. beschränkte sich darauf, die fünf Orte mit Subsidien zu unterstützen, wozu auch der Papst, seinerseits voll Angst vor einem möglichen Sieg und Romzug der Reformirten, sich entschloß. Ferdinands Ansicht, die deutschen Evangelischen würden ohne die Schweiz, welche ihr Haupt und ihre Stärke sei, schwach und ohnmächtig bleiben, scheint man am Kaiserhof nicht geteilt zu haben; es herrschte hier vielmehr das Bestreben, die deutschen Protestanten von einer Teilnahme am schweizerischen Religionskrieg abzuhalten, in welchem man bei dem unverkennbaren bösen Willen Frankreichs und der

Digitized by Google

Angriffslust des Sultans eine schwere Gefahr zu sehen glaubte. Überhaupt war Karls V. Politik kaum jemals vorsichtiger als in diesen Jahren, in welchen, wie Ranke sich ausdrückt, das Schicksal ihm eine Zeitlang freie Hand ließ, um die religiöse Irrung auf eine oder die andere Weise zu beseitigen. Die Verhandlungen mit den Führern des schmalkaldischen Bundes wurden durch die Grafen von Nassau und Nuenar unermüdlich fortgesetzt, ohne daß man sich näher kam. Kurfürst Johann wollte ohne Religionsfrieden von der Türkenhülfe nichts wissen und machte sogar sein Erscheinen auf dem Reichstag von einer Reihe von Bedingungen abhängig, unter welchen neben der Forderung der freien Predigt das freie Geleite für Luther, dessen Rat er nicht entbehren könne, dem Kaiser wohl ganz besonders „exorbitant und schamlos" vorkommen mochte. Nicht auf eine fernere Diskussion über die brennenden Fragen, sondern auf Herstellung eines friedlichen Verhältnisses zwischen beiden Parteien bis zum Concil hatten es die Protestanten abgesehen; sie ließen sich von diesem Standpunkt nicht mehr verdrängen.

Während der Kaiser sehr bedächtig die Einleitungen zu einer noch in weitem Feld liegenden Vereinigung der katholischen Stände traf, vollzog sich der Ausbau des protestantischen Bündnisses unter dem Eindruck und den Nachwirkungen der Schweizer Katastrophe. Luther konnte seine Befriedigung über den Untergang Zwinglis, der wie ein Mörder gestorben sei, nicht zurückhalten; nach wie vor stellte er den großen Gegner mit einem Karlstadt und Münzer auf gleiche Stufe. Die Schlacht von Kappel war ihm ein Gottesurteil, Zwingli ein Verdammter, falls ihn nicht Gott extra regulam selig gemacht habe, und der Sieg der katholischen Schweizer nur deshalb „nicht fast fröhlich noch solches großes Ruhms wert," weil sie den Irrtum der Sakramentirer doch noch hatten bestehen lassen. Dagegen erkannte er darin einen wesentlichen Vorteil, daß durch diese Ereignisse der Landgraf, Straßburg und andere deutsche Evangelische von den Schweizern losgerissen worden seien. Überhaupt betrachtete er den Vorkämpfer des deutschen Protestantismus neuerdings mit andern Augen; „ich lobe den Landgrafen," sagte er einmal im vertrauten Kreis, „weil er uns nicht zu Rate zieht wie früher, sondern denkt: Predig, Luther, so will ich die Weil sehen, daß man Pferd sattle". Philipp hatte Straßburg zur sofortigen gemeinsamen Unterstützung der Züricher im Fall der Not aufgefordert und auch nach dem Frieden in Zürich eine Hülfe von 4000 Mann anbieten lassen, „wo sie gedächten sich zu rächen und sich ihrer Schäden und gelittenen schmählichen (im Konzept „schändlichen!") Handlungen zu erholen". Die Antwort der Züricher zeigte aber dem Landgrafen zur Genüge, daß sie überhaupt nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wollten. Übrigens glaubte er damals sich selbst von habsburgischer Seite ernstlich bedroht, während bei der endgültigen Organisation des schmalkaldischen Bundes die Eifersucht Kursachsens auf Hessen zu einer dauernden Schädigung der gemeinsamen Interessen führte. Denn als eine solche muß es bezeichnet werden, daß auf dem von den Fürsten, Grafen und Hansestädten gehaltenen

Digitized by Google

Tag zu Nordhausen der ursprüngliche Plan die oberste militärische Leitung einem Hauptmann zu übertragen zu Fall gebracht wurde, nachdem die Sachsen, um nur die eigentlich selbstverständliche Ernennung des Landgrafen zu umgehen, den ganz unkriegerischen und politisch unbewanderten Fürsten von Anhalt vorgeschlagen hatten. Der Nordhäuser Entwurf vom 6. Dez., welcher bei den Verhandlungen in Frankfurt (19.—27. Dez.) zu Grunde gelegt wurde, teilte die Hauptmannschaft für den Fall einer „eilenden Hülfe" zwischen dem Kurprinzen Johann Friedrich und dem Landgrafen, während bei einem längeren Krieg zum obersten Hauptmann einer von den drei Fürsten Sachsen, Hessen und Lüneburg gewählt werden sollte. Für gewöhnlich wechselte die Stellung eines „regierenden" Hauptmanns halbjährig zwischen Sachsen und Hessen; derselbe hatte eventuell den Kriegsrat einzuberufen, von dessen neun Stimmen je zwei Sachsen, Hessen, den oberländischen und den niederländischen Städten, eine den übrigen Fürsten und Grafen zusammen zustand, mit der Klausel, daß der jeweilig regierende Hauptmann immer nur einen Kriegsrat stellen und bei Stimmengleichheit den Stichentscheid geben durfte. Im Fall eines Kriegs auf norddeutschem Gebiet sollte Sachsen die Leitung haben und Hessen seine Streitkräfte dem Mithauptmann zuschicken; bei einem Krieg in Hessen oder Süddeutschland trat das Umgekehrte ein. Die eilende Hülfe war auf 2000 Reiter und 10 000 zu Fuß veranschlagt, der Sold für zwei Monate auf 140 000 Gulden, wovon die Fürsten und Städte je die Hälfte erlegen sollten. Bei der Fixirung und Verteilung der Geldbeiträge machten sich die alten Gegensätze zwischen Fürsten und Städten einerseits, zwischen oberdeutschen und niederdeutschen Städten andererseits sehr bemerklich; es bedurfte noch mehr als einer Versammlung, um diese Fragen ins Gleiche zu bringen. Außerdem hatten die Oberländer immer noch mit den confessionellen Bedenken zu kämpfen, welche hauptsächlich durch die nicht im Bunde befindlichen Nürnberger und Markgräfischen bei den Sachsen aufs Neue erregt wurden; erst die Erklärung Straßburgs und anderer Städte, daß sie die sächsische Confession neben der Tetrapolitana als mit dieser übereinstimmend annehmen und die Lehre vom Abendmahl, wie sie in der Confession enthalten sei, nicht verneinen wollten, machte den Quälereien vorläufig ein Ende.

Seit der Kappeler Schlacht war der lutherische Charakter des schmalkaldischen Bundes und das Übergewicht des fürstlichen Elements über das städtische ein für allemal entschieden. Wir dürfen, wenn wir gerecht urteilen wollen, die Schuld an dieser Trennung der deutschen von den schweizerischen Evangelischen doch nicht ausschließlich den Lutheranern aufbürden; Sachsen selbst hatte ja auch einmal den Zwinglischen vergebens die Hand geboten. Aber das ist unbestreitbar, daß schon damals und weit mehr noch später die eigentümliche Halbheit jener lutherischen Reichsfürsten, welche den bewaffneten Schutz des Evangeliums mit einer loyalen Haltung gegen den Kaiser vereinigen zu können glaubten, dem deutschen Protestantismus den Stempel einer gewissen Engherzigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der außerdeutschen Ent-

Digitized by Google

wicklung der Reformation aufgedrückt hat. Es wäre sehr verkehrt, dieses Wesen aus einer lebendigen nationalen Gesinnung abzuleiten, da es vielmehr teils einem starren Confessionalismus teils einer unverkennbaren Angst vor der Staatsgefährlichkeit angeblich „schwärmerischer" Lehren entstammt. Allen religiösen Transaktionen hat Luther selbst den Krieg erklärt in seinem nur allzusehr befolgten Wort: „Verflucht sei die Liebe bis in den Abgrund der Hölle, die erhalten wird mit Schaden und Nachteil der Lehre, der billig alles zumal weichen muß, sei es Liebe, Apostel, Engel vom Himmel und alles, was sein mag." Das spätere traurige Schicksal der deutschen Reformation liegt in diesem Fluch. Man weigerte sich die Zwinglischen als Brüder anzuerkennen, aber man trug kein Bedenken die angebahnten Beziehungen zum Ausland eifrig weiter zu pflegen. Denn der schmalkaldische Bund gehörte nun doch einmal seiner Natur nach in die Reihe der antikaiserlichen Mächte; als eine entstehende Macht begann er in der großen europäischen Politik mitzuzählen. Schon hoffte Heinrich VIII. den Kaiser durch die Gegnerschaft eines Kurfürsten von Sachsen ernstlich bedroht zu sehen. Karl hatte die Frist der ruhigen Jahre ungenützt verstreichen lassen; statt sich unterwerfen zu lassen, war der deutsche Protestantismus endlich zu politischem Bewußtsein erwacht, während von allen Seiten die alten Gegner Habsburgs sich zu neuem Angriff rüsteten.

Digitized by Google

V. Die Glanzperiode des deutschen Protestantismus.

Die bewegten Jahre, welche zwischen der Gründung und dem beginnenden Niedergang des schmalkaldischen Bundes liegen, zeigen uns die deutsche Reformation im entschiedenen Vordringen. Sie trotzt dem Kaiser und den Katholischen gewisse rechtliche Zugeständnisse ab; sie erweitert ihr Gebiet teils auf friedlichem Weg teils durch die Gewalt der Waffen; sie überwindet noch einmal die von der Revolution, vom evangelischen Radikalismus drohende Gefahr. Und zugleich eröffnen sich ihr bedeutende Aussichten in die Zukunft mit dem Fall des Papsttums in Skandinavien und England. Ohne ihre Bundesorganisation hätte sie sich nicht zu behaupten, geschweige denn die Gunst der Weltlage zu weiteren Eroberungen auszunutzen vermocht; nichts beleuchtet vielleicht schärfer die Veränderung, wie sie durch das unabweisbare Eindringen politischer Erwägungen und Motive in den Anschauungen der evangelischen Deutschen vor sich ging, als der Einfluß, welchen solche Rücksichten zeitweilig sogar auf einen Luther geübt haben. Freilich ließen sich der alte Mangel an politischer Schulung und der lähmende Druck enger staatlicher Verhältnisse dadurch nicht aufwiegen; so geläufig und natürlich die Technik des politischen Kampfs jedem kleinen Dynasten oder Stadtrat Italiens war, so unbeholfen standen diese deutschen Fürsten und Republiken dem weltumspannenden Getriebe kaiserlicher Staatskunst gegenüber. Ihre Rettung lag einmal darin, daß ihnen selbst in schwerer Bedrängniß oder auch Versuchung der sittliche Kern der Reformation, das Heiligtum des erweckten Gewissens doch niemals ganz verloren ging. Aber ein solcher innerer Halt würde freilich allein nicht genügt haben die Unzulänglichkeit ihrer Machtmittel wett zu machen, wenn nicht die zahlreichen Gegner des Hauses Habsburg Karl V. noch anderthalb Jahrzehnte lang an einer gründlichen Abrechnung mit der deutschen Ketzerei gehindert hätten. Wir kennen bereits die überraschende Zusammensetzung einer europäischen Opposition, in welcher nicht nur höchst verschiedenartige, sondern auch geradezu todfeindliche Elemente eine teils gesuchte teils ungesuchte Vereinigung fanden. Wir kennen bereits die Verdienste des Papsttums und der Pforte um die Erhaltung der deutschen Reformation. Ein Schreiben vom Augsburger Reichstag spricht sich gelegentlich der Gerüchte von einem neuen Einfall der Osmanen ganz unumwunden hierüber aus. „Wohlan, der Türk muß uns Evangelischen Fried schaffen. Sie sind uns sonst zum Teil so feind, daß uns auch unser Herrgott selbst kaum verteidigen kunt."

Digitized by Google

Darauf war ja mit Sicherheit zu rechnen, daß Suleiman versuchen würde die Mißerfolge seines letzten Feldzugs gegen Ferdinand auszugleichen und wenigstens ganz Ungarn in einen türkischen Vasallenstaat zu verwandeln. „Zápolya, schrieb der Großwesir an König Ferdinand, „ist auf sein Antlitz niedergefallen vor dem Kaiser (dem Sultan); er betrachtet sich daher als einen Sklaven des Kaisers". Alle Bemühungen Ferdinands, sich mit der Pforte über einen Frieden zu verständigen, selbst sein Angebot eines jährlichen Tributs fruchtete nichts; verächtlich wies der Großwesir die ihm angetragene Pension zurück und die Gesandten, welche ihrerseits auf die völlige Räumung Ungarns nicht eingehen durften, schieden mit dem Eindruck, „daß Gott der Allmächtig aus Hungern ein Christen und Türken Freithof machen wollte". Karl V. hatte wirklich alle Ursache, trotzdem eine Erneuerung der Friedensversuche bei seinem Bruder auf das Dringendste zu befürworten, da man „von den christlichen Fürsten mehr Feindschaft als Unterstützung zu gewärtigen" habe. Außer Ungarn und Deutschland schien auch Süditalien bedroht, während die Venezianer trotz der gelegentlichen Versicherung, sie würden im Notfall zeigen, daß sie Christen seien, keineswegs gewillt waren ihren syrischen und ägyptischen Handel durch einen Bruch mit der Pforte zu gefährden. „So verworfen der König von Frankreich ist," schrieb Loaysa an einen Vertrauten des Kaisers, „lieber möchte ich ihn zum Verbündeten haben als diese Krämer, denen mehr an vier Zollbreit Land gelegen ist als an Gott." Und doch kann man sagen, daß eben die französische Politik damals in erster Linie den Kaiser zu seiner Scheu vor jedem weit aussehenden Unternehmen, zu seinem Wunsch nach einem türkischen Frieden, schließlich zu einem Vergleich mit den deutschen Ketzern veranlaßt hat. Franz I. wußte die Tatkraft seines Gegners auf sehr geschickte Weise durch die fortwährende Angst vor einem Schlag zu lähmen, der in Wirklichkeit nicht geführt worden ist. Einige Nachrichten über die noch keineswegs klargelegte französische Politik weisen darauf hin, daß der König im Jahr 1532 am Liebsten den Sultan selbst von einem Feldzug gegen Ferdinand abgehalten und seinen eignen Angriff auf den Kaiser mit einem Vorgehen Zápolyas in Ungarn und der deutschen Gegner Habsburgs im Reich combinirt hätte. Die Concilsfrage lag ohnedies, wie er sich rühmte, ganz in seiner Hand; bereits hatte er sich über die Verbindung seines zweiten Sohns Heinrich und der päpstlichen Nichte Katharina von Medici mit Clemens VII. verständigt, welchen sich der Kaiser durch die Bestätigung des Herzogs von Ferarra im Besitz von Modena und Reggio (21. April 1531) vielleicht eben so sehr entfremdet hatte wie durch seine hartnäckige Forderung des Concils. Inzwischen war in Deutschland aus jener Annäherung zwischen Baiern und Hessen ein förmliches Bündder Wittelsbacher Herzoge und der schmalkaldischen Bundesfürsten gegen König Ferdinand (Saalfeld 24. Okt. 1531) geworden, wobei sogar die eventuelle Entscheidung der deutschen Religionsirrung auf einer Versammlung der Reichsstände wieder ins Auge gefaßt wurde. Der große Plan von 1529 schien eben in dem Augenblick von Zwinglis Tod Gestalt und Leben zu gewinnen;

Digitized by Google

bairische und hessische Unterhändler gingen nach Frankreich und England, Philipp wandte sich an den König Friedrich von Dänemark, in dessen Gefangenschaft damals der vertriebene Christian II., des Kaisers Schwager, gefallen war, an den Herzog Karl von Geldern, Habsburgs alten Todfeind; man plante die Beiziehung der Schweizer, des Herzogs von Lothringen, der Venezianer. In diesem Treiben suchte und fand auch Zápolya die ihm gebührende Stelle; er trug seinen „liebsten Brüdern und Freunden" den Baiernherzogen ein Bündniß an, kraft dessen im Fall eines österreichischen Angriffs auf Baiern der Türke zu einem Einfall in Kärnten und Kroatien veranlaßt und die Hälfte seiner Eroberungen zwischen Zápolya und den Herzogen geteilt werden, im Fall eines türkischen Feldzugs gegen das Reich Baiern vor Verwüstung gesichert bleiben sollte. Weder Zápolya noch der Sultan und die übrigen Bundesgenossen sollten ohne Zustimmung Baierns Waffenstillstand oder Frieden schließen. Es war die rechte Gelegenheit für verdächtige Persönlichkeiten wie für den Landfriedensbrecher Nickel von Minckwitz, der mit türkischer Beglaubigung nach Baiern ging, oder für den Intriganten Laski, der zugleich als Agent Zápolyas und des eigentlich auch nach der ungarischen Krone lüsternen Polenkönigs auftrat und sich nicht allein bei Hessen, Sachsen, Baiern, Frankreich, sondern auch scheinbar als Friedensbote, in Wahrheit als Spion am Hof König Ferdinands einzunisten suchte. „Nun wissen E. L.," schrieb Herzog Wilhelm von Baiern an den Landgrafen, „daß unsre Praktiken der mehrer Teil auf König Johannsen (Zápolya) steht, und wo derselbe vertrieben würde oder Nachteil leiden sollte, daß unser aller Vorhaben zum mehrern Teil auch gefallen wäre." Es war freilich leeres Gerücht, wenn man verbreitete, Sachsen habe einen Gesandten an den Sultan abgefertigt, aber tatsächlich rechnete Suleiman bei seinem Unternehmen gegen die Habsburger ganz bestimmt auf eine zwischen Frankreich, England, Zápolya, Sachsen, Hessen und andern Reichsfürsten bestehende antikaiserliche Verbindung. Die Baiern suchten wirklich nicht nur auf dem Regensburger Reichstag, sondern auch durch ihre Anhänger in Böhmen jede Unterstützung Ferdinands gegen die Türken zu hintertreiben. Und am 26. Mai 1532 kam im Kloster Scheyern ein förmliches Bündniß zwischen Frankreich, Sachsen, Hessen und Baiern zu Stande; man habe, ließ Philipp den Baiern vorstellen, die schönste Gelegenheit, während des türkischen Einfalls, unter dem Schein als wolle man sich hiegegen rüsten, die Rückführung des Würtembergers und die Erwerbung der römischen Krone für Baiern „mit halber Arbeit" durchzusetzen. Zugleich hielt sich aber der Landgraf, falls Baiern zurückziehe, die Möglichkeit offen, durch Vermittlung Granvela's seinen Frieden mit dem Kaiser und Ferdinand zu machen; „Sankt Johann mit dem goldnen Mund" sollte weder bei Eck noch bei Granvela gespart werden Welches Recht hatten doch deutsche Politiker, die mit solchen Mitteln arbeiteten, über wälsche Hinterlist zu jammern und die alte Treue und Redlichkeit ihrer Nation im Mund zu führen!

Mit zwingender Gewalt sah sich der Kaiser dahin gedrängt, um irgend

Digitized by Google

einen Preis Verständigung mit den Protestanten zu suchen. Das war es, weshalb König Franz den Sultan von einem österreichischen Feldzug abhalten wollte; das suchten auch vor allem die Baiern zu verhüten, nachdem ihr Vorschlag den Kaiser sammt dem Regensburger Reichstag mit Truppen einzuschließen und so „zu gutem Bericht zu bringen," bei Kursachsen keinen Beifall gefunden hatte. Es kennzeichnet die seltsame Verschiebung der Parteiverhältnisse im Reich, daß der Landgraf sich die Möglichkeit einer antikaiserlichen oder kaiserlichen Politik bis zuletzt zu wahren suchte, daß zugleich Eck die Katholischen gegen seine neuen protestantischen Verbündeten hetzte und die vom Kaiser widerwillig genug gewährten Zugeständnisse in der religiösen Frage als einen Verrat am Glauben brandmarkte. Aber Karl V. konnte um so weniger Bedenken tragen den ihm von Loaysa längst empfohlenen Weg zu beschreiten, da man in der Curie neuerdings von den deutschen Ketzern mit auffallender Milde sprach; ganz abgesehen von den angeblichen Unterwerfungsabsichten der Lutheraner, womit man entweder sich selbst täuschen ließ oder die Vertreter des Kaisers zu täuschen strebte, war Papst Clemens schon im Sommer 1531 mit dem Cardinal Cajetan dahin übereingekommen, daß man den Deutschen äußersten Falls eine Umwandlung der nicht gegen göttliches Recht verstoßenden Übertretungen in läßliche Sünden sowie den Laienkelch und die Priesterehe zugestehen könnte, und im Frühjahr 1532 fanden sogar die mit der Prüfung der augsburgischen Confession betrauten römischen Theologen, „daß vieles darin ganz katholisch und anderes so sei, daß man es wohl so stellen könne, daß es nicht gegen den Glauben wäre". Von Seiten Roms hatte also, zur größten Bestürzung des päpstlichen Nuntius Aleander, der Kaiser ziemlich freie Hand für seine Verhandlungen mit den Protestanten, welche durch die früheren Vermittler Mainz und Pfalz erst in Schweinfurt und dann in Nürnberg fortgesetzt wurden, obwohl die schmalkaldischen Fürsten persönlich dem am 17. April 1532 eröffneten Regensburger Reichstag fern blieben. Hoch genug spannten die Protestanten ihre Forderungen; sie wollten die Aufnahme nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch aller künftigen Bekenner ihrer Confession in den Frieden gesichert und außerdem jede Verfolgung der Lutheraner in den katholischen Gebieten abgestellt haben. Luther selbst riet seinem Kurfürsten zur Nachgiebigkeit, indem er die erste Forderung als unerreichbar, die zweite als unbillig charakterisirte. Schon regte sich in der Meinungsverschiedenheit über den ersten Punkt der alte Gegensatz der straffen Lutheraner Sachsen, Brandenburg und Nürnberg zu Hessen und den Oberländern, welche den Ausschluß künftiger Glaubensgenossen als eine Beschimpfung der Religion und einen Verrat der Kinder Gottes an ihresgleichen bekämpften. Der Kaiser, an welchen sich schließlich die Vermittler um Entscheidung wandten, sah sich inzwischen auf dem Reichstag auch den Katholischen gegenüber in einer sehr mißlichen Lage. Von Anfang an hatten die Stände gegen das Reichsoberhaupt, welches von Ende Februar bis Mitte April warten mußte, um den auf 6. Januar ausgeschriebenen Tag überhaupt eröffnen zu

Digitized by Google

Cum gratia et priuilegio Imperiali.

Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Karls V. peinlicher Gerichtsordnung; 1532.

Digitized by Google

können, einen scharfen Ton angeschlagen, ihm die Mängel seiner kaiserlichen Verwaltung, die Unverschämtheiten seiner Spanier vorgerückt. Jetzt verlangten die Katholischen in beinahe drohender Sprache Aufrechthaltung des Augsburger Abschieds und baldige Einberufung des Concils, im Notfall, wenn der Papst länger zögere, sogar eines Nationalconcils „aus kaiserlicher Gewalt". So gerieten sie bei aller Leidenschaft gegen die Protestanten selbst in eine halb protestirende Stellung zu Kaiser und Papst. „Der Kaiser und die Stände," schreibt der Vertreter der Stadt Frankfurt, „libelliren gegen einander." Hätte man aber allen Ernstes an einen innern Krieg in Deutschland denken können, während der Sultan bereits seit Monaten im Vorrücken war? Karl scheint eine Zeitlang die Besorgniß gehegt zu haben, daß die Protestanten wirklich den Türkenkrieg benutzen würden, um gegen ihn und die Katholischen zu den Waffen zu greifen, ein Verdacht, den sogar Aleander für grundlos erklärte, wie denn auch z. B. die Ulmer, von Kursachsen nicht zu reden, der Ansicht waren, man müsse selbst beim Scheitern der Friedensverhandlungen gegen den Türken seine Pflicht tun. Gerade die Hülfe der protestantischen Städte war ja kaum zu entbehren, wollte man die nötige Artillerie zusammenbringen. So entschloß sich Karl seine Einwilligung zu dem Religionsfrieden zu geben, welcher am 23. Juli zu Nürnberg abgeschlossen und von Mainz, Pfalz und dem Kurprinzen Johann Friedrich besiegelt wurde; der Landgraf, dessen Gesandte allein die Annahme verweigerten, gab erst ein paar Wochen später seinen Widerstand auf. Bis zum allgemeinen Concil, welches womöglich binnen Jahresfrist zusammentreten sollte, oder andernfalls bis zum nächsten Reichstag sollte zwischen dem Kaiser und allen Ständen des Reichs Friede gehalten werden; außerdem — und darauf kam es den Protestanten ganz besonders an — wollte der Kaiser bis dahin alle Kammergerichtsprozesse der Religion wegen gegen Sachsen und dessen „Mitgewandte", wie man sich ausdrückte, suspendiren. Doch mußte die letztere „Versicherung" geheim gehalten werden, um die Katholischen nicht „unlustig" zu machen, und überdies enthielt sie die ihren Wert abschwächende Klausel, daß die Protestanten in jedem einzelnen Fall erst beim Kaiser oder seinem Statthalter um Einstellung der Prozesse einkommen sollten.

Trotzdem darf dieser sogenannte erste Religionsfriede als ein bedeutsamer Erfolg der Protestanten bezeichnet werden. Der Kaiser, der bisher der hartnäckigste Vertreter altkirchlicher Unerbittlichkeit gegen jede Duldung der Ketzerei in ihrem gegenwärtigen Bestand gewesen war, hatte der Not gehorcht und sich wenigstens zu einer zeitweiligen förmlichen Anerkennung der religiösen Neuerung verstanden, obwohl seine innerste Überzeugung sich dagegen sträuben mußte diesen Rebellen gegen Gott und das Reich auch nur den Schein eines rechtlich geschützten Daseins einzuräumen. Er hatte noch einen weiten und blutigen Weg zu machen, bis ihm die Unabwendbarkeit eines dauernden Religionsfriedens klar werden sollte, wie er bereits im Jahr 1532 einem römischen Cardinal und Berater des Kaisers vorschwebte. Loaysa hatte kurz vor den

Digitized by Google

„Römischer Kaiserlicher vnd Künigklicher Mayestat zu Hungern vnd Behem Fußknecht.“

Facsimile einer Gruppe aus Hans Tirols Holzschnitt: Belehnung König Ferdinands I. mit den österreichischen Erbländern durch Kaiser Karl V. zu Augsburg 5. Sept. 1530.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nürnberger Abmachungen den Vorschlag gewagt, man solle sich dahin einigen, daß bis zum Concil jeder nach seinem Brauch leben dürfe und, falls durch Schuld des Papstes das Concil binnen drei Jahren nicht zu Stande komme, die Ketzer von da an frei und ohne Besorgniß vor Fürsten und Reichstagen bei ihrem Glauben bleiben könnten. Karl V. mochte freilich glauben, mit dem Zugeständniß von 1532 schon sehr weit gegangen zu sein. Aber seinen nächsten Zweck, den Reichskrieg gegen den Türken, hatte er doch erreicht. Das war der heilige Krieg, den er, wie ihn Loaysa erinnert, „im Schlafen und Wachen mehr als irgend etwas in der Welt gewünscht" hatte. Vor dem längst erwarteten Entscheidungskampf zwischen den beiden Kaisern des Abendlandes und des Morgenlandes mußten im Augenblick alle andern Wünsche und Klagen verstummen.

„Der König von Spanien rühmt sich schon seit lange, er wolle gegen die Türken. Ich aber führe mit Gottes Hülfe meine Heerschaaren gegen ihn; wenn er Mut hat, so erwarte er mich im Feld, und es wird geschehen, was Gott wohlgefällt. Will er mich nicht erwarten, so schicke er meiner kaiserlichen Majestät Tribut." So lautete Suleimans Bescheid an König Ferdinand, dessen Gesandte vergebens ein letztes Angebot ihres Herrn überbracht hatten, wonach Ungarn dem Zápolya auf Lebzeiten überlassen werden und nach seinem Tod an Österreich zurückfallen sollte. Mit echt türkischer Brutalität und Ruhmredigkeit empfing sie der Großwesir; er unterließ nicht zu fragen, ob denn der Kaiser mit dem Martin Luther Frieden gemacht habe. Suleiman, der seinen goldenen Tron und die von venezianischen Händen gearbeitete Kaiserkrone mit sich führte, hatte diesen Feldzug gründlich vorbereitet und prahlerisch angekündigt; schon ein Jahr zuvor dröhnte bei Stambul Land und Meer vom Geschützdonner, „als wäre der jüngste Tag gekommen", wenn der Großherr ausfuhr seine Kriegsflotte zu besichtigen. Aber auch auf christlicher Seite war ein Heer zusammengebracht, wie man es seit lange nicht gesehen hatte, etwa 80 000 Mann an Truppen des Kaisers, König Ferdinands und des Reichs; Campeggi freute sich über die schönen Compagnien, welche er Tag für Tag durch Regensburg nach Osten marschiren sah. Am Früheſten waren die Nürnberger auf dem Platz; sie stellten freiwillig fast das Doppelte des Anschlags, während z. B. Straßburg das ihm auferlegte Kontingent nicht einmal vollzählig schickte. Der Kaiser selbst, arg heruntergebracht durch einen Rotlauf am Bein und einen der Gichtanfälle, von welchen er bereits seit Jahren zu leiden hatte, stärkte sich in den Bädern von Abach für den Feldzug; er zeigte sich in seinen Reden kaum minder zuversichtlich als sein türkischer Mitbewerber um die Weltherrschaft. Suleimans Stolz erlitt aber diesmal eine noch weit empfindlichere Niederlage als seinerzeit vor Wien. An den Mauern des westungarischen Städtchens Güns, welches von etwa 700 Mann unter dem Kroaten Nikolaus Jurisitsch verteidigt wurde, scheiterten alle Belagerungs-

Digitized by Google

künste und Stürme der ungeheuern türkischen Übermacht; seit dem 7. August lagen die Osmanen vor dem trotzigen kleinen Nest und als am 28. beim letzten großen Sturm die Angreifer schon Herren der Mauer waren, da wichen sie plötzlich mitten im Sieg, erschüttert und irre gemacht durch das furchtbare Geschrei, welches aus den Reihen der verzweifelnden Einwohnerschaft sich erhob. Der Sultan schenkte dem feindlichen Befehlshaber, den der Großwesir mit allen Ehren behandelte, die Stadt mit allem was darin war, und zog unter Hinterlassung einer Schutzwache ab; nicht eine Stunde länger, schrieb Jurisitsch an Ferdinand, hätten sie sich halten können. Es schien den Türken doch nicht eben darauf anzukommen sich mit der Hauptmacht des Kaisers im Feld zu messen; während gegen Wien nur die leichten Reiter dirigirt und der größte Teil derselben im Wienerwald durch die deutschen Truppen aufgerieben wurde, erschien Suleiman vor Graz, um seinen Rückzug zu maskiren, den er unter furchtbaren Verwüstungen durch Krain und Kroatien nahm. Die türkische Geschichtschreibung hat nachmals den schimpflichen Ausgang eines so großsprecherisch begonnenen Kriegs damit zu beschönigen gesucht, daß Suleiman geglaubt habe, den Kaiser, diese Nachteule, welche ihm nicht Stand halten wollte, in den Schlupfwinkeln der Gebirge aufsuchen zu müssen. Die Belagerung von Gran durch Gritti ward aufgehoben. Vollends zur See erlagen die Osmanen dem sieggewohnten Andrea Doria, der ihre Flotte aus dem ionischen Meer vertrieb und eine Anzahl von festen Plätzen in Morea gewann. Man erzählte sich ein angebliches Wort Suleimans, er fürchte nicht die Macht, aber den Glücksstern des Kaisers, in dessen Hand durch Gottes Fügung vordem der Papst und der König von Frankreich gefallen seien.

Schärtlin von Burtenbach.
Medaille.
Originalgröße. Berlin, kgl. Münzcabinet.

Am 24. September hatte der oberste Feldhauptmann des Reichs, Pfalzgraf Friedrich, in Wien dem Kaiser die erbeuteten türkischen Fahnen zu Füßen gelegt. Mit der Hälfte des vorhandenen Kriegsvolks, meinte der tapfere Schärtlin von Burtenbach, hätte man Ungarn erobern können. Es erschien dem Zeitgenossen ganz unbegreiflich, daß Karl von jeder kräftigen Verfolgung des so leicht errungenen Sieges absah, um sich sofort nach Italien auf den Weg zu machen; kurz vorher hatte man ihn noch in vollem Harnisch das Roß tummeln sehen, ihn betenern hören, daß er den türkischen Hund aus der Welt schaffen, daß niemand ihn von der persönlichen Teilnahme am Kampf abhalten werde. Schon über die bisherige Langsamkeit einer Kriegführung, die Schärtlin unhöflich genug mit dem bedächtigen Vorrücken eines wieder-

Digitized by Google

käuenden Ochsen von einer Weide zur andern vergleicht, war man vielfach stutzig geworden; manche mochten sich die Frage des mönchischen Annalisten Kilian Leib vorlegen, ob die großen Häupter, deren Wink die Welt regiere oder wenigstens regieren solle, in der Tat mit solcher Weisheit begabt seien, wie er und seinesgleichen sie bei ihnen voraussetzten. Man kann sich die Verzweiflung König Ferdinands denken, als sein kaiserlicher Bruder, statt mit dem Aufgebot aller Energie Ungarn dem Zápolya zu entreißen, nicht rasch genug das Heer verlassen konnte, um nach Italien zu eilen. Ferdinand begleitete ihn eine Strecke weit, um, wie er seiner Schwester Maria schrieb, noch Geschäfte mit ihm zu erledigen; „ihr werdet wissen, daß man immer die Abschließung der meisten Geschäfte bis zuletzt aufspart". Freilich hätte die Zuchtlosigkeit des stattlichen Christenheers eine Fortsetzung des Feldzugs sehr erschwert; während die deutschen Kontingente sich weigerten jenseits der Reichsgrenze in Ungarn zu dienen, waren die Spanier und Italiener von Anfang an der Schrecken nicht des Feindes, mit dem sie wenig zu tun bekamen, sondern der von ihnen passirten deutschen Gebiete. Die Italiener, welche der Kaiser seinem Bruder zurücklassen wollte, traten eigenmächtig den Heimweg an und verübten dabei „schändliche und enorme Dinge" ganz im türkischen Stil. Mit berechtigter Bitterkeit wendet Ferdinand in einem Brief an seine Schwester das Sprichwort an: „Das ist spanische Hülfe".

Karl war anderer Meinung. Er empfand den unerwarteten Rückzug Suleimans, den Ferdinand für die schmerzlichste Erfahrung seines Lebens erklärte, wie eine Erlösung. Auch er eröffnete sich der staatsklugen Schwester Maria; „ich muß den Papst befriedigen, alles übrige hat noch Zeit". So ließ er das große und erreichbare Ziel im Stich, um dem Schattenbild des Concils und einer Verständigung mit dem Papst nachzujagen, zwei Dingen, die sich am allerwenigsten vereinigen ließen. Clemens VII. hielt mit seiner Unzufriedenheit über den Entschluß des Kaisers nicht zurück; wie froh war er gewesen, ihn drüben in Ungarn, in einem allem Anschein nach langwierigen Krieg zu wissen! Nur gezwungen ging er zu einer Zusammenkunft, auf welcher Karl eine neue Sicherung der italienischen Verhältnisse, die Losreißung des Papstes von Frankreich und die Berufung des Concils zu erreichen dachte. Aber keines von diesen Zielen verwirklichte sich während der Monate, welche die beiden Häupter der Christenheit zusammen in Bologna verlebten, denn weder der geheime Vertrag, der zwischen beiden am 24. Febr. 1533 zu Stande kam, noch ein Defensivbündniß des Kaisers mit den italienischen Staaten, von welchem nur Venedig sich ausschloß, vermochten die Tatsache zu beseitigen, daß der Papst das Concil sogut wie abgelehnt hatte und im Begriff stand seine Beziehungen zu Frankreich endgültig zu befestigen, wie auch fast alle andern italienischen Fürsten und Republiken mehr oder weniger auf die französische Seite neigten oder mindestens der kaiserlichen Bevormundung herzlich müde waren. Die wahre Gesinnung Clemens' VII. trat doch eigentlich bereits in jenem seltsamen Vorschlag einer Teilung Italiens

Digitized by Google

hervor, den er im Mai 1532 an Ferdinand gelangen ließ; dieser sollte Ungarn dem Zápolya abtreten und dafür den Venezianern einen Teil ihres Gebiets abnehmen, während Franz I. mit Stücken von Mailand und Piemont abgefunden werden und eventuell mit dem Kaiser zusammen Venedig selbst erobern könnte; diese wichtige Stadt dürfe freilich weder an Ferdinand noch an Frankreich fallen, sondern etwa an den Johanniterorden. Überall kommt der Wunsch des Papstes zum Vorschein, dem König von Frankreich wieder zu einer Stellung in Italien zu verhelfen und die ausschließliche Vorherrschaft Spaniens zu beseitigen; wie ein französischer Gesandter es formulirt, daß der König in Mailand, der Kaiser in Neapel herrschen solle. Die Zusammenkunft Heinrichs VIII. mit Franz I. in Boulogne und Calais, welche im Okt. 1532 mit dem üblichen wahnsinnigen Prachtaufwand abgehalten wurde, hatte vielleicht dazu beigetragen den Kaiser vom Türkenkrieg weg nach Italien zu ziehen, obwohl sie keineswegs zu bedeutenden Resultaten führte; Anna Boleyn, neuerdings Markgräfin von Pembroke, begleitete ihren königlichen Geliebten und mußte zwar auf einen Empfang durch Margaretha von Navarra verzichten, genoß jedoch die Ehre eines langen politischen Gesprächs mit König Franz, welchen sie nach einer Bemerkung des kaiserlichen Gesandten Chapuis besser bediente als Wolsey, ohne dafür 25000 Dukaten jährlich zu verlangen.

Weit folgenreicher gestaltete sich die Zusammenkunft zwischen Franz I. und Clemens VII.; Karl V., der die unangenehme Aussicht auf dieses Ereigniß von Bologna mitfortnahm, hatte vergebens dem Papst seine Ansicht, daß nichts Gutes daraus zu erwarten sei, offen kundgetan. Es kennzeichnet die Stimmung des französischen Hofes, daß der kaiserliche Gesandte in London von seinem französischen Kollegen das beleidigende Gerücht zu hören bekam, der Kaiser habe dem Sultan eine Teilung der Weltherrschaft und gemeinsame Unterwerfung anderer christlicher Fürsten angeboten. Höchst merkwürdig bleibt doch immer die Tatsache, daß selbst die schwersten Proben, welche der päpstlichen Politik in ihrer franzosenfreundlichen Tendenz auferlegt wurden, nichts über die rein medicäische Berechnung Clemens' VII. vermochten. „An diesem Hof," schrieb Chapuis an Karl V., „gibt es auf Seiten des Königs wie der Königin keinen einzigen Herrn, der nicht öffentlich sagte, daß Se. Heiligkeit Ew. Mt. verraten wird." Man sollte denken, daß Heinrichs VIII. brutales Vorgehen in dem Ehescheidungshandel das Verhältniß zwischen dem Papst und dem erklärten Freund Englands Franz I. ernstlich hätte trüben müssen. Die Ehe zwischen Heinrich und seiner Mätresse, deren Schwangerschaft kein längeres Zögern mehr gestattete, war im Jan. 1533 insgeheim durch einen gefälligen Priester eingesegnet worden; die Indiskretion Annas selbst sorgte dafür, daß ihre Umgebung bald über das Geheimniß ins Klare kam, und nachdem sie bereits im April mit königlichen Ehren unter Trompetenschall zur Messe gegangen war, folgte am 1. Juni die feierliche Krönung in Westminster, nicht ohne boshafte Demonstrationen von Seiten der trotzigen

Digitized by Google

hanseatischen Kaufleute, wie auch die Masse des englischen Volks treu zu der verstoßenen Königin Katharina hielt. Ohne weitere Rücksicht auf den in Rom schwebenden Prozeß hatte Heinrich durch den neuen Erzbischof von York Cranmer seine Ehe mit der Spanierin für null und nichtig erklären lassen; kurz darauf appellirte er vor dem nämlichen Erzbischof vom Papst an ein allgemeines Concil. Der Papst konnte nicht anders als seinerseits ein solches Vorgehen für nichtig erklären und das nicht rechtmäßig vermählte Paar sowie den rebellischen Prälaten mit der Exkommunikation bedrohen, falls nicht alles binnen sechs Wochen rückgängig gemacht sei (11. Juli). Schon hatte der König in der Hitze des Streits sich die stärksten Ausfälle gegen den Papst erlaubt, im Gespräch mit Chapuis die Sitte des Fußküssens und die Ansprüche des Papsttums auf die Oberhoheit über alle weltlichen Reiche scharf kritisirt, dem Nuntius, der ihn an sein literarisches Eintreten für den heiligen Stuhl erinnerte, entgegnet, er sei bei näherem Studium dieser Frage gerade auf das Gegenteil seiner früheren Behauptungen gekommen, obwohl, fügte er bei, der Papst immer noch Gelegenheit habe, ihn zu seiner alten Ansicht zurückzubringen. War es schon für Franz I. keineswegs leicht, sich über dieses wachsende Mißverhältniß zwischen England und Rom wegzusetzen, so darf man sich doppelt über das Verfahren eines Papstes wundern, der trotzdem an seinem Gegensatz zum Kaiser und an seiner Verbindung mit Frankreich festhielt. Denn eben sein vielbesprochenes Zusammensein mit Franz in Marseille (Okt./Nov. 1533) wurde durch die englische Frage arg gestört; es machte doch einen tiefen Eindruck auf Clemens, daß ein englischer Abgesandter es ungestraft wagen konnte, ihm, dem Gast des französischen Königs, Heinrichs VIII. Appellation an ein Concil in aller Form zu insinuiren. Aber die überaus ehrenvolle Vermählung seiner Nichte mit dem jungen Heinrich von Orleans ließ den Mediceer darüber wegsehen, daß Franz den geforderten offenen Bruch mit England vermied und auch nachher noch seine Bemühungen um einen gütlichen Vergleich zwischen Rom und Heinrich VIII. fortsetzte. Wie hätte es aber dem Papst verborgen sein sollen, daß eine Verbindung mit Frankreich gegen den Kaiser ihn zugleich in eine gewisse Fühlung mit den deutschen Bundesgenossen Franz' I., mit den Protestanten bringen mußte? Die Frage, ob wirklich in Marseille die bevorstehende Schilderhebung des Landgrafen zu Gunsten Ulrichs von Würtemberg zur Sprache gekommen sei, läßt sich allerdings nicht mit voller Sicherheit beantworten, doch hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, wenn verschiedene italienische Zeitgenossen berichten, daß Franz seinem Gast die Eventualität eines in Deutschland beginnenden und dann nach Italien zu spielenden Kriegs gegen die habsburgischen Brüder annehmbar gemacht habe. Jedenfalls konnte sich Clemens, dieser „alte Fuchs", nicht darüber täuschen, daß die von ihm eingeschlagene Richtung notwendig zu einer politischen Interessengemeinschaft mit den deutschen Ketzern führte. Kein Wunder, daß eine so mißtrauische Natur nach den Erfahrungen der Marseiller Reise wieder in die quälendste Un-

Digitized by Google

sicherheit verfiel. Im Februar fand ihn der französische Gesandte, Bischof du Bellay, bereits wieder als „einen Gefangenen des Kaisers", während die Mehrzahl der Cardinäle um ihn „Crucifige schreien wie die schönsten kleinen Teufel". Der Bischof fügt bei: „Ich bin eigentlich kein Papist, aber meiner Treu, es tut mir äußerst leid, ihn in solcher Verlegenheit zu sehen." Wie erstaunte aber der mitleidige Franzose, als nach einem siebenstündigen Consistorium am 23. März 1534 das endgültige Urteil zu Gunsten der Königin Katharina und gegen Heinrich VIII. gefällt wurde! Er war nicht der einzige, den die unaufhörlichen Schwankungen dieser päpstlichen Politik verwirrt haben.

Als Karl V. wieder in seine spanische Abgeschiedenheit zurückkehrte, hatte sich die Weltlage so günstig als möglich für die Protestanten gestaltet. Niemals dürfen wir vergessen, wie sehr die Erhaltung der deutschen Reformation von dem wechselnden Spiel rein politischer Verhältnisse abhängig war; daß aber gerade die beiden Mächte, die recht eigentlich von Amts wegen gemeinsam die Ausrottung der Ketzerei hätten besorgen müssen, daß Kaiser und Papst vielmehr immer von Neuem, wie Ranke sagt, in „eine Art von Eifersucht, die zugleich geistlicher und politischer Natur war," gerieten, ist und bleibt gewiß in dieser Fülle von auswärtigen Verwicklungen und Einflüssen der hervorstechendste Zug. So blieben natürlich die von beiden offiziell eingeleiteten Schritte zur Vorbereitung eines Concils resultatlos; dem Nuntius Rangone, der nach Deutschland ging, gab der Kaiser einen vornehmen Niederländer mehr zur Überwachung als zur Unterstützung mit und nicht allein die protestantischen, sondern auch manche katholische Fürsten zeigten nichts weniger als besonderen Eifer für den baldigen Zusammentritt des angekündigten Concils. Als ein freies und unparteiisches konnten es die Protestanten nach dem Laut der Ankündigung selbst nicht betrachten; sie stellten für ihr Erscheinen die Bedingung, daß es in Deutschland stattfinden und sie nicht gebunden sein sollten, Entscheidungen desselben wider die Schrift anzunehmen. Luther, der sich den Papst Clemens als einen Religionsspötter, rohen Raufbold und erprobten Giftmischer vorstellte und Katharina von Medici für seine uneheliche Tochter hielt, glaubte überhaupt nicht an das Zustandekommen eines Concils. Eben so wenig vermochte er sich mit den erasmischen Vereinigungstendenzen wirklich zu befreunden, wie sie eben damals unter persönlicher Einwirkung des Meisters einen kurzen Aufschwung nahmen. Luther faßte sein uns längst bekanntes Urteil über Erasmus in die Worte zusammen: „Erasmus, Feind aller Religion und sonderlicher Widersacher Christi, eines Epikurus und Lucianus vollkommenes Exemplar." An und für sich mochte der Waffenstillstand zwischen den Parteien, welchen der Religionsfriede von 1532 darstellte, für ein neues Hervortreten der alten Vermittlungsvorschläge günstig erscheinen, aber der Gegensatz wurzelte doch bereits zu tief, als daß er durch das von Erasmus veröffentlichte Friedensprogramm oder durch die

Digitized by Google

Disputation, welche Herzog Georg 1534 zwischen dem Erasmianer Julius Pflug und Melanchthon zu Leipzig veranstaltete, hätte überwunden werden können. Es handelte sich ja keineswegs allein um Abstellung dieses oder jenes Mißbrauchs oder um streitige Dogmen, sondern unter dieser Hülle um zwei grundverschiedene Weltanschauungen und nicht zuletzt um sehr greifbare politische und wirtschaftliche Interessen. Mochte eine Zeitlang in Jülich-Cleve unter der Ägide des selbstherrlichen Herzogs Johann III. die erasmische Neutralität zwischen Papsttum und Luthertum zur Norm des kirchlichen Lebens und zur willkommenen Stütze eines „territorialen Papismus" erhoben werden, die clevischen Kirchengesetze von 1532 und 1533 schlugen sehr gegen den Willen ihrer Urheber doch nur die Brücke für das Eindringen und Vordringen des Protestantismus. Noch war die Zeit des Kampfes, nicht des Friedens. Von Seiten der katholischen Reichsstände wurde der Kampf damals nur mit halber Kraft geführt. Der schwäbische Bund, das vormals gefürchtete Werkzeug habsburgischer Herrschaftsgelüste und katholischer Reaktion, ging sichtlich dem Verfall entgegen, seit eine Reihe von Bundesstädten dem Evangelium zugefallen war; vollends jene Einigung, welche drei rheinische Kurfürsten, Mainz, Trier und Pfalz, im November 1532 mit Hessen abschlossen, verfolgte geradezu den Zweck, den schwäbischen Bund durch den Austritt dieser Fürsten zu sprengen. Und wie hätten die süddeutschen Städte auf die Dauer gleichzeitig dem schwäbischen und dem schmalkaldischen Bund angehören können? Im Mai 1533 taten sich Nürnberg, Ulm und Augsburg in einem Sonderbündniß zur Wahrung ihrer Gewissensfreiheit zusammen. Was aber die Auflösung des schwäbischen Bundes auf dem Augsburger Tag (Dez. 1533, Jan. 1534) hauptsächlich veranlaßte, war die sogleich näher zu berührende würtembergische Sache. Jenes katholische Defensivbündniß, welches Kurbrandenburg, Georg von Sachsen, Erich und Heinrich von Braunschweig im November 1533 zu Halle eingingen, konnte weder als Ersatz für den schwäbischen Bund noch als ausreichendes Gegengewicht gegen die Schmalkaldener gelten. Wohl setzte das Kammergericht, ohne sich durch den Religionsfrieden stören zu lassen, seinen Rechtskrieg gegen die Protestanten fort, gegen Straßburg, Nürnberg, Magdeburg und andere Städte, gegen Ernst von Lüneburg und Markgraf Georg; obwohl der Kaiser am 8. November 1532 wirklich die Suspendirung aller Prozesse in Religionssachen befohlen hatte, half er sich gegenüber den protestantischen Beschwerden mit der Ausrede, er könne keine allgemein gültige Erläuterung darüber geben, was Religionssachen seien. Endlich schritten die evangelischen Stände (30. Jan. 1534) zu einer förmlichen Rekusation des offenbar parteiischen Kammergerichtes, nicht wie Hessen und Straßburg vorschlugen für alle Prozesse, sondern nur für solche, welche sich auf Religionssachen bezogen. Ranke weist mit vollem Recht darauf hin, daß bei der Abwesenheit des Kaisers, der Auflösung des früheren Reichsregiments und der Weigerung verschiedener Stände Ferdinands römische Königswürde anzuerkennen, diese Verwerfung des obersten Gerichtshofs eigentlich die einzige In-

Digitized by Google

stitution anfocht, in welcher noch die staatliche Einheit des Reichs zum Ausdruck kam. Aber dieses Gericht hatte in der Tat eben mit seiner formalen Wahrung des Rechts in einer Zeit, deren Bedürfnisse rechtliche Neugestaltungen gebieterisch verlangten, Partei ergriffen.

Es ist ausschließlich der Energie des Landgrafen Philipp zu danken, daß der deutsche Protestantismus aus einer unfraglich günstigen Lage einen unmittelbaren Vorteil zog. Denn Kursachsen, durch seinen Rang und seine territoriale Macht das natürliche Haupt der Evangelischen, beharrte auch unter dem Sohn und Nachfolger des am 16. August 1532 verstorbenen Kurfürsten Johann bei seiner hergebrachten Abneigung gegen jede Politik, die über die Grenzen einer aufgezwungenen Verteidigung hinausging. Johann Friedrich, nur ein Jahr älter als der Landgraf, war schon in seiner höchst schwerfälligen äußeren Erscheinung das rechte Gegenstück zu dem beweglichen hessischen Fürsten, ein Typus jener Generation von evangelischen Herren, welche am Liebsten ihre Zeit ganz zwischen theologischen Liebhabereien, Jagden und Saufgelagen geteilt hätten. Von Jugend auf ein unbedingter Verehrer seines Doktor Martinus, machte er sich eine besondere Freude daraus, als regierender Kurfürst freundlichen Verkehr mit ihm zu pflegen, aber die tiefere Wirkung solcher Eindrücke scheint doch erst später hervorgetreten zu sein, als ein großes Unglück selbst diese triviale Natur zu einer gewissen Läuterung brachte. Denn Johann Friedrich, der weder zum Kriegsmann noch zum Politiker das Zeug hatte, arbeitete zwar nach Luthers Ausdruck „wie ein Esel", doch ohne höhere Gesichtspunkte zu kennen als die, welche ihm die Tradition des territorialen Fürstentums, ein starker Rest von reichstreuer Gesinnung und eine weitgehende Abhängigkeit von theologischen Bedenken darboten. Es läßt sich denken, daß gleich die ersten Bemühungen des Landgrafen, den friedliebenden und hartköpfigen Herrn zum Genossen seiner Aktionspolitik zu machen, auf unüberwindlichen Widerstand stießen. Die rohe Weise des höfischen Verkehrs jener Zeit drückt Philipp recht deutlich in einem Schreiben aus, worin er seinem Freund „Utz" von Würtemberg über eine Zusammenkunft mit Sachsen berichtet. „Ich hab sehr hart getrunken zu Weimar, aber den Platz behalten, hab allein den Kurfürsten hinweggetrunken, daß er vor mit Not zur Tür müssen gehen und speien. Item hab aber recht büßt drum, daß ich noch nicht gesund, sondern all krank." Wie damals so mancher militärische Erfolg an der elenden Geldgier deutscher Landsknechte gescheitert ist, so hat das wüste Leben der deutschen Fürsten mehr als einmal einen häßlichen Strich durch ihre politischen Rechnungen gemacht; gerade bei Philipp ist diese schlimme Erfahrung nicht ausgeblieben. In der würtembergischen Sache aber war er Feuer und Flamme, zumal seit der junge Herzog Christoph seiner halben Gefangenschaft am kaiserlichen Hof entronnen war, eben als man ihn nach Spanien hatte mitnehmen wollen. Ulrichs unschuldiger Sohn, welchen eine gewissenlose Politik für die Sünden des geächteten Vaters büßen ließ (S. 329 f.), erschien nach einer abenteuerlichen Flucht im Herbst 1532 bei seinen bairischen Oheimen und

Digitized by Google

ein Jahr später auf dem schwäbischen Bundestag zu Augsburg, um dort in Gegenwart und mit warmer Unterstützung eines französischen Gesandten zunächst eine Entschädigung im Würtembergischen als sein gutes Recht zu fordern; seinen Anspruch auf das ganze Herzogtum hatte er bereits vorher unter Protest gegen die Verträge von 1520 in einer „Ansuchung" an die Bundesstände, die doch sonst niemals unschuldige Kinder beleidigt hätten, geltend gemacht. Daß auch Zápolya sich für ihn beim Bund verwendete, zeigt den lebendigen Zusammenhang aller antihabsburgischen Kräfte; rechneten doch die Baiernherzoge, während sie selbst jede unmittelbare Unterstützung zu vermeiden wußten, sogar auf türkische Subsidien für den würtembergischen Krieg, welchen der Landgraf in der Tat großenteils mit fremdem Geld geführt hat. Die Zurückhaltung der Baiern, die eben jetzt wieder Fühlung mit dem Kaiser und Ferdinand suchten, erklärt sich daraus, daß sie im schroffsten Gegensatz zu den Zielen des Landgrafen zwar Würtemberg ihrem Neffen Christoph unter Wahrung des katholischen Glaubens verschaffen, den Ketzer Ulrich aber um jeden Preis ausgeschlossen sehen wollten. Philipp hatte mit nicht geringer Geschicklichkeit seine bairischen Beziehungen bis zu dem Augenblick festgehalten, wo sie durch seine Verständigung mit Frankreich überflüssig wurden, und einen so geriebenen Praktiker wie den Kanzler Eck hinters Licht geführt; seinem Freund Ulrich empfahl er einmal dringend, den Baiern gewisse drückende Zugeständnisse einzuräumen mit dem Vorbehalt, daß ein erzwungener Eid Gott leid sei. So wußte er auch bei seiner Zusammenkunft mit Franz I. zu Bar-le-Duc (Jan. 1534) dessen Hülfe zu gewinnen, ohne sich irgendwie auf Verpflichtungen einzulassen, die über die Restitution Ulrichs von Würtemberg hinausgingen. Der Verkauf der Grafschaft Mömpelgard nebst einigen Herrschaften an Frankreich auf Wiederlösung sollte dazu dienen, die französischen Subsidien in der viel zu hoch angegebenen Pfandsumme zu verstecken. Weitere Zusicherungen kamen von England, von dem Dänenkönig Christian III., von Lüneburg, von katholischen Reichsfürsten, wie dem Bischof von Münster, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Erzbischof von Trier. Kurpfalz versprach dem König Ferdinand nur zum Schein helfen zu wollen; selbst Joachim von Brandenburg äußerte seine Zustimmung zu dem hessischen Unternehmen und meinte, von den Kurfürsten habe Ferdinand keine Hülfe zu erwarten. Seltsam sticht von diesem Verhalten der meisten größeren katholischen Fürsten die hartnäckige Opposition Kursachsens ab; Luther und Melanchthon hatten bei jener Weimarer Zusammenkunft mit ihren Abmahnungen dem Landgrafen die Zornröte ins Gesicht getrieben, aber trotzdem verfolgte Melanchthon, fast scheint es durch astrologische Gründe beeinflußt, das kühne Vorgehen seines „Namensvetters" mit unverkennbarer Sympathie.

Daß in Würtemberg selbst die Rückkehr des alten Landesherrn, der Fall des „spanischen" Regiments sehnlich gewünscht wurde, war kein Geheimniß, obwohl die Regierung sich alle Mühe gegeben hatte, jede Erinnerung an den Geächteten auszulöschen; da ein Verbot ergangen war, von ihm zu sprechen,

Digitized by Google

fragte ein höhnendes Lied, ob einer auch das Land räumen müsse, wenn ihm vom Herzog Ulrich träume. Mit der ständischen Oligarchie war Österreich

Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen.
Kupferstich, 1543, von Georg Pencz (1500—1550).

in ein gutes Einvernehmen gelangt, nicht so mit dem treuen schwäbischen Volk, dessen Pietät den ehemaligen „Henker von Würtemberg" längst in

Digitized by Google

„Herzog Ulrich den Frommen", in einen „gütigen Mann" verwandelt hatte. Nur mit Mühe, zum Teil mit Gewalt brachte Ferdinands Statthalter, Pfalzgraf Philipp, ein kleines Heer, etwa 9000 Mann und 400 Pferde, zusammen; es hieß, manche von den Knechten hätten geäußert, ihre Spieße würden den Landgrafen und Herzog Ulrich nicht stechen. Am 12. April erschien das Manifest der beiden Angreifer; am 23. brachen sie zusammen von Kassel auf und kaum waren sie an der Spitze einer Streitmacht von vielleicht 20 000 Knechten und 4000 Reitern ins Würtembergische eingedrungen, als nach wenigen Tagen die Entscheidung fiel. In der Nähe von Laufen, auf dem linken Neckarufer traf der tapfere Statthalter den weit überlegenen Feind; als er nach einem ersten Zusammenstoß am 12. Mai schwer verwundet seine Truppen verlassen mußte, kam es Tags darauf gar nicht mehr zu einem ernsthaften Gefecht, sondern zu einem Rückzug der Königlichen, bei welchem nur einzelne Abteilungen der beiden Heere überhaupt an einander gerieten, worauf es nach dem Bericht eines Augenzeugen bald „still worden und ein großer Staub nach dem Asberg gesehen worden". Von einer Schlacht kann nicht geredet werden, aber der leichte Erfolg dieser Tage übertraf doch die Wirkung so mancher langwierigen und blutigen Kriegsarbeit. Anfang Juni waren den Gegnern die letzten festen Plätze, Asberg und Hohenneifen entrissen, das Land gewonnen. Eine wahre Flut von Siegesliedern feierte die beiden Befreier, vor allem den heimgekehrten natürlichen Herrn; „wider ihn," heißt es in einer Sammlnng solcher poetischen Kundgebungen, „habens auch gesungen, konnt aber dessen keins bekummen". Luther selbst war von seiner Abneigung gegen das Unternehmen des Landgrafen völlig geheilt; „Gott," schrieb er, „ist offenbar in dieser Sache und hat wider alles Erwarten unsere Angst in Frieden verkehrt".

Man begreift nicht recht, warum der Kaiser von seinen mißglückten Verhandlungen mit dem Papst weg nach Spanien ging, um die nichts weniger als gesicherten Zustände Deutschlands und Italiens wieder sich selbst zu überlassen, warum ferner König Ferdinand in Böhmen blieb, statt selbst nach dem bedrohten Würtemberg zu eilen. Der Papst war dem Gesandten Ferdinands gegenüber, der ihn um Hülfe anging, wohl befugt zu der zornigen Frage, warum denn der Kaiser gar keine Vorkehrungen getroffen habe; er weigerte jede Unterstützung, solange nichts gegen die katholische Kirche geschehe. „Diese ganze bösartige Praktik," ließ Ferdinand seinem Bruder sagen, „kommt von Frankreich und England; wollte Gott, daß sie nicht aus einer Anstiftung des Papstes kommt!" Er sah sich völlig isolirt und glaubte allen Ernstes an das Gerücht, der Landgraf wolle ihm die römische Krone entweder für sich oder zu Gunsten des Dauphin oder des Herzogs Wilhelm von Baiern entreißen und mit Hülfe der Wiedertäufer eine große Volkserhebung gegen den Kaiser hervorrufen. Die Besorgniß, daß der würtembergische Zug nur die Einleitung zu einem europäischen Krieg gegen Habsburg bilden solle, war allerdings keineswegs aus der Luft gegriffen, denn zwischen Baiern und Frankreich war bereits vor einem Jahr die Eventualität eines gleichzeitigen Angriffs auf

Digitized by Google

Würtemberg, die österreichischen Erblande und Böhmen, die Niederlande, Italien und Spanien zur Sprache gekommen und Franz zeigte sich äußerst ungehalten darüber, daß der Landgraf mitten in seinem Siegeslauf Halt gemacht habe. Aber Philipp begehrte, wie er nach dem Fall des Asberg schrieb, „weder Aufruhr oder französisch zu werden oder andere Leute zu bekriegen"; er wußte wohl, daß eine Fortsetzung des Kriegs nicht allein mit Ferdinand, sondern mit dem Kaiser selbst durchgefochten werden mußte und ihn rasch genug in die jetzige Lage des von allen verlassenen Ferdinand bringen konnte. „Eile," schrieb er seiner Schwester Elisabeth, der Schwiegertochter Georgs von Sachsen, „daß wir den Frieden erlangen und die Sach ohn mein Schuld nit weiter greife." Wirklich hatte diese sehr lebenslustige und intrigante Frau einen nicht unwesentlichen Anteil an dem Vertrag, der unter Vermittlung von Kursachsen, Mainz und Herzog Georg am 29. Juni in der böhmischen Stadt Kadan abgeschlossen wurde. Würtemberg ward an Ulrich zurückgegeben, aber als österreichisches Afterlehen, welches beim Aussterben des würtembergischen Mannsstamms wieder an Österreich kommen sollte. Diese Klausel verstieß gegen das geltende Reichsrecht und war für Ulrich eine harte Zumutung, aber dafür gab Ferdinand die ursprünglich geforderte Aufrechthaltung des Katholizismus in Würtemberg preis; nur die nicht zum Lande gehörigen Herren und Äbte sollte Ulrich bei ihrer Religion belassen. Aber der Kadaner Vertrag beschränkte sich keineswegs auf die würtembergische Sache; während Kursachsen und seine „Zugewandten" Ferdinands römische Königswürde endlich anerkannten, sanktionirte Ferdinand von Neuem die Beobachtung des Nürnberger Religionsfriedens und vor allem die völlige Einstellung jener vielberufenen Kammergerichtsprozesse (S. 654), wogegen freilich Sakramentirer, Wiedertäufer und andere unchristliche Sekten ausdrücklich von jeder Duldung ausgeschlossen bleiben sollten. Mit gutem Grund fanden die Straßburger und übrigen Oberländer diese letztere Bestimmung trotz der beruhigenden Versicherungen des Landgrafen gefährlich, zumal das Kammergericht gerade ihnen gegenüber jene vom König befohlene Suspendirung der Prozesse nicht eintreten ließ. Von einem vollen und endgültigen Sieg der Evangelischen war also keineswegs die Rede, aber die Kühnheit und Schlagfertigkeit des Landgrafen hinterließ doch allenthalben im Reich einen gewaltigen Eindruck; „tausend Bücher Luthers," meinte der Renegat Witzel, „hätten ihrer Sache nicht solchen Vorteil gebracht".

Es war ein häßliches Nachspiel, daß zwischen Philipp, der wirklich keinen nennenswerten Vorteil für sich gesucht oder gefunden hatte, und seinem Schützling Ulrich die alte Freundschaft sich in Unfrieden verkehrte. Der Herzog, der bereits über die hessische Forderung einer Rückerstattung der Kriegskosten stark erbittert war, glaubte seit dem Vertrag von Kadan vollends von jeder Pflicht der Dankbarkeit entbunden zu sein und schämte sich nicht, seinem Retter vorzuwerfen, er habe den Zug nicht aus Freundschaft und der guten Sache wegen unternommen, sondern nur aus Furcht selbst angegriffen zu werden. Eck suchte nach seiner Weise zu schüren, um, wie er sagte, „dem lutherischen

Digitized by Google

Schelmen recht unter das Leder zu kommen", d. h. um den törichten Fürsten wieder aus dem Land zu bringen und die von ihm zu erwartende Reformation zu vereiteln. Denn Ulrichs religiöse Wandlung war in der Tat keine äußerliche gewesen; dazu kam ein durch die Jahre des Exils keineswegs abgeschwächtes Bewußtsein fürstlicher Machtvollkommenheit, welches ihn die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse ohne Beiziehung des Landtags und mit rücksichtsloser Energie durchführen ließ. Diese würtembergische Reformation ist einmal dadurch merkwürdig, daß Ulrich, durch persönliche Neigung mehr mit Zwingli und dessen Gesinnungsgenossen verbunden, nicht ohne Schwierigkeit ein Zusammenwirken des hessischen Lutheraners Schnepf mit dem Oberländer Ambrosius Blarer erreichte; sie verglichen sich über eine eucharistische Formel und über eine örtliche Teilung ihres Wirkungskreises. Es war doch bezeichnend, daß auf dem sogenannten „Götzentag" zu Urach (1537) Blarer die Entfernung aller Bilder durchsetzte, gegen Schnepf und Johannes Brenz, welcher zu ihren Gunsten anführte, man dulde ja auch auf Kirchplätzen in Gegenwart der jungen Gesellen „lebendige Götzen, die Jungfrauen". Außerdem tritt aber in Würtemberg der früher gezeichnete Charakter des neuen Landeskirchentums besonders kräftig hervor. Ungerecht ist der Vorwurf, Ulrich habe das eingezogene Kirchengut verschleudert; er verwendete es allerdings nicht ausschließlich für kirchliche oder caritative, sondern abgesehen von der Dotirung der Schulen auf für rein staatliche Zwecke, wie für Festungsbauten oder zur Deckung seiner Verbindlichkeiten gegen den schmalkaldischen Bund. Hatte er ja doch sogar die rückständigen Forderungen des schwäbischen Bundes an König Ferdinand, d. h. einen Teil der Kriegskosten, welche vormals aus seiner eigenen Vertreibung erwachsen waren, zu tilgen übernommen! Außerdem hatte bereits die österreichische Regierung die Steuerkraft des würtembergischen Klerus für staatliche Zwecke wiederholt und gründlich in Anspruch genommen. Aber mit besonderer Schärfe machte seit der Reformation der Staat seine polizeilichen Befugnisse auf kirchlichem Gebiet geltend; die herzoglichen Vögte mußten nicht nur den Lebenswandel, sondern auch die Lehre der Geistlichen überwachen und in Stuttgart wurde z. B. 1536 die Unterlassung des Predigtbesuchs an Sonn- und Feiertagen mit Geld- oder Turmstrafen belegt, mit gleicher Strafe der Besuch der Messe an andern Orten. Das stürmische und eigenwillige Wesen des Herzogs, der den „wilden Mann" von ehedem noch nicht ganz ausgezogen hatte, drückte ja auch auf seine nächsten persönlichen Beziehungen; wie er seinen Freund in der Not den Landgrafen eine Zeitlang von sich stieß und dafür dem politischen Halsabschneider Eck sein Herz ausschüttete, so trieb er seinen eignen Sohn, als Katholiken und gefährlichen Prätendenten, aus dem Land an den französischen Hof, wo der edle und begabte Prinz, kaum aus seiner früheren Heimatlosigkeit befreit, acht Jahre in einem neuen wenngleich freundlicheren Exil zubringen mußte. Denn dahin zog doch immer wieder alle diese evangelischen Reichsstände die Unsicherheit ihrer Lage, daß sie wohl oder übel mit den Feinden Habsburgs, vor allem mit Frankreich in

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Feldzuge Karls V. na

Von Jan Cornelis

Digitized by Google

ch Tunis: Angriff auf
Jermeyen (um 1500–1559),

Digitized by Google

Digitized by Google

enger Fühlung zu bleiben suchten, um sich in ihrem „Staat und Reputation" zu erhalten.

So gern aber Karl V. den deutschen Rebellen eine Züchtigung zugedacht hätte, sein Blick wurde rasch genug wieder durch andere Gefahren abgelenkt. Er glich in diesen Jahren wirklich, wie Droysen sagt, „einem Fechter, der von mehreren zugleich angegriffen in geschickten Wendungen bald den bald jenen ein wenig zurückwirft, um gegen den dritten und vierten einen Augenblick freie Hand zu haben, aber keinen hat er Muße ganz zu beseitigen". Wir werden auf seine Verwicklung in den Kampf um die dänische Krone zurückgreifen; noch dringender als diese Frage erschien die Abwehr neuer türkischer Angriffe. Sie kamen nicht aus dem Hauptquartier des Gegners; Suleiman hatte 1533 seinen Frieden mit Ferdinand gemacht, um den längst geplanten Kampf gegen Persien zu eröffnen und seine siegreichen Fahnen in Tebris und Bagdad aufzupflanzen. Aber inzwischen hatte weniger der „Khalif von Rom" selbst als sein abendländischer Bundesgenosse, der „Bey des Landes Frankreich", dafür gesorgt, daß die türkischen Waffen auch in Europa nicht zur Ruhe kamen. Der französische Gesandte, welcher vom Sultan eine Million Dukaten für einen Feldzug gegen den Kaiser verlangen sollte, erreichte freilich den in Persien kämpfenden Großherrn erst im Frühjahr 1535. Einstweilen entsprach es jedenfalls einem Wunsch Franz' I., daß bereits im Sommer 1534 eine türkische Flotte von mehr als 300 Schiffen an den süditalienischen Küsten erschien, Neapel in Schrecken setzte, hier und dort mordete, plünderte und Gefangene wegschleppte. Sie stand unter dem Befehl des sogenannten „Königs von Algier" Chaireddin Barbarossa, eines aus Mytilene stammenden Seeräubers, der vordem mit seinem Bruder zusammen sich einen Teil der nordafrikanischen Küste unterworfen hatte und jetzt den von Stambul unabhängigen Herrscher von Tunis Muley Hassan verjagte. Bald darauf sah man einen Abgesandten des Korsarenfürsten am französischen Hoflager. In Spanien und Italien herrschte Angst und Entrüstung; der Kaiser beschloß alles an die Vernichtung des frechen Angreifers zu setzen und kümmerte sich nicht darum, daß man sein Unternehmen mit Besorgniß oder Schadenfreude als ein höchst gewagtes Abenteuer betrachtete. Sogar seine Schwester Maria wollte die seltsame Kunde gar nicht glauben; Frankreich und England trafen Verabredungen, um nach seiner voraussichtlichen Niederlage über den geschwächten Gegner herzufallen. Niemals vielleicht ging Karl mit solch freudiger Zuversicht einer kriegerischen Entscheidung entgegen; als der Fähnrich seines Feldhauptmanns Christus zog er im Juni 1535 über Meer, ganz von den Ideen der Kreuzfahrer erfüllt, die ja in Spanien noch lebendiger waren als irgendwo. Unter etwa 400 Fahrzeugen zählte man gegen 80 große Kriegsschiffe, wovon allein 24 Andrea und Antonio Doria, 10 der Papst gestellt hatte. Am 14. Juli fiel Goletta; am 20. stieß das kaiserliche Heer, höchstens 26 000 Mann stark, auf die doppelte Streitmacht, welche Chaireddin trotz der gegen ihn herrschenden Mißstimmung zusammengebracht hatte. „Wir starben vor Hitze," berichtet der Kaiser selbst, aber um so wütender

Digitized by Google

fochten seine halbverschmachteten Truppen um den Besitz der Brunnen, welche ihnen die Feinde vergebens streitig machten. Trotzdem kamen auch nach diesem Sieg noch bange Augenblicke vor den gewaltigen Mauern von Tunis; es war ein unverhoffter Glücksfall, daß statt des erwarteten neuen Angriffs der Muhamedaner die in der Stadt befindlichen Christensklaven sich selbst befreiten und den Chaireddin verjagten. Die eindringenden Soldaten des

Sturmhaube Karls V.

Deutsche Arbeit aus der besten Renaissancezeit. Wien, Artillerie-Arsenal.
Aus einem Stück Eisen getrieben, nur die Backenstücke angesetzt. Mit Darstellungen von Scenen aus der Aeneide.

Kaisers schändeten diesen Triumph der christlichen Sache durch ein fürchterliches Gemetzel, welches an die Taten der alten Kreuzritter in dem erstürmten Jerusalem gemahnte, und während man Tausenden christlicher Gefangener die Fesseln abnahm, wurden dafür Tausende von Muhamedanern zu Sklaven gemacht. Karl V. genoß zum ersten Mal das volle Hochgefühl des Siegs nicht wie ehedem hatten andere seine Arbeit getan, er selbst hatte allen Gefahren und Mühen des Kriegs unter afrikanischer Julisonne, an der Spitze eines schon halb verzweifelten Heers Trotz geboten. Kein Wunder,

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Kam

Von Jan Co

Digitized by Google

bei einem Ausfall de

lis Vermeyen (um 1500—15

Digitized by Google

Digitized by Google

daß seine Gichtanfälle wiederkehrten, aber, schrieb er der Schwester, „Gott hat mir gute Pflaster gegeben, um mich ganz zu heilen". Und doch ist eben in diesen Tagen des Glanzes zum ersten Mal der Gedanke in seinem Gemüt aufgetaucht, sich aller Herrlichkeit zu entäußern und ins Kloster zu gehen. In dem früh Gealterten regte sich das mütterliche Blut.

Während des tunesischen Feldzugs war auch in Westfalen und in Dänemark die blutige Entscheidung gefallen; fast zu gleicher Zeit brachen der Gottesstaat der Wiedertäufer und die Macht der Lübecker Demokratie zusammen, unter tatkräftiger Mitwirkung des protestantischen Fürstentums, auch des Landgrafen, welchem man sehr mit Unrecht mehr als einmal die Neigung zu einem Bündniß mit demokratischen Elementen zugetraut hatte. Eben damals sehen wir ihn vielmehr bereits in eine Bahn einlenken, deren Verfolgung ihn allmählich bis hart an den Verrat seiner evangelischen Sache führen sollte. Die Erfahrungen des würtembergischen Kriegs, die grollende Absonderung Kursachsens, die Undankbarkeit des Würtembergers, die hinterlistige bairische Politik hatten doch einen Stachel in ihm zurückgelassen; schon am 19. Juli 1534 schrieb er seiner Schwester, er wünsche nichts lebhafter als aus dem evangelischen Bund ganz heraus zu kommen und mit dem Kaiser in Frieden zu leben. Mit vollem Recht bezeichnet Lenz die Reise, welche Philipp im Frühjahr 1535 nach Wien unternahm, als seinen „verhängnißvollsten Schritt". Er kam mit Heinrich von Braunschweig und dem brandenburgischen Kurprinzen und betrachtete es als eine Pflicht der Höflichkeit auf königlichem Gebiet die Fasten zu beobachten; die Aufnahme war höchst zuvorkommend und den Ergebenheitsversicherungen Philipps entsprachen die Aussichten, welche man ihm auf kaiserliche Gnade und auf ein Commando in Ungarn eröffnete. Seine eigentlichen Herzenswünsche gingen auf einen Erbvertrag mit Karl und Ferdinand und überdies auf eine Familienverbindung, während er die offene Unterstützung des Kaisers gegen Frankreich zunächst doch noch ablehnte. Das Wertvollste für Habsburg waren seine rückhaltlosen Klagen über den Kurfürsten Johann Friedrich, auf den freilich, wie er einem kaiserlichen Abgesandten andeutete, nicht mehr so viel ankomme, „nachdem ich von ihm abgefallen bin". Daß Ferdinand selbst von dem Landgrafen mehr hielt als vom Kurfürsten, dürfen wir jener Schwester Philipps wohl glauben, die übrigens wie beim Vertrag von Kadan so auch diesmal ihren Bruder nach Kräften zur Verständigung mit Habsburg getrieben hatte. Bald traf sogar ein freundlicher Brief vom Kaiserhof in Hessen ein. Dem bairischen Kanzler, welcher trotz der zwischen seinen Herzogen und Ferdinand getroffenen Linzer Übereinkunft dem seltsamen Projekt einer engeren Verbindung Baierns mit Frankreich und den oberländischen Städten nachgegangen war, kam diese Wendung der hessischen Politik höchst ungelegen, obwohl der Landgraf beruhigende

Digitized by Google

Erklärungen abgab, während bald darauf auch Herzog Ulrich in Wien eintraf, um sich Belehnung und kaiserliche Amnestie zu holen. Aber auch Kursachsen entschloß sich im November zur gleichen Reise. Johann Friedrich war in Wien nicht allein durch den Landgrafen verklagt, sondern durch einige katholische Fürsten, vor allem seinen Vetter Georg in ein noch viel schlimmeres Licht gesetzt worden, als strebe er nach der dänischen oder deutschen Königskrone; man legte dem ebenso ängstlichen wie hochmütigen Herrn die Absicht unter sich als Vorkämpfer der evangelischen Wahrheit an die Spitze einer großen Volkserhebung zu stellen. Schon zu Kadan hatte er den König Ferdinand mit ausgesuchter Ehrfurcht begrüßt; jetzt knüpfte sich an seine Belehnung mit der sächsischen Kur ein näheres persönliches Verhältniß zum König, der aber trotzdem die vom Kurfürsten gewünschte Ausdehnung des Nürnberger Religionsfriedens auf nicht in demselben aufgeführte Reichsstände verweigerte. Diese guten Beziehungen protestantischer Fürsten zu Ferdinand, der bisher noch mehr als der Kaiser für ihren unversöhnlichen Feind gegolten hatte, treffen zusammen mit den stets wachsenden evangelischen Neigungen des österreichischen Adels. Schon 1523 hatte Luther an einen Herrn von Staremberg geschrieben; jetzt fanden sich gerade unter den Vertrauten des Königs lutherisch gesinnte Herren wie Rogendorf oder der höchst einflußreiche Steirer Johann Hofmann von Grünbühel, welcher hauptsächlich jenen Verkehr mit den protestantischen Fürsten vermittelte. Der kaiserliche Gesandte meinte, es gebe am Hof wenig Leute, an welchen man nicht einen Geruch der neuen Lehre spüre; Johann Faber (vgl. S. 592), seit 1530 Bischof von Wien, versicherte den venezianischen Geschandten, die Mehrheit des Adels und des Volks sei ketzerisch; „wäre nicht der König und ich, sie würden alle Lutheraner sein, wenn nicht etwas Schlimmeres".

Vor dem Religionsfrieden hatte Aleander gerühmt, er finde Deutschland lange nicht mehr so unzugänglich wie zur Zeit des Wormser Reichstags. Zwei Jahre später wußte Vergerio nicht genug zu klagen; der längst vorhandene Haß gegen den päpstlichen Namen habe eine solche Höhe erreicht, daß eine weitere Steigerung undenkbar erscheine. Am Hof König Ferdinands sagte man ihm geradezu, es bedürfte nur eines Winkes, um ganz Deutschland gegen Rom in Harnisch zu bringen; selbst die Weiber und Kinder wünschten nichts sehnlicher als das Verderben der Kirche. Aber nicht allein in Ferdinands Umgebung bekamen Vertreter der Curie solche Reden zu hören. Aleander erzählt von einer Komödie, die im Winter 1531 der portugiesische Gesandte zu Brüssel vor ihm und den vornehmsten Herren des kaiserlichen Hofs aufführen ließ. Dem Namen nach sollte es ein Jubelfest der Liebe sein, aber von Anfang bis zu Ende drängten sich die Ausfälle gegen Rom und den Papst und noch dazu hatte sich einer der Darsteller ein wirkliches Cardinalsbarett aus dem Haus des römischen Legaten selbst verschafft; „alle lachten derart, daß die Welt in Jubel aufgelöst schien, und ich, dem das Herz blutete, glaubte mitten in Sachsen zu sein, Luther zu hören oder mich in

Digitized by Google

Papſt Paul III.
Nach dem Kupferſtiche von F. Hulſius.

Digitized by Google

den Gräueln der Plünderung Roms zu befinden." Viele von den Hofleuten, meint Aleander, wagten allerdings nicht offen von Luther zu reden, fänden aber einen gewissen Ersatz darin den Erasmus bis in den Himmel zu erheben. Es war ohne Zweifel ein Glück für die römische Kirche, als Clemens VII., eben wieder im Begriff die französische Freundschaft mit der kaiserlichen zu vertauschen, am 25. September 1534 starb. Nicht als wäre sein Nachfolger etwa persönlich hoch über ihm gestanden. Der Cardinal Alessandro Farnese, der nach kurzem Conclave am 13. Oktober gewählt als Paul III. den Stuhl Petri bestieg, war ein rechter Zögling der italienischen Renaissance, emporgekommen unter Alexander VI., dem Geliebten seiner Schwester Julia, Erbauer des schönsten Palastes von Rom; bekannt ist das vernichtende Urteil eines venezianischen Staatsmanns, S. Heiligkeit habe soviel Zärtlichkeit für seine leiblichen Nachkommen, „daß es beinahe unmöglich wäre, das gleiche Gefühl in irgend einem Menschen der Welt stärker ausgesprochen zu finden". Aber dieser Meister des Nepotismus, der sofort zwei Enkel von 14 und 16 Jahren mit dem Cardinalspurpur bekleidete, war doch einsichtsvoll genug, um die Notwendigkeit einer katholischen Reformation zu würdigen. Er hatte den Mut, als Papst dem Concil das Wort zu reden, wie er es als Cardinal getan hatte. Freilich stieß diese bei einem Papst so unwahrscheinliche Concilsfreundlichkeit vielfach auf tiefes Mißtrauen; daß aber Paul entschlossen war, vor allem mit einer Reform der kirchlichen Regierung selbst Ernst zu machen, zeigten seine Cardinalsernennungen in den Jahren 1535 und 1536, welche Männer wie den Bischof du Bellay von Paris, den Auditor Ghinucci, den Venezianer Contarini, den Engländer Pole u. a. in das heilige Collegium brachten. Eine solche Fülle von geistiger und sittlicher Tüchtigkeit hatte die arg verwilderte Curie schon sehr lange nicht mehr vereinigt gesehen; von einem italienischen Autor wird eben diese Maßregel Pauls III. den Lutheranern vorgehalten, als Beweis dafür, daß der Papst nicht der Antichrist sei. Damals ist nun wirklich ein päpstlicher Nuntius, eben dieser Apologet Vergerio, mit Luther zusammengetroffen. Vergerio sollte gegen ein deutsches Nationalconcil wirken und bei den Reichsfürsten, auch bei den Protestanten die Teilnahme an dem allgemeinen Concil betreiben. Natürlich gingen die Protestanten von der Forderung eines in ihrem Sinne freien und christlichen, in Deutschland tagenden Concils nicht ab; Johann Friedrich ließ dem päpstlichen Gesandten sagen, der eigentliche Nutzen einer solchen Versammlung liege ja überhaupt nur darin, daß bei dieser Gelegenheit die übrigen Nationen mit der evangelischen Wahrheit bekannt gemacht würden. So hatte auch Luther dem Nuntius zu Wittenberg erklärt: „Wir bedürfen jetzt des Concils nicht mehr, wohl aber die Christenheit, damit die, welche die Wahrheit und ihre eigenen Irrtümer noch nicht unterscheiden gelernt haben, die Wahrheit erkennen mögen." Luther und Bugenhagen waren von Vergerio zur Tafel geladen worden und der Italiener, der sichs zur Aufgabe machte das ganze Gebahren des großen Gegners zu studiren, wunderte sich nicht wenig, als die „Bestie"

Digitized by Google

in einer Art von eleganter Kleidung, mit Atlasärmeln, Pelzwerk, Kette und Ringen vor ihm auftrat. Luther hatte vorher seinem Barbier gesagt, er wolle recht jung aussehen und die römischen Herren tüchtig ärgern. Beides gelang ihm vollkommen und Vergerio, welchem in den glühenden und rollenden Augen des Gefürchteten etwas Satanisches zu lauern schien, war ganz entsetzt über die mit Kraft geparte Leidenschaft dieses Plebejers, denn man kann sich denken, wie wenig Luthers derbe Züge und rücksichtslose Reden dem italienischen Aristokraten zusagten. Als der Nuntius ihm einmal allzu große Anmaßung vorwarf, da brauste er auf: „Dieser Zorn meines Mundes," rief er, „ist nicht mein Zorn, sondern Gottes Zorn."

Von den verschiedensten Seiten sahen sich die deutschen Protestanten damals umworben. Während ihre Führer mit Österreich Fühlung fanden und Rom selber sich herabließ zu verhandeln, wo es längst gesprochen hatte, hüllte Franz I. seine politischen Annäherungsversuche in ein religiöses Gewand. Man begreift die freudige Aufregung, welche sich des Wittenberger Reformatorenkreises bemächtigte, als im Sommer 1535 königliche Einladungsschreiben an Melanchthon und Butzer ergingen. Die bisherige Geschichte der evangelischen Bewegung in Frankreich mußte freilich zur Vorsicht mahnen. Wohl hatte sich, durch den Humanismus vorbereitet, in den höheren Schichten der Nation ein lebhaftes Interesse für die deutsche Reformation entwickelt; während die Pariser theologische Fakultät, oft genug die Schützerin gallikanischer Unabhängigkeit gegen Rom, der deutschen Ketzerei von Anfang an den Krieg erklärte, fanden sich Männer erasmischer Richtung und Freunde eines mystischen Subjektivismus in einer mehr oder minder vorsichtigen Opposition zusammen, deren geistiges Haupt, der ehrwürdige Jaques Lefèvre aus Etaples, schon längst durch seine selbstständige Bibelexegese den Verdacht der Glaubenswächter in der Sorbonne erregt hatte. Wilhelm Briçonnet, Bischof von Meaux, bot ihm und andern Anhängern des Evangeliums ein Asyl in Meaux. Eine glänzende Zukunft schien sich diesen Bestrebungen zu eröffnen, als am königlichen Hofe selbst sich entschiedene Sympathien ihnen zuwandten. Vor allem war es Franz I. geistreiche Schwester Margaretha, welche mit ihrer ganzen Herzenswärme daran arbeitete auch die Mutter und den vergötterten Bruder in den „ersehnten Hafen" der neuen Lehre zu bringen. Wirklich vermerkt Luise von Savoyen einmal in ihrem Tagebuch, im Dez. 1522 hätten ihr Sohn und sie durch die Gnade des heiligen Geistes begonnen die Heuchler zu durchschauen. Franz I. entriß damals mehr als einen verdammten Ketzer dem Scheiterhaufen, wie er überhaupt bei seinem äußerst geringen religiösen Interesse niemals zum Fanatiker geworden ist. Ebenso wenig konnte aber bei ihm von einem ernsthaften Eingehen auf die evangelische Weltanschauung die Rede sein. Während er in wahrhaft großartiger Weise für den Aufschwung der Wissenschaften, zumal der Philologie sorgte — das Collège royal von 1529, die Universitäten von Bordeaux und Nimes sind seine Schöpfung —, während er das Französische zur Staatssprache erhob und die Wunderlichkeiten seiner

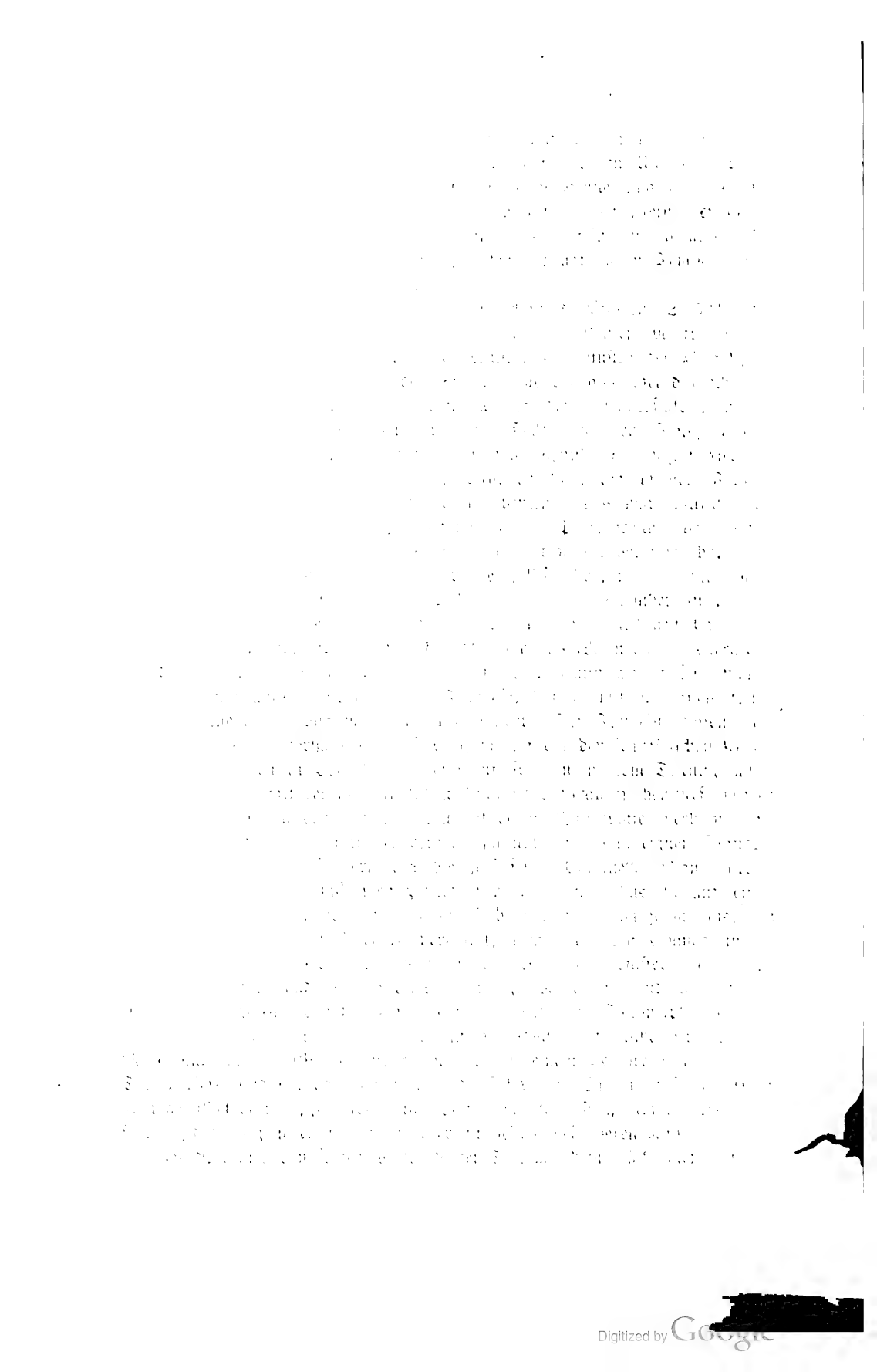
Digitized by Google

heimischen Poeten und italienischen Künstler mit verständnißvoller Milde beurteilte, machten ihn politische Rücksichten zum blutigen Unterdrücker der Evangelischen in Frankreich. Sehr tief war seine Hinneigung zu ihnen nie gewesen und die Frivolität, die ihn umgab und für deren Meister er gelten durfte, hatte mit jener herben Gottseligkeit nichts gemein, wie sie gerade bei seinen Untertanen unter dem Zusammenwirken des nationalen Temperaments und des steigenden Druckes sich entwickelte.

Wie Margaretha so übte eine Zeit lang Anne de Pisseleu (S. 549), die als Herzogin von Etampes die lange Reihe von berühmten Maitressen des französischen Königshofes eröffnet, ihren Einfluß zu Gunsten der Verfolgten. Aber nichts konnte schärfer mit der Sittenstrenge der abwechselnd geschonten und bekämpften Evangelischen kontrastiren als die Schamlosigkeit, womit Franz I. sein leichtfertiges Leben zur Schau stellte; bei dem Feste, welches die Stadt Paris zu Ehren der eben von ihm heimgeführten Königin Eleonore gab, fand er ein Vergnügen darin, Stunden lang am offenen Fenster, vor allem Volk, mit seiner Geliebten zu scherzen. Das war gallische Art und ein echter Gallier ist auch jener wunderliche Poet, welcher das Lachen für die unterscheidende Gabe des Menschen erklärt und einen unerschöpflichen Reichtum an Geist und Schmutz wider die „Misanthropen und Lachfeinde" jeder Art aufgeboten hat. François Rabelais, vom Schönheitskultus der italienischen Renaissance ebenso weit entfernt wie vom sittlichen Ernst der deutschen Reformation, spiegelt wie kein Anderer das Wesen einer Generation, die durch keine unbequeme Leidenschaft im Lebensgenuß gestört sein wollte, und zeigt sich auch darin als echter Franzose, daß er mit all seinem tollen Übermut eine gute Dosis Nüchternheit verbindet. Der Freigeist, dessen Mut nur „bis zum Scheiterhaufen exclusive" ging, der vor den französischen Ketzerrichtern nicht etwa in Deutschland oder Genf, sondern in Rom Deckung suchte, konnte unmöglich mit der weltfeindlichen Richtung der französischen Reformirten sympathisiren; neben den Papstanbetern hat er die Papstspötter verhöhnt und als Geschöpfe der „Antinatur" erscheinen ihm nicht nur seine eignen Standesgenossen, die Mönche, sondern auch die „besessenen Calvine". Man begreift, daß König Franz dem lachenden Philosophen trotz seiner Ausfälle auf Kirche und Staat nicht gram werden mochte; ist doch Margaretha selbst, die, seit 1527 mit Heinrich von Navarra vermählt, dem verfolgten Evangelium in ihrem Miniaturkönigreich eine Freistätte eröffnete, die Verfasserin nicht nur frommer Gedichte, sondern auch recht schlüpfriger Novellen. Und ihr Hoflager zu Pau und Nerac war keineswegs ein ausschließlicher Sammelplatz für bedrängte Anhänger der Reformation; in der schützenden Nähe der „zehnten Muse und vierten Grazie" finden wir neben einem Lefèvre den Skeptiker Des Periers und ein paar quietistische Mystiker, die Calvin in seinem Genf nicht geduldet hätte. „In Nerac und Pau," sagt Lotheissen, „konnte jeder nach seiner Idee selig werden, durfte jeder in seiner besonderen Kapelle beten," wie das Rabelais von seiner idealen Abtei Thélème, dem glückseligen Sitz der

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Franz I. von Frankreich inmitten seiner Familie.

Miniature im Gebetbuche Franz I. Berlin, kgl. Kupferstich-Cabinet. (Hamilton-Erwerbung.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Schönheit und geistigen Freiheit, rühmt. Weit stärker als in der deutschen Reformation trieb die religiöse Bewegung in Frankreich freigeistische Elemente hervor, Männer, welche im Anschluß an die antike Philosophie sich jedem Offenbarungsglauben entfremdeten und zum schweren Ärgerniß sowohl der Altkirchlichen als der Evangelischen dem freien Gedanken das Wort redeten, ohne zur einen oder andern Partei zu schwören. Lyon war eine Zeitlang das Hauptquartier solcher „Atheisten" und „Epikureer", wie man sie nannte. Hier trafen sich Rabelais und der gefeierte Dichter Clément Marot, die sich mit großer Gewandtheit das Martyrium vom Leib zu halten wußten, Etienne Dolet, der edle Cato christianus, welcher aus dem Studium des Lukrez den glühendsten Haß gegen alle religiöse Verfolgung geschöpft hatte und trotz königlicher Gunst seinem Schicksal nicht entging, Des Periers, der Verfasser der lukianisch angehauchten „Weltglocke", der zum Selbstmord getrieben wurde, der Spanier Servede, damals bereits durch ein paar Schriften gegen die Dreieinigkeit (1531/32) das Entsetzen aller katholischen und protestantischen Theologen, während er, nicht zufrieden mit bahnbrechenden medizinischen Arbeiten, von seinem Beruf zur Herstellung des echten Christentums sich immer fester überzeugt hielt. Aber fast alle diese Freidenker sind als Spätlinge der von der Reformation überholten humanistischen Bewegung und zugleich als Vorläufer kommender religiöser Indifferenz zu betrachten und wurzeln deshalb eigentlich nicht völlig in ihrer Zeit, deren Signatur vielmehr eine zunehmende Unduldsamkeit ist. Wir erinnern uns, mit welcher Begierde in Deutschland das Evangelium vom gemeinen Mann ergriffen wurde; in Frankreich war eine so allgemeine und tiefgehende Gährung offenbar nicht vorhanden und in Folge dessen kam es allerdings hier und dort zu einer Teilnahme der niederen Klassen an der Bewegung, wie z. B. der Wollkämmer Johann Leclerc in Meaux und in Metz als Prediger und Bilderstümer nicht ohne Erfolg auftrat, aber die große Mehrheit der Nation betrachtete, soweit unsere sehr lückenhafte Kenntniß zu urteilen gestattet, solche Erscheinungen eher mit Widerwillen und die Regierung, an und für sich ungleich stärker als die staatlichen Gewalten in Deutschland, hatte bei ihrer Bekämpfung der Ketzerei keineswegs mit einer gefährlichen Stimmung der Masse zu rechnen. So begannen, nachdem der ängstliche Mystiker Briçonnet seine Schützlinge aus Meaux fortgetrieben und selbst um Sendung von Inquisitoren gebeten hatte, jene furchtbaren Verfolgungen, unter welchen die evangelische Partei zwar nicht erlag, aber dafür in einen immer schärferen Gegensatz zum katholischen und monarchischen Frankreich hineingedrängt wurde. Die endlose Reihe französischer Märtyrer des Evangeliums beginnt mit Johann Leclerc; schon in Meaux wurde er 1523 drei Tage nacheinander mit Ruten gepeitscht und dann gebrandmarkt, weil er eine Schrift gegen den Ablaß und den römischen Antichrist an die Türe der Kathedrale angeschlagen hatte, und als er im Jahre darauf zu Metz „vom Geist Gottes getrieben" die „Götzen" zerbrach, bot die beleidigte Kirche alle Schrecken der Criminaljustiz gegen den Frevler auf, dem man die rechte Hand

Digitized by Google

abhieb und mit glühenden Zangen die Nase ausriß und Arme und Brust zerfleischte, ehe man ihn dem Scheiterhaufen übergab. Der stürmische Glaubenseifer und die stoische Todesverachtung des Opfers sind für die französische Reformation nicht minder charakteristisch als die raffinirte Grausamkeit der Verfolger. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Südfranzosen führte Wilhelm Farel, der Freund eines Lefèvre und rechte Vorläufer Calvins, in Mömpelgard und in der Westschweiz den heiligen Krieg gegen die Bilder, Ceremonien und Prozessionen; es schreckte ihn nicht, daß er mehr als ein Mal nahe daran war, unter den Mißhandlungen fanatischer Priester und Weiber sein Leben zu lassen. Gerade das zelotische Gebahren mancher Reformirten, die Verstümmelung eines Madonnenbildes in Paris, das Anschlagen herausfordernder Plakate, wirkte ganz besonders abstoßend auf den König, dessen Haltung gegen die Evangelischen übrigens zwischen Strenge und Nachsicht wechselte, bis eben jene Plakate im Oktober 1534 ihn ein für allemal zum geschworenen Gegner der Reformirten machten. Die scheußliche Erfindung eines Pariser Juristen, mittelst deren die Ketzer längere Zeit hindurch über dem Feuer auf und abgezogen wurden, war ganz nach dem Herzen eines Volks, welches nach dem Bericht eines Zeitgenossen die Verurteilten noch inmitten ihrer Qualen umtobte und verfluchte. Und trotzdem fürchtete man die Redegewalt mancher der zum Tode Geführten; man schnitt ihnen vorher die Zunge aus.

Eben die Grausamkeit dieser Verfolgungen galt in den Augen Melanchthons und auch Luthers als ein wesentliches Motiv dafür, daß man jene Einladung Franz' I. nicht von der Hand weisen dürfe. Schon im Jahre 1534 hatte Melanchthon nicht nur an die Königin von Navarra geschrieben, sondern bereits ein Gutachten über die Beilegung des Religionsstreits für Frankreich verfaßt, in welchem er nach seiner eignen vertraulichen Erklärung den Schein weitgehender Nachgiebigkeit auf sich nahm, um die katholischen Franzosen nicht von vornherein abzustoßen. Ganz abgesehen von der Beichte, einer gewissen Verehrung der Heiligen, den meisten Ceremonien wollte er auch die hierarchische Verfassung der Kirche gerne gelten lassen; fand er doch die „Monarchie" des Papstes für die Erhaltung der Glaubenseinheit vorteilhaft und Bischöfe, meinte er, müßte man geradezu schaffen, wenn es keine solchen gäbe. Daß er kein Freund einer „barbarischen Freiheit" sei, zeigte auch sein scharfes Urteil über die Urheber jener verhängnißvollen Plakate, „fanatische gefährliche Menschen, die nur absurde Meinungen behaupten". Kurz, auf jede Weise suchte Melanchthon, der bereits soweit ging, die französische Nation als die erste unter allen und ihr Königreich als das Haupt der Christenheit zu bezeichnen, sich in seine neue große Aufgabe einzuleben, während Butzer und Hedio ihre Ratschläge für Franz I. in ähnlichem Sinn abgaben. Schon zitterte Heinrich VIII., damals mit seinem Plan einer nordischen Liga beschäftigt, vor der Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen den deutschen Protestanten und dem römischen Stuhl. Aber die kursächsische Politik durfte sich nicht in so

Digitized by Google

auffälliger Weise mit Frankreich kompromittiren, wenn sie ihr Ziel einer Annäherung an Habsburg erreichen wollte; in der schroffsten Weise versagte Johann Friedrich seinem Professor die Erlaubniß zur französischen Reise. Eigenhändig setzte er seinem Kanzler Brück auseinander, Melanchthon könnte „mit seiner großen Weisheit" mehr zugestehen, als Luther und den übrigen Theologen annehmbar wäre, und die französischen Unterhändler, die mehr erasmisch als evangelisch seien, würden seine bekannte „Wankelmütigkeit" nur auszubeuten trachten. Während so das Eingreifen Wittenbergs in die Entwicklung der französischen Reformation unterbleiben mußte, arbeitete in Basel ein junger Franzose, erst seit wenigen Jahren für das Evangelium gewonnen, an einer Verteidigung seiner Glaubensgenossen und ihrer Lehre, welche Franz I. selbst gewidmet mit ganz anderer Energie als alle die Apologien und irenischen Vorschläge eines Melanchthon die Wahrheit und den endlichen Sieg der sogenannten neuen Religion verkündigte. Mit 26 Jahren war Johann Calvin vollkommen reif und gerüstet für die große Mission, die kurz darauf, im Jahr 1536 mit der Unwiderstehlichkeit eines göttlichen Befehls ihn für immer der Stille seines Gelehrtendaseins entriß.

Daran war nun nicht zu denken, daß Franz I. auf dem Bundestag der Schmalkaldener im Dezember 1535, den er beschickte, ihre Unterstützung für die bevorstehende Erneuerung seines Kriegs gegen den Kaiser gewonnen hätte. Auch das Anerbieten Heinrichs VIII., dem Bund beizutreten, stieß vor allem bei Kursachsen auf starken Widerstand, obwohl hier die Aussicht auf eine nicht allein politische, sondern auch religiöse Verständigung weit näher lag als bei Frankreich. Denn Heinrich war in seiner Erbitterung über die Ungefälligkeit der Curie in der Tat zum völligen Bruch mit Rom gelangt und zum Schöpfer einer Staatskirche geworden, die nach einem scharfen, aber wahren Urteil Scherr's „niemals im Stande gewesen ist, die Spuren ihres unsaubern Ursprungs auszutilgen". Eine Überfülle von Gewaltsamkeit und Verlogenheit kennzeichnet die Entwicklung der englischen Reformation und es ist ganz unmöglich, bei ihren ersten Fortschritten den Despoten, der sie gemacht hat, und den schmählichen Liebeshandel, der zum Anlaß einer Kirchentrennung wurde, zu vergessen. Hinter den feierlichen Erklärungen von König und Parlament taucht immer wieder die Gestalt jener ehrgeizigen und boshaften Kokette auf, obwohl freilich auch sie bald genug sich den zahlreichen Opfern eines unbarmherzigen persönlichen Regiments beigesellen mußte. Übrigens war gerade in England vielleicht mehr als irgendwo der Weg zum Staatskirchentum längst geebnet und Heinrichs Streben nach voller Suprematie, durch einen ehemaligen Gehülfen Wolseys, den geriebenen Juristen und Finanzmann Thomas Cromwell genährt, fand beim englischen Klerus keinen nachhaltigen Widerstand. Hatte im Jahre 1531 die Convocation der Geistlichkeit den König noch mit der Klausel „insoweit es nach Christi Gesetz erlaubt sei" für den alleinigen Souverän und Protektor der Kirchen von England erklärt, so wußte die Krone mit Unterstützung des Parlaments in kurzer Zeit diese letzte schwache Schutz-

Digitized by Google

wehr einer rein geistlichen Gewalt zu beseitigen. Heinrich selbst wurde durch die eigentümliche Verflechtung seiner persönlichen Neigungen mit dem alten Kampf zwischen Kirche und Staat immer weiter fortgerissen; er fand es empörend, daß der Fürst sich einem Geschöpf wie dem Papst unterwerfen solle, den Gott vielmehr ihm unterworfen habe. Man wagte zu behaupten, des Königs Majestät habe ebenso gut für das Seelenheil wie für das leibliche Wohl seiner Untertanen zu sorgen und könne durch sein Parlament die Gesetzgebung auf diese beiden Gebiete ausdehnen. Der Defensor Pacis, die kühnste Apologie der Staatsallmacht, welche das Mittelalter hervorgebracht hatte, wurde der Vergessenheit entrissen und in englischer Übersetzung veröffentlicht. Als die rechte Hand des reformirenden Königs erscheint Thomas Cranmer, seit 1533 Erzbischof von Canterbury (S. 652), ein gewiegter geistlicher Diplomat und zugleich heimlicher Freund des Evangeliums, wie er auch insgeheim verheiratet war. Damals entfaltete er die ganze Schmiegsamkeit seiner Natur, um als englischer „Gegenpapst" dem neuen System wie der neuen Ehe seines Herrn die kirchliche Weihe zu verschaffen und dabei unter der Hand in die politische Umgestaltung der englischen Kirche auch das eine und andere Element evangelischer Lehre einzuschmuggeln. Nachdem schon im Februar 1533 ein Gesetz die päpstliche Jurisdiktion und jede Appellation nach Rom für England aufgehoben hatte, beantwortete Heinrich die päpstliche Bannbulle durch die Suprematsakte vom 18. November 1534, welche den König zum „obersten Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott" erhob. Mit ganz anderer Wucht als im protestantischen Deutschland machte sich hier die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt fühlbar, zumal ja die neue Ordnung der Tronfolge auf das Innigste mit der kirchlichen Umgestaltung zusammenhing. Man muß die Festigkeit bewundern, womit nicht nur die verstoßene Königin Katharina, sondern auch ihre Tochter Maria, ungebeugt durch alle Unwürdigkeiten der Gegner, ihr gutes Recht behaupteten. Anna Boleyn hatte sich geschworen, das stolze „spanische Blut" zu demütigen; es genügte ihr nicht, daß Mutter und Tochter mit dem Tode bedroht wurden, sie scheint wirklich daran gedacht zu haben, die trotzige junge Prinzessin in Abwesenheit Heinrichs hinrichten zu lassen, und drängte den König immer wieder zur schärfsten Anwendung der Gesetze gegen die beiden Verräterinnen. Kein Wunder, daß Katharinas Tod (8. Januar 1536) dem Gift ihrer Feindin zugeschrieben wurde. Heinrich VIII. feierte das Ereigniß, indem er von Kopf zu Füßen gelb gekleidet, mit einer weißen Feder am Barett vor dem Hof erschien und seiner Freude den anstößigsten Ausdruck gab. Aber in Wahrheit stand fast die ganze Nation auf der Seite des Rechts und die freche Überhebung Annas, die selbst ihren Oheim den Herzog von Norfolk „schlechter als einen Hund" behandelte, war nicht dazu angetan, die wachsende Abneigung gegen ihren Gemahl zu vermindern. Die Rebellion war nicht nur in Irland, auch in England vor der Türe; man hoffte geradezu auf das Eingreifen des Kaisers. Unter diesem Abscheu gegen das neue System hatte natürlich auch

Digitized by Google

die reformatorische Richtung zu leiden, für deren „Urheberin und Hauptamme" der kaiserliche Gesandte Anna Boleyn erklärte.

In solcher Lage suchte Heinrich VIII. einen Rückhalt am schmalkadischen Bund. Auch er hatte mit Melanchthon angeknüpft, der dem königlichen Gegner Luthers eine neue Auflage seiner loci communes (S. 369) widmete und sehr gern nach England gegangen wäre. Aber die Auseinandersetzungen der englischen Abgesandten mit den Wittenbergern wollten zu keinem Schluß kommen; Luther trat namentlich mit großer Entschiedenheit für die Sache der verstoßenen Königin ein, wie er ja schon 1531 mit Melanchthon sich dahin ausgesprochen hatte, der König dürfe seine Ehe nicht auflösen, sondern eher noch eine zweite Frau neben der ersten nehmen, da die Polygamie nicht durch göttliches Recht verboten sei. Die Unmenschlichkeit vollends, womit Heinrich jeden Widerstand gegen seinen souveränen Willen niederbrach, machte allmählich auch auf das protestantische Deutschland Eindruck. Zunächst hatte freilich die Härte der neugeschaffenen Gesetze nur hervorragende Vertreter des englischen Katholizismus getroffen: im Frühjahr 1535 büßte eine Anzahl ehrwürdiger Klostergeistlicher die Anhänglichkeit an den verpönten päpstlichen Namen mit martervoller Hinrichtung und kurz darauf fielen die Häupter des greisen Bischofs Fisher von Rochester und des edeln Thomas More, der nach Wolseys Sturz einige Jahre das große Siegel geführt hatte. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß More erst durch jene Schrift des Königs gegen Luther zur Überzeugung von einem göttlichen Ursprung des päpstlichen Primats gekommen war. Daß Paul III. den bereits angeklagten Bischof zum Cardinal erhob, daß Franz I. für sein Leben bat, besiegelte den Untergang der beiden Männer, die es verschmähten sich durch Annahme der Successions- und Suprematsakte zu retten. Fisher war der eifrigsten einer im Polemisiren gegen Luther gewesen und More ein Todfeind aller Ketzer, aber trotzdem erschien ihre Hinrichtung auch in protestantischen Kreisen als Justizmord und in Deutschland hieß es sogar, sie hätten für ihre evangelische Gesinnung geblutet. Das Entsetzen steigerte sich, als man von der Enthauptung der Königin Anna Boleyn erfuhr. Das Herz ihres Gemahls hatte sich längst neuen Reizen zugewendet und der Umstand, daß ihr am 7. September 1533 geborenes Kind nicht der prophezeite Sohn, sondern eine Tochter war, entschied ihr Schicksal, obwohl sie noch Jahre lang den Kampf nicht aufgab und zuletzt sogar von Seiten ihres alten Feindes, des Kaisers, eine gewisse Unterstützung fand. Cromwell verfolgte seinerseits das gleiche Ziel einer Verbindung mit Karl V., aber eine merkwürdige Verkettung von Umständen brachte ihn dazu, mit allen Mitteln nicht eine Scheidung seines Herrn von der „Konkubine", sondern ihren Tod herbeizuführen. Auch jene unliebsame Antwort der Wittenberger Theologen hat wahrscheinlich dazu beigetragen, daß der König sich für eine gewaltsame Lösung der Schwierigkeiten gewinnen ließ, in welche ihn seine längst verflogene Leidenschaft für Anna gebracht hatte. Auf Grund unbedachtsamer Äußerungen, wie sie an diesem frivolen Hof alltäglich waren, wurde sie der ehelichen Untreue angeklagt

Digitized by Google

und nach einem kurzen Prozeß, dessen erste Opfer ihr Bruder und ihre angeblichen Liebhaber waren, starb „Königin Ohnekopf", wie sie in einem Anfall von Galgenhumor sich selbst nannte, am 19. Mai 1536 durch das Schwert des Henkers. Ihre Ehe war von einem Gerichtshof unter Cranmers Vorsitz wegen der früheren illegitimen Verbindung des Königs mit ihrer Schwester (S. 554) für nichtig erklärt worden. Denn kein Rest von Schamgefühl war diesem brutalen Despoten geblieben, der die Beschimpfung seiner eignen Ehre wie den schrecklichen Ausgang des einst geliebten Weibes mit der gleichen widerlichen Heiterkeit hinnahm, und die stets gefügigen Werkzeuge waren seiner vollkommen würdig. Am Tag nach der Hinrichtung erfolgte die Verlobung, kurz darauf die Vermählung des Königs mit Jane Seymour.

Selbst so eifrige Vertreter eines deutsch-englischen Bündnisses wie die Straßburger wurden stutzig, als Heinrich „das zweite Weib" richten ließ, von deren Sympathien für das Evangelium man gehört hatte. Überhaupt war in diesen Jahren der vorwaltende Einfluß Kursachsens einer festen Verbindung des deutschen Protestantismus mit dem Ausland hinderlich, obwohl die häufigen Sendungen und Anerbietungen fremder Mächte den verbündeten Reichsfürsten schmeicheln und einen höheren Begriff von ihrem politischen Wert beibringen mußten. Aber Johann Friedrich wahrte sich sogar dem schmalkaldischen Bund gegenüber eine so kühle Haltung, daß man ihm wohl die Absicht zutrauen durfte, denselben nicht über das Jahr 1537 hinaus zu verlängern, sondern lieber „zergehen zu lassen". Im Grunde war ihm das Bundesverhältniß zu den süddeutschen „Sakramentirern" nicht minder unangenehm als der Anschluß an außerdeutsche Staaten und die Auseinandersetzungen zwischen den lutherischen und oberländischen Theologen gewannen damals wieder eine höhere politische Bedeutung. Die Ansicht, daß ohne genaue Übereinstimmung in allen grundlegenden Dogmen eine wahre Interessengemeinschaft und sozusagen Treu und Glauben auch in weltlichen Angelegenheiten nicht bestehen könnten, hatte sich seit einer schärferen Trennung der kirchlichen Parteien in vielen Köpfen festgesetzt; nur mit Kaiser und Reich machte man allenfalls in Folge ererbter Pietät eine Ausnahme. Von jenen Mitteln aber, mit welchen Heinrich VIII. seine Theologen und sonstigen Berater zahm zu machen pflegte, wußte man damals in Deutschland noch nichts. Wer hätte sich auch unterfangen wollen, einen Luther durch Drohungen zum Verleugnen seiner Überzeugung zu bestimmen? Der Reformator gab bereitwillig zu, daß die Einigung der Evangelischen gegenüber „den Mördern und Bluthunden, den Papisten" dringend zu wünschen sei, und dennoch trieb ihn sein Gewissen, die entgegenkommenden Erklärungen der Oberländer wieder und wieder mit dem tiefsten Mißtrauen zu prüfen. Amsdorf, mit gewohnter Schärfe, erklärte einmal das Vorgeben der Straßburger, mit Luther übereinzustimmen, für eine ganz schändliche Lüge. Bei den Oberländern und Schweizern rief dieser Anspruch Wittenbergs auf eine Art von oberster Instanz in Glaubenssachen eine sehr erklärliche Verstimmung hervor, die zu

Digitized by Google

gleichem Mißtrauen und zu den härtesten Urteilen zumal über Luther führte. Seit den Jahren der Apostel, meinte Zwinglis Freund Leo Judä, der schweizerische Bibelübersetzer, habe niemand von den heiligsten Dingen so schmählich, lächerlich und irreligiös geredet wie Luther; „wenn wir uns nicht von vornherein wehren, was anders ist von diesem Mann zu erwarten als ein neuer Papst, der nach seinem Belieben alles bestimmt und wieder abändert, diesen dem Teufel zuweist, jenen mit dem Himmel begnadigt?" Es gehörte der unermüdliche gute Wille und die große Geschicklichkeit eines Butzer dazu, um wenigstens das Ärgste, eine förmliche Trennung der deutschen Protestanten, eine Zerreißung des schmalkaldischen Bundes in zwei konfessionell unversöhnliche Hälften zu verhüten. Und Melanchthon, seinerzeit der schroffste Widersacher aller Vermittlung, erscheint nun gerade in der entscheidenden Frage den Oberländern näher gerückt; wie er in der Fortentwicklung seiner dogmatischen Arbeiten z. B. zu einer Abkehr von der früheren strengen Prädestinationslehre gekommen war, so hatte noch auf dem Augsburger Reichstag eine Schrift des Oekolampadius, welche in der Kirche der ersten drei Jahrhunderte verschiedene Auffassungen der Eucharistie nachwies, großen Eindruck auf ihn gemacht und schon im April 1531 schrieb er an Butzer, er hoffe auf eine Concordie, denn das heftige Streiten zwischen Luther und Zwingli habe ihm nie gefallen; „es wäre besser für die ganze Sache, wenn wir diese tragischen Kämpfe nach und nach aufhören ließen". Freilich war er nicht der Mann dazu, mit seiner abweichenden Ansicht gegen Luther selbst offen hervorzutreten; so ging er auch zu einem Gespräch mit Butzer, welches im Dezember 1534 zu Kassel stattfand, nur als „Überbringer einer fremden Ansicht", da Luther schroffer als jemals darauf bestand, daß beim Abendmahl in und mit dem Brot der Leib Christi wahrhaftig gegessen und „mit den Zähnen zerbissen werde". Nach der Rückkehr von Kassel geriet dafür Melanchthon bei seinem Freund in den Verdacht fast zwinglischer Meinung. Es geschah gegen die Warnungen Melanchthons, der eine Verschärfung der Gegensätze als die notwendige Folge weiterer Zusammenkünfte ansah, daß im Mai 1536 unter Führung Butzers eine stattliche Vertretung der Oberländer zu Wittenberg eintraf, um mit Luther selbst zu verhandeln. Die Schweizer, die kurz vorher (März 1536) in einem zu Basel vereinbarten Bekenntniß Zwinglis Abendmahlslehre allerdings etwas modifizirt hatten, ohne jedoch eine stoffliche Gegenwart des Leibes Christi zuzugestehen, lehnten die von Straßburg ergangene Einladung zur Teilnahme an den Verhandlungen ab. Luther aber zeigte sich diesmal weit zugänglicher als je zuvor, obwohl er anfangs durch eine eben erschienene nachgelassene Schrift Zwinglis wieder stutzig gemacht worden war. Den schwierigsten Punkt bildete die Frage, ob im Abendmahl nicht nur die Unwürdigen, sondern auch die Gottlosen, d. h. die völlig Ungläubigen den Leib Christi empfingen. Letzteres vermochten die Oberländer nicht einzuräumen; trotzdem entschloß sich Luther mit den Seinigen, unter welchen übrigens die Heißsporne wie Amsdorf und Osiander fehlten

Digitized by Google

allen ferneren Streit über diesen Artikel fallen zu lassen und die andern als ihre „lieben Brüder im Herrn" anzunehmen. Butzer und Capito konnten sich der Tränen nicht enthalten, als ihnen durch den Mund des Gefürchteten selbst diese Friedensbotschaft verkündet wurde. Und doch leitete die am 29. Mai unterzeichnete Concordie nicht den wirklichen Frieden ein, sondern nur eine Waffenruhe. Denn einmal wurde sie ausdrücklich als für die Obrigkeiten nicht bindend, als provisorisch bezeichnet und dann war in dem eucharistischen Artikel der Vereinbarung jener Streit wegen der Gottlosen doch nur totgeschwiegen, nicht ausgetragen worden. Luther meinte freilich, man solle auf beiden Seiten das früher Vorgefallene begraben und einen Stein darauf legen. Aber wenn unter seinen eignen Anhängern mißbilligende Stimmen laut wurden, so begrüßte man in Süddeutschland die Wittenberger „Zwangsartikel" mit unverhüllter Antipathie und manche von den schwäbischen Städten, voran Ulm, entschlossen sich nur zögernd und mit Vorbehalt zur Annahme, während Constanz bei seiner Ablehnung beharrte. Noch weniger gelang es natürlich die Schweizer, deren Confession Luther gelesen und nicht ungünstig beurteilt hatte, für eine förmliche Annahme der Concordie zu gewinnen; eine Versammlung zu Basel im November 1536 äußerte im Ganzen ihre Billigung und die Hoffnung, daß ein Anfang der Einigung gemacht sei, blieb aber bei dem etwas ausführlicher wiederholten eignen Bekenntniß. Es war immerhin eine gewisse Errungenschaft, daß Luther selbst jetzt mit den Schweizern freundlich und friedlich verkehrte und, auch ohne daß man sich verständigte, die Losung gegenseitigen Vertrauens ausgab; man solle sich, schrieb er ihnen, immer des Besten zu einander versehen, „bis das trübe Wasser hierin sich setze". Er mochte es für große Selbstüberwindung halten, daß er in einem Brief an Zwinglis Nachfolger, Bullinger, erklärte, er habe seinen Gegner seit ihrem persönlichen Zusammensein zu Marburg für einen trefflichen Mann gehalten; auch vor seinen Freunden sprach er von den Schweizern als von frommen Leuten, mit denen man eine Zeitlang Nachsicht haben müsse, bis man sie gewinne. In Wahrheit dachten die Schweizer niemals daran, die Einigung um den Preis einer dogmatischen Unterwerfung unter Wittenberg zu erkaufen.

Trotzdem war schon diese notdürftige Verhüllung des vorhandenen Zwiespalts für die Haltung und das Ansehen des deutschen Protestantismus von unverkennbarem Vorteil. Eben jetzt trat an den schmalkaldischen Bund die Notwendigkeit heran, sowohl der Concilsfrage als dem Kaiser gegenüber ganz offen Stellung zu nehmen. Am 2. Juni 1536 hatte Paul III. das Concil ausgeschrieben; es sollte den 23. Mai des folgenden Jahres in Mantua zusammentreten. Absichtlich war die frühere Klausel, daß es frei sein solle „nach dem alten Herkommen der römischen Kirche", weggeblieben; auch um kaiserliches Geleite für die Lutheraner verwendete sich der Papst. Aber daß die Ausrottung der neuerdings entstandenen Ketzereien und in einer etwas später erlassenen Bulle über die Reformation der Curie noch deutlicher die Ausrottung der verderblichen lutherischen Ketzerei als ein Hauptziel angekündigt

Digitized by Google

Facsimile (Rückseite von Blatt 4) aus Luthers eigenhändig geschriebenem Originalentwurf der Schmalkaldischen Artikel; vom Jahre 1537. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

Digitized by Google

Digitized by Google

wurde, lautete nicht eben einladend für die deutschen Protestanten. Trotzdem erhoben sich unter ihnen verschiedene Stimmen für die Beschickung des Concils; Melanchthon und Luther selbst sprachen sich in einem Gutachten dahin aus, daß der Papst allerdings das Recht habe die Kirchenversammlung zu berufen und die Ladung vor ihr Gericht zu erlassen. Johann Friedrich beruhigte sich dabei nicht; er kam vielmehr auf den Gedanken, daß Luther und seine „Nebenbischöfe" ein Gegenconcil etwa nach Augsburg ausschreiben und die Glieder des schmalkaldischen Bundes zum Schutz desselben mindestens 18 000 Mann aufbringen sollten. Schon erwog man ernsthaft, wie man es dem Papst mitteilen, wieviel Pferde man dem Gefolge des Kaisers und der fremden Könige zulassen wolle. Dagegen erklärten sich nun allerdings wieder die Theologen, aber sie befürworteten doch die Gegenwehr der Obrigkeiten, falls das Concil gegen die Evangelischen einen Prozeß einleiten würde, und Luther fügte noch bei, er wolle „auch dazu tun mit Beten, auch, wo es sein soll, mit der Faust". So scharf als möglich formulirte er in den Artikeln, welche er im Auftrag des Kurfürsten als vor einem Concil und vor Gottes Gericht zu behauptende zusammenstellte, sein Urteil über die päpstliche Messe als den „größten und schrecklichsten Gräuel", den „Drachenschwanz", aus welchem das sonstige abgötterische „Ungeziefer und Geschmeiß" hervorgegangen sei. Ein wahrhaft christliches, nicht auf göttlichen Ursprung pochendes Papsttum erklärt er für unmöglich, den Papst für den Antichrist. Melanchthon konnte sich nicht versagen, hier seine abweichende Meinung geltend zu machen, wonach dem Papst, falls er das Evangelium zuließe, die Superiorität über die Bischöfe auch von den Evangelischen eingeräumt werden sollte. Es ist höchst bezeichnend, wie er auf dem Tag zu Schmalkalden, nach welchem jene Artikel benannt werden, dem Landgrafen sein Leid klagte, daß Luther den Papisten so gar nichts nachgeben wolle, wie er außerdem auch die schroffere Fassung der Abendmahlslehre als gegen die Concordie verstoßend bedauerte. Diese Wendung der schmalkaldischen Artikel gegen die Oberländer, die deshalb auch nicht unterzeichneten, führte Melanchthon auf Bugenhagen zurück, „dann der sei ein heftiger Mann und ein grober Pommer". Entscheidend war aber doch zunächst die offene Kriegserklärung gegen das Papsttum, denn für eine solche und keineswegs für eine mögliche Grundlage conciliarer Verhandlung muß diese von Luther „als für sein Testament" ausgearbeitete Bekenntnißschrift gelten. Der päpstliche Legat Vorstius bekam die Folgen dieser Stimmung zu spüren, als er sich auf die Versammlung zu Schmalkalden (Febr./März 1537) wagte. Johann Friedrich gab ihm Audienz, weigerte sich jedoch die Schreiben des Papstes entgegenzunehmen; die übrigen Fürsten verbaten sich seinen Besuch. Melanchthon fand die Art und Weise, wie der Legat und der kaiserliche Orator behandelt wurden, „pöbelhaft". Allerdings nahmen die protestirenden Stände gegenüber den Zumutungen, welche Karl V. durch den Vicekanzler Matthias Held an sie gelangen ließ, kein Blatt vor den Mund. Neben der Teilnahme am Concil forderte der Kaiser von den Protestanten strikte Eiu-

Digitized by Google

schränkung auf den Nürnberger Religionsfrieden und Anerkennung des Kammergerichts als der Behörde, welche darüber zu entscheiden habe, was Religionssache sei und was nicht. Die Protestanten hätten mit einem Zugeständniß dieser Forderung sich selber die politische Existenz abgesprochen, auf welcher doch die Gegenwart und Zukunft ihres Evangeliums recht eigentlich ruhte. Zudem erregte die Persönlichkeit und das Gebahren des kaiserlichen Abgesandten den Verdacht, als handle er mehr nach eigner Eingebung als nach dem Willen seines Herrn, dessen Instruktion vorzulegen er sich weigerte. Und eine geheime Instruktion des Kaisers faßt auch wirklich, im Gegensatz zu dem schroffen Auftreten Helds, die Möglichkeit einer dauernden Versicherung der Evangelischen vor gewaltsamer Unterdrückung, ja sogar eines Nationalconcils ins Auge. Der kaiserliche Vicekanzler und frühere Beisitzer des Kammergerichts war seinerseits mit der ganzen Hartnäckigkeit des Juristen entschlossen den Kampf gegen die Ketzer und Verächter des Rechts auf das Nachdrücklichste zu führen; „unsere Fürsten," warnte einer seiner Freunde selbst den Straßburger Sturm, „haben deutsche Köpfe, aber dies Männlein hat einen italienischen Kopf." Ein Doppelbündniß aller Katholischen, die Süddeutschen unter Ferdinands Führung, die Norddeutschen unter dem Kaiser und durch dessen Niederlande verstärkt, das war sein Gedanke; er unternahm einen vergeblichen Versuch die Stadt Nürnberg herüberzuziehen, aber man durfte sich weiterer Intriguen von ihm versehen. Die Protestanten ihrerseits hatten längst die praktische Wertlosigkeit des Nürnberger Friedens erkannt und seine Schranken durchbrochen, indem sie auf der Versammlung im Dezember 1535 nicht nur den schmalkaldischen Bund um zehn Jahre verlängerten, sondern auch beschlossen, allen Ständen, welche sich zur Augsburger Confession halten würden, die Aufnahme zu gewähren. Daraufhin waren Würtemberg, Pommern, Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt, Hannover, Kempten beigetreten; man sah sich veranlaßt, den Bundesrat durch vier neue Stimmen, je zwei fürstliche und städtische, zu verstärken. Jetzt blieb ihnen nichts übrig als gegenüber dem zu ihren Ungunsten sprechenden Buchstaben des Rechts, wie es der kaiserliche Abgesandte geltend machte, den Vorwurf der Rechtsverletzung zurückzugeben, indem sie das Kammergericht für parteiisch erklärten und seinen Urteilen und Exekutionen ihr Gewissen entgegensetzten. Mit der unentbehrlichen Logik aller Parteien, bei welchen der scheinbare Kampf ums Recht in Wirklichkeit zu einem Kampf um die Macht geworden ist, erklärten sie ihre eignen Eingriffe in das Eigentum und die Befugnisse der Geistlichen für recht und billig, jeden Versuch gerichtlicher Verfolgung für offenbare Gewalt, da bei Mönchen und Pfaffen als „gottlosen Verführern" überhaupt von einem rechtmäßigen Besitz nicht die Rede sein könne. Wir sehen, es ist die alte Theorie Wiclifs und der Hussiten, welche dem von Gott Abgefallenen auch die Rechtsfähigkeit abspricht (S. 123 ff.); seine Herrschaft ist verwirkt, sein vormaliges Gut für ihn fremdes Gut. Denn, so schließen die Protestirenden, „wenn die göttliche Wahrheit hervorbricht, so muß ihr aller Besitz, Gebrauch, Gewohnheit und Verjährung weichen". Das

Digitized by Google

war Revolution ebenso gut wie die Forderungen der aufständischen Bauern. Ohne Revolution hat sich aber noch keine große Bewegung zu behaupten vermocht.

Je mehr die Reichsgewalt an Autorität einbüßt, desto straffer werden in den einzelnen Territorien die Zügel der Regierung angezogen. „Die Anhänger der Augsburger Confession erklären, daß sie dem Kaiser und König, der höchsten Obrigkeit, in Sachen des Glaubens den oft geforderten Gehorsam zu leisten nicht schuldig seien, aber von ihren Bürgern fordern sie einen solchen Gehorsam." So charakterisiren Bischof und Kapitel von Augsburg das Verfahren des städtischen Rats, der im Jan. 1537 kraft seiner souveränen Gewalt, seiner „rechten wahren Obrigkeit" den katholischen Kultus abgeschafft und die Geistlichkeit ihrer privilegirten Stellung entkleidet, Widerspenstigen das Verlassen der Stadt binnen acht Tagen auferlegt und jede Mißachtung dieser Neuordnung mit Strafe an Leib, Ehre und Gut bedroht hatte. Man fühlte sich, wie das Butzer in einer seiner Schriften ausführt, wirklich von jeder Verpflichtung enthoben, bei kirchlichen und staatlichen Änderungen innerhalb des Territoriums die „oberen Oberen" überhaupt noch zu fragen. „Wir sehen und greifen," sagt ebenfalls Butzer, „wie wundergnädiglich Gott durch kaiserliche Majestät mit und gegen uns fährt. Dennoch lassen wir uns das Gegenteil träumen. Wer hat uns doch noch gebissen?" Später noch meint er, vom Kaiser habe man ungefähr ebenso wahrscheinlich Krieg zu besorgen, „als vom König aus Calicuten".

Es kann nicht genug wiederholt werden, welchen Vorteil die deutschen Protestanten aus den immer neuen Verwicklungen der kaiserlichen Weltpolitik ziehen durften und welcher Schaden ihnen aus ihrer gründlich falschen Beurteilung des Kaisers erwachsen ist.

Karl V. hatte nach seinem tunesischen Sieg von künftigen Unternehmungen gegen Algier oder gegen Konstantinopel selbst gesprochen. Aber während seiner Rückreise starb (1. Nov. 1535) der schon lange kränkelnde Franz Sforza, dem der Kaiser erst vor Kurzem seine blutjunge Nichte Christina von Dänemark vermählt hatte. Franz I. war bereits vorher mit dem Anspruch hervorgetreten, daß abgesehen von Genua und Asti nach Sforza's Tod das ganze Herzogtum Mailand an ihn fallen solle. Während man noch über den Ausweg verhandelte, ob Mailand dem dritten oder dem zweiten Sohn des Königs übertragen werden könnte, schritt Franz zum Angriff, indem er im März 1536 plötzlich Savoien besetzte; er stützte sich auf angebliche Erbansprüche seiner Mutter, welche von ihrem Stiefbruder dem regierenden Herzog Karl widerrechtlich mißachtet worden seien, aber in Wahrheit handelte es sich für ihn darum sich den Zugang nach Italien zu sichern und einen dem Kaiser verschwägerten und anhängenden Fürsten unschädlich zu machen. Daß er bei

Digitized by Google

dieser Gelegenheit nicht sogleich die Stadt Genf einsteckte, war nur der Raschheit zu danken, womit schon im Januar die Berner ihm zuvorkamen; sie nahmen die Stadt und Nordsavoien ein und erneuerten ihr Burgrecht mit Genf. In seiner Entrüstung verlor der Kaiser die gewohnte Selbstbeherrschung; im Saal der Consistorien zu Rom hielt er die längste Rede seines Lebens, mit entblößtem Haupt, vor Papst und Cardinälen und in Gegenwart des französischen und venezianischen Gesandten. Er wollte dem Papst, wie er sagte, Rechenschaft ablegen von seinem ganzen Leben und von allem, was zwischen ihm und Frankreich sich ereignet hatte; schließlich kam er auf jenen Vorschlag eines Zweikampfs (S. 552) zurück, welchen Franz und er etwa auf einer Insel oder einer Schiffsbrücke ausfechten könnten. Dabei sah er in einen Zettel, um nichts Wichtiges zu vergessen. Aber was konnte Karl von einem Papst erwarten, dessen zudringliche Wünsche nach fürstlicher Ausstattung seines Sohnes nicht befriedigt wurden, der bereits mit Frankreich verhandelt hatte, um Mailand für einen seiner Enkel zu erhalten? Paul III., von dessen Sippschaft man sich am spanischen Hof des Schlimmsten versah, überhäufte gegenüber einem venezianischen Gesandten den Kaiser mit Vorwürfen: er trage die Schuld am Verlust Englands wie an dem Wachstum der deutschen Ketzerei, die er auf dem Wormser Reichstag hätte vernichten müssen; er dränge den Papst Franz I. wegen seines Einverständnisses mit den Türken zu exkommuniziren und damit Frankreich von der Christenheit zu scheiden. Wirklich hatte Franz mit der Pforte nicht nur einen Friedens- und Handelsvertrag abgeschlossen, worin dem Papst, England und Schottland der Beitritt offen gehalten werde, sondern im Sommer 1536 erschienen bereits französische Schiffe mit der türkischen Flotte vereinigt an den italienischen Küsten. Man fürchtete für das nächste Jahr eine Erneuerung des Angriffs im großen Stil; der Papst glaubte sich in Rom nicht mehr sicher. Diese offen zugestandene Verbindung des allerchristlichen Königs mit dem Erbfeind der Christenheit bezeichnet eben Ranke als einen „militärisch-politischen Protestantismus", als einen ganz unzweifelhaften Fortschritt auf politischem Gebiet; „vielleicht von allen Ideen, welche zur Entwicklung des neuen Europa beigetragen haben, die wirksamste ist die Idee einer vollkommen selbständigen von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt."

Das weit verbreitete Gefühl von der Verwerflichkeit eines solchen türkischen Bündnisses ist nachmals doch nicht ohne Einfluß auf die Politik Franz' I. gewesen. Zunächst aber galt es für ihn jedes verfügbare Mittel zu ergreifen, um sich in der verteidigenden Stellung zu behaupten, in welche das siegreiche Vordringen des Kaisers den Angreifer zurückwarf. Den Abmahnungen seiner Räte zum Trotz entschloß sich Karl zu einer Invasion in Südfrankreich, nachdem er Piemonts mit leichter Mühe Herr geworden war. Aber mit barbarischer Erbarmungslosigkeit hatte die französische Regierung selbst die gesegneten Gefilde der Provence in eine Wüste verwandelt; Feldfrüchte und Vorräte, Brunnen, Backöfen und Mühlen waren zerstört, die Mehrzahl der

Digitized by Google

Städte entfestigt und ausgeräumt, die unglücklichen Bewohner in die wenigen zur Verteidigung bestimmten Plätze oder in die Wälder und Gebirge getrieben worden. Hunger und Seuche lichteten die Reihen des schönen kaiserlichen Heeres, während Franz I., statt dem Gegner die ersehnte Schlacht zu bieten, seine Streitkräfte in ein paar schwer angreifbaren Lagern bei Avignon und Valence zusammenhielt. Der plötzliche Tod des Dauphin Franz erfüllte die öffentliche Meinung Frankreichs mit doppeltem Haß gegen Karl V.; ein italienischer Edelmann, welchem die Folter das Geständniß eines Giftmords entriß, nannte zwei der kaiserlichen Heerführer als seine Anstifter. Am 23. September verließen die Trümmer des Invasionsheeres den französischen Boden; Karl, der nur durch Zufall den ihm zugedachten Kugeln verzweifelter Bauern entging, hatte den längst beschlossenen Rückzug durch eine Scheinbewegung gegen Marseille maskirt und begab sich im Spätherbst wieder nach Spanien. Noch vor diesem verunglückten südfranzösischen Unternehmen war die kaiserliche Invasion im Norden vor dem trefflich verteidigten Péronne zum Stehen und zum Scheitern gebracht worden. Zu Tausenden waren die deutschen Landsknechte unter Frankreichs Fahnen geeilt; der junge Christoph von Würtemberg, der in der Besatzung von Marseille und später in Italien dem König diente, berichtete voll Genugtuung über die Verluste „unserer Widerwärtigen". Mit dem vollen Übermut des Siegers ließ Franz I. seinen Gegner „Karl von Österreich" vor dem Pairshof und dem Pariser Parlament der Felonie und Rebellion schuldig erklären und ihm die Grafschaften Flandern, Artois und Charolois absprechen. Aber obwohl er und sein Feldherr Montmorenci im Frühjahr 1537 eine Reihe von niederländischen Plätzen einnahmen und durch Sengen und Brennen, vor allem aber durch die Niedermetzelung aller Einwohner des Städtchens S. Venant Schrecken verbreiteten, wichen sie doch vor den ersten Anzeichen eines ernstlichen Widerstands. Weder in den Niederlanden, wo es bereits im Juli zur Waffenruhe kam, noch in Norditalien, wo die Franzosen die Oberhand hatten, fiel die eigentliche Entscheidung. Es kam vielmehr auf das Eingreifen der Türken an; diese aber richteten ihren Hauptstoß nicht gegen Süditalien, wo sich Chaireddin Barbarossa auf einen Streifzug in Apulien beschränkte, sondern gegen die Besitzungen der Republik Venedig, die nun wohl oder übel aus ihrer mühsam behaupteten Neutralität heraustreten mußte. Corfu hielt tapfer Stand, dagegen büßten die Inseln des ägeischen Meeres, vor allem Aegina; „wir kamen vorbei," berichtet der französische Flottenführer, der hinter den osmanischen Verbündeten hersegelte, „und fanden dort keinen Menschen", denn was nicht umgebracht war, befand sich auf der Fahrt zum Sklavenmarkt. Im Oktober wurde der Feldhauptmann König Ferdinands, Hans Katzianer, bei Essek aufs Haupt geschlagen. Nicht mit Unrecht warf einmal Ferdinand dem Nuntius Morone vor, der angeblich neutrale Papst liefere mit seinem dem Franzosenkönig bewilligten Zehnten mittelbar Subsidien für die Türken. Aber die bloße Berührung mit dieser unheimlichen Macht des Islam schien bei den Christen, ob Freund oder Feind, die schlechtesten

Digitized by Google

Regungen zu entfesseln; hatte doch vordem ein Gesandter der habsburgischen Brüder in Stambul auf den Großadmiral Barbarossa einen Mordanschlag angezettelt, während jetzt der Vicekönig von Sizilien mit dem Gefürchteten in geheime Verhandlung trat, um ihn vom kaiserlichen Gebiet abzulenken. Katzianer, wegen jener Niederlage in Haft genommen, entfloh und wurde wegen verräterischer Verbindung mit den Osmanen vom Grafen Nikolaus von Zrinyi auf die hinterlistigste Weise ermordet. Auch die Liga, welche Kaiser und Papst mit Venedig gegen den Türken geschlossen hatten, zeigte den angeblichen Eifer Karls V. für die Sache der Christenheit in einem recht eigentümlichen Licht; sein Admiral Doria tat alles, um wiederholt im Augenblick des Siegs die schwer bedrohte gegnerische Flotte entkommen zu lassen, und nachgerade blickte immer deutlicher die Lust des Kaisers durch, aus der Notlage Venedigs für sich selbst Gewinn zu ziehen.

Inzwischen führten teils die fortgesetzten Vermittlungsversuche des Papstes teils die Erschöpfung der beiden Hauptgegner Karl und Franz zu dem zehnjährigen Waffenstillstand von Nizza (18. Juli 1538). Paul III. hatte sich beim Kaiser im Voraus bezahlt gemacht; Alessandro de Medici, der Gemahl einer natürlichen Tochter Karls V., war im Januar 1537 von seinem Vetter Lorenzino umgebracht worden und nun sah sich Karl veranlaßt, dem Enkel des Papstes Ottavio Farnese nicht allein die Wittwe des Ermordeten zu vermählen, sondern auch die Markgrafschaft Novara zu übertragen. Es war ein seltsamer Kongreß, als der Papst in einem Kloster vor Nizza, der König in einem benachbarten Dorf seinen Sitz aufschlug und der Kaiser an Bord seiner Galere blieb. Die beiden Todfeinde verhandelten getrennt mit dem Papst, ohne sich zu sehen. Um so größer war das allgemeine Erstaunen, als sie einige Wochen später (14.—17. Juli) in Aigues-Mortes zusammentrafen und wie mit einem Schlag in Freunde und Brüder verwandelt schienen. In Zukunft, äußerte sich Franz I. unmittelbar nachher, solle zwischen seinen Angelegenheiten und denen des Kaisers kein Unterschied mehr sein. Mit dem verabredeten Türkenkrieg hatte es freilich gute Wege; noch weniger war daran zu denken, daß sich Karl für den französischen Vorschlag einer Teilung Englands zwischen dem Kaiser, Frankreich und Schottland hätte gewinnen lassen. Dagegen verständigte man sich über ein gemeinsames Vorgehen bei den deutschen „Abgewichenen", natürlich nicht ohne die Mitwirkung des Papstes in Aussicht zu nehmen. Die Absicht des Kaisers ging auf einen „freundlichen Vergleich" und er ermächtigte seinen Bruder ausdrücklich, ihnen einige Zugeständnisse zu machen, „welche das Wesentliche unsers Glaubens nicht antasten und nicht religiös anstößig sind". Dem päpstlichen Legaten, welcher deshalb nach Deutschland geeilt war, erklärte König Ferdinand im gleichem Sinn, es sei besser einen Finger zu opfern als den Arm, und besser den Arm, als den ganzen Körper.

Digitized by Google

Trotz dieser auf einen friedlichen Ausgleich des großen Streits gerichteten Tendenzen schien eben damals der deutsche Religionskrieg unmittelbar bevorzustehen. Es war das Verdienst des unermüdlichen Agitators Held, daß am 10. Juni 1538 wirklich ein katholischer Gegenbund zu Nürnberg gegründet wurde; mit dem Kaiser und dem König verbanden sich Mainz, Salzburg, Baiern, Georg von Sachsen, Erich und Heinrich der Jüngere von Braunschweig zur Aufrechthaltung des Nürnberger Religionsfriedens, wobei der defensive Charakter der Vereinigung betont, jede Teilnahme fremder Mächte abgelehnt und sogar der Beitritt lutherischer Reichsstände in Aussicht genommen wurde. Die Organisation mit ihrer Zweiteilung war der schmalkaldischen nachgebildet. Allerdings fanden Held und andere Vertreter des neuen Bundes die Stimmung am Kaiserhof keineswegs so kriegerisch wie sie gewünscht hätten. Aber schon das wachsende gegenseitige Mißtrauen zwischen den beiden Parteien schien zu genügen, um heute oder morgen irgend eine der unvermeidlichen Reibungen zum Kriegsfall zu steigern. So weigerte z. B. Heinrich der Jüngere seinem ehemaligen Freund, dem Landgrafen, der zu einem schmalkaldischen Bundestag nach Braunschweig ritt, das freie Geleite und ließ, als Philipp trotzdem an Wolfenbüttel vorbeizog, das Geschütz auf ihn abfeuern. Freilich bekundete eben der Braunschweiger Tag durch das persönliche Erscheinen und den Beitritt des Königs von Dänemark (April 1538) die immer noch zunehmende Bedeutung der Schmalkaldener. Im Reich vollends schien der Anfall zumal von ganz Norddeutschland an die neue Lehre nur noch eine Frage der Zeit; Heinrich von Sachsen, der Bruder Georgs, dessen Schwiegertochter die verwittwete Herzogin Elisabeth von Rochlitz (S. 659) ließen sich in den Bund aufnehmen und nachdem der unversöhnlichste Gegner der Reformation, Kurfürst Joachim, 1535 gestorben war, vermochten weder die eidlichen Verpflichtungen, die er seinen Söhnen abgenommen hatte, noch die Verbindlichkeit jenes hallischen Bündnisses (S. 654) für die Nachkommen das Gefürchtete dauernd zu verhindern. Der junge Kurfürst Joachim II., der schon früher für einen heimlichen Anhänger des Evangeliums galt, wartete zwar noch Jahre lang, bis er zur Gründung seiner eigentümlich schillernden Landeskirche schritt, aber er fehlte unter den Mitgliedern des heiligen Nürnberger Bunds und verlegte sich eifrig aufs Vermitteln zwischen den Parteien, während sein Bruder Markgraf Hans von Küstrin schon 1537 offen auf die evangelische Seite und das Jahr darauf in den schmalkaldischen Bund trat. Zugleich begann die Schwester der Markgrafen, Herzog Erichs Gemahlin Elisabeth, mit der Evangelisirung des Fürstentums Calenberg; der Herzog war weitherzig genug, die Frau, die ihm seinen Glauben nicht anfechte, auch in ihrem Glauben „ungehindert und unbetrübet" zu lassen. Georg von Sachsen verlor im Januar 1537 seinen älteren Sohn Johann, der einen ganz persönlichen Groll gegen Luther gehegt hatte; der zweite, Herzog Friedrich, war schwachsinnig. Fast hatte es den Anschein, als wolle Georg selbst in seinen alten Tagen noch einmal seinen Ruf eines „rechten

Digitized by Google

Pfaffenfeindes" bewähren, wenigstens zeigte er sich damals, wie das sonderbare Gespräch zwischen ein paar sächsischen Räten, Melanchthon und Butzer und dem Renegaten Witzel zu Leipzig (Januar 1539) beweist, einer nationalen Entscheidung der religiösen Frage und sogar gewissen Zugeständnissen wie der Priesterehe nicht abgeneigt. Aber auf beiden Seiten drängten die Männer der Aktion zum Losschlagen, hier Heinrich von Braunschweig, dort der Landgraf. Herzog Heinrich erging sich in einer Fülle von Verdächtigungen gegen Philipp, der selbst König werden und dieses Ziel durch einen Bundschuh erreichen wolle. Verschiedene seiner Briefe, u. a. mit der Bemerkung, Philipp könne des Nachts kaum mehr schlafen und werde noch toll werden, fielen dem Landgrafen in die Hand. Die Achtserklärung des Kammergerichts gegen die Stadt Minden schien den Krieg unvermeidlich zu machen; Franz I., welchem Sachsen und Hessen schon im Februar 1538 ein Schutzbündniß angetragen hatten, gab vor und nach seiner Zusammenkunft mit Karl V. den Evangelischen die beruhigendsten Versicherungen und auch mit England standen sie wieder in diplomatischem Verkehr. Dänemark war Bundesglied. Vor allem aber trat eben jetzt jene Frage in den Vordergrund, welche zu einem rechten Prüfstein für die schmalkaldische Politik werden sollte. „Für alle Opposition im Reiche," sagt Ranke, „für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt gab es nie eine wichtigere Angelegenheit als die clevische."

Silbermünze
von Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und seiner Gemahlin Hedwig von Polen.

Umschrift der Vorderseite: IOACHIM · D(ei) · G(ratia) · MAR · BRAN · ELEC · Z(= etc.); am Halse des Brustbildes die Jahreszahl 1537. Umschrift der Rückseite: HEDWIG · G(eborene) · A(us) · K(öniglichem) · S(tamme) · Z(u) · PO(len) MAR · BRAN · 1537. Am Armabschnitt die Altersangabe AE(tas) 24. Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

Wir kennen die eigentümliche Unsicherheit, in welcher sich die staatlichen Verhältnisse am Niederrhein schon seit längerer Zeit befanden. Die Anwartschaft des gesamten sächsischen Hauses auf das Herzogtum Jülich hatte nicht gehindert, daß der Schwiegersohn des letzten Herzogs, Johann von Cleve, von dem Nachbarland Besitz ergriff (S. 190 f.), aber wenigstens die Ernestiner wußten ihren Ansprüchen eine neue rechtliche Grundlage zu verschaffen, indem ihnen bei dem Ehevertrag zwischen dem Kurprinzen Johann Friedrich und Sibylla, der ältesten Tochter jenes Herzogs Johann (1526), die Nachfolge für den Fall zugesichert wurde, daß der jülich-clevische Mannsstamm aussterben sollte. Nun gewann aber sowohl die Stellung Jülichs am Niederrhein als seine Verbindung mit Kursachsen eine erhöhte Bedeutung, als Johanns einziger Sohn Wilhelm im Jahr 1538 nach dem Tode des Herzogs Karl, jenes alten Todfeindes der Habsburger (S. 180), die Herrschaft von Geldern und Zütphen an sich nahm. Es geschah dies kraft eines Vertrags mit den geldrischen Ständen, welche die Absicht ihres Herzogs die Lande an Frankreich

Digitized by Google

zu bringen vereitelt hatten, aber auch durchaus nicht geneigt waren wieder burgundisch, d. h. kaiserlich zu werden. Auf der andern Seite konnte die kaiserliche Politik, naturgemäß auf Abrundung ihres niederländischen Machtgebiets und auf Schwächung der fürstlichen Nachbarn bedacht, unmöglich zugestehen, daß nicht allein die Trennung der nördlichsten niederländischen Provinzen von den südlichen durch den Keil der dazwischen geschobenen geldrischen Lande fortdauerte, sondern zugleich Jülich sich zu einer wirklich bedrohlichen Bedeutung erhob. Denn Herzog Wilhelm, der nach dem im Februar 1539 erfolgten Tod seines Vaters dessen gesammtes Erbe mit dem neuen Besitz vereinigte, suchte außerdem mit den Schmalkaldenern in Bündniß zu treten, während er zugleich sich Heinrich VIII. näherte; auch in den niederländischen Unruhen gegen die kaiserliche Regierung glaubte man seine Einwirkung zu erkennen. Und es fehlte nicht an der Aussicht, den jungen Fürsten für das Evangelium zu gewinnen, nachdem noch unter seinem Vorgänger in Jülich-Cleve nicht nur eine musterhafte Organisation des Hofs und der Verwaltung, sondern auch eine Rom gegenüber äußerst selbständige Landeskirche geschaffen worden war (S. 654). Konrad von Heresbach, der Freund eines Erasmus und Melanchthon, hatte die Erziehung des Herzogs Wilhelm geleitet, der bereits als dreizehnjähriger Knabe mit Erasmus korrespondiren mußte. Schon erwog man auf Seiten des deutschen Protestantismus, ob man Jülich nicht auch ohne förmliches Bekenntniß zum Evangelium aufnehmen und verteidigen solle. Mit vollem Recht weist Lenz darauf hin, wie diese Aussichten Kursachsens am Niederrhein, welche über die einst von Friedrich dem Weisen eingenommene Stellung weit hinausgingen, selbst in Johann Friedrichs schwerfällige Politik ein gewisses Leben brachten. Wie der Kurfürst war jetzt auch Luther kriegerisch gesinnt. Zieht der Kaiser, so führte er damals aus, gegen die Evangelischen das Schwert, dann ist er überhaupt nicht mehr Kaiser, sondern ein Söldner und Bandit des Papstes; „wenn er sich dem päpstlichen oder türkischen Kriegsvolk beigesellt, dann mag er auch ein Geschick erwarten, wie es solcher Verworfenheit zukommt."

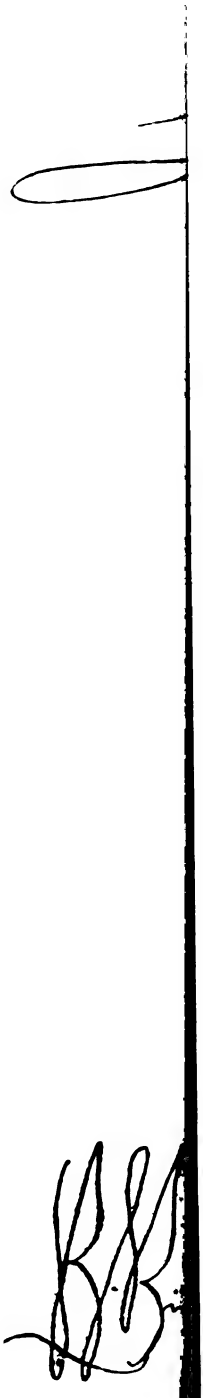
In Wirklichkeit dachte der Kaiser vielmehr, zur großen Unzufriedenheit eines Held und seiner Gesinnungsgenossen, auf Wahrung des friedlichen Verhältnisses zu den deutschen Protestanten. Der im Februar 1538 zwischen Ferdinand und Zápolya geschlossene Vertrag von Großwardein, der den Habsburgern den Anfall von ganz Ungarn nach dem Tod des Gegenkönigs zusagte, hatte in Ungarn wie in Konstantinopel böses Blut gemacht. Im Sommer des gleichen Jahres verjagte Suleiman den Fürsten von der Moldau, der mit Ferdinand in Verkehr getreten war; bald darauf erlag die Flotte des Kaisers, des Papstes und der Venezianer den Osmanen bei Maura und Zápolya gewann die Hand einer Tochter des Polenkönigs, der geradezu für einen Freund der Pforte gelten durfte. Man erwartete für das nächste Jahr einen gewaltigen Angriff der mit den Tataren vereinigten türkischen Macht auf Ungarn. In solcher Lage mußten sowohl der Kaiser als Ferdinand das

Digitized by Google

Anerbieten des Kurfürsten von Brandenburg zur Vermittlung mit den Schmalkaldischen willkommen heißen. Karl V. ließ sich durch seinen Rat Johann von Weze, vormals in Diensten Christians II. von Dänemark und Erzbischof von Lund, jetzt Bischof von Constanz, bei den Verhandlungen vertreten, welche zu Frankfurt unter sehr ungünstigen Auspizien eröffnet wurden. Aber obwohl anfangs die Protestanten entschlossen schienen, „des Gegenteils Backenstreich" nicht abzuwarten, und obwohl sie ihre Forderungen sehr hoch spannten, gelang es doch den Unterhändlern Brandenburg und Pfalz zwischen ihnen und dem Bevollmächtigten des Kaisers ein Compromiß zu Stande zu bringen, welches auf päpstlicher Seite allerdings große Entrüstung hervorrief, aber in Wahrheit durchaus nicht als ein ernsthafter Gewinn für die Evangelischen betrachtet werden kann. Der Frankfurter Anstand vom 19. April 1539 versprach den jetzigen Anhängern der Augsburger Confession Sicherheit vor Angriffen und Prozessen der Religion wegen für fünfzehn oder achtzehn Monate, falls der Kaiser ihre Bedingungen, nämlich Ausdehnung des Nürnberger Friedens auf künftige Anhänger der Confession und Einstellung aller neuen Aufnahmen nicht nur für den schmalkaldischen, sondern auch für den Nürnberger Bund, bewilligen würde; andernfalls sollte der Anstand nur für sechs Monate gelten, wobei eben jene einseitige Verpflichtung der Schmalkaldener, keine weiteren Mitglieder aufzunehmen, einen entschiedenen Nachteil auf ihrer Seite darstellte. Über Religionsvergleichung sollte auf einem Tag zu Nürnberg, nach dem Antrag der Protestanten ohne Teilnahme des Papstes, gehandelt, die Frage der Türkenhülfe auf einer Versammlung der Stände zu Worms durch Mehrheit entschieden werden. Da eine kaiserliche Bewilligung jener evangelischen Klauseln nicht erfolgte, war der ganze mühsam erhandelte Vergleich nur von sehr kurzer Dauer. Man begreift, daß die eifrigen Katholiken wie die klar blickenden Protestanten gleich unzufrieden waren. So führte die verabredete Wormser Versammlung zu einer völligen Ablehnung der Türkenhülfe; man forderte Beratung derselben auf einem förmlichen Reichstag. „Wir haben," schrieb Butzer an den Landgrafen, „wahrlich mit dieser Handlung zu Frankfurt gar viel frommer Leut schwerlich geärgert durch Annehmung der Conditionen; — dann wahrlich das Niemand hat sehen können, daß einiger Krieg (von Seiten der Katholischen) vorhanden gewesen; und ob er schon vorhanden gewesen, so muß man auf die Hülf des Herren trauen — und dann auch mit dem so unevangelischen Halten."

Dieser letzte Vorwurf bezieht sich nicht allein auf die gewöhnliche Übung deutscher Fürsten, bei solchen Versammlungen ihren Körper, wie Mykonius aus Frankfurt schreibt, in dem besten Rheinwein zu baden und fast zu ersäufen. Ein erbärmlicher Grund hatte eben den Landgrafen mit einem Mal so friedlich gestimmt, daß er auch Kursachsen von allen Kriegsgedanken abzubringen suchte. Er bekam einen furchtbaren Anfall von Syphilis und verzweifelte daran überhaupt ins Feld ziehen zu können; im Sommer wollte er geradezu die Bundeshauptmannschaft wegen seiner „Leibsschwachheit" nieder-

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

legen. Aber auch davon abgesehen hatten die fortgesetzten Berührungen mit der kaiserlichen Diplomatie auf Philipps Haltung ungünstig eingewirkt. Der ehrgeizige Fürst schmeichelte sich mit dem Gedanken einen Granvela „an der Hand zu behalten", während er selbst den erprobten Meistern einer weitausblickenden und skrupellosen Staatskunst als Anfänger gegenüberstand und Lehrgeld zahlen mußte. Es war namentlich die kluge Königin Maria, welche seine Hoffnungen auf eine große kriegerische Rolle im Dienst des Kaisers zu nähren wußte; sie riet ihrem Bruder, „die Zeit zu nützen, bis Ihr Mittel und Gelegenheit habt anders aufzutreten". Wohl rühmte sich der Landgraf einmal vor einem kaiserlichen Rat, er habe überall seine Freunde und Wissenschaft von den geheimsten Dingen. Aber man braucht nur die kindliche Naivetät anzusehen, womit diese evangelische Diplomatie vorgeht, um sich von ihrer völligen Unschädlichkeit zu überzeugen. Wie harmlos denkt sich Landgraf Philipp z. B. die Rolle eines ständigen Gesandten am Kaiserhof, der nach seiner Ansicht den Schmalkaldenern „viel Mißtrauens und Unkostens" ersparen könnte! Mit welchen Augen mußte Heinrich VIII. die deutschen Gesandten betrachten, die ihm ins Gesicht den Rat erteilten, sich bei den Parlamentsverhandlungen über die Sakramente und die Priesterehe doch ja von der evangelischen Wahrheit leiten zu lassen! Bei der Erwägung schmalkaldischer Politiker über die Frage, ob und wieweit man Granvela trauen dürfe, war der Straßburger Sturm, so bereitwillig er das „sanfte Gemüt" des kaiserlichen Staatsmanns anerkannte, doch gleich Butzer der Ansicht, es habe keinen Zweck demselben eine eingehende Auseinandersetzung über die religiösen Fragen zuzustellen; denn einmal werde er kaum Zeit finden sie zu lesen und dann sei er nicht fähig sie zu würdigen, denn schon aus dem Umstand, daß er seinen Sohn nicht gehindert habe Bischof zu werden, sei „zu vermuten, daß er der Erkenntniß Gottes mangelt". Mit welch handgreiflichen Schmeicheleien dagegen Granvela auf Philipp zu wirken verstand, zeigt der Brief eines hessischen Gesandten vom Kaiserhof; „ich weiß nicht", so läßt dieser den Minister über den Landgrafen sich äußern, „ob es von Gott also versehen oder ob mich sein Gestalt dahin gereizt, alsbald da ich ihn zu Augsburg ansah, gewann ich zu ihm eine herzliche Liebe und Gefallen und dachte, wenn Du dem Fürsten Deines Vermögens dienen kannst, so wolltest Du es gern tun". Eben darauf hin meinte der Landgraf, man müsse diesen trefflichen Mann, der bisher ohne jede Bestechung die Sachen der Evangelischen so sehr gefördert habe, „zu Freund und an der Hand behalten"! Man begreift die überlegene Geringschätzung, womit Karl V. und seine Ratgeber auf solche Gegner herabsahen. Erst allmählich machten sie doch auch in Deutschland Schule, wie sie zu ihrer Überraschung erfahren sollten.

Erfreulich hebt sich von dieser Unbeholfenheit einer in großen Verhältnissen nicht heimischen Politik die zielbewußte Klarheit ab, womit der einflußreichste Berater des Landgrafen, Martin Butzer, wenigstens die Aufgaben einer protestantischen Staatskunst festgestellt hat. Zwar findet sich auch bei

Digitized by Google

ihm gelegentlich die weit verbreitete Verkennung von Karls V. wahrer Natur, aber doch nur vorübergehend; mehr und mehr ahnte er die Gefahr, die dem Evangelium von diesem „tiefen melancholischen Kopf" d. h. von der bedächtig abwägenden und unermüdlich planenden Sinnesart des Kaisers drohte. Um so entschiedener huldigte er jener kaiserfeindlichen, partikularistischen Richtung, welche damals im Interesse nicht nur des territorialen Staats, sondern des ganzen evangelischen Deutschland, also der Mehrheit unserer Nation lag; „es hat Gott," äußert er in einer Denkschrift vom Anfang 1540, „auch deutscher Nation gegeben, daß sie die Monarchen, da einer seines Gefallens, ohne Verbindung an die Gesetze und Räte der Stände regiere, nie hat dulden mögen." Mit einer Unbefangenheit, die dem Theologen besonders hoch anzurechnen ist, behandelt er die Frage auswärtiger und katholischer Bundesgenossenschaften, freilich immer im Hinblick auf den Schutz und die mögliche Ausbreitung des Evangeliums. Keiner hat so konsequent wie er die für den deutschen Protestantismus notwendige Verbindung mit Heinrich VIII. und dem Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve befürwortet; „wo auch England oder Jülich beschädigt würde," schreibt er dem Landgrafen, „wären wir alle desto schwächer." Die Evangelisirung des Reichs, die ihm als letztes Ziel vorschwebt, wünschte er in Form einer friedlichen Säkularisation der geistlichen Fürstentümer vollzogen zu sehen. In der Tat schien nachmals der deutsche Protestantismus auf diesem Weg zur Herrschaft über die ganze Nation gelangen zu sollen, bis ihm die Gegenreformation, von dem Bewußtsein erfüllt, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein des deutschen Katholizismus handle, den Weg verlegte. Nicht nur die politische Einsicht Butzers tritt übrigens durch seinen erst neuerdings veröffentlichten Briefwechsel mit dem Landgrafen in das hellste Licht; auch der Freimut, womit er den fürstlichen Freund an seine oft arg vernachlässigten Regentenpflichten mahnt, müßte ihm unsere volle Achtung sichern, hätte nicht gerade dieses vertraute Verhältniß zum Landgrafen zu einer Prüfung geführt, welche Butzer eben so schlecht bestanden hat, wie die großen Wittenberger.

Vorerst erschienen, obwohl der Frankfurter Anstand hier und dort, in England wie in Baiern das Ansehen der Schmalkaldener etwas herabdrückte, zu Beginn der vierziger Jahre die Aussichten des Protestantismus glänzender als je zuvor. Noch im Jahr 1539 hatte die Reformation im albertinischen Sachsen und in Kurbrandenburg gesiegt. Mit wahrhaft verzweifelten Mitteln suchte der alte Herzog Georg dem drohenden Zusammenbrechen seines Lebenswerks zu steuern. Einer nach dem andern waren ihm seine Söhne weggestorben, bis auch der letzte, geistig und körperlich verkrüppelt, noch vor dem Vater, der ihn der Natur trotzend eben vermählt hatte, ins Grab sank. Vergebens machte Georg testamentarisch das Erbrecht seines Bruders Heinrich von der Bedingung abhängig, daß Heinrich und dessen Söhne wieder katholisch werden und dem Nürnberger Bund beitreten müßten; andernfalls sollte der Kaiser das Herzogtum als erledigtes Reichslehen einziehen und

Digitized by Google

Rüſtung Herzogs Heinrich des Frommen von Sachſen.
Stahl, mit Gold eingelegt. Dresden, königl. hiſtor. Muſeum.

Digitized by Google

dem König Ferdinand übertragen. Dagegen waren die Schmalkaldener entschlossen, die Nachfolge Heinrichs nötigenfalls mit gewaffneter Hand durchzusetzen, aber als Georg am 17. April 1539 starb, vollzog sich der Übergang seiner Lande an die neue evangelische Herrschaft ohne ernstlichen Widerstand. Luther, der nicht ohne Genugtuung seinen grimmigen Widersacher verdorren sah wie den verfluchten Feigenbaum, konnte jetzt ein früher gesprochenes Wort erfüllen und in Leipzig die Kanzel besteigen. Ohne die Landstände zu fragen, setzten Heinrich und seine Räte sofort die Evangelisirung des Herzogtums ins Werk, unterstützt von den in der Bevölkerung längst vorhandenen Sympathien, welche alle Repressivmaßregeln Georgs nicht auszurotten vermocht hatten. Unmittelbar darauf folgte der offene Abfall Kurfürst Joachims II. von der alten Kirche. Nachdem sein Bruder vorangegangen war, empfing er selbst am 1. Nov. 1539 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, der ebenfalls seit Jahren dem Evangelium geneigt war, wie auch Bürgerschaft und Rat von Berlin und Cölln bereits um die Gestattung der evangelischen Communion nachgesucht hatten. Die Abhängigkeit der Bistümer vom Landesherrn (S. 88) ließ einen ernstlichen Widerstand bei den Bischöfen von Lebus und Havelberg nicht aufkommen; ohne Zuziehung der Stände publizirte Joachim 1540 seine neue Kirchenordnung, welche ihn zum summus episcopus im vollen Sinn des Wortes machte, wie etwa Heinrich VIII. in England an der Spitze seiner Staatskirche stand. Er berief sich auf das Beispiel der alten israelitischen Könige. Äußerlich blieb der Zusammenhang mit der alten Kirche noch ängstlicher gewahrt als im lutherischen Gottesdienst, aber Luther selbst, der Joachims geistlichen Berater und Hofprediger, Johann Agricola, für einen Hanswurst erklärte, riet doch den brandenburgischen Geistlichen betreffs der Ceremonien sich allen Wünschen des Kurfürsten anzubequemen; wenn derselbe an einer Chorkappe nicht genug hätte, sollten sie deren drei anziehen, und wenn ihm an einer Prozession nicht genüge, siebenmal herumgehen, wie Josua um Jericho. „Und hat Euer Herr, der Markgraf," fügte er spottend hinzu, „ja Lust dazu, mögen Ihre kf. Gn. vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn tat." Joachim hob wohl mit Selbstgefühl hervor, daß seine Kirche eben so wenig wittenbergisch sei wie römisch; tatsächlich sollte diese Halbheit ihm dem Kaiser gegenüber eine bevorzugte Stellung außerhalb der protestantischen Opposition schaffen. Der Machtzuwachs, welchen die Neuerung dem Landesfürsten erwarb, wurde freilich dadurch wieder aufgewogen, daß ihn gleichzeitig eine ungeheure Schuldenlast weit mehr als bisher von den Ständen abhängig machte; da weder die Juden noch die Goldmacherkünste der Alchymisten Rat schaffen konnten, mußte der Hof sich wohl oder übel damit zufrieden geben, daß die Landschaft, welche die notwendig gewordenen Steuern nicht nur bewilligte, sondern auch selbst erhob und durch ihre eigenen Kassen verwaltete, „den Strick in der Hand

Digitized by Google

behielt". Es ist kein erfreuliches Schauspiel, diese luxuriösen geldbedürftigen Herren — Herzog Heinrich war ein ebenso schlechter Haushalter wie Kurfürst Joachim — ihre Hände nach dem Kirchengut ausstrecken und trotzdem Schulden auf Schulden häufen zu sehen. Dabei fehlte es nicht an überflüssigen Roheiten, womit man die Abstellung des altkirchlichen Wesens begleitete; wenn Landgraf Philipp in Marburg eigenhändig unter cynischen Scherzreden die Gebeine der heiligen Elisabeth aus ihrem Sarg reißt, so charakterisirt dieser Vor-

Joachim II., Kurfürst von Brandenburg.

Umschrift: IOACHIMVS II DEI G. MARCHIO BRAN. SACRI RO. IMP. ARCHICAMERARIVS ET PRINCEPS ELECTOR ZC AN. MDLX. In der linken Hand das Kurscepter. Speckstein-Modell. Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

gang leider die Art und Weise seiner meisten deutschen Standesgenossen. Die Verwilderung stieg höher und höher; es ist vielleicht das schlagendste Zeugniß für Luthers Werk, daß es unter solchen Händen doch nicht völlig verkümmerte, daß sein sittlicher Gehalt selbst diese seine ersten Beschützer manchmal über ihre persönliche Unzulänglichkeit oder Unwürdigkeit hinauszuheben vermochte.

Freilich, der ungeheuern Aufgabe, ein evangelisches Reich oder doch, wie Lenz andeutet, „die deutschen protestantischen Generalstaaten" zu gründen, waren die schmalkaldischen Fürsten und Staatsmänner nicht gewachsen. Eben zu Beginn der vierziger Jahre zeigte sich ihnen die Möglichkeit einer Bundesgenossenschaft

Digitized by Google

auf einer Seite, nach welcher viele Evangelische schon in den Anfängen der Bewegung erwartungsvoll geblickt hatten. Der deutsche Episkopat verschloß sich nicht länger der Erkenntniß, daß die vom Kaiser drohende Gefahr im Grunde nicht minder zu fürchten sei als die Säkularisationsgelüste der Protestanten. In dem Schicksal des Bistums Utrecht, welches Karl V. eben jetzt eingezogen hatte, lag eine um so ernsthaftere Warnung, als schon seit Jahren die niederländische Regierung darauf hinarbeitete die hohen Stifter des westlichen und nordwestlichen Deutschland zunächst in Form einer engeren Verbindung unter die volle Oberhoheit des Kaisers zu bringen. Man ließ mit Köln und Münster verhandeln, aber auch Bremen und Osnabrück schienen ins Auge gefaßt zu sein. Es war doch lange her, daß die deutschen Bistümer und Abteien sozusagen das „Kammergut" des Königs gebildet hatten; jetzt dachten die geistlichen Fürsten mit Schrecken an die näher liegenden Verhältnisse der spanischen Kirche. Eine solche Umgestaltung hätte über kurz oder lang auch der fröhlich gedeihenden Halbsouveränetät der weltlichen Reichsstände ein Ende gemacht. Schon sah der Sachse Carlowitz den „großen Adler" seine Flügel über das ganze Reich ausbreiten; dies zu verhindern war ja, seitdem die bairischen Hoffnungen auf die Krone zerronnen waren, ein Hauptziel für die Politik des Kanzlers Leonhard von Eck und selbst Butzer konnte sich bei allem Mißtrauen gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, als habe „Gott Baiern zu seinem Instrument dazu verordnet, daß andrer Leute Tyrannei im Reich nicht zu viel wachse". Im Nov. 1539 ließ der Erzbischof von Trier an den Landgrafen den Vorschlag einer Fürstenversammlung gelangen, welche ausdrücklich mit der Gefahr eines kaiserlich-päpstlichen Religionskriegs motivirt wurde; die Fürsten sollten nach Triers Meinung selbst ohne völlige Verständigung über die trennenden religiösen Fragen sich gegenseitig vor Gewalt schützen, „als ob sie einerlei Glaubens wären". Was der Glaubensstreit getrennt hatte, das schien sich auf dem gemeinsamen Boden der „Freiheit deutscher Nation", d. h. der fürstlichen Libertät wieder zusammenfinden zu sollen. Und konnte nicht vielleicht auch auf diesem Weg eine nationale Vergleichung in der Religion angebahnt werden, für deren Zustandekommen die Reichsgewalt bisher nicht zu sorgen vermocht hatte? Unwiderstehlich schien selbst ohne eine solche Vergleichung die Evangelisirung der geistlichen Territorien fortzuschreiten. In Livland betrachtete der neue Erzbischof von Riga, ein Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, die Einholung der päpstlichen Confirmation, zu welcher er sich trotz Luthers Abraten verstand, nur noch als eine „Mummerei". Der Schweriner Bischof, Herzog Magnus von Mecklenburg, schaffte selbst in Bützow den Gräuel der „gotteslästerlichen papistischen Messe" ab. Sogar der Cardinal Albrecht von Mainz, seit längerer Zeit einer der entschiedensten Gegner der Reformation, geriet wieder ins Wanken, als ihm die Stände von Magdeburg und Halberstadt einen Teil seiner drückenden Schuldenlast abnahmen; was er in diesen Stiftern zum Dank nicht gerade bewilligte, aber ruhig geschehen ließ, die

Digitized by Google

evangeliſche Neuordnung des Kirchenweſens, das erlaubte ſich ſeine bisherige Reſidenzſtadt Halle mit Gewalt, ſo daß er fortan ſeinen Sitz in Aſchaffenburg aufſchlug.

Prachtſiegel des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz.

Umſchrift: S(igillum) : R(everendissimi) : D(omini) : D(omini) : ALBER(ti) : ARCHIEP(iscopi) : S(ancte) : SED(is) : MOG(untinensis) : ET : MAGD(eburgensis) : PRIN(cipis) : EL(ecti) : SA(cri) : RO(mani) : IM(perii) : PER GER(maniam) : ARCHICANC(ellarii) : AC : PRIM(atis) : ADMI(nistratoris) : ECCL(esie) : HALB(erstadensis) : MARCH(ionis) : BRAND(enburgensis) : HET(tinensis) : POM(eraniae) : CASS(ubiae) : SCLA(viae) : CLUCIS, BURG(gravii) : NURNB(urgensis) : AC RUG(iae) : PRINCIPIS :

Originalgröße. Berlin, königl. Geh. Staatsarchiv.

Ein höchſt merkwürdiges Bild gewährt doch die Geſammtlage des Proteſtantismus in dieſen entſcheidenden Jahren. Norddeutſchland bekam damals zuerſt, wie Ranke ſagt, ſein „eigentümliches welthiſtoriſches Gepräge", indem es zur wahren Heimat der deutſchen Reformation wurde. Aber auch im deutſchen Süden hatte ſich in ſehr zahlreichen, allerdings meiſt kleinen Gebieten die neue Lehre behauptet, und weder Öſterreich noch ſelbſt Baiern

Digitized by Google

hätten für unbedingt sicheres Besitztum der alten Kirche gelten dürfen. Neben den absolutistischen Tendenzen des evangelischen Fürstentums tritt zugleich, oft genug siegreich, das ständische Element, vor allem der im Kleinen säkularisirende und regierende Adel hervor. Aber auch in Skandinavien, in Schweden und Dänemark führt die endgültige Befestigung der Reformation dahin, daß Königtum und Aristokratie sich nach Besiegung der Hierarchie in die Beute teilen. Einzig in seiner Art ist dagegen jener Staatskatholizismus, wie ihn Heinrich VIII. mit eiserner Gewalt den Engländern aufzwang, trotz der noch festgehaltenen römischen Dogmen immerhin der Anfang nationaler Unabhängigkeit von Rom. Vergessen wir nicht, daß in der nämlichen Zeit Calvin seine theokratische Diktatur in Genf aufgerichtet hat; hier verband sich die Idee des evangelischen Gottesstaats auf das Engste mit republikanischen Formen und Gewöhnungen, aber wenn dies auch bereits in Zürich und unter den Anhängern Zwinglis der Fall gewesen war, so verkörperte doch erst der Protestantismus Calvins völlig und unerbittlich jenen „andern Geist", den Luther von sich gewiesen hatte. Denn das republikanische Element, wie es in den süddeutschen Städten immer noch eine Art von Mittelglied zwischen der deutschen und schweizerischen Reformation darstellte, konnte neben dem evangelischen Fürstentum offenbar nur eine untergeordnete Rolle spielen. Und dieses Reichsfürstentum, evangelisch oder katholisch, geriet ganz regelmäßig unter den lähmenden Bann von Furcht und Ehrerbietung, sobald der Kaiser sich nur wieder zu rühren begann. Es war schon vermöge der Halbheit seiner politischen Existenz unfähig in großen Augenblicken einheitlich und groß zu handeln; die Pietät gegen Kaiser und Reich besaß keineswegs Kraft genug, um irgend welche Opferwilligkeit für die Interessen der Gesammtheit hervorzurufen, wohl aber vermochte sie, indem sie der ohnehin vorhandenen Tatenscheu entgegenkam, im Ernstfall die Revolutionsgedanken zu vertreiben, mit welchen man doch nicht aufhörte, zu spielen.

Weder der große Fürstentag noch die Aufstellung eines Heeres gegen Karl V. ist zu Stande gekommen; die Unterstützung Jülichs wurde selbst von einem so hervorragenden protestantischen Politiker wie Jakob Sturm bekämpft, und auch der Landgraf rühmte sich bereits, er könnte um den Preis seiner Neutralität „wohl einen gnädigen Kaiser haben". Weder mit Jülich noch mit England trat man in Bündniß und es war keineswegs gerecht, wenn die Schmalkaldener alle Schuld an dieser Unterlassungssünde Heinrich VIII. zuschieben wollten, der mit ihren halben Annäherungsversuchen in der Tat wenig anfangen konnte. Langsam zog der Kaiser heran, um einen Feind nach dem andern zu überwältigen. Ehe wir uns aber der Vorbereitung seines großen Schlags gegen den deutschen Protestantismus zuwenden, müssen wir die letzte demokratische Krisis der deutschen Reformation ins Auge fassen. Denn so verschiedenartig auch die Keime wie die Ziele waren, die in dem gleichzeitigen Hervortreten des wildesten evangelischen Radikalismus und einer hansisch-republikanischen Großmachtspolitik sich offenbarten, so drohten doch

Digitized by Google

eine Zeitlang diese beiden Bewegungen, die täuferische und die lübische, eben den Norden nicht allein von Deutschland, sondern von Mitteleuropa in ganz unberechenbare Umwälzungen zu verwickeln. Das Reich, die skandinavischen Staaten, die Niederlande, in gewissem Grad auch England fühlten die gewaltige Erschütterung. Welchen Gang würde die Reformation genommen haben, der Gedanke drängt sich fast unwillkürlich auf, wenn Johann von Leyden und Jürgen Wullenwever um ein Jahrzehnt früher, zusammen mit der agrarischen Revolution aufgestanden wären?

Digitized by Google

VI. Die Wiedertäufer.

Als eine Renaissance des Christentums, als Rückkehr zum Ursprünglichen und Wesenhaften war die deutsche Reformation in die Welt getreten. Gegen die altgeheiligte Rechtsordnung der sichtbaren Kirche hatte sie die noch ältere christliche Freiheit geltend gemacht, an die Stelle des Glaubenszwangs das Recht des Einzelnen zur eignen Schriftforschung, an die Stelle des fest organisirten hierarchischen Gottesstaats die „Versammlung der Herzen in einem Glauben" gesetzt. Wir sahen freilich, wie im Verlauf der Bewegung die Reformatoren vielfach von ihren ursprünglichen Idealen wieder abgedrängt und unter den Eindrücken und Forderungen des Augenblicks selbst zur Kirchenstiftung genöthigt wurden. Aus welchen Ursachen diese Neugründungen einer religiös so tief erregten Zeit kein volles Genüge tun und namentlich die Masse des Volks unmöglich befriedigen konnten, ist bereits hier und da angedeutet worden. Und nicht nur für den Apologeten, auch für den Geschichtschreiber der Reformation gilt Nippolds Warnung vor dem Irrtum, „die große Bewegung als solche mit dem dogmatisch-hierarchischen Niederschlag des allgemeinen Gährungsprozesses zu identifiziren und die baptistischen Ketzer auszustoßen". Niemand wird wohl heutzutage in die frühere Einseitigkeit zurückfallen, welche den gesammten evangelischen Radikalismus des XVI. Jahrhunderts nur nach den entsetzlichen und abstoßenden Erscheinungen des schweizerischen und niederdeutschen Täufertums zu beurteilen unternahm. Weit mehr noch als diese augenfälligsten Äußerungen eines religiösen und sozialen Krankheitszustandes beweist der unversöhnliche Haß, womit nicht nur die alte, sondern auch die evangelische Kirche von Anfang an die „Sekten und Rotten" bekämpft hat, daß wir es mit einem höchst lebenskräftigen und fortpflanzungsfähigen Element zu tun haben. Denn obgleich in Deutschland und den Niederlanden die sogenannten Wiedertäufer teils ausgerottet wurden, teils verkümmerten, brachten die nach England getragenen Keime ihrer Weltanschauung lange nachher reiche Frucht. Wie einst die Lehre Wiclifs nicht in der Heimat, sondern in Böhmen ihre mächtigsten Wirkungen geübt hatte, so erwuchs aus dem Eindringen täuferischer Mystik in England die Bewegung der Independenten. In einer kleinen Schrift des XVII. Jahrhunderts, deren Verfasser sich als einen Soldaten Cromwells bezeichnet, begegnen wir unverkennbaren Anklängen an die Apokalyptik der deutschen Täufer und an die Weissagungen des Abts

Digitized by Google

Joachim. Manche Ideen haben eine fast unverwüstliche Zähigkeit; sie können viele Geschlechter hindurch ein verborgenes Dasein fristen, um dann plötzlich in einer andern Gestalt, aber mit ihrer alten Kraft wieder ans Licht zu treten.

Denn soviel steht außer allem Zweifel, daß in dem Radikalismus der Reformation, bei den sogenannten Wiedertäufern das uralte asketische Ideal, wie es der Weltanschauung des Mittelalters zu Grunde liegt, noch einmal recht lebendig wird, um die günstige Gelegenheit der kirchlichen Revolution auszunützen und zugleich die reformatorische Versöhnung zwischen Christentum und Welt rückgängig zu machen. Darüber wird sich freilich streiten lassen, inwieweit die Erscheinungsformen dieses evangelischen Radikalismus unter die stets wiederkehrenden Folgen jeder religiösen Gährung zu zählen oder auch einfach aus dem von Luther verkündigten Recht der Schriftforschung abzuleiten sind. Gewisse Symptome, wie z. B. eine gesteigerte Neigung, in ganz alltäglichen Vorgängen das unmittelbare Eingreifen höherer Mächte zu erkennen, oder eine verbreitete Empfänglichkeit für ekstatische Zustände, werden sicherlich in keiner religiös erregten Zeit ausbleiben. Aber neben solchen sozusagen spontanen Äußerungen weist doch die religiöse Erregtheit der Reformationszeit zahlreiche Züge auf, welche uns die Annahme sehr nahe legen, daß jedenfalls auch längst vorhandene geistige Strömungen mitgewirkt und ihrerseits neue Belebung empfangen haben. Ritschl's Hypothese, wonach die wiedertäuferische und in weiterer Entwicklung die pietistische Bewegung ursprünglich aus den Bettelorden und zumal aus den ihnen angegliederten Laien der dritten Regel, den Tertiariern abzuleiten wäre, ist als unhaltbar erkannt; dagegen läßt sich ein Zusammenhang der Wiedertäufer mit den älteren in Deutschland eingebürgerten Ketzereien, vor allem mit Hussiten und Waldensern, kaum von der Hand weisen, während ihre enge Verwandtschaft mit der Mystik ganz offen zu Tage liegt. So verschiedenartige Früchte die Mystik in den vergangenen Jahrhunderten hervorgetrieben hatte (S. 120 ff.), so mannigfaltige und scheinbar widerspruchsvolle Erscheinungen weist der evangelische Radikalismus auf, neben spitzfindiger Spekulation Überschwang des Gefühls, neben altchristlicher Todesfreudigkeit wildesten Fanatismus, neben mönchischer Weltentsagung phantastische Weltherrschaftsgedanken. Überraschen kann uns das keineswegs, seit Heinrich von Eicken die untrennbare Zusammengehörigkeit der „Weltverneinung und Weltbeherrschung als der sich gegenseitig bedingenden Forderungen der christlichen Glaubenslehre" für die Jahrhunderte kirchlicher Hegemonie dargetan hat. Denn obwohl gewisse rationalistische Anwandlungen und zumal antitrinitarische Lehren wie Vorzeichen einer künftigen Zeit innerhalb der täuferischen Bewegung auftauchen, so ist ihr Grundcharakter doch echt mittelalterlich und ihr Lebensideal wirklich mit der von Luther abgeschüttelten „Mönicherei" insofern identisch, als in den Kreisen der Täufer wie in den Klöstern ein im strengsten buchstäblichen Sinn evangelisches Leben, d. h. die Vollkommenheit der Askese angestrebt wurde. Das gleiche Ideal begegnet uns bei den Waldensern und den böhmischen Brüdern, ja

Digitized by Google

sogar gelegentlich bei Erasmus (S. 238). Und wer vermöchte die urchristliche Herkunft dieses Ideals zu läugnen? Daß es aber in neuer Gestalt die Welt zu erobern trachtete, erklärt sich freilich nicht allein durch das Vorhandensein jener mystisch-ketzerischen Elemente, sondern außerdem durch den Ursprung und Verlauf der Reformation. Nachdem Luther der furchtbar verweltlichten Kirche den Krieg und die Bibel zum Gemeingut aller Christen erklärt hatte, mußten da nicht im Kampf gegen hierarchische Entsittlichung die Worte der Bergpredigt und das Beispiel der ältesten Brüdergemeinde auf viele Herzen mindestens ebenso stark oder auch stärker einwirken als die paulinischen Briefe? Und diese Seligpreisung der Armen und Verfolgten, der Gerechten, Reinen und Friedfertigen gewann eine erhöhte Bedeutung, als man viele von den sogenannten Evangelischen im Vertrauen auf ihren wahren Glauben alles, was ihnen als Werkheiligkeit galt, abtun sah. Mit gutem Grund klagen Luther und die Genossen seines Werks einstimmig über den erschreckenden Verfall des praktischen Christentums, über die stets wachsende Zügellosigkeit und Habsucht ihrer Anhänger; „je länger man das Evangelium predigt," ruft der große Reformator, „je tiefer die Leute ersaufen in Geiz, Hoffart und Pracht". Die große kirchliche Umwälzung hatte eben in Wahrheit, trotz aller Entrüstung der Theologen und Moralisten, auch ihre wirtschaftliche Seite, und daß gegen die bisherige Übung, Geld und Gut zur Sicherung des Seelenheils bei der Kirche anzulegen, eine sehr starke Reaktion eintrat, kann im Grunde nicht überraschen. Als vollends die deutsche Reformation immer engere Fühlung mit den Obrigkeiten suchte und ihre anfänglichen demokratischen Grundsätze zu Gunsten einer neuen staatskirchlichen Organisation fallen ließ, da mochte sie auch solchen Gemütern, welche sich echtes Christentum ohne die Betätigung sittlicher Vollkommenheit nicht vorstellen konnten, nicht minder antichristlich erscheinen als das Papsttum selbst. Nur eine durchaus falsche Lehre, das war der Eindruck bei vielen mystisch veranlagten Naturen, konnte solche Früchte tragen. „So trat," wie Zur Linden sagt, „an die Stelle des Evangeliums von der Rechtfertigung durch den Glauben das Evangelium von der Nachfolge Jesu."

Wir kennen bereits die ersten Stadien des evangelischen Radikalismus in Deutschland, sein ausgesprochen revolutionäres, hussitisches Gebahren in Zwickau, in Alstedt und Mühlhausen (S. 371 ff; 456 ff; 497 f.). Diese Anfänge vermischen sich mit der ungeheuern Strömung der sozialen Revolution, wie sie allerdings nicht ohne mystisch-apokalyptischen Hintergrund, aber doch mit überwiegend weltlichen Tendenzen das südliche und mittlere Deutschland überflutet. Noch hatte die Masse der Bauern ihre Hoffnung auf Luther gesetzt; der Bildhauser Haufe jagte einen Sendling Münzers weg, dessen hochtrabenden Worten ihr Feldprediger entgegentrat. Um so folgenreicher war die meist kurze Wirksamkeit, welche Münzer, Karlstadt und andere „Schwärmer" in einer Reihe von süddeutschen Städten entfalteten. Mehr noch als Nürnberg wurden Augsburg und Straßburg Sammelpunkte einer Sektenbildung,

Digitized by Google

in welcher bereits die verschiedenen Elemente des entwickelten Täufertums deutlich erkennbar sind, neben dem ängstlichen Biblizismus eines Karlstadt der feste Glaube an die göttliche Inspiration des Einzelnen, an das über alle Schrift erhabene „innere Wort", neben mystischer Weltabgeschiedenheit wilde chiliastische Träume von einer Zukunft voll Blutvergießen und Siegesjubel. Münzer mit seinem „bittern Christus" kann wohl in gewissem Sinn für die beherrschende Persönlichkeit dieser ersten Zeit gelten, doch überragt ihn ganz unverkennbar ein Mann, welchen die Zeitgenossen den Abt oder auch den Papst der Wiedertäufer genannt haben, der Baier Hans Denck (S. 488). An den Schriften der deutschen Mystiker nährte sich dieser feine und sprachlich wohlgeschulte Geist, um dann mit der Kühnheit eines entschiedenen Idealisten auch die äußersten Schlußfolgerungen zu ziehen, bis zur Aufhebung der Gottheit Christi und zur Sündlosigkeit der Wiedergeborenen. Denn im schärfsten Gegensatz zur Prädestinationslehre eines Luther und Zwingli waren Denck und seine Gesinnungsgenossen von der „Freiwilligkeit" des Menschen und von seiner Fähigkeit sich zu Gott zu erheben nicht minder fest überzeugt als die Neuplatoniker der italienischen Renaissance (S. 230; 393; 398). „Das wäre ja ein falscher Gott," eifert der feurige Hubmair, „der da sagt mit dem Munde: komm her! und gedächte heimlich in seinem Herzen: bleib dort! — Ein Fluch ist es, daß man sagt, Gott habe uns unmögliche Dinge geboten." Daß der Glaube an das im Menschen vorhandene „innere Licht" und die Auffassung der Sünde als einer bloßen Negation zur Läugnung der ewigen Verdammniß führen mußte, liegt auf der Hand. Wir sahen, wie Luthers furchtbare Lehre von der göttlichen Gnadenwahl mit einem alten volkstümlichen Determinismus im Einklang steht, aber zugleich war auch die tröstliche Anschauung, daß Gottes Barmherzigkeit schließlich alle Kreaturen, sogar den Teufel zur Seligkeit heimrufen werde, tief eingewurzelt. Mystische und rationalistische Elemente verbinden sich bei den evangelischen Radikalen wie in der humanistischen Philosophie; so wurde einem Denck, Hetzer, Kautz, Hubmair, Bünderlin u. a. Christus aus einem „Abgott" zu einem Lehrer und Vorbild, womit entweder stillschweigend oder auch ausdrücklich das Dogma von der Dreieinigkeit abgethan war. Am Derbsten hat der „frische kühne Hetzer", wie er selber sich nannte, diese Konsequenz verkündigt:

„Ich bin allein der einig Gott,
der ohn gehülf alle Ding beschaffen hat:
fragstu, wie viel myner sey,
ich bins allein, myner sind nit drey;
sag auch darby on allen wohn,
daß ich glatt nit weiß von keiner person."

Seit Anfang 1525 besaß die Bewegung ein gemeinsames äußeres Kennzeichen in der Wiedertaufe, welche zuerst unter den schweizerischen Radikalen aufkam, um die „Diener, Knechte und Gehorsamen Gottes" zunächst von der Staatskirche Zwingli's, aber auch von jeder andern Kirche zu scheiden und

Digitized by Google

allen Ernstes als jene oft geträumte Gemeinde der Heiligen zusammenzuschließen. Als Führer finden wir einige Männer von theologischer und humanistischer Bildung, wie den oben erwähnten Thurgauer Ludwig Hetzer und die beiden Züricher Konrad Grebel und Felix Manz, aber um sie schaaren sich die grübelnden und schriftkundigen Handwerker, wie sie überall den eigentlichen Kern der täuferischen Bewegung bilden, und bald genug geht die Propaganda hinaus unter die Bauern, die erkornen Lieblinge aller Volksfreunde in diesen aufgeregten Jahrzehnten. „Zwei geistige Stoffe," sagt Cornelius, „flossen so ineinander: das religiöse Gefühl der Niedrigen und Ungelehrten, die mit der Bibel in der Hand von der Welt sich abwandten, und der Trieb des theologischen Radikalismus, die Kirchensatzungen zu beseitigen." Als einen Dolmetsch zwischen beiden Schichten hat man wohl jenen Georg zubenannt Blaurock bezeichnet, der zuerst von allen die Taufe von Grebel verlangte und empfing. „Es sehe niemand," mahnt Denck in seinem Buch vom Gesetz, „auf die Hohen dieser Welt, es sei in Macht, Kunst oder Reichtum, sondern wem sein Herz gen Himmel steht, der richte es unter sich auf die Verachteten und Kleinen dieser Welt." Welchen Eindruck mußte es machen, wenn ein vornehmer und hochbegabter Mann wie Grebel seine gesellschaftliche Stellung opferte, um als Landesverwiesener hier und dort den kleinen Leuten zu predigen, „in den Winkeln zu mummeln", nannten es die Gegner. Aller Spott, womit man diese umherziehenden Apostel und ihre Jünger überschüttete, vermag die den Reformatoren ärgerliche Tatsache nicht zu verdunkeln, daß die Mehrzahl der Täufer durch äußerlich demütigen und friedfertigen Wandel, Einfachheit des Lebens und strenge Sittenzucht von der wüsten Art vieler sogenannter Evangelischen vorteilhaft abstachen. Nicht nur die Züricher, sondern auch die geistigen Häupter des süddeutschen Täufertums, Denck an der Spitze, suchten die vormals von Storch und Münzer vertretene Tendenz zur Revolution wieder zu beseitigen, namentlich die gefährlichen chiliastischen Vorstellungen möglichst in den Hintergrund zu drängen. Aber es lag eben schon in der scharf betonten Sonderung der „Brüder" von allem, was unter dem Namen Welt verurteilt wurde, nicht nur ein Angriff auf Kirche, Staat und Gesellschaft wie sie bestanden, sondern auch eine schwere Gefahr für die neue Sonderkirche selbst. Denn auf eine solche zielte doch die rasch fortschreitende Ausbreitung von Gemeinden, welche in ihrer Ablehnung gewisser staatlicher und bürgerlicher Pflichten wie in ihrer enthusiastischen Brüderlichkeit wirklich an die Urzeiten des Christentums gemahnten. „Oft reichten," sagt Cornelius, wenige Stunden hin, eine Gemeinde zu gründen;" wie mit Zaubergewalt wirkte die flüchtige und halb geheimnißvolle Erscheinung der schlicht gekleideten und aus vollem Herzen sprechenden Prediger, um so mächtiger, als ihre Wanderschaft mehr und mehr zum Todesweg wurde und die gemeinsamen Liebesmahle mit gutem Grund als Vorbereitung zur Nachfolge des gemarterten und sterbenden Christus gefeiert werden durften. Unerbittlich stießen diese in steter Erwartung des Leidens lebenden Gemeinden alle unreinen Elemente wieder aus; es sollte

Digitized by Google

niemand in der Kirche sein als solche, die wüßten, „daß sie ohne Sünde wären". Fremd und unfreundlich begegneten die Kinder Gottes den Kindern der Welt. Noch trugen sie keine Waffen; noch bestritten sie der Obrigkeit, unter deren Strafgewalt sie sich widerstandslos beugten, eigentlich nur die Einmischung in religiöse Fragen, wie das auch Luther und die Seinigen anfangs getan hatten. Aber wie bei den alten Christen zeitigte auch bei den Täufern dieser passive Widerstand gegen die Welt Zukunftshoffnungen auf den Sieg der guten Sache, die mit Notwendigkeit wieder chiliastische Gestalt unnahmen. Und wie hätten sie sich auf die Dauer vor den alten Revolutionsgedanken verschließen sollen, nachdem ihr Protest gegen die Welt von den „Gottlosen" mit unmenschlicher Verfolgung beantwortet wurde.

Wenn Zwingli zuerst im Kampf mit den Züricher „Spiritösern" zur Gewalt griff, so entspricht das vollkommen der theokratischen Rücksichtslosigkeit, die wir auch sonst an ihm wahrnehmen. Nach den Forschungen Egli's hat erst die Verfolgung bei den Schweizer Sektirern die religiöse Erregtheit bis zu völlig krankhaften Erscheinungen gesteigert und diese konnten wiederum die Obrigkeiten nur in ihrem System der Unterdrückung bestärken. Denn die sozialistischen und kommunistischen Regungen waren doch noch zu unbedeutend, um die überaus scharfen Maßregeln des Züricher Rats zu rechtfertigen. Nach ein paar natürlich fruchtlosen Disputationen wurden auf die Wiedertaufe erst Geldbußen gesetzt, dann aber kam man bei der Hartnäckigkeit mancher Täufer zu dem Beschluß, man wolle sie in den Turm legen und dort ersterben (ursprünglich hieß es noch: und faulen) lassen, Rückfällige aber ohne Gnade ertränken; letztere Strafe ward an Manz wirklich vollzogen. Unter solchen Eindrücken brach nun namentlich in St. Gallen und Appenzell unter den Täufern völliger religiöser Wahnsinn aus. Während jene gefährliche Lehre von der Sündlosigkeit zu muckerischen Verirrungen ganz im Stil älterer pantheistischer Sekten (S. 121 f.) führte, verfielen andere von den Unglücklichen, zumal Frauen, in ekstatische Krämpfe und Zuckungen. Am seltsamsten erschien vielleicht ein bis zum Blödsinn getriebener Biblizismus; um zu werden wie die Kinder, setzten sich Erwachsene nackt auf die Erde und fingen an mit Äpfeln und Tannzapfen zu spielen, oder sie zerrissen und verbrannten auch die Bibel dem Spruch gemäß, daß der Buchstabe töte, wogegen sie unter dem Ruf: „Hier! Hier!" auf ihre Brust wiesen, um den Sitz des lebendig machenden Geistes anzudeuten. Den tiefsten Eindruck hinterließ es, als ein solcher Verrückter seinem eigenen Bruder auf dessen ausdrücklichen Wunsch den Kopf abschlug, auf daß des Vaters Wille geschehe, in gräßlicher Nachahmung von Christi Opfertod. Diese Ausschreitungen, so rasch sie vom Schweizer Boden verschwanden, lieferten natürlich den Obrigkeiten, Juristen und Theologen, evangelischen wie katholischen, die besten Anhaltspunkte dafür, daß man die Täufer als „vom Teufel gerittene" Volksverführer um jeden Preis ausrotten müsse. So begann 1527 durch ganz Süd- und Mitteldeutschland eine Verfolgung, in welcher menschliche Grausamkeit ihre ganze Erfindungskraft aufbot,

Digitized by Google

um zuletzt doch an dem Heroismus ihrer Opfer zu Schanden zu werden. Herzog Wilhelm von Baiern erließ die überaus einfache Weisung, daß, wer widerrufe, geköpft, wer nicht widerrufe, verbrannt werden solle. Auf einen kaiserlichen Erlaß vom Jan. 1528 folgte der Reichsabschied von 1529 mit der Bestimmung, daß alle erwachsenen Täufer ohne Untersuchung durch den geistlichen Richter zum Tode verurteilt werden sollten, wie schon vorher der schwäbische Bund eigne Streifschaaren ausgesandt hatte sie ohne Urteil und Recht zu töten. Vergebens sträubte sich der einzige Landgraf Philipp dagegen jemanden nur des Glaubens halber mit dem Schwert richten zu lassen; während man sich in Hessen mit Einkerkerung begnügte, fielen in Kursachsen die Köpfe der Sektirer, unter ausdrücklicher Zustimmung Luthers, der sogar die ergreifende Todesverachtung der armen Leute als teuflische Verstocktheit brandmarkte. Auch der Umstand, daß sie heimlich einherschlichen und nicht wie die ordentlichen Prediger öffentlich auftraten, mußte ihm für ein „gewisses Zeichen des Teufels" gelten. Es gereicht den Straßburger Predigern zur Ehre, daß sie wenigstens eine Zeitlang diese Anschauung zurückwiesen, daß selbst ein Kirchenmann wie Butzer zugestand, daß ohne Zweifel „liebe Kinder Gottes unter denen Leuten sind". Am Nächsten kam ihnen Capito, dessen mystische Richtung sich bis zum „innern Wort" und zum Chiliasmus verstieg. Doch gab auch er schließlich seine Zustimmung, als unter Butzers Führung Prediger und Rat zu Straßburg dem bisher üppig wuchernden Sektenwesen durch strenge Maßregeln ein Ende machten. Butzer hatte an den Verhören, wobei man auch zur Folter schritt, „eine grimmige Freude". Am Schärfsten wurde aber der Kampf gegen die „Brüder" in den Alpenländern und in den übrigen Territorien König Ferdinands geführt; man schätzte schon nach den ersten Jahren die Zahl der Hinrichtungen in Ensisheim auf sechshundert, in Tirol und Görz auf tausend. In Mähren, wo Balthasar Hubmair (S. 466) Nikolsburg zu einem Mittelpunkt der Bewegung umschuf, wehrten sich auch nach der Hinrichtung dieses hervorragenden Führers (1528) noch lange Zeit die großen Grundherren gegen die Abschaffung der überaus fleißigen und friedlichen Täufer und erst nach dem schmalkaldischen Krieg vermochte Ferdinand eine Austreibung im großen Stil durchzusetzen. Wahrhaft herzbewegend ist die Geduld und Frömmigkeit, welche sich in den Schriften und Liedern der gleich wilden Tieren gehetzten „Kinder Gottes" ausspricht; „wir bitten dich auch," heißt es in einem Gebet des zu Schwaz gefolterten und enthaupteten Hans Schlaffer, „für alle unsere Feinde, Du wollest ihnen verzeihen, denn sie wissen nicht, was sie tun". Als Bluttaufe oder Brandopfer bezeichnen sie wohl den Ausgang ihrer Märtyrer; Knaben und Mädchen trotzten allen Schrecknissen des Kerkers und der Richtstatt und es mochte wohl manchen Zuschauer tief bewegen, als zu Bruck an der Mur die jüngste von drei zum Ertränken geführten Schwestern das Wasser anlachte, statt sich zu entsetzen. Freilich trieb solche Leidensfreudigkeit die Peiniger bis zum Äußersten, wie auch schon das Gefängniß jeden nicht felsenfesten Willen hätte brechen müssen.

Digitized by Google

Wir lesen von einem in Österreich eingesperrten Bruder, „dem haben sie beide Schenkel in ein Stock so hart geklemmt, daß sie ihm gefault, also daß die Mäus seine Zehen von Füßen ihm vor seinen Augen hinweggetragen haben". Auch der Satan, der in mancherlei Gestalt die armen Dulder in ihren Turmhöhlen heimsuchte, ließ es an Beängstigungen nicht fehlen. Aber die furchtbaren Schilderungen dieser Qualen, von welchen die Chroniken wie die Poesien der Täufer erfüllt sind, wirkten auf die Glaubensgenossen nur erhebend; es war ja ihre Heldengeschichte, eine stets wachsende Reihe von Triumphen, und das Martyrium bewährte wie immer seine ansteckende Kraft. „Der grausam wütend Drach," heißt es in einem Schreiben des Tiroler Blutzeugen Jakob Huter, „hat seinen Schlund und Rachen weit aufgetan, will das Weib, das mit der Sonnen angetan ist, verschlucken, welche ist die Gemein und die Braut unsres Herrn Jesus Christi."

Es waren die altgewohnten apokalyptischen Bilder und Ideen, welche in der Not dieser Verfolgungszeit mit einer ganz neuen Gewalt sich der Gemüter bemächtigten. Sie waren seit den Tagen Münzers keineswegs ganz verloren gegangen; zumal der drohende Einbruch Suleimans hatte die früheren Vorstellungen von dem Türken, der die verderbte Christenheit reformiren und alle Gottlosen, besonders die Obrigkeiten züchtigen solle, wieder in den Vordergrund gedrängt (S. 596). Schon verband sich aber mit solchen Erwartungen der naheliegende Gedanke, daß die Kinder Gottes nicht nur aus dem allgemeinen Umsturz endlich als Sieger hervorgehen, daß sie vielmehr selbst das göttliche Gericht vollstrecken müßten. Es läßt sich denken, wie begierig die äußerlich gebändigten Anhänger der Revolution aufhorchten, wenn die letzten Dinge als unmittelbar bevorstehend angekündigt wurden. Hauptsächlich in Franken und Schwaben rührten sich die täuferischen „Enthusiasten", die von einem unbedingten Verbot des Waffenführens und der Gegenwehr nichts wissen wollten. Lange vor dem münsterischen Gottesreich ließ sich der Kürschner Augustin Bader, der 1530 zu Stuttgart gerichtet wurde, Krone, Insignien und Prachtgewänder für sein künftiges Königtum in Israel anfertigen, und Hans Hut, der seine münzerische Vergangenheit schon in der grauen Kleidung kundgab, blieb trotz der Verbindung mit Denck und andern Gemäßigten bei seiner chiliastischen Predigt: „die Heiligen aber werden fröhlich sein und zweischneidige Schwerter in den Händen haben, auf daß sie Rache tun in den Ländern". Freilich urteilt Cornelius gewiß ganz richtig, daß alle diese Prophezeiungen das Täufertum kaum vor dem Schicksal einer raschen Verkümmerung bewahrt hätten, wenn ihm nicht die noch ungebrochenen demokratischen Kräfte Niederdeutschlands zugeströmt wären. Denn in Süddeutschland kam die Bewegung zu spät; allzu gründlich hatten die Sieger im Bauernkrieg mit der Revolution aufgeräumt. Und dennoch ging von dem oberdeutschen Täufertum jene ungemein folgenreiche Propaganda aus, welche binnen kurzer Zeit in den Niederlanden und in Westfalen das Feuer des Fanatismus bis zu einer nie gesehenen Raserei anfachte. Melchior Hofmann, der Kürschner aus Schwäbisch-

Digitized by Google

Hall, war wohl der begabteste unter all den bibelkundigen Handwerkern, welche die Reformation in Prediger und Propheten verwandelt hatte. Nachdem er anfangs als begeisterter Apostel des lutherischen Evangeliums in Livland aufgetreten war (S. 390), brachte ihn die immer festere Überzeugung, daß in seinen Deutungen der danielischen Weissagungen und der Apokalypse die rechte „heilige Lehre" enthalten sei, in den schärfsten Gegensatz zu Luther und den Seinigen; vergebens suchte er in Stockholm Boden zu fassen und auch aus Kiel, wo ihn König Friedrich I. als Prediger anstellte, mußte er bald wieder weichen, nachdem er nicht nur einen Amsdorf als „lügenhaften falschen Nasengeist" angegriffen, sondern auch die lutherische Abendmahlslehre bekämpft hatte. Immer tiefer versank der leidenschaftliche und phantasiereiche Mann in seine Grübeleien vom jüngsten Tag, dessen Kommen er mit Ungeduld herbeisehnte und genau zu bestimmen versuchte, während er alle Gegner seiner Anschauungen der ewigen Verdammniß zuwies. Aber zu den Täufern trat er ungeachtet mancher Meinungsverschiedenheiten in das engste Verhältniß; in Straßburg, wo er 1529 zum ersten Mal erschien und 1533 auf seinen eignen Wunsch eingesperrt wurde, umgaben ihn bald begeisterte Anhänger und prophetische Weiber beschäftigten sich mit ihm in ihren Visionen, wie ihn denn eine solche Verzückte bald als singenden weißen Schwan, bald als lachenden Totenkopf zu erblicken glaubte. Straßburg war, nach der Versicherung eines gewissen Jost, den Hofmann mit Jesajas und Jeremias auf gleiche Stufe stellte, dazu bestimmt, das neue Jerusalem im Geist zu werden; aus seinen Mauern, die in alle Welt reichen würden, sollten die 144000 jungfräulichen apostolischen Boten ihren Ausgang nehmen. So redete das Amt der Klarheit, welches Hofmann selbstbewußt dem hoffärtigen Amt der Buchstabischen entgegensetzt; nur wer in voller Gelassenheit die „vierzig Stufen in der Klarheit" hinaufzuklimmen vermochte, durfte sich zu den „Auserwählten" rechnen.

In Straßburg hätte dieses Treiben kaum tiefere Spuren hinterlassen als so manche andere Sektenbildungen, wie sie in alter und neuer Zeit aufgetaucht und wieder abgestorben sind. Hofmann selbst wartete viele Jahre im festen Turmgewahrsam auf den jüngsten Tag, bis der Tod ihn erlöste. Aber dieser süddeutsche Schwärmer hat, von Jugend auf in den Norden verschlagen, in ganz überraschender Weise teils persönlich, teils durch seine Schriften auf das niederländische und niedersächsische Volk gewirkt. Und durch eine ganz unberechenbare Verkettung von Umständen ist sein Gottesreich weder in Straßburg noch in Holland, sondern in Münster verwirklicht worden. Eine Zeitlang schienen allerdings die Niederlande der bevorzugte Sammelplatz für die „Gottseligen und Auserwählten" werden zu sollen. Mit unerbittlicher Strenge war dort freilich die „Lutherie" von den Regierungen verfolgt worden, von Karl von Geldern und dem Bischof von Utrecht nicht minder eifrig als von Karl V., der bereits im Herbst 1520 die Verbrennung von Luthers Schriften angeordnet und 1522 einem weltlichen Inquisitor (an dessen Stelle bald drei geistliche traten) genügende Vollmacht erteilt hatte, gegen die Ketzer

Digitized by Google

mit allen Mitteln, selbst mit „Außerachtlassung der gewöhnlichen Rechtsformen" zu verfahren. Hier flammten die ersten Scheiterhaufen für lutherische Bekenner, in Brüssel (1523), in Utrecht, im Haag (1525). Wir kennen bereits die niederländischen Augustiner als Vorkämpfer und Märtyrer des Evangeliums (S. 377); wie in Deutschland fand die neue Lehre unter den höheren städtischen Schichten den zugänglichsten Boden, so daß z. B. in Amsterdam die Rede ging, wer der Obrigkeit gefallen wolle, müsse „lutheren". Selbst einer der vornehmsten Herren, ein Ravesteyn, wagte an der kaiserlichen Tafel die Bemerkung, seit 400 Jahren sei endlich einmal ein Christ aufgetreten, und den wolle der Papst auf die Seite drängen. Aber ganz anders als im deutschen Reich konnte doch hier in den burgundischen Erblanden Karl V. seinen Willen durchsetzen; nach dem Tode seiner ketzerfeindlichen Tante Margaretha (Dezember 1530) warnte er die neue Statthalterin, seine Schwester Maria vor jeder ferneren Betätigung lutherischer Sympathien, denn er würde Eltern, Geschwister, Weib und Kind für seine ärgsten Feinde halten, wenn sie sich von dieser Sekte anstecken ließen. So gelang es mit Gewalt der „Lutherianen" und „Sakramentisten", wie man sie nannte, äußerlich Herr zu werden. Doch eben dieses Verfolgungssystem zeitigte neben den Einwirkungen der niederländischen Bibel und der übersetzten oder einheimischen evangelischen Schriften erst recht eine Sektenbildung, die in tieferen Schichten heimlich beginnend und durch das erhebende Beispiel der Märtyrer gestärkt, allmählich sich weder an der „Lutherie" noch an der gleichfalls eingedrungenen Lehre Zwinglis genügen ließ. Unter diesen kleinen Leuten, die ihrer bisherigen geistlichen Führer beraubt auf eigne Faust „wie Kinder" in der Schrift forschten und ganz in biblischen Geschichten, Bildern, Verheißungen lebten, mußte die schwärmerische Predigt begierige Hörer finden. Vom benachbarten deutschen Niederrhein wirkten der Kölner Westerburg (S. 489) und andere evangelische Radikale herüber, aber den entscheidenden Anstoß zur Sammlung der „Bundesgenossen" gab doch erst die Berührung mit Melchior Hofmann, der 1530 in Ostfriesland den Holländer Jan Trijpmaker (Holzschuhmacher) zum begeisterten Mitarbeiter gewann und wie es scheint bald darauf für kurze Zeit in Amsterdam erschien. Seine „Ordonnanz Gottes" mit ihrem Kerngedanken eines Bundes zwischen Gott und den rechten Nachfolgern Christi wurde eben so maßgebend für die Organisation des niederländischen Täufertums, wie seine aus Straßburg ertönenden apokalyptischen Orakel die Erwartung der „Melchioriten" bis zum Fieberhaften steigerten. Als aber Hofmann, der eine von den zwei Zeugen der Offenbarung, sich in Straßburg einsperren ließ, damit das Wort eines ostfriesischen Propheten erfüllt werde, und als dann die großen Dinge, die er angekündigt hatte, nicht eintrafen, da erhob sich unter den furchtbar erregten Niederländern ein andrer Führer, um kraft eigner Inspiration sich für den verheißenen zweiten Zeugen Henoch zu erklären und die von Hofmann gepredigte Zeit der Geduld und Trübsal für beendigt zu erklären. Jan Matthys, Bäcker zu Haarlem, ein Mann von gewaltiger Energie, wußte durch den Ein-

Digitized by Google

druck seiner Persönlichkeit und durch Androhung des göttlichen Fluchs die holländischen Täufer von nah und fern unter seinen Befehl zu zwingen. Er sandte seine Apostel aus, zu taufen und die Getauften zu den Waffen zu rufen. Denn die Zeit der Bedrängniß der Heiligen war zu Ende, die von Hofmann angekündigte Rache, die Bluttaufe über die Verfolger vor der Tür; das Schwert, welches die Gottlosen gegen das Volk Gottes gezückt hatten, sollte sich gegen ihr eignes Herz kehren.

Dieser Umschlag vom Dulden zum Handeln, von der Feindesliebe zur Vertilgung des Gegners kann nach allem, was vorhergegangen war, nicht überraschen; nahe genug liegen solche Extreme beisammen, wie vor allem die Religionsgeschichte zeigt. Insbesondere ist aber nach Weingartens treffendem Urteil der Chiliasmus „die Form, aus welcher die jedesmaligen Ideale eines Zeitalters und seine am weitesten gehenden Bestrebungen hervorblicken". Und in ganz anderem Sinn als Hofmann waren seine niederländischen Schüler Chiliasten, indem sie weit klarer und bestimmter ihre Erwartung eines irdischen Gottesreichs unter der Herrschaft des wiederkehrenden Christus formulirten. Daß dabei der Spiritualismus des Täufertums zu grobsinnlichen Vorstellungen gelangte und dieses vom Geist und von der Verneinung aller weltlichen Triebe ausgehende Wesen sich zu einem grauenhaften Behagen am Blutigen und Wollüstigen verzerrte, ist nicht zu verwundern. Die Welt des Mittelalters — und aus ihrem Gedankenkreis ist ja die täuferische Bewegung doch herausgewachsen — hat mehr als einmal ähnliche Ausbrüche einer toll gewordenen Askese erlebt, wie sie allerdings in kaum übertroffener Furchtbarkeit die von den Täufern eroberte und beherrschte Stadt Münster aufweist.

Denn als siegreiche Eroberer konnten sich die niederländischen Sendboten in Westfalen betrachten, obwohl in mancher Beziehung der Boden für ihr Gottesreich gerade dort wohl vorbereitet war. Das Jahr 1525 hatte in Münster und Osnabrück Erschütterungen hervorgerufen (S. 489); seither war in einer Reihe von westfälischen Städten wie auch anderwärts das eindringende Evangelium von demokratischen Strömungen getragen und begleitet worden. Man darf dabei nicht übersehen, daß die Jahre von 1529 ab, in welchen diese Bewegungen spielen, eine schwere wirtschaftliche Krisis brachten; damals begann in Folge einer schweren Mißernte, wie Sebastian Franck sagt, erst recht „der Bettlertanz und die gräuliche Teurung", die an einzelnen Orten die Roggenpreise binnen Jahresfrist beinahe auf das Dreifache hinauftrieb, während zugleich die Türkensteuer, in den clevischen Landen z. B. ein Zehntel vom Gesammteinkommen, die Not noch verschärfte. Politische und soziale Momente wirkten mit bei der Evangelisirung von Minden (1529), Herford Lippstadt; in letzterer Stadt schritt man nach dem Eindringen der Evangelischen in den Rat sofort zur Aufteilung der Gemeindegüter und der Habe einzelner Bürger. Auch in Minden wurden die Ratsherren fortan „aus dem Schuhboden und dem Backofen" genommen, während der Führer der Bewegung, der Prediger Cragius, das niedere Volk um sich schaarte und auf völligen Umsturz

Digitized by Google

hinarbeitete. In Soest, wo schon 1531 die bewaffnete Gemeinde den Rat vorübergehend verjagt hatte, förderte eine erschütternde Szene den Sieg der Reformation; ein evangelischer Weber, der als Friedensbrecher verurteilt vom Henker schlecht getroffen wurde, ihm das Richtschwert entriß, mit der Kraft der Verzweiflung um sein Leben kämpfte, ward durch seinen Tod als „Märtyrer Gottes" den regierenden Altkirchlichen erst recht gefährlich (1533). Aber die folgenreichste religiöse Wandlung vollzog sich in der Bischofsstadt Münster, wo der Prediger Bernhard Rothmann seit 1531 den Angriff auf die alte Kirche eröffnet und die Bürgerschaft den Widerstand des Bischofs mit der Überrumpelung und Verhaftung seiner Räte und Landstände beantwortet hatte. Der Vertrag, zu welchem der Bischof Franz von Waldeck sich 1533 genötigt sah, machte Münster zu einer evangelischen Stadt, ohne jedoch die Bewegung zum Stillstand zu bringen. Denn wie in manchen Städten Norddeutschlands begannen auch sich hier zwinglische Sympathien zu regen; Rothmann, eine ehrgeizige und innerlich kühle Natur, dem allem Anschein nach seine eigene Herrschaft zumeist am Herzen lag, begann mit einer zwinglischen Umgestaltung der münsterischen Kirche, um dann unter dem Einfluß einiger aus Jülich vertriebener Winkelprediger, der sogenannten Wassenberger, dem evangelischen Radikalismus zu verfallen. „Seltsam und wankelbar" erschien seine Lehre den zur Zeit noch regierenden Lutheranern, als er die Kindertaufe verwarf und mit den einwandernden Melchioriten anknüpfte, aber der „arme verdorbene Haufe", der sich um ihn schaarte, vereitelte doch alle Versuche des Rats den geistlichen Revolutionär zum Schweigen zu bringen. Schon im Spätherbst 1533 waren die Evangelischen, die Täufer und der Rest der Katholischen in Waffen gewesen, aber zur wirklichen Entscheidung kam es erst im folgenden Januar, als die Apostel des Propheten Matthys in Münster erschienen, unter ihnen der schöne und redekundige Jan Beuckelßen aus Leyden.

Es war eine unheimliche Stille vor dem Sturm. Tags über begnügten sich die Auserwählten jeden Verkehr und jede Begrüßung mit den Ungläubigen zu meiden; mit der einbrechenden Dämmerung aber sah man sie hin und wieder rennen und unheilverkündende Stimmen wurden laut: „Tut Buße! Gott will Euch strafen. Bessert Euch! Vater, Vater, rotte aus, rotte die Gottlosen!" Am 9. Februar 1534 erhoben sie sich in Waffen, aber die Evangelischen, die in dieser Not sogar mit dem Bischof verhandelten, zeigten sich überlegen und hätten die drohende Gefahr mit einem kräftigen Schlag beseitigen können, wenn nicht teils das trügerische Entgegenkommen der Täufer teils die fast verräterische Friedensliebe des Bürgermeisters Tilbeck zu einem Vertrag auf völlige Glaubensfreiheit geführt hätte. Damit war das Los der Nichttäufer entschieden; „die Angesichter der Christen," heißt es in einer täuferischen Darstellung, „wurden wieder schön vor Farbe; alles auf dem Markt weissagte bis auf die Kinder von sieben Jahren und die Frauen machten wunderliche Sprünge, gleich als wollten sie fortfliegen; die Gottlosen aber sprachen: sie rasen, sie sind voll süßen Weines". Eben in diesem verwirrenden

Digitized by Google

und furchterregenden Fanatismus lag ihre Kraft; die Frauen zumal waren wie in jeder religiösen Bewegung zuerst bereit sich erschüttern und gewinnen zu lassen. Es bedurfte nur noch der Ankunft des Propheten Matthys, um Münster wirklich in das heißersehnte neue Jerusalem der täuferischen Enthusiasten zu verwandeln. Am Morgen des 27. Februar erhoben ihre bewaffneten Schaaren den Kriegsruf: „Heraus, ihr Gottlosen! Gott will einmal aufwachen und will euch strafen!" Wer sich nicht taufen ließ, wurde ohne Erbarmen in den Schneesturm hinausgetrieben; auf dem Markt standen die Prediger, mit Wassereimern vor sich, die Taufe zu vollziehen, während der Bürgermeister Knipperdollinck und viele andere gen Himmel starrten und schrien: „O Vater! o Vater! gib, gib!"

Was nun folgt, könnte für eine Reihe von Wahnsinnserscheinungen gelten, wenn nicht einmal die unläugbare Verwandtschaft dieses münsterischen Täufertums mit einer herrschenden Geistesrichtung und außerdem der soziale Hintergrund der religiösen Schwärmerei zu vorsichtigem Urteil mahnten. Wir kennen zur Genüge die ungeheure Macht, welche apokalyptische und chiliastische Vorstellungen seit lange besaßen, die tief eingewurzelte Überschätzung ekstatischer und visionärer Zustände, welche durchweg entweder aus göttlicher oder aus teuflischer Einwirkung abgeleitet wurden, die Neigung überhaupt in allen außergewöhnlichen Wahrnehmungen am Himmel wie auf Erden Zeichen und Wunder zu sehen. Erst neuerdings ist durch Hartfelder der vielgestaltige Aberglaube Melanchthons beleuchtet worden, eines Mannes, der nicht allein auf der vollen Höhe der Zeitbildung stand, sondern auch keineswegs mystisch veranlagt war. Luther vollends lebte, wie schon wiederholt berührt wurde, durchaus in der Erwartung des Weltuntergangs, dessen Beginn er eine Zeitlang auf das Jahr 1534 ansetzte und dann 1540 baldigst zu erleben hoffte; „komm, lieber jüngster Tag," schließt er damals einen Brief an seine Frau. Wohl regte sich in ihm die alte Abneigung gegen einen schwärmerischen Mißbrauch solcher Vorstellungen, als sein vormaliger Verehrer Stysel (S. 352) zu Lochau die Wiederkunft des Herrn auf Sonntag den 19. Oktober 1533 morgens acht Uhr ankündigte; mit Predigt und Abendmahl bereitete sich die bebende Gemeinde auf den großen Augenblick vor und manche glaubten in dem Blasen der austreibenden Hirten schon die Posaune des Gerichts zu vernehmen. Luther veranlaßte die Amtsentsetzung des Phantasten, der sich rasch ernüchtern ließ. Im Grunde war es aber doch nur der Gegensatz zu den eschatologischen Neigungen des Täufertums, welcher die lutherische wie die reformirte Kirche zur Verwerfung des echt altchristlichen Chiliasmus als einer „jüdischen" Irrlehre geführt hat. Denn der Menschensohn, der kommen wird in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit, dieses gewaltige Bild der evangelischen Weissagung stand vor Luthers innerem Auge so lebendig, daß seine oft überraschende Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt und namentlich gegen die großen Ereignisse des Tages eben hier, in der festen Überzeugung von der Nähe des Weltendes wurzelt.

Digitized by Google

Mit altchristlichen Anschauungen und mit dem asketischen Idealismus des Mittelalters hängt nun auch die kommunistische Gestaltung des münsterischen Gottesreichs auf das Engste zusammen. Der allgemein menschliche Sehnsuchtstraum von einem goldenen Zeitalter schuldlosen Daseins und ewigen Frühlings, von einem verlorenen und wiederzufindenden Paradies hatte seit anderthalb Jahrtausenden in der Erlösungslehre des Christentums feste Formen und weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Man glaubte, wie Eicken vortrefflich ausführt, in dem Urzustand des ersten Menschen vor seinem Sündenfall „das ideale Wertmaß aller menschlichen Verhältnisse" gefunden zu haben; „indem man nun in der Nachfolge Christi zu dem sündenreinen Urzustande zurückkehren wollte, mußte man auch zugleich jene erst durch die Sünde eingeführten Einrichtungen zu beseitigen suchen; die Aufhebung von Staat, Ehe, Ständen, Arbeit und Eigentum war also ebenso wie die Verneinung der Sünde das letzte Ziel der Nachfolge Christi". Während aber das Mönchtum diese Weltüberwindung doch nur innerhalb der Klostermauern annähernd zu verwirklichen strebte, ging die radikale Mystik, erhitzt von chiliastischen Phantasien, allen Ernstes daran, die ganze Menschheit, soweit sie nicht als unverbesserlich der Ausrottung verfiel, zu sündloser Glückseligkeit zurückzuführen. In Zeiten sozialer Gährung setzen solche Ideen nicht nur die Köpfe, sondern auch die Fäuste der Massen in Bewegung. So war es zuletzt im Beginn der hussitischen Revolution gewesen; die Taboriten hatten Sondereigentum für Todsünde erklärt, unbedingte Gleichheit aller Auserwählten verkündigt, jede Verfeinerung des Lebens verdammt, wenn auch nur eine verschwindende Minderheit sich bis zur letzten Konsequenz des Kommunismus, zur Weibergemeinschaft vorwagte. So verwandelte sich auch in Münster die Gesammtheit der von allen ungläubigen Elementen befreiten Heiligen in eine große kriegerische Familie, denn sowohl das ihnen obliegende Amt der göttlichen Rache als die unverkennbare Notwendigkeit sich vorerst in Verteidigungsstand zu setzen drängten zu militärischer Organisation. Binnen zwei Monaten war, nicht ohne Anwendung der Todesstrafe, erst alles Geld, dann sämmtliches Besitztum der Einwohner zu Händen des Rats und der Propheten eingeliefert; „es ist mein sowohl als dein," belehrte Rothmann die Gläubigen, „und dein sowohl als mein". Die Verwaltung der Nahrungsmittel wurde wie im Kloster oder Feldlager geregelt, die Mahlzeiten gemeinsam abgehalten. Bald verschwand die für das „neue Israel" nicht mehr schickliche Ratsverfassung, um einem Regiment von zwölf Ältesten Platz zu machen, welche bei ihren Sitzungen die Bibel vor sich liegen hatten. Tatsächlich lag die oberste Gewalt in der Hand des Propheten Matthys; unter seiner Führung terrorisirte das eingewanderte niederländische Gesindel die einheimischen Brüder, deren Murren verstummte, als Matthys einen unzufriedenen Schmid vor den Augen des versammelten Volks eigenhändig niedermachte. Dem Bruder, der um irgend eine Sache bat, durfte sie keiner verweigern, wenn er sie entbehren konnte; die Haustüren mußten Tag und Nacht offen stehen, denn auch die häusliche

Digitized by Google

Absonderung verstieß gegen den Grundsatz, daß alles allen gemeinsam sein solle. Eine völlige Weibergemeinschaft wurde allerdings nicht eingeführt, aber das Gebot der Propheten, daß keine Frau ohne Mann geduldet werden dürfe, rief doch die Einrichtung einer Polygamie hervor, die nicht viel besser war. Wohl erhob sich gegen diese Scheußlichkeiten noch einmal das bessere Gefühl in den einheimischen Brüdern, aber ihr Empörungsversuch wurde blutig unterdrückt und die Verteilung der an Zahl weit stärkeren weiblichen Einwohnerschaft unter die Minderheit der „Herren" nahm ihren Fortgang. Mehr als eine von den Unglücklichen mußte ihren Widerstand gegen den verhaßten Zwang mit dem Leben büßen. Heinrich Gresbeck, einer von den münsterischen Brüdern, hat nachher seine Erlebnisse unter der Zwangsherrschaft der fremden „Bösewichter" aufgezeichnet und ihnen das unfreiwillige Zeugniß ausgestellt, daß doch ungeheuchelter Fanatismus der Grundzug ihres Treibens war. „Alle die Wiedertäufer," erzählt er, „hatten mißgestalte Farbe in ihrem Angesicht und waren bleich gelb unter den Augen, und hatten ein verstörtes Gesicht; man konnte an ihrem Angesicht sehen, welcher ein rechter Wiedertäufer war." Der Tod des Propheten Matthys, der bei einem ihm vom Geist eingegebenen Ausfall mit wenigen Genossen von den feindlichen Landsknechten in Stücke gehauen wurde, der mißglückte Mordanschlag einer schönen jungen Holländerin gegen den Bischof, das sind sprechende Beweise jener furchtbaren Entschlossenheit, wie sie der religiösen und politischen Schwärmerei aller Zeiten eignet. Auch der berüchtigte Nachfolger des Propheten hat dieses Elements nicht ermangelt, obgleich es bei ihm ohne Zweifel stark mit Berechnung und eigennützigen Motiven versetzt ist.

Man muß sich daran erinnern, daß Johann von Leyden als junger Mann, noch in den Zwanzigen sein höchst bewegtes Leben geendet hat. Als Schneider und Schenkwirt, als Kaufmann und als Meistersänger hatte sich der holländische Bauernsohn versucht, ehe die täuferische Bewegung den unruhigen Kopf erfaßte. Mit großer Gewandtheit und Energie wußte er sich an die Stelle des gefallenen Matthys zu drängen, und während nach außen immer noch „Regenten und Gemeine der christlichen Versammlung zu Münster" als Inhaber der Souveränetät erschienen, hatte der oberste Prophet sich bald genug in einen König verwandelt, kraft einer durch den Propheten Dusentschur aus Warendorf verkündigten Offenbarung und mit Zustimmung der übrigen leitenden Persönlichkeiten, ohne das Volk zu befragen. „Johann der Gerechte in dem Stuhl Davids" sollte nicht nur über Münster, sondern über den ganzen Erdkreis herrschen, als „ein König der Gerechtigkeit überall". Echt schneidermäßig war der überladene Prunk, mit welchem der neue Herrscher sich und die Gehülfen seiner Regierung umgab, an die Bühnenherrlichkeit des ehemaligen „Rederykers" und Schauspielers gemahnten die glänzenden Aufzüge, die nunmehr die Straßen der Stadt belebten, aber mit jener Betonung der königlichen Gerechtigkeit ward blutiger Ernst gemacht; um seine Macht zu behaupten, griff Johann von Leyden zu den nämlichen einfachen Mitteln, wie sie die Schreckensmänner des französischen Convents an-

Digitized by Google

Johann von Leyden.
Nach dem Kupferstich, 1536, von Heinrich Aldegrever (1502—1562).

zuwenden liebten. Eben die Kühnheit, womit er jenen kommunistischen Grundsätzen zum Trotz in den bevorzugten Genossen seines Glanzes und Wohllebens sich unbedingte Anhänger schuf, der sichere Blick, der ihn sofort zu Bildung

Digitized by Google

einer berittenen Leibgarde schreiten ließ, der wohlberechnete Wechsel von Herablassung und Unzugänglichkeit, das alles zeigt den geborenen Tyrannen. Macchiavelli hätte hier eine neue und ganz absonderliche Spielart des illegitimen Herrschers studiren können. Unerhört, wunderbar mußte diesem König und seinem Volk, den „wahren Israeliten" ihr ganzes Dasein erscheinen. Zwar die Kirchtürme des neuen Jerusalem waren nicht so leicht, wie die Schwärmer gemeint hatten, dem Boden gleich zu machen, aber die ehemaligen Gotteshäuser, mit Spottnamen belegt, standen verlassen, während der Markt und zumal der Domhof als Berg Zion zum Schauplatz der verzückten Predigten und der seltsamen Hof- und Gerichtsszenen des Gottesstaats wurden. Hier sammelte sich, beim Schall der Posaune des Herrn, das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, um den König in voller Rüstung, die unmäßig hohe Krone auf dem Haupt, anreiten zu sehen; hier wurde Musterung und Scheingefecht gehalten und dann wieder das große Abendmahl, bei welchem König und Königin die Brüder und Schwestern bedienten. Hier verkündigte Johann selbst von einem hohen Stuhl herab, wie Gott ihn abgesetzt habe, worauf Dusentschur kraft göttlichen Befehls ihm das Königtum erneuerte. Hier trug man dem König unter Trompetenschall die Speisen auf, bis nach üppigem Mahl der Täufergeist über ihn kam und er sich einen gefangenen Landsknecht bringen ließ, um ihn vor der ganzen Hoftafel eigenhändig zu köpfen. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den König lag freilich in den unberechenbaren Äußerungen dieses täuferischen Geistes, wie denn der ehemalige Führer der münsterischen Demokratie, Knipperdollinck, eines Tages den Versuch machte, das königliche Regiment zu stürzen, indem er auf offenem Markt wie rasend umherlief, tanzte und schrie, endlich sich für den rechten König erklärte. Johann wußte allerdings solchen Angriffen zunächst mit gleicher Waffe zu begegnen, daß er aber Knipperdollinck in Haft legen ließ und sich dann wieder mit ihm versöhnte, läßt doch die schwache Seite seiner Stellung deutlich erkennen. Er durfte es mit den Leuten nicht verderben, die sich mit gutem Recht rühmen konnten ihn zum König gemacht zu haben.

Bei dem kläglichen Zustand des Reichs und seiner Organe ist es sehr erklärlich, daß der Kampf gegen die kommunistische Revolution beinahe ein Jahr hindurch den unzulänglichen Kräften des Bischofs von Münster überlassen blieb, der anfangs die hessischen Hülfstruppen zurückschickte und trotz finanzieller Unterstützung von Seiten katholischer Mitstände der festen Stadt nicht Herr werden konnte. Zwei große Stürme waren 1534 von den Täufern siegreich abgeschlagen worden und im Oktober sandten sie 28 Apostel aus, nach allen vier Weltgegenden, um die Ankunft des Königs von Zion zu verkündigen. Aber nur die Stadt Warendorf nahm den gebotenen „Frieden" an, während sonst überall die Sendlinge verhaftet und gerichtet wurden, ohne daß, wie Dusentschur gedroht hatte, die Städte sofort versunken wären. Mit Recht erkennt hier Cornelius einen Wendepunkt. Wohl schleppten sich die Verhandlungen der benachbarten Stände und des Reichs über die münsterische

Digitized by Google

Bernt Knipperdollinck.
Nach dem Kupferstiche, 1536, von Heinrich Aldegrever (1502—1562).

Frage lange hin, bis der Kreistag zu Koblenz (Dezember 1534) und der Reichstag zu Worms (April 1535) die zur Fortsetzung der Belagerung nötigen Geldmittel bewilligten und zugleich den Oberbefehl über die vor Münster liegenden Truppen dem Grafen Wirich von Dhaun und Falkenstein über-

Digitized by Google

trugen. Auch fehlte es keineswegs an Bemühungen der Evangelischen, zumal der Reichsstädte, selbst jetzt noch einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Man wollte die unverkennbare Absicht der katholischen Stände, die Stadt nach der Eroberung zur alten Kirche zurückzubringen, auf jede Weise vereiteln und sogar der Bischof schien eine Zeitlang nicht abgeneigt nach dem Wunsch des Landgrafen in Münster das Evangelium zu erhalten. Aber während die Täufer von einer Vermittlung der Reichsstädte nichts wissen mochten, kamen ihre Bemühungen, sich mit den auswärtigen Brüdern in Verbindung zu setzen, zu spät. Zündstoff war genügend vorhanden; in den Niederlanden und am Niederrhein saßen aller Orten kleinere oder größere Gemeinden, die mit Begeisterung von dem neuen Gottesreich vernommen hatten. Rothmanns massenhaft verbreitete Schriften von der Restitution (d. h. der radikalen Reformation) und von der Rache waren durchaus auf die Propaganda zumal unter dem niedern Volk berechnet; im „Harnisch Davids" sollen die Brüder aufstehen, um an Babylon Vergeltung zu üben; „alles, was sie euch getan haben, sollt ihr ihnen wieder tun". Aber man hoffte doch auch auf den freiwilligen Anschluß mancher Fürsten; Gerüchte von der Bekehrung der Könige von Frankreich, England und Schottland drangen an den Hof des „neuen David" und vor allem rechnete man auf den Landgrafen, als einen „freundlichen Gönner der Wahrheit". Er war der einzige unter den deutschen Herren, der Bedenken trug, an den Täufern die Todesstrafe zu vollziehen (S. 702), und König Johann selbst beehrte ihn mit einem zutraulichen Brief, worin er sich der Anrede: „lieber Lips" bediente. Wichtiger als diese aussichtslosen Versuche waren die Projekte eines Zugs zum Entsatz von Münster, die um die Wende des Jahres in den Niederlanden und im Klevischen auftauchten. Amsterdam, der Hauptherd der Schwärmerei, sah damals jene unheimlichen nackten Täufer unter Weherufen durch die winterlichen Gassen springen; sie hatten nach dem Vorgang eines Bürgers, den sie das Kind nannten, plötzlich alle ihre Kleider ins Feuer geworfen. Das „Banner der Gerechtigkeit" flog jedoch nicht hier zuerst, sondern an verschiedenen andern Orten; in Groningen und Leyden wurden schon im Januar, in Westfriesland, bei Deventer, bei Warfum im März 1535 bewaffnete Erhebungen der Täufer unterdrückt. Erst im Mai folgten die Sektirer zu Amsterdam, unter Führung des münsterischen Sendboten Jan van Geel; nach hartem Kampf wurden auch sie überwältigt, die Überlebenden mit ausgesuchter Grausamkeit hingerichtet. Damals war das Schicksal des neuen Jerusalem, in welchem seit Monaten der Hunger wütete, bereits entschieden, aber mit eiserner Faust hielten Johann von Leyden und die Seinigen jede Regung der Unzufriedenheit nieder; zu Dutzenden fielen die Köpfe, während das gemeine Volk sein Leben mit Gras, gesottenem Schuhleder, Pferdehäuten und Kreidewasser zu fristen suchte. Der König selbst zeigte, wie seine Räte einem hessischen Abgesandten erklärten, allerdings Neigung, „der Weltlichkeit abzutreten; sie wären aber so weit kommen, daß sie nicht hinter sich gehen möchten". So wohl

Digitized by Google

organisirt war die Schreckensherrschaft und so gering die Kampflust der Belagerer, daß erst der Verrat zweier Überläufer, jenes Gresbeck und eines Landsknechts, zu einem Überrumpelungsversuche ermutigte, der, in der Nacht vom 24. Juni unternommen, auch noch beinahe mißglückt wäre. Erst am folgenden Mittag ergaben sich die letzten Verteidiger; jammervoll war der Anblick, den diese gespenstisch abgezehrten Gestalten, diese gleich Totenschädeln grinsenden Gesichter darboten. Der König, sein Statthalter Knipperdollinck und sein Kanzler Krechtinck fielen lebend in die Hände der Gegner und büßten nach langer Gefangenschaft am 22. Januar 1536 auf dem nämlichen Marktplatz, auf welchem der Richtertron des neuen David gestanden hatte. Den namenlosen Qualen einer Hinrichtung durch glühende Zangen setzte Johann von Leyden, noch auf dem Schaffot den Vater anrufend, den stoischen Mut des Fanatikers entgegen. Hoch am Lambertiturm sollten die in eisernen Käfigen befestigten Körper der Gerichteten Jahrhunderte hindurch ein grauenhaftes Wahrzeichen der Stadt Münster bleiben, die trotz aller Bemühungen Hessens und der Reichsstädte fortan für das Evangelium verloren war.

Das enthusiastische Täufertum hatte ausgespielt; fast ganz bedeutungslos waren die kleinen Nachzuckungen, wie sie unter dem Einfluß des 1538 gerichteten „Königs" Battenburg und des muckerischen Glasmalers David Joris namentlich in den Niederlanden auftraten. In Joris († 1556), der es über sich vermochte seine Anhänger, darunter seine Mutter, in den Tod zu schicken und die eigne Person unter falschem Namen und durch scheinbar evangelisch-kirchliche Haltung in Sicherheit zu bringen, gewann die apokalyptische Richtung der Münsterischen noch einmal einen gewissen Mittelpunkt, aber gegen seine Lehre von den drei Weltaltern mit all ihrem Wust von Phantastik und Sinnlichkeit, der dem unreinen Charakter des Mannes entsprach, erhob sich ein siegreicher Kämpfer aus den Reihen der Brüder selbst. Ein Friese, der vormalige Priester Menno Simons († 1561), wurde zum Reiniger und Sammler des schwer geprüften Täufertums, dessen bessere Elemente damals zu friedlichem und bescheidenem Fortleben den Grund legten. Ungleich folgenreicher sollte freilich die schon oben (S. 696) berührte Einbürgerung einer täuferischen Diaspora in England werden. In Deutschland aber war die Kraft des evangelischen Radikalismus für immer gebrochen und auch für jene vereinzelten Anhänger eines mystischen Subjektivismus, die ihre Unabhängigkeit keiner Kirche zum Opfer bringen wollten, kein Boden mehr. Wir dürfen trotzdem nicht unterlassen, ihnen einen Blick zu schenken, denn Männer wie Schwenckfeld und Franck zählten sicherlich eher zu den Besten als zu den Schlechtesten der Nation, mochte sie auch Luthers Unduldsamkeit als Stenckfeld und Dreckhummel dem Spott der Rechtgläubigen preisgeben. Es wäre eine nicht geringe Schande für das Deutschland des XVI. Jahrhunderts, wenn alle die eigenartigen Köpfe, die sich von der alten Kirche lossagten, sich nun auch bedingslos dem Gewaltigen von Wittenberg unterworfen, wenn das Verlangen nach voller geistiger Freiheit und der Abscheu vor jedem Gewissens-

Digitized by Google

zwang unter dem Druck der eben erst entstandenen neuen Kirche gar keine Stimme mehr gefunden hätten. Der fromme und redselige Mystiker Caspar Schwenckfeld von Ossing († 1561), ein schlesischer Adeliger, der nicht nur von katholischer, sondern auch von evangelischer Seite verfolgt in Süddeutschland von Stadt zu Stadt wanderte, wußte trotzdem einen nicht unbeträchtlichen Anhang von Erbauungslustigen zu werben, indem er der Selbstzufriedenheit vieler evangelischen Geistlichen, die bereits im gelobten Land zu sein wähnten, und der Wertschätzung der äußeren kirchlichen Gnadenmittel die „Empfindlichkeit" des wahren Glaubens entgegensetzte, ein rechter Vorläufer des späteren Pietismus und seines Conventikelwesens. Wie Schwenckfeld sich mehrfach mit den Täufern berührte, so gehört auch Sebastian Franck aus Donauwörth († 1543?), obwohl er mit unübertrefflicher Schärfe die Schwächen des Sektenwesens gegeißelt hat, in den Kreis der radikalen Mystik. Eine seltsame Mischung von tiefsinniger Spekulation und unermüdlicher Polyhistorie verband sich bei diesem „Ritter der Vernunft", wie ihn Hase nennt, mit einem Trieb und Talent zu volkstümlicher Darstellung, die ihn als Schriftsteller einem Luther nahebringen. Als Seifensieder und Buchdrucker hat er sich mühsam durchgeschlagen, um als freier Mann, ohne ein bindendes Amt dem Volke Gottes mitzuteilen, was er vom Herrn habe; die Verfolgung zumal durch lutherische Zeloten blieb natürlich nicht aus und ist wohl begreiflich, wenn wir die schonungslose Wahrheitsliebe in Betracht ziehen, womit dieser höchst pessimistische Kritiker alle Verhältnisse seiner Zeit, auch die Reformation und ihre Helden besprochen hat. Seine Schriften, vor allem die 1531 erschienene „Chronika, Zeitbuch und Geschichtbibel", sind eine wahre Fundgrube von Beobachtungen, deren Unbefangenheit und Feinheit oft genug überrascht, so oberflächlich auch vielfach seine historischen und geographischen Studien sind. Man hat ihn wohl einen Fanatiker der Unabhängigkeit genannt und dieser Zug, der gerade bei den bedeutenden Menschen der Renaissance nicht selten hervortritt, verleitet ihn zuweilen zu einer quietistischen Unterschätzung der kampferfüllten und tatbedürftigen Gegenwart, aber man kann ihm das hohe Lob nicht versagen, daß der geistreiche Mann, statt seine Gaben in den Dienst einer herrschenden Richtung zu stellen, das harte Los eines Geächteten wählte, um nach bestem Wissen und Gewissen seiner Zeit den Spiegel vorhalten zu können. Und es traf wirklich einen Krebsschaden der deutschen Reformation, wenn er von dem Ersatz des menschlichen durch einen papiernen Papst, der Werkheiligkeit durch die Wortheiligkeit sprach und in den neuen Kirchen weniger Freiheit zu glauben und zu reden fand als unter den Heiden und Türken. „Die Welt," urteilt er einmal, „will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl alles glaube, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben, und nehme man ihr alle Tage einen, sie sucht bald einen andern." Das ist eben für Franck charakteristisch, daß er jede menschliche Autorität grundsätzlich bekämpft, aber doch zugleich als ein notwendiges Übel anerkennt. So verwirft er alle Ceremonien, auch die Sakramente als Judentum, die

Digitized by Google

dogmatischen Streitigkeiten als Affenspiel, jede Kirchenbildung als parteiisch und sektisch; „ich halte aber mit Petro für meine Brüder alle, die unter allen Völkern Gott suchen". Die Ansicht, „keiner habs gar erraten", mußte zur Forderung unbedingter Duldsamkeit führen, während andererseits Franck trotz seiner theoretischen Angriffe auf Kirche, Staat und Sondereigentum doch jede Revolution verdammt. Im Grunde ist und bleibt eben der wunderliche Heilige der rechte Schüler der mittelalterlichen Mystik, Taulers und der deutschen Theologie, wie auch sein glühender deutscher Patriotismus durch alle Skepsis und Bitterkeit nicht versehrt erscheint. Und dennoch ist Franck schon in Folge seines unverbesserlichen Idealismus ein echter Revolutionär. Aber nicht allein im evangelischen Lager finden wir solche an der Mystik genährte Revolutionäre. Ohne förmlich mit der Kirche zu brechen, hat der geniale Mediziner Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim († 1541), ein Freund der mystischen Ekstase, getreu seinem Wahlspruch: alterius non sit, qui sui esse potest, die beiden Kämpfer Luther und den Papst mit zwei Huren verglichen, die sich schelten und doch beide in gleicher Verdammniß sind. Er erhob sich mit seiner äußerst phantastischen Naturphilosophie über alles dogmatische Gezänke, denn, sagte er, „wer nur ein Gläubiger ist und kein Philosophus, der ist kein Weiser im Glauben; der ist reich, der Gott erkennt in seinen Werken und glaubt aus denen an ihn, nicht wie der Blinde an die Farbe". Platoniker wie Paracelsus war der abenteuernde Wundermann Agrippa von Nettesheim, der, ohne die römische Kirche dem „unüberwindlichen Ketzer" opfern zu wollen, doch mit seiner religiösen Magie der Gotteserkenntniß und Gottesgemeinschaft alle kirchliche Vermittlung bei Seite schob und zugleich die bittersten Angriffe gegen Fürstentum und Adel richtete. An Berührungspunkten zwischen diesen wissenschaftlichen Umstürzlern und dem evangelischen Radikalismus fehlte es keineswegs.

Ranke hat gelegentlich seiner Charakteristik des Paracelsus ein Urteil gefällt, welches er keineswegs nur auf diese eine Person bezogen wissen wollte: sinnvoll, tief, mit seltenen Kenntnissen ausgerüstet, aber viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch, „wie solche (Geister) wohl in der deutschen Nation noch öfter hervorgegangen sind". Mehr als einem sind wir unter den Führern des evangelischen Radikalismus begegnet. Und Ranke erkennt mit seinem umfassenden Blick die innere Verwandtschaft all dieser gährenden Elemente. „Die münzerischen Inspirationen, die sozialistischen Versuche der Wiedertäufer und diese paracelsischen Theorien entsprechen einander sehr gut; vereinigt hätten sie die Welt umgestaltet."

Noch haben wir jedoch eine Bewegung ins Auge zu fassen, deren viel gefürchtete Verbindung mit der täuferischen in der Tat wenigstens zu einem vorübergehenden Sieg der Demokratie über den fürstlichen Staat hätte führen können. Aber wie im großen Bauernkrieg fehlte auch bei der Revolution des niederdeutschen Bürgertums die erste Bedingung jedes politischen Erfolgs, die Einheit des Handelns.

Digitized by Google

VII. Der Kampf um Dänemark.

Das dritte und vierte Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts brachte eine gründliche Umgestaltung der kirchlichen und politischen Verhältnisse im Norden Europas. Mit der Einführung der Reformation in Skandinavien traf der Todeskampf der hansischen Seeherrschaft zusammen und nicht allein der alte Gegensatz der deutschen Fürsten und Städte, sondern auch die kaiserliche Politik wurde in dieses vielverschlungene Ringen höchst verschiedenartiger Interessen verflochten. Im letzten Grunde dreht sich der große Kampf um die Herrschaft auf der Ostsee, deren wechselnde Herren, Deutsche, Holländer, Engländer, wie Dietrich Schäfer sagt, „einander auch in der Herrschaft über die Meere abgelöst haben". Man hat alle möglichen Ursachen für den Niedergang der Hansa aufzuweisen versucht, aber obwohl bereits zu Ende des XIV. Jahrhunderts die Union der drei skandinavischen Reiche die hansische Macht an der Wurzel bedroht hatte und ein Jahrhundert später, abgesehen von kleineren Angriffen, die norddeutsche Handelspolitik durch die Schließung des Kontors zu Nowgorod eine schwere Niederlage erlitt, so stand und fiel eigentlich doch die Hansa mit ihrer Herrschaft über den Sund, dieses Durchgangstor für den ganzen Seeverkehr zwischen Ost und West. Die Herrschaft des deutschen Kaufmanns über den Sund war aber bedingt durch die politische Abhängigkeit Dänemarks von der Hansa. War diese einmal gebrochen, dann folgte mit Notwendigkeit die längst erstrebte Emanzipation der Niederländer und allmählich auch der Engländer von dem drückenden Joch des deutschen Handelsmonopols, welches ihnen die Ostsee mit ihrem ungeheuern Hinterland sperrte. So kann man sagen, daß die Erledigung und Neuvergebung der dänischen Krone, auf welche damals wie in früheren Zeiten Lübeck die Hand zu legen suchte, eine veränderte Weltstellung nicht nur für Skandinavien und die Hansa, sondern auch für die Niederlande uud England mit herbeigeführt hat.

Lübeck war seit langeher die „Königin der Ostsee"; Kaiser Karl IV. hatte einst ihre Bürgermeister als „Herren" angeredet und die Lübecker hielten damals wirklich sowohl in der gesammten Hansa wie unter dem engeren Bund der wendischen Städte das Heft in der Hand. Aber sehr fest war die hansische Organisation nie gewesen und es konnte nicht ausbleiben, daß die westlichen Glieder, voran Köln, dann die Holländer, ihre Interessen ohne weitere Rücksicht

Digitized by Google

auf die baltische Gruppe zu verfolgen begannen. Schon im XV. Jahrhundert erscheinen die Niederländer, die um jeden Preis ihre Absperrung von der Ostsee zu beseitigen strebten, als natürliche Bundesgenossen Dänemarks; merkantile und nationale Freiheitsbestrebungen fanden sich zusammen, denn gleich unerträglich war der Anspruch der Hansa einen dänischen Tronwechsel von ihrer Zustimmung abhängig zu machen und der starre Egoismus, womit sie jede Schmälerung ihres Monopols und jede Gleichberechtigung anderer abzuweisen suchte. Nicht ein Jota von ihren Privilegien, erklärten einmal die Hansen in England, wollten sie auch nur in Zweifel ziehen lassen; dieselben seien so beschaffen, daß sie weder aufgehoben noch vermindert werden könnten. Und doch war ihr Kontorsystem mit seinem Stapelzwang und Barkauf gegenüber dem wachsenden Streben nach Verkehrserleichterung bereits veraltet, während hier und da sogar die bisher mit Recht gerühmte Zuverlässigkeit des deutschen Kaufmanns schadhaft zu werden begann. Frühzeitig hatte Danzig durch unmittelbaren Verkehr mit England den preußischen Handel der Bevormundung durch die übrigen „Osterlinge" entzogen und seit dem Fall Nowgorods (1494) war die Hegemonie Lübecks vollends gegenüber der östlichen Rivalin, welche den Verkehr von England und Holland bis hinunter an die türkische Grenze vermittelte, nicht mehr zu behaupten. Um dieselbe Zeit hatte der niederländische Handel, begünstigt durch den Rückhalt einer blühenden Industrie und der immer mehr großstaatlichen burgundischen Politik, seinen Mittelpunkt von Brügge, wo das vormals herrschende hansische Kontor verödete, nach Antwerpen verlegt. Und nun knüpfte sich noch eine für die Hansa höchst verhängnißvolle Verbindung des verhaßten nordischen Unionskönigtums mit der übermächtigen Erbin Burgunds, der habsburgischen Dynastie. Schon der Dänenkönig Hans hatte Lübeck zum Trotz den Niederländern den Sund eröffnet und sein energischer Sohn Christian II., der Schwager Karls V., ging daran, auf Kosten der skandinavischen Aristokratien und der privilegirten deutschen Kaufleute eine wirkliche Monarchie zu schaffen. Nicht verlegen in der Wahl der Mittel förderte er in Dänemark die Reformation, — bekanntlich wollte er Luther und Karlstadt nach Kopenhagen rufen (S. 369 f.) — wogegen er sich zur Niederwerfung des schwedischen Adels unbedenklich geistlicher Hilfe und sogar des päpstlichen Banns bediente. Sein wohlüberlegtes Streben ging zunächst dahin, die Macht der bevorrechteten Stände zu brechen; wie er in Dänemark durch das Evangelium und durch ein neues Gesetzbuch den auf dem Volke lastenden Druck des Klerus und Adels aufzuheben strebte, traf er in Schweden zugleich die Aristokratie und die nationale Abneigung gegen die Union durch das entsetzliche Stockholmer Blutbad (Dezember 1520), das mit seinen zahlreichen Nachspielen viele hunderte von Opfern forderte. Christian verfolgte in dem Bemühen, seine Herrschaft auf die niedern Stände zu gründen, den nämlichen Weg, welchen die von ihm bekämpften schwedischen Reichsvorsteher, die Sturen, eingeschlagen hatten. Ihm schwebte der Glanz und Reichtum des niederländischen Bürgertums vor; Kopenhagen sollte das Centrum

Digitized by Google

Digitized by Google

Guſtav Waſa.

Digitized by Google

des Verkehrs zwischen Ost- und Westsee werden und der König suchte mit Rußland, mit den Fuggern, mit England Fühlung, während er zugleich eine skandinavische Handelsgesellschaft gründete und den Zollkrieg gegen die Hansen verschärfte. Ein großer Zug geht durch seine Regierung, aber zugleich entfremdete eine abstoßende Mischung von wilder Leidenschaft und berechnender Zweideutigkeit dem königlichen Reformator die Herzen. Seinem Doppelspiel mit Wittenberg und Rom entspricht es vollkommen, wenn der Anwalt des bedrückten dänischen Volkes in seinen Verhandlungen mit Heinrich VIII. wechselseitige Unterstützung gegen den immer wachsenden Trotz der Plebejer für eine Verpflichtung aller Fürsten erklärt. Er hatte dabei freilich seine Todfeinde, die Republikaner der norddeutschen Städte, im Auge.

Eben die Maßlosigkeit Christians schien aber noch einmal für Lübeck günstigere Verhältnisse herbeiführen zu sollen. Mit lübischer Unterstützung vollzog sich die Revolution, welche binnen Kurzem den hochstrebenden Unionskönig zum heimatlosen Flüchtling machte. In Schweden stellte sich ein junger Verwandter der Sturen, Gustav Wasa, an die Spitze der nationalen Bewegung, deren erste Vorkämpfer die trotzigen Bauern von Dalekarlien wurden; in Dänemark waren es Klerus und Adel, die durch den Verlauf der schwedischen Umwälzung ermutigt den Oheim Christians, Herzog Friedrich von Holstein, auf den Tron beriefen. Nachdem Christian II. (April 1523) sein Heil in der Flucht gesucht hatte, war die skandinavische Union ein für allemal abgetan. Wohl tauchten am Hofe seines kaiserlichen Schwagers die weitgehendsten Projekte auf, von einer Umwandlung der drei nordischen Kronen in Reichslehen oder gar in habsburgische Erblande. Aber von einer tatkräftigen Unterstützung konnte damals nicht die Rede sein und namentlich den Niederländern waren ihre Handelsinteressen viel zu wichtig, als daß sie nicht gegen einen vorteilhaften Vertrag mit dem neuen Dänenkönig gern auf jede Unterstützung Christians verzichtet hätten. Während die Lübecker und ihre Genossen bei König Friedrich I. nur noch Gleichberechtigung mit den Niederländern zu behaupten vermochten, schienen allerdings Schweden gegenüber, dessen Armut an Feldfrüchten der deutschen Einfuhr kaum entraten konnte, die Hansen leichtes Spiel zu haben, zumal die Lage des gekrönten Demagogen Gustav Wasa noch keineswegs eine gesicherte war. So erzwangen hier Lübeck, Danzig und ihre Verbündeten das Zugeständniß eines Handelsmonopols, welches alle übrigen fremden Kaufleute von Schweden ausschloß und den Landeskindern selbst die Schiffahrt durch den Sund und Belt, also die Verbindung mit dem Westen entzog.

In diese unfertigen Verhältnisse fiel nun als ein neues Element der Umgestaltung der Reformation. Ganz verschieden, ja entgegengesetzt waren die Ursachen ihres Siegs in den skandinavischen Reichen und in Lübeck. In Dänemark wirkten auf die seltsamste Weise der vertriebene König und sein Nachfolger zusammen, um die unter Christian gelegten Keime zur Entfaltung zu bringen; während Christian im Exil auf Luther den Eindruck machte, daß er nur nach Christo lebe, und im Jahr 1524 die erste dänische Übersetzung

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Guſtav Waſa.

Digitized by Google

Digitized by Google

des neuen Teſtaments mit ſeinem Bildniß verſehen in die Heimat ſchickte, hatte auch Friedrich I. trotz ſeines dem däniſchen Klerus und Adel verpfändeten Wortes, daß er die Ketzer am Leben ſtrafen werde, kein Hehl mit den evangeliſchen Neigungen, wie er ſie ſchon als Herzog hegte. Wir ſahen, daß ſogar die apokalyptiſche Richtung eines Hofmann ſich zeitweilig ſeiner Gunſt erfreute (S. 704). Im Däniſchen ward ein Bauernſohn und ehemaliger Mönch aus Fühnen, Hans Taußen, der in Wittenberg ſtudirt hatte, die Seele der Bewegung; auf dem Tag zu Odenſe 1527 ſetzte der König, der überdies den Prieſtern und Kloſterbrüdern die Ehe geſtattete, volle Religionsfreiheit für Lutheriſche wie Katholiſche bis zum Concil durch. Die finanzielle Seite einer kirchlichen Umgeſtaltung, die auch in Dänemark

Silberthaler von Guſtav Waſa von Schweden.

Auf der Vorderſeite Hüftbild des Königs im Harniſch, in der rechten Hand das Schwert, in der linken den Reichsapfel haltend; darunter der Wappenſchild mit dem Familienwappen der Waſa, die Garbe, als Herzſchild; Umſchrift: GOSTAVS : D : G : SVE(corum) GOT(horum) VVAN(dalorum) REX. Auf der Rückſeite Chriſtus mit den Wundenmalen, in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuze darauf haltend; Umſchrift: SALVATOR · MVNDI · ADIVVA · NOS · 45 (= 1545).
Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

bald genug in den Vordergrund trat, behauptete geradezu die vornehmſte Stelle in Schweden, wo Guſtav Waſa mit ruhiger Überlegung den einzigen Ausweg ergriff, um ſeinem ziemlich armſeligen Königtum die nötige Stärkung zu ſchaffen. Nicht als wäre Schweden von der mächtigen Geiſtesſtrömung dieſer Jahre ganz unberührt geblieben; bedeutende Söhne der Nation wie Olaus Petri, ſein Bruder Lorenz, der nachmalige Kanzler Laurentius Andreä gaben ſich frühzeitig dem Einfluß des großen Wittenbergers hin. Aber mehr vielleicht als irgendwo war doch hier die Reformation das Werk des Königs, der dabei ſeine gewaltige Perſönlichkeit mit dem gleichen Nachdruck und Erfolg einſetzte wie in dem kühnen echt ſkandinaviſchen Abenteuer, welches ihm die Krone eingebracht hatte. Schon 1523 drohte er in einem Schreiben an den Papſt mit der Berufung an den oberſten Pontifex Chriſtus; ein paar Jahre ſpäter ſchritt er zu der Maßregel, die er durch kräftige „Anleihen“ bei den Kirchen und Klöſtern vorbereitet hatte, zur Säkulariſation. „Not bricht nicht allein Menſchen-

Digitized by Google

gesetz," schrieb er an einen seiner Bischöfe, „sondern auch Gottesgesetz.' Er hat selbst einmal unter freiem Himmel zum Volk davon gesprochen, wie man die Taugenichtse, die entarteten Geistlichen von ihren Gütern austreiben müsse wie Gott die ersten Menschen aus dem Paradies. Aber die Meinung des schwedischen Volks war das mit nichten; man schob die wirtschaftliche Mißlage auf das neue Regiment und wiederholt, 1525 und 1527, erhoben sich die freiheitslustigen Dalekarlier, die von jeher gern „eigne Herren" gewesen wären, gegen ihren alten Führer. Gegen den Willen der niederen Klassen ist in Schweden wie in England die römische Kirche gefallen, anders wie in Deutschland, wo der erbitterte gemeine Mann der erste war die Hand wider Rom zu erheben. Nachdem ein paar revolutionäre höhere Geistliche hingerichtet worden waren, erfolgte im Sommer 1527 auf dem Reichstag zu Westerås, wie Weibling sich ausdrückt, der „Staatsstreich", welchen Gustav durch seine wohlberechnete Drohung die Krone niederlegen zu wollen ins Werk setzte. Die Alleinberechtigung des Evangeliums wurde ausgesprochen und die Beute an Kirchengut teilten der König und der Adel, der alle zinsbaren und alle seit 1454 an die Kirche gekommenen zinsfreien Güter zurücknehmen durfte. Die Bischöfe erklärten sich wohl oder übel zufrieden, „wie reich oder arm Seine Gnaden uns haben will".

Welchen Gegensatz zu dieser skandinavischen Entwicklung zeigt das Vordringen der Reformation in den niederdeutschen Städten! Hier verband sich, wie schon mehrfach (S. 386 f.; 706 f.) hervorgehoben wurde, die evangelische Richtung fast regelmäßig mit politischer und sozialer Neuerungslust, während die Obrigkeiten mit der Sache der alten Kirche zugleich ihre eigne verteidigten. Schon bei der Evangelisirung von Braunschweig (1528) kam es zu Unordnungen, die sich nicht allein gegen die alte Kirche, sondern auch gegen die Reichen zu kehren drohten. In Hannover führte die bewaffnete Erhebung der Evangelischen (1533) zur Entsetzung des Rats und bedenklichen Pöbelexzessen. Weit ernsthafter waren aber die revolutionären Erschütterungen in Bremen, wo in den Jahren 1530 bis 1532 die Demokratie ihre Herrschaft durch wilde Schreckensszenen zu befestigen suchte, und vor allem in Lübeck. Während die Hamburger ohne allzu große Störungen 1528 zu einer gleichzeitig politischen und kirchlichen Umgestaltung gelangt waren, suchte die alte Hauptstadt der Hansa ihren aristokratisch-katholischen Charakter so lange zu wahren, bis im Jahr 1529 die finanzielle Lage den Rat nötigte, dem stürmischen Verlangen der Bürgerschaft nach evangelischen Prädikanten zu willfahren. Von Jahr zu Jahr erhoben dann die Männer des Fortschritts immer kühner ihr Haupt; es kam zu Plünderungen nicht nur der Kirchen, sondern auch der Gesellschaftshäuser der Patrizier. Von dieser Strömung ward nun Jürgen Wullenwever allmählich emporgehoben, ein Mann, in welchem sich eine entschieden evangelische und demokratische Gesinnung mit echt althansischem Selbstgefühl verband. Man hat wohl von geistigem Seeklima gesprochen; wie hätten in den stolzen Republiken des norddeutschen Küstengebiets Jahrhunderte der Meeresherrschaft vorübergehen sollen, ohne einen

Digitized by Google

großartigen Unternehmungsgeist zu erwecken und fortzupflanzen! Eben zu Lübeck trug das hansische Wesen die Gewöhnung an politische Wagnisse in sich. Es ist schwer zu entscheiden, wie viel von den gewaltigen Plänen der dreißiger Jahre auf Wullenwevers persönliche Rechnung zu setzen ist; jedenfalls traten ihm, der im Februar 1533 Bürgermeister wurde, ein paar kühne Genossen an die Seite. Johann Oldendorp, ein geborener Hamburger und bedeutender Jurist, bisher Syndikus der Stadt Rostock, scheint kein Mann von festen Überzeugungen, aber in seinem Ehrgeiz und seinem „unstillen Gemüt" das eigentlich treibende Element in einem demagogischen Triumvirat gewesen zu sein, dessen dritter Teilnehmer, Markus Meyer, ebenfalls aus Hamburg, schon als militärischer Fachmann eine wichtige Stellung einnahm. An ihm, dem ehemaligen Ankerschmied, der die lübischen Truppen gegen den Türken geführt hatte, atmete alles jene derbe Stattlichkeit und Lebensfreude, wie sie dem Jahrhundert und der Heimat der Landsknechte als eine Art von Ideal vor Augen stand. In vollem Harnisch, mit 24 gerüsteten und 12 Schützenpferden, gefolgt von mehreren Wagen mit Frauen und Jungfrauen, so ritt er zu seiner Hochzeit in Lübeck ein. Kurz darauf ließ sich der galante Kriegsmann zu Kopenhagen in festlichem Aufzug, Trommler und Pfeifer voran, nach dem Frauenhaus geleiten. Innere Unwahrscheinlichkeit hat die Angabe Wullenwevers nicht, welche dem Oldendorp täuferische Sympathien und Propaganda zur Last legt, obwohl sie auf der Folter gemacht worden ist. Jedenfalls kam die lübische Demokratie rasch genug auf Bahnen, welche die Bundesgenossenschaft aller irgendwie erreichbaren radikalen Elemente wünschenswert erscheinen ließe.

Lübecks Todfeinde, die Niederländer, hatten nur widerwillig dem verjagten König Christian II. Unterstützung gewährt, als er, durch seinen Rücktritt zum Katholizismus (S. 616) mit Karl V. ausgesöhnt, im Herbst 1531 zur Wiedereroberung seiner Reiche auszog. Dagegen segelten lübische Schiffe an der Seite der dänischen gegen Christian, der sich zunächst in Norwegen festgesetzt hatte, aber unklug genug war sich gegen Zusicherung freier Rückkehr in die Hände der Feinde zu geben; die dänischen Herren führten den Getäuschten, statt zu einer Unterredung mit König Friedrich, nach dem festen Schloß Sonderburg (1532). Bis zu seinem Ende (1544) blieb er in dänischem Gewahrsam. Die Lübecker ernteten aber von dem Bündniß nicht die erhoffte Unterstützung gegen Holland; Schweden kündigte ihnen sogar jenen drückenden Vertrag von 1523 (S. 720). Auch ihre Zugehörigkeit zum schmalkaldischen Bund half ihnen nichts, denn die Mehrzahl der evangelischen Fürsten hatte nicht die geringste Lust mit den Republikanern, die nun überdies ihre alte aristokratische Verfassung gestürzt hatten, gemeinsame Sache zu machen. So sehen wir die lübische Politik mit einem Aufgebot der verwegensten Mittel und verzweifeltsten Bündnißprojekte in den großen Kampf eintreten, welcher durch den Tod Friedrichs I. (April 1533) von den Niederlanden ab nach Dänemark gelenkt wurde. Wullenwever, der im März 1534 einem Versuch

Digitized by Google

ihn zu stürzen durch Appell an die Gemeinde begegnet und nun erst völlig Herr von Lübeck geworden war, schloß mit den Niederländern Waffenstillstand, um in Erinnerung an die glorreiche Zeit von 1370 das usurpirte Recht seiner Stadt auf die Vergebung der dänischen Krone mit den Waffen zu behaupten. „Wir wissen von Gottes Gnaden," erklären sie einmal, „daß in Dänemark ohne unser Wissen und Willen laut Privilegien und Gerechtigkeiten, die wir haben, kein König mag gewählt werden." Aber auch der Sohn König Friedrichs, Christian von Holstein, und der dänische Reichsrat hatten ihren Frieden mit der burgundischen Regierung gemacht, nicht ohne daß der junge Herzog sich eine kaiserliche Pension zusichern ließ; wertvoller war die Tatsache, daß Karl V., obwohl vom Erzbischof von Lund ermahnt, die skandinavischen Reiche als „Kornkammer und Bollwerk gegen die nordische Barbarei" zum Reich zu schlagen, zunächst von einer Unterstützung seines Schwagers gegen den Holsteiner absah. Christian war eine bedächtige Natur, eben so eifrig lutherisch als gut deutsch, kein Freund der Dänen; er hätte vielleicht eher auf die Nachfolge verzichtet als die Herren vom holsteinschen Adel, die hinter ihm standen, unter ihnen Männer wie der Hofmeister Johann von Rantzau, der schon zu Lebzeiten Friedrichs als der wahre König bezeichnet, als trefflicher Kriegsmann von Karl V. und Franz I. umworben wurde. Nirgends war man weniger geneigt als in diesen Kreisen, die dänische Krone aus der Hand des Lübecker Bürgermeisters zu empfangen. Von Christian abgewiesen richtete Wullenwever an den Kurfürsten von Sachsen die Aufforderung, „zu solchen königlichen Ehren sich gebrauchen zu lassen". Inzwischen hatte übrigens Markus Meyer, zufällig nach England verschlagen, Heinrich VIII., der an seiner Persönlichkeit großes Gefallen fand, ein Bündniß angetragen, bei welchem erst das Protektorat über eine große nordische Vereinigung, dann die Krone Dänemarks selbst dem englischen Ehrgeiz in Aussicht gestellt wurde. Meyer eröffnete dann auf eigene Faust, durch einen gelungenen Handstreich auf eine holsteinische Feste, im Mai 1534 den Krieg, welcher nach ein paar auf lübischer Seite kämpfenden deutschen Herren den Namen Grafenfehde trägt. Denn Wullenwever trug kein Bedenken die Fahne des gefangenen „Bauernkönigs" zu erheben, dessen Verwandter, der eifrig evangelische Graf Christoph von Oldenburg, die Leitung des dänischen Feldzugs übernahm, während gegen den „Tyrannen und Bluthund den König von Schweden" dessen Schwager Graf Johann von Hoya sich gewinnen ließ; vergebens bemühte sich Meyer daneben, dem Sohn des letzten Sture „in des Teufels Namen" die Rolle des Prätendenten aufzunötigen. Denn die Lübecker gaben sich alle Mühe Bundesgenossen an sich zu ziehen, indem sie die skandinavischen Kronen gleichzeitig hier und dort als Köder benützten; jetzt auf Dänemark, dann auf Schweden eröffnete man z. B. auch dem katholischen Herzog Albrecht von Mecklenburg Aussicht. Von dem Anschluß zahlreicher Hansestädte war freilich nicht die Rede; nur Rostock, Wismar und Stralsund hielten zu Lübeck. Dafür hatte man Fühlung mit der dänischen und schwedischen Demokratie; die Bürgermeister von Kopenhagen,

Digitized by Google

Malmö, Stockholm standen auf Seiten ihrer deutschen Standesgenossen, wie denn von Anfang an in Dänemark, zum Teil auch in Holstein ernsthafte Versuche gemacht wurden den Kampf zu einem Vernichtungskrieg gegen den Adel zu gestalten. In wildem Rachedurst erhoben sich die dänischen Bauern gegen ihre alten Bedrücker, die selbst nach dem Urteil von Friedrichs I. deutschem Kanzler ihr Schicksal verdient hatten; sogar eine vornehme Frau ist einmal erbarmungslos erschlagen worden. Viele vom Adel retteten sich durch schleunige Unterwerfung; auf den Inseln, selbst in Schonen empfing Graf Christoph die Huldigung für seinen gefangenen Vetter. Nur auf Fühnen und in Jütland hielt die Aristokratie an Herzog Christian fest, den sie im Juli 1534 zum König wählte.

Aber eben dieser demokratische Zug des kühnen Unternehmens entfremdete den Lübeckern ihre fürstlichen Glaubensgenossen im Reich. Neben dem Herzog Albrecht von Preußen, der sofort die Sache des Holsteiners ergriff, waren die Häupter der Schmalkaldischen wie Philipp von Hessen und Ernst von Lüneburg mit ihren Sympathien ganz auf dieser Seite und entsetzt über „den schwarzbäurischen tyrannischen Rat" der Lübecker; „E. L. glauben nicht," schrieb der Lüneburger an den sächsischen Kurfürsten, „wie die Städte dieser Art die Nasen aufheben". Johann Friedrich, der doch eine Zeitlang begehrlich nach der angebotenen Krone geschielt hatte, lehnte im Herbst endgültig ab. Erinnern wir uns an die Gleichzeitigkeit der münsterischen Bewegung; es war kein Wunder, daß in Norddeutschland Fürstentum und Adel sich einer großen gemeinsamen Gefahr gegenüber zu sehen glaubten. Und doch fehlte den Führern der lübischen Demokratie sowohl der Rückhalt einer wirklich bedeutenden Macht als auch der feste Boden innerhalb ihres eigenen Gemeinwesens. Als im September 1534 Christian III. den Feind im eignen Lager anzugreifen wagte und Lübeck völlig, auch von der Seeseite einschloß, da wütete die Bürgerschaft gegen die bisher gepriesenen Häupter; „wie kommen wir aus den Schulden!" rief ein Spottgedicht dem Wullenwever zu, „schlag nun den Feind vom Tor und krau dich hinterm Ohr." In seltsamer Auskunft vertrugen sich die feindlichen Parteien dahin, auf deutschem Boden Frieden zu machen, dagegen in Dänemark den Krieg fortzuführen. Aber die Tage der demokratischen Machthaber waren gezählt, seit unter dem Druck dieser halben Niederlage die alte Ratsverfassung wieder hergestellt und ihren geflüchteten Gegnern die Rückkehr nach Lübeck gestattet worden war. Noch blickte Wullenwever nach fremder Hülfe aus, aber während Heinrich VIII., der allerdings Subsidien zugestanden hatte, die engere Verbindung vorsichtig hinausschob und durch sehr hochgespannte Forderungen erschwerte, schien die einzige Rettung dieser evangelischen Demokratie nur noch beim Kaiser, bei der niederländischen Regierung zu liegen; Wullenwever zeigte sich bereit, einem kaiserlichen Kandidaten für die dänische Krone, dem ewig vertrösteten Friedrich von der Pfalz, der jetzt wenigstens durch Vermählung mit einer Tochter Christians II. endlich zu einer Frau kam, zur Herrschaft zu verhelfen,

Digitized by Google

womit dem Katholizismus und dem Haus Habsburg-Burgund, also den gehaßten Niederländern eine dominirende Stellung an der Ostsee eingeräumt worden wäre. Karl V. ist aber eigentlich erst nach dem Ausscheiden Lübecks aus dem Krieg ernstlicher auf den Gedanken dieser pfälzischen Kandidatur eingegangen, zu einer Zeit, in welcher die Entscheidung längst gefallen war. Denn im Juni 1535 siegte fast gleichzeitig die Landmacht Christians III. bei Assens auf Fühnen über die von Hoya geführten Gegner und in der Nähe der Insel seine durch preußische und schwedische Schiffe verstärkte Flotte über die ehemals seegewaltigen Hansen, welche freilich nur durch acht eigne Kriegsschiffe vertreten waren. Ein paar Monate später fiel Wullenwever; als er, zuletzt nur noch auf Unterstützung Englands hoffend, die Stadt verließ, um sich zu einem im Land Hadeln lagernden Landsknechtshaufen zu begeben, geriet er in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Bremen, der ihn seinem Bruder Heinrich von Braunschweig überließ. Nach langwieriger Haft und mehrfacher Folterung wurde er am 24. September 1537 bei Wolfenbüttel enthauptet und geviertelt. Die schweren gegen ihn erhobenen Anklagen, namentlich daß er beabsichtigt habe, Lübeck an Burgund zu verraten und mit den Wiedertäufern in Verbindung zu treten, sind nicht erwiesen worden, das ganze Verfahren war überhaupt derart, daß man berechtigt ist von einem Justizmord zu reden; „die alten Formen eines Landgerichts," sagt Waitz, „sind vielleicht nie mehr mißbraucht worden." Markus Meyer, der längere Zeit auf einer dänischen Feste sich behauptet hatte, war schon 1536 zur Übergabe genötigt und gerichtet worden.

Damit ist in Deutschland die letzte demokratische Bewegung auf Jahrhunderte hinaus zur Ruhe gebracht. Sie hatte unmögliche Ziele verfolgt und ihr eigentlicher Kern, das Bestreben den gewaltig sich ausdehnenden Welthandel in den alten engen Formen der Vergangenheit festzuhalten, war ein Anachronismus. Wie hätten jene seefahrenden Nationen, deren ozeanische Lage jetzt gleichsam von selbst eine früher nicht geahnte Großartigkeit des Verkehrs zur Entwicklung brachte, nach wie vor die rücksichtslose Beschränkung und Ausbeutung durch die „Osterlinge" der baltischen Küsten ertragen sollen? „Das mittelalterliche Deutschland auf dem Meere", so nennt Dietrich Schäfer die Hansa, und auf allen Gebieten begann damals das Mittelalter zur Rüste zu gehen. Selbst im Besitz politischer Machtfülle hätten die norddeutschen Republiken ihre wirtschaftliche Hegemonie im Ausland nur mit Gewalt noch fristen können. So aber waren sie von dem schwächsten Staatswesen Europas, als dessen Glieder sie zählten, stets sich selbst überlassen worden. Freilich zeigte auch die neue nationale Unabhängigkeit ihrer Gegner, der skandinavischen Reiche, zunächst noch kein sehr ansprechendes Gesicht. Wohl war die altgewohnte Einmischung der Fremden endlich einmal zurückgewiesen worden, aber in Dänemark wie in Schweden gedieh unter dem Schutz des nationalen Königtums eine Adelsherrschaft der schlimmsten Art. Noch zu Anfang der vierziger Jahre erhoben sich die schwedischen Bauern, nicht ohne Mitwirkung

Digitized by Google

katholischer Geistlicher und österreichischer Umtriebe, gegen das drückende Doppelregiment des geldbedürftigen neuen Staats und der nicht minder habgierigen „Herrenmänner". In Dänemark vollends, wo Christian III. nach seinem Einzug in Kopenhagen die kirchliche Frage durch Verhaftung aller Bischöfe und Konfiskation der geistlichen Güter noch weit gewaltsamer als Gustav Wasa gelöst hatte, begann für die Bauern eine lange Zeit wahrhaft „hündischer Leibeigenschaft". Wie diese kleinen Tyrannen, die dem König keine Steuer zahlten und volle Gerichtshoheit übten, mit der evangelischen Kirche umsprangen, davon zeugt schon die Tatsache, daß auch die Kinder der Prediger leibeigen blieben; wagte doch im Jahr 1570 ein Gutsbesitzer seinen Geistlichen hinrichten zu lassen! Und dennoch war es für die Zukunft der Reformation von der höchsten Bedeutung, daß diese skandinavischen Staaten, kaum von dem wirtschaftlichen Zwang des deutschen Kaufmanns befreit, durch das gleiche Bekenntniß doch wieder mit dem evangelischen Deutschland verbunden wurden. Im Jahr 1537 setzte Bugenhagen dem König Christian III. die Krone aufs Haupt. Ehe noch ein Jahrhundert verflossen war, zogen die Herrscher von Dänemark und Schweden das Schwert für den in Todesnöten liegenden deutschen Protestantismus.

Wie nach einem letzten Rettungsstern hatte die untergehende lübische Demokratie nach der Hülfe Englands ausgeblickt. Ein paar Jahre später haben ihre Gegner, die protestantischen Fürsten, gleichfalls vergebens an einer engeren Verbindung mit dem Inselstaat gearbeitet, dessen Eintritt in die Reihe der evangelischen Mächte eine ganz andere unmittelbare Bedeutung gewonnen hätte als der Sieg der Reformation in Skandinavien. Aber die Kirchenpolitik eines Heinrich VIII. hing doch allzusehr von den Schwankungen der Weltlage und daneben von den augenblicklichen Gelüsten des Herrschers ab, um gleichen Schritt mit der von andern Motiven geleiteten deutschen Reformation zu halten. Eine Zeitlang schien die englische Regierung auf dem besten Weg, durch offizielle Freigabe der in die Landessprache übertragenen Bibel (1535) und durch die Aufstellung von Artikeln, welche zum Teil mit der Augsburger Confession übereinstimmten (1536), sich dem lutherischen Kirchentum zu nähern. Damals erwarb sich der Nachfolger Wolsey's, Thomas Cromwell, den Namen eines „Hammers der Mönche"; mit unbarmherziger Energie setzte dieser Gewaltige, neben welchem Erzbischof Cranmer auch in religiösen Fragen mehr und mehr zurücktrat, die große Säkularisation der Klöster ins Werk. Man hat ausgerechnet, daß 643 Klöster und Convente, 90 Collegien, Tausende von kleineren Stiftungen eingezogen und zerschlagen und daß im Kampf gegen den königlichen Cäsaropapismus 59 Klostergeistliche aufs Schaffot gebracht worden sind. Selbst die Reliquien des heiligen Thomas Becket wanderten ins Feuer, das Gold und die Edelsteine seines Schreins in die königliche Schatzkammer. Aber auch hier mußte wie in Skandinavien die Krone mit dem gierigen Adel teilen; Cromwell selbst, zum Grafen von Essex erhöht, vergaß sich nicht dabei. Wohl erhoben sich 1536 die altgläubigen Bauern

Digitized by Google

von Nordengland zu Gunsten der Mönche und wider die Ketzereien, doch die bewaffnete „Pilgerfahrt der Gnade" ward rasch unterdrückt und auf beiden Seiten forderte der königliche Fanatismus einer Glaubenseinheit, welche zwischen Rom und Wittenberg die Mitte halten sollte, seine Opfer. Katholiken wurden geköpft, Protestanten verbrannt; die blutigen Artikel von 1539, diese „Peitsche mit sechs Riemen", bedrohten jeden, der sich für utraquistische Communion und Aufhebung des Cölibats, gegen Wandlungslehre und Ohrenbeichte zu erklären wagte. Blutige Spuren bezeichnen die via media anglicana Heinrichs VIII. Cromwell geriet unter die zerstörende Maschinerie seines eigenen Schreckenssystems, als er, um die Verbindung Englands mit den deutschen Protestanten zu festigen, dem verwöhnten Tudor die reizlose Anna von Cleve als vierte Gemahlin zuführte; im Juli 1540 fiel das Haupt des verhaßten Emporkömmlings, welchen all seine Schulung in der modern italienischen Staatsweisheit doch nicht auf die Dauer vor der unberechenbaren Wildheit dieses Herrschers zu schützen vermochte. Als der wahre Schöpfer der anglikanischen Kirche, der in seinem Testament doch auch für Seelenmessen gesorgt hatte, auf Tower Hill endete, trat der deutsche Protestantismus eben in eine entscheidende Krisis. Es sollte sich zeigen, daß er ohne politisch-militärische Anlehnung an das Ausland seinem großen kaiserlichen Gegner nicht mehr furchtbar war.

Digitized by Google

VIII. Niedergang des schmalkaldischen Bundes.

In der Geschichte der deutschen Reformation scheinen die vierziger Jahre mehr als die vorhergehende Zeit der Vorbereitung des großen Schlags gewidmet zu sein, welchen Karl V. gegen die evangelischen Stände geführt hat. Wohl verhandelt eben damals der Kaiser ganz besonders eifrig mit den Ketzern und neben dem alten Gedanken einer conciliaren Entscheidung suchen die Unionsbestrebungen auf dem kürzeren Weg der Religionsgespräche zum Ziel zu gelangen. Aber das Entgegenkommen des Kaisers ist kein freiwilliges und man gewinnt doch eher den Eindruck, daß er seiner auswärtigen Feinde mit Unterstützung der Protestanten Herr zu werden sucht, um die Betörten, welche selbst die Hindernisse ihrer Züchtigung wegräumen helfen, desto ungestörter verderben zu können. Jedenfalls wird der Schwerpunkt der kaiserlichen Politik mehr als bisher ins Reich verlegt und die Persönlichkeit des Herrschers, der nachgerade sein eigner erster Minister und Heerführer geworden ist, tritt immer stärker hervor. Daß ihm dabei die Gegner selbst in die Hand gearbeitet haben, kann das Verdienst seiner politischen und militärischen Arbeit kaum schmälern, denn auch der genialste Staatsmann würde ohne solche unfreiwillige Hülfe niemals einen vollständigen Sieg erringen.

Nun haben kurz nach dem Frieden von Nizza und dem Frankfurter Anstand sowohl Frankreich als die deutschen Protestanten schwere politische Unterlassungssünden begangen. Im Herbst 1539 machte Heinrich VIII. den französischen Gesandten aufmerksam, daß der Türke dem Kaiser auf dem Nacken sitze, Venedig sich von ihm gekränkt fühle, ganz Italien unzufrieden und wenig Geld in den kaiserlichen Kassen sei. Außerdem war aber die Mißstimmung, die sich in den Niederlanden schon wiederholt gegen die wachsenden Anforderungen der kaiserlichen Kriegspolitik geregt und 1531/32 bereits zu Aufständen in Lüttich und Gent geführt hatte, eben jetzt bei der von jeher trotzigen Bevölkerung von Gent in Revolution umgeschlagen; die Wahrung der städtischen Unabhängigkeit vor den Eingriffen der Regierung trat dabei allmählich zurück gegenüber den Gelüsten der niedersten Schichten, die durch scheußliche Szenen der Volksjustiz verwildert, arbeitslos, von der Stadt verpflegt, auf volle Anarchie und Plünderung aller Besitzenden hinarbeiteten. Schon suchte man die flandrischen Bauern in die Bewegung zu ziehen Welche Verlockung für Franz I., an welchen in der Tat als an den alten

Digitized by Google

Lehensherrn von Flandern Anerbietungen der Genter gelangt sind. Aber er beeilte sich vielmehr seinem neuen Freund dem Kaiser die Reise durch Frankreich als den kürzesten Weg in die Niederlande vorzuschlagen. Wirklich hatte Karl V. den Mut sich wehrlos in die Hand des Mannes zu geben, dem er vormals unvergeßliche Demütigungen zugefügt hatte, aber ungefährdet und wie im Triumph durchzog er die französischen Städte, die mit Franz I. wetteiferten den hohen Gast nur Glanz und Liebenswürdigkeit sehen zu lassen; in Poitiers brachte man ihm einen goldenen Adler als Ehrengeschenk, in Paris eine riesige Statue des Herkules aus vergoldetem Silber. Wie hätten da die Genter „Kreesers" (Krischer) ernstlich an ferneren Widerstand denken sollen? Nachdem etliche zwanzig Köpfe gefallen waren, sprach Karl das Todesurteil über die Freiheiten seiner Geburtsstadt, deren wirtschaftliche Blüte ohnedies schon seit lange zurückgegangen war. Mit vollem Recht durfte Butzer einmal dem Landgrafen gegenüber vom Kaiser bemerken: „Gent zeiget wohl an, was sein Gnad ist, wenn er mag." Es ist doch nicht wohl möglich, die Vorschläge, welche Karl V. damals Franz I. gemacht hat, für ernstlich gemeint zu halten; sollte er wirklich je daran gedacht haben, seinen kostbarsten Besitz, seine „wahren Indien", die Niederlande mit der Hand seiner Tochter Maria dem Herzog von Orleans zu übergeben? Mit Burgund, sowie mit Geldern und Zütphen zusammen, die man Cleve entreißen mußte, hätten sie gewiß „eines der besten Königreiche der ganzen Christenheit" dargestellt. Franz I. hütete sich jedenfalls diese glänzenden Aussichten, dieses „Schattenbild", wie er sagte, mit einem Verzicht auf seine niederländischen und italienischen Ansprüche und mit der Herausgabe von Savoien und Piemont zu erkaufen. Bald nach jenem freundschaftlichen Zusammensein schien nach den Drohungen des Königs „der größte Krieg, der je zwischen ihnen gewesen", vor der Türe zu sein. Überall, in Italien und Deutschland, an der niederländischen Grenze, in Konstantinopel setzten die französischen Umtriebe gegen Habsburg mit frischen Kräften ein; durch raffinirte Verräterei wurde die Republik Venedig zu einem ungünstigen Frieden mit der Pforte genötigt (Mai 1540). Am deutlichsten sprach aber die Vermählung der jungen Nichte des Königs, Johanna von Navarra, welche Karl V. für den Infanten Philipp begehrt hatte, mit dem Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve (Juli 1540); ein paar Tage später schloß Frankreich mit Jülich ein Schutz- und Trutzbündniß. Karl antwortete mit der Übertragung des vielumstrittenen Herzogtums Mailand auf seinen Sohn. Es war, nach dem Wort eines vornehmen Niederländers, ein Zustand, schlimmer als offener Krieg.

Unmöglich konnte in solcher Lage der Kaiser mit den deutschen Protestanten brechen, so heftige Vorwürfe auch der Papst wegen des Frankfurter Anstands erhoben hatte. Paul III. erklärte den Erzbischof von Lund für bestochen, die Königin-Statthalterin Maria für eine heimliche Gönnerin der Ketzer; er forderte Stärkung des katholischen Bundes (S. 683), Gewalt oder wenigstens Androhung von Gewalt. Manche Stimmen bezichtigten Karl V.

Digitized by Google

geradezu schismatischer Absichten. Aber der Papst hatte seinen Klagen und Forderungen selbst einen guten Teil der Wirkung entzogen, indem er das vom Kaiser begehrte Concil, nach einem mißglückten Versuch in Vicenza, am 21. Mai 1539 auf unbestimmte Zeit vertagte. Jene Ansicht vom Beruf des Kaisers zur Reformation der Christenheit mußte dadurch aufs Neue in den Kreisen hervortreten, welche von Erasmus und seinen Ideal einer „lieblichen Eintracht der Kirche" angeregt immer noch an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung glaubten und zum Teil den hartnäckigen Streit um dieses oder jenes Dogma überhaupt nicht begreifen konnten. Meist sind es Gelehrte und Politiker, Männer wie Julius Pflug, die Carlowitz, der Exlutheraner und eifrige Ireniker Witzel, der schon bei der katholisirenden brandenburgischen Reformation einen gewissen Einfluß geübt hatte. Diese Männer hatten kein klares Bewußtsein davon, daß es sich eben nicht um die eine oder andere Reform, auch nicht um wissenschaftliche Verständigung handelte, daß hinter den Spitzfindigkeiten der strittigen Dogmen und trotz der zahlreichen theoretischen Berührungspunkte sich zwei grundverschiedene Geistesrichtungen unversöhnlich gegenüberstanden. Sehr mit Unrecht hat man damals und später sich bemüht, einer von beiden Parteien oder gar einzelnen Persönlichkeiten die Fruchtlosigkeit der Religionsgespräche zur Last zu legen, welche seit dem Jahr 1540 vom Kaiser veranstaltet worden sind. Weit merkwürdiger als der Entschluß Karls V., sich dieses Mittels zu bedienen, ist freilich die wenn auch verklausulirte Einwilligung Roms und die Teilnahme päpstlicher Gesandten an Verhandlungen, deren Zulässigkeit von streng kirchlichem Standpunkt aus eigentlich verneint werden mußte. Wir werden auf die gleichzeitige reformatorische Strömung in Italien noch zurückkommen; es ist doch sehr bezeichnend, daß im Frühjahr 1540 der Nuntius Morone sich zwar gegen Religionsgespräche, aber für die unbedingte Notwendigkeit eines Concils als des einzigen Heilmittels erklärt. Besonders schwer mochte aber in den Augen Pauls III. die Gefälligkeit wiegen, womit der Kaiser der päpstlichen Eroberung von Camerino zugesehen und seine dem Enkel Pauls Ottavio vermählte Tochter Margaretha zur Aussöhnung mit dem ihr verhaßten Gatten gezwungen hatte. Nachdem also bereits in Gent gegenüber den Kriegshetzereien des alten Agitators Held die Gesandten der Protestirenden den Kaiser zum Ausschreiben einer „christlichen Vergleichung" nach Speier bewogen hatten, fand im Juni 1540 zunächst dieser nach Hagenau verlegte Tag statt; da aber unter den gesammten Ständen beider Bekenntnisse keine Einigung zu erzielen war, kam es im November wirklich zur Eröffnung einer engeren Versammlung in Worms, bei welcher Granvela den Vorsitz führte. Er und der kaiserliche Rat Naves überboten sich in Liebenswürdigkeiten gegen die Protestanten, aber diese hatten schon vorher ausdrücklich erklärt, daß sie als Richter in den streitigen religiösen Fragen nur „unsern lieben Herrn Jesum Christum" anerkennen würden. Vergebens wies Granvela dem päpstlichen Legaten Campeggi einen keineswegs auszeichnenden Platz an, wie er auch nur beim Namen des Kaisers und nicht

Digitized by Google

bei dem des Papstes das Haupt entblößte. Die Abneigung der Protestanten fand diesmal gerade in dem ehedem so gefügigen Melanchthon einen Vertreter, der an Schroffheit nichts zu wünschen übrig ließ. Vielleicht ist die persönliche Berührung mit Calvin, der schon dem Hagenauer Tag beigewohnt hatte, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Unter endlosen Streitereien über die Zahl der Beisitzer und alle erdenklichen Förmlichkeiten suchte Morone das ganze Gespräch zu hintertreiben, weil er bei der unsichern Haltung dreier von den elf katholischen Colloquenten, Pfalz, Jülich und Brandenburg, fürchtete, es könnte sich schließlich eine Majorität für die Protestanten ergeben. Schon vorher hatte er über die deutschen Bischöfe bitter geklagt, welche nur im Trinken und Umgang mit Weibern, nicht aber den Ketzern gegenüber Männer seien; er hielt sie für fähig, durch Preisgabe der angeblich unwesentlichen Stücke und Verschiebung der dogmatischen Fragen auf das Concil den Ausgleich zu verkaufen, „und auf diesem Weg wird ganz Deutschland einig werden, aber lutherisch". Kaum hatten zu Worms Melanchthon und Eck ein paar Tage lang disputirt, als ein kaiserliches Schreiben die Fortsetzung der Verhandlungen auf den Reichstag zu Regensburg verlegte, welcher in Gegenwart des Kaisers selbst endlich am 5. April 1541 eröffnet wurde. Man muß sich die Eindrücke gegenwärtig halten, die Karl V. damals empfing, um die Bitterkeit des stolzesten Herrn gegen die deutschen Ketzer zu würdigen; wie hart mochte es ihm werden, fortwährend Rücksicht auf sie zu nehmen, Beleidigungen und Spöttereien zu übersehen und zu überhören, wie sie seinem kaiserlichen und katholischen Gefühl in Regensburg mehr als einmal begegneten. Aber trotzdem und trotz der Wormser Erfahrungen schienen in Regensburg von Anfang an die Aussichten auf einen Vergleich sich eher gebessert zu haben. Tatsächlich sind sich auch, wie man häufig betont hat, die beiden Parteien niemals so nahe gekommen wie hier. Von zwei Seiten hatte man sich entgegengearbeitet. Noch zu Worms hatte der Landgraf — wir werden bald sehen aus welchen Ursachen — vertrauliche Unterhandlungen mit Granvela angeknüpft, in Folge deren ein geheimes Religionsgespräch zwischen Butzer und Capito einerseits, dem kölnischen Kanzler Gropper und dem kaiserlichen Rat Veltwyk andererseits stattfand. Das Ergebniß des Gesprächs, bei welchem die beiden Protestanten die Sorge nicht los wurden, „daß wir nicht dem Teufel dieneten, da wir meinten Christo zu dienen", war ein Reformationsentwurf, der zuerst dem Landgrafen, dann ohne Nennung der Urheber durch den Kurfürsten von Brandenburg an Luther und durch Granvela dem Legaten und den katholischen Theologen mitgeteilt wurde. Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung war so gut wie angenommen, die Gemeinsamkeit überhaupt nach Kräften vorangestellt, die unvereinbaren Gegensätze betreffs der Wandlungslehre und anderer Fragen abgeschwächt. Es bezeichnet nun das weiteste Entgegenkommen, das von katholischer Seite je stattgefunden hat, daß der Cardinallegat Contarini sich nach Vornahme gewisser Änderungen mit dem Entwurf einverstanden erklärte. Contarini's Absendung nach Regensburg war

Digitized by Google

an und für sich ein Zugeständniß an die Freunde der Union, denn unter den Größen der alten Kirche hatte vielleicht keiner mehr Beruf zum Vermittler und davon abgesehen wich seine Ansicht über die Rechtfertigung schon früher von der orthodoxen Auffassung ab. Mit großer Feierlichkeit, versiegelt, wurde von Granvela jenes „Regensburger Buch" den sechs Theologen vorgelegt, welche der Kaiser zur Führung des Gesprächs ernannt hatte. Es waren die Katholiken Eck, Pflug und Gropper, die Protestanten Melanchthon, Butzer und Pistorius; auch diese Auswahl bezeugte den ernstlichen Wunsch des Kaisers, trotz des drohenden Kriegsgeschreis, welches die Baiernherzoge und Mainz erhoben, zu einer friedlichen Lösung zu gelangen, denn der polternde Fanatismus eines Eck sah sich in dieser Zusammensetzung ganz isolirt. Selbst Contarini ward einen Augenblick stutzig, da im Ernennungsdekret von seiner Mitwirkung nicht die Rede war. Am 27. April begann das Gespräch, mit Zugrundlegung des vom Kaiser übergebenen Buches; es mochte die Teilnehmer selbst überraschen, daß sie bereits am 2. Mai sich über den fundamentalen Artikel von der Rechtfertigung geeinigt hatten, so wenig unionslustig auch Melanchthon sich zeigte und so widerwillig Eck seine Unterschrift gab. Granvela brachte die Vereinbarung eigenhändig zu Papier. Freilich war am Schluß eine Klausel zu Gunsten der werktätigen Liebe angebracht, welche zur Ergänzung der streng lutherischen Fassung, daß allein der Glaube gerecht mache, dienen sollte, und deshalb mochten Contarini und andere altkirchliche Theologen den Artikel für durchaus katholisch halten, während man in Wittenberg von dem „weitläufigen und geflickten Ding" keineswegs befriedigt war. Dahin ging das Urteil Luthers; er wollte den Artikel nur dann vorläufig dulden, wenn die Katholischen erklärten, bisher anders gelehrt zu haben, und widerriet andernfalls dem Kurfürsten den Besuch des Reichstags, falls er sich nicht „mit dem Teufel selbst vertragen" wolle. Noch entschiedener lehnte Rom trotz aller Bemühungen Contarinis dieses erste Ergebniß der Regensburger Unionsversuche ab. Aleander vertrat die ganz richtige Ansicht, daß, wenn auch die Theologen sich zuletzt in allem einigen sollten, Deutschland sich doch niemals ihrer Vereinbarung unterwerfen würde. In dem gleichen richtigen Gefühl hatte Melanchthon gewünscht, die Sache lieber anfangs scheitern zu sehen als noch weitere Gelegenheiten des unvermeidlichen Bruchs abzuwarten. Was Luther oft genug ausgesprochen hatte und sein Kurfürst mit einer Art von Instinkt unerschütterlich vertrat, die Unmöglichkeit einer Versöhnung zwischen Rom und dem evangelischen Deutschland, ist auf diesem Regensburger Gespräch endgültig besiegelt worden und hierin, nicht in jener fruchtlosen Annäherung, liegt seine wahre Bedeutung. Es ist bezeichnend, daß Johann Friedrich seinen Räten ausführliche Vorsichtsmaßregeln mitgab, um jeden bedenklichen Verkehr Melanchthons mit den Gegnern zu verhindern; sie sollten ihn überhaupt möglichst wenig aus den Augen und aus dem Hause lassen. Aber der ehemalige Fanatiker des Friedens schien wie umgewandelt; vielleicht hat auch diesmal der als Vertreter Straßburgs anwesende Calvin auf ihn

Digitized by Google

eingewirkt, der in einem pseudonymen Pamphlet „seinem" Deutschland mit einer an Hutten gemahnenden Kraft der Sprache die ewige Trennung von Rom predigte, von dem „System der Gottlosigkeit, der Lüge, der Beraubung, der Wollust".

Vergebens suchten Karl V. und Granvela durch starke Pression auf den Legaten und die Katholischen das Unmögliche doch noch zu erzwingen. Für einen Mann wie Held waren Granvela, Naves und Lund „die drei bösen Geister", welche den Kaiser zur unbefugten Einmischung in Glaubenssachen veranlaßten. Aber das kaiserliche Projekt, die vereinbarten Artikel als gemeinsame Lehre zu verkündigen und in den nicht vereinbarten gegenseitige Duldung bis zum Concil zu üben, stieß auf hartnäckigen Widerstand selbst bei Contarini, obwohl Granvela soweit ging, zu drohen, falls man die Einigung nicht erreiche, werde „in wenigen Tagen ganz Deutschland lutherisch sein". Eine förmliche Gesandtschaft, darunter zwei Fürsten von Anhalt, wurde im Namen Joachims und Georgs von Brandenburg, tatsächlich jedoch auf Wunsch des Kaisers in Sachen dieses Toleranzprojekts an Luther abgefertigt, aber dieser kleidete seine Ablehnung in die Forderung, daß der Kaiser die „reine und klare" Predigt der vereinbarten Artikel, d. h. die Zulassung evangelischer Prediger bei den Katholischen anbefehlen solle. Noch Monate hindurch zogen sich die Verhandlungen des Reichstags, auf welchem der Kaiser mit den Katholischen nicht besser zurecht kam als mit den Protestanten; weder die einen noch die andern vermochte er zufriedenzustellen. Der Reichsabschied erneuerte den Nürnberger Frieden, aber zugleich den Augsburger Abschied bis zu einem allgemeinen oder nationalen, jedenfalls in Deutschland abzuhaltenden Concil oder, falls beide nicht in anderthalb Jahren zu Stande kämen, bis zur Entscheidung eines Reichstags; die Protestanten sollten über die verglichenen Artikel nicht schreiben, niemanden von der andern Seite an sich ziehen, Kammergerichtsprozesse und Achturteile in Religionssachen bis zum Concil oder Reichstag suspendirt bleiben. Aber die Protestanten nötigten durch beharrliche Verweigerung der Türkenhülfe den Kaiser, ihnen am 29. Juli eine geheime Deklaration des Abschieds zu bewilligen, welche den Schutz des geistlichen Besitzes auf sie ausdehnte, die ausschließlich katholische Besetzung des Kammergerichts und die Anwendung des Augsburger Abschieds auf Religionssachen aufhob und den Protestanten die „christliche Reformation" von Klöstern und Stiften gestattete. Am gleichen Tag trat freilich der Kaiser der katholischen Liga bei, aber nicht ehe derselben sozusagen die Zähne ausgebrochen waren; sie war nach Vetters Ausdruck „kaum noch ein Defensivbündniß zu nennen". Bis in die Verlesung des Reichsabschieds setzten sich die ständischen Streitigkeiten und Nörgeleien fort. Von „hispanischer Tyrannei" war vorläufig im Reich noch nichts zu spüren; Karl V. mußte dieser fürstlichen Anarchie, der katholischen wie der protestantischen, noch oftmals gute Miene machen, bis er ans Schwert schlagen und in seiner wahren Gestalt hervortreten konnte.

Aber trotzdem bezeichnet dieser Regensburger Tag einen Triumph der

Digitized by Google

kaiserlichen Politik, der wertvoller war als die Durchsetzung der Türkenhülfe. Zwei evangelische Fürsten hatten dem Kaiser in der entscheidenden jülichischen Frage und Frankreich gegenüber bindende Zusicherungen gegeben, Kurfürst Joachim, dem hiefür seine Kirchenordnung bis zum Concil garantirt wurde, und Philipp von Hessen. Dieser Verrat des Landgrafen an der protestantischen Sache — denn eine mildere Bezeichnung wäre hier übel angebracht — ist mit allem, was daran hängt, der dunkelste Fleck in der Geschichte der deutschen Reformation, wenn gleich bei dem Hauptschuldigen in ganz eigentümlicher Weise jene erhöhte Empfindlichkeit des Gewissens mitspielt, welche eben zu den bedeutsamsten Kennzeichen der großen religiösen Bewegung zählt. Nichts ist vielleicht lehrreicher als die Verkettung von Motiven zu verfolgen, welche den berufenen Führer des deutschen Protestantismus von privater zu politischer Unsittlichkeit getrieben hat, und gerade darin drückt sich das Verhängniß Deutschlands in jener Zeit am deutlichsten aus, daß der Anschluß eines Reichsfürsten an seinen Kaiser wirklich etwas politisch Unsittliches an sich tragen konnte. Wie verschieden von der Brutalität des englischen oder der Leichtfertigkeit des französischen Königs ist aber doch die fast kindliche Gewissensangst, welche den ebenso aufrichtig frommen als sinnlich unbändigen Landgrafen in Folge seiner Ausschweifungen (S. 686) befällt! Unfähig seiner reizlosen sächsischen Gemahlin, die ihm übrigens sieben Kinder schenkte, die Treue zu halten machte er sich doch die schwersten Vorwürfe und enthielt sich vom Bauernkrieg bis zum Jahr 1540 fast ganz des Abendmahls. Schon 1526 hatte er bei Luther über die Zulässigkeit der Polygamie angefragt, welche in der Antwort zwar widerraten, aber doch für schriftgemäß erklärt wurde. Es entging dem Landgrafen nicht, daß die Wittenberger in ihrem Gutachten über die englische Ehescheidungssache (S. 673) die Polygamie als den am wenigsten bedenklichen Ausweg bezeichnet hatten. Wenn die Reformatoren selber in dieser Frage sich von einem übertriebenen Biblizismus nicht losmachen konnten, wie hätte da der fürstliche Kenner der Schrift nicht das klare Zeugniß des alten und das Schweigen des neuen Testamentes zu Gunsten seiner Wünsche auslegen sollen? Seine Wahl fiel auf Margaretha von der Sale, ein Hoffräulein seiner Schwester der Herzogin von Rochlitz; noch im Jahr 1539 wußte er sich der Zustimmung erst Butzers, dann auch der Wittenberger und des Kurfürsten Johann Friedrich zu versichern und sogar seine Gemahlin gab ihre Einwilligung, während Philipp seine Schwester, deren „heißen Kopf" er fürchtete, in der unwürdigsten Weise hinters Licht führte. Luther und Melanchthon waren ganz wie Butzer schwach genug, in ihrem Gutachten dem Landgrafen zu willfahren, unter der Bedingung, daß die Sache geheim gehalten werde, da es kein Gesetz, keine allgemein gültige Norm, sondern nur eine Dispensation für diesen besondern Fall sein solle. Daraufhin wurde erst das Fräulein selbst von der Absicht ihres Liebhabers unterrichtet, der übrigens entschlossen war sie im Fall einer Weigerung derart bloszustellen, daß Niemand mehr ihre Hand würde haben

Digitized by Google

wollen. So fand am 4. März 1540 zu Rotenburg die seltsame Trauung statt, in Gegenwart Butzers, Melanchthons und eines kursächsischen Rats. Luther erhielt ein Fuder Rheinwein zugeschickt, obwohl er eigentlich der Meinung gewesen war, der Landgraf werde ohne förmliche Hochzeit auf einem seiner Schlösser „ein ehrlich Maidlein in heimlicher Ehe halten". Die tiefste Unsittlichkeit bei dem ganzen Handel lag eben in diesem Rat der Theologen die Welt zu belügen und sie kam in ihrer ganzen Häßlichkeit zu Tage, als die Sache, wie sich voraussehen ließ, erst in den höfischen Kreisen und bald allgemein ruchbar wurde. Wagte doch der Prediger Melander, der die Trauung vollzogen hatte, die Bigamie auf der Kanzel zu verteidigen! Melanchthon wurde vor Ärger und Betrübniß krank, während Luther „als ein roher Sachse und ein Bauer", wie er sagte, unerschütterlich dabei blieb, man dürfe und müsse „um Besseres und der christlichen Kirche willen" eine gute starke Lüge nicht scheuen; „das heimliche Ja muß ein öffentliches Nein bleiben". Philipps Angst und Entrüstung reizten ihn nur zu Drohungen; „es ist wahrlich," schrieb er, „nicht um mich zu tun, der ich wohl weiß, mich, wo es zur Feder kommt, herauszudrehen und Ew. Gn. drinnen stecken zu lassen". Der Mann, der ehedem entschlossen war eher sich und die ganze Welt zu opfern als die Wahrheit, kommt jetzt zu einer wirklich frivolen Rechtfertigung seines Abfalls von sich selbst; „ich will tun," schreibt er an Philipp, „mit gutem Gewissen, wie Christus im Evangelio: der Sohn weiß von dem Tage nicht, und wie ein frommer Beichtvater, der soll und muß sagen öffentlich vor Gericht, er wiß nichts darum, was er von heimlicher Beicht gefragt wird". Es ist das nicht besser als wenn Butzer das Recht die Feinde zu betrügen aus dem Beispiel Christi und der Apostel, ja Gottes selbst zu erweisen sich müht; der Landgraf, meint er, solle durch notariellen Kontrakt seine zweite Frau für eine bloße Konkubine erklären lassen, „wie Gott sie seinen lieben Freunden nachgegeben habe". In der furchtbarsten Weise hatte jene schon früher hervorgehobene vergiftende Wirkung religiöser Kämpfe auch die Führer einer Bewegung ergriffen, welche zur Rettung der Gewissen und der Wahrheit zu liebe in die Welt getreten war.

Diese Verläugnung ihres Ursprungs hat sich an der deutschen Reformation bitter genug gerächt. Denn mit dem Zerwürfniß zwischen Kursachsen und Hessen ging ein Riß durch den schmalkaldischen Bund gerade in einem Augenblick, in welchem Einheit und Besonnenheit mehr als je von den protestantischen Politikern gefordert wurde. Es handelte sich um nichts Geringeres als in dem erneuerten europäischen Kampf zwischen Frankreich und Spanien Partei zu ergreifen, und für den klar denkenden Protestanten konnte die Wahl unmöglich zweifelhaft sein. Mochte Franz I. in seinem Reich die Ketzer verfolgen, der große Feind des Evangeliums war und blieb immer der Kaiser, welchen nur die äußerste Not dazu bringen konnte um die Hülfe der deutschen Lutheraner zu werben und dieselbe mit halben Zugeständnissen auf kurzen Termin zu bezahlen. Am kursächsischen Hof hatte man kaum die volle Einsicht

Digitized by Google

aber doch das richtige Gefühl davon und sehr bezeichnend warnt jenes verhängnißvolle Gutachten Luthers und Melanchthons am Schluß den Landgrafen vor jedem Vertrauen auf den Kaiser, der „ein untreuer, falscher Mann sei und deutscher Art vergessen, den päpstischen, cardinalischen, italischen und sarazenischen Glauben habe". Das Wegbleiben Johann Friedrichs vom Regensburger Reichstag war eine leicht verständliche Demonstration, wie er ja die Gesandten zu Regensburg über seine Abneigung gegen einen Frieden mit dem „mordbrennerischen und abgöttischen Haufen" der Katholischen nicht im Unklaren gelassen hat. Kursachsen wäre zu dem Bündniß bereit gewesen, welches Frankreich in den Jahren 1540 und 1541 den deutschen Protestanten antrug. Dieses Bündniß hätte vielleicht den Fall der habsburgischen Weltmacht und den Sieg des protestantischen Elements in Deutschland bedeutet; es ist höchst charakteristisch, wie der französische Cardinal du Bellay seinen Straßburger Freund Jakob Sturm auf die feste Verstrickung des Satans hinweist. Denn in Straßburg war der eigentliche Mittelpunkt dieser Allianzbestrebungen, welche von Männern wie Butzer, Calvin, ihrem Korrespondenten dem Historiker Sleidanus auf das Eifrigste gefördert wurden. Aber die Doppelehe des Landgrafen machte alles zu nichte. Wir kennen seine längst angeknüpften Beziehungen zu den Kaiserlichen, zur Königin Maria und dem liebenswürdigen Granvela (S. 663; 687). Dennoch trieb ihn erst die schroff abweichende Haltung der Wittenberger und Kursachsens nach dem Bekanntwerden des schmählichen Handels ganz ins kaiserliche Lager. Denn anfangs hatte er dem sächsischen Kurfürsten für seinen Beistand nicht nur Unterstützung Jülichs, sondern auch, für den Fall eines Weltkriegs, „wenn wir Oberhand behielten", die Kaiserkrone in Aussicht gestellt. Als aber Johann Friedrich, entsetzt über den öffentlichen Skandal, jedes Eingeständniß seiner eignen Zustimmung zur Bigamie und im Verlauf eines erregten Briefwechsels sogar jede Hülfe gegenüber einem etwaigen richterlichen Einschreiten des Kaisers verweigerte, da drohte Philipp mit Abfall zum Kaiser; sogar an den Papst dachte er einmal sich um Dispens zu wenden und dabei „ein Gulden drei- oder viertausend nicht anzusehen". Vergebens ließ Butzer nicht ab alle religiösen und politischen Gründe gegen die unnatürliche Verbindung des schmalkaldischen Hauptes mit Karl V. und zu Gunsten des französischen Bündnisses aufzubieten. „Der Hof," schreibt er, „ist der größte Feind aller Freiheit und Gerechtigkeit deutscher Nation; das wissen E. f. Gn. Wo man des Orts sonst Feier hätte, man würde wahrlich an uns arbeiten." Aber die Versprechungen Granvelas, mit welchem Philipp seit Herbst 1540 wieder in eifriger Verhandlung stand, schienen dem betörten Fürsten mehr Sicherheit zu bieten als eine aufrichtige Versöhnung mit Kursachsen und auf dem Regensburger Tag schloß er (13. Juni 1541) seinen Vertrag mit dem Kaiser und dem römischen König, der einem völligen Verzicht auf jede politische Selbständigkeit gleichkam. Gegen Gewährung der Amnestie verpflichtete sich Philipp, mit Frankreich, England und Cleve kein Bündniß einzugehen, ihre Aufnahme in den schmalkaldischen Bund und jede deutsche

Digitized by Google

Unterstützung Franz' I. zu hindern, auf Verlangen gegen denselben zu dienen, die Nachfolge Ferdinands im Reich anzuerkennen und bei seinen Verbündeten durchzusetzen. Aus dem gefürchteten Kämpfer des Evangeliums war ein Werkzeug der kaiserlichen Politik geworden; Philipps vormalige Befürchtung, daß die Gegner seiner Freiheit nachstellen könnten, hatte sich, wenn auch nicht buchstäblich, erfüllt. Und dabei war noch der junge Albertiner Moritz von Sachsen in diesen Vertrag mit einbezogen worden. Freilich hatte Philipp die Religionssache und den schmalkaldischen Bund ausgenommen, aber er selbst sollte vor einem Angriff wegen der Religion nur dann geschützt sein, wenn nicht „wider alle protestantes ein gemein Krieg bewegt würde".

So war Karl V. einer schweren Sorge enthoben, während sich eben eine große Coalition gegen Habsburg vorbereitete. Der wichtige Platz, welchen die deutschen Protestanten ausfüllen sollten, blieb leer, denn Kursachsen wurde in seinen Bemühungen um das französische Bündniß auch von den übrigen Schmalkaldenern im Stich gelassen. Frankreich hatte freilich zugleich mit den deutschen Katholiken, mit Mainz und Baiern unterhandelt und deren Klagen über den Legaten Contarini in Rom unterstützt. Nach allen Seiten hin suchte die französische Politik dem Kaiser Boden abzugewinnen und es konnte dem König nur den willkommensten Anhaltspunkt zur Verurteilung der kaiserlichen Gegenzüge liefern, als im Juni 1541 zwei französische Gesandte, der alte Unterhändler mit der Pforte Rincon und der nach Venedig bestimmte Fregoso, bei Pavia von spanischen Truppen ermordet wurden. Damals stand Ferdinands ungarische Herrschaft auf dem Spiel und alles schien den Kaiser aufzufordern seine ganze Tatkraft nach Osten zu wenden, „Deutschland selbst in Ungarn zu retten", wie der Vertreter seines Bruders vor dem Reichstag sagte. Denn nach dem Tode Johann Zápolyas (23. Juli 1540) wurde trotz des Großwardeiner Vertrages (S. 685) von einem Teil der Nation der kaum geborene Sohn des Dahingeschiedenen als Nachfolger anerkannt und Suleiman, von Frankreich bearbeitet, beschloß den jungen Prinzen gegen Ferdinand zu halten. An der Spitze der antiösterreichischen Partei stand der „Bruder Georg", ein mönchischer Diplomat kroatischer Herkunft, der schon Zápolyas rechte Hand gewesen und zum Bischof von Großwardein aufgestiegen war. Man wußte zu Regensburg schon im Juni 1541 von großen Vorbereitungen der Türken; trotzdem ging Karl V., der sich nachmals mit ungenügender Kenntniß dieser Vorgänge zu entschuldigen suchte, vom Reichstag weg nach Italien, eben als das von dem alten Roggendorf befehligte Heer seines Bruders aufs Haupt geschlagen wurde und der Sultan selbst (26. August) vor Ofen erschien. Die Königinwittwe Isabella und ihre Partei erfuhren bald genug, daß Suleiman nicht gesonnen war, Ungarn weiterhin andern Händen zu überlassen; es wurde zur türkischen Provinz gemacht und die Ofener Marienkirche in eine Moschee verwandelt. Der Kaiser hatte wirklich allen Grund sich zu stellen, als wisse er nichts von diesen Ereignissen, während er in aller Muße seine Zusammenkunft mit dem Papst, welche die Einberufung des Concils zur Folge hatte,

Digitized by Google

und sein arg verspätetes Unternehmen gegen Algier in Gang brachte. Kein Wunder, daß Böswillige von einer wohlüberlegten Flucht vor dem Türken sprachen. Als die kaiserliche Flotte in der zweiten Hälfte des Oktober vor Algier erschien, konnte der zur Übergabe aufgeforderte Hassan Aga triumphirend auf die Bundesgenossenschaft des Meeres hinweisen. Stürme und Regenschauer, wie sie der greise Seeheld Doria in fünfzig Jahren nicht erlebt hatte, vernichteten einen großen Teil der Schiffe und minderten zugleich die Schlagfertigkeit der gelandeten Truppen. Karl V. durfte von Glück sagen, daß er Ende November von dem gänzlich mißglückten Zug nach Spanien heimkehren konnte. Es gehören diese beiden nordafrikanischen Expeditionen des Kaisers zu den am schwersten begreiflichen Abschweifungen einer Kriegspolitik, welche im einen wie im andern Fall ihr deutlich gewiesenes Ziel einfach nicht zu sehen scheint. Weit weniger kann es überraschen, daß der vom Reich endlich beschlossene ungarische Krieg im Jahr 1542 ganz erfolglos verlief. Wohl bekamen sogar deutsche Fürsten damals Angst vor der unheimlichen türkischen Nachbarschaft, vor der unmittelbaren Bedrohung Böhmens, aber die Hülfe, welche die Protestanten auf dem Speirer Reichstag 1542 nach einer fünfjährigen Erstreckung des Regensburger Friedstandes und der Suspension der Prozesse (S. 734) bewilligten, sammelte sich so langsam und bekam in der Person des Kurfürsten Joachim II. einen so untüchtigen Feldherrn, daß dieser Feldzug des Reichsheers nach Ungarn nur dem Kriegsruf der Deutschen, nicht aber den Türken gefährlich wurde. Gegen Ende September gelangte man erst bis vor Pesth; ein Versuch der vom Papst geschickten Italiener zu stürmen wurde von den Deutschen gar nicht unterstützt. Es fehlte, wie Ferdinand schrieb, „an dem Gehirn für gute Führung, nicht an Leuten und Sachen". Im nächsten Jahre gewann dagegen Suleiman, der selbst die neue Westgrenze seines Reiches überschritt, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg und Gran, während Ferdinand durch die Unlust seiner böhmischen Truppen und die schlimme Witterung gehindert wieder nichts erreichte. Frankreich hatte inzwischen seine Stellung durch Bündnisse mit Dänemark (1541) und Schweden (1542) verstärkt; im Sommer 1542 begannen auch von seiner Seite die Feindseligkeiten. Zwar waren es nur vorübergehende Erfolge, welche die Franzosen unter Vendome in Artois und unter Orleans, dem zweiten Sohn des Königs, in Luxemburg erzielten, so sehr ihnen auch das Bündniß mit Jülich und dessen durch Dänen und Schweden verstärktes Heer zu statten kamen. Im Süden vollends mußte die Belagerung von Perpignan unverrichteter Dinge wieder aufgehoben werden. Aber im Frühjahr 1543 führte der Sieg des cleviſchen Führers Martin van Rossem bei Sittard über die Kaiserlichen (24. März) zu einer neuen Überschwemmung der südlichen Niederlande durch französische Streitkräfte und Suleiman, mit französischem und venezianischem Geld unterstützt, erhob sich, nicht ohne die Drohung, Wien solle diesmal mit beiden Händen, nicht bloß mit einem Finger angefaßt werden. Chaireddin Barbarossa nahm mit Hülfe der französischen Flotte Nizza weg; in Marseille durften die

Digitized by Google

Türken ungescheut Sklavenhandel treiben. Non contra fidem, sed contra Carolum, lautete die Umschrift einer französischen Münze, welche auf einer Seite die Lilien, auf der andern den Halbmond zeigte.

Statt in diesem Weltkrieg ihre ganze Kraft einzusetzen, nützten die deutschen Protestanten die bedrängte Lage des Kaisers und die Abwesenheit jeder ordnungschaffenden Gewalt im Reich, um ungestraft ihre territorialen Händel auszutragen, ganz wie in früheren Zeiten vor der Reichsreform. Kursachsen allein griff wenigstens durch Sendung von Hülfstruppen zu Gunsten Jülichs ein. Aber auch Johann Friedrich suchte vor allem die naheliegenden Ziele kleinstaatlicher Politik zu erreichen und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit, die eines größeren Zwecks würdig gewesen wäre. Freilich mußte das Evangelium für diese landesherrliche Annexionslust den Deckmantel hergeben; es macht einen eigentümlichen Eindruck, die Wittenberger Theologen, selbst einen Luther immer mehr und mehr im Schlepptau des von ihnen so oft verurteilten „Hofs" zu sehen, wie sie ihre Ratschläge ändern, sobald der Kurfürst auf seinem Willen beharrt. So geschah es in der Naumburger Sache, als zum ersten Mal das bisher an Klöstern und kleineren Stiften geübte Reformationsrecht auf ein Bistum Anwendung fand, bei welchem allerdings ein Schutzrecht des ernestinischen Hauses, aber keineswegs eine Befugniß des Schutzherrn zur eigenmächtigen Ernennung des Bischofs bestand. Johann Friedrich wagte trotzdem bei der Erledigung dieses Bistums im Jahre 1541 die Wahl des bekannten Irenikers Julius Pflug umzustoßen und, indem er zugleich vom Stift Besitz ergriff, den Superintendenten von Magdeburg, Nikolaus Amsdorf, zum Bischof einzusetzen. Luther selbst, der vergebens den trefflichen Fürsten Georg von Anhalt empfohlen hatte, vollzog die Weihe an seinem alten Freund, „ohne allen Chresem, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Teer, Schmeer, Weihrauch, Kohlen und was derselben Heiligkeit mehr ist". Nun ging es weiter gegen das Bistum Meißen, über welches beide sächsische Linien zusammen das Schutzrecht besaßen, ein Umstand, der den allzu eifrigen Kurfürsten beinahe in einen Krieg mit seinem energischen jungen Vetter Moritz verwickelte. Denn ohne weitere Vereinbarung mit demselben ließ Johann Friedrich im Frühjahr 1542 zunächst das Collegiatstift Wurzen besetzen und in einem Atem reformiren und mit Verschanzungen versehen. Nicht etwa für den Bischof, sondern für sein eignes verletztes Recht griff Moritz, von Luther als „törichter Bluthund" gebrandmarkt, zu den Waffen; nur mit Mühe führte der Landgraf einen gütlichen Ausgleich herbei, kraft dessen die Streitenden das Bistum einfach unter sich teilten. Meißen selbst fiel an den Albertiner, der inzwischen wie sein Vetter in Naumburg seinerseits in Merseburg dem Kapitel die Zusage abnötigte, keinen Bischof ohne seinen Willen zu wählen. Unmittelbar darauf wurde der letzte namhafte weltliche Fürst, der in Norddeutschland zur alten Kirche hielt, von den beiden Häuptern des schmalkaldischen Bundes vergewaltigt. Wir kennen die Spannung zwischen Heinrich von Braunschweig und seinem ehemaligen Freund,

Digitized by Google

dem Landgrafen (S. 683); seither hatte sich zwischen „Heinz von Wolfenbüttel" und den beiden schmalkaldischen Häuptern ein Wechsel von Schmähschriften entwickelt, der selbst für die keineswegs zartfühlenden Zeitgenossen höchst anstößig war und den Tiefstand der Kultur in den deutschen Hofkreisen des XVI. Jahrhunderts gründlich aufdeckt. Auch Luther hat sich bekanntlich mit seiner Schrift „Wider Hans Worst" (1541) in diesen Federkrieg gemischt, aber keineswegs die Palme der Grobheit davon getragen, so eifrig er auch die erste Niederschrift nach dieser Richtung zu verbessern suchte. Aber wie hätte er die offiziellen Ausschreiben der Fürsten selbst überbieten sollen? Am Besten verstand es der braunschweigische Kanzler, welcher den verfluchten Ehrenschänder, Barabbas, Holofernes, Satanas und andere in einer kursächsischen Schrift gegen seinen Herrn gebrauchte Titel mit Zinsen heimzahlt. In der Gegenschrift erscheint der Kurfürst als der heillose, lügenhaftige, ehr- und schamlose Hans von Sachsen, der ungewaschene, unerfahrene und ungelehrte Bengel von Sachsen, das ungeschickte Eseltier, der verzweifelte Erzbube und Ketzer, der volle trunkene Maulwolf, der Trunkenbolz, der sich mit Köchen und Küchenjungen vollzutrinken pflegt und sich mit Wein und Bier nicht anders als ein Schwein im Kot besudelt, das unförmliche Monstrum oder Wundertier der Natur mit seiner scheußlichen ungeschickten Figur und Ungestalt. Das Schlimmste waren freilich die schweren sittlichen Vorwürfe, womit „Heinz" und „Lips" sich gegenseitig traktiren konnten. Wenn der Welfe den Hessen wegen seiner Bigamie als zweiten König Johann von Münster hinstellt, so zeigte sein eignes Privatleben nicht minder häßliche Flecken. Auch Heinrich hatte sich in ein Hoffräulein verliebt, aber statt auf den wunderlichen Ausweg des Landgrafen zu verfallen, ließ er seine Eva von Trott vor den Augen der Welt sterben. Zu Gandersheim wurde ihr Bild mit allen Ehren bestattet, am Hof beging man Seelmessen und die ahnungslose Herzogin legte Trauer an, während die Mätresse sich auf den Schlössern des Herzogs verborgen hielt und ihm ein Kind nach dem andern schenkte. Man kann sich die Entrüstung seiner Gemahlin, der Familie Trott, der zu Regensburg versammelten Fürsten denken, als diese elende Betrügerei herauskam. Sogar das häufige Vorkommen von Brandstiftungen in Kursachsen wollte man auf Rechnung Heinrichs setzen, freilich auf Grund von Aussagen, welche durch die Folter erpreßt wurden. Den eigentlichen Anlaß zum Krieg boten jedoch die Gewalttätigkeiten, welche sich Heinrich fort und fort gegen die evangelischen Städte Braunschweig und Goslar erlaubte, obwohl die Acht über letztere Stadt suspendirt worden war. Im Juli 1542 überfielen daher Johann Friedrich und der Landgraf den völlig ungerüsteten Gegner, der vergebens in Baiern Hülfe zu finden hoffte, während sein Land mit leichter Mühe — nur Wolfenbüttel widerstand eine Zeitlang — in die Hände der Angreifer fiel. „Alles sei durch Gott geschehen", schrieb Luther, aber in der Nähe betrachtet zeigte dieser braunschweigische Zug die Roheit der damaligen Kriegführung in ihrer abschreckendsten Gestalt und die befreiten

Digitized by Google

Braunschweiger selbst gaben den schmalkaldischen Landsknechten nichts nach; in ein paar Klöstern nahe der Stadt wurde nicht nur geplündert und Bildersturm gehalten, sondern man verbrauchte Handschriften und Urkunden als Streu für die Pferde, riß Leichen aus den Gräbern und warf sie den Schweinen vor. In der benachbarten Stadt Hildesheim, welche bei dieser Gelegenheit der Reformation und dem schmalkaldischen Bund beitrat, ging es nicht minder wüst her. Das Herzogtum Braunschweig wurde von den Schmalkaldenern in Huldigung und Verwaltung genommen, unter Leitung Bugenhagens evangelisirt, aber die Neuerung führte zunächst bei der Schwäche der provisorischen Regierung nur zu kirchlicher und sittlicher Verwirrung.

Immerhin hätten auch diese fragwürdigen Siege des Protestantismus einen höheren politischen Wert erhalten, wenn man sich nur entschlossen hätte, mit allen Mitteln jene unschätzbare Ergänzung der norddeutschen Reformation zu behaupten, die sich eben jetzt am Niederrhein wie von selbst darzubieten schien. Eine alte Hoffnung der Evangelischen war der Verwirklichung näher als je; einer von den höchsten Prälaten des Reichs, der Erzbischof und Kurfürst von Köln, hatte sich gewinnen lassen. Seit 1515 waltete Graf Hermann von Wied dieses hohen Amtes, ziemlich gut kaiserlich und auch gut katholisch, aber keineswegs ein Fanatiker; er korrespondirte mit Erasmus und unter dem Einfluß Johann Groppers (S. 732 f.) suchte er schon 1536 durch eine „Reformation" wenigstens den schlimmsten kirchlichen Mißbräuchen zu Leibe zu gehen, wobei sogar Groppers offizielles Handbuch für den Klerus in wunderlicher Weise eine fast protestantische Rechtfertigungslehre mit übrigens altkirchlichen Anschauungen zu vereinigen suchte. Seither waren im Verkehr mit protestantischen Herren und Gelehrten, unter den Eindrücken der kaiserlichen Unionsversuche dem Erzbischof seine evangelischen Neigungen zu vollem Bewußtsein gekommen. Er hielt sich an eine Bestimmung des Reichsabschieds von 1541, daß die Geistlichen eine „christliche Ordnung und Reformation" vornehmen sollten; schon trat er in Briefwechsel mit Butzer, der auf sein Drängen, zum Entsetzen des Domkapitels und des behäbigen erasmischen Reformers Gropper, seit Dezember 1542 in Bonn zu predigen anfing. „Der alte Herr," urteilt er über den Kurfürsten, „denkt eher sein Land aufzugeben als diese Sache; ganz und gar sieht er auf Gott." Aber die Lage war nach seiner Schilderung eine schwierige: „reiche Ernte, wenig Arbeiter, viel Feinde". Im Mai 1543 kam Melanchthon; staunend erkannten die Reformatoren, mit welcher Zähigkeit im heiligen Köln die Masse noch an den vielgepriesenen Schätzen ihrer Heiltümer, an Bildern und Prozessionen, an der ganzen „Abgötterei" hing. Dagegen zeigte sich die Mehrheit der weltlichen Stände des Erzstifts einer Reformation geneigt, deren Grundzüge von Butzer und Melanchthon in einem sehr ausführlichen „Bedenken" niedergelegt wurden. Zugleich trat der Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, Franz von Waldeck, mit der Neigung, dem Beispiel seines Oberhirten zu folgen, offen hervor; hatte er doch den Zug der Schmalkaldener gegen Braunschweig unterstützt und in

Digitized by Google

Osnabrück bereits durch Berufung des Lübecker Superintendenten Bonnus mit der Reformation angefangen. Freilich erscheint das Vorhaben des Waldeckers, dessen Lebenswandel von höchst weltlicher Ausgelassenheit war, in einem andern Licht als die ernsthaften Bemühungen des aufrichtig frommen greisen Kurfürsten. Welche Aussichten eröffneten sich dem Protestantismus, da während dieser beginnenden Evangelisirung des deutschen Episkopats Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm! So gut wie ganz Norddeutschland schien auch der Niederrhein für die alte Kirche verloren und indem Jülich durch seine Behauptung von Geldern tief in die eigentlichen Niederlande hinübergriff, warben neben dem Herzog und dem Bischof von Münster die Evangelischen der Reichsstadt Metz um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund. Aber auch aus Süddeutschland kamen

Silbermünze der Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp.

Auf der Vorderseite die Köpfe der beiden Brüder; der vordere ist Otto Heinrich; Umschrift: OTTO · HEN(ricus) · ET · PHILIP · FRATRES · COMITES · PALA · RHE · ET · DVCES · BAIOARIE * Auf der Rückseite ein liegender Panzer, darauf zwei Helme und der Wappenschild; Umschrift: CORAM · DEO · ET · HOMI · CONCORDIA · FRATR PROBATA · EST · MCXXVIII. Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

Zeichen einer immer stärkeren evangelischen Strömung; noch im Jahr 1542 siegte der neue Glaube in Regensburg und bald folgte der freilich arg verschuldete Pfalzgraf Ottheinrich von Neuburg, der schon seit einigen Jahren für das Evangelium gewonnen war. Wir kennen die Stimmung des österreichischen Adels (S. 664); auf dem Landtag von 1541 wurde in einer Eingabe an König Ferdinand die katholische Religion offen als Abgötterei bezeichnet. Selbst von Venedig her drangen die feurigen Bitten italienischer Brüder um geistliche Hülfe und weltlichen Schutz vor Verfolgung nach Wittenberg.

Aber den Führern der deutschen Protestanten fehlte teils das Verständniß teils der kraftvolle Wille, um diese Gunst des Geschicks zu fassen und nutzbar zu machen. Wahrhaftig traurig berührt die Engherzigkeit, womit der alternde Held der Reformation, wieder mehr als je in die unfruchtbare Welt dogmatischer Kämpfe versenkt, alles zurückstößt, was ihm die reine Lehre auch nur

Digitized by Google

im Geringsten zu trüben scheint. In seinem neuerwachten Zorn über die Sakramentirer rügt er die Abendmahlslehre jenes kölnischen Reformationsbuchs und ihren Verfasser, „das Klappermaul den Butzer" mit seinem „langen und großen Gewäsche"; den Italienern antwortet er spät und kühl und die Aufnahme der Metzer in den Bund widerrät er entschieden, da überhaupt auf fremde Nationen und ihren vorgeblichen Eifer für das Evangelium kein Verlaß sei. Weit verhängnißvoller als dieser mißtrauische Pessimismus Luthers wirkte freilich jener Vertrag des Landgrafen mit dem Haus Habsburg. Wohl wechselten bei Philipp bereits damals hochfliegende Stimmungen, die ihn bis zu Projekten über einen Ausgleich zwischen dem Kaiser und Frankreich, über die Verwandlung des Papstes in einen unschädlichen „Aufseher und Bischof von Rom" führten, und dann wieder die immer deutlichere Ahnung, daß die schönen Worte Granvelas, das große Kommando gegen Frankreich und andere Versprechungen sich als nichtig erweisen würden. Schon begann in den Augen des Kaisers und Granvelas eine jüngere Generation von Reichsfürsten mehr Gnade zu finden als die Zeugen der vergangenen großen Tage der Reformation, welchen ihre Gewissensbedenken doch niemals ganz auszutreiben waren. Es ist bezeichnend, mit welchem Eifer Granvela jetzt auf die Gewinnung des Herzogs Moritz von Sachsen ausging, der freilich noch einen allzuhohen Preis stellte. Immerhin hielten die Evangelischen auf dem Nürnberger Reichstag von 1543 wenn auch vergebens ihre Forderung aufrecht, daß die Regensburger Deklaration (S. 734) in den Abschied kommen solle, und weigerten, als dies nicht durchzusetzen war, die Türkenhülfe. Aber die Aufnahme Jülichs in den schmalkaldischen Bund unterblieb; als man zu einem Bundestag auch den Herzog Moritz, den Markgrafen Albrecht und die Nürnberger einlud, kamen nur abschlägige Antworten. Auf die im Bund befindlichen Städte war die äußerst städtefeindliche Haltung der Fürsten auf dem Regensburger Reichstag nicht ohne Einfluß geblieben; der Gegensatz dieser beiden Elemente trat gelegentlich des braunschweigischen Kriegs scharf genug hervor. Ein venezianischer Beobachter glaubte hierin eine derartige Schwäche des protestantischen Deutschland zu erkennen, daß nach seiner Meinung der Kaiser nur energisch aufzutreten brauchte, um seinen Willen durchzusetzen. Auch unter den Schmalkaldenern selbst konnte man ein Gefühl des Niedergangs nicht unterdrücken; „es ist gut," sagen einmal mit Recht die Frankfurter, „daß unsere Widerwärtigen nicht wissen, wie gar vieles bei uns uneins und verworren; — das ganze Haus bei uns ist morsch geworden." Johann Friedrich aber suchte sich nach dem Beispiel seines Doktor Martinus mit der Hoffnung zu trösten, daß offenbar die Erfüllung der danielischen Weissagung vor der Türe sei und Gott doch über alle Vernunft sein Wort bis ans Ende der Welt erhalten werde.

Wie gelähmt erwarteten die deutschen Protestanten den heranziehenden Kaiser, der sich in der Tat nichts Besseres hätte wünschen können. Mit Heinrich VIII., der seine unelegante clevische Gemahlin längst wieder verstoßen hatte, war im Februar 1543 ein neues geheimes Bündniß gegen „Franz den

Digitized by Google

Alliirten des Türken" geschlossen worden, worin sich Karl V. Burgund und Pikardie, Heinrich die Normandie, Guienne und die französische Krone als Siegespreis des gemeinsamen Kriegs vorbehielt. Es war charakteristisch, daß sich die beiden Kontrahenten verpflichteten kein englisches Buch in Deutschland und kein deutsches in England drucken zu lassen. Und wie der rechte Kämpe der katholischen Kirche erschien Karl in Deutschland, trotz seines gespannten Verhältnisses zu Paul III., welcher die Rolle des Unparteiischen zu spielen suchte und bei der Zusammenkunft in Busseto dem Kaiser die Überlassung Mailands an die Farnese gegen eine stattliche Summe Gelds vorschlug. Damals empfahl der spanische Gesandte in Venedig dem Kaiser das Nämliche, was Landgraf Philipp im Kopf hatte: „man könnte der Welt keine größere Wohltat erweisen als wenn man das Papsttum auf seinen ursprünglichen Stand zurückbrächte". Karl V. äußerte wohl einmal in seiner Erregung, alles müsse türkisch werden, er wolle aber der letzte sein. Zunächst fand er freilich, als Wilhelm von Baiern von der Bedrängniß Ungarns sprach, dafür sollten die Deutschen sorgen; er habe andere Türken zu bekämpfen. Die Vermittelungsversuche der deutschen Fürsten hatten bei dem Herzog von Jülich, der auf seine siegreichen Waffen, seine Festungen und die Hülfe Frankreichs baute, keinen Erfolg. Im Sommer 1543 erschien der Kaiser auf deutschem Boden, an der Spitze von 8000 Spaniern und Italienern; bald waren seine Streitkräfte auf 40 000 Mann gewachsen. Der ruhige und unzugängliche Herr von ehedem war kaum wiederzuerkennen, als er in seiner Prunkrüstung die Musterung hielt, selbst kommandirte, in deutscher Sprache Weisungen gab. „Alles war kaiserlich," berichtet Butzer, „Reden und Handlungen, Blick und Haltung, selbst die Freigebigkeit." Man fühlt ihm den schweren Seufzer nach, wenn er urteilt: „viel vermöchte der Kaiser, wenn er ein deutscher Kaiser und ein Knecht Christi sein wollte". Südfrankreich und vor allem Tunis und Algier hatten den Fürsten zum erprobten Kriegsmann gemacht, der sich jetzt von seinem zehnten Gichtanfall erhob, um ins Feld zu ziehen. Auch in Sachen der Religion fand damals Butzer den Kaiser, dessen Unionsbestrebungen ihn vor zwei Jahren fast gerührt hatten, sehr verändert, durch und durch spanisch. Täglich hörte er dreimal die Messe; endlos lag er auf den Knien den Rosenkranz zu beten, kurz er erging sich nach Butzers Urteil „in abergläubischen Tändeleien, wie sie für alte Weiber gut sind". Man halte neben diesen von katholischer Devotion erfüllten Feldherrn den clevischen Hauptmann van Rossem, der seine Landsknechte im Federbarett und geschlitzten Wams den Holländern das Evangelium predigen läßt. Beim Hinabzug des kaiserlichen Heeres wurden die lutherischen Prädikanten bedeutet sich nicht blicken zu lassen. In wenig mehr als zwei Wochen war der eigentliche Feldzug vorüber; Düren, der stärkste Platz des Herzogs, hatte nach kurzer Beschießung alle Gräuel einer spanischen Erstürmung durchgemacht. Am 6. September warf sich Wilhelm in Venloo dem Sieger zu Füßen; er trat Geldern und Zütphen ab, löste seine Verbindungen mit Frankreich und Dänemark und versprach in seinem Land alle

Digitized by Google

kirchlichen Neuerungen rückgängig zu machen. Es war eine unmittelbare Folge dieser Ereignisse, daß die kölnische Reformation doch etwas ins Stocken geriet. Aber das wichtigste Ergebniß dieses Kriegs darf man gewiß mit Varrentrapp in der Aufklärung des Kaisers über die Schwäche und politische Unfähigkeit der deutschen Ketzer sehen. „Die Beobachtung dessen, was sich hier zutrug," heißt es in Karls Denkwürdigkeiten, „öffnete die Augen des Kaisers und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daß es ihm nicht bloß nicht mehr unmöglich vorkam, mit Gewalt einen solchen Hochmut zu bändigen, sondern daß ihm dies sehr leicht erschien, wenn er es unter geeigneten Zeitumständen und mit passenden Mitteln unternähme."

Medaille mit dem Bildniß Karls V. 1541. Silber. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite: CAROL · V · ROM · IMP · AVG · HISP · REX · CATHOL · DVX · AVST · ETC · Im Felde das Brustbild des Kaisers rechtshin mit dem goldenen Vließ. Umschrift der Rückseite: QVOD · IN · CELIS · SOL · HOC · IN · TERRA · CAESAR · EST · MDXLI. Im Felde die Säulen des Herkules im Meere, daneben PLVS VLTRA, Abzeichen und Wahlspruch Karls V. Süddeutsche Arbeit. Berlin, königl. Münz-Cabinet

Noch waren diese passenden Zeitumstände nicht so rasch herbeizuführen als der Kaiser wünschte und seine Gegner fürchteten. Butzer hält im Winter 1543 den Untergang Deutschlands und den Ruin Europas für unvermeidlich und in Kürze bevorstehend. Eine katholische Stimme urteilt gleichfalls, daß bei der augenblicklichen Angst und Zerfahrenheit der deutschen Protestanten der Kaiser die Ordnung herstellen könnte, ohne auch nur das Schwert zu ziehen, aber die Katholischen seien ebenso uneinig und der Kaiser, „durch häufige Krankheit in seiner Willenskraft gelähmt", von Verrätern umgeben. Tatsächlich konnte Karl, dessen Herbstfeldzug gegen die Franzosen vor dem festen Landrecy zum Stehen gekommen war, trotz der englischen Hülfe und seines Vertrags mit König Christian III. von Dänemark die deutschen Protestanten noch keineswegs entbehren. Im Gegenteil, eben in der nächsten Zeit sehen wir ihn nach dieser Seite Zugeständnisse machen, die sich allein aus der Absicht erklären lassen sie bei erster Gelegenheit wieder zurückzunehmen. Während Karl V. mit dem unverkennbar französisch gesinnten Papst beinahe bis zum

Digitized by Google

offenen Bruch kam, sicherte er sich neben der Unterstützung des schismatischen England die Hülfe der deutschen Ketzer gegen ihre natürliche Schutzmacht Frankreich. Wie atmeten die Protestanten auf, als statt des gefürchteten Religionskriegs vielmehr die kaiserlichen Minister den freundlichsten Ton anschlugen und nicht ohne salbungsvolle Wendungen vom Gotteswort versicherten, ihr Herr werde den Religionsvergleich durchsetzen, es sei dem Papst lieb oder leid. Auf dem Reichstag zu Speier (Februar 1544), welchen die Reichsfürsten zahlreicher als seit langer Zeit besuchten, fanden sich auch Kursachsen und Hessen ein. Johann Friedrich trug dem Kaiser das Schwert vor, wurde mit einer langen vertraulichen Unterredung beehrt, erhielt sogar die Aussicht auf Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer Tochter des römischen Königs. Der Landgraf mag mit schwerem Herzen nach Speier gegangen sein, nachdem ihm kurz vorher ein Wort des Kaisers zugetragen worden war, binnen Jahresfrist denke er Hessen und dessen Verbündete zu unterwerfen. Karl V. bemühte sich ihm gnädig zu begegnen, aber seine bedauernde Erklärung, daß er den Landgrafen in diesem französischen Krieg nicht verwenden könne, seine Vertröstung auf den Türkenkrieg zeigte doch deutlich genug, was es mit dem lang ersehnten und schon 1542 nicht erhaltenen kaiserlichen Oberkommando Philipps eigentlich für eine Bewandtniß habe. Der Landgraf, meinte Butzer, folgt dem schlechten Weg gegen sein besseres Wissen. Freilich waren die militärischen und finanziellen Ergebnisse des Reichstags sehr geringfügig, aber es konnte doch als ein Erfolg der kaiserlichen Politik bezeichnet werden, daß wenigstens keiner von den Ständen sich offen für Frankreich zu erklären wagte. Die Reichshülfe wurde gegen Türken und Franzosen bewilligt, denn Karl versprach allerdings nach Beendigung des französischen Kriegs gegen die Türken zu ziehen, aber mit der Klausel, daß der Zug zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Reichs dienen und überhaupt in seinem Vermögen stehen müsse. Überdies forderten die Protestanten einen hohen Kaufpreis; im Abschied vom Juni 1544 wurde, wie Janssen sagt, „der katholische Standpunkt nahezu aufgegeben". Bei der Unsicherheit des allgemeinen Concils versprach der Kaiser bis zum nächsten Reichstag eine christliche Reformation entwerfen zu lassen und dann auf Grund derselben sowie ständischer Entwürfe die Religionsverhältnisse im Reich bis zum Concil zu regeln. Außer der Suspension der Achten und Prozesse gegen die Protestanten sowie des Augsburger Abschieds sollte bei der Besetzung des Kammergerichts in Zukunft die Verschiedenheit der Religion nicht mehr berücksichtigt werden. Die geistlichen Güter blieben den Protestanten überlassen; ihre Verträge über dieselben wurden anerkannt. „Ein leidlicher Friede für die Religion," urteilte Butzer, „den aber Christus allein aufrechthalten kann." Denn der Kaiser mißbilligte gewiß, wie Druffel ausführt, innerlich ein Verfahren, das er nur durch seine zwingende Notlage vor sich selbst zu rechtfertigen vermochte.

Der französische Feldzug, der schon vor dem Speirer Abschied eröffnet worden war, nahm einen keineswegs glänzenden Verlauf, so großartig auch

Digitized by Google

die kaiserlich-englische Verabredung eines gleichzeitigen Vormarsches auf Paris lautete. Von vornherein fehlte, wie vormals zu Wolseys Zeiten, auch diesmal jedes wirkliche Vertrauen zwischen den verbündeten Mächten; vergebens suchte Heinrich VIII. dem Kaiser die persönliche Teilnahme am Zug auszureden und über den kaiserlichen Angriffsplan ins Klare zu kommen. Er selbst beschränkte sich auf die Belagerung und Einnahme von Boulogne, während er sich zugleich beeilte Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Inzwischen hatten die Kaiserlichen unter Gonzaga sich vor dem kleinen, aber festen S. Dizier an der oberen Marne verbissen; langsam rückte ihr oberster Kriegsherr nach, bei dessen Eintritt zu Metz zwei fürstliche Reiteroberſten evangelischer Confession, Herzog Moritz und Markgraf Albrecht, voranzogen. Am Kaiserhof hatte man erzählt, König Franz finde keine Ruhe mehr und denke nur noch an Gefangenschaft, Verlust der Krone und Tod. Aber so ernsthaft die Lage Frankreichs erschien, die alte Taktik der Verteidigung ohne Schlacht bewährte sich auch diesmal. Denn in dem Marsch des Kaisers auf Paris darf man wohl nach dem Urteil eines italienischen Zeitgenossen eine bloße Demonstration sehen; bei Chateau Thierry verließ Karls Armee, deren zuchtlose Horden nur noch zur Bewachung ihres immer mehr anschwellenden Gepäcks dazusein schienen, das Marnetal, um nach Norden abzuschwenken. Soissons ergab sich und wurde trotz kaiserlicher Zusicherung von den Deutschen völlig ausgeplündert. Wenige Tage später erfolgte bereits der Abschluß des Friedens zu Crépy (17. September 1544), dessen Bestimmungen hüben wie drüben den Nichteingeweihten höchst überraschend vorkamen; auf kaiserlicher Seite hieß es, solche Bedingungen hätte Franz I. stellen können, wenn er so nahe bei Madrid gewesen wäre wie Karl bei Paris. Man griff auf den älteren Gedanken eines dynastischen Ausgleichs zurück; Orleans, der zweite Sohn des Königs, sollte entweder als Gemahl der Tochter des Kaisers die Niederlande oder mit der Hand einer Tochter Ferdinands Mailand erhalten, während Franz I. unter Verzicht auf seine italienischen und niederländischen Ansprüche Piemont herauszugeben versprach. Wichtiger als die Zusage eines französischen Hülfsheers gegen die Türken waren die Abmachungen über die Religionssache, welche in einem geheimen Vertrag, soviel wir sehen können, dahin näher bestimmt wurden, daß beide Fürsten mit oder ohne Zustimmung des Papstes das allgemeine Concil veranstalten und dessen Beschlüsse mit Gewalt durchsetzen sollten; auch verzichtete Franz I. auf das Eingehen neuer Bündnisse, zumal mit den Protestanten.

Damit trat nicht allein die Möglichkeit eines Religionskriegs, sondern auch die Frage des Concils und das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst wieder stärker in den Vordergrund. Nichts ist vielleicht in der wechselvollen Geschichte dieser Jahre merkwürdiger als die eigentümlichen Verwicklungen, welche unmittelbar vor und nach dem schmalkaldischen Krieg die beiden Häupter der katholischen Christenheit einer Erneuerung des in den zwanziger Jahren geführten offenen Kampfes nahebrachten.

Digitized by Google

Nur flüchtig können wir hier die Tatsache berühren, daß auch in Italien unter der Einwirkung der deutschen Reformation eine Kräftigung und Vertiefung des religiösen Lebens eingetreten war, daß an der Curie selbst seit den Tagen Clemens' VII. der Gedanke der Reform Wurzel gefaßt hatte. Im Jahr 1540 entwirft einer der begabtesten römischen Diplomaten, der damalige Bischof Morone, ein für das Papsttum düsteres Zukunftsbild: wie leicht können Deutschland und England das begonnene Werk vollenden, sich vereinigen, Polen, Ungarn, Frankreich, vielleicht sogar die habsburgischen Brüder selbst mit sich fortreißen, was dann auch in Spanien und einem großen Teil Italiens dem neuen Glauben zum Sieg verhelfen würde. Aber selbst ohne die von der Ketzerei drohende Gefahr, meint er, müßte der Papst endlich wieder ein „wahres Concil" abhalten, um die zahllos vorhandenen Mißbräuche zu beseitigen und die „entstellte Religion herzustellen". Er hätte damals die Hauptstadt seiner eignen Diöcese als den Sitz einer evangelischen Gemeinde anführen können, an welche Luther im Jahre 1541 schrieb. Morone selbst war ja von der religiösen Erregung seiner Zeit tief ergriffen und hat ihre wechselnde Schicksale miterlebt, die Begeisterung der guten wie die Ernüchterung und die Todesangst der schlimmen Jahre.

Denn die italienische Reformation, wie sie eine zeitlang in den gebildeten Kreisen blühte und zu wachsen schien, unterscheidet sich dadurch wesentlich von der kirchlichen Umwälzung in Deutschland, daß bei ihr der ungeheure Widerhall in der Nation ausblieb. Nicht darin möchte ich ihr Haupthinderniß erblicken, daß die höhere Gesellschaft, die Geistesaristokratie ihr wenig Empfänglichkeit entgegengebracht hätte; sie bewegt sich ja hauptsächlich in dieser vornehmen Atmosphäre und die Zeiten, in welchen die Skepsis der Renaissance in Italien ihre Triumphe gefeiert hatte, waren bereits vorbei, als über dem dahinsterbenden Humanismus sich ein neues Interesse an religiösen und kirchlichen Dingen erhob. Aber zum Sieg einer religiösen Bewegung gehört entweder der Anschluß der staatlichen Gewalten oder die elementare Kraft der Massen und beides fehlte der italienischen Reformation. Warum die Regierungen sich ihrer nicht bedienten, bedarf kaum der Erörterung, ein Volk aber, welches in heiligem oder auch unheiligem Zorn die Priesterherrschaft zertrümmert hätte, gab es eben nicht; Jahrhunderte von politischen Kämpfen hatten die demokratischen Elemente Italiens sozusagen zerrieben und die bevorzugte moderne Staatsform der Tyrannis in den Beherrschten oft nur noch Abstumpfung oder Verschwörungstrieb übrig gelassen. In der Heimat des Papsttums eine friedliche, nicht revolutionäre Umgestaltung der Kirche herbeizuführen, das war einfach unmöglich, für eine Revolution aber mangelten die Vorbedingungen. Drei verschiedene Strömungen lassen sich zur Zeit der Reformation im religiösen Leben Italiens unterscheiden, wenn wir von der Stagnation des unverbesserlichen Curialismus absehen. Einmal war der Platonismus der Renaissance noch keineswegs erstorben; es kann doch nicht genug betont werden, daß aus diesen Keimen, nicht ohne eine fruchtbare Nachwirkung des

Digitized by Google

phantasievollen Deutschen Cusanus (S. 206), die moderne Philosophie herausgewachsen ist. Wenn die kirchlichen Kreise schaudernd das Vorhandensein von Atheisten und Epikureern erwähnen, so liegt darin insofern ein Kern von Wahrheit, als ein materialistischer Zug gerade diesen halbdichterischen Erzeugnissen italienischer Spekulation eignet und z. B. ganz besonders stark bei Giordano Bruno, dem Verehrer des Lucrez, hervortritt. Es sollte noch lange währen, bis die Freidenker der Kirche ernsthaft gefährlich wurden; im XVI. Jahrhundert richtete sich die Aufmerksamkeit natürlich weit mehr auf jene Analogien und unmittelbaren Ableger der deutschen Reformation, wie sie namentlich im Venezianischen sich schon frühzeitig bemerklich machten. Formulirte doch Pietro Speziali in Cittadella schon um 1512 die Grundzüge einer Rechtfertigungslehre, welche freilich unbemerkt der Gedankenarbeit Luthers vorgriff; dreißig Jahre später faßte ihn die Inquisition, als er eben sein Werk vollendet und dem Kaiser gewidmet hatte. Daneben wurden schon zu Beginn der zwanziger Jahre Schriften Luthers und Melanchthons zu Venedig in italienischer Übersetzung gedruckt; das Büchlein von der Freiheit des Christenmenschen schmuggelte man unter dem Namen des Cardinals Fregoso ein, Zwinglis Werke unter einem andern Pseudonym. Französische Einflüsse schufen dem Evangelium eine Freistätte am Hof zu Ferrara, wo die Herzogin Renata, Ludwigs XII. Tochter, mit dem Glanz der Renaissancekultur ernste Frömmigkeit verband und ihren Landsmann Calvin nicht nur beherbergte, sondern auch zum Freund und Lehrer gewann. Und ganz protestantisch ist nach Benraths Urteil vollends jene religiöse Bewegung in Neapel, die sich an die Namen des edeln Spaniers Juan Valdés (S. 547), des Florentiners Vermigli und des gewaltigsten Kapuzinerpredigers, des Sienesen Bernardino Ochino knüpft. Aus diesem Kreis ist das berühmte Buch des Benedetto di Mantova „von der Wohltat Jesu Christi des Gekreuzigten" hervorgegangen, welches 1542 in Venedig gedruckt ohne ausgesprochene Polemik gegen Rom die paulinische Gnadenlehre popularisirte und auch von reformfreundlichen Cardinälen verbreitet, sogar unentgeltlich verteilt wurde. Als Schülerin des Valdés und Ochino führte die schönste Frau Italiens, Julia Gonzaga, eine Art von evangelischem Klosterleben; selbst neapolitanische Adelige haben nachmals auf dem Schaffot und im Exil die tiefen Einwirkungen dieser kurzen Blütezeit bezeugt, welche der Reformation in Italien beschieden war. Welche eigentümliche Entwicklungsfähigkeit ihr innewohnte, das geht auch daraus hervor, daß die Neigung zu Rationalismus und Skepsis, wie sie im „alten Land des Zweifels" heimisch ist, Männer wie Ochino und die beiden Sozzini weit über die Grenzen des herrschenden Dogmatismus hinausgeführt hat; in der theologischen Entwicklung des geistvollen Exkapuziners erscheint, nach Benraths Urteil, „der Prozeß, welchen die protestantische Anschauung in Jahrhunderten langsam durchlaufen hat, präformirt und bis zu einem bestimmten Punkte bereits durchgekämpft". Und in gewissem Sinn sind gleich dem unglücklichen Spanier Servede diese italienischen Antitrinitarier Vorläufer der im folgenden Jahrhundert auftretenden Freidenker.

Digitized by Google

Aber mächtiger als die bisher berührten Strömungen war und blieb doch in Italien der Gedanke einer katholischen innerkirchlichen Reformation und seiner hat sich endlich, nach langem Widerstreben, die kirchliche Regierung selbst bemächtigt, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen, wobei freilich ein großer Teil seiner ursprünglichen Kraft verloren ging oder zum Gegenteil des anfänglich Gewollten umschlug. Wir kennen den Reformpapst Adrian und seine Gesinnungsgenossen (S. 415 f.), die durchgreifende Umgestaltung des heiligen Collegiums durch Paul III. (S. 666). Aber schon unter Leo, ungefähr gleichzeitig mit Luthers erstem Auftreten und ohne Anregung von oben hatte sich in Rom jene Brüderschaft der göttlichen Liebe (oratorio del divino amore) zusammengetan, in welcher sich Reformfreunde sehr verschiedener Art begegneten; selbst die humanistische Poesie begann sich wieder mehr mit christlichen Stoffen zu befassen und ein so feinsinniger Beobachter wie Hettner hat den Zusammenhang dieser beginnenden Restauration des Katholizismus mit der Steigerung der religiösen Innerlichkeit in Raffaels späteren und Tizians früheren Werken aufgewiesen. Ganz unmittelbar lassen sich die Einflüsse jener römischen Vereinigung in Norditalien erkennen; dort wurden Männer wie der allem Edeln zugängliche Venezianer Contarini leicht herangezogen und auch der Episkopat besaß so glänzende Vertreter der Reform wie Giberti in Verona und Morone in Modena. Durchweg ist es die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, welche mehr oder weniger der lutherischen Auffassung sich nähernd das hauptsächliche Band zwischen den gebildeten und gelehrten Reformfreunden darstellt; kein Wunder, daß man sich gelegentlich auch auf Savonarola berief, obwohl dessen Gnadenlehre doch von der neuen evangelischen wesentlich abwich. Hier und da drangen die Erörterungen über solche religiösen Grundfragen — denn an eifrigen Gegnern fehlte es nicht — bereits in tiefere Schichten; Morone, der selbst noch als Cardinal einer der begeistertsten Reformer war, sagt einmal: „allerorts redete man damals von den kirchlichen Dogmen und jeder spielte den Theologen." Aber ganz anders wirkte doch auf die Massen eine Bewegung, welche mit der eben gezeichneten gleichzeitig und durch manche Persönlichkeiten eng verbunden die Wege der spanischen Kirche einschlug und nach Maurenbrechers Ausdruck eine „Wiedergeburt der mittelalterlichen Kirchenidee" heraufführen half. Noch im Beginn des Jahrhunderts waren ein paar venezianische Edelleute, die ins Kloster gingen, die Zielscheibe des Spotts für ihre Genossen; nur aus Melancholie, Mangel an Humanität, an Pietät und Staatssinn, oder aus gekränktem Ehrgeiz, oder gar aus dem Wunsch auf Kosten anderer zu faulenzen vermochte man sich diese Hingabe an eine „niedrige und schmutzige Lebensweise" zu erklären. Ein paar Jahrzehnte später wimmelte Italien von neuen Orden und niegesehenen Kutten. Es war eine mönchische Reformation, wie sie das Mittelalter wiederholt erlebt hatte; die Camaldulenser gingen (1522) voran, unter den Franziskanern sonderten sich die strengsten Elemente als Kapuziner (1526) und eben für den italienischen Adel bot sich in der Stiftung

Digitized by Google

des Gaetano von Tiene, den Theatinern (1524) die willkommene Möglichkeit, das Leben des regulären Klerikers ohne die volle mönchische Gebundenheit zu führen. Einem Spanier freilich blieb es vorbehalten, diesen italienischen Schöpfungen des neuerwachten kirchlichen Geistes sozusagen den Schlußstein einzufügen; auf dem Montmartre wurde schon 1534 durch Loyola die „Kompagnie Jesu" gestiftet, aber erst 1540 erhielt sie die päpstliche Bestätigung. Wie Innocenz III. die neuen Bettelorden hatte Paul III. die seltsamen Heiligen, die ihm der alte Offizier des Kaisers zuführte, mißtrauisch betrachtet; für den guten Ausgang dieser römischen Probezeit gelobte Ignatius nicht weniger als dreitausend Messen. Im Jahr 1540 kam sein erster Gefährte, der Savoier Peter Faber, als der erste Jesuit nach Deutschland; drei Jahre später siedelte sich der von Faber gewonnene Niederländer Peter Canisius mit acht Genossen in Köln an.

Wir sahen, wie nahe sich die Männer der deutschen Reformation und der italienischen Reform in Regensburg gekommen sind. Das Scheitern dieser Einigungsversuche übte eine höchst bedeutende Rückwirkung auf Italien. Man darf vielleicht sagen, daß bis dahin unter den Reformern des Cardinalkollegiums der milde, freimütige, in der Gnadenlehre keineswegs korrekte Venezianer Contarini, eine wahrhaft vornehme Natur, die erste Stelle behauptet hatte. Unter seinem Vorsitz hatte die Reformkommission getagt, welche Ende 1536 oder Anfang 1537 dem Papst ihr „Gutachten über die Kirchenverbesserung" einreichte. Diese Schrift rügte vor allem die maßlose Steigerung der päpstlichen Gewalt, welche die Hauptquelle aller Übel sei, und erinnert in ihrer Kritik der kirchlichen Mißwirtschaft oft geradezu an die „Beschwerden der deutschen Nation", während sie andrerseits für geistliche Censur und gegen die zumal in Italien herrschende „Gottlosigkeit" der Philosophen eintritt. War doch Contarini auch einer der wärmsten Fürsprecher der jungen Gesellschaft Jesu. Nicht lange nach seiner Rückkehr vom Regensburger Gespräch, dessen Verlauf seinen römischen Gegnern natürlich Gelegenheit zu Anklagen und Verdächtigungen bot, starb der Cardinal; kein Wunder, daß von Vergiftung gesprochen wurde. Im Jahr seines Todes (1542) wurde die römische Inquisition nach spanischem Muster erneuert. An die Spitze der Kirchenreform im Sinn des erneuerten Mönchtums trat der fanatische Neapolitaner Johann Peter Caraffa. Er war 1476 geboren, hatte die Zeiten Alexanders VI. und Julius' II. makellos durchlebt, theologische und humanistische Bildung vereinigt; an Geist und Charakter das Mittelmaß weit überragend, von südlicher Leidenschaft durchglüht, sah dieser italienische Jimenez seine Zeit endlich kommen. Ganz Italien beugte sich vor dem neuen Glaubenstribunal, aber erst nach der Erhebung Caraffas auf den päpstlichen Stuhl, seit 1550 begannen die Exekutionen, nachdem eine Reihe von evangelischen Führern, Ochino, Vermigli, der Bischof Vergerio (S. 666), ihr Heil in der Flucht gesucht hatten. Eben in Venedig, dem bisherigen Asyl der reformfreundlichen Literatur, erschien 1549 der erste italienische Index librorum prohibitorum. Selbstverständlich

Digitized by Google

wurden auch jene platonisirenden oder freidenkerischen Neigungen, wie sie aus der Pflege und Verehrung des klassischen Altertums hervorgegangen waren, tötlich getroffen, im schärfsten Gegensatz zu den Jahrzehnten, in welchen es für den römischen Cavalier als unerläßlich galt einen gewissen Anflug von

GASPAR CONTARENVS VENETVS. CARD.

Lectus es in Venetum, Romanum deinde Senatum,
Firmior ingenio qui stat vterque tuo;
At nunc cælesti fulges trabeatus in ostro,
Sceptra Magistratus ætherei geris.

Cardinal Contarini.

Ketzerei zur Schau zu tragen. Nichts ist bezeichnender für die innere Umkehr gerade mancher tieferen Geister als die Reue von Menschen wie Michelangelo und Vittoria Colonna über ihre vormaligen Verirrungen. Denn als solche galten ihnen jetzt, nicht etwa aus elender Furcht vor der Inquisition, sondern aus Entsetzen über eine mögliche Bedrohung der kirchlichen Einheit,

Digitized by Google

die Bestrebungen jener Reformer, an welchen der größte Künstler und die edelste Frau Italiens den regsten Anteil genommen hatten. Die Wittwe des Pescara, zugleich als zweite Sappho und neue heilige Elisabeth gefeiert, hatte ehedem gehofft ihren Freund Contarini noch als Reformpapst begrüßen zu können; nun lieferte sie die vertrauten Briefe Ochino's, da er außerhalb der Arche des Heils sei, an die Geistlichkeit aus und schwärmte vom Wenigleſen und Vielglauben. Michelangelo aber, der alte Titane, lebte, wie Hettner sagt, „fortan nur in der Bibel und in Dante und Savonarola" und seine immer mehr verdüsterte Seele suchte ihren Halt in strengster Kirchlichkeit. Im Jahr 1541 hatte er sein furchtbares jüngstes Gericht, diese Verherrlichung unerbittlicher Gerechtigkeit, vollendet; schon begann sich jene Periode der italienischen Malerei anzukündigen, in welcher man, nach Goethe's Ausdruck, „immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger ist" und „entweder Missetäter oder Verzuckte" vor sich hat.

In den ersten Jahren dieser katholischen Restauration ist nun das lang ersehnte allgemeine Concil zusammengetreten. Die Bulle, welche es auf den 14. März 1545 nach Trient berief, trägt das gleiche Datum mit dem Frieden von Crépy; der Papst war also der drohenden Initiative der weltlichen Mächte doch zuvor gekommen. Die Wahl Trients, von Karl V. schon 1524 empfohlen (S. 443), sollte die Deutschen zufrieden stellen, da es zum Reich gehörte, während es zugleich durch seine Lage und seinen ganz italienischen Charakter dem Papst weit unbedenklicher erschien als eine wirklich deutsche Stadt. Aber so rechtzeitig auch die römischen Legaten am Ort der Versammlung eintrafen, die Eröffnung ließ noch lange auf sich warten und zwar trug hieran eben derjenige die Schuld, der bisher am Unermüdlichsten das Concil gefordert hatte. Der Kaiser, dessen Frankfurter Abmachungen mit den Protestanten durch den Schritt des Papstes gekreuzt wurden, war allerdings berechtigt dem Farnese mit dem äußersten Mißtrauen zu begegnen und die Gefahr eines ganz vom Papst abhängigen Concils zunächst hinauszuschieben. Paul III. und seine Sippschaft hatten während des letzten Kriegs ihre Annäherung an Frankreich soweit gefördert, daß die Vermählung einer päpstlichen Enkelin mit Orleans geplant wurde; als Richter, so erklärte der Papst vor den Cardinälen, denke er nunmehr aufzutreten, nachdem die Fürsten, womit nur der Kaiser gemeint war, die Stimme ihres Hirten nicht hören wollten. Nach dem unerwarteten Friedensschluß ließ er sich vollends hinreißen, dem Verhaßten ein vom 24. August datirtes Breve zuzustellen, welches im schärfsten Ton jene Speirer Zugeständnisse an die Protestanten verurteilte, dem Kaiser seine kirchenfeindlichen Vorgänger von Nero bis auf Friedrich II. als warnende Beispiele vorhielt und schließlich mit Anwendung größerer Strenge, d. h. mit dem Bann drohte. Karl V. würdigte diesen unbegreiflichen Schritt der Curie keiner schriftlichen Antwort; dafür erlebte man das merkwürdige Schauspiel, daß für den Erzfeind der Reformation ihre beiden Häupter, Calvin und Luther, die Feder ergriffen. Calvin pries den Kaiser wegen seiner Milde

Digitized by Google

und Zuverlässigkeit, während Luther, vom Kurfürsten selbst veranlaßt, nach Brücks Ausdruck mit der Baumaxt zuhieb, „dazu er durch die Gnade Gottes einen höhern Geist hat denn andere Menschen". Sein Vorschlag ging dahin, man solle dem Papst den Kirchenstaat wegnehmen und ihm sammt seinen Cardinälen „die Zunge hinten zum Hals herausreißen; darnach ließe man sie ein Concilium halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln". Nicht diese Derbheiten oder die Widerlegung der Behauptung von der päpstlichen Übertragung des Reichs auf die Deutschen sichern dem letzten Erguß des Reformators gegen Rom ein besonderes Interesse, sondern die auffallende Tatsache, daß das geheim zu haltende Breve überhaupt den Protestanten in die Hände kam, und die von Druffel angedeutete Möglichkeit, daß vielleicht Granvela selbst der Urheber dieser Indiskretion und mittelbar auch der lutherischen Schrift gewesen sein könnte. Jene Erinnerung Pauls III. an den übeln Ausgang der kirchenfeindlichen Kaiser veranlaßte aber nicht nur Luthers Erörterungen über die Entstehung des deutschen Kaisertums, sondern rief wohl auch das Büchlein von der gegen Friedrich Barbarossa geübten „Papsttreu" hervor, wie denn zugleich die berüchtigten Schmachbilder Lukas Cranachs unter anderm den Papst auf den Nacken eines Kaisers treten und Konradin das Haupt abschlagen lassen. Im Übrigen sind diese Holzschnitte, welche Luther mit Unterschriften versah, einer der kräftigsten und unerfreulichsten Belege für die immer mehr zur Gemeinheit herabsinkende Derbheit der Zeit. Es ist noch lange nicht der schlimmste von diesen gräulichen Scherzen, wenn wir auf einem Bild zwei Bauern dem Papst und seinem Bannstrahl eine nicht zu beschreibende Gebärde machen sehen, wozu Luther die Erläuterung gibt:

„Nicht, Papst, nicht schreck uns mit deinem bann
Und sei nicht so zorniger mann,
Wir tun sonst eine gegenwehre
Und zeigen dirs Belvedere."

Mit raffinirter Zweideutigkeit sucht damals Karl V. gleichzeitig den Papst uud die Protestanten über seine wahren Absichten im Unklaren zu lassen, beide „an der Hand zu behalten". Vorerst galt es zwischen Concil und Krieg sich durchzuwinden, bis der Augenblick gekommen war, in welchem er völlig ungehindert und möglichst unerwartet den Schlag führen konnte. Noch wagte er nicht, wie Druffel sagt, „sich einfach zum Vertreter der Ansicht zu machen, daß die Protestanten keine Existenzberechtigung hätten". Ein Versuch Karls und seiner Räte, die schmalkaldischen Fürsten und die oberländischen Städte durch Ausnützung ihrer Meinungsverschiedenheiten über die Braunschweiger Sache vollends auseinander zu reißen, war mißglückt. Dafür war seit dem Herbst 1544 der Landgraf von seiner verhängnißvollen Leichtgläubigkeit geheilt; die Nachrichten vom Geheimvertrag zwischen dem Kaiser und Frankreich, die er bald darauf erhielt, konnten ihn nur ermuntern, auf dem bereits betretenen Weg einer Verständigung mit England, Dänemark und Baiern fortzufahren. Eck äußerte vor einem hessischen Abgesandten, er werde nicht stillsitzen, bis die

Digitized by Google

Lutherischen unterdrückt seien, und lieber sollten alle Katholischen lutherisch werden als den Kaiser die Oberhand gewinnen lassen. Mit Vergnügen nahm Philipp ein Gutachten Butzers entgegen, welches ihm riet ein etwaiges Anerbieten des Oberkommandos gegen die Türken abzuschlagen. Sprach man doch bereits im Frühjahr 1545 von einem kaiserlichen Waffenstillstand mit der Pforte, der tatsächlich im Herbst des Jahres zu stande kam. Und dazu hörte man aus den Niederlanden von verschärften Maßregeln gegen die Ketzer; der Prediger der Königin Maria entging nur durch die Flucht dem Scheiterhaufen und berichtete in Deutschland, wie der Kaiser selbst nicht einmal die Bibel lesen wolle, da dies nur den Theologen zustehe. „Papst Adrian," ruft Butzer aus, „hat sein Papsttum um den Antichrist an dieser Zucht wohl verdient." Auf der andern Seite erregte die Nachricht großes Ärgerniß, daß Karl V. die Herzogin von Etampes (S. 668), die in einer Sänfte mit der Königin Eleonora in Brüssel einzog, diese „öffentliche ehebrecherische Gemeinerin" fast mehr als seine eigene Schwester auszeichnete. Das verklärte Licht, in welchem die Persönlichkeit des spanischen Herrschers den Protestanten bisher erschienen war, begann allmählich zu schwinden. Bei jenem Einzug in Brüssel mag das Spalier von Bettelmönchen zu der galanten Begrüßung der französischen Damen mit Kuß und Umarmung einen seltsamen Kontrast gebildet haben. Karl war übrigens im Winter nach dem Feldzug von der Gicht mit solcher Heftigkeit befallen worden, daß er die Eröffnung des Wormser Reichstags seinem Bruder überlassen mußte und erst im Mai 1545 selbst dort eintraf. Bezeichnend genug war gleich in der Proposition der Fall vorgesehen, daß das Trientiner Concil entweder keinen Fortgang haben oder die Reformation nicht in genügender Weise zu Stande bringen könnte; dann sollte die Religionsfrage auf einem künftigen Reichstag geregelt werden. Man begreift die Entrüstung des Nuntius in Worms und der Legaten in Trient über dieses Zurückgreifen des Kaisers auf das oft genug verpönte Nationalconcil. Freilich zeigte jene Verschiebung der ganzen Frage auf den nächsten Tag, daß jedenfalls in Worms eine Entscheidung nicht herbeigeführt werden sollte, wie denn der Kaiser von den eingegangenen Reformationsentwürfen keinen Gebrauch machte. Am Interessantesten ist jedenfalls die sogenannte Wittenberger Reformation, welche, obwohl nach Brücks Urteil „Doktoris Martini rumorender Geist darin nicht zu spüren" war, auch von Luther unterzeichnet und im Januar 1545 dem Kurfürsten übergeben wurde. Sie betont namentlich den Wunsch nach einer Vereinigung des Evangeliums mit dem Episkopalsystem, da die Fürsten zu sehr mit weltlichen Geschäften beladen seien, um das Kirchenregiment in befriedigender Weise führen zu können. Natürlich nur unter der Bedingung die evangelische Lehre anzunehmen sollten die Bischöfe einen Teil auch ihrer geistlichen Jurisdiktion behalten dürfen. Bei den damaligen Reformationsgelüsten so mancher geistlicher Reichsfürsten hätte dieses Angebot der Wittenberger vielleicht als Übergang zur vollen Säkularisation eine gewisse Bedeutung erlangen können, aber freilich nur wenn Karl V. entweder seinen eigenen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

religiösen Standpunkt verläugnet oder das Reich wieder auf einige Zeit sich selbst überlassen hätte. Denn von der festen Entschlossenheit des Kölners war bei einem Franz von Münster und Erasmus von Straßburg so wenig die Rede wie bei dem Nachfolger des im September 1545 verstorbenen Cardinals von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, welcher durch die Zusage zu reformiren die Förderung seiner Wahl beim Landgrafen erreicht hatte.

Lukas Cranach.
Selbstbildniß. Nach dem Kupferstiche von M. Steinla.

Dagegen brachte eben jene kölnische Sache bei Karl V. nachmals den Entschluß zum Religionskrieg mit zur Reife, während im Frühjahr 1545 das Wetter allerdings eine Zeitlang auszubrechen drohte, aber sich doch noch einmal verzog.

Auf dem Wormser Tag hat nämlich der Kaiser in der Tat mit dem Cardinal Farnese, welcher im Namen seines Großvaters 100 000 Dukaten für den Türkenkrieg anbot und zugleich die Erwerbung von Parma und Piacenza für das Haus Farnese betrieb, den Angriff auf die deutschen Pro-

Digitized by Google

testanten ernstlich in Beratung gezogen. Von päpstlicher Seite bestanden keine Schwierigkeiten; Paul III. bewilligte sofort aus eignen Mitteln 200 000 Kronen und 12 000 Mann auf ein halbes Jahr, außerdem 500 000 Kronen auf Rechnung der spanischen Kirche. In Worms sprachen die Spanier ganz offen von der bevorstehenden Vertilgung der Lutheraner; ein Mönch wagte sogar dieses Thema auf die Kanzel zu bringen. Aber die Vorsicht des Kaisers rechtfertigte die Vermutung, welche Cardinal Farnese aufstellte, daß er doppeltes Spiel treiben, die Protestanten mit der päpstlichen Hülfe ängstigen und zugleich durch Hinauszögern des Concils zur Lieferung der noch ausständigen Reichscontribution bringen wolle. Andrerseits war der Kaiser, wie Druffel sagt, „darauf bedacht den Papst zugleich mit dem Concil und mit einer Religionsverhandlung durch Collegium nnd Reichstag zu schrecken und ihn so seinem Willen gefügig zu erhalten". Daher wurde der Religionskrieg sogleich wieder verschoben und die Rücksicht auf seine farnesischen Interessen veranlaßte Paul III. trotz aller Vorstellungen seines Legaten nach dem Wunsch des Kaisers zunächst in Sachen des Concils keine weiteren Schritte zu tun, obwohl der Abschied des Wormser Tags, welcher unter Bestätigung des bisherigen Friedens den Austrag zwischen den beiden Parteien auf einen Reichstag und ein Religionsgespräch zu Regensburg verlegte, Concil und Papst ganz mit Stillschweigen überging. Die ausschlaggebenden Motive einer so widerspruchsvollen Politik vermögen wir nicht deutlich zu erkennen; undenkbar ist es nicht, daß die bekannte Scheu Karls V. vor unwiderruflichen Entschlüssen und sein immer waches, nach allen Seiten spähendes Mißtrauen ihn doch noch einmal veranlaßt haben mag, sich die Möglichkeit einer friedlichen Lösung vorzubehalten. Denn die Weltlage ließ sich für einen raschen Angriff kaum günstiger denken: Frankreich und England immer noch im Krieg, von Osten her keine unmittelbare Gefahr, der Papst gewonnen, der schmalkaldische Bund stark gelockert. Und daran war ja keinesfalls zu denken, daß die deutschen Katholiken den Beschlüssen eines kaiserlichen Colloquiums sich beugen und die Eliminirung von Papst und Concil aus der Entscheidung über die Religionsfrage ruhig hinnehmen würden. Die Protestanten aber hatten keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie ihrerseits das Trientiner Concil nicht als ein freies und christliches betrachten könnten. Luther drückt diesen Standpunkt in geradezu klassischer Weise aus: „Diese drei Worte, frei, christlich, deutsch, sind dem Papst und römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle. Er kann sie nicht leiden, weder sehen noch hören."

So wenig wir berechtigt sind, mit Ranke von einer völligen Ahnungslosigkeit der Protestanten dem Kaiser gegenüber zu sprechen, so wenig kann man sich der Erkenntniß verschließen, daß alle ihre Bemühungen ihm auf dem Gebiet der europäischen Politik zuvorzukommen von vornherein aussichtslos waren, nur, wie Baumgarten sagt, „ein geradezu erdrückendes Übergewicht" des Kaisers zum Vorschein brachten. Noch durften sie für eine kurze Frist innerhalb des Reichs den einen und andern Erfolg verzeichnen. Als

Digitized by Google

Herzog Heinrich von Braunschweig, der auf dem Speirer Tag zum großen Ärger der Schmalkaldener erschienen war, sein Land mit französischem Geld wiederzugewinnen suchte, ward er durch die schmalkaldische Übermacht mit leichter Mühe überwältigt und nebst seinem ältesten Sohn in hessische Gefangenschaft abgeführt (Oktober 1545). Sehr mit Unrecht sprach man von kaiserlicher und päpstlicher Unterstützung des Herzogs; die zu Speier verabredete Sequestrirung seines Gebiets kam freilich auch nicht zu Stande. Wie in der braunschweigischen Sache sah der Kaiser auch durch die Finger, als das Bistum Merseburg in die Hände des albertinischen Herzogs August von Sachsen fiel und in der Person Georgs von Anhalt einen Coadjutor und „evangelischen Bischof" erhielt (August 1545). Und nach dem Vorgang des Neuburgers Ottheinrich wandte sich selbst der Pfalzgraf Friedrich, der seinem Bruder Ludwig 1544 in der Kur gefolgt war, der neuen Lehre zu, nicht aus religiöser Überzeugung, sondern hauptsächlich um die Schmalkaldener für seine Ansprüche auf Dänemark (S. 725) zu interessiren. Seltsam sticht bei dem unruhigen Herrn ein nie befriedigter Ehrgeiz von der Armseligkeit seiner Finanzen ab, die ihn die letzten Jahre vor seiner Erhebung zur Kur teils auf Kosten fremder Höfe, die er bereiste, teils mit kaiserlichem Jahrgehalt auf einem kleinen Schloß der Oberpfalz zu verbringen nötigte. Es war, was die Person des Kurfürsten betrifft, kein sicherer Zuwachs, aber immerhin ein Erfolg für die evangelische Sache, als Friedrich II. im Januar 1546 zu Heidelberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfing. Wäre nur der schmalkaldische Bund besser organisirt und nicht vielmehr der Auflösung nahe gewesen! Wohl beschloß ein langwieriger Bundestag zu Frankfurt (Dezember 1545—Februar 1546), nicht nur der Berufung des Erzbischofs von Köln an ein Concil beizutreten und zu seinen Gunsten durch Gesandte beim Kaiser und in Köln einzutreten, sondern auch eventuelle Hülfsbereitschaft, falls er angegriffen werden sollte. Aber die unbestimmte Fassung entwertete gerade diesen letzten wichtigsten Teil der auf Köln bezüglichen Beschlüsse. Daneben kam man wegen der Erneuerung des Bundes zu keinem endgültigen Ergebniß und der Entwurf einer verbesserten Verfassung ließ gerade die empfindlichsten Mängel, wie z. B. die doppelte Hauptmannschaft, bestehen. Es war eine große Täuschung, wenn eben damals ein englischer Abgesandter die Eintracht der Schmalkaldener und die Stärke des Bundes nicht genug zu rühmen wußte. Wohl hatte Butzer den Nagel auf den Kopf getroffen, daß geradezu die Rettung der Nation an der kölnischen Sache hänge und daß ein wirksamer Schutz des Erzbischofs nur durch Aufstellung eines Haupts, eines „Diktators" erzielt werden könne. Auch Landgraf Philipp — er war natürlich das Haupt, welches Butzer im Auge hatte — war im Herbst 1545 der Ansicht, man müßte unbedingt sich den Vorteil der Offensive sichern, so lange der türkische Waffenstillstand noch nicht geschlossen sei, man müßte „eher in der Wehr sein und den Vorstreich nicht verlieren". Sein rascher und umfassender Blick spähte schon wieder nach der Bundesgenossenschaft seiner alten Freunde der Schweizer

Digitized by Google

und hinüber nach Holland, wo die „große Tyrannei" und zumal die religiöse Verfolgung im Fall eines großen niederrheinischen Kriegs den Protestanten gleichfalls Verbündete zuführen würden. Aber der schmalkaldische Bund, wie er einmal war, machte jede wagende Politik unmöglich; man begreift, daß der Landgraf selbst am Ende „wahrlich ganz verdrossen und unlustig" wurde und bei der elenden Knauserei der meisten Bundesmitglieder, zumal der Städte sich am Liebsten nach einer minder unsicheren und leistungsfähigeren Verbindung umgesehen hätte. Wie mißtrauisch er immer noch in Sachsen betrachtet wurde, zeigt die Entstehung von Luthers letzter Schrift, welche im Auftrag des Kurfürsten abgefaßt die Freilassung des gefangenen Braunschweigers dringend widerriet und nach Druffels Ausführungen auf niemand anders als den Landgrafen wirken sollte. Auf der andern Seite hielt der Landgraf z. B. die Gesandtschaft an den Kaiser zu Gunsten Kölns für eine große Torheit, die nur Verbitterung schaffen und „wenn wir nicht nachdrucken wollen, ein Ursach zu aller unserer Untergang geben" werde.

Ganz besonders deutlich erhellt aber die Schwäche des schmalkaldischen Bundes daraus, daß der Begabteste unter den jüngeren protestantischen Fürsten sich hütete seine Zukunft, die ihm noch unbestimmt, aber jedenfalls groß vorschwebte, an das Geschick seiner Religionsgenossen zu knüpfen. Jene letzten Erfolge der Schmalkaldener wurden schon durch den allerdings längst drohenden Abfall des Herzogs Moritz von Sachsen reichlich aufgewogen. Ein Mann für sich war von jeher dieser Albertiner, in welchem wie in manchem deutschen Helden des Mittelalters eine wahrhaft dämonische Leidenschaft mit kühlster Berechnung gepaart erscheint. Der Sohn eines unbedeutenden Vaters, am Hof erst des üppigen Cardinals von Mainz, dann seines Vetters Johann Friedrich schlecht erzogen, gänzlich ungebildet, hat Moritz, der mit einundzwanzig Jahren (1541) die Regierung antrat, gleich anfangs das Mißtrauen seiner evangelischen Mitstände dadurch herausgefordert, daß er aus dem schmalkaldischen Bund ausschied und sich mit den Räten seines Oheims Georg umgab. Daneben stand er doch auch in einem vertraulichen Verhältniß zu seinem Schwiegervater dem Landgrafen; er war der einzige, welcher beim Kundbarwerden der Doppelehe des Bedrängten sich annahm. Wir sahen, wie ihn eben diese Verbindung zuerst in Fühlung mit dem Kaiserhof brachte (S. 738); daß er im Türkenkrieg von 1542 um ein Haar das Opfer seines tollkühnen Reitermutes geworden wäre, machte ihm einen guten Namen nicht nur in Deutschland, sondern auch bei Karl V. Schon glaubte der junge Fürst dem Kaiser seine Dienste teuer verkaufen zu können, um die Bistümer Meißen und Merseburg nebst der Schirmherrschaft über Magdeburg und Halberstadt. Obwohl ihm das abgeschlagen wurde, machte er doch den Feldzug von 1543/44 als kaiserlicher Oberst mit, aber er wußte es so einzurichten, daß er erst nach Beendigung des Kriegs gegen Kleve ausrückte. Der Gegensatz zu Kursachsen, bei dem Albertiner von vornherein gegeben, wurde natürlich durch diese zweideutige Politik auf das Äußerste verschärft (vgl. S. 740). Vor allem waren

Digitized by Google

es die beiderseitigen Absichten auf Magdeburg und Halberstadt, welche ein aufrichtiges Zusammengehen der Vettern unmöglich machten; überdies standen aber nach der Vermutung Voigts für Moritz „der Kurhut und das Land des

Herzog Moritz von Sachsen.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach d. J. (1515—1586).

Vetters vielleicht schon in halbverschleierter Fernsicht". In solcher Lage hatte auch der merkwürdige Vorschlag, den Moritz im März 1545 an die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes brachte, keine Aussicht auf die Zustimmung Kursachsens. Nichts Geringeres als ein evangelisches Triumvirat an Stelle des unbrauchbaren Bundes empfiehlt der ehrgeizige junge Herr; das würde,

Digitized by Google

meint er, die Gegner des Evangeliums am Besten in Schach halten und mit dem Kaiser und dessen Bruder könnte man sich dahin verständigen, daß dieselben gegen kräftige Türkenhülfe den Evangelischen die geistlichen Güter, vornehmlich die Bistümer preisgeben sollten. Butzer war hocherfreut über die Aussicht für die Sache des Protestantismus, „will dieser Stern fort also leuchten, als ich aus solchem Glanz, den ich gesehen, gänzlich verhoffe". Selbst der Landgraf empfahl übrigens seinem Schwiegersohn offenen Anschluß an den schmalkaldischen Bund als den besten und einfachsten Weg; vollends die Zusammenkünfte der sächsischen Vettern führten zwar zu einem „großen überschwänglichen Saufen", welches Moritz an den Rand des Grabes brachte und zu vielem Gerede Anlaß gab, aber zu keiner politischen Verständigung. Noch half allerdings Moritz bei der Niederwerfung des Braunschweigers, doch war die Vermittlerrolle, die er dabei spielte, keineswegs unverdächtig. Kurz nachher äußerte er gegen seinen Schwiegervater anläßlich des Regensburger Religionsgesprächs unionistische Vorschläge, welche nicht nur deutlich genug den protestantischen Theologen die Schuld am bisherigen Scheitern der Einigungsversuche zuschoben, sondern dem Kaiser geradezu den persönlichen Stichentscheid beim nächsten Colloquium sichern wollten. Es war wie eine Ankündigung seines verhängnißvollen Pakts mit Karl V. Freilich standen für Moritz sowohl in Folge seines sehr geringen religiösen Bedürfnisses als unter dem Einfluß ähnlich gearteter und höchstens erasmisch gesinnter Ratgeber die kirchlichen Fragen durchaus in zweiter Linie; nichts war ihm widerwärtiger als die Zumutung der Geistlichen, daß die Fürsten mit Hintansetzung weltlicher Interessen sich theologischen Gesichtspunkten unterordnen sollten. Es dürfte wenig Eindruck auf ihn gemacht haben, daß der Landgraf, ganz entsetzt über eine so frivole Auffassung der heiligsten Dinge, erklärte, er seinerseits würde die Theologen, wenn sie den Fürsten zu Gefallen auch nur um einen Buchstaben von der Schrift abwichen, für lauter Buben halten. Moritz war ein politischer Rechner, der die Religion doch hauptsächlich nach ihrem Wert oder Unwert für seine jeweiligen Kombinationen und Aussichten schätzte. In den Anfängen der großen Bewegung hätte er möglicher Weise diesen Faktor höher taxirt. Eben so wenig war er übrigens gesonnen sich dem Kaiser rückhaltlos hinzugeben oder gar sein evangelisches Bekenntniß wirklich zu verhandeln, unter die alte Knechtschaft der römischen Kirche zurückzukehren. Der hochgewachsene Fürst, dessen edle Züge, prachtvolle Stirn und blitzende Augen ihn schon äußerlich von der Mehrzahl seiner dickköpfigen Standesgenossen schied, besaß überschüssige Kraft genug, um in ihrem wüsten Leben einer der Ersten zu sein, sich „stickewickevoll" zu trinken, in der rohen Weise der Zeit dem „lieblichen Frauzimmer" zu huldigen und doch in solchem Treiben sich den klaren Kopf und den eisernen Willen des geborenen Herrschers zu bewahren. Luther, ohnedies als guter Kursachse den „Meißnern und Gleißnern" nicht geneigt, erkannte ganz richtig die tiefe Kluft, die zwischen Wittenberg und Dresden sich auftat; nach seiner Gewohnheit sah er hinter dem jungen

Digitized by Google

Herzog, aber mehr noch hinter dessen gottlosen Räten den leibhaftigen Teufel stehen. Es ist bezeichnend, mit welch geringschätziger Ruhe Moritz die Zornesausbrüche des alten Reformators hinnahm: es sei eben Luthers Gebrauch, „daran dann soviel nicht gelegen".

Das Gefühl von seiner Entbehrlichkeit mochte den großen Mann so manches Mal beschleichen, wenn er, geistig und körperlich abgearbeitet, „ein alter abgelebter Mann", wie ihn sein Kurfürst einmal bezeichnet, immer noch eine Fülle verschiedenartiger Aufgaben auf sich eindringen sah, ohne die frühere Kraft und Freudigkeit wiederzufinden. Es ist erstaunlich, wie lange Luthers Körper dieser Arbeitslast und zugleich einem qualvollen Steinleiden und andern Gebrechen Stand hielt. Wer wollte mit ihm darüber rechten, daß ihm die letzten Jahre nicht etwa ganz ohne den Schimmer seines unsterblichen Humors, aber doch in vorherrschend trüber und unbefriedigter Stimmung dahingegangen sind? Daß er nicht hoffnungsvoller und weitherziger geworden ist? Daß ihm die kleinlichen Verhältnisse Wittenbergs, dieser „Sodoma", immer stärkeren Ekel erregten? Mehr als einmal zitterte Melanchthon vor seinem furchtbaren Freund, dessen Groll er auf sich geladen zu haben glaubte; man suchte wohl einmal vom Hof aus der Gefahr eines förmlichen Bruchs dadurch zu begegnen, daß man „einen Hirsch unter die Herren Theologen teilte und dem Philippo auch davon mitteilen ließ", als beruhigendes Zeichen kurfürstlicher Gnade. Es ist charakteristisch, daß bei den häufigen tiefen Verstimmungen des Meisters selbst seine nächste Umgebung jetzt vor allem „Mißfallen über jemands Lehre" voraussetzte. Denn schroffer als jemals fuhr Luther über „die Zwingler und alle Sakramentsschänder" her; Melanchthon, dem er angeblich eine künftige Ausgleichung des eucharistischen Streits ans Herz gelegt haben soll, wagte vielmehr über solche gefährliche Gegenstände gar nicht mehr offen mit ihm zu reden. Freilich war es eine richtige Ahnung kommender Zeiten, wenn Luther einmal äußerte, seine eignen Leute nötigten ihn durch ihre Wildheit, beim Kurfürsten um Errichtung eines „Pfaffenturms" anzuhalten. Von allen Seiten sah er die Reinheit der wiedererstandenen evangelischen Lehre bedroht; „des Teufels Braut," rief er in seiner letzten Wittenberger Predigt, „die Vernunft, die schöne Metze fähret herein und will klug sein, und was sie saget, meint sie, es sei der heilige Geist." Und ebenso trostlos erschienen ihm die weltlichen Dinge. Wohl hatte er das klare Bewußtsein davon, daß auch die Regimenter eines Luthers bedürften, eines gesunden Helden und Wundermanns, dessen frische Naturkraft über die Bettelei der Bücherweisheit zu triumphiren vermöchte. Daß der Kaiser dieser Wundermann nicht sei, wußte er allmählich nur zu gut. „Deutschland," klagt er, „ist ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat: es fehlet ihm aber an einem Reiter." Immer wieder kam er auf seine düstere Hoffnung zurück, daß demnächst der Türke siegreich durch ganz Deutschland ziehen und dann endlich der jüngste Tag allen Nöten und Wirren ein Ende machen werde. Schon im Jahr 1541 hatte er sein „Kinderlied" für die junge Gene-

Digitized by Google

ration gedichtet, welches als ein Wahrzeichen und Trostgesang des bedrängten Protestantismus noch lange nachher erschallen sollte: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord, die Jesum Christum deinen Sohn stürzen wollen von seinem Tron." Denn die volle Gewalt seines Hasses gegen den römischen Antichrist hatte er sich bewahrt bis in seine letzten Tage, als er hinzog in seiner Geburtsstadt Eisleben einen ärgerlichen Streithandel der Mansfelder Grafen zu schlichten, ja bis in seine letzten Stunden, als in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546 der langersehnte Tod den müden Reformator aller ferneren Arbeit und allem kommenden Jammer entrückte. Noch unmittelbar vor der Agonie betete er zu dem himmlischen Vater, „welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern". So starb der große Befreier, neben der demütig kindlichen Zuversicht auf seinen Erlöser noch Worte des Kampfs auf den Lippen. Wohl durfte Melanchthon in der Schloßkirche zu Wittenberg angesichts des teuren Toten rühmen, daß Luther mit der einen Hand gebaut und mit der andern das Schwert geführt habe. Und er gab dem geschiedenen Freund nur die gebührende Ehre, indem er bezeugte, dieser scharfe Arzt einer tief kranken Zeit habe bei all seiner Heftigkeit doch ein Herz voller Güte und ohne Falsch gehabt. Eben durch die Verbindung ungebändigter Kraft und innerlicher Milde, welche auch unter den Verirrungen und Verbitterungen seines Alters sich erhalten hat, wird Luthers Gestalt dem Deutschen immer sympathisch sein, ja selbst dem konfessionellen Gegner ein gewisses offenes oder geheimes Wohlgefallen abtrotzen. Kleine Geister freilich werden an dem Gewaltigsten unserer Nation nur die kleinen und häßlichen Züge aufsuchen, wie sie jedem Erdensohn, auch dem Edelsten anhaften. Die geschichtliche Größe Martin Luthers, der die Alleinherrschaft der römischen Kirche im Occident zerstört hat, wird dadurch nicht berührt; sie ist über jede Verunglimpfung wie über jede Beschönigung erhaben.

Als ein Zeichen des kommenden Weltendes hat Luther in seiner letzten Zeit die Verhandlungen mit der Pforte betrachtet, welche der Kaiser schon im Frühjahr 1545 eingeleitet hatte. Gemeinschaftlich sandten Karl V. und Franz I. ihre Vertreter nach Konstantinopel und der Waffenstillstand, welcher im Novbr. 1545 zu Adrianopel geschlossen wurde, schob wenigstens für die nächste Zeit ein Haupthinderniß des Religionskriegs bei Seite. Wir wissen, daß Franz I. damals auf den Gedanken einer Vermählung seiner Tochter Margaretha mit dem eben verwittweten Infanten Philipp eifrig einging. Vollends der zwischen Frankreich und England noch fortspielende Krieg, der erst im Mai 1546 sein Ende fand, gereichte dem Kaiser eben dadurch zum höchsten Vorteil, daß er den Protestanten jede Aussicht auf Unterstützung von Seiten dieser Mächte benahm. Am französischen Hof besaß Karl in seiner Schwester, der Königin Eleonora, die treueste Bundesgenossin, die ihm, wie Baumgarten sagt, „im Herzen der feindlichen Stellung Spionsdienste tat". Während er, ein sehr zweideutiger Vermittler zwischen Frankreich und England, sich von den beiden Gegnern umworben sah, fanden die Bemühungen der Schmalkaldener

Digitized by Google

D. Martinus Luther.

Epitaphium D. Mart. Luth.

Martini Luthers leib nit weit/
Von hin/beim stuel/ begraben leit.
Das wer an zeigung gnug gewesen/
Doch solen gleichwol weiter lesen.
Nach dem die gnade Christi gros/
Die vns von sünden machet los.
Vnd der rechte Glaub/ der vns allein/
Gott gefellig macht/ vnd wider rein/
Mit zerhumb war hesolich bekleckt
Mit finsternuß hart zu gedeckt.
Vnd lag durch wercklen gantz begraben/
Ist wider gar von new erhaben/
Dieselbig Gnad vnd rechter glaub/
Durch diesen Man aus tüffem staub.
Denn da die blinde Abgötterey/
Durch Menschen ler vnd Müncherey/
Die reine ler hett gantz versteckt.
Da hat Gott diesen Man erweckt/
Durch zu ein new liecht angezündt/
Das Euangeli laut verkündt.
Welchs jetzund scheint in Teudschem Land
Vnd wird bestendiglich bekandt.
Gleich wie Sanct Paulus thet erlegen/
[illegible]ler/ mit starcken donnerschlagen.
[illegible] angefochten/
Auch wie Johans des Teuffers hand/.
Das Lamb Gottes zeigt in wüstem land.
Welchs solt zum opffer sein gebracht/
Vnd werden für all sünd geschlacht.
Also do die welt finster war/
Vnd reine ler verloschen gar.
Hat Luther vns Christum geweist/
Den jtzt die Kirchen wider preist.
Er hat auch deutlich alle zeit/
Des gesetzes ler abgesondert weit/
Welchs schreckt die hertzen vnd zerstöst/
Vom Euangeli/welchs da tröst.
Solch vnterscheid/die nötig war/
Ist gewest zuvor verfinstert gar.
Bis der Man hat an tag gebracht/
Vnd Christi gaben kund gemacht.
Verdampt die falsche gleisnerey/
All misbreuch vnd abgötterey.
Vnd hat den rechten weg gelert/
Zum waren Gott die leut bekert/
Auch gestrafft des Bapsts zu Rom böß tück/
Sein Gottlos Reich vnd böswicht stück.
Damit er hat gros mord gestifft/
Die Christlich Kirch grewlich vergifft.
[illegible] hat Luther auffgedeckt;
Also sein lauff durch Gottes gnad/
Groomütiglich vollendet hat.
Gerad in neun mal sieben Jaren/
Darin er hat viel tück erfaren.
Viel drewens/schmehens ausgestanden.
Bis in Gott selbs zu seinen handen/
Aus dieser welt mit sanfftem todt/
Erfordert hat aus dieser not.
Also er wird mit Christo leben/
In rechter freud/do im wird geben/
Gottes zusag nach/ewiger lhon/
Nach seinem todt/im himels tron.
Drumb sol Gott dancken jederman/
Der rechte ler hat genomen [illegible]
Auch all die nach vns werden sein/
Teilhafftig dieser predigt rein/
Das vns Gott hat den Lerer geben/
Vnd beten auch mit vleis daneben/
Das er erhalt dis liecht aus gnadt/
Welchs er der welt jtzt geben hat.
Das es auch mög gepflantzet werden/
In viel mehr landen bis auff erden.
Vff das kunde viel [illegible] Gottes namen/
Das geb der gnedig Vater/ Amen.

Holzschnitt von Lukas Cranach; nach Luthers Tode.

Digitized by Google

um Frieden und Bündniß weder in Frankreich noch in England ernstliches Gehör. Der nachmals hochberühmte Historiker des schmalkaldischen Bundes, Sleidanus, erschien einem englischen Staatsmann, der mit ihm verhandelte, in politischen Geschäften als ein „reines Schaf". Was besagten all diese Velleitäten der deutschen Protestanten, deren Häupter über die Wege und Ziele ihrer Politik keineswegs einer Meinung waren, gegenüber den Machtmitteln und der Staatskunst des Kaisers? Sammt und sonders hielt er sie damals in Ungewißheit, Franz I. und Heinrich VIII. nicht minder wie die Schmalkaldener und den Papst, der nach dem Ausdruck des Cardinals Cervino „mit der Hand in die Scheeren eines großen Krebses geraten" war. Daß die protestantische Gesandtschaft, welche ihn zu Maestricht in Sachen des Erzbischofs von Köln anging, erfolglos sein würde, ließ sich voraussehen (S. 760); man benützte am Kaiserhof die Gelegenheit, um die umlaufenden Gerüchte über einen Religionskrieg zu widerlegen. Noch vor seiner Reise zum Regensburger Reichstag ließ Karl V. das Gerücht verbreiten, er denke an einen neuen Zug gegen Algier. Ohne Heer, in friedlichster Haltung, machte er sich auf den Weg nach Deutschland, obwohl, wie er selbst berichtet, im vollen Bewußtsein der Gefahr, welcher er sich aussetzte. Der Entschluß zum Krieg stand ihm endlich fest; gegenüber den warnenden Stimmen Granvela's und anderer hatte der kaiserliche Beichtvater Pedro de Soto, „der geistige Vater des Protestantenkriegs", die innere Zerfahrenheit des schmalkaldischen Bundes, die geringe Macht seiner fürstlichen, die Haltlosigkeit seiner städtischen Glieder, den Mangel einheitlicher Führung und eines wirklich bedeutenden Führers wohlgefällig auseinander gesetzt; der Landgraf sei allein das „Hähnchen" und der habe nie etwas wirklich Großes vollbracht. Eben mit dem Landgrafen führte Karl unterwegs, zu Speier, noch eine Begegnung herbei, deren eigentlicher Zweck, das Erscheinen Kursachsens und Hessens auf dem Regensburger Tag, nicht erreicht wurde. Dreimal lehnte Philipp die kaiserliche Aufforderung ab; auch von einer Teilnahme der Protestanten am Concil wollte er nichts wissen. Er blieb beim Speirer Abschied und bei der Erklärung, der Kaiser möge es den evangelischen Ständen nicht verdenken, wenn sie das Ewige dem Zeitlichen vorsetzten und in alleweg darauf sähen, was Gott haben wolle. Der Kaiser und Granvela, meinte er im Gespräch mit dem letzteren, sollten fleißig im Evangelium lesen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Landgraf, von seinen vormaligen Illusionen völlig geheilt und durch die jüngsten Drohungen gegen Köln doppelt mißtrauisch gemacht, kaiserlichen Einwirkungen nicht mehr zugänglich war. Ob wohl Karl V. ernstlich daran gedacht hat, die beiden Führer der Schmalkaldener in Regensburg festnehmen zu lassen? Er selbst behauptete nachmals umgekehrt, Kurpfalz und Hessen hätten geplant ihn gewaltsam vom Rhein weg nach Trient zu führen.

Noch vor seiner Ankunft in Regensburg war das Religionsgespräch, welches sich dort, hauptsächlich von dem spanischen Dominikaner Malvenda und von Butzer geführt, seit dem Januar hoffnungslos hinzog, durch die

Digitized by Google

Abberufung der kursächsischen Teilnehmer aufgelöst worden. Unmittelbar darauf fiel zu Neuburg ein evangelischer junger Spanier Juan Diaz unter den Streichen eines Meuchelmörders, auf Anstiften des eigenen Bruders, eines fanatischen Curialen, der noch lange Jahre nachher sich dieser Schandtat rühmte. Es war ein ernstes Zeichen der Zeit; genug und übergenug hatte man erprobt, daß mit all den Versuchen eines friedlichen Ausgleichs nichts zu erreichen sei, daß die unversöhnlichen Gegensätze doch einmal in offenem Kampf ihre Kräfte messen müßten. So forderten auf dem spärlich besuchten Reichstag die Katholischen Entscheidung der Religionsfrage durch die Trienter Versammlung, während die Protestanten sich an den Speirer Abschied und den alten Vorschlag eines Nationalconcils klammerten. Diese Regensburger Verhandlungen der Theologen und der Reichsstände machen doch beinahe den Eindruck, als hätten sie nur die Zeit ausfüllen und die Aufmerksamkeit ablenken sollen, während gleichsam hinter der Szene alles für den blutigen Ernst des kommenden großen Schauspiels fertig gemacht wurde. Denn obwohl in der Umgebung des Kaisers immer noch Friedensgedanken lebendig waren und zumal von Granvela bis zuletzt vertreten wurden, obwohl der römische König selbst den Krieg nicht wünschte, verfolgte doch Karl V. mit äußerster Vorsicht, aber mit Beharrlichkeit sein Ziel. Während er bis zum letzten Augenblick selbst die bereits bestellten Obersten und Hauptleute über Zeitpunkt und Schauplatz des bevorstehenden Kriegs im Unklaren ließ, sicherte er sich die päpstliche Hülfe, die Neutralität Baierns und, worauf es ihm ganz besonders ankam, die Heeresfolge protestantischer Fürsten. Der Rat seines Beichtvaters, dem einen oder andern Evangelischen Aussicht auf das Land des Nachbarn zu eröffnen, bewährte sich vollkommen. Die Uneinigkeit unter den Protestanten, so rechnete der Kaiser, werde es zu keinem raschen und gemeinsamen Widerstand kommen lassen, falls es ihm gelänge, sie mit seinen unter anderem Vorwand vollendeten Rüstungen zu überraschen; dann bedürfe es nur eines vereinzelten Erfolgs, einer recht exemplarischen Züchtigung, um alle übrigen zum Gehorsam zu bringen. So schrieb er bereits am 16. Febr. 1546 seinem Sohn und mit voller Offenheit gesteht er in diesem Brief, was er vor der Welt zu verheimlichen wünschte, daß er im Dienste Gottes, zur Wahrung seines heiligen katholischen Glaubens und zum Besten der Christenheit kraft seines kaiserlichen Amtes das Schwert zu ziehen denke. Neben den religiösen Wirren aber könne man zugleich der bisherigen Unbotmäßigkeit und den ewigen Praktiken im Reich ein Ende machen. Wir sehen, er hielt den Augenblick für gekommen, um zugleich über alle religiösen und politischen Rebellionsgelüste der Deutschen zu triumphiren, seine Idee von einem rechtgläubigen und absolutistischen Kaisertum zu verwirklichen.

Nachdem Karl mit seinem Bruder sich persönlich verständigt hatte, folgten die entscheidenden letzten Schritte Schlag auf Schlag. Der Kaiser übersah zunächst die offene Rücksichtslosigkeit, womit auf dem Trientiner Concil die päpstlichen Legaten seinen Wünschen zum Trotz eine möglichst schroffe und

Digitized by Google

für die Protestanten abstoßende Formulirung der katholischen Glaubenslehre betrieben. Am 9. Juni verließ der Cardinal von Trient Regensburg, um die vom Kaiser unterzeichnete Bündnißurkunde nach Rom zu bringen, wo sie am 26. die päpstliche Unterschrift erhielt. Paul III. bewilligte dem Kaiser gegen die „Protestanten und Schmalkaldener und jede andere Art von deutschen Ketzern", welche zum alten wahren Glauben und Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückgeführt werden sollten, eine Unterstützung von 200 000 Dukaten und 12 500 Mann, ferner die halben Jahreseinkünfte der spanischen Kirche und den Verkauf spanischer Klostergüter bis zum Ertrag von 500 000 Dukaten. Inzwischen war in Regensburg (7. Juni) ein Vertrag der beiden Habsburger mit Wilhelm von Baiern — Herzog Ludwig lebte nicht mehr — abgeschlossen worden; der Wittelsbacher, dessen Sohn Albrecht kurz darauf mit der älteren Tochter des römischen Königs Hochzeit hielt, setzte zwar seinen Wunsch als gleichberechtigter Bundesgenosse in den Krieg einzutreten nicht durch, erhielt aber gegen die Zusage von Hülfsgeldern, Geschütz, Munition u. s. w. Aussicht auf die Kurwürde der pfälzischen Linie, falls deren Angehörige dem Kaiser gewaltsamen Widerstand leisten würden. Nur unter vorsichtiger Verklausulirung ließen sich Karl und Ferdinand auf die Verbindung mit dem alten Widersacher ein; Leonhard von Eck bekam ein kaiserliches Geschenk von 2000 Kronen. Voll froher Zuversicht schrieb der Kaiser am 9. Juni seiner Schwester Maria, wie er zunächst über Kursachsen und Hessen herzufallen und vor allem den braunschweigischen Handel als „Deckmantel und Vorwand des Kriegs" zu benutzen denke; er sprach die Hoffnung aus, daß einige protestantische Fürsten sich sowohl ihm anschließen als auch in der Religionsfrage der Entscheidung des Concils unterwerfen würden. Wenn einst Maximilian die junge Generation unter den Reichsfürsten an seine Fahnen zu fesseln gewußt hatte (S. 63), so blickte jetzt mancher fürstliche Sohn der Reformationszeit, von dem Hauch ihrer ursprünglichen Begeisterung nicht mehr berührt, in den Jahrzehnten des konfessionellen Haders aufgewachsen, begehrlich nach dem sieg verheißenden Stern des Kaisers, welchem die Zukunft zu gehören schien. Diese jungen Herren hatten mitangesehen, wie unter dem Zeichen des Evangeliums dynastische und persönliche Wünsche befriedigt, Land und Leute, Geld und Gut gewonnen wurden; sollten sie jetzt, wo das Glücksrad sich zu wenden begann, sich mit der niedergehenden Partei hinabziehen lassen? Nicht an die Könige und Helden des alten Testaments, sondern an die Fürsten und Condottieren der italienischen Renaissance gemahnt uns Moritz von Sachsen, der glänzendste Typus eines religiös ernüchterten und sittlich verwilderten Geschlechts. Dieser Bundesgenosse war sicherlich der beste Fang des Kaisers; indem Johann Friedrich eben damals dem Vetter in ihrer Rivalität um Magdeburg (S. 740; 760) den Rang ablief, trieb er den Albertiner vollends ins feindliche Lager. Was Moritz beim Magdeburger Erzbischof nicht erreicht hatte, die Schutzherrschaft über dieses Erzstift und dazu über Halberstadt gewährte ihm der Vertrag, welchen

Digitized by Google

Digitized by Google

er zu Regensburg mit Karl V. und Ferdinand einging. Kur und Land Johann Friedrichs wurden dem ehrgeizigen Fürsten als möglicher Preis des Kampfes in Aussicht gestellt, aber zunächst wünschte man nur seine Neutralität, keine offene Beteiligung, und obwohl er in Sachen der Religion seinen protestantischen Standpunkt ausdrücklich zu wahren suchte, mußte er doch schriftlich versprechen, sich den Beschlüssen des allgemeinen Concils soweit wie die übrigen deutschen Fürsten zu unterwerfen; der Kaiser gab freilich die mündliche Zusicherung, Moritz solle, falls das Concil einzelne Artikel unverglichen ließe, wegen derselben zunächst ungefährdet bleiben. Auf die nämliche Weise beruhigte Markgraf Hans von Küstrin (S. 683) sein evangelisches Gewissen, um als Reiteroberst in den Dienst des Reichsoberhaupts zu treten; außer ihm nahmen von protestantischen Fürsten noch sein Neffe Erich II. von Braunschweig und der Sohn des ehrgeizigen Kasimir von Brandenburg, Markgraf Albrecht kaiserliche Bestallung. Das Verfahren der Schmalkaldener gegen Heinrich von Braunschweig hatte nicht nur im welfischen Haus, sondern auch bei den Hohenzollern böses Blut gemacht. Und neben diesen dynastischen Spaltungen ließ die kaiserliche Politik den Vorteil nicht außer Acht, welchen die unverkennbare Verstimmung des Adels über die stets wachsende Machterweiterung des Fürstentums darbot. Vor allem der Landgraf galt für einen entschiedenen Gegner dieser kleinen Machthaber, bei welchen gekränktes Standesbewußtsein und materielle Interessen zusammenwirkten, um sie den Lockungen kaiserlicher Sendlinge zugänglich zu machen. „Es war," bemerkt Lenz, „in diesen Kreisen unvergessen, was Franz von Sickingen gewagt hatte und von wem er gestürzt war." Von Franken bis hinauf zum Harz hörten die Grafen, Herren und Ritter auf die Abgesandten Karls V., welche ihnen Förderung und Erhaltung ihrer Freiheiten versprachen. In Niederdeutschland hatten, wie der Landgraf einmal schreibt, viele Gutsherren Überfluß an Pferden und Leuten; „die reiten, wer ihnen am ersten Geld giebt, wissen die Pferd sonst nicht zu erhalten." Die früheren Rittmeister des verjagten Braunschweigers drängten sich mit Begierde zu den Fahnen des Kaisers, um nochmals mit ihren alten Gegnern zu schlagen.

Die Schmalkaldener wußten längst, daß gegen sie gearbeitet und gerüstet werde. Seit Monaten suchte der Landgraf seine lethargischen Genossen, voran Kursachsen, aufzurütteln; vergebens wies er die unwürdige Ausrede, Gott werde alle Dinge wohl machen, mit dem ernsten Wort zurück, daß man Gott nicht versuchen solle. Noch am 10. Juni, während eben der Kaiser Bestallungen für deutsche Landsknechtsobersten ausfertigte, verwahrte sich Johann Friedrich gegen die hessischen Kriegsprophezeiungen. Er und andere kampfscheue Glaubensgenossen glaubten aufatmen zu dürfen, als sie damals vom Friedensschluß zwischen England und Frankreich (6. Juni), von einem gewaltigen Vorstoß der Türken gegen Ungarn vernahmen. Erst als der Kaiser am 13. Juni bei einem Vortrag der protestantischen Stände geradezu in Lachen ausbrach, da mußte auch Johann Friedrich zugeben, wogegen er

Digitized by Google

sich bisher mit sehenden Augen blind gestellt hatte. Tags darauf erklärte der Cardinal von Augsburg, Otto Truchseß, einem evangelisch gesinnten Herrn, der bevorstehende Krieg gelte keineswegs der Religion, sondern dem Ungehorsam des Landgrafen, der nicht zum Reichstag gekommen sei. Vergebens suchten jetzt die Protestanten ihre katholischen Mitstände zu einer gemeinsamen Anfrage beim Kaiser über den Zweck der Rüstungen zu bewegen; es blieb ihnen nichts übrig, als diesen Schritt (16. Juni) auf eigene Faust zu unternehmen. Die durch Naves erteilte Antwort besagte, der Kaiser wolle Einigkeit, Frieden und Recht im Reich herstellen; gegen die Ungehorsamen müsse er nach dem Recht und kraft seiner Autorität verfahren. Unmittelbar darauf wandte sich der Kaiser an die vier großen süddeutschen Reichsstädte, mit der beruhigenden Versicherung, daß es sich einzig und allein darum handle, gewisse fürstliche Friedensstörer zum Gehorsam zu bringen, die unter dem Vorwand der Religion andere Stände beraubt und seine kaiserliche Hoheit angetastet hätten. Ähnliche Erklärungen ergingen an Würtemberg, an die Eidgenossen. Kursachsen und Hessen sollten isolirt werden, wie es vor wenigen Jahren mit Jülich gelungen war.

Endlich nach langem geduldigem Warten hatte Karl V. das Schwert gezogen. Was die Evangelischen bisher als etwas Kommendes, Unbestimmtes gespenstisch beunruhigt hatte, das war jetzt Wirklichkeit. Bei solchen großen Entscheidungen ist der Zeitpunkt ihres Eintretens ebenso unberechenbar wie der Augenblick des Todes beim einzelnen Menschen und daher immer überraschend. Die kaiserliche Rechnung war sorgfältig gemacht und in ihrem Ansatz der verschiedenen Faktoren der Wahrscheinlichkeit entsprechend. Und dennoch war sie falsch. Die Maske, welche Karl den Protestanten gegenüber vornehmen wollte, entriß ihm kein Geringerer als sein Verbündeter in Rom. Auf die deutschen Ketzer aber wirkte die ungeheure Gefahr nicht unmittelbar lähmend, sondern fürs erste ernüchternd und stählend. „Es ist kein ander Mittel," schrieb ein evangelischer Augsburger, „als schändlich von Gott und aller Ehrbarkeit zu weichen oder zu fechten."

Digitized by Google

Drittes Buch.

Religionskrieg und Religionsfriede.

I. Der schmalkaldische Krieg.

Es ist das Verhängniß unserer Nation, ein Verhängniß, dessen Spuren wohl untilgbar sind, daß die größte Bewegung, welche je aus ihrem Schoß hervorging, unter dem nicht gelösten Widerstreit religiöser und politischer Interessen verkümmern mußte. Denn während die Emanzipation Deutschlands von der geistlichen Herrschaft Roms deutlich genug ihren echt nationalen Ursprung bekundet, so zerstörte doch zugleich der Verlauf der Reformation die Aussicht auf ein anderes nicht minder sehnsüchtig erhofftes Ziel, auf die Schaffung eines nationalen Staats. Wie sehr diesem Wunsche der internationale Charakter des Kaisertums im Wege stand, das erfuhren die Deutschen im XVI. Jahrhundert freilich nicht zum ersten Mal, aber doch vielleicht schmerzlicher als in irgend einem Zeitraum ihrer Geschichte. Die nämlichen Sondergewalten aber, die sich ehedem als Bundesgenossen des Papsttums jeder strafferen monarchischen Gestaltung des Reiches entgegengesetzt hatten, die deutschen Fürsten erhoben sich jetzt wider ihren Kaiser als die einzigen Schirmherren der kaum errungenen und schwer bedrohten kirchlichen Unabhängigkeit. Dahin war es einmal gekommen, daß die Befreiung der Geister aus den Banden Roms sich von der Sache der fürstlichen Libertät nicht mehr trennen ließ, daß die Zukunft des deutschen Protestantismus nur mit dem Verzicht auf eine Reformation des Reichs erkauft werden konnte.

Eine vollkommen klare Erkenntniß dieser traurigen Lage läßt sich bei den Zeitgenossen billiger Weise nicht voraussetzen, obwohl wir ja auch auf protestantischer Seite mehr als einmal ein starkes Gefühl für die Erhabenheit des kaiserlichen Namens und eine Art von bösem Gewissen über die eigene Unbotmäßigkeit angetroffen haben. Ob nun die Verwandlung Deutschlands in eine mehr oder weniger centralisirte Monarchie unter habsburgischem Szepter jenem alten volkstümlichen Ideal von einem nationalen und zugleich sozialreformatorischen Kaisertum irgendwie entsprochen hätte, darüber wäre es ganz unfruchtbar Erörterungen anzustellen. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedenfalls nicht dafür. Soviel aber läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß Karl V. jedenfalls nicht der Mann war Deutschlands Interessen zu den

Digitized by Google

seinigen zu machen. Im Gegenteil, das Reich fuhr immer noch besser, so lange dieser Ausländer verhindert war, ihm seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Trug er doch immer nur seine fremden Interessen in die deutschen Verhältnisse herein; als eine unentbehrliche Vormauer gegen die türkische Macht und als unerschöpflicher Boden für seine Kriegswerbungen mochte ihm das heilige Reich wertvoll sein, aber niemals hat er das Bedürfniß Deutschlands zum Ausgangspunkt und Maßstab seiner weltumspannenden Politik gemacht. Eher noch durfte sich die niederländische Heimat rühmen, daß er zuweilen, wenn nicht als ihr echter Sohn, so doch als Nachkomme ihrer burgundischen Herrscher fühlte; auch bei seinem Entschluß zum deutschen Krieg spielte die Erwägung mit, daß ein möglicher Sieg der Reformation in Köln, am Niederrhein eine Erschütterung des katholischen Glaubens und zugleich seiner eigenen Herrschaft in den Niederlanden nach sich ziehen müßte, eine Möglichkeit, die er „um keinen Preis der Welt" fortbestehen lassen wollte. Unter einer solchen Fremdherrschaft hätte Deutschland im besten Fall eine neue Auflage des abgehausten imperialistischen Systems erlebt, aber nicht mehr wie vormals als führende Macht, sondern als bloßes Nebenland des von Spanien regierten Weltreichs. Als eine fremde Invasion mußte vollends den Deutschen beider Bekenntnisse der Einmarsch von Karls V. spanischen und italienischen Truppen erscheinen. Es liegt daher sicherlich eine gewisse Berechtigung darin, wenn man von schmalkaldischer Seite von einem Kampf für die Sache nicht allein Gottes, sondern auch Deutschlands sprach. Nun erwachte man mit einem Mal zu dem vollen Bewußtsein, daß ja der Kaiser ebensogut ein Fremdling war wie der Papst; so heißt es in einem protestantischen Trutzlied jener Tage:

„kein Walch soll uns regieren,
darzu kein Spaniol."

In erster Linie steht freilich immer unbedingt das, was Karl V. so gern abgeläugnet hätte; der Krieg galt von vornherein für einen „Krieg Gottes", einen „Glaubenskrieg". Und zwar nicht allein auf protestantischer Seite. Wir kennen bereits die wahre Meinung des Kaisers selbst. Aber am römischen Hof begnügte man sich keineswegs damit in vertraulichen Briefen von der Züchtigung der Häretiker und Errettung des katholischen Glaubens zu sprechen. Paul III. übergab schon am 4. Juli seinen beiden Enkeln Alessandro und Ottavio feierlich Kreuz und Fahne für den deutschen Feldzug; noch mehr, am 15. verkündigte er geradezu einen Ablaß „für den gemeinen Frieden und die Ausrottung der Ketzereien". Rücksichtsloser konnte das prahlerische Spiel des Kaisers nicht entlarvt werden; von Anfang an gönnten diese Farnese ihrem gewaltigen Verbündeten nichts vielleicht weniger als einen leichten und vollständigen Sieg über die Protestanten. Und die erste Zeit nach der Kriegserklärung — denn als eine solche dürfen wir die kaiserliche Antwort vom 16. Juni betrachten — ließ sich eher darnach an, als sollte der Kaiser die voreilige Enthüllung seiner Absichten zu büßen haben.

Digitized by Google

Hier und da freilich war man über die scheinbare Trennung der religiösen von der politischen Frage und über die drohenden Nachrichten von den Rüstungen ins Schwanken geraten; von den großen Reichsstädten redete Augsburg, die Stadt der Fugger und Welser, anfänglich zum Frieden und sogar der Landgraf empfand ein paar Tage lang die Gefahr so lebhaft, daß er noch einmal den Weg der Verhandlung zu betreten dachte und an die Vermittlung seines Schwiegersohns Moritz appellirte. Auch Ulrich von Würtemberg riet noch auf beiden Seiten zur Güte. Aber diese Anwandlungen von Schwäche waren rasch überwunden und die Hoffnung des Kaisers auf einen Abfall der Oberländer von ihren Bundesgenossen erfüllte sich nicht. Eben die Augsburger und der Landgraf warfen sich mit fieberhafter Eile in die Vorbereitungen des Kampfes, dessen Unvermeidlichkeit nun in der Tat bei den Städten wie unter den fürstlichen Gliedern des schmalkaldischen Bundes eine so entschlossene Stimmung erzeugte, daß die hergebrachte Tatenscheu und Friedensliebe deutscher Reichsstände wirklich durch die Gewalt eines großen Augenblicks besiegt schien. Von den Schmalkaldenern war der einzige Markgraf Hans, trotz der ergreifenden Abmahnung seiner frommen Mutter, auf die Seite des Kaisers getreten; unter den süddeutschen Protestanten beobachteten nur die Pfälzer, Kurfürst Friedrich und Ottheinrich, und die Nürnberger eine zweideutige Haltung. Im Übrigen hatte sich doch für den Augenblick sowohl die schmalkaldische Einung als der evangelische Eifer zumal der Städte über Erwarten bewährt. „Hier oben im Oberland," schrieb am 5. Juli der Augsburger Arzt Gereon Sailer dem Landgrafen, „sind wir einig und aufrecht. Es wird wahrlich nicht anders sein; wir müssen fechten, wie man sagt, pro aris et focis, um unseres Gottes und Vaterlandes wegen, der wird uns nicht verlassen." Und der Landgraf selbst beteuerte seinem Vertrauten Butzer, er wolle sich redlich wehren, im Fall des Mißlingens aber „das Himmlische für das Irdische nehmen".

Seit den ersten Zeiten der Reformation hatte sich die öffentliche Meinung in Deutschland nicht mehr so laut und stürmisch geäußert, wie dies jetzt unter dem Eindruck der kommenden großen Entscheidung geschah. Aber während damals die Wortführer der Nation im Ganzen und Großen sich vorwiegend der prosaischen Form zumal des Dialogs bedienten (S. 353 ff.), spricht sich die ungeheure Erregung der Kriegsjahre meist in den trotzigen oder mahnenden, höhnenden oder klagenden Tönen des Liedes und des historischen oder lehrhaften Gedichts aus. Unter den Dichtern treffen wir Geistliche wie Justus Jonas und den Reutlinger Reformator Schradin, ehrsame Bürger wie Hans Sachs, vor allem aber den Landsknecht oder Reitersmann, der mit echt soldatischer Rücksichtslosigkeit über den Gegner herfährt, sei es nun im Namen Gottes oder des Kaisers, für das „göttliche Recht" oder für die gottgeordnete Obrigkeit. Kein Wunder, daß von protestantischer Seite auf den Antichrist und den Teufel im Lager der Widersacher gewiesen wird; was vormals die Losung der gährenden Volksmassen gewesen war, das erscholl jetzt aus den Reihen der evangelischen Söldner:

Digitized by Google

„Die pfaffen last uns schlachten,
die solches richten an. —
Wol her, ein fetter curthusan,
kein spieß sol hie ein knebel han,
also muß man sie lehren!"

Dafür erhebt ein „gut kaiserisch Lied" den schadenfrohen und undeutschen Jubelruf: „Kyrie, die Spanier seind im Land!" Wenn hüben der Kaiser als Wälscher, als Karl von Gent, als Metzger von Flandern, seine deutschen Anhänger als Hunde, Schandvögel und Natterngezücht gebrandmarkt werden, spotten drüben die Kaiserlichen über das hessische Kätzlein, das mit dem Adler anbinden will, über die reichsstädtischen Pfeffersäcke. Mehr noch als die Vorbilder des alten Testaments werden von den Protestanten die Beispiele aus der nationalen Geschichte hervorgesucht, die Germanen, welchen Rom sein Joch nicht aufzuzwingen vermochte, die deutschen Kaiser, die von dem „Erzböswicht Papst Hildebrand" und seinesgleichen so viel zu erleiden hatten. In einem langwierigen Gedicht treten nach einander Ariovist, Arminius, Friedrich Barbarossa und Georg Frundsberg als Anwälte der deutschen Sache auf; Barbarossa setzt dem Dichter auseinander, daß man dem Kaiser, der zu einem Pfaffenknecht des wälschen Papstes geworden, Widerstand leisten dürfe, da er in diesem Fall kein Kaiser mehr sei, und daß man nach der Ansicht der Juristen einem Treubrüchigen auch nicht Treue zu halten brauche;

„so er euch nimpt ewer freiheit,
verleurt er auch sein oberkeit."

Gleichberechtigt tritt die bedrohte deutsche Freiheit an die Seite des bedrohten Evangeliums; nirgends wird der doppelte zugleich religiöse und politische Charakter des Kampfes verdunkelt, während die Kaiserlichen wohlweislich den meisten Nachdruck auf die Rebellion gegen das Reichsoberhaupt legen. Freilich war seit den großen Bürgerkriegen des Mittelalters, wie Lenz ganz richtig erinnert, keine so gewaltige Vereinigung nord- und süddeutscher Elemente gegen die Krone zu Stande gekommen. Der Abscheu gegen die Fremdherrschaft, der in den Gemütern der fürstlichen Wähler von 1519 kaum eine Stätte gefunden hatte, er war jetzt in breiten Schichten der Nation lebendig geworden:

„Der kaiser der wil zwingen
die freien Deudschen gut
unter sein joche bringen,
wie er den seinen thut. —
Er ist meineidig worden
an gott und deudschem land,
er wil die Deudschen morden,
ist im ein ewig schand."

Sein würdiger Genosse ist der römische König, der dem Papst zu liebe Österreich den Türken preisgibt; also hinaus mit beiden,

„mit ihn weit auß den landen,
nement von ihn die kron!"

Digitized by Google

Wir haben einen Ausspruch Melanchthons aus dem Beginn des Krieges, der äußere Anschein, die Übermacht an Truppen zumal sprächen für einen Sieg der Protestanten, die Sterne aber seien dem Kaiser günstiger. Sicherlich war es nicht das Verdienst Karls V., daß seine vorzeitige Kriegserklärung für ihn keine schlimmeren Folgen hatte. Denn nachdem ihm weder die Isolirung der beiden schmalkaldischen Häupter noch die Sprengung des Bundes selbst geglückt war, sah er sich in Regensburg fast wehrlos den rasch aufgebotenen Streitkräften der Protestanten preisgegeben. Seine Truppen standen noch in Italien, den Niederlanden, Ungarn oder sammelten sich erst auf ein paar süddeutschen Werbeplätzen; mit der äußersten Anstrengung konnte er vor dem Eintreffen der Italiener vielleicht 12 000 Mann auf die Beine bringen, während die Gegner über 50 000 zur Verfügung hatten. „Die Kriegsgeschichte," urteilt Lenz, „mag wenig Beispiele bieten, wo alle Bedingungen des Erfolgs so sehr auf eine Seite gehäuft waren, wie in diesen Wochen bei den Schmalkaldenern; — die Gunst ihrer politischen Lage aber übertraf fast noch die militärische." Denn abgesehen davon, daß in Deutschland selbst die meisten Neutralen offene oder heimliche Protestanten und Baiern für den Kaiser ein ganz unzuverlässiger Bundesgenosse war, hatten Frankreich und England Frieden geschlossen; in Ungarn arbeitete damals der ehrgeizige geistliche Diplomat Martinuzzi, der sogenannte „Bruder Georg" (S. 738) zu Gunsten der Türken, während nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern sogar in den Niederlanden eine für die habsburgische Herrschaft bedrohliche Gährung herrschte, in Mittelitalien die Republikaner von Siena und Lucca unruhig wurden, in Genua eine von Frankreich begünstigte Umwälzung sich vorbereitete. „Wenn der Kaiser," schrieb im August 1546 ein vornehmer Niederländer, „Mißgeschick erleidet, was Gott verhüte, so wären meines Erachtens alle seine Länder so gut wie verloren." Aber selten ist die Gunst des Glücks durch so sträfliches Ungeschick verscherzt worden, wie es der Kriegführung und Politik der Schmalkaldener von vornherein anhaftet; man kann dem Kaiser wirklich das Behagen nachfühlen, womit er in seinen Denkwürdigkeiten die groben Fehler der Gegner verzeichnet. Nach seiner Ansicht hätten sie sofort auf Regensburg marschiren müssen, wo er mit ein paar hundert Reitern und einigen Fähnlein unter einer eifrig protestantischen Bürgerschaft sich kaum hätte behaupten können. Nun richteten freilich die Führer der oberländischen Bundestruppen, welche zuerst auf den Beinen waren, Schärtlin von Burtenbach und Schankwitz, vor allem ihr Augenmerk auf die Sammelplätze des kaiserlichen Volks in Oberschwaben und zugleich auf die Möglichkeit, den heraufziehenden Italienern die nächsten Alpenpässe zu sperren. Sie zogen also nach Süden, um zunächst die Stadt Füssen einzunehmen (10. Juli), während die Kaiserlichen über die nahe bairische Grenze entwichen, um sodann die Ehrenberger Klause als einen Schlüssel des Inntals durch Handstreich in ihre Gewalt zu bringen. Ob die Obersten wirklich daran gedacht haben, den glücklichen Vorstoß weiter fortzuführen, nicht nur bis Innsbruck, sondern

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

etwa gar über den Brenner, das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls waren ihnen durch den Bundeskriegsrat in Ulm und durch die Ängstlichkeiten der einzelnen Contingentsherren die Hände derart gebunden, daß sie dem Befehl zur Umkehr sofort Folge leisteten. Am 20. Juli nahm Schärtlin die Stadt Donauwört, welche neutral bleiben wollte, und dorthin ging auch der Marsch des norddeutschen Heers, welches am gleichen Tag unter Johann Friedrichs und Philipps persönlicher Führung sich bei Meiningen vereinigt hatte. Eine bedenkliche Lücke war in den anfänglichen Kriegsplan der Fürsten schon dadurch gerissen worden, daß ein ursprünglich für Kurpfalz in Norddeutschland gesammeltes Korps, welches die Niederlande hätte bedrohen und den Schmalkaldenern den Rücken decken können, sich durch braunschweigische und kaiserliche Sendlinge bearbeiten und trennen ließ. Schlimmer war freilich der von vornherein hervortretende Antagonismus zwischen den beiden fürstlichen Feldherren der Schmalkaldener, denn vergebens hatte der Landgraf gehofft, daß Johann Friedrich die militärische Führung ihm allein überlassen und sich mit den „Kanzleisachen" begnügen werde. Kostete es schon Mühe genug, den Kurfürsten an den reichen fränkischen Stiftern vorbeizubringen, mit deren Einnahme er den Krieg zu eröffnen dachte, so ist allem Anschein nach der Gedanke, die oberländischen Truppen und das Nordheer getrennt gegen Regensburg vorzuschieben und die Vereinigung erst vor den Mauern der Reichstagsstadt zu bewerkstelligen, bei den Schmalkaldenern überhaupt nicht aufgetaucht. Umsonst drängte unterwegs ein Sendbote des französischen Gesandten die Fürsten zum sofortigen Marsch auf Regensburg; am 3. und 4. August stießen sie bei Donauwört zu den Oberländern.

Mit der ihm eigenen Ruhe hatte der Kaiser unterdessen den Reichstag zu Ende geführt und trotz aller Warnungen Fest auf Fest folgen lassen, wozu die Vermählung Wilhelms von Jülich und Albrechts von Baiern mit Töchtern des römischen Königs den Anlaß bot. Erst am 3. August verließ er Regensburg, um bei Landshut die italienischen Hülfsvölker und Verstärkungen von deutschen und spanischen Truppeu an sich zu ziehen. Dann ging er nochmals nach Regensburg zurück und von dort donauaufwärts, dem anrückenden Feind entgegen. Er hatte jetzt gegen 40 000 Mann beisammen; die günstige Gelegenheit, ihn vor dem Eintreffen jener Verstärkungen zu fassen, hatten sich die Schmalkaldener entgehen lassen. Jeder ihrer Schritte war durch die Vielköpfigkeit des Kriegsrats und vor allem durch die Eigenwilligkeit Johann Friedrichs gehemmt, der mit seinem Vorschlag zunächst Baiern zu bekriegen nicht durchdrang, aber dafür schon damals anfing mit seinem Abzug zu drohen. Als man sich endlich gegen Regensburg in Bewegung setzte, war es zu spät; man konnte es nicht hindern, daß der Kaiser in einem verschanzten Lager vor Ingolstadt feste Stellung nahm, um dort sowohl den Zuzug der unter dem Grafen Maximilian von Büren aus den Niederlanden heranrückenden Truppen als auch einen etwaigen Angriff der Protestanten zu erwarten. Neben der militärischen Aktion ließ aber Karl V. die politische nicht aus dem Auge.

Digitized by Google

Den sächsisch-hessischen Fehdebrief nahm er nicht an, dagegen wurde dem Überbringer die kaiserliche Achtserklärung gegen die beiden fürstlichen Majestätsverbrecher aufgenötigt. Dieses Aktenstück, auf den 20. Juli zurückdatirt, verhüllte geflissentlich die religiösen Beweggründe des Kaisers, um dafür den Rebellen vorzuwerfen, daß sie ihre friedbrecherischen und hochverräterischen Absichten mit dem Namen der Religion zu beschönigen suchten. Leicht genug wurde es den Geächteten, eine solche Verdrehung der Tatsachen zurückzuweisen und den Kaiser, der sich wohl oder übel auf die Braunschweiger Sache und andere weiter zurückliegende Händel stützte, daran zu erinnern, daß er diese früheren Beschwerden im Verkehr mit ihnen als abgetan behandelt habe. Es geschah gegen den Willen des Landgrafen und nach dem ausdrücklichen Verlangen Kursachsens, daß überdies Karl als Verletzer des Reichsrechts und der Wahlkapitulation seiner kaiserlichen Würde und Titulatur verlustig erklärt wurde. Denn weit entschiedener als Philipp blickte der militärisch so schwerfällige Herr der politischen Krisis ins Auge; nichts Geringeres schwebte ihm vor als wofür seinerzeit Zwingli den Landgrafen zu erwärmen versuchte, die völlige Beseitigung des habsburgischen Kaisertums, welches sich in eine Ordnung des Teufels verkehrt habe. In schärfster Tonart mußten die kursächsischen Juristen und Theologen dieses Thema variiren; der Kaiser wurde nicht nur der Absicht beschuldigt, das Reich in eine Erbmonarchie und ewige Servitut zu bringen, sondern man legte ihm sogar den Plan unter, alle Evangelischen in Deutschland bis auf die Kinder von zwei Jahren auszurotten, und zwar mit päpstlicher und türkischer Hülfe. Es erschien eine Achtserklärung göttlicher Majestät „wider Kaiser Karl und Papst Paulus den Dritten, des Teufels Statthalter zu Rom"; wer dem Kaiser Fürschub leiste, hieß es da, der werde gleich ihm ein Gliedmaß des Teufels. Während der Landgraf sich die Möglichkeit mit dem Gegner zu verhandeln lieber offen gehalten hätte, wollte der starrsinnige Wettiner, nachdem er einmal das Schwert gezogen, die Scheide wegwerfen.

Aber das Schwert verlor in solchen Händen seine Schärfe. Freilich waren Karl und sein Feldherr Alba eifrig darauf bedacht eine Schlacht zu vermeiden und die Gegner in mühseligen Märschen und kleinen Scharmützeln abzumatten. Trotzdem hätte nach der Ansicht des Landgrafen und auch Schärtlins die Entscheidung erzwungen werden können, als vor Ingolstadt beide Heere sich gegenüberlagen, der Kaiser an die Stadt gelehnt, die Schmalkaldener in weitem Halbkreis westlich und nordwestlich von seiner Stellung. Am 31. August begann der große Geschützkampf; hätte man, meinte Philipp von Hessen, damals den Angriff auf die feindlichen Verschanzungen gewagt, „so wäre, wie alle Welt sagt, der Kaiser geschlagen gewesen". Mag nun das Unterlassen des Angriffs auf den wohl „vergrabenen" Feind ein militärischer Fehler gewesen sein oder nicht, jedenfalls machte auf die öffentliche Meinung der Abzug der Schmalkaldener nach viertägigem ziemlich fruchtlosem Hin- und Herschießen den Eindruck eines schweren Mißerfolgs. Und dieser

Digitized by Google

Eindruck konnte durch das, was nachkam, nur bestärkt werden. Das wichtige Neuburg wurde ohne Hülfe gelassen und damit dem Feinde preisgegeben;

Kaiser Karl V.
Facsimile eines Holzschnittes von 1547.

vor allem aber die nächste und drohendste Gefahr, die Vereinigung des etwa 20 000 Mann starken niederländischen Heeres mit dem Kaiser, nicht abgewendet, obwohl die Schmalkaldener fast zwei Wochen lang in der günstigen Lage

Digitized by Google

waren, ihre gesammte Macht entweder gegen den Kaiser oder gegen Büren wenden zu können. Baiern, welches eine höchst zweideutige Haltung beobachtete, wartete allem Anschein nach nur darauf, wohin das Kriegsglück sich wenden werde, und daß auch auf kaiserlicher Seite Fehler begangen und Gelegenheiten versäumt wurden, darüber kann nach den Untersuchungen Druffels kein Zweifel bestehen. Aber es war und blieb verhängnißvoll, daß die Schmalkaldener sich überhaupt in die Defensive drängen und den Krieg nach Schwaben hinüberspielen ließen. Mit den hochtrabenden und beleidigenden Redensarten des zweiten Absagebriefs, welchen Kursachsen und Hessen noch vor Ingolstadt an den Kaiser erlassen hatten, mit dem Vorwurf, daß er nicht so viel adeliges fürstliches deutsches Geblüt habe, um die Acht gegen sie vollstrecken zu können, stand ihr vorsichtiger Rückzug in schreiendem Widerspruch; „forderten damit," sagt ein Zeitgenosse, „den Kaiser aus Ingolstadt und laufen selbst davon." Die eigentümlich tastende Art, in welcher von beiden Seiten, wie es scheint ohne ein bestimmtes Ziel, der Krieg hingezogen wurde, erregte hüben wie drüben viel Unmut. Langsam schoben sich beide Gegner, jeder über die Absichten des Andern im Unklaren, donauaufwärts; Anfang Oktober bot sich dem Kaiser bei Nördlingen, Mitte des Monats den Protestanten bei Giengen die Gelegenheit zum Schlagen, ohne energisch benutzt zu werden. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die Schmalkaldener unaufhörlich, Schritt für Schritt zurückweichen, während der Kaiser einen Platz nach dem andern gewinnt, Neuburg, Donauwört, Dillingen, Lauingen. Man berechnete gegenseitig die voraussichtliche Auflösung des feindlichen Heeres; die Protestanten hofften insbesondere darauf, daß die Italiener und Spanier den Unbilden eines schlechten deutschen Herbstwetters nicht gewachsen sein würden. Es war „ein Krieg, darüber allen Menschen die Weile lang wird". Nach einer nicht unwahrscheinlichen Erzählung wäre der Kaiser von einem vorzeitigen Entschluß, die Truppen statt in die Winterquartiere nach Hause zu schicken, nur durch den entschiedenen Einspruch seines Beichtvaters Soto, jenes kriegsbegeisterten Mönchs (S. 766) abgebracht worden. Der glückliche Erfolg der Geduldprobe kam dann freilich ganz auf die Rechnung des kaiserlichen Führers, dieses modernen Fabius Cunctator, und seiner durch nichts zu erschütternden Beharrlichkeit.

Zwei Dinge haben vornehmlich den Ausgang des ersten Kriegshalbjahrs zu Ungunsten der Schmalkaldener entschieden, das Ausbleiben jeder auswärtigen Hülfe und das Eingreifen des Herzogs Moritz von Sachsen in den Kampf. Es konnte in der Tat, wie der Italiener Jovius urteilt, überraschen, daß König Franz auch durch den Kanonendonner vor Ingolstadt sich nicht aus seiner Ruhe bringen ließ. Wohl hatte er bei den Regungen italienischer Unzufriedenheit seine Hand im Spiel und an der Pforte arbeiteten die französischen und habsburgischen Vertreter nach kurzer offizieller Eintracht wieder gegen einander wie sonst. Aber Franz war damals bereits ein gebrochener Mann, nahe daran sich zu Tode zu amüsiren, kein ebenbürtiger Gegner mehr für den Kaiser, der obwohl ebenfalls leidend in seiner ernst-

Digitized by Google

haften Selbstüberwindung den unverbesserlichen Leichtsinn des Franzosenkönigs tief beschämt. Mit größerem Interesse als der Vater schien allerdings der Dauphin die Wünsche der deutschen Protestanten nach einem energischen Eingreifen Frankreichs aufzunehmen; auch die Herzogin von Etampes, die immer noch mächtige Mätresse, versprach ihren Einfluß beim König in diesem Sinn geltend zu machen. Der große Plan einer antikaiserlichen Liga, welcher im Herbst 1546 den Schmalkaldenern vorgelegt wurde, ging auf eine gleichzeitige Offensive in Deutschland, Italien, den Niederlanden und den habsburgischen Erblanden; England, die Schweizer, Dänemark sollten mithelfen, nach dem Sieg ein anderer Kaiser gewählt und, worauf es offenbar den Franzosen hauptsächlich ankam, nicht nur Mailand, sondern auch das Reichsvikariat in Wälschlanden, d. h. in Italien und dem linksrheinischen Reichsgebiet, dem König von Frankreich überlassen werden. Daß zwischen Frankreich und England die Möglichkeit eines solchen Weltkriegs zur Sprache gekommen ist, steht außer Zweifel, ebenso, daß der junge Christoph von Würtemberg den ehrgeizigen Dauphin durch einen Ausblick auf die neu zu vergebende Kaiserkrone zu reizen suchte. Aber tatsächlich erreichten die Schmalkaldener weder bei Franz I. noch bei Heinrich VIII. mehr als leere Redensarten; der englische König hielt es für geraten, Karl V. von diesen Verhandlungen Nachricht zu geben, und Franz bot geradezu, während er in Konstantinopel und Venedig, im schmalkaldischen Lager und am päpstlichen Hof gegen den alten Feind hetzte, eben dem Kaiser nochmals seine Hülfe gegen die Protestanten an, um den Preis jener Familienverbindung (S. 748), die er sich immer noch nicht aus dem Kopf zu schlagen vermochte. Es war, wie Karl V. einem Gesandten des Königs sagte; sie hatten beide zur Genüge ihre Kräfte gemessen; im Übrigen wies der Kaiser die immer deutlicheren Drohungen Frankreichs mit dem Bemerken zurück, es stehe ganz in seiner Hand, sich, sobald es ihm beliebe, mit den Protestanten zu vertragen. Die vorsichtigen Venezianer wagten es allerdings nicht, einen Agenten der Schmalkaldener offen zurückzuweisen, versagten sich aber auch den französischen Bündnißanträgen. Bitterer als all diese Enttäuschungen mußte aber den deutschen Protestanten ihre vergebliche Hoffnung auf den glaubensverwandten Dänenkönig sein, der sein altes Bundesverhältniß zu ihnen vergaß, um, wie er dem Kaiser zugesagt hatte, dessen Feinden keinen Vorschub zu leisten. Noch klammerten sich die Schmalkaldener eine Zeit lang an die Aussicht, daß vielleicht, wie die Franzosen versprachen, im nächsten Frühjahr etwas geschehen, daß wenigstens der Türke wie ehedem durch einen Vorstoß ihnen Luft machen werde. Aber während für sie bei dem schleppenden Charakter der Kriegführung schon das Ausbleiben fremder Geldhülfe eine empfindliche Schädigung bedeutete, erfolgte mit einem Mal die Katastrophe in Sachsen, welche dem ganzen Kampf eine neue Wendung gab.

Lange genug gefiel sich Moritz darin zu „temporisiren“ und sich mit den Schmalkaldenern zu halten, obwohl ihm schon im August der Kaiser

Digitized by Google

sofortige Vollstreckung der Acht bei Vermeidung der nämlichen Strafe aufgetragen hatte. Es war ihm keineswegs gleichgültig, daß die öffentliche Meinung des protestantischen Deutschland schon damals einen Abtrünnigen, einen heimlichen Papisten in ihm zu erblicken anfing; vor allem aber kam es ihm darauf an, durch Hinausziehen seines Entschlusses den römischen König, mit welchem er gemeinsam operiren sollte, zu einem möglichst günstigen Vergleich über die Beute zu nötigen. Erst nachdem Ferdinand bei einer persönlichen Zusammenkunft in Prag auf seine ursprüngliche Forderung einer gleichen Teilung Kursachsens verzichtet und überdies eine vorläufige Schonung des Evangeliums in dem eroberten Gebiet zugestanden hatte, erfolgte der Doppelangriff Böhmens und des Herzogs, der am 27. Oktbr. seinem Vetter den Absagebrief schickte. Am gleichen Tag vollzog der Kaiser die Übertragung der sächsischen Kur auf den Albertiner, dessen Abfall er übrigens immer noch für möglich hielt. Mit leichter Mühe wurde fast das ganze Kurfürstentum von den böhmischen und herzoglichen Truppen eingenommen; nur Wittenberg und Gotha hielten sich, während draußen auf dem flachen Land alles vor der Unmenschlichkeit der Husaren, der leichten Lanzenreiter aus Ungarn und Polen, zitterte.

Es ist zu verwundern, daß sich Johann Friedrich trotzdem noch einige Wochen auf dem schwäbischen Kriegsschauplatz festhalten ließ, obwohl dort an eine ernsthafte Aktion wohl nicht mehr gedacht wurde, vielmehr Krankheit und Geldmangel die Reihen zusehends lichteten. Rasch genug war in den Reichsstädten jene trotzige evangelische Kampflust wieder verflogen; während vom Norden überhaupt keine Beiträge einliefen, weigerten sich jetzt auch die großen süddeutschen Plätze, ihr Kapital und ihren Kredit noch weiter anzustrengen. Waren doch bisher die Resultate kaum im Verhältniß zu den Opfern gestanden; Straßburg allein hatte für den Donaufeldzug 220 000 Gulden in die Bundeskasse geliefert. Der altgewohnte Partikularismus forderte sein Recht; Augsburg rief schon im Oktober seinen Hauptmann Schärtlin vom Heere ab. Wie dieser über Gebühr populäre „Heros" der Evangelischen nachmals die bitterste Kritik an der Kriegführung des Landgrafen übte, so schob Philipp die Hauptschuld des Mißlingens auf die Städte, die „kein Not oder Verderben der Kaufhändel oder äußerer Güter leiden wollen". Er selbst machte noch im Lager vor Giengen ein paar fruchtlose Versuche, durch Vermittlung des Markgrafen Hans den Kaiser zu friedlicher Unterhandlung zu bewegen, wie er auch trotz des sächsischen Kriegs mit seinem Schwiegersohn Moritz korrespondirte und dem Grafen von Büren eine Zusammenkunft mit Beiziehung Granvela's vorschlug, als das schmalkaldische Heer in Schwaben bereits das Feld geräumt hatte. Am 21. Novbr. begann der Abmarsch; es kam allerdings zu keiner sehr energischen Verfolgung von kaiserlicher Seite, aber die Protestanten waren immerhin zuerst gewichen und auch der Plan eines Winterlagers im Oberland wurde nicht verwirklicht. Es läßt sich begreifen, daß Johann Friedrich, der unterwegs die katholische Stadt Gmünd,

Digitized by Google

den Abt von Fulda, den Erzbischof von Mainz, aber auch das protestantische Frankfurt tüchtig brandschatzte, den dringenden Wunsch hegte, sein Land zurückzuerobern und den Vetter zu züchtigen. Was aber wollte eigentlich der Landgraf, als er, wie man spottete, zu seinen zwei Weibern heimzog? Ängstliche Gemüter trauten ihm verzweifelte Entschlüsse, einen Appell an die Revolution, an die Bauern zu; ein skeptischer Beobachter meinte dagegen, „daß er viel Mucken im Kopf haben muß; ich darf nicht wohl schreiben, daß er unsinnig sei". Jedenfalls besaß er in seinem eigenen Land keineswegs die Anhänglichkeit, die für einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Kaiser unentbehrlich gewesen wäre; manche vom hessischen und benachbarten Adel suchten vielmehr geradezu die günstige Gelegenheit zum Verderben des verhaßten Fürsten auszunützen. Sein Schwiegersohn, den er persönlich aufsuchen wollte, verklausulirte das erbetene Geleite derart, daß Philipp abstand. Schon war von kaiserlicher Seite Veranstaltung getroffen worden, ihn auf diesem Ritt abzufangen. Tatlos und hoffnungslos saß er zu Hause, während der Kaiser, von seinen Gegnern freigeworden, wie im Triumph durch Schwaben und Franken zog und die Huldigungen der gänzlich entmutigten Städte und Fürsten einnahm. Binnen wenigen Wochen unterwarfen sich kleinere Plätze, wie Bopfingen, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rotenburg u. a. Eine volle Viertelstunde ließ Karl die Nördlinger Gesandten auf den Knieen liegen, ehe er geruhte sie zu Gnade und Ungnade aufzunehmen. Immerhin berührte es tröstlich, daß ihnen ihre Religionsübung zunächst noch belassen wurde, obwohl z. B. Nördlingen die Fürbitte für eine christliche Reformation durch den Kaiser ins Kirchengebet einsetzen mußte. Am 22. Dezember unterzogen sich auch die Vertreter des mächtigen Ulm der unvermeidlichen Demütigung; es folgten die oberschwäbischen Städte mit Ausnahme von Constanz, die Frankfurter, die Augsburger, welche Schärtlin vergebens für standhafte Gegenwehr und im Notfall ruhmvollen Untergang zu begeistern suchte. Straßburg galt für eine der stärksten Festungen nicht nur Deutschlands; „sie oder keine andere wird sich halten," schreibt Sleidan, „wenn überhaupt auf irdische Macht ein Verlaß ist." Aber obwohl manche Stimmen nicht nur die Verteidigung, sondern sogar ein Bündniß mit Frankreich und den Schweizern befürworteten, ergriff man doch auch hier schließlich die vom Kaiser gebotene Hand, um glimpflich genug mit einem Fußfall und einer mäßigen Geldbuße davonzukommen. Mit ganz andern Leistungen wurden die übrigen Städte belegt; Augsburg mußte dem Kaiser 150 000 Gulden zahlen, Ulm 100 000, Frankfurt 80 000, Hall 60 000, das winzige Isni 12 000, ganz abgesehen von sonstigen Entschädigungen, die dem römischen König, dem Bischof von Augsburg, dem Herzog Heinrich von Braunschweig zu Gute kamen. Selbstverständlich gingen die kaiserlichen Minister nicht leer aus; Granvela erhielt z. B. von den Frankfurtern 1000 Goldgulden in einem goldenen Becher. Am härtesten ward Ulrich von Würtemberg gestraft, obwohl er immer noch von Glück sagen durfte, daß wenigstens König Ferdinands neuerwachte Lust

Digitized by Google

nach dem Besitz seines Herzogtums, dieses „Herzens von Deutschland", nicht befriedigt wurde. Aber er sollte sich allerdings vor Ferdinand als seinem Lehnsherrn verantworten und 300 000 Gulden Kriegsentschädigung zahlen; da der gichtische Herr die Knie nicht beugen konnte, begnügte sich der Kaiser damit, ihn die Abbitte sitzend unter Zuhülfenahme von zwei knieenden Räten verrichten zu lassen. Daß Karl den kranken alten Fürsten vorher eine Stunde lang warten und von den übermütigen Wälschen seiner Umgebung verspotten ließ, daß er dem Gedemütigten die Hand verächtlich über die Achsel weg reichte, bekundete deutlich genug jene unedle Ausbeutung des Siegs, wie sie einst Franz I. halb zur Verzweiflung gebracht hatte und in Deutschland noch mehr als einmal böses Blut machen sollte. Auch der Pfälzer Kurfürst, der nur notgedrungen den Schmalkaldenern einige Reiter gestellt hatte, mußte trotz seines Alters und leidenden Zustands mit entblößtem Haupt und stehend seine Entschuldigung vor dem finster blickenden Kaiser anbringen; drei Mal neigte er sich tief und die Tränen standen ihm in den Augen, aber erst am nächsten Tag zeigte ihm Karl wieder ein freundliches Gesicht. Wenn die obersten Stände des Reichs derart behandelt wurden, konnten sich die Städte nicht wundern, daß in den Kreisen ihrer alten Gegner sich Stimmen erhoben, man solle für die Zukunft den „vermauerten Bauern" Pfleger oder Verwalter setzen, um ihnen die revolutionären Neigungen gründlich auszutreiben. Es gehörte wahrlich Mut dazu in diesen Tagen noch den evangelischen Standpunkt zu wahren, wie dies manche von den städtischen Predigern taten, indem sie das Gebet für den Kaiser verweigerten. Mochte Karl V. auch immer wieder versichern lassen, der Krieg gelte nicht der Religion und deshalb wolle er auch keinerlei Abmachungen über diesen Punkt eingehen: seine ganze Vergangenheit ließ die Unaufrichtigkeit dieser Zurückhaltung zur Genüge erkennen, selbst wenn das Bekanntwerden seines Bündnisses mit dem Papst ihn nicht in aller Form Lügen gestraft hätte. Eben jetzt glaubte er ohne weitere Rücksicht in der kölnischen Sache vorgehen zu können. Es half dem alten Kurfürsten nichts, daß er, kaiserlichem Befehl gehorsam, jede Unterstützung der Schmalkaldener ängstlich vermieden und verboten hatte; als im Auftrag des Kaisers das gegen ihn gerichtete päpstliche Absetzungsdekret vollzogen und Adolf von Schaumburg als Erzbischof eingesetzt wurde, als die bisher getreuen weltlichen Stände vor den Drohungen der kaiserlichen Commissare nachgaben, da verstand sich auch Hermann zum Verzicht auf seine Würde (25. Februar 1547). Hatte doch schon vorher unter dem Schutz protestantischer Waffen der katholische Bischof Julius Pflug (S. 740) seinen Einzug in Naumburg gehalten, ohne die von seinem Beschirmer Moritz der Stadt zugesagte Schonung ihrer Religion zugestehen zu wollen. Es war eine verzweifelte Auskunft mit dem Straßburger Rat sich dabei zu beruhigen, falls der Kaiser wirklich die Religion „abtreiben" wolle, stehe es immer noch bei jedem sich hierin zu halten, so weit ihm Gott Gnade geben werde.

Wir dürfen hier nicht übersehen, welche bedeutsame Rolle auch in dieser

Digitized by Google

schweren Krisis Deutschlands wie einst bei der Königswahl von 1519 Großkapital und Handelsinteresse des oberdeutschen Bürgertums gespielt haben. Denn ganz abgesehen von den unmittelbaren finanziellen Opfern, welche der Krieg von den Städten forderte, besaß gerade ihnen gegenüber der Kaiser eine besonders wirksame Waffe. Die Handelssperre und Güterconfiskation, wie sie mit einem Mal ihren Verkehr nach Spanien und den übrigen habsburgischen Landen traf, war eine schwere Probe für die religiöse Begeisterung der evangelischen Reichsstädter. Allein die mit Beschlag belegten Güter der Straßburger wurden auf 500 000 Gulden geschätzt. Und zudem hatten ja gerade in den obersten Schichten des Bürgertums, z. B. bei den Fuggern, Baumgärtnern und Welsern, die alte Kirche und die kirchliche Gesinnung sehr einflußreiche Vertreter. Mit vollem Recht betont Nitzsch, „daß eine Fortsetzung des Widerstands gegen den Kaiser den ganzen spanisch-indischen Verkehr dieser oberdeutschen Häuser mit Vernichtung bedrohte". Von Anfang an betrachtete man auf protestantischer Seite die Kaufleute auch des eignen Bekenntnisses nicht ohne Mißtrauen. Zu Straßburg wurden sie von der erregten Volksmenge offen des Verrats beschuldigt und mit Tätlichkeiten bedroht. Und in gewissem Sinn hatten diese Stimmen Recht; ohne die empfindliche Schädigung kapitalistischer und merkantiler Interessen, wie sie der Kaiser als Herr ausgedehnter Gebiete und alter Schuldner der deutschen Bankhäuser herbeizuführen vermochte, wäre vielleicht die protestantische Kriegführung energischer und der Widerstand nachhaltiger gewesen. „Als einige Monate später," sagt Baumgarten, „der Kaiser den Städten die schweren Contributionen auferlegte, da kamen die Hunderttausende zum Vorschein, welche, als es sich um die Rettung handelte, nicht dagewesen waren." Die ganze Bitterkeit der eifrigen Protestanten entlud sich in jenen Spottversen, worin den Ulmern und den übrigen Oberländern ihre „faulen Listen" vorgerückt werden,

„das ihr bey ewrm Mammon,
bey ewerm hochsten got
möcht pleiben grobe Schwaben,
o wee der faulen rott!"

Auf die sächsischen Lande richteten sich die Blicke der Evangelischen, soweit sie nicht alle Hoffnung aufgegeben hatten. Denn der schwerfällige Johann Friedrich schien wie umgewandelt, seit es sich nicht mehr allein um die großen Interessen des Protestantismus, sondern zugleich um sein fürstliches Erbe und Dasein handelte. Hier kam sein tiefstes Empfinden mit ins Spiel; in der Person des verhaßten Vetters verkörperte sich ihm alles, was ihn nur zu reizen vermochte, die alte Rivalität der Albertiner, die treulose Weltklugheit der „Meißner und Gleißner", der teuflische Verrat am Evangelium. Im eignen Land mit Begeisterung aufgenommen, eröffnete er den Winterfeldzug mit der Erklärung an die Stände des Gegners, daß er diesem „mit gleicher Ellen und Maß, wie er zuvor getan, zu messen" denke. Unbarmherzig wurden vor allem die mit leichter Mühe eingenommenen geistlichen Sitze, Halle und Merseburg, behandelt; aber auch die herzoglich sächsischen

Digitized by Google

Lande mußten die Hand des Siegers so schwer fühlen, daß während der Belagerung von Leipzig die vormals sehr antikaiserliche und auch für Moritz bedenkliche Stimmung der Prediger und der Bürgerschaft sich doch wieder ganz dem Landesherrn zuwandte. Es ist sehr bezeichnend, welchen Wert ein Realpolitiker wie Moritz immerhin auf die gut evangelische Gesinnung der eignen Untertanen und auf ihre scharfe Kritik seiner Verbindung mit dem Kaiser legte; verschiedene Lieder aus den Reihen seiner Anhänger verteidigen die Politik des Fürsten als eine keineswegs unevangelische, wobei wohl die Lehre des Apostels Paulus von der gottgeordneten Obrigkeit verwertet und dem Kurfürsten Johann Friedrich ausdrücklich vorgerückt wird, daß Luther selbst ihm widerraten habe, das Schwert gegen seinen Herrn den Kaiser zu ziehen. Übrigens war es ein Glück für Moritz, daß Johann Friedrich Zeit und Kräfte vor den Mauern Leipzigs vergeudete, denn seine Untertanen zeigten sich, wie er an Ferdinand schrieb, „also verblendet, daß sie des Feindes Worten mehr als mir und allen andern glauben," und seine dringenden Bitten um Hülfe fanden am Kaiserhof wie bei den Nachbarständen taube Ohren. König Ferdinand hatte gleichfalls geringe Lust für die territorialen Interessen des Herzogs Opfer zu bringen; als er endlich fürchten mußte, durch längeres Zögern den unsichern Bundesgenossen zu einem vom Landgrafen vermittelten Vergleich mit dem Kurfürsten zu treiben, weigerten ihm seine Böhmen die Heeresfolge. Fast wie ein Vertriebener erschien er, eben erst durch den Verlust seiner Gemahlin tief gebeugt, mit geringen meist vom katholischen Adel gestellten Streitkräften in Sachsen, während die Utraquisten sich ihrer antihabsburgischen und antirömischen Traditionen erinnerten, förmliche Einigungen gegen den König schlossen und mit dem Kurfürsten Beziehungen anknüpften. Was im Anfang der Reformation gedroht hatte, eine Verbindung des neubelebten Hussitentums mit der deutschen Bewegung, schien jetzt im Anzug; den protestantischen Flugschriften, die ins Land gedrungen waren, antworteten tschechische Kampflieder, in welchen der Kaiser als gerupfter hungriger Adler, der König, wegen der Erbansprüche seiner Gemahlin, als weiblicher Adler im Nest des böhmischen Löwen verhöhnt wurde. Wohl hatte Johann Friedrich am 27. Januar die Belagerung von Leipzig aufgehoben; von den Wällen der Stadt donnerten die Geschütze und blies man ihm das Spottlied nach: „Hat dich der Schimpf gerauen, so zeuch du wieder heim." Fast gleichzeitig traf im Namen des Kaisers Markgraf Albrecht mit Hülfstruppen ein; weiterer Nachschub von kaiserlichem Volk war angekündigt. Aber kurz darauf bot dem Kurfürsten das Unternehmen seiner Gegner auf Halle Gelegenheit zu einem wohlgelungenen Handstreich. Der Markgraf, der unterwegs in dem schlechtverwahrten Städtchen Rochlitz, dem Sitz jener eifrig evangelischen Schwester des Landgrafen (S. 659; 735), Quartier nahm, machte sich an dem kleinen Hof lustige Tage, bis er plötzlich am Morgen des 2. März vom Feind überrascht wurde und selbst in Gefangenschaft geriet. Freilich fiel Johann Friedrich, statt seinen Sieg auszunützen und den Krieg etwa nach

Digitized by Google

Franken zu tragen, gleich wieder in seine gewohnte Untätigkeit zurück; die Notwendigkeit einer mutigen Offensive scheint, wie Voigt richtig urteilt, ihm und seinen Kriegsräten sowenig aufgegangen zu sein wie „die Einsicht, daß der Gegner des Hauses Habsburg, der Vorkämpfer des Evangeliums auch Kriegsplan und Kriegsschauplatz in anderer Weise zu bemessen habe als der Feind des Vetters". Und doch galt es jetzt ernstlich sich der Größe des Augenblicks gewachsen zu zeigen. Der Kaiser war nicht tot oder im Sterben, wie es schon seit einiger Zeit geheißen hatte; er war im vollen Anmarsch, die Entscheidung nahte.

Karl hatte schon seit Wochen sein Erscheinen in Sachsen angekündigt, aber erst die Nachricht von der Rochlitzer Niederlage brachte ihn zum Entschluß. Schwer genug trug der alternde Herrscher an der Last eines hinfälligen Körpers, dessen Widerstandskraft eben damals fast vor den Augen seiner Umgebung stetig abzunehmen schien. Von Gicht und Blasenleiden gequält, unfähig ohne fremde Hülfe zu gehen, in der Sänfte reisend, so zog er langsam ins Feld, über Nördlingen und Nürnberg hinauf nach Eger. Das Volk glaubte, die Spanier führten nur seinen einbalsamirten Leichnam mit sich. In Eger ging er am Osterfest zur Messe, geleitet von seinem Bruder und dessen Sohn Maximilian, aber auch von protestantischen deutschen Fürsten, wie Moritz und August von Sachsen. Daß der Sohn Kurbrandenburgs, Markgraf Hans Georg, gleichfalls mit etlichen hundert Reitern in Eger eintraf, galt weniger der Einigung, welche Joachim mit König Ferdinand und Moritz nicht lange vorher abgeschlossen hatte, als dem Kaiser, dessen Gunst die Hohenzollern eben gegen die aufstrebenden Albertiner in Anspruch zu nehmen dachten. Denn fast bei allen protestantischen Teilnehmern am sächsischen Krieg spielte das Gelüste nach den Stiftern Magdeburg und Halberstadt eine politisch entscheidende Rolle; wie diese Rivalität den Gegensatz der wettinischen Vettern verschärfte und sogar ihre Kriegführung beeinflußte, so strebten andererseits die Hohenzollern einen so wertvollen Besitz ihrem Haus zu erhalten und sie erreichten wirklich, nachdem Markgraf Johann Albrecht unter dem Druck der kursächsischen Waffen auf sein Erzbistum verzichtet hatte, zunächst die Wahl von Joachims zweitem Sohn Friedrich und die kaiserliche Befürwortung derselben in Rom. Der junge Markgraf, der sich für seine Person zu dem halbevangelischen väterlichen Kirchenwesen hielt, versprach doch dem apostolischen Stuhl und den Satzungen der römischen Kirche gehorsam zu sein und bis zur Entscheidung des Concils keine Neuerung vorzunehmen. Mit zäher Beharrlichkeit hält der Kaiser unter den Wechselfällen des Kampfs sein letztes Ziel fest, ganz Deutschland wieder katholisch zu machen; für seine Absichten auf eine politische Umgestaltung des Reichs war diese Herstellung der Glaubenseinheit eben so unentbehrlich wie für sein religiöses Gefühl. Schon im Januar erwog er, wie aus einem Brief an seinen Bruder erhellt, ob es nicht geraten sei, in der Religionsfrage alle fernere Verstellung bei Seite zu lassen, da dieselbe von den Gegnern doch längst für die wahre

Digitized by Google

Ursache des Kriegs angesehen werde, ob nicht ein entschiedenes Machtwort verbunden mit energischer Züchtigung der Prediger den bereits unterworfenen Ständen auch noch dieses letzte Opfer abnötigen könnte. Er entschied sich aber für den andern Weg, zuerst die Rebellen vollends zu vernichten und dann an die Neuordnung der deutschen Verhältnisse zu gehen.

Über Erwarten schnell vollzog sich an dem militärisch und politisch unfähigen Kurfürsten das Geschick. Den Rat des Landgrafen, sich vor dem Anzug des Kaisers in eine große Festung, etwa nach Magdeburg oder Braunschweig zu werfen, hatte er keineswegs von der Hand gewiesen, vielmehr Magdeburg, das ja kurz nachher einer langwierigen Belagerung Trotz bot, zum Ziel seines unvermeidlichen Rückzugs ausersehen. Statt aber sogleich nordwärts zu marschiren, unternahm er noch einen Vorstoß in östlicher Richtung über Meißen, wobei Dresden berannt wurde (13. April). Einen Teil seiner Streitkräfte hatte er nach dem Erzgebirge detaschirt; hiefür, wie bei seiner Festsetzung in Meißen, war der Gedanke einer Vereinigung mit den Böhmen maßgebend. Aber der Feind, über dessen Stärke und Bewegungen das kurfürstliche Hauptquartier offenbar ganz im Unklaren war, hatte bereits am 10. April den Vormarsch nach Norden begonnen; Moritz und Alba mit den Spaniern zogen voran, der Kaiser folgte am 13. mit der Hauptmacht, fest entschlossen, wie Moritz schreibt, „den Feind zu suchen, er sei wo er wolle". In Meißen glaubte man überhaupt nicht an das Kommen des Kaisers; es hieß, irgend jemand müsse im Auftrag des Herzogs Moritz den Kaiser vorstellen. Erst als am 22. April Karl bereits wenige Meilen entfernt lagerte, überschritt Johann Friedrich um Mitternacht die Elbe, um auf dem rechten Ufer in der Richtung auf Wittenberg stromabwärts zu ziehen. Während er zu Mühlberg Rast hielt, brach der Kaiser, gegen den Rat des Herzogs von Alba, am 24. vor Tagesgrauen eilig auf, um unter dem Schutz eines dichten Nebels die Elbe zu erreichen. Von den etwa 30 000 Mann meist spanischer, deutscher und italienischer Truppen sollten nur die Reiter, unter welchen sich auch Husaren befanden, zum Schlagen kommen. Denn nachdem der Kurfürst durch die ersten Nachrichten vom Auftauchen feindlicher Geschwader jenseits des Stroms sich weder im Anhören der Sonntagspredigt noch in seiner Mahlzeit hatte stören lassen, verlor er völlig den Kopf, als um Mittag der Nebel sich verzog und kein Zweifel mehr bestehen konnte, daß man wirklich den Kaiser mit seiner gesammten weit überlegenen Macht sich gegenüber habe. Sofort wurde, statt um jeden Preis das rechte Ufer zu halten und die dort liegende Schiffbrücke zu verteidigen, in aller Eile der Rückzug angetreten; die wenigen an den Strom beorderten Mannschaften und Geschütze wichen nach kurzem Feuergefecht und während die Kaiserlichen mit den eigenen und den erbeuteten sächsischen Barken die Brücke zu schlagen anfingen, wies ihnen ein zufällig aufgegriffener Bürgerssohn aus Mühlberg überdies eine bequeme Furt, welche nun die ganze kaiserliche Reiterei, zuletzt Karl V. selbst mit seinem Gefolge passirte. Herzog Moritz hatte seinem fliehenden Vetter nach-

Digitized by Google

geschickt, er möge sich ergeben und auf seine Vermittlung zählen; das Anerbieten war zurückgewiesen worden. Jetzt setzten sich Moritz und Alba an die Spitze der Verfolgung, denn immer mehr wurde der erst langsame Rückzug des Kurfürsten zur Flucht. Vor der sogenannten Lochauer Haide, einem sumpfigen Wald, sollte der Kampf noch einmal zum Stehen kommen, aber schon waren die kurfürstlichen Reiter nicht mehr zu halten; sie jagten nach der ersten Salve davon, ohne sich weiter um das Fußvolk und um ihren Herrn zu kümmern. Während Moritz mit seinem Bruder August sich der wilden Hetzjagd hinter den Reitern her anschloß und mehr als einmal sein Leben aufs Spiel setzte, war der dicke Johann Friedrich hinter den Seinigen zurückgeblieben und fast allein vom Feind ereilt worden. Er hieb sich eben mit einem Husaren herum, als mit verschiedenen wälschen Reitern ein Edelmann des Herzogs Moritz herbeiritt und ihn deutsch anrief; dem ergab er sich, als einem Deutschen von Adel. Seinem Beispiel folgte Herzog Ernst von Braunschweig, der bis zuletzt bei ihm geblieben war. Aber nicht jener Adelige, sondern ein italienischer Offizier führte den gefangenen Kurfürsten zum Herzog von Alba.

Weit hinter dem Gefecht hatte der Kaiser Halt gemacht. Er ließ sichs nicht nehmen nach dem Elbübergang den vollen Harnisch anzulegen; Tizian hat ihn nachher gemalt, wie er glänzend gerüstet, den Speer in der Faust, über die Walstatt sprengt. Aber so sehr diese plötzliche Rüstigkeit des beinahe Totgeglaubten überrascht, so ist er doch nicht wie die Wettiner mitten ins Getümmel und zum Dreinschlagen gekommen. Auch ohne den Ruhm persönlicher Waffentaten durfte er sich vielleicht in keinem Augenblick seines Lebens so unmittelbar als Sieger fühlen wie in jener Stunde, als er den Herzog von Alba mit seinem erlauchten Gefangenen anreiten sah, Johann Friedrich auf seinem schweren friesischen Hengst, in schwarzer Rüstung, das vom Helm befreite Gesicht mit Blut überströmt. Karl wies den Versuch des Kurfürsten abzusteigen und ihm die Hand zu bieten ebenso zurück wie seine höfliche Anrede und seine Bitte um fürstliches Gefängniß; Johann Friedrich solle nach Verdienst behandelt werden, äußerte er sich abwendend. Da setzte der Kurfürst den Hut wieder auf und sagte: „Machet mit mir, was Ihr wollt, ich bin in Eurer Gewalt." So wenig der Kaiser seinen Haß zu verbergen suchte, so wenig vergaß der sonst so unbeholfene Fürst, was er auch als Besiegter seiner Würde schuldig war. Er gehörte zu den passiven Naturen, deren beste Kraft erst im Leiden erwacht. Seine Haltung machte auf die Spanier und Italiener, so geneigt sie meist waren über die deutschen Bestien zu spotten, einen tiefen Eindruck; einem italienischen Humanisten, der den Krieg mitmachte und beschrieb, erschien dieser echte Sohn der lutherischen Reformation fast wie ein Stoiker des Altertums.

So war denn ohne eine eigentliche Schlacht die Niederlage des deutschen Protestantismus besiegelt. Nichts kann aber die wahren Ursachen dieser Niederlage deutlicher enthüllen, als jener Dankgottesdienst, der in Berlin aus Anlaß

Digitized by Google

des kaiserlichen Sieges begangen wurde; der kurfürstliche Hofprediger Agrikola, Luthers alter Gegner (S. 571), verglich die Überschreitung der Elbe durch den „frommen" Kaiser mit dem wunderbaren Durchzug der Kinder Israel durchs rote Meer. Daß auch die böhmischen Stände in Prag den Kaiser beglückwünschten und ein Tedeum halten ließen, zeigte die Unzuverlässigkeit einer Verbindung, auf welche Johann Friedrich allzu großen Wert gelegt hatte. Man kann nicht sagen, daß in Kursachsen selbst sogleich völlige Entmutigung eingetreten wäre; noch hoffte man auf die norddeutschen Städte, auf Frankreich, auf den Türken und die Wittenberger schienen der Aufforderung ihres Kurprinzen gehorsam die Stadt „als ihren Kirchhof halten" zu wollen. Sogar an einen Vorstoß auf die Niederlande, „das Herz und die Rentkammer des Feindes", wagte man noch zu denken. Inzwischen sprach der Kaiser im Lager vor Wittenberg dem gefangenen Ächter das Todesurteil, wohl von vornherein ohne die ernstliche Absicht es vollziehen zu lassen. Johann Friedrich, so unerschrocken er auch die Mitteilung des Urteils aufnahm, wurde doch unter einem so starken Druck gefügiger gegenüber den harten Bedingungen, welche ihm die am 19. Mai abgeschlossene Kapitulation auferlegte. Vergebens taten nach der Übergabe der Stadt mit seiner Gemahlin Sibylla der Kurfürst von Brandenburg, zwei Söhne des römischen Königs und eine Reihe von andern Fürsten einen Fußfall vor dem Kaiser; es blieb dabei, daß Johann Friedrich auf die Kurwürde und Kurlande verzichten, seine Festungen dem Kaiser ausliefern und, so lang es diesem beliebte, am Hofe Karls V. oder des Infanten Philipp unter Bewachung bleiben mußte. Die Zumutung sich der Entscheidung des Concils zu unterwerfen, hatte der Gefangene unter Bezugnahme auf die Confession von 1530 und den Reichsabschied von 1544 (S. 747) standhaft zurückgewiesen. Übrigens hatte auch der künftige Kurfürst die Nachteile seines ungleichen Bündnisses mit den Habsburgern zu empfinden; er erhielt keineswegs alles, was er erwartet und gefordert hatte, sondern mußte, um den jungen Ernestinern ein jährliches Einkommen von 50 000 Gulden zu sichern, denselben einen Teil der türingischen Lande und dem König Ferdinand die böhmischen Lehen des ernestinischen Hauses überlassen; von Magdeburg und Halberstadt war zunächst überhaupt nicht die Rede. Sollte der Kaiser, nachdem er eben jetzt einen der vornehmsten Reichsfürsten unschädlich gemacht hatte, so unvorsichtig sein, nun dem Albertiner den Weg zu einer unabhängigen Stellung zu bahnen? Er blieb vielmehr bei dem bewährten Grundsatz des divide et impera; um den hochstrebenden Moritz in einer ständigen Unsicherheit und Abhängigkeit zu erhalten, konnte er sich nichts Besseres wünschen als eine gewisse Fortdauer der Rivalität zwischen den beiden sächsischen Linien und die Person Johann Friedrichs gewann in Rücksicht darauf für ihn einen Wert, den er zuweilen recht absichtlich durch eine freundliche und sogar ehrende Behandlung seines Gefangenen hervorhob. Wie staunten die Wittenberger, als ihr ehemaliger Landesherr zur Pfingstfeier in ihren Mauern erscheinen durfte, unter einem Baldachin, den spanische Edelleute

Digitized by Google

trugen! Granvelas Sohn, der Bischof von Arras wußte dem Kanzler der jungen Ernestiner nicht genug zu rühmen, wie Alba und er selbst beim Kaiser täglich sich zu ihren Gunsten bemühten; „man muß," erklärte er, „Böses ver-

Karl V. über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend.
Gemälde von Tizian. (Madrid, Mus. del Prado.)

zeihen, denn was geschehen ist, war vom Schicksal verhängt." Die eigentliche Verantwortung dafür, daß die Freilassung nicht erfolgte, suchte man auf Moritz abzuwälzen. Daß vollends die Ansätze zur Herstellung eines leidlichen Verhältnisses zwischen den beiden Linien am Kaiserhof keine Unterstützung fanden, versteht sich von selbst; „ein Block werde zwischen beide Herren gelegt," hieß

Digitized by Google

es auf einem sächsischen Landtag, „daß man nicht einig werde." Der begreifliche Widerwille des alten Herrn und der Seinigen gegen den stammverwandten Bluthund und Teufelsbraten paßte vortrefflich in die Absichten dieser habsburgischen Politik, welche darauf hinarbeitete, die ständischen Gewalten des Reichs durch inneren Zwiespalt zu zerreiben und für ein monarchisches Regiment mürbe zu machen.

Noch wagte freilich auch nach der Mühlberger Katastrophe eine protestantische Streitmacht das Feld zu behaupten. Die Truppen der niedersächsischen Städte, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Braunschweig u. a., unter dem Befehl der Grafen Christoph von Oldenburg (S. 724) und Albrecht von Mansfeld, vereinigten sich mit jenem Rest der kursächsischen Armee, der an der böhmischen Grenze operirt hatte, und es gelang ihnen die kaiserlichen Befehlshaber Erich von Braunschweig und Wrisberg, welche Bremen belagerten, nicht nur zum Abzug zu veranlassen, sondern auch den jungen Herzog bei Drackenburg (23. Mai) derart zu schlagen, daß sein zu spät eintreffender Genosse Wrisberg sich begnügen mußte mit der erbeuteten feindlichen Kriegskasse das Weite zu suchen. Die städtischen „Schiffer und Bauern" hatten den Kaiserlichen diesen Spottnamen tüchtig heimgezahlt. Trotzdem blieb Karl V. die Mühe erspart sich mit der Bekriegung der „festen und armen" norddeutschen Städte aufhalten zu müssen, da dieselben es vorzogen die Achtserklärung, für welche sich fürstliche Vollstrecker sicherlich leicht gefunden hätten, nicht abzuwarten. Nur Magdeburg war entschlossen sich zu wehren, eine Stadt nach dem Urteil König Ferdinands „von jeher rebellischer und stärker und wichtiger als tausend andere". Aber der Kaiser wollte sich doch nicht in eine möglicher Weise langwierige Belagerung einlassen, zumal eben jetzt der einzige noch ungebändigte Fürst, der Landgraf, ohne Schwertstreich seine Sache verloren gab. Vergebens nach fremder Hülfe ausblickend, inmitten unzufriedener Untertanen und übelgesinnter Nachbarn, bei den süddeutschen Protestanten als der eigentliche Urheber aller Mißerfolge verrufen, so hatte er Monat auf Monat verstreichen sehen, ohne daß seine Lage anders geworden oder seine Bemühungen beim Kaiser günstige Bedingungen zu erreichen geglückt wären. Welche Umwandlung mußte der ehemals so kampflustige Fürst durchmachen, um sich zu der früher zurückgewiesenen Ansicht zu bekehren, „daß Gott sein Wort vielleicht nicht will durch das Schwert und Gewalt, sondern durch die Predigt, Bekennen, Leiden, Sterben und Kreuz erhalten haben". Und dennoch war es keineswegs christliche Ergebung, sondern nur allzu sanguinische Berechnung, die den Landgrafen vermochte sich zur Unterwerfung und Abbitte zu bequemen. Sein Schwiegersohn und Kurfürst Joachim konnten beim Kaiser nicht mehr durchsetzen als daß der Landgraf sein Geschütz ausliefern, seine Festungen bis auf eine schleifen lassen und sich selbst auf Gnade und Ungnade ergeben müsse; letztere Bedingungen erläuterte der Kaiser den beiden Vermittlern gegenüber dahin, daß er den Landgrafen nicht am Leib oder mit ewigem Gefängniß strafen wolle, doch sollte Philipp von dieser Erklärung nichts erfahren.

Digitized by Google

Ausdrücklich wahrte sich also Karl das Recht den Gegner festzuhalten und auch der Verlauf des Unterwerfungsaktes selbst konnte keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß er von diesem Recht Gebrauch zu machen entschlossen sei. Nicht seine Schuld war es, wenn Philipp in dem Glauben eine bloße Förmlichkeit zu erfüllen zur Abbitte nach Halle kam; die Verantwortung hiefür traf vielmehr voll und ganz die beiden vermittelnden Kurfürsten, welche dem Landgrafen die Zusicherung gaben, daß es nicht zur Verhaftung kommen werde, und sogar ihre eigene Person dafür zum Pfand setzten. Bekannt ist die Erzählung Sastrows, eines guten Beobachters, daß der Kaiser, als Philipp während des Fußfalls seine fröhliche Stimmung nicht verbarg, ihm drohend zugerufen habe: „Wohl, ich will Euch lachen lehren." Jedenfalls wußten damals bereits die Vermittler, daß Karl dem Gedemütigten nicht die Hand reichen werde. Dieses allbekannte äußere Zeichen der Versöhnung unterblieb, während die kaiserliche Antwort nach Aufhebung der Acht den Landgrafen nur vor Lebensstrafe, Confiskation und ewigem Gefängniß sicher stellte. Wie die Fürsten vorher beim jüngeren Granvela gespeist hatten, so wurden sie jetzt, und darin lag allerdings eine echt spanische Perfidie, zur Abendmahlzeit beim Herzog von Alba geladen, der mit der Verhaftung Philipps beauftragt war (19. Juni). Sollten Moritz und Joachim wirklich nun noch gehofft haben, daß der Kaiser den Mann, den er als seinen ganz persönlichen Feind betrachtete, doch wieder aus der Hand geben werde? Mit allen Zeichen tiefster Bestürzung und Entrüstung protestirten sie gegen Albas Vorgehen, aber ihre Berufung auf ein Mißverständniß ließ sich gegenüber dem klaren Wortlaut der von ihnen mit dem Kaiser getroffenen Abmachungen unmöglich aufrecht erhalten und es blieb ihnen nichts anderes übrig als dem Gefangenen noch ein paar Tage das Geleite zu geben. Als seine kostbarsten Trophäen führte der siegreiche Imperator die beiden Häupter des niedergeworfenen deutschen Protestantismus mit sich zum Reichstag. Er gefiel sich darin, so oft es die Gelegenheit gab, diese Überwundenen die Bitterkeit ihrer Lage recht nachdrücklich fühlen zu lassen; mit höhnischem Lächeln erwiderte er die tiefen Verbeugungen Johann Friedrichs und die trotzige Verzweiflung des Hessen reizte ihn nur zur Verschärfung der entwürdigenden Sicherheitsmaßregeln, welche geradezu an die Behandlung Ludwigs XVI. und seiner Familie im Temple erinnern. Vielleicht war ihm einmal jene Drohrede zugetragen worden, die man dem Landgrafen zuschrieb: „da er kais. Maj. in seine Gewalt bekäme, wolle er sie kreuzigen und auf jede Seite einen Cardinal hängen lassen". Jedenfalls erblickte er in dem rastlosen und nach seiner Überzeugung höchst unzuverlässigen Fürsten das gefährlichste Element, welches bei einer gründlichen Neuordnung der deutschen Verhältnisse, wie er sie eben unternahm, unschädlich gemacht werden mußte. In derben Worten drückt ein Spottgedicht aus jenen Tagen den Umschwung der Dinge aus:

„Kaiser Carl von Gendt
Hat den schmalkaldischen Pundt zertrent. — —

Digitized by Google

Wirrttenberger gib Wein,
Landgraff schenk ein,
Kaiser Carl trinck aus,
Reich bezals, dem schmalczhasen ist der poden aus."

Jetzt oder nie konnte Karl V. daran gehen Deutschland und Europa seinen Willen aufzunötigen, mit seinen innersten Gedanken Ernst zu machen. Sehr zu seinem Vorteil hatte sich seit einem Jahr die Weltlage verändert. Während er im Reich freie Bahn schuf, um gleichzeitig mit der Ketzerei und der ständischen Libertät aufzuräumen, trat rasch nach einander in England und in Frankreich ein Wechsel der Regierung ein; am 28. Jan. 1547 sank Heinrich VIII. ins Grab, am 31. März Franz I. Man hörte wohl, daß König Heinrich II. die Ausgaben einer Krönung ersparen wolle, um Geld für Rüstungen zu gewinnen, aber zunächst überwog doch am französischen Hof die Abneigung vor einem Waffengang mit dem Sieger von Mühlberg, dessen alter Parteigänger Montmorenci seinen unter Franz verlorenen Einfluß zurückgewann; dafür verschärfte sich aufs Neue der Gegensatz zu England, und obwohl Heinrich II. es nicht unterließ in traditioneller Weise den deutschen Protestanten seine Hülfe in Aussicht zu stellen, wurden doch das Interesse und die Streitkräfte Frankreichs hauptsächlich durch die Vorgänge auf der britischen Insel in Anspruch genommen. Französische Truppen kämpften an der Seite der Schotten gegen England, dem man zugleich das 1546 abgetretene Boulogne wieder zu entreißen plante. England selbst aber ging von diesen kriegerischen Verwicklungen abgesehen nicht nur einer religiösen Umgestaltung, sondern auch einer schweren sozialen Krisis entgegen, welche an die deutsche Revolution von 1525 erinnernd nur einen noch ausschließlicher agrarischen Charakter trug. Eduard Seymour, Herzog von Somerset, der als Lordprotektor während der Minderjährigkeit seines Neffen Eduard VI. das Regiment führte, war selbst dem Evangelium geneigt, ein Feind der Schotten und Franzosen, zugleich absolutistischer Bestrebungen und gewisser demokratischer Sympathien verdächtig; wie hätte in solcher Lage und unter solcher Leitung England daran denken können in die großen Verwicklungen des Kontinents einzugreifen? Nach Osten hin waren die Habsburger durch den Frieden gedeckt, welchen die mit Persien gespannte türkische Regierung am 19. Juni mit Ferdinand abschloß, freilich nur gegen einen jährlichen Tribut des Königs, auch der Gebieter Siebenbürgens Martinuzzi begann seinen Vorteil wieder auf österreichischer Seite zu suchen. Jene antikaiserlichen Verschwörungen und Projekte in Italien (S. 776) waren gescheitert, die genuesische Umwälzung durch einen verhängnißvollen Zufall gleich anfangs ihres Führers Fiesco beraubt, eine Erhebung der Neapolitaner gegen die Einführung der spanischen Inquisition (Mai 1547) mit leichter Mühe beschwichtigt worden. Und dennoch sollte eben von Italien der hartnäckigste Widerstand ausgehen, welchen die Weltherrschaftsplane Karls V. überhaupt gefunden haben. Gegen eine völlige Zermalmung des deutschen Pro-

Digitized by Google

testantismus ist Niemand in Europa früher und energischer eingeschritten als der Papst.

Wir kennen längst diese seltsame Zwangslage des italienischen Papsttums und ihre tiefgreifenden Folgen (S. 529). Immer wieder sehen sich diese Statthalter Christi, um nicht zu Vassallen eines übermütigen Kaisertums herabzusinken, auf eine zwar nicht ausgesprochene, aber tatsächliche Verbindung mit Elementen angewiesen, deren politische Unterstützung dem an den Kirchenstaat gebundenen Papsttum erwünscht sein mußte, obwohl sie den Kampf gegen Rom auf ihre Fahne geschrieben hatten. Auch Paul III. hat dieser traditionellen Politik gehuldigt, doch wohl nicht ausschließlich als Farnese, sondern auch als Träger der dreifachen Krone. Denn überall vertrat ihm der unbequeme Habsburger den Weg, auf dem Concil nicht minder wie in den verschlungenen Bahnen seiner dynastischen Begehrlichkeiten; überall stieß man mit dem Herrscher zusammen, der über Italien frei verfügen, in Spanien säkularisiren, in Trient kommandiren, in Deutschland den großen Religionsstreit vor sein Forum ziehen wollte. Untrennbar verflochten sich religiöse und politische Interessen; die Unzufriedenheit des Papstes und seiner Legaten über den Einfluß, welchen der Kaiser sich in der Trientiner Versammlung zu sichern strebte, traf mit der Unzufriedenheit des Hauses Farnese zusammen. Noch vor dem Abschluß des kaiserlich-päpstlichen Bündnisses hatten diese Gegensätze sich bedenklich zugespitzt. Auf dem „allgemeinen" Concil, welches am 13. Dezember 1545 unter Teilnahme von nur 34 Prälaten zu Trient eröffnet worden war, erschienen von vornherein die spanischen Bischöfe und der kaiserliche Gesandte als der eigentliche Kern der Opposition, obwohl auch eine Anzahl von Italienern sich „höchst lutherisch" gebärdete. Das Verlangen des Kaisers mit der Festsetzung der Dogmen zu warten blieb unerfüllt (S. 767 f.), während allerdings auch die päpstliche Partei auf eine völlige Zurückstellung der reformatorischen Arbeiten verzichten mußte. Aber die Beschlüsse, welche in der vierten Session (8. April 1546) verkündigt wurden, brachten mit ihrem unbedingten Festhalten an der Autorität der Vulgata und der Tradition bereits den vom Kaiser bekämpften unheilbaren Bruch mit den Protestanten; wieder gegen den Willen Karls V. erfolgte dann in der fünften Sitzung die Veröffentlichung des Dogmas von der Erbsünde, worauf man sich dem centralen Streitpunkt, der Rechtfertigungslehre zuwandte. Wenn man von den spanischen Bischöfen gelegentlich an den Schutz des Kaisers gegen Rom zu appelliren wagte, drohten auf der andern Seite die Päpstlichen mit Vertagung und Verlegung des Concils. Dafür ließ wieder Karl dem Legaten Cervino sagen, er werde ihn dafür züchtigen und sorgen, daß er nirgends vor ihm sicher sein solle. Und während die Truppen Pauls III. mit dem Kaiser zu Feld lagen, sah der Sohn des Papstes, Pier Luigi, dessen Herzogswürde Karl V. nicht anerkennen wollte, überdies in der Person des neuen kaiserlichen Statthalters von Mailand, Ferrante Gonzaga, sich einen entschiedenen Feind an die Seite gesetzt; vergebens hatte man in Rom gehofft, der wichtige Posten

Digitized by Google

werde dem jungen Ottavio Farnese zufallen. Kein Wunder, daß Pier Luigi zu seinen alten französischen Beziehungen zurückkehrte, daß er neben Frankreich bei der Verschwörung des Fiesco die Hand im Spiel hatte. Eine Erneuerung der antikaiserlichen Coalition von 1526 (S. 536) schien nahe zu liegen, aber freilich waren jetzt Florenz und Mailand in der Gewalt des Gegners. Trotzdem entschloß sich der Papst mitten im Protestantenkrieg den Kaiser zu verlassen, dessen Erfolge und Ansprüche ihm allmählich geradezu Schrecken einflößten. Denn eben der Ausgang des Donaufeldzugs, so günstig er sich für Karl gestaltete, machte doch eine weitere Anspannung der militärischen und daher der finanziellen Kräfte unvermeidlich; Karl, ohnedies über die feilschende Art des Papstes ungehalten, dessen Subsidien nur langsam flossen, forderte nicht nur jene früher verabredete hohe Besteuerung der spanischen Kirche (S. 768), sondern nichts Geringeres als eine Ausdehnung dieser Maßregel, die eine ganz gewaltige Säkularisation darstellte, auf seine sämmtlichen Reiche und Staaten. Statt dessen rief Paul III. im Januar 1547 unerbittlich seine Truppen aus Deutschland ab; er mochte vor sich selbst diese Maßregel auch damit rechtfertigen, daß der Kaiser bisher den überwundenen Protestanten religiöse Duldung gewährt hatte, statt sie zur Unterwerfung unter das Concil zu zwingen, auf welchem eben damals jener von Karl bedrohte Legat mit der Verkündigung der Rechtfertigungslehre ganz geflissentlich den Spaniern Trotz bot. Den von Trient ferngebliebenen Bischöfen — vor allem die Deutschen waren gemeint — sollte geradezu der Prozeß gemacht werden. Immer mehr nahm die Kirchenversammlung eine nicht nur den Protestanten, sondern auch dem Kaiser feindselige Haltung ein. Furchtbar waren die Zornesausbrüche, welche der Nuntius in Deutschland von dem stolzen Monarchen zu hören bekam; die Entschuldigungen wegen der Truppen seien dummes Geschwätz, die Glückwünsche des Papstes zu seinen Erfolgen erlogen; man habe vielmehr von Anfang an gehofft, ihn in recht langwierige Verlegenheiten zu bringen; der Papst leide offenbar an der Franzosenkrankheit trotz seines hohen Alters. In seinen Verhandlungen mit den Protestanten habe er den Papst deshalb bei Seite gelassen, „weil sein Name so sehr verhaßt sei, und nicht allein in Deutschland, sondern auch in vielen andern Teilen der Christenheit, wegen seiner schlechten Handlungen, so daß seine Erwähnung keinerlei Nutzen, vielmehr nur großen Schaden bringen könne". Als ihm vollends nach dem Tode Heinrichs VIII. von Rom aus die Zumutung gestellt wurde, seine Waffen gegen das schismatische England zu kehren, erklärte er, weder gegen den König von England noch gegen irgend jemand auf der Welt, und wäre es der Allerverworfenste, werde er dem Papst zu liebe das Schwert ziehen; in Zukunft denke er wohl den heiligen Petrus zu verehren, nicht aber den Papst Paul; und was den deutschen Krieg anlange, so rechne er darauf, daß in Ermangelung päpstlicher Soldaten der Nuntius und der Legat sich in die erste Schlachtreihe postiren würden; dann werde man ja sehen, was sie mit ihrem Segen ausrichten könnten. Dagegen äußerte der Papst gegen den französischen Gesandten seine

Digitized by Google

Befriedigung über Johann Friedrichs Erfolge in Sachsen und versicherte, das französische Geld könne keine bessere Verwendung finden, als zur Unterstützung derer, die dem gemeinsamen Feind Widerstand täten. Und am 11. März erfolgte der Hauptschlag in Trient; ein paar Todesfälle mußten den Vorwand liefern, um das Concil aus der verpesteten Stadt nach Bologna zu verlegen. Die Spanier blieben zurück, dem Beschluß der Majorität trotzend; das Schisma war im Anzug. „Die Verlegung des Concils," urteilt Janssen, „wurde ein Unglück für die Kirche."

Wie in jenem Streit des Kaisers mit Clemens VII. erhoben sich auch jetzt gewichtige Stimmen, welche Karl V. dazu drängten, die vom Papst vernachlässigte Reformation der Kirche selbst in die Hand zu nehmen (vgl. S. 547). Denn einem Concil in Bologna hätte Karl so wenig wie die Protestanten die Entscheidung über die größte Frage der Zeit überlassen. Schon der ketzerisch angehauchte Republikaner Burlamacchi, der 1546 nach einem gescheiterten Versuch, seine Vaterstadt Lucca von der toscanischen Herrschaft zu befreien, in die Hände des Kaisers fiel, hatte diesem den Rat erteilt, mit deutschen und italienischen Streitkräften noch Rom zu marschiren und die Kirche von der verderblichen Last ihres weltlichen Besitzes zu befreien. Und wenn im Februar 1547 König Ferdinand seinem Bruder vorschlug, dem römischen Hof und dem Concil einen durch deutsche und außerdeutsche katholische Theologen vereinbarten Reformationsentwurf zu unterbreiten, fand sich Cosimo de' Medici fast auf den gleichen Bahnen mit seinem Todfeind Burlamacchi. In einem Schreiben an Granvela vom 6. Februar empfahl er vorerst womöglich nicht mit Gewalt, sondern durch das Concil einen derartigen Druck auf den Papst zu üben, daß die ersehnte Reformation der Kirche, d. h. vor allem die Beseitigung des päpstlichen Absolutismus und der priesterlichen Tyrannei auf friedlichem Weg erzielt werde; damit käme zugleich die deutsche Ketzerei von selbst in Wegfall. Das würde S. Majestät doppelt so viel Ruhm bringen als alle seine übrigen Erfolge zusammen. Der Papst allein würde vielleicht daran Anstoß nehmen, aber falls er verzweifelten Widerstand leisten wollte, müßte man ihn „derart züchtigen, daß zu Lebzeiten Sr. Majestät und ihrer Söhne die Päpste es bleiben ließen, jeden Augenblick die Welt in Unruhe zu versetzen".

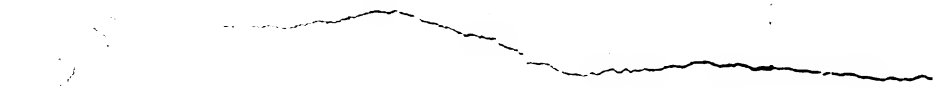
Den friedlichen Weg einer conciliaren Reform hatte seither Paul III. seinem Gegner versperrt. Es handelte sich für Karl V. darum, zugleich mit Deutschland und mit Rom fertig zu werden.

Digitized by Google

II. Kaiserliche Reformation.

Mit dem Schatten eines hohen Baumes, mit dem Sonnenstrahl, der ins Fenster dringt, hatte vor wenigen Jahrzehnten ein italienischer Humanist das Kaisertum verglichen; man solle doch einmal versuchen, auch nur eine Unze von diesem Licht in der Hand zu behalten. Dieser ehedem nur allzu berechtigte Hohn war im Jahr 1547 sicherlich nicht mehr am Platz; eine Machtfülle, wie sie seit Karl dem Großen unerhört gewesen war, wie sie im 19. Jahrhundert für kurze Zeit der gewaltige Korse behauptet hat, stand dem siegreichen Spanier zu Gebot. Denn wie ein Sieg des romanischen Elements erscheint seine damalige Stellung in Deutschland; nachdem die Romanen längst beinahe auf allen Gebieten des geschichtlichen Lebens sich den Vorrang erobert hatten (S. 163 ff.), sollte nun die Nation, deren alter Anspruch auf die höchste Würde der Christenheit von einer gründlich veränderten Welt als Anachronismus betrachtet ward, ihrer angemaßten Hoheit entkleidet und durch fremde Hände einer Anarchie entrissen werden, welche sie selbst nicht zu bemeistern vermochte. Deutlich genug spricht die Geringschätzung deutschen Wesens, wie sie uns in den Berichten und Urteilen ausländischer Beobachter begegnet; meint doch ein venezianischer Gesandter geradezu, es sei empörend, daß der Kaiser ohne jede Beiziehung anderer christlicher Fürsten nur von sechs deutschen Herren gewählt werde, unter welchen die drei geistlichen das Aussehen gewöhnlicher Kapläne hätten und die drei weltlichen täglich betrunken seien. Und dennoch war der Reichtum dieser weitausgedehnten deutschen Lande an Geld und Soldaten nicht zu läugnen; die Möglichkeit, über solche Mittel freier als je zuvor zu verfügen, schien jetzt für den Kaiser gegeben. Allenthalben lebte man der Überzeugung, daß er in irgend einer Form die Reichsverfassung ändern, Deutschland monarchisch, „patrimonial" machen werde. Konnte doch die Nachfolge am heiligen Reich seit Friedrich III. eigentlich für so gut als erblich gelten! Jetzt schien jener berufene Spruch, daß alles Erdreich Österreich untertan sein werde, in Erfüllung gehen zu sollen. Ein deutscher Gelehrter ließ sich die Mühe nicht verdrießen, zahllose Prophezeiungen, die von den Zeiten des alten Testaments bis ins 16. Jahrhundert einen großen und heiligen Kaiser angekündigt hatten, zusammenzustellen; dem deutschen Volk freilich war die Lust vergangen in dem unnahbaren fremden Herrscher die Züge des früher ersehnten kaiserlichen Befreiers wiederzufinden. Karl V.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Kaiser Karl V.

Gemälde von Tizian, 1548; München, königl. Pinakothek.

Digitized by Google

Digitized by Google

selbst aber, wie die Welt richtig vermutete, hegte schon von Beginn des Krieges an den festen Entschluß „lebendig oder tot" Kaiser in Deutschland zu bleiben. Er ging daran die Rechnung seines Lebens hier abzuschließen.

Wir besitzen ein Bild Karls V. aus jener Zeit, welches von Tizians Meisterhand stammend uns den Gefürchteten recht nahe bringt. Das ist die totenähnliche Gesichtsfarbe, das stechende Auge, der halbergraute Bart des Mannes, den nicht die Last der Jahre, sondern teils die Mühen eines arbeitsvollen Daseins teils körperliche Leiden vorzeitig zum Greis machten. Seiner schwächlichen Konstitution zum Trotz hatte er sich mit dem Aufgebot äußerster Willenskraft zum regelrechten Cavalier und Kriegsmann entwickelt (S. 186 f.; 326), wie er ja auch eine angeborne Schreckhaftigkeit, die ihn vor Mäusen oder Spinnen zittern machte, im Ernstfall zu überwinden wußte. Als ihm vor Ingolstadt der Anmarsch der Protestanten gemeldet wurde, bebte er vor nervöser Erregung; kurz darauf, als er im Harnisch und im Sattel war, setzte er sich kaltblütig dem feindlichen Geschützfeuer aus. Aber zu solch physischer Selbstüberwindung kam die jahrzehntelange aufreibende Tätigkeit im Kabinet und dem Körper, dessen zarte Beschaffenheit diesen Anstrengungen nicht völlig gewachsen war, muteten dann die spärlichen Mußestunden des Kaisers noch eine geradezu maßlose Genußfähigkeit zu. Seine Leistungen im Essen und Trinken waren selbst in jener Zeit des gewaltigsten Tafelluxus berühmt und auch das schöne Geschlecht konnte sich nicht beklagen von ihm vernachlässigt zu werden, so wenig Aufsehen seine Liebeshändel machten. Was ihn freilich von den eigentlichen Genußmenschen unterschied, waren die Stille und der nie verletzte Anstand, die seine Teilnahme an den Freuden des Lebens ebenso umgaben wie sein karg bemessenes öffentliches Auftreten. Niemals hat er die Rücksicht auf die Majestät so übermütig vergessen wie ein Franz I. oder wie die hochgebornen Zecher deutscher Nation. Man könnte nicht sagen, daß es jemals fröhlich bei ihm hergegangen wäre; ohne ein Wort zu reden, höchstens über die Späße seines spanischen Hofnarren den Mund verziehend, traf er die Auswahl unter den 24 Gerichten seiner Mittagstafel, leerte er sein stattliches Trinkglas. „Fünfmal so lang als unsereiner," erzählt ein englischer Augenzeuge, „behielt er den Kopf im Glase und trank nie weniger als ein gutes Quart Rheinwein auf einmal." Um die Ratschläge seiner stets anwesenden Ärzte pflegte er sich nicht viel zu kümmern. Neben der lauten Heiterkeit, welche um die Person seines fast überlebhaften Bruders herrschte, nahm sich diese stumme Schwelgerei doppelt seltsam aus. „Er lebt," heißt es in einem französischen Bericht, „wie durch ein Wunder und gegen die Regeln der Natur und Physik." Schwer genug hatte Karl seine Unmäßigkeit in der Arbeit wie im Genuß zu büßen; gichtische und andere Übel waren ständige Begleiter des Herrschers, dessen ausgesprochenes Pflichtgefühl sich doch mit einem nicht minder starken Eigenwillen paarte. Denn in keinem Augenblick verließ ihn das Gefühl seiner Macht; wir kennen die vornehme, immer halb geringschätzige Art, womit er zuweilen sich zu gemessener Scherzrede

Digitized by Google

herabließ, aus den Aufzeichnungen eines spanischen Edelmannes, dessen originelle Unverschämtheit mehr als einmal beim Kaiser Gnade fand. Denn wirklich sympathisch waren und blieben ihm doch nur seine Spanier, während er Deutsche und Italiener gelegentlich mit unverhohlener Verachtung behandelte. Niemals soll er herzlicher gelacht haben als über einen boshaften Witz, den sich einmal sein Hofnarr auf Kosten der italienischen Kriegsleute erlaubte; seine Vorliebe für den jungen Fürsten von Sulmona wußte man sich nur dadurch zu erklären, daß man denselben zu einem natürlichen Sohn des Kaisers stempelte. Karl war dabei keineswegs unempfindlich für die glänzenden Seiten der italienischen Kultur; er besuchte 1530 in Bologna Kirchen und Klöster nicht etwa nur um der Andacht willen, sondern auch als Kenner und Sammler von Kunstschätzen, wie er ja bekanntlich den größten venezianischen Meister, der ihn öfters malen durfte, als den Apelles seiner Zeit zum Pfalzgrafen und Ritter ernannt und manchen andern Künstler gleichfalls nicht nur beschäftigte, sondern auch geehrt hat. Es kennzeichnet den Kaiser als einen Sohn der Renaissance, daß er auf seinen tunesischen Feldzug einen Maler mitnimmt, daß nach der Beendigung des schmalkaldischen Kriegs der greise Tizian über die verschneiten Alpen kommen muß, um in Augsburg das lebensgroße Bild des Siegers zu schaffen. Wie aber dieses kaiserliche Mäcenatentum nicht ausschließlich dem ästhetischen Genuß, sondern auch der Verewigung seines Ruhmes gilt, so fühlt man sich versucht, bei Karls astronomischen und mechanischen Liebhabereien an den Meister der Staatskunst zu denken, der die Leitung der Menschen, die Ausnützung ihrer Kräfte und ihrer Schwächen wie ein großes mathematisches Problem ansieht.

Denn die einzige wahre Leidenschaft dieser verschlossenen Natur war die Politik. Selbst seine gewiß nicht erheuchelte Religiosität ist so durchsetzt von politischen Elementen, die Interessen des katholischen Glaubens und seiner Monarchie decken sich nach seiner Überzeugung so vollkommen, daß in den unaufhörlichen Verwickelungen kirchlicher und weltlicher Dinge, welche jenes Zeitalter herbeigeführt hat, wir niemals den Eindruck gewinnen, als wäre Karl V. durch religiöse Bedenken in der Wahl seiner Ziele und Mittel irgendwie gestört worden. Es ist daher ein Kern von Wahrheit in dem Urteil eines französischen Diplomaten, daß „die Religion, die Gerechtigkeit und die Ehre bei ihm nur soweit gelten als sie seinem Vorteil dienen können, und nicht weiter". Das beste Zeugniß dafür, daß politische Dinge ihn am Tiefsten zu erregen vermochten, ist die schrankenlose Heftigkeit, zu welcher der sonst so behutsame und wortkarge Fürst sich hinreißen ließ, wenn Gegner oder Verbündete ihm einen Strich durch seine Rechnung gemacht hatten. Dann wurde er plötzlich beredt und griff wohl gar zu beißendem Spott oder zu offener Beleidigung. In der Regel bekam man freilich nur den gehaltenen Ernst des kaiserlichen Diplomaten zu Gesicht, der seine schwierigsten Arbeiten selbst zu besorgen gelernt hatte. Zwar genoß eben in den vierziger Jahren Nikolas Perrenot, der ältere Granvela, den Ruf beim Kaiser fast allmächtig zu sein.

Digitized by Google

Tizian Vecellio.
Kupferstich von Agostino Caracci (1558—1601).

Dieser kluge Burgunder, der sich aus kleinen Verhältnissen zum Vertrauten des mächtigsten Monarchen emporgearbeitet hatte, sah sich von Fürstlichkeiten und Gesandten umschmeichelt und nahm ihre Huldigungen und Geschenke

Digitized by Google

gleichsam wie einen seiner Stellung schuldigen Tribut entgegen, ohne den Interessen seines Herrn, der darum wußte, deshalb etwas zu vergeben. Der schmalkaldische Krieg war ihm zu einer wahren Goldgrube geworden: schmunzelnd wies er auf seine mit den „peccata Germaniae" beladenen Wagen und Saumtiere. Neben dem stattlichen Vater begannen auch die begabten Söhne ihre Rolle zu spielen; vor allem Anton der Bischof von Arras schien recht eigentlich zur Nachfolge in der väterlichen Stellung berufen. Aber obgleich Granvela sich wohl rühmen durfte, dies und jenes beim Kaiser durchzusetzen, auch zuweilen die Zornesausbrüche seines Gebieters zu entschuldigen oder dessen Unzugänglichkeit durch seine gewinnende Art gutzumachen suchte, die Entscheidung der großen Fragen lag doch keineswegs in seiner Hand. So war er bis zuletzt ein Gegner des deutschen Kriegs gewesen (S. 767); auch mit seinem „Kleistern und Meistern" in Glaubenssachen, um den Protestanten entgegenzukommen, mag er zuweilen Karls persönlichen Anschauungen und Absichten nicht ganz entsprochen haben. Als das anregende Element erscheint dieser Minister mit seiner Unerschöpflichkeit an Vorschlägen, welche er zu Papier bringen und jeden Morgen durch einen des Lesens unkundigen Kammerdiener dem Kaiser zustellen mußte. Nicht aber die Abhängigkeit des Kaisers dürfte sich hieraus ergeben, vielmehr, wie Ranke annimmt, die Gewohnheit des Herrschers, „unzerstreut durch irgend eine fremde Gegenwart, mit sich allein, in der Ruhe des Kabinets" zum Entschluß zu kommen. Er war sich dessen bewußt, daß solche Entschlüsse dann nicht leicht mehr zu erschüttern sein würden; wie er einmal zu Contarini sagte: „ich bestehe zuweilen auch auf schlechten Meinungen."

Fremdartig, wälsch mußte dieses kaiserliche Regiment den Deutschen vorkommen; selbst diejenigen unter ihnen, welche den Fahnen des Kaisers gefolgt waren, glaubten sich hinter den Ausländern zurückgesetzt; „die wälschen Abenteurer," heißt es in dem Tagebuch eines Markgräflichen, „haben es schändlich versehen, aber was die Leute tun, das soll wohl getan heißen." Vollends entsetzt war man über die grauenhafte Zügellosigkeit der spanischen und italienischen Truppen, welche zwischen Freundes und Feindes Land keinen Unterschied kannten und die schlimmsten Roheiten deutscher Landsknechte durch ihre Bestialität gegen Frauen und Mädchen noch überboten. Im Geleite dieser wilden Schaaren zog Karl V. langsam zu dem „geharnischten" Reichstag, welcher am 1. September 1547 zu Augsburg eröffnet wurde. Stadt und Umgebung wimmelten von Kriegsvolk; in Augsburg selbst kam es zu einer bedrohlichen Meuterei der unbezahlten Landsknechte und auf dem Blutgerüst, welches der Kaiser hatte aufrichten lassen, wurde neben vielen andern Exekutionen die Enthauptung eines evangelischen deutschen Obersten vollzogen, der für Frankreich geworben hatte und durch die Hinterlist eines kaiserlichen Offiziers in die Hände der Spanier geliefert worden war. Noch vor dieser Reichsversammlung berief König Ferdinand seine böhmischen Stände, welchen er mit Unterstützung des neuen Kurfürsten Moritz ihre Rebellionsgelüste ausgetrieben hatte, nach Prag; dem

Digitized by Google

„blutigen" Landtag der eingeschüchterten Herren und Städter gingen Hinrichtungen vorher und zugleich wurden die böhmischen Brüder, als ein unzweifelhaft oppositionelles Element, mit harter Verfolgung heimgesucht. Unter dem Druck eines allgemeinen Schreckens suchten diese habsburgischen Brüder ganz Mitteleuropa sich gefügig zu machen. Am 10. September fiel der Sohn des Papstes, Pierluigi, in der Citadelle von Piacenza unter den Dolchen adeliger Verschwörer, hinter welchen der kaiserliche Statthalter in Mailand stand; der besetzte die Stadt im Namen des Kaisers, welcher um das Vorhaben gewußt und allerdings Schonung von Pierluigis Person gewünscht hatte, aber weder Gonzaga zur Rechenschaft zog noch seine Beute wieder herausgab. Wer hätte sich vor einer Macht, die solche Mittel nicht verschmähte, noch sicher fühlen dürfen? Am Allerwenigsten die deutschen Fürsten, unter deren Augen Karl ihre gefangenen Standesgenossen mißhandelte; den pommerischen Gesandten zu Augsburg wurde auf die Versicherung, daß ihre Herren schuldlos seien, unter Beziehung auf jenen verhängnißvollen Absagebrief der schmalkaldischen Häupter (S. 780), entgegnet, der Kaiser wolle gegen alle Reichsstände beweisen, daß er allerdings so viel adeliges fürstliches deutsches Geblüt und dazu die Macht habe, den einen wie den andern nach seinem Willen zu strafen. Moritz von Sachsen brachte beim Herzog von Alba die wirksame Schmeichelei an, der Reichstag werde diesmal von kurzer Dauer sein und sich nicht in der hergebrachten Weise, sondern mehr in der Form des Befehls als der Beratung abspielen. Dem entsprach die veränderte Haltung des Kaisers im Verkehr mit den zu Augsburg erschienenen Fürsten; man bemerkte, daß er sie, statt ihnen wie bisher bis zur Treppe entgegenzugehen, jetzt erst in seiner Kammer begrüßte und auch nicht mehr hinausbegleitete. Von den Kurfürsten waren zwei, Köln und Sachsen, eben durch den Sieg des Kaisers zu ihrer Würde gelangt; nur durch kaiserliche Gnade behauptete sich der Pfälzer in seiner Kur, auf welche Baiern sehr nachdrücklich Anspruch erhob. Über dem Herzog von Würtemberg schwebte die Gefahr sein Land, das ihm Karl gelassen, nun durch einen von Ferdinand angestrengten Prozeß doch noch zu verlieren. Die Hohenzollern mußten den Vollzug der früher verhängten Acht gegen ihren Vetter in Preußen besorgen. Es gab, wie Ranke sagt, „kein großes Haus im Reiche, das nicht durch die eine oder die andre Sache von dem Wohlwollen des Kaisers abhängig gewesen wäre".

Und dennoch mußte auch dieser mächtige Herrscher im Zenith seines Glückes die Kraft des passiven Widerstandes erfahren, welcher in historisch gegebenen Verhältnissen ruht. Karl wollte nach der Analogie des früheren schwäbischen Bundes eine Reichsliga schaffen, welche sämmtliche Stände umfassen, ein stehendes Heer unterhalten und mit dem strafferen Abstimmungsmodus ihrer Bundestage die Schwerfälligkeit der Reichsversammlungen unschädlich, vielleicht am Ende gar unnötig machen sollte. Aber wenn einst die ständische Reichsreform unter Maximilian nicht etwa nur am Widerstand des Königs, sondern auch an der Teilnahmlosigkeit der Stände selbst gescheitert

Digitized by Google

war, so vermochte jetzt Karl V. das zähe Festhalten am Hergebrachten, welches den Gliedern des heiligen Reichs zur andern Natur geworden war, um so weniger zu überwinden, als diesmal die nicht unbegründete Angst vor einer beträchtlichen Stärkung des Kaisertums hinzukam. Freilich wußte Karl einen Teil seiner Wünsche doch durch eine Reihe von einzelnen Beschlüssen zu erreichen. Man überließ ihm die Neubesetzung des Kammergerichts, dessen Ordnung sorgfältig verbessert und dessen Unterhalt von den Reichsständen übernommen wurde. Man willigte nach einigem Sträuben auch in die kaiserliche Forderung, „etlich Geld im Reich zum Vorrat zu erlegen", d. h. in die Errichtung einer Kriegskasse, welche Kaiser und Stände zur Erhaltung von Frieden und Recht sollten verwenden dürfen. Endlich wurde durch den Vertrag vom 26. Juni 1548 das künftige Verhältniß der Niederlande zum Reich dahin geregelt, daß sie als burgundischer Kreis allerdings zu einer gewissen Teilnahme an den vom Reichstag bewilligten Kriegssteuern und Kontingenten verpflichtet, dafür aber der Jurisdiktion des Kammergerichts nicht unterworfen sein sollten; diesem sehr gelockerten Zusammenhang entsprach es dann keineswegs, wenn das Reich seinerseits die gefährliche Verpflichtung eingehen mußte, die Niederlande für alle Zukunft gegen jeden Angriff zu verteidigen. Eben in Augsburg hatte Karl sich dafür entschieden, diese Lande nicht etwa seiner Tochter, welche den jungen Erzherzog Maximilian heiraten sollte, sondern seinem Sohn Philipp zu hinterlassen. Schon kündigte sich die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung zwischen Karl und Ferdinand über die Successionsfrage an, ohne daß man damals zu festen Abmachungen gekommen wäre. Jedenfalls durfte der Gedanke einer nicht habsburgischen Nachfolge im Reich so gut wie ausgeschlossen erscheinen. Und wie Ferdinand in Böhmen so dachte sein Bruder in Deutschland vorerst das demokratische Element des ständischen Wesens, die Städte, ein für allemal unschädlich zu machen. Auf dem Reichstag sahen sie sich von den Beratungen über das Kammergericht ausgeschlossen; bei der Türkenhülfe wurde ihnen von den höheren Ständen die Hauptlast zugeschoben, ohne daß man sich um ihre Klagen viel gekümmert hätte. Jener alte Gedanke einer engeren Verbindung zwischen Krone und Bürgertum (S. 26) konnte niemals in der Seele eines Herrschers Raum finden, der von jeher gegen die republikanische Unbotmäßigkeit der Städte hatte kämpfen müssen, in Spanien und Italien wie in den Niederlanden und im Reich. Vollends nach den Erfahrungen des letzten Kriegs mochte Karl der Überzeugung leben, daß die Androhung von Gewalt genügen werde, um in diesen so gründlich gedemütigten deutschen Städten auch den religiösen Unabhängigkeitssinn vollends zu töten. Von Reichsständen, welche selbst ihre wohlberechtigten Beschwerden über das spanische Kriegsvolk nur in zaghaftem Ton vorzubringen wagten und seine abschlägige Antwort mit untertänigstem Dank entgegennahmen, glaubte er schließlich auch in der kirchlichen Frage alles erreichen zu können, um so mehr als seine Regelung dieser Frage in der Tat eine gewisse Annäherung an alte Forderungen der Evangelischen in sich schloß.

Digitized by Google

Jene Religionsgespräche unter kaiserlicher Ägide, noch mehr die Zugeständnisse von 1544 waren bereits über die Grenzlinie des Anteils hinausgegangen, welchen die weltliche Gewalt nach hierarchischen Anschauungen am Austrag religiöser Streitigkeiten nehmen durfte. Das Gespenst einer kaiserlichen Reformation, eines kaiserlichen Schismas war mehr als einmal wenigstens in der Phantasie besorgter Curialen aufgetaucht, wenn auch Karl V. selbst niemals so weitgehende Absichten gehegt hat, wie sie wohl gelegentlich in seiner Umgebung laut wurden. Dagegen konnte man sich daran erinnern, daß einst Clemens VII. und seine theologischen Berater an der Augsburger Confession einigermaßen Geschmack gefunden hatten (S. 643), daß ein Cardinal der römischen Kirche auf dem Regensburger Colloquium den protestantischen Gegnern selbst auf dem heißumstrittenen Boden der Gnadenlehre entgegengekommen war (S. 732f.). Wenn solche römische Unionsneigungen jetzt freilich nicht mehr zu erwarten standen, hatte auf der anderen Seite der Papst durch seine Behandlung des Concils dem Kaiser mehr als genügende Ursache zum Eingreifen gegeben. Da ist es nun äußerst charakteristisch, wie Karl das Oberhaupt der Kirche zugleich zu schrecken und doch wieder zu gewinnen sucht. Die Ermordung Pierluigis und der Verlust von Parma und Piacenza zeigte in Rom, was man von dem zürnenden Kaiser zu gewärtigen habe; es war kein Wunder, wenn ängstliche Gemüter bereits Karl V. an der Spitze lutherischer Heeresmassen gegen die ewige Stadt marschiren sahen. Statt dessen bemühte sich Karl in Augsburg, die sämmtlichen deutschen Stände zur grundsätzlichen Anerkennung des Concils als des höchsten Gerichtshofs in Sachen des streitigen Glaubens zu bringen; es gelang ihm dies auch, indem er „ein freies und genau an die Bestimmungen der Kirche sich haltendes Concil" und bis zu dessen Entscheid eine vorläufige Vereinbarung in Aussicht stellte. Eine Kommission von katholischen Theologen wurde bereits im Oktober 1547 mit der Ausarbeitung eines solchen Provisoriums betraut, die Sendung eines Bevollmächtigten vom Papst erbeten. Aber während es dem Kaiser gelungen war über die sehr widersprechenden Ansichten der Stände hinweg seinen Willen durchzusetzen, wurde seine in Rom gestellte Forderung, die Zurückverlegung des Concils, welchem sich ganz Deutschland zu unterwerfen bereit sei, nach Trient, der Versammlung zu Bologna zur Begutachtung überwiesen und natürlich abgelehnt; man dürfe nicht für die Wiedergewinnung Deutschlands das Heil der gesammten Christenheit aufs Spiel setzen. Dafür vernahmen am 16. Januar 1548 die Väter zu Bologna den feierlichen Protest des Kaisers, welchen der Botschafter Mendoza kurz darauf in Rom vor Papst und Cardinälen wiederholte. Der Kaiser sprach der Versammlung zu Bologna den Charakter eines Concils ab und erklärte kraft seines Amtes die Kirche vor dem durch Papst und Versammlung heraufbeschworenen Unheil schützen zu wollen. Noch vor diesem Schritt hatte Karl zu Augsburg die vorläufige Vereinbarung über die Religion wieder in Angriff genommen, und zwar diesmal mit Beiziehung der Reichsstände, wenn auch unter dem

Digitized by Google

Vorbehalt eigener endgültiger Entscheidung. Erst nachdem ein Ausschuß, den er auf Ersuchen der Stände selbst ernannt hatte, statt einer Verständigung nur getrennte und sich ausschließende Vorschläge der beiden Parteien zu Tage gefördert hatte — die Katholischen verlangten ursprünglich sogar volle Restitution der geistlichen Güter — erst da entschloß sich der Kaiser wirklich den Weg zu betreten, den ihm sein Bruder längst angeraten hatte (S. 797). Sein Werk, in welches er sowohl den Ständen als dem von Rom abgehenden Nuntius erst nach der Vollendung den Einblick gestattete, ist das vielberufene Interim.

Mit der Fertigstellung der „kaiserlichen Zwischenreligion" hatte er freilich persönlich nur insofern zu tun, als er die theologische Kommission ernannte, welche dieser mit größter Heimlichkeit umgebenen Arbeit oblag. Neben dem bekannten Ireniker Julius Pflug wurde der Mainzer Weihbischof und kaiserliche Rat Michael Helding (Sidonius) beigezogen; als Grundlage diente eine von beiden vorgelegte, übrigens wesentlich von Pflug herrührende formula der Religionsvergleichung. Zum protestantischen Gehülfen gab sich der eitle kurbrandenburgische Hofprediger Agrikola her, der nach Luthers Tode beteuert hatte, er wolle für die Reinheit der Lehre gern sein Leben hingeben, ein Jahr darauf aber jene Jubelpredigt über den Sieg bei Mühlberg hielt. Butzer, dessen Teilnahme gleichfalls gewünscht wurde, kam allerdings nach Augsburg, war aber weder in Gutem noch mit Drohungen zur Unterzeichnung des Interim zu bewegen. Denn es gehörte allerdings die ganze Einbildung und Verblendung eines Agrikola dazu, um das Buch, welches um die Mitte März 1548 fertig vorlag, für den Anfang zur Evangelisirung ganz Europas zu erklären; rühmte er sich doch geradezu nicht allein die ganze Sache geleitet, sondern den Papst reformirt und den Kaiser lutherisch gemacht zu haben! Tatsächlich hat die Mitarbeit dieses fragwürdigen Vertreters der Reformation nicht gehindert, daß in dem Interim, wie Beutel sich ausdrückt, eine rechte „Zwangsjacke des deutschen Protestantismus" geschaffen wurde. Der geistige Vater des Werks war Pflug, nicht Agrikola, und überdies nahmen an seiner Vollendung neben jenen drei Theologen auch einige Spanier, darunter Karls Beichtvater Soto, regen Anteil, während nachträglich noch manches nach den Wünschen der katholischen Reichsstände abgeändert wurde. Daran ist nun entgegen der früher herrschenden Ansicht Ranke's nicht zu denken, daß Karl V. ursprünglich beabsichtigt hätte, das Interim beiden Parteien, den altgläubigen wie den „abgesonderten" Ständen, als Norm aufzunötigen; die kaiserliche „Erklärung, wie es der Religion halber im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll" galt nur den Evangelischen, während die Katholischen diese provisorische Neuordnung zwar durch ihre Beistimmung zum Reichsgesetz erheben, keineswegs aber in ihren eigenen Gebieten beobachten sollten. Freilich mag dem Kaiser die eine Zeit lang hierüber bestehende Unklarheit zumal bei den Protestanten ganz erwünscht gewesen sein, aber für die Behauptung, daß er einzelnen evangelischen Fürsten die All-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

yderman sonderlich bey dem Bretspiel/ vnd der grossen Kannen mit Bier/ yhr andacht vnd messig leben erkennen kan.

Digitized by Google

Digitized by Google

gemeingültigkeit des Interim förmlich zugesagt habe, ist der Beweis bisher nicht erbracht worden. Sicherlich lag ihm der Gedanke durchaus fern, die beiden wichtigsten Zugeständnisse des Buchs, utraquistische Communion und Priesterehe, den altkirchlichen Ständen vorschreiben oder auch nur empfehlen zu wollen, obwohl ja diese Concessionen bald nach dem Reichstag von 1530 sogar in Rom für allenfalls zulässig erklärt worden waren (S. 643). Außerdem bot das Interim den Protestanten eigentlich nur einzelne und noch dazu recht zweideutige Anklänge an ihre Lehre und Ausdrucksweise, weniger in der Rechtfertigungslehre selbst als in dem Artikel von der Messe und an einigen andern Stellen, wie z. B. auch das Fegfeuer mit Stillschweigen übergangen war. Die Gesammthaltung des Buches muß trotzdem als eine katholische bezeichnet werden; vor allem sollten die Protestanten nicht allein die Jurisdiktion der Bischöfe anerkennen, sondern auch die ganze Last der abgeschafften Ceremonien, die sieben Sakramente, die täglichen Messen, die Fasten, die Heiligenverehrung, die Benediktionen wieder annehmen. Das war ja eben der leibhaftige Papismus, wie ihn die Stürme der Reformation aus den Kirchen und auch aus den Herzen hinausgefegt hatten. In der Meinung des Volks wogen jene äußeren Unterschiede schwerer als alle dogmatischen Spitzfindigkeiten; evangelische Theologen vollends mußten entweder die Welt oder sich selbst belügen, um in dieser Verordnung etwas anderes zu sehen als den offenkundigen Übergang zu voller kirchlicher Reaktion.

Mit gutem Recht konnte Karl V. die von Baiern veranlaßte Zumutung der katholischen Fürsten, daß die Protestanten auch noch ausdrücklich auf die Augsburger Confession verzichten sollten, als „aller Vernunft entgegen" zurückweisen. Den geistlichen Ständen hielt er in persönlicher Ansprache vor, wie man bei den Gegnern mehr als je zuvor gewonnen und überdies zu hoffen habe, daß der Gewinn später noch reichlicher sein werde. Am 15. Mai wurde das Interim der Reichsversammlung vorgelegt und vom Mainzer Kurfürsten im Namen aller angenommen, ohne daß sich Widerspruch erhob. Aber als unmittelbar nachher Kurfürst Moritz erklärte, er müsse sich erst mit seinen Ständen und Theologen ins Benehmen setzen, als Markgraf Hans von Küstrin die Annahme des Interims standhaft verweigerte und Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken eine rasche Durchführung mit Rücksicht auf die Untertanen als unmöglich bezeichnete, als der gefangene Johann Friedrich allen Lockungen und Drohungen gegenüber fest dabei blieb, daß er um diese Sache, die der Seelen Seligkeit betreffe, leiden wolle, was Gott über ihn verhänge: da mochte der Kaiser ahnen, daß auch die glänzendsten Erfolge seiner Waffen den unsichtbaren Feind noch immer nicht überwunden hatten. „Die öffentliche Meinung auf dem Reichstag," schrieb einer seiner Räte am 26. Juni, „welche wohl einen Schluß auf die Gesinnung der Leute zuläßt, geht dahin, daß kein Mensch gern das Interim annimmt, daß man aber in solcher Zeitlage mancherlei verspricht, was man später nicht zu halten gedenkt. — Der Kaiser kämpft für die Religion gegen das Haupt, welches der Papst ist, und gegen zwei

Digitized by Google

Glieder der Kirche in Deutschland", d. h. gegen die Masse der Protestanten und gegen die geistlichen Fürsten. Denn die letzteren waren über die ihnen vom Kaiser zugemutete Reform ebenso ungehalten wie über die unterbliebene Restitution des säkularisirten Kirchengutes.

Der Vizekanzler Seld hat nachmals versichert, eine gewaltsame Durchführung des Interims sei nicht geplant worden; sie wäre nach seiner Ansicht auch völlig wertlos gewesen. Aber an Drohungen ließ man es nicht fehlen, vor allen den Städten gegenüber, welchen ihre inferiore Stellung im Reich damals ohnedies bei jeder Gelegenheit zu Gemüt geführt wurde (S. 784; 804). Sie müßten, rief ein kaiserlicher Rat dem Frankfurter Gesandten zu, das Alte wieder lernen; „man soll euch Leute schicken, die es euch wohl lernen; ihr sollt noch spanisch lernen". Es war doch eine ernsthafte Mahnung, als Karl in Augsburg und Ulm die nach seiner Ansicht allzu demokratischen Verfassungen umstieß und die Regierung in die Hände der Ehrbaren legte. In den „ungeschickten und untauglichen" Zünften war hier zugleich das evangelische Element getroffen, während bei der Unterwerfung von Constanz umgekehrt das niedere Volk aus Abneigung gegen den streng reformirten Charakter des Regiments die Katastrophe mitherbeiführte. Einen spanischen Überfall hatte die wegen des Interims gerüstete Stadt tapfer abgeschlagen, aber die drohende Haltung des Kaisers führte die Bürgerschaft zu dem verzweifelten Entschluß, sich mit Verlust ihrer Freiheit und evangelischen Religion unter die schützende Hoheit des römischen Königs zu begeben. König Ferdinand hätte Lust gehabt ein für Österreich so vorteilhaftes Verfahren auch an Straßburg zu probiren, aber die mächtige Stadt wurde wie schon früher (S. 783) so auch jetzt in Anbetracht der gefährlichen Nähe Frankreichs und der Eidgenossen vom Kaiser sehr glimpflich behandelt, so daß sie ungestraft die Annahme des Interims umgehen und trotz Einräumung einiger Kirchen den Katholischen die Übung ihrer Religion auf alle Weise erschweren durfte. Aber auch in jenen Städten, welche sich ausdrücklich dem kaiserlichen Gebot gefügt hatten, war diese Nachgiebigkeit keineswegs gleichbedeutend mit wirklicher Durchführung. Immerhin begann für die hervorragenden evangelischen Kirchenmänner an der Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit der Boden heiß zu werden; so wichen Alber aus Reutlingen, Wolfgang Musculus aus Augsburg, Blaurer aus Constanz, Brenz, dessen abenteuerliche Flucht zu einer Art von Legende Anlaß gab, aus Hall, Osiander aus Nürnberg. Selbst in Straßburg war für Männer wie Butzer und Fagius, als sie dem Rat Stillschweigen über das Interim geloben sollten, kein Platz mehr; beide fanden die ehrenvollste Zuflucht in England, wo eben damals die Evangelisirung unter der Ägide des beweglichen Primas Cranmer rasch voranging. Nicht immer freilich bewährte sich die anfangs kundgegebene Gesinnung; so wurden die Ulmer, unter ihnen Matthias Frecht, der zelotische Verfolger eines Sebastian Franck, in kaiserlicher Haft bald von ihrem Widerstand abgebracht. Aber der Unwert solcher erzwungener Gefügigkeit lag auf der Hand, während den Gestalten

Digitized by Google

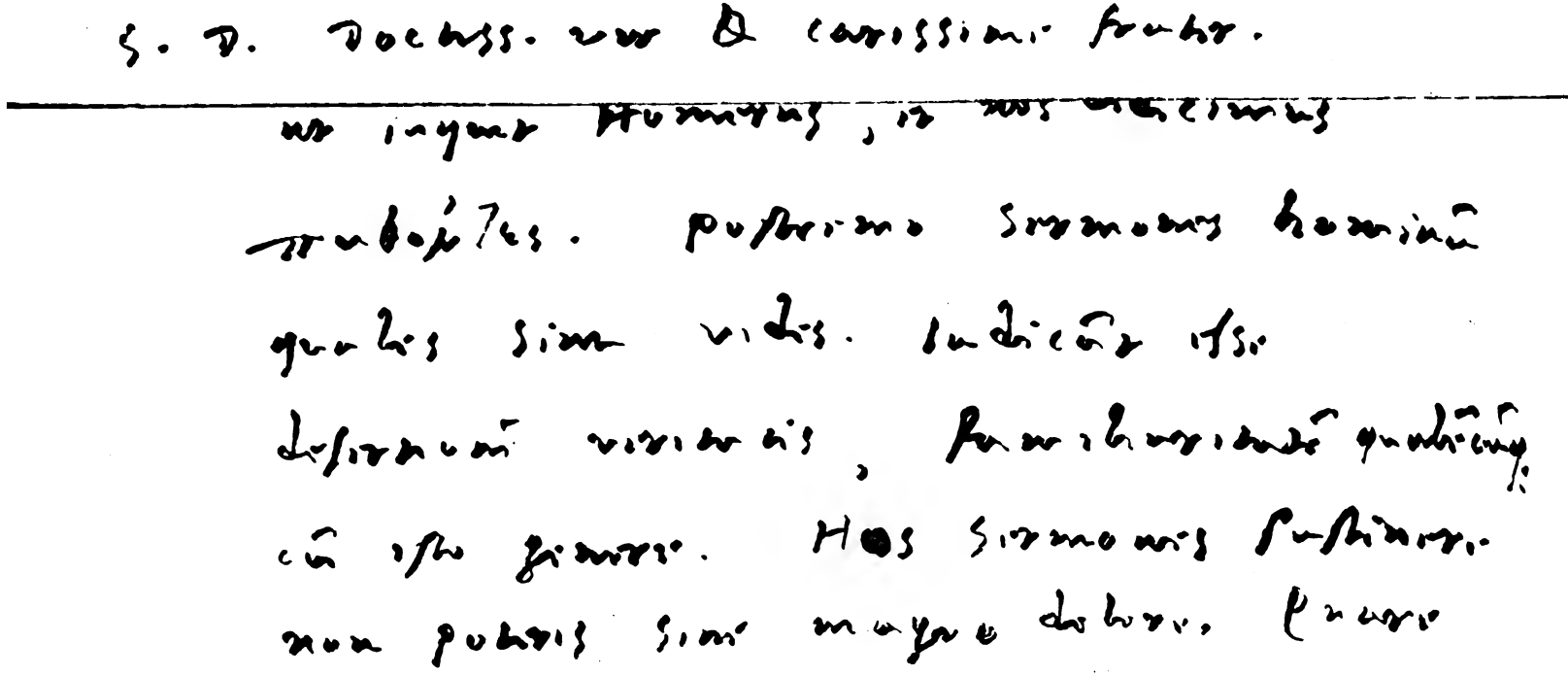
Digitized by Google

Transcription zu dem Facsimile des Briefes von Melanchthon an Friedr. Staphylus.

I. S. D. doctissime vir et carissime frater.
Accepi tuum scriptum et inspexi, ac
video tuas copias non solum robore
valere sed etiam splendide ornatas
esse, ego prelior inter velites
καὶ ψιλούς. Sed arcem tenere
studeo, fidem niti obedientia
mediatoris, non nostra novitate.
Hunc portum et hanc consolationem
debet illa Baltica Gorgon. De schola
episcopi primum existimo cum
in aula regia non impetraturum esse
videtur, deinde scis οὐκ ὄρκια
πιστὰ λέουσι καὶ ἄνδρασιν εἶναι
ut inquit Homerus, et nos didicimus
παθόντες. Postremo sermones hominum
quales sint vides. Iudicant esse
desertionem veritatis, familiaritatem qualemcunque
cum isto genere. Hos sermones sustinere
non poteris sine magno dolore. Quare
II. tuae tranquillitati rectius consules,
si omnino abstinebis ab episcopi
familiaritate. In academia
Rostochiana tranquillam et
honestam functionem habere te
posse existimo. Ego si hac nostra
sede expellar, quod reliquum erit
vitae, deo iuvante, in precatione
et privatis studiis
peragam. Nosti ipse quae
fuerit mea sedulitas, quas
tulerim aerumnas, nunc qualis
gratia redditur! Scio haec ita
fieri inter homines et sapienter
ferenda esse. Sed si deus
mihi tranquilliorem
senectam preberet, magnum beneficium
esse ducerem, quem quidem oro, ut
servet ecclesiam et nos gubernet.
Bene vale. Cal(endis) Januarii

Philippus.

Digitized by Google



Facsimile eines Briefes von Melanchthon an Friedr. Staphylus (1513—1564), Professor der Theologie in Königsberg. Vom 1. Januar [1551?]. Originalgröße. Berlin, Königl. Geh. Staatsarchiv.

Digitized by Google

[illegible]

Sinectâ p̄bere, magnū beneficiū
esse ducerē, quē quidē oro ut
servet Ecclesiā, & nos gubernet
Bene vale. Cal. Ianuarij
Philippus

a priuatis studijs ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~
peragā. Nosti ipse quae
fuerit mea seduktas, quas
uberim aerumnas. nūc qualis
gratia redditur! Scio haec iam
fieri inter hoīes, et sapiētiae
ferenda esse. Sed ~~[illegible]~~ si deus
~~[illegible]~~ mihi tranquillorē
senectū p̄bavit, magnū beneficiū
esse ducerēs quē quidē oro ut

tuae tranquillitati rectius cōsulis,
si omnino abstinebis ab Episcopi
familiaritate. In Academia
Rostochiana tranquillā &
honestā functionē habere te
posse existimo. Ego si hac nrō
sede ex liquā erit
vitae, precationi

jener Vertriebenen etwas vom Glanz des Martyriums zu Teil wurde. Und ihre Charakterfestigkeit trat in noch helleres Licht durch die bedauerliche Schwäche, welche die ehemaligen Vorkämpfer der Reformation, die Wittenberger in diesen Tagen der Prüfung zeigten.

Man muß allerdings zugeben, daß der neue Landesherr Moritz und seine Theologen sich in einer sehr peinlichen Lage befanden. So wenig Moritz Bedenken trug gelegentlich am katholischen Gottesdienst oder auch an einer Prozession teilzunehmen — hatte er doch am Morgen vor der Mühlberger Schlacht mit den habsburgischen Brüdern die Messe gehört — so widerwärtig mußte ihm die Forderung sein an einer kirchlichen Reaktion teilzunehmen, welche ganz geeignet war ihm die Herzen seiner Untertanen vollends zu entfremden. Die Bergleute im Erzgebirg, so schrieb ihm einer seiner Vertrauten, hätten mit aufgehobenen Händen gebetet, „daß Gott E. Gn. wollte bei seinem Wort erhalten und beistehen". Es war gewiß nicht leicht sich zugleich die Gnade des Kaisers und die Anhänglichkeit der sächsischen Protestanten zu erhalten, obwohl Moritz und manche seiner „carlowitzigen" Räte von Gewissensbedenken kaum geplagt wurden; der junge Fürst wendet sich einmal geradezu an den Cardinal von Trient, um für den ungestörten Besitz seiner säkularisirten Klostergüter die nötigen Privilegien vom römischen Stuhl zu erlangen! Und am 28. April 1548 schrieb an den einflußreichsten Berater des Kurfürsten, Christoph von Carlowitz, Melanchthon jenen berüchtigten Brief, worin er allerdings seine Einwendungen gegen das Interim nicht ganz verbarg, aber zugleich, um die eigene Fügsamkeit so stark wie möglich herauszustreichen, das Andenken seines großen Freundes beschimpfte. „Ich habe ja," äußert er, „schon ehedem eine recht häßliche Knechtschaft erduldet, da Luther oftmals mehr seiner Natur, in welcher eine nicht geringe Streitsucht steckte, als seiner Würde oder dem gemeinen Nutzen Rechnung trug." Er wies jede Urheberschaft an der neuen evangelischen Kirche von sich, die er für einen bloßen Notbehelf erklärte, und erinnerte sich daran, wie ungemein sympathisch ihm in seiner Knabenzeit die katholischen Ceremonien gewesen seien. Carlowitz beeilte sich den Brief zu verbreiten, der, obwohl ein Gemisch von Aufrichtigkeit und Lüge, doch als vollgültiges Zeugniß von der Herzensmeinung des Reformators aufgenommen ward. Der mißtrauische Groll des Kaisers gegen Melanchthon ließ sich freilich nur schwer besiegen, zumal als aus der nämlichen Feder, welche jenen Brief geschrieben, die erste öffentliche Kritik des Interims hervorging; freilich erfolgte der Druck derselben ganz gegen den Willen des Verfassers, der sich nicht schämte ein Exemplar eigenhändig zu zerreißen. Und zugleich seufzte er in seinen wirklich vertraulichen Schreiben unabläßig über diese Zeit der Betrübniß; „ich habe es deutlich gefühlt," äußert er wiederholt, „daß mir der Tod leichter sein würde als die Zustimmung zu der Augsburger Sphinx". Aber dazu bot er doch, freilich widerstrebend, die Hand, daß Moritz nach langwierigen Verhandlungen auf einem Landtag im Dezember 1548 das spottweise sogenannte Leipziger Interim durchbrachte,

Digitized by Google

welches der kaiserlichen Ordnung gegenüber eine Art von Abschlagszahlung darstellt. Abgesehen von einer stark schillernden Rechtfertigungslehre enthielt es weitgehende Zugeständnisse hinsichtlich der Adiaphora, der als gleichgültig bezeichneten äußeren Formen des kirchlichen Lebens; „aus Liebe und zu Abwendung aller Weiterungen" sollte nicht nur der bereits verschollene Chorrock, sondern fast der ganze Apparat des katholischen Kultus wieder eingeführt werden. Gegen diese „geistliche Schande der Mameluken" erhob sich mit dem ganzen Feuer des Südländers Matthias Vlacich (Flacius), ein junger Wittenberger Professor, der Amt und Familie verließ, um seiner Überzeugung treu bleiben zu können. Windig genug war in der Tat die Berufung jener theologischen Opportunisten auf Luther, der ja allerdings viele von den alten Gebräuchen nur zögernd und allmählich aufgehoben hatte. „Allein," sagt Ranke, „welch ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, das Hergebrachte einstweilen bestehen lassen und das bereits Abgeschaffte wiederherstellen." Und das Verhalten eines Melanchthon, Bugenhagen, Cruciger schlug nicht allein der öffentlichen Meinung des protestantischen Deutschland ins Gesicht, sondern stach ganz besonders unliebsam ab von der Entschlossenheit, womit neben den landflüchtigen Geistlichen, den exules Christi, auch eine Reihe norddeutscher Städte den Kampf gegen den neuen Gewissenszwang aufnahm. In Hamburg, Bremen, Braunschweig, vor allem in Magdeburg (vgl. S. 792) erklärte man das „teuflische" Interim für unannehmbar. Das war jedenfalls ehrlicher und männlicher gehandelt als jene halbe Einführung und tatsächliche Abschwächung, womit man sich in Kursachsen und auch in Kurbrandenburg durchzuhelfen suchte; denn selbst Kurfürst Joachim, den sein Vetter Albrecht „das dicke Interim" nannte, ließ eine mit Moritz vereinbarte Modifikation fälschlich als die vom Kaiser ausgegangene Ordnung veröffentlichen, während man in Wirklichkeit auf die bestehenden Einrichtungen von 1540 (S. 690) zurückgriff. Melanchthon riet unter der Hand einem märkischen Freund, die ihm anstößigen „albernen Ceremonien" durch seinen Diakonus ausführen zu lassen. Beide Wege aber, der offene und der verdeckte, führten im Grunde zu ein und dem nämlichen Ziel; die kaiserliche Reformation fand nirgends im evangelischen Deutschland einen Boden, wo sie ernstlich Wurzel schlagen konnte.

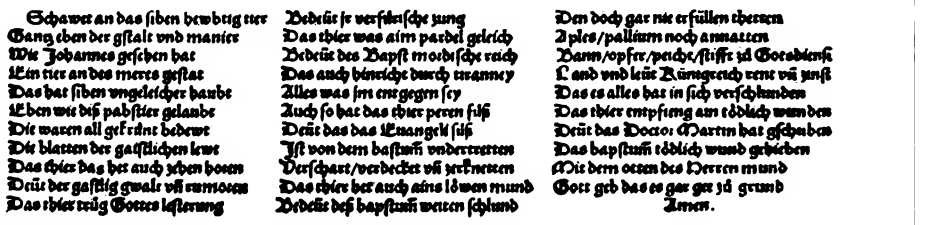
Hier müssen wir, zum letzten Mal, der wirksamen Teilnahme des deutschen Volkes gedenken, wie sie in zahllosen Flugschriften und Liedern sich kund gibt und wenigstens in ihrer stürmischen Lebhaftigkeit an die zwanziger Jahre zurückerinnert. In solchen Zeiten, das räumte selbst der nichts weniger als demokratische Melanchthon ein, durfte die Volksstimme nicht überhört werden. Wie wäre das auch möglich gewesen, da von allen Seiten und aus allen Schichten die Klagen, Spott- und Drohrufe erschollen! Mit einem wahrhaft grimmigen Vergnügen wird von diesen meist namenlosen Kritikern das kaum fertige Werk des siegreichen Kaisers zerpflückt, beschmutzt, der Verwünschung und dem Gelächter preisgegeben. Agrikola, der protestantische Mitarbeiter und Fürsprecher, trug vielleicht den Löwenanteil an einer Ver-

Digitized by Google

unglimpfung davon, die sich ihm gegenüber sogar in Tätlichkeiten umsetzte; in einem türingischen Städtchen wäre er um ein Haar gesteinigt worden. Schon vor der Publikation des Interims hatte ihn Markgraf Johann auf eine Prophezeiung aufmerksam gemacht, welche für 1548 einen falschen Propheten ankündigte; und von der eignen Hand dieses Fürsten geschrieben ist ein im Berliner Archiv verwahrter „Kleiner catechismus, szo der achtbare pawermann Sch...lebius (Agricola Islebius) seiner romischen kirche zu trost vnd zu wirklicher frucht vnd besserunge seines eingebornen zarten kindeleins Interim genandt — hatt lassen ausgein". Herr „Grickel" konnte sich übrigens damit trösten, daß in manchen Äußerungen eines evangelischen Unwillens der Kaiser selbst kaum besser wegkam; „ein man Carlus der fünfft genant", heißt es in einer langatmigen Dichtung, habe endlich nach zwanzigjähriger Schwangerschaft ein grausames Tier geboren. Mit besonderer Vorliebe wird hier und anderwärts die Gräuelgestalt dieses antichristischen Ungetüms ausgemalt, etwa als ein dreiköpfiger Drache mit Schlangenschwanz, Skorpionsstachel, Adler- und Krötenfuß; „dieser wurm heißt auff Latein Interim". Oder das unselige Buch, dessen Bezeichnung überdies zu den verschiedensten Wortspielen Anlaß gab, erscheint als „das schöne heucheliſche vnd gladstreichende ketzlein, genannt Interim". Wort und Bild in diesen Machwerken zeigen freilich bereits ein entschiedenes Herabsinken von der echt volkstümlichen Kraft und Roheit der früheren Jahrzehnte zu nüchternem Phantasiespiel und gesuchter Pflege des Häßlichen und Gemeinen, eine Veränderung, welche wohl auch ohne die religiösen Kämpfe eingetreten wäre, aber doch aus ihnen einen ganz besondern Anreiz schöpfte. Damals (1549) schuf der Wittenberger Student Dedekind den berüchtigten Grobianus, dessen Unflätigkeit von den Zeitgenossen als der Inbegriff von Witz und Humor betrachtet wurde. Damals rief Flacius, der vornehmste Wortführer der protestantischen Opposition: „es stinkt kein Dreck so übel in unseren Nasen als das Papsttum, welches der allergarstigste Teufelsdreck ist, vor Gott und seinen heiligen Engeln stinket".

Und dennoch war dieses Übermaß wenigstens für den Augenblick kein Zeichen innerer Schwäche, wie man beinahe denken könnte, sondern es sprach sich in diesen verwilderten Formen alles aus, was noch von Unabhängigkeitssinn in der schwer bedrängten Nation vorhanden war. Während die Großen sich beugten, fanden die Kleinen den Mut zum Protest und zum verzweifelten Widerstand. Wie vor dem Bauernkrieg zogen wieder volkstümliche Propheten umher und predigten gegen das Interim; ein Frankfurter Leineweber verkündigte in Küstrin, der Kaiser werde wegen des Interims noch viel Blut vergießen, zuletzt aber werde Gott ihm einen Ring durch die Nase legen. In dem älteren lutherischen Lied „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort" (S. 764) traten wohl an die Stelle des Türken die Spanier oder der Kaiser; als Gesellen des Teufels werden in einem andern Lied der Kaiser, sein Bruder und die verräterischen Protestanten in den höllischen Pfuhl verwiesen:

Digitized by Google



Schawet an das siben hewbtig tier
Gantz eben der gstalt vnd manier
Wie Johannes gesehen hat
Ein tier an des meres gestat
Das hat siben vngeleicher haubt
Eben wie diß pabstier gelaubt
Die waren all gekrünt bedewt
Die blatten der gaistlichen lewt
Das thier das het auch zehen hoten
Deüt der gastlig gwalt vñ rumoten
Das thier trüg Gottes lesterung
Bedeüt jr verfürische zung
Das thier was aim pardel geleich
Bedeüt des Bapst mordische reich
Das auch hinricht durch tiranney
Alles was jm entgegen sey
Auch so hat das thier peren füß
Deüt das das Euangeli süß
Jst von dem bastum vndertretten
Verschart/verdecket vñ zerknetten
Das thier het auch ains löwen mund
Bedeüt deß bapstum weiten schlund
Den doch gar nie erfüllen thetten
Aples/pallium noch annatten
Bann/opfer/peicht/stifft zů Gotsdiensi
Land vnd leüt Küntgreich rent vñ zinst
Das es alles hat in sich verschlunden
Das thier entpfieng ain tödlich wunden
Deüt das Doctor Martin hat gschriben
Das bapstum tödlich wund gehieben
Mit dem otten des Herren mund
Gott geb das es gar get zů grund
Amen.

Ein gegen den Ablaß gerichtetes Flugblatt aus der Reformationszeit.

„Herr gott von himel, steh uns bei
und straf des kaisers tyrannei
und stewer seinem toben!
er macht sich gott vom himel gleich
und stieß ihn gern auß seinem reich,
das sich, o gott dort oben!“

Digitized by Google

Facsimile eines gegen Luther gerichteten Flugblattes aus der Reformationszeit.

Seine würdigen Anhänger sind der Mordbrenner Moritz mit seinen gottlosen Juristen, „von Mecklenburg das böse Kind" (der junge Herzog Georg), die falschen Christen, Schmeichler und Buben Witzel, Grickel (Agri-

Digitized by Google

cola), Sidonius, Philips (Melanchthon) und Pomeranius (Bugenhagen), welche gottlosen Sophisten Gott ohne Zweifel bald strafen wird. Solche Stimmungen herrschten in dem seit Juli 1547 geächteten Magdeburg, wo als in „Gottes und Christi Kanzlei" die theologischen Intransigenten, an ihrer Spitze der greise Exbischof von Naumburg Amsdorf (S. 740; 784) und der jugendliche Eiferer Flacius, eine unermüdliche literarische Fehde gegen das Interim eröffneten. Die Bitterkeit der Schriften, welche diese kleine Schaar von Ausgestoßenen aus der letzten Burg der Reformation in die Welt warf, ist in solcher Lage ebenso begreiflich wie der hussitische Geist, welcher die von aller Welt verlassenen und bedrohten Bürger und Landsknechte der tapfern Stadt erfüllte und zu wilden Gräueltaten gegen das nahe Kloster Hammersleben hinriß. Wie einst Zizka und seine Schaaren betrachteten sie sich als „Werkzeuge des göttlichen Zorns" zur Austilgung der Abgötter und Abgöttereien. Aber dazwischen ließen sich auch helle frische Klänge vernehmen, die jedem rechten Deutschen ans Herz dringen mußten; in tiefer Not und im Kampf um die heiligsten Güter scherzten die Lieder der Belagerten von Magdeburg der edeln Jungfrau — „den schla de donner dar neder, de diner ehr begert" — und von ihren Schätzen, nach welchen den Kaiser, den Judas Moritz, die Spanier und Mönchsknechte so sehr gelüstet:

„Zuo Magdenburg auf der brucken
da ligen drei hündelein,
sie heulen alle morgen,
kein Spanier lassen sie ein.
Zuo Magdenburg auf dem markte
da ligt ein faß mit wein,
wil in der kaiser trinken,
ein landsknecht muoß er sein. —
Zuo Magdenburg in der werden stat
da seind der büchsen vil,
sie trauren alle morgen,
daß der kaiser nit komen will."

Auf die eigentümlichste Weise mischen sich die echt nationalen Züge mit den alttestamentlich fanatischen in der „Klag und Bitt eines sächsischen Mägdleins". Wir glauben uns zuweilen fast in die Zeit vor den Befreiungskriegen gegen Napoleon versetzt:

„Kein man, kein man in deudschem land,
der uns schützet vor solcher schand! — —
Kein schmuck an meinem leibe sei,
biß Deudschland werde wider frei,
kein man noch jüngling hie auf erd,
dem ich freundlich zusprechen werd."

Aber am Schluß betet die Jungfrau, Gott möge nach den zwei alten Kriegshelden Deutschlands Arminius und Kaiser Otto jetzt den dritten senden, „ach herr, ich mein einen Jehu"; das ist der gewaltige israelitische Rächer,

Digitized by Google

der vom Jünger des Propheten Elisa gesalbt ward, um das Haus Ahabs zu schlagen, seinen eignen königlichen Herrn und dessen Verwandte und alle Diener Baals zu vernichten.

König Ferdinand schrieb einmal seinem Bruder, die Ausführung des Interims werde vor allem durch das Ausbleiben der höchstlichen Vollmachten verhindert, welche den deutschen Bischöfen die Zulassung der utraquistischen Communion und der verheirateten Geistlichen in den unter ihre Jurisduktion zurückkehrenden ketzerischen Gebieten ermöglichen und den protestantischen Fürsten den Fortbesitz der Kirchengüter sichern sollten. Aber alle Machtfülle Karls V. brachte es nicht dahin, den greisen Papst in einen gefügigen Helfer der kaiserlichen Reformation zu verwandeln. Furchtbar hatte die Hand des Kaisers das widerspenstige Haus Farnese getroffen (S. 803); das Pseudoconcil in Bologna fristete ein hoffnungsloses Dasein und auf die Hülfe Frankreichs bestand keine Aussicht, solange Heinrich II. durch seine Teilnahme am Kampf zwischen England und Schottland (S. 794) gefesselt war. Trotzdem ließ Paul III. nicht ab alle Mittel zur Erneuerung einer antikaiserlichen Coalition aufzubieten, während er gleichzeitig hoffte den Kaiser durch eine zweideutige und hinhaltende Politik in Sachen des Interims und des Concils doch noch zur Erfüllung seiner dynastischen Wünsche zu nötigen. Die Ermordung seines Sohnes, so hatte er vor den Cardinälen erklärt, könne er als Mensch verzeihen, nicht aber die Beraubung der Kirche, für welche er Rache nehmen wolle, und wenn er den Märtyrertod darüber leiden müßte. Später sagte er zum französischen Gesandten: „ich will dem Kaiser zur Ader lassen, ohne daß er sein Blut sieht". Denn seine kriegerischen Absichten scheiterten teils an jener englisch-schottischen Verwicklung teils aber auch am Mißtrauen der Franzosen, obwohl das Oberhaupt der Kirche kein Bedenken trug ihnen bald ein Bündniß mit den Türken bald eine kräftige Unterstützung der deutschen Protestanten zu empfehlen. So blieb ihm nichts übrig als durch scheinbares Entgegenkommen und tatsächlichen Widerstand in den brennenden kirchlichen Fragen auf den Kaiser einen gewissen Druck auszuüben. Jene Vollmachten für die deutschen Bischöfe wurden möglichst spät und nicht in der gewünschten Ausdehnung erteilt, noch später veröffentlicht; erst im Aug. 1549 verkündigte der Cardinal Otto Truchseß von Augsburg an seinem Bischofsitz die päpstliche Anerkennung des Interims. Kurz darauf, im September löste Paul die Versammlung zu Bologna auf, aber zugleich suchte er dem Trientiner Concil die Lebensader zu unterbinden, indem er den Zusammentritt einer Reformationscommission in Rom betrieb und vier von den Vätern zu Trient in dieselbe berief.

Als „einen Abgrund von tiefster Verschlagenheit, zügelloser Habgier und krankhafter Selbstsucht" charakterisirt Brosch die päpstliche wie die kaiserliche Politik jener Tage. Wirklich drehte sich dieser Kampf zwischen Kaiser und

Digitized by Google

Papst ausschließlicher als je zuvor um rein dynastische Interessen, kurz gesagt um Parma und Piacenza. Paul III. hat vertraulich geäußert, er lasse die Vollmachten für Deutschland absichtlich ungenügend ausfertigen, um dem Kaiser gegenüber ein Mittel der Pression in der Hand zu behalten; die Sache mit der Religion und die Sache mit Piacenza wollte er nicht getrennt behandelt wissen. Auf der andern Seite war Karl V. fest entschlossen seine Herrschaft in Italien vollends auszubauen, nicht hier und dort wieder zerbröckeln zu lassen. Er behielt das geraubte Piacenza und beanspruchte nicht nur für diese Stadt, sondern auch für Parma, welches Pauls Enkel Ottavio von der Kirche zu Lehen trug, im Namen des Herzogtums Mailand die Lehenshoheit. Weit freier als in Deutschland konnte doch die spanische Politik in Italien ihre letzten Ziele verfolgen; ihr schroffster Vertreter, der italienische Renegat Gonzaga, hätte am Liebsten gegen den Kirchenstaat Gewalt gebraucht, wie er auch die Unterwerfung von Genua und Siena, die Wegnahme venezianischer Plätze ins Auge faßte. Siena erhielt in der Tat spanische Besatzung und mußte sich eine Umänderung der Verfassung im aristokratischen Sinn aufnötigen lassen, ähnlich wie es kurz vorher in Augsburg geschehen war (S. 808). Man sprach bereits von einem oberitalienischen Königreich, welches für den längst (S. 730) mit Mailand belehnten Infanten Philipp geschaffen werden sollte. Noch mehr, sogar eine unmittelbare Beschlagnahme des päpstlichen Stuhls traute man diesen Habsburgern zu, seit einmal Kaiser Maximilian solche Gelüste gezeigt hatte (S. 66); es wurde bald dem römischen König, bald Karl V. selbst die Neigung angedichtet, sich nach dem jedenfalls nahe bevorstehenden Ableben des alten Papstes mit der dreifachen Krone zu schmücken. Paul III. rühmte sich freilich mehr als einmal, er werde den kränklichen Kaiser noch überleben. Aber statt dessen sah er kurz vor seinem Tod den gehaßten Gegner eben dadurch im Vorteil, daß der große europäische Kampf zwischen Frankreich und Spanien einen förmlichen Zwiespalt im Haus Farnese hervorrief. Von den päpstlichen Enkeln war der mit Parma belehnte Ottavio Schwiegersohn des Kaisers (S. 682), Horazio mit einer natürlichen Tochter Heinrichs II. verlobt. Die Franzosen drängten darauf, daß Parma auf ihren Schützling übertragen werde. Da nun beim Kaiser die Rückgabe Piacenzas durchaus nicht zu erreichen war, entzog Paul III. dem Ottavio, welcher nicht abgeneigt war den Spaniern gegen Entschädigung auch Parma in die Hand zu spielen, diese Stadt. Ottavio verließ ohne Wissen seines Großvaters Rom, um Parma auf eigne Faust wieder zu gewinnen, aber der dortige päpstliche Befehlshaber widersetzte sich standhaft, obwohl ihm ein Breve, welches der im Sterben liegende Papst ausgefertigt hatte, die Übergabe befahl. Denn dahin hatte es der rastlose Ehrgeiz dieses Familienhaupts zuletzt gebracht, daß die Enkel, die er groß und größer zu sehen wünschte, ihm gegenüber ihren selbständigen Willen geltend machten. Er hat einmal ausgerufen, sie wollten ihn ermorden; jetzt erlag der 83jährige Greis einem Krankheitsanfall, welchen man als die unmittelbare Folge jener

Digitized by Google

Aufregungen anſah (9. Nov. 1549). Es iſt wohl unmöglich zu ſagen, ob die letzten Annäherungen Pauls III. an Frankreich ernſt gemeint waren oder nicht; jedenfalls ſcheint ſein Enkel Cardinal Farneſe trotz aller gegenteiligen Verſicherungen beim Conclave von Anfang an eine antikaiſerliche Richtung verfolgt zu haben. Zum letzten Mal bot ſich für jene katholiſche Reform, als deren vornehmſten Vertreter wir ehedem Contarini kennen gelernt haben (S. 733; 751), die Ausſicht auf die Leitung der Kirche; der „Cardinal von England", Reginald Pole, ein Seitenverwandter des Königshauſes, aber von Heinrich VIII. als heftiger Gegner der königlichen Kirchenpolitik zum Tod verurteilt, galt bereits für gewählt, wie er auch vom Kaiſer eventuell ins Auge gefaßt worden war. Aber indem Pole, von dem Fanatiker Caraffa offen der Ketzerei beſchuldigt, von den „alten, reichen und liederlichen" Cardinälen ebenfalls perhorreszirt, den Vorſchlag zurückwies ſich ohne Stimmenzählung, durch „Adoration" wählen zu laſſen, verſäumte er die Gelegenheit und nach einem hartnäckigen Kampf von mehr als fünfzig Skrutinien wurde durch Farneſe und die Franzoſen der ehemalige Präſident des Trientiner Concils, del Monte, auf den Stuhl Petri erhoben (7. Febr. 1550).

Der neue Papſt Julius III. hatte ſich vor ſeiner Wahl Frankreich gegenüber durch eidliche Zuſage gebunden. Trotzdem zwang dieſen unbedeutenden Träger der Tiara, der gleich dem Farneſe eifrig auf das Wohl ſeiner Familie bedacht war, die Macht der Verhältniſſe ſich vor allem der Gunſt des Kaiſers zu verſichern. Dies konnte aber nur dadurch geſchehen, daß er in Sachen des Concils ſich gefügiger zeigte als ſein Vorgänger. So wurde am 14. Nov. 1550 wirklich die Bulle erlaſſen, welche den Wiederbeginn der Trienter Verſammlung mit dem 1. Mai des folgenden Jahres verfügte. Freilich war von einem aufrichtigen und rückhaltloſen Einverſtändniß zwiſchen den beiden Häuptern der Chriſtenheit auch jetzt nicht die Rede; wie Karl V. ſich in einem geheimen Proteſt vorbehielt ſpäter gegen etwa aus der Bulle ſich ergebende Nachteile offen aufzutreten, ſo hoffte Julius III. im Stillen das Concil vielleicht dadurch wieder los werden zu können, daß die Proteſtanten, um deren willen es der Kaiſer betrieb, ſich zu einer Anerkennung der Trienter Beſchlüſſe keinenfalls herbeilaſſen würden. Vorerſt geriet allerdings der ſchwache Papſt, nachdem er einmal die Hand geboten hatte, ganz ins Schlepptau der habsburgiſchen Politik; die Entfremdung zwiſchen ihm und König Heinrich II., dem er doch nach eigenem Geſtändniß nächſt Gott ſeine Erhebung verdankte, wurde durch den immer engeren Anſchluß der Farneſen an Frankreich vollkommen. Ottavio hatte von dem neuen Papſt Parma zurückerhalten, aber er erkannte die Unmöglichkeit den Kaiſer von ſeinen Abſichten auf dieſe Stadt abzubringen und war entſchloſſen mit franzöſiſcher Hülfe zugleich ſeinem geiſtlichen Lehnsherrn und ſeinem kaiſerlichen Schwiegervater Trotz zu bieten. Im Sommer 1551 mußte Julius wohl oder übel gegen den unbotmäßigen Vaſſallen die Feindſeligkeiten eröffnen; damit war ſeine Parteinahme in dem von Neuem ausbrechenden Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien erklärt.

Digitized by Google

Die Erneuerung dieses Kampfes ergab sich mit Notwendigkeit aus der veränderten Weltlage. Am 24. März 1550 machten England und Frankreich endlich Frieden; Heinrich II. hätte nicht König von Frankreich, nicht Franzose sein müssen, um gegenüber einem solchen Ausbau der habsburgischen Hegemonie, wie er eben jetzt im Gang war, untätig zu bleiben. Denn allmählich wagte Karl V. mit seinen innersten Gedanken hervorzutreten, freilich nicht vor die Oeffentlichkeit, aber was die Welt davon erfuhr, genügte doch, um die alten Besorgnisse vor einer österreichischen Universalmonarchie vollauf zu rechtfertigen. So wenig sich verkennen ließ, daß der Kaiser gewillt war in der großen kirchlichen Frage das letzte Wort zu behalten, so wenig konnten seine energischen Bemühungen um eine gesicherte Zukunft der habsburgischen Weltmacht Geheimniß bleiben. Mit der katholischen Kirche sollte auch das heilige römische Reich unter spanische Botmäßigkeit gebracht werden. Für die Fortführung und Befestigung seines Lebenswerks in seinem Geist schien dem kaiserlichen Vater doch nur der eigne Sohn volle Gewähr zu bieten.

Wie für das Interim (S. 797) so gab König Ferdinand auch für die Ordnung der Succession eigentlich die erste Anregung, die er freilich selbst als eine „närrische Phantasie" bezeichnete. Während Karl geradezu an die Umwandlung des Kaisertums in eine Erbmonarchie gedacht zu haben scheint, machte ihm der Bruder im November 1546 den Vorschlag, die Kurfürsten nur für die nächsten zwei oder drei Wahlen zur ausschließlichen Berücksichtigung des Hauses Habsburg zu verpflichten. Vorerst war ja durch die Königswahl von 1531 (S. 628) Ferdinands Nachfolge gesichert, aber bei dem geringen Altersunterschied zwischen den Brüdern konnte ja eine wiederholte Erledigung des Throns rasch genug eintreten. Und da faßte nun Karl den Entschluß die Nachfolge im Reich nach seinem Bruder nicht etwa auf dessen ältesten Sohn Maximilian, sondern auf den Infanten Philipp übertragen. Erst während des Augsburger Reichstags kam die Sache, deren sich inzwischen das Gerücht bereits bemächtigt hatte, zwischen den Brüdern wieder zur Sprache und man verglich sich dahin, sie zunächst ganz ruhen zu lassen, bis der Infant in Deutschland eingetroffen sein werde. Denn eben an diese Reise des Kaisersohns knüpften sich die Vermutungen, daß Karl ihm entweder die römische Königswürde zu Lebzeiten Ferdinands zuwenden oder vielleicht den Bruder selbst dazu bestimmen wolle, gleich auf seine eigne Nachfolge zu Gunsten des Prinzen zu verzichten. Die kaum beschwichtigte Unruhe des römischen Königs fand dann immer neue Nahrung, als Philipp wirklich von Spanien herüberkam und nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in Deutschland hier und dort als der künftige Herr geehrt wurde; schon wagte man, wie ein kursächsischer Agent vom Kaiserhof berichtet, die Abtretung des Reichs an den Prinzen in lebenden Bildern darzustellen. Und diese Reise war erst dadurch ermöglicht worden, daß Ferdinands ältester Sohn Maximilian seinen Vetter und Rivalen in der spanischen Reichsverweſung abgelöst hatte. Die beiden Vettern waren gleichaltrig, Philipp am 21. Mai, Maximilian am 31. Juli 1527

Digitized by Google

geboren. Aber der Sohn des römischen Königs, eine schöne stattliche Erscheinung, wuchs in Böhmen und Deutschland heran; seine Muttersprache war deutsch wie seine Neigung zum Trunk, die ihm der Vater zum schwersten Vorwurf machte. Wenn er sonst auch manchen Anstoß gab, durch seine Liebeshändel, seine Leidenschaft für Musik, seinen harten Kopf, seine religiöse Lauheit, so ließ sich doch nicht verkennen, daß der junge Herr, der bereits zwei Feldzüge mitgemacht und vor dem Reichstag die Eröffnungsrede gehalten hatte, in hohem Grad die Fähigkeit besaß, die Menschen für sich zu gewinnen. Der Kaiser hatte allen Grund durch Entfernung dieses Neffen, dem in Spanien die Infantin Maria vermählt wurde, für seinen Sohn freie Bahn zu schaffen und die Gelegenheit eines unmittelbaren Vergleichs zu beseitigen, welcher dem Spanier nicht zum Vorteil ausschlagen konnte. Denn der kleine schmächtige Kaisersohn, dessen mangelhafte Haltung im Turnier von der ritterlichen Gewandtheit Maximilians unliebsam abstach, war durch und durch Spanier und seine Bemühungen sich als einen eifrigen Freund deutschen Wesens zu geben trugen gar zu deutlich den Stempel des Erkünstelten und Angequälten. Wohl betrank er sich, um mit den zechenden Kurfürsten auf gemütlichen Fuß zu kommen; wohl versäumte er außerdem keine Gelegenheit sich den Deutschen im günstigsten Lichte zu zeigen, wie er z. B. jene Ulmer Prediger aus ihrer Haft befreite und für protestantische Fürsten, für Würtemberg, Ottheinrich, den Landgrafen Fürbitte einlegte. Aber das alles konnte den ungünstigen Eindruck spanischer Steifheit nicht verwischen, in welche dieser unjugendliche, jeder Frische entbehrende Jüngling doch immer wieder zurückfiel. Man verübelte es ihm höchlich, daß er, während der Kaiser die Formen der Höflichkeit stets sorgfältig beobachtete, sich die Begleitung der deutschen Fürsten gefallen ließ, ohne nur den Kopf nach ihnen umzuwenden. Wie wußte sich dagegen Maximilian, so dringend er auch seine baldige Heimkehr betrieb, in Spanien einzuleben und beliebt zu machen! Um so lebhafter mußten Karl und Philipp wünschen die Sache noch in Abwesenheit des gefährlichen Familienglieds auf dem Augsburger Reichstag von 1550 in Ordnung zu bringen.

Aber hier trafen nun einmal die Interessen der jüngeren habsburgischen Linie ganz offenbar mit der in Deutschland und vor allem bei den deutschen Fürsten herrschenden Stimmung zusammen. Wir kennen Ferdinands echt habsburgischen Ehrgeiz; im schmalkaldischen Krieg waren weder seine Absichten auf Kursachsen (S. 782) noch seine Hoffnung Würtemberg zurückzuerhalten (S. 783 f.) in Erfüllung gegangen. Und nun entzündete diese Zumutung, die Kaiserwürde, deren die junge österreichische Monarchie kaum entraten konnte, spanischen Händen zu überlassen, die ganze Leidenschaftlichkeit seines Temperaments. Nicht allein in seinem Vorteil, auch in seiner Ehre fühlte er sich verletzt und er gab während des Reichstags, der im Juli 1550 eröffnet wurde, seiner Erbitterung so kräftigen Ausdruck, daß Karl nach seinen eigenen Worten nahe daran war vor Ärger zu „krepiren". Ferdinand kämpfte nicht allein; wie der Kaiser seine Schwester Maria zu Hülfe rief, die

Digitized by Google

schon früher den römischen König zu begütigen und umzustimmen gesucht hatte, so setzte Ferdinand durch, daß Maximilian, inzwischen (1549) bereits in Böhmen zu seinem Nachfolger gewählt, Spanien verlassen und an der Entscheidung Teil nehmen durfte. Der junge König trat unterwegs in höflichen Verkehr mit Frankreich; in Augsburg vermied er seinen Vetter so geflissentlich, daß er selbst bei der Belehnung Philipps mit den Niederlanden nicht erschien. Karls Bestreben den Bruder durch Hintertreibung der für Ungarn geforderten Türkenhülfe mürbe zu machen verschärfte natürlich die gegenseitige Gereiztheit, die man sich kaum mehr bemühte vor der Welt zu verbergen. Nach einem Gespräch über die Tronfolge, berichtet der französische Gesandte, bekam der Kaiser vor Zorn einen Fieberanfall; die Königin Maria sah man gleichfalls zornrot aus dem Zimmer Ferdinands treten, der seinerseits nebst Maximilian sich einen Tag lang vor niemand sehen ließ. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Karl V. in diesen Monaten mehr denn je ein kranker Mann war, daß er überdies im August 1550 seinen bewährtesten Berater, den älteren Granvela, verloren hatte; schon rechnete man, daß er selbst das Frühjahr nicht mehr erleben werde. Und trotzdem errang er wenigstens seinen widerspänstigen Verwandten gegenüber einen Erfolg, der freilich nur ein Scheinerfolg war. Am 9. März 1551 kam zwischen Ferdinand und dem Infanten ein Vertrag zu Stande, worin der Erstere die Wahl Philipps zu seinem Nachfolger im Reich durchzusetzen versprach; nach der Kaiserkrönung Ferdinands sollte diese Wahl vollzogen und womöglich den Kurfürsten gleich die weitere Verpflichtung auferlegt werden, nach Ferdinands Tod und Philipps Kaiserkrönung die römische Königswürde auf Maximilian zu übertragen. Man dachte also das Kaisertum zwischen den beiden Linien des habsburgischen Hauses wechseln zu lassen, wobei freilich der Umstand, daß sowohl Karl und Ferdinand als Philipp und Maximilian fast gleichaltrig waren, zu Gunsten Spaniens ins Gewicht fiel. Allerdings mußte Philipp die Zusage geben, als römischer König in die Verwaltung des Reichs nur soweit einzugreifen, als ihm Ferdinand dies gestatten werde, und als künftiger Generalvikar in Italien, während Kaiser Ferdinand dort anwesend sein werde, die gleiche Zurückhaltung zu beobachten. Aber schon das Versprechen Philipps dem Oheim gegen alle Feinde, besonders gegen die deutschen Rebellen und bei der „Heilung" der religiösen Streitigkeiten beizustehen stellte ja eine fortgesetzte spanische Einmischung in unmittelbare Aussicht. Maximilian gab wenigstens mündlich sein Ehrenwort, daß er Schritte für seine eigne Nachfolge weder getan habe noch tun wolle, vielmehr die Wahl des Infanten befördern werde.

Dieses Ehrenwort war ebenso unwahr und erzwungen wie der ganze Vertrag und, können wir hinzufügen, wie die gefügige Haltung, welche die Reichsstände dem Kaiser gegenüber einnahmen. Denn in Wirklichkeit ging das spanisch Lernen bei den Deutschen doch weit langsamer als manche Heißsporne der kaiserlichen Umgebung erwartet hatten. Da konnte man wohl hören, das Reich gehöre dem Kaiser, der habe den Preis dafür redlich bezahlt. „Sie

Digitized by Google

meinen," heißt es in einem Schreiben vom Reichstag über die Spanier, „sie haben das Reich und werden es nicht herauslassen; so möge man die Deutschen wie die Büffel an der Nase führen." Man erzählte, Granvela's letzter Rat vor seinem Tod sei dahin gegangen, Deutschland geteilt zu erhalten. Aber eben diese plumpe Siegesgewißheit der Spanier und vor allem die drohende Gefahr eines neuen durchaus spanischen Kaisertums bewirkte vielmehr ein allgemeines Mißbehagen, welches aus verschiedenen Ursachen stammend doch jenen früher schon gekennzeichneten passiven Widerstand der Reichsglieder gegen ihr Oberhaupt (S. 803) noch bedeutend verstärkte. Schon der Umstand, daß von den Kurfürsten nur Mainz und Trier die Reichsversammlung besuchten, daß namentlich Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg trotz der dringenden Aufforderung des Kaisers nicht erschienen, unterschied diesen neuen Augsburger Tag von seinem „geharnischten" Vorgänger. Mit unverhüllter Deutlichkeit trat in den Äußerungen der anwesenden Fürsten und Gesandten die Unmöglichkeit einer Durchführung des Interims, die allgemeine Unlust gegen einen Lieblingsplan Karls V. zu Tage. Wohl erreichte der Kaiser im Reichsabschied (13. Februar 1551) den Erfolg, daß auch die protestantischen Stände sich der Zumutung unterwarfen, Vertreter auf das Concil zu senden; ein Protest Kursachsens blieb fruchtlos und Moritz schickte sich ja eben damals an die Reichsexekution gegen Magdeburg durchzuführen. Aber die Stellung der Protestanten zu einem Concil, welches sie nach wie vor unmöglich als ein freies und christliches in ihrem Sinn, als ein zuständiges und unparteiisches Forum für den Religionsstreit ansehen konnten, wurde durch das Zugeständniß einer Beschickung nicht verändert; Melanchthon sagt in seinem Gutachten geradezu, wie einst die Schmalkaldener nur zum Schein sich auf das Concil berufen hätten, so handle es sich jetzt darum, in der gegenwärtigen Notlage dem Kaiser gegenüber den Schein der Widersetzlichkeit zu vermeiden. Über die entscheidende Frage, ob das Concil tatsächlich als Fortsetzung der früheren Versammlung betrachtet, also die bereits erlassenen Dekrete nicht mehr zur Diskussion gestellt werden sollten, ging selbst der Reichsabschied vorsichtig hinweg. Der französische Gesandte erkannte in demselben keine Mehrung, sondern eine Minderung des kaiserlichen Ansehens und riet dem König mit der Sendung seiner Vertreter nach Trient wie bisher zu zögern, da dieselbe den Kaiser nur dazu ermutigen würde die Deutschen noch kürzer zu halten. Und eben dieser zunehmende Druck der Reichsregierung, die Unverschämtheiten der spanischen Hofleute, die rechtswidrige Anwesenheit der spanischen Truppen, um deren Entfernung die Stände insgesammt zu bitten wagten, die schroffe Art, womit der Kaiser diese Bitte zurückwies, das alles erzeugte doch unter den Ständen eine tiefe und von der Confession unabhängige Verstimmung. „In Summa," berichten die Gesandten Kurbrandenburgs, „man geht mit den Deutschen um, als wären wir allbereits eigen." Wie mußte da vollends die Kunde von dem kaiserlichen Successionsplan und von dem Widerstand der deutschen Habsburger die Ge-

Digitized by Google

müter erregen! Niemals, so erklärten Mainz und Trier dem päpstlichen Nuntius, würden sie in die Wahl Philipps willigen; sie baten um päpstlichen Schutz gegen etwaige Zwangsmaßregeln des Kaisers. In diesem Sinn, gegen jede Änderung der bestehenden Reichsordnungen äußerten sie sich auch, als man unter der Hand ihre Geneigtheit zu erforschen suchte; Trier fügte bei, am Wenigsten dürfe so etwas geschehen, um die spanische Herrschaft im Reich zu verewigen. Als im Frühjahr 1551 der Infant Augsburg verließ, fand man Zettel angeschlagen, der Kaiser wolle die Tränen, die über diese Abreise geweint würden, sammeln lassen und mit indischem Gold bezahlen.

Noch während des Reichstags sollen die anwesenden Fürsten bei einem Zechgelage sich förmlich zugeschworen haben, den Spanier nicht zu wählen; wer sich dazu hergebe, der müsse ein Verräter heißen. Jedenfalls trafen die Bemühungen Karls V. überall auf Abneigung statt auf Entgegenkommen; sämmtliche Kurfürsten blieben fest und König Ferdinand, dem die ersehnte Rückerwerbung Würtembergs nach jenem Vertrag erst recht versagt wurde, war gewiß nicht in der Stimmung, um Sachsen und Brandenburg, welche er zu bearbeiten übernahm, für den ihm selbst verhaßten Plan zu erwärmen. Joachim, der sich mit Moritz verständigt hatte, riet dem römischen König die Sache ganz fallen zu lassen, da er andernfalls sich und seine Nachkommen bei den deutschen Ständen verhaßt machen würde. Die vier rheinischen Kurfürsten verglichen sich im nämlichen Sinn auf einer Zusammenkunft in Oberwesel; selbst der alte Parteigänger Habsburgs, Friedrich von der Pfalz, war für die Stimme des Kaiserhofs nicht mehr zugänglich. Kläglich genug war diese Machtprobe ausgefallen, die Prahlerei der Spanier, daß man bei den Kurfürsten durch ein freundliches Gesicht und ein paar Bankette alles durchsetzen könne, gründlich Lügen gestraft worden. Man wird den oberen Ständen des Reichs das Zeugniß nicht versagen können, daß sie trotz aller jüngst erfahrenen Demütigungen sich doch noch ein gewisses Selbstgefühl bewahrt, daß sie ein freilich verspätetes Verständniß dafür erlangt hatten, welchen schweren Fehler die Wahlherrrn des heiligen Reichs im Jahr 1519 begangen hatten. Wie schrieb die lebhafte Herzogin von Rochlitz schon 1546 an Moritz von Sachsen: „Das Haus von Österreich hat große Augen und Maul; was es nur siehet, das will es haben und fressen." Es gibt im Verlauf der deutschen Geschichte mehr als einen Augenblick, in welchem der oft und mit Recht beklagte Particularismus doch dem Ganzen, der Nation zu Gute gekommen ist. Ein solcher Augenblick war damals gekommen, als die erdrückende Macht eines fremden Reichsoberhaupts nicht nur die Ergebnisse der religiösen Umwälzung, sondern zugleich die Errungenschaften einer seit Jahrhunderten fortschreitenden politischen Decentralisation zu vernichten drohte. Wie in den Anfängen der Reformation, so war auch jetzt als Träger der nationalen Idee nur das Fürstentum übrig geblieben. Und daran ist nicht zu zweifeln, daß die Nation ein spanisches Regiment nicht etwa nur nicht wünschte, sondern geradezu verabscheute. Wir wollen die Möglichkeit, daß ein Philipp II. jemals die deutsche

Digitized by Google

Krone getragen hätte, nicht ausdenken. Es genügt, an die namenlosen Leiden der Niederlande, an die stumme Knechtschaft Italiens zu erinnern. Jene deutschen Fürsten, welche die Nachfolge des Infanten im Reich verhindert haben, handelten tatsächlich zum Besten des Vaterlands, nicht etwa kraft einer echt patriotischen Gesinnung, aber in diesem Fall deckten sich ihre Interessen mit denen der Gesammtheit.

Daran war nun freilich nicht zu denken, daß ein Politiker wie Karl V. sich durch das Widerstreben seiner Verwandten und durch einen ersten Mißerfolg bei den Kurfürsten von jeder ferneren Verfolgung seines Lieblingsgedankens hätte abschrecken lassen. Um diesem Meister des Abwartens und Ausrechnens das Spiel gründlich zu verleiden, dazu bedurfte es jener Mittel, die er selbst für allein ausschlaggebend hielt, der List und Gewalt. Auf krummen Wegen und mit unreinen Händen hat die letzte Erhebung, welche Deutschland in diesen bewegten Jahrzehnten erlebte, hat die fürstliche Revolution die Gründung einer starken kaiserlichen Gewalt verhindert und neben der alten reichsständischen Libertät auch den Fortbestand des deutschen Protestantismus gesichert. Karl V. und seine Staatsmänner hatten unter den tollen und vollen Deutschen doch recht gelehrige Schüler gefunden. Dahin war es nun einmal gekommen, daß die Fundamente des modernen Deutschland, der territoriale Staat und der deutschprotestantische Geist, durch eine ursprünglich rein dynastische und keineswegs nationale Politik gerettet werden mußten. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß bereits lange vor der Reformation und vor Karl V. das heilige römische Reich sich überlebt hatte. Was in ihm noch lebensfähig war, das sträubte sich gegen den Anachronismus dieser kaiserlichen Reformation.

Digitized by Google

III. Die Fürstenrevolution und ihr Ergebniß.

Tief einschneidende Spuren hat der Gegensatz zwischen dem deutschen Süden und Norden in der Geschichte unseres Volks hinterlassen; immer ist er lebendig gewesen, so daß mit einem Schein von Berechtigung der kühne Versuch gemacht werden konnte, die norddeutschen Protestanten des XVI. Jahrhunderts mit ihren unbezwungenen germanischen Vorfahren zusammenzuhalten. Hat man doch sogar in den Grenzen, innerhalb deren die Reformation sich für die Dauer zu behaupten vermochte, wenigstens annähernd jene uralten Grenzen zwischen dem in römische Provinz verwandelten und dem freien Germanien wiederfinden wollen! Aber wir dürfen, ohne gerade soweit zurückzugreifen, allerdings die Bedeutung der Tatsache nicht unterschätzen, daß seit dem Ausgang der sächsischen Kaiser der deutsche Norden sich dem Reich immer stärker entfremdet und oft genug der Krone gegenüber eine grollende oder gleichgültige Sonderstellung eingenommen hatte. Erinnern wir uns daran, wie in der Zeit des städtischen Aufschwungs im späteren Mittelalter die beiden großen Gruppen der süddeutschen und der hansischen Republiken einander sozusagen den Rücken kehrten. Nun hatte ja eben die Reformation in ihren Anfängen das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit mächtig belebt (S. 376) und übrigens im Süden rascher Wurzel gefaßt als im Norden; Luther selbst stammte aus Mitteldeutschland und der gemeine Mann, dem er bei seiner Bibelübersetzung „aufs Maul sah", redete kein Platt. Aber schon im schmalkaldischen Bund gab das norddeutsche Fürstentum unbedingt den Ausschlag und nach der Katastrophe zeigte sich deutlich genug, wo die zäheste Widerstandskraft ihren Sitz hatte. Magdeburg übernahm die Rolle, welche man ursprünglich dem weit stärkeren Straßburg zugetraut hatte; in den niederdeutschen Bürgerschaften regte sich noch einmal der alte Sachsentrotz. Und dennoch hätte diese Mannhaftigkeit einiger weniger Städte rettungslos erliegen müssen, wenn nicht das fürstliche Element, welches seine Zukunft jetzt nicht mehr durch demokratische Kräfte, sondern durch das Kaisertum ernstlich bedroht sah, in den Kampf eingetreten wäre. Daß wiederum norddeutsche Fürsten die Fahne der Empörung erhoben, lag in der Natur der Sache, da eben sie den unschätzbaren Rückhalt der evangelischen Sympathien hinter sich hatten; daß die katholischen Reichsstände sich nicht mit der gleichen Entschlossenheit um Karl V. schaarten, lag ebenfalls in der Natur der Sache, denn der Kaiser war für alle Liebhaber fürstlicher Libertät der gemeinsame Feind.

Digitized by Google

Noch aus jeder Bewegung dieser stürmischen Jahrzehnte hatte die Libertät, die Selbstherrlichkeit des Fürstentums ihren Vorteil gezogen, aus der kirchlichen Umwälzung so gut wie aus der sozialen Revolution. Auf den Reichstagen vermochten die Städte neben den höheren Ständen nur mühsam ihren Platz zu behaupten. Und nun drohte die Übermacht des Kaisers die ererbte und neu gemehrte Selbständigkeit der größeren und kleineren Herren wieder in Frage zu stellen, während sie mit ihren Räten sich immer mehr daran gewöhnten die Landeshoheit als Imperium anzusehen und geltend zu machen (S. 30 f.). Wir haben früher jene merkwürdige Bewegung gestreift, welche als Rezeption des römischen Rechts bezeichnet sich vom XV. bis ins XVII. Jahrhundert fortsetzt; indem der deutsche Geist die Herrschaft der römischen Kirche abzuschütteln und sich eine echt nationale Religion zu schaffen suchte, erlagen oder erstarrten doch zugleich die heimischen Rechtsanschauungen unter dem siegreichen Vordringen römischer Jurisprudenz. Nach der Begründung des Reichskammergerichts (S. 73) und der Einführung der Appellation in den bürgerlichen Prozeß vollzog sich langsam, aber unwiderstehlich die Romanisirung der obersten Gerichte in den Territorien, ihre Besetzung mit geschulten Juristen. Hier und da traten bereits an Stelle der alten städtischen Oberhöfe, an deren Schöffen man sich früher in streitigen Fällen gewendet hatte, die neuen juristischen Fakultäten der Hochschulen. Aber auch die territoriale Politik und Verwaltung konnte immer weniger der „Doktoren", der juristisch gebildeten, zumeist bürgerlichen Berufsbeamten entraten, die in ganz anderer Abhängigkeit vom Fürsten standen als ihre adeligen Vorgänger. Denn auf allen Gebieten regte sich das Bedürfniß und Streben nach größerer Zusammenfassung, Regelmäßigkeit, Unterordnung. Was dem Reich niemals gelingen sollte, das suchten seine einzelnen Glieder zu verwirklichen: die Aufrichtung eines in sich geschlossenen Staatswesens. Wie das territoriale Recht über das lokale, die polizeiliche und wirtschaftliche Fürsorge der Regierung über die Selbstverwaltung der Stände und Genossenschaften sich erhob, so wollte die fürstliche „Oberbotmäßigkeit" nichts mehr davon wissen, daß innerhalb der Landesgrenzen, des „beschlossenen und bezirkten Landes" noch Ausnahmen von der Untertanschaft fortbestehen dürften; auch diejenigen Vassallen auswärtiger Lehnsherren, welche im Territorium ihren Besitz hatten, wurden wohl als Untertanen in Anspruch genommen. Was Schmoller einmal von der Wirtschaftspolitik dieser Landesherrlichkeit sagt, läßt sich auf ihre Staatsauffassung überhaupt ausdehnen: „es handelt sich immer um dieselbe Vorstellung; was im Lande vorhanden ist, wird als ein Ganzes gedacht, das dem Lande in erster Linie zu Gute kommen soll." Welchen Vorschub das Landeskirchentum, die territoriale Regelung der kirchlichen Verhältnisse, einer derartigen Entwickelung geleistet hat, wurde schon mehr als einmal berührt. Die neuen evangelischen Kirchenbehörden, welche unter dem Namen von Consistorien zuerst 1539 (1542) in Kursachsen errichtet wurden, trugen unverkennbar staatlichen Charakter, zumal ihnen vielfach neben den geistlichen auch

Digitized by Google

weltliche Angelegenheiten überwiesen worden. Mochte die Jurisprudenz sich bemühen trotz des landesherrlichen Summepiskopats einen großen Teil der alten Anschauungen des kanonischen Rechts festzuhalten, wie sie z. B. zuweilen kräftig gegen die Säkularisationen protestirt hat: das neue Kirchenwesen mußte sich doch tatsächlich ganz dem Staat einordnen und den „hohen Gottesdienst" eines fürstlichen Regiments über sich ergehen lassen. Überhaupt eignete sich dieser neue kleinstaatliche Absolutismus von der juristischen Theorie eben das an, was seinen Zwecken entsprach; so vortrefflich ihm die Erhabenheit des Fürsten über das Gesetz, die potestas legibus soluta zusagte, so wenig ließ er sich durch ein anachronistisches Reichsstaatsrecht beirren, welches dem Kaiser die ungeschmälerte Machtvollkommenheit der römischen Imperatoren und dem Landesherrn die Stellung eines magistratus zuschrieb. Denn längst hatten sich die Reichsfürsten daran gewöhnt auf eigne Faust mit den Vertretern fremder Mächte zu verhandeln und Kriegsvolk zu werben. Es wäre doch ein grober Irrtum gewesen, diese deutschen Herzoge und Markgrafen etwa mit den Trägern der gleichen Titel in Spanien oder Frankreich auf eine Stufe zu stellen. Eben darauf schienen nun die Gewaltsamkeiten des siegreichen Kaisers und das Gebahren seiner ausländischen Umgebung abzuzielen. Für sich selbst, keineswegs um ihrer Untertanen, geschweige denn um des deutschen Volks willen hat die halbsouveräne hohe Aristokratie des Reichs das Schwert gezogen.

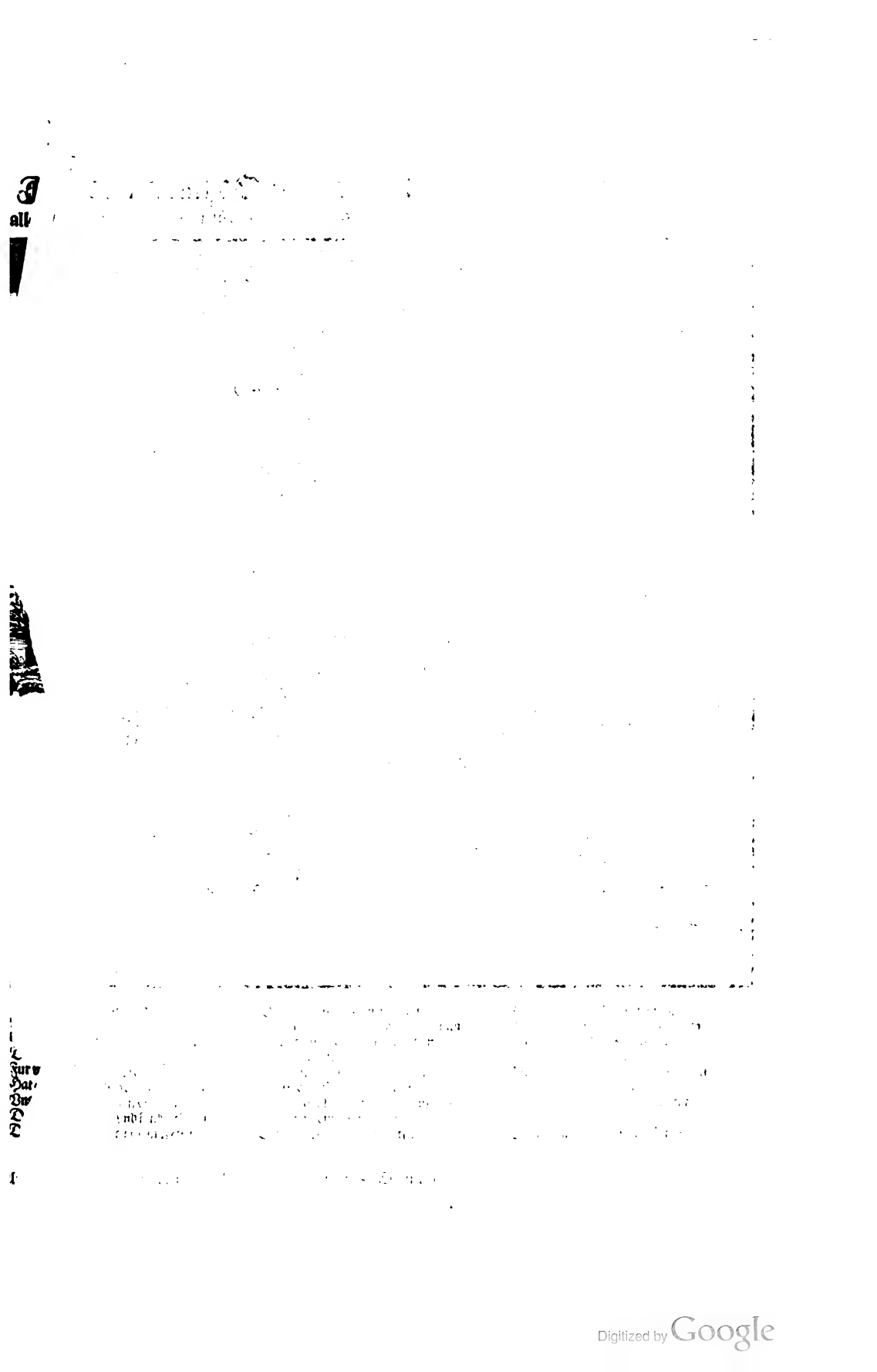
Ihr Standesbewußtsein war freilich durch Karl V. in ganz unverzeihlicher Weise gekränkt worden. Mochte es ihm auch als eine unabweisbare Forderung politischer Klugheit erscheinen seine zwei fürstlichen Gefangenen allen Bitten und Vermittlungsversuchen zum Trotz nicht freizugeben, so offenbarte er doch vor allem durch die planmäßige Mißhandlung des Landgrafen das Unversöhnliche und Unritterliche seiner Natur mit einer Rücksichtslosigkeit, die weder anständig noch klug war. Mehr als einmal hatte er gezeigt, daß ihm zur Befriedigung seiner Rachsucht (vgl. S. 346; 526) kein Mittel zu schlecht sei; die spanischen Rebellen wußten davon zu erzählen, ebenso die meuterischen Landsknechte zu Augsburg, deren Führer er zuerst begnadigt, dann durch Lockspitzel zu Majestätsbeleidigungen gereizt und doch noch aufs Schaffot gebracht hatte. In seinem Verfahren gegen Johann Friedrich von Sachsen wechselte oft genug überlegte Nachsicht mit unwürdiger Härte; es gehörte das ganze Gottvertrauen und Selbstgefühl dieses Fürsten dazu, um während der jahrelangen Prüfung einen männlichen Gleichmut zu bewahren, der bei Freund und Feind seines Eindrucks nicht verfehlte. Er hat einmal einen Vorschlag seiner Getreuen sich durch Gebrauch von angeblich unwiderstehlichen Zaubermitteln zu befreien mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß er mit solchem Teufelstrug nichts zu tun haben wolle, da seine Erledigung bei Gott stehe. Immerhin war die Lage Johann Friedrichs, der als Gefangener seinen Liebling Lukas Cranach bei sich haben und gelegentlich einem Tizian zum Porträt sitzen durfte, mit den Leiden seines fürstlichen Unglücksgenossen

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Familie des Kurfürsten von Sachsen und Luther. Im Hintergrunde

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Wie er ſich ſelbſt hat kund gethan
Da er in drey Perſonen erſcheint
Bleibt doch im weſen gantz vereint
Der ware Heiland Jheſu Chriſt
Für vnſer Sünd geſtorben iſt
Hat gſtilt darmit ſeins Vaters zorn
Vns allen die wir warn verlorn
Des Vaters gnad vnd huld erbeten
Das wir mit freuden zu jm treten

Der iſt das ware Gottes Lam
Für vns geſchlacht am Creutzes ſtam
Wie Sanct Johannes zeiget an
Drm hat gefolgt der theure Man
Martinus Luther in Sachſen land
Da er Chriſtum hat gmächt bekandt
Zu Wittembergk im Stedlein klein
Die hie gecontrafeigt iſt rein
Dieſelbe Lehr hat auch bekent

Johans Frdrich bis an ſein ende
Mit ſeinem Gmal vnd Sönen drey
Welche dir weiſt dis gmel dabey
Von welchen du ſolt lernen eben
Wie man allhie im Creutz mus leben
Vnd in gedult beſtendig ſein
Bey Gottes wort lauter vnd rein
Darin ſteht alle ſeligkeit!
Die geb vns Gott in ewigkeit

Inſicht von Wittenberg. Holzſchnitt von Lukas Cranach (1472—1553).

Digitized by Google

Digitized by Google

gar nicht zu vergleichen. Philipp von Hessen sah sich Tag und Nacht von seinen knoblauchduftenden spanischen Peinigern umringt, belästigt, verhöhnt. Trat er ans Fenster, so streckten zwei Soldaten mit ihm zugleich den Kopf heraus; selbst sein Schlaf wurde immer durch die Ablösung der Wache unterbrochen, die mit Trommeln und Pfeifen ins Gemach kam, nicht ohne sich durch Aufziehen der Vorhänge von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Vergebens suchte der Landgraf durch bereitwillige Annahme des Interims den Kaiser zu rühren; er versprach, wenn man ihn nur für einige Monate entließe, zu Haus fleißig der Messe beiwohnen und seinen Predigern und Untertanen ein wirksames Beispiel geben zu wollen. Man zog es vor ihn als Gefangenen zum Besuch der sonntäglichen Gottesdienste zu nötigen. Als auch seine Hoffnung auf den Infanten Philipp sich eitel erwies, als ihm die Rede zu Ohren kam, er solle erst auf dem Sterbelager freigegeben werden, da begann er noch ernstlicher als bisher sich mit Fluchtgedanken zu tragen. Ein zu Mecheln unternommener Versuch schlug fehl und nun befahl der Kaiser dem Präsidenten Viglius, den Fürsten, dessen erstes Geständniß unbefriedigend erschien, zu bedrohen, daß man die Wahrheit „mit Ernst und der Strenge" von ihm herausbringen werde; Viglius sollte nicht ausdrücklich von der Tortur sprechen, aber etwa durch halblaute Weisungen an den wachthabenden Hauptmann „und andere geeignete Mittel" in dem Gefangenen die Angst erwecken, daß man zur Folter zu schreiten denke. Viglius tat, wie er versichert, sein Bestes und hatte die Genugtuung, den Landgrafen in Tränen ausbrechen zu sehen; wir dürfen gewiß der Beteuerung des Halbverzweifelten glauben, daß er schon mehrmals dem Selbstmord nahe gewesen sei. Seine Söhne fürchteten, einer andauernden Gefangenschaft, zumal einer Wegführung nach Spanien oder Italien würden sowohl die körperlichen als auch die geistigen Kräfte des Gequälten erliegen müssen.

Ein solches Verfahren, geübt nicht etwa von einem entmenschten Pöbelregiment, sondern von einem siegreichen Kaiser, mußte den Glauben erwecken, daß es keineswegs auf die Person des Landgrafen allein, sondern auf eine grundsätzliche Demütigung des deutschen Fürstentums abgesehen sei. Auch in katholischen Gegenden wurde überdies die Ansicht geteilt, man habe sich des Landgrafen durch einen förmlichen Betrug bemächtigt. Freilich wirkte auf die öffentliche Meinung weit mehr die Gestalt des gefangenen Kurfürsten, der, so hieß es, nur durch Verrat seiner eignen Umgebung und nach tapferem Kampf in Feindeshand gefallen, der in allen Streitfragen als ein „Märtyrer Jesu Christi" standhaft geblieben war. Wie einst Luther zur Zeit des Wormser Reichstags (S. 350), so wurde jetzt der Dulder Johann Friedrich zum Helden einer „Passion" gemacht. Man glaubte wohl sein Bild in den Wolken zu sehen; es lief eine Prophezeiung um, er werde doch noch Kaiser werden. Auf die Fürsten aber mußte das Beispiel des mißhandelten Landgrafen, die völlige Erfolglosigkeit ihrer eignen Bemühungen zu seinen Gunsten den tiefsten Eindruck machen. Daß auch die fürstlichen Bundesgenossen des Kaisers vor

Digitized by Google

seiner Ungnade nicht sicherer waren als die Besiegten, zeigte deutlich genug die Lektion, welche Erich von Braunschweig in Brüssel erhielt, als er über Frankreich nach Spanien reisen wollte; er wurde sofort verhaftet und mußte sich verpflichten seine Reise nach einem genau vorgeschriebenen Plan auszuführen, worauf er es allerdings vorzog seine Heimat aufzusuchen. Denn nichts war Karl V. widerwärtiger als die fortdauernde Gefahr diese unruhigen und geldbedürftigen Herren in militärisch-politische Beziehungen zum Ausland, vor allem zu Frankreich treten zu sehen; die Hinrichtung jenes Hauptmanns Vogelsberger (S. 802) hatte die kaiserliche Auffassung solcher Verhältnisse außer allen Zweifel gestellt, aber dafür unter den Reichsfürsten sehr böses Blut gemacht. Daß Markgraf Albrecht von Brandenburg, der das Interim mit Freuden annahm und sich dem Papst als guter katholischer Christ empfahl, dem kaiserlichen Verbot zum Trotz Kriegsvolk für fremden Dienst anwarb,

Medaille mit dem Brustbilde des Markgrafen Albrecht (Alcibiades) von Brandenburg. Gold.

Umschrift der Vorderseite: D · G · ALBERTVS · MARCHIO · BRANDENBVRGENSIS · ZC · Auf der Rückseite das Wappen mit den drei Helmen und der Umschrift: NE · QVID · NIMIS · M · D · XXXIII · ÆT(atis) · S(uae) · XIII · Berlin, königl. Münz-Cabinet.

brachte ihn um alle Gunst; der gereizte junge Herr begann dem Wunsch nachzusinnen, wie er „Undankbarkeit mit Undank vergleichen" könne. Karl glaubte mit dieser neuen fürstlichen Generation, die, unter seinen Fahnen emporgekommen, nicht eben dazu angetan war Achtung einzuflößen, noch ganz anders schalten zu dürfen als mit ihren an eine gewisse Ehrbarkeit und Unabhängigkeit gewöhnten Vorgängern. Aber er übersah dabei vollkommen, wie die furchtbaren religiösen Parteikämpfe und das verführerische Vorbild seiner eignen Politik die ohnedies stark angekränkelte Gewissenhaftigkeit der deutschen Aristokratie vollends abgetötet hatten. Seit Jahrhunderten zum ersten Mal empfand sie, wie Nitzsch einmal sich ausdrückt, wieder „das Sonnenlicht und den feinen Staub eines mächtigen, centralisirenden, rastlos agitirenden Kaiserhofs". Wir mögen uns wirklich in mehr als einer Beziehung an die Zeiten des großen Staufers Friedrich II. zurückerinnern. Wie damals wirkte jetzt im XVI. Jahrhundert italienische Staatskunst und

Digitized by Google

Staatsauffassung blendend, verwirrend, verlockend auf die höchsten Kreise unserer Nation.

Das bedrohte Fürstenthum mußte sich, so schien es, jedenfalls in erster Linie an diejenige außerdeutsche Macht wenden, welche den Schutz des deutschen Partikularismus längst unter die unentbehrlichen Elemente ihrer Politik aufgenommen hatte. So finden wir auch schon zu Anfang 1548 Gesandte des Herzogs Otto von Braunschweig-Harburg, der ein Sohn jenes Franzosenfreundes Heinrich von Lüneburg (S. 193; 197; 331) war, bei Heinrich II.; der König, damals im Streit mit England, gab eine ausweichende Antwort, indem er vorerst die Bildung eines norddeutsch-polnischen Bündnisses empfahl. In der Tat treffen wir unmittelbar nachher auf Unterhandlungen zwischen dem jungen Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen Hans von Küstrin, dem Herzog Albrecht von Preußen und dem jungen König Sigmund August von Polen; auch Kurfürst Moritz wird bereits ins Geheimniß gezogen, ohne doch rechtes Vertrauen zu genießen. Die eigentliche Seele dieser nordischen Bundesprojekte — man wünschte auch Dänemark beizuziehen — war Markgraf Hans, der nach seiner entschiedenen Ablehnung des Interims (S. 807) sich wohl unsicher fühlen und überdies begehrliche Absichten König Ferdinands auf die crossenschen und kottbusschen Herrschaften voraussetzen durfte. Man trug ihm zu, sein eigner Bruder Joachim sei bereit die Exekution gegen ihn zu übernehmen. Über dem Preußenherzog schwebte immer noch die Reichsacht; die Möglichkeit ihrer Ausführung konnte auch Polen gegen den Kaiser bedenklich machen und überdies war dort eben die Reformation, getragen von den Libertätsgelüsten eines guten Teils der Schlachta, im raschen Vordringen. An Agenten fehlte es ebenfalls nicht; wie die verjagten Patrioten aus Florenz und andern italienischen Städten saßen jetzt auch deutsche Flüchtlinge rachebrütend im französischen Exil, so vor allem Schärtlin, welchen Basel ausgewiesen hatte, der mehr als einmal sein geächtetes und preisgegebenes Haupt von Mördern bedroht sah. In den Hansastädten und in England arbeiteten Georg von Heideck und Graf Volrad von Mansfeld, der auf dem Augsburger Reichstag, beim stundenlangen Warten vor Granvela's Türe die Bitterkeit kaiserlicher Ungnade gekostet hatte. Denn auch eine Reihe von norddeutschen Städten, wie Hamburg, Bremen, Lüneburg, Braunschweig, das mit seinem Landesherrn Heinrich im Streit lag, schien entschlossen an Magdeburgs Seite „zum Widerstand gegen den Kaiser Gut und Blut beieinander zu lassen". Und da waren noch die steifnackigen Gegner des Interims, die Söhne des gefangenen Kurfürsten; der älteste von ihnen, Johann Friedrich, erging sich bereits in wilden Phantasien, die an die Zeiten Sickingens gemahnen: man solle in dem bevorstehenden Kampf die Bischöfe „mit allen Pfaffen und Mönchen, was des Geschwürms ist, totschlagen" und außerdem die Stadt Nürnberg „als ein Grundsupp alles Bösen" völlig ausrotten, nur die Prediger verschonen. So grimmig lautete allerdings das Defensivbündniß nicht, welches im Februar 1550 Hans von Küstrin, Johann Albrecht von Mecklenburg und Albrecht von Preußen auf der Hochzeit des

Digitized by Google

letzteren zu Königsberg vereinbarten. Aber was halfen die wenigen hundert Reiter, die man sich gegenseitig zusagte, da die kaum gewonnene Aussicht auf kräftige Unterstützung Dänemarks, der Hansestädte, verschiedener Fürsten und Herren sich gleich wieder verflüchtigte? Dagegen hörte man vom Kaiser Drohworte erzählen, er werde bald kommen und die lutherischen Buben Mores lehren. „Die Wetter," schrieb Markgraf Hans an den pommerischen Kanzler, „werden uns alle treffen und keinen verschonen."

Eben der Markgraf suchte zwei Elemente dem Bunde fernzuhalten, deren Anschluß oder Gegnerschaft doch ausschlaggebend war, Moritz von Sachsen und den jungen Albrecht von Brandenburg. Einen überzeugten Protestanten wie Hans von Küstrin mußte gewiß die religiöse und sittliche Gleichgültigkeit solcher Standesgenossen anwidern; „Gott erbarme es", schreibt er einmal, „daß es bei uns deutschen Fürsten dahin komme, daß wir weder gutes Gewissen noch Ehre mehr achten". Moritz und Albrecht waren sich auf dem geharnischten Reichstag als gemeinsame Verehrer einer schönen Augsburgerin sehr nahe gekommen; „hielten also Haus," berichtet Sastrow, „daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war". Kein Wunder, daß ein paar Jahre später die Geschichte, wie bei einem Gelage der böse Feind in Jungfrauengestalt sich neben den Markgrafen gesetzt habe, sogar in fürstlichen Kreisen gläubige Aufnahme fand; hatte doch Albrecht sich offen gerühmt, er wolle nicht unserm Herrgott, sondern dem Teufel dienen. Daß eine so barbarische Form der Freigeisterei weder vor Aberglauben schützte noch auch die reuige Bekehrung im Angesicht des Todes hinderte, kann nicht überraschen; für die Lebensführung dieser wilden Naturen ergab sich nach dem Wegfall der alten kirchlichen Gebundenheit ein Cynismus, welchem nichts mehr heilig war als der eigne Vorteil. Darin, daß Niemand ihre wahren Absichten erraten konnte, lag eben eine Hauptstärke der beiden jungen Kriegsfürsten; Albrecht zeigte sich „bald kaiserisch, bald wider den Kaiser" und Moritz vollends schien seinen Judasruf aufs Neue zu rechtfertigen, als er im Herbst 1550 wirklich die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg in die Hand nahm. Was ihn dazu veranlaßte, den lange verzögerten Schritt zu wagen, waren kriegerische Bewegungen in Norddeutschland, die wohl ohne sein Zutun mit einem Mal ins Magdeburgische getragen wurden. Herzog Georg von Mecklenburg (vgl. S. 813), der es an Gewissenlosigkeit und Verwegenheit mit Moritz und Albrecht aufnehmen konnte, hatte schon seit dem Frühjahr das Schwert gezückt, erst gegen seine Brüder; dann stürzte er sich in den Kampf gegen die Stadt Braunschweig, welchen ihr Landesherr und alter Feind „Heinz" von Wolfenbüttel eröffnete, aber auf kaiserlichen Befehl wieder abbrechen mußte. Mit einigen tausend Mann zog der kriegslustige Mecklenburger im September über Halberstadt nach dem Erzstift Magdeburg und es glückte ihm die städtischen Rebellen bei Hillersleben gründlich zu schlagen. Sofort beeilte sich Moritz das siegreiche Kriegsvolk unter seinen Befehl zu bringen und dem jungen Herzog Georg die führende Rolle abzunehmen. Neben einem trefflichen Vorwand den Besuch

Digitized by Google

des Reichstags zu unterlassen (S. 821) hielt er jetzt für alle Fälle die Waffen in der Hand, auch für den Fall, daß etwa seine Verhandlungen mit Frankreich zur Kenntniß des Kaisers gelangen sollten.

Denn immer entschiedener mußte sich in diesem ehrgeizigen und seiner überlegenen Kraft bewußten Kopf die Überzeugung befestigen, daß er, solange der Kaiser seine Macht behauptete, kaum noch höher steigen, eher vielleicht das Errungene wieder einbüßen werde. Wir erinnern uns der Hoffnungen und Enttäuschungen, welche sich für ihn an den schmalkaldischen Krieg knüpften (S. 790); wie ihm Magdeburg und Halberstadt entgangen waren, so hatte sein Bruder August auf die Administration des Stifts Merseburg verzichten müssen. Fortwährend drückte die Sorge, daß Johann Friedrich wieder frei werden könnte, der Unmut, daß Landgraf Philipp nicht frei werden sollte, die peinliche Verpflichtung, welche Moritz und Joachim gegen seine Söhne übernommen hatten, sich für diesen Fall nach Hessen in Haft zu stellen. Was er vom Kaiserhof hörte, über Beseitigung des sächsischen Rechts, über sein Verfahren mit säkularisirtem Klostergut, klang beunruhigend genug; er wußte, wozu man den Infanten Philipp kommen ließ, wie man bereits äußerte, „es sei besser, daß Deutschland einen Herrn, denn so viele Tyrannen habe, die schier nichts mehr könnten, denn die Leute mit Schlagen und Jagen plagen, und sich gar keiner Sache mit Ernst annähmen". Und wie sollte der Widerspruch zwischen den religiösen Reaktionsplänen des Kaisers und dem ausgesprochenen Interimshaß fast aller Evangelischen sich lösen? Eben in dem tiefen Mißtrauen, dem Moritz nicht nur bei den eignen Untertanen, sondern eigentlich überall begegnete, lag für ihn die Hauptgefahr. Um so geschäftiger sehen wir ihn nach allen Seiten hin Fühlung suchen. Nachdem er im März 1550 störende Mißhelligkeiten mit seinem Bruder ausgeglichen hatte, verständigte er sich mit dem Markgrafen Albrecht, der wie wir sahen Kriegsvolk beisammen hatte, und mit Kurfürst Joachim, der seinem Sohn Friedrich die Nachfolge im Magdeburger Erzstift zu verschaffen dachte. So ausgelassen es bei diesen fürstlichen Zusammenkünften herging, so vorsichtig wußten doch die Hauptpersonen unter der Maske toller Zechbrüderschaft und derben Frauendienstes ihr politisches Geschäft abzuwickeln. Der junge Markgraf Albrecht, als ein Liebling seines preußischen Vetters, sollte jenen Königsberger Fürstenbund auskundschaften; indem Moritz in den Projekten zur Befreiung seines Schwiegervaters die Hand hatte, wagte er zugleich durch hessische Agenten einen ersten Anwurf bei König Heinrich II., um den Königsbergern zuvorzukommen, und bemühte sich um Herstellung eines besseren Einvernehmens mit den jungen Ernestinern. Eben die Gerüchte von französischen Bündnißverhandlungen deutscher Fürsten hatten ihn zu Anfang 1550 so unruhig gemacht; durfte er sich an der Seite des Kaisers isoliren, sich etwa gar eine Rückführung Johann Friedrichs mit französischer Hülfe über den Hals kommen lassen? Bei allen seinen Schritten behielt dieser junge Meister politischer Kleinkunst den gefangenen Kurfürsten im Auge; daß Frankreich zunächst ebensowenig mit Moritz zu tun haben wollte

Digitized by Google

wie die Königsberger, mahnte zu doppelter Achtsamkeit. Da kam wie eine Erlösung jener Vorstoß des Mecklenburgers gegen das geächtete Magdeburg. Ehe das vom Küstriner und einigen andern norddeutschen Fürsten und Städten aufgebrachte Kriegsvolk eingreifen konnte, war Moritz auf dem Platz, bald nachher Kurfürst Joachim und Markgraf Albrecht. Nach fruchtloser Verhandlung mit den Rebellen, zu welcher man auch den Küstriner heranzog, begann die Belagerung, obwohl die sächsischen Stände ihrem Landesherrn jede Unterstützung versagten. Im Dezember erfolgte endlich auf dem Augsburger Reichstag die Bewilligung einer größeren Summe aus dem Kriegsschatz (S. 804) und die Ernennung des Kurfürsten Moritz zum obersten Feldhauptmann der Reichsexekution. Inzwischen war aber bereits eine entscheidende Wendung in der Politik des Albertiners eingetreten. Er selbst hatte dem norddeutschen Bund die Hand geboten und damit sowohl dem Ausbruch eines offenen Kampfes zwischen den protestantischen Fürsten vorgebeugt, als auch die Umwandlung des bis dahin herrschenden Gedankens einer Verteidigung des Evangeliums in den kühnen Entschluß zur Offensive angebahnt.

Während Moritz sich anschickte den in den Stiftern Bremen und Verden gesammelten Truppen der Bündner entgegenzuziehen, eröffnete er zuerst den hessischen Unterhändlern, mit welchen er über das französische Bündniß sprach, mündlich seinen festen Willen, „daß er neben andern etwas sein und bleiben wollt; ja und ehe er sich dermaßen woll lassen erdrücken, so wollt er eher Wunder tun und, mit Züchten zu reden, dem Ditrichen (Kaiser), Fronicken (Königin Maria) und ihrem Schwarm eher gar in Hintersten kriechen, damit er ungefressen bleiben möge". Etwas weniger derb aber nicht minder deutlich klang das schriftliche Ultimatum, welches er den 17. Dez. wieder an die Hessen richtete: „Ich befind in diesem ganzen Werk nichts Schädlichers denn das groß Mißvertrauen. Wird nu dem nit geholfen, so wollt ich wohl sagen, Gott geb dem Deutschland gute Nacht! Meine Gesellen und ich müssen einen Herrn haben, der uns den Rücken hält, und auf welche Seit wir geraten, so wollen wir unserem Gegenteil aufs Wenigst das Spiel verderben, wo nit die Kart gar zerreißen." Der Brief ging abschriftlich an alle Teilnehmer des Bundes und eine Reihe von Hauptleuten; mit den Führern jenes „christlichen Haufens" im Wesergebiet, Hans von Heideck und Volrad von Mansfeld, ward teils verhandelt teils nicht eben sehr ernsthaft geschlagen, bis im Jan. 1551 ein guter Teil des Kriegsvolks unter Heideck offen zum Kurfürsten übertrat und ihm vor Magdeburg folgte. Hier hatten inzwischen die Belagerten am 19. Dez. einen glücklichen Ausfall gemacht; Georg von Mecklenburg selbst war verwundet und gefangen, mit dem Geläute aller Glocken und dem Donner aller Kanonen der Sieg gefeiert worden. Aber bald genug antworteten die Freudenschüsse aus dem Lager, als Moritz mit seinen verstärkten Truppen zurückkehrte. Sein Ultimatum war von den Bündischen wohl verstanden worden. Johann Albrecht von Mecklenburg begann wirklich zu der Umkehr des Kurfürsten Vertrauen zu fassen und auch Hans von Küstrin gab

Digitized by Google

freilich nur zögernd seinen Widerstand auf, als die drohende Werbung eines kaiserlichen Gesandten ihm dem ganzen Ernst der Lage enthüllte. Ausdrücklich wurde Gehorsam in geistlichen wie in weltlichen Dingen gefordert, worauf der Markgraf erwiderte, das hieße Gott in sein Recht greifen, denn sein Gewissen stehe nicht unter des Kaisers Jurisdiktion. Man erinnerte sich damals, wie vor ein paar Jahren der jüngere Granvela dem pommerischen Kanzler ausdrücklich erklärt hatte, der Kaiser lasse über das Interim nicht disputiren, kein Jota davon solle geändert werden; es handle sich nur um Ja oder Nein, Frieden oder Krieg. Ungern machte sich der Küstriner im Februar auf die Reise nach Dresden, um persönlich die Vereinbarung mit Moritz fertig zu bringen; seine eigne Rolle als Führer des antikaiserlichen Bundes war damit ausgespielt und die Versicherung des Albertiners, daß er, soviel die Religion belange, auch kein Mameluk sei, mochte vielleicht nicht jeden Zweifel niederschlagen, aber es bot sich kein anderer Ausweg mehr; zumal seit Johann Albrecht am dänischen Hof keinerlei Entgegenkommen gefunden hatte. Markgraf Hans unterließ nichts, um den neuen Bundesgenossen, der den kaiserlichen Oberbefehl gegen Magdeburg zunächst noch beibehielt, vor den Baalspfaffen und Weltkindern zu warnen; diese Pfaffen, rechte Teufelskinder, würden ja nichts lieber sehen als „daß wir alle auf den Köpfen ständen und sie in unserm Christenblut wie in einem lustigen Wildbad bis an die Ohren baden möchten". Aber nicht Moritz war schuld daran, daß die Einwilligung der übrigen Bundesfürsten nur langsam zu Wege gebracht, daß eine volle Verständigung mit seinen ernestinischen Vettern, auf die er mit gutem Grund viel Wert legte, nicht erreicht wurde. Der gefangene Kurfürst schrieb damals an einen Vertrauten, er wünsche gar nicht durch Moritz befreit zu werden, selbst wenn dieser den Willen dazu hätte. Trotzdem wurde im Mai zu Torgau, wo Moritz, Hans, Johann Albrecht und der junge Landgraf Wilhelm zusammenkamen, zwar noch kein Vertrag vereinbart, aber wenigstens zwei wichtige Beschlüsse gefaßt. Die jungen Ernestiner sollten, wenn sie weder dem Bund beitreten noch Neutralität versprechen würden, als Feinde behandelt werden. Damit hatte Moritz die ihm unentbehrliche Sicherheit erreicht. Ferner wurde der geächtete Ritter und Landsknechtführer Friedrich von Reiffenberg nach Frankreich abgefertigt, um den König für den voraussichtlich sehr langwierigen Krieg um eine monatliche Geldunterstützung von mindestens 100 000 Kronen anzugehen; als Gegenleistung wurde Heinrich II. neben der Hülfe der Fürsten sogar die Wahl zum römischen König in Aussicht gestellt. Denn als die Hauptursache des ganzen Unternehmens bezeichnete die Instruktion das Unterfangen des Kaisers, die deutsche Nation „von ihrer alten Freiheit in eine ewige viehische Servitut zu bringen". Alles hing von dem Gelingen dieser französischen Verhandlungen ab; wohl suchte man wie mit Dänemark auch mit England, Schweden, Polen anzuknüpfen, doch das waren zunächst nur Velleitäten.

Eins aber war gewiß: die fürstliche Revolution hatte ihren Führer ge-

Digitized by Google

funden. Unbeirrt durch die halb evangelischen halb reichsfürstlichen Skrupel eines Markgrafen Hans ging Moritz seinen Weg, fest entschlossen „die Defensive in eine Offensive zu verwandeln". Mochten der Küstriner und seinesgleichen den wüsten Markgrafen Albrecht als ungottselig und käuflich verabscheuen, Moritz trachtete den Freund immer mehr an sich zu fesseln; er betrieb dessen Vermählung mit der reichen ferraresischen Prinzessin Lucrezia, der nachmaligen Herzogin von Urbino und Gönnerin Tasso's. Albrecht wäre gern erbötig gewesen zur Erlangung des Dispenses den „heiligsten Vater" in Rom sich günstig zu stimmen, wie ja auch Moritz selbst kein Bedenken trug den Papst insgeheim seiner Ergebenheit versichern zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß er fortfuhr dem Kaiser seinen Gehorsam zu beteuern, darauf hinzuweisen, wie seine treue Anhänglichkeit an das Haus Österreich ihm vielfach verübelt werde; man war am Kaiserhof weit davon entfernt solche Phrasen für bare Münze zu nehmen, aber man verließ sich auf seine Furcht vor Johann Friedrich und traute ihm die Verwegenheit eines wirklichen Abfalls nicht zu. An Vorsicht und Verschwiegenheit konnte es freilich der junge Staatsmann trotz seines bekannten „heißen Kopfs" mit den ältesten Diplomaten spanischer und italienischer Schule aufnehmen; er verhandelte am liebsten mündlich, ohne die Räte, in dem sicheren Bewußtsein, daß ihm „der Schnabel nicht lang gewachsen" sei, daß er sich in der Gewalt habe. Selbst der Vertrautesten einer wie Carlowitz durfte seiner allzu kaiserlichen Gesinnung wegen dem Herrn jetzt nicht in die Karten sehen, obwohl er, ein eifriger Gegner der spanischen Succession, im Dez. 1550 zur Begrüßung des heimkehrenden Königs Maximilian nach Trient gesandt worden war. Als eine besondere Gunst des Geschicks durfte Moritz jene Spaltung im Schoß der habsburgischen Familie begrüßen. Maximilian hatte ihm so offen geschrieben, daß er seine Antwort dem Papier nicht anzuvertrauen wagte, aber es steht außer Zweifel, daß die ablehnende Haltung des Kurfürsten dem kaiserlichen Projekt gegenüber (S. 822) ganz nach dem Herzen Ferdinands und seines Sohnes war. Und geradezu als ein Freund Frankreichs ist der junge Habsburger damals am Hof Karls V. denunzirt worden. In mehr als einem Sinn begegneten sich seine Wünsche mit den Combinationen des Wettiners, den er einmal seinen besten und liebsten Freund auf der Welt nannte. Ausdrücklich hatte Moritz bei den Dresdener Besprechungen mit Markgraf Hans gefordert, daß man den König von Böhmen keinesfalls angreifen dürfe.

Trotzdem war und blieb die französische Hülfe die vornehmste Grundlage dieser überall umherspähenden Politik. Wohl hatte Moritz in Dresden den Vorbehalt gemacht, daß man, wenn Frankreich seinen Beistand versagen würde, dem Kaiser und seinem Bruder gegen die Türken oder den Papst dienen könne. Aber er war sich der Schwierigkeiten einer solchen Umkehr voll bewußt. Ein Scheitern der Verhandlungen, schrieb er nach dem Eintreffen des französischen Gesandten an den Küstriner, würde den deutschen Fürsten für alle Zukunft die Aussicht auf Unterstützung rauben; „wir stecken

Digitized by Google

so tief im Salz als wir mögen und steht uns nichts mehr denn Erstechen und Verjagen darauf."

Mit einer gewissen Eintönigkeit wiederholt sich bei allem Wechsel der Anlässe das Zusammenwirken der verschiedenartigen Kräfte, welche durch die weltumspannende Begehrlichkeit der Habsburger zum Widerstand gereizt werden. Nicht als ob jedesmal sämmtliche widerstreitende Elemente sich vereinigt hätten; England, den Papst, auch die deutschen Protestanten finden wir zuweilen auf der Seite des Kaisers. Aber im Grunde konnte doch alles, was noch politische Lebensfähigkeit besaß, nicht aufhören, gegen sein unheimliches Plus, Ultra zu protestiren. Und daß seine Fähigkeit es zugleich mit einer Mehrzahl von Gegnern und Aufgaben aufzunehmen ihre Grenzen hatte, wußte die Welt vielleicht noch besser als er selbst. Denn nach den wiederholten Mißerfolgen, die ihm seine Berührungen mit der osmanischen Macht eingetragen hatten, war es sicherlich eine sehr große Kühnheit, daß Karl V. eben in dem Augenblick, wo eine Erneuerung des Kampfes mit Frankreich bevorstand, die offenen Feindseligkeiten gegen den Islam aufzunehmen wagte. Wohl hatte ein Nachfolger Chaireddins (S. 661) in Nordafrika, Dragut, durch seine Raubfahrten gegen die spanischen und italienischen Küsten genügenden Anlaß zu einer Züchtigung gegeben, aber als im Sept. 1550 Spanier und Italiener mit den Johannitern zusammen die tunesische Stadt Mediah einnahmen, da wurde der Friede mit der Pforte, auf welchem, wie Ranke sagt, „die ganze Politik des Kaisers beruhte", unheilbar erschüttert. Im nächsten Sommer erfolgte ein Vorstoß der türkischen Flotte gegen die Hauptplätze der Johanniter; Malta hielt sich, aber Tripolis, einst von den Spaniern unter Führung des Cardinals Jimenez erobert (S. 166), ging jetzt den Christen verloren. Fast schien dieser Verlust durch die Auslieferung Siebenbürgens an König Ferdinand wieder aufgewogen zu werden; Martinuzzi, der seine gebietende Stellung durch Zápolya's Wittwe wie durch das Mißtrauen der Türken gefährdet sah, suchte sein Heil im engsten Anschluß an Österreich. Aber der Glaube, daß man es mit einem selbst in jener Zeit verrufenen Meister des Verrats zu tun habe, fand bald neue Nahrung, als bei einem türkischen Einfall ins Banat der „Mönch" wieder mit dem Feind in Verkehr trat; eben zur Cardinalswürde erhoben, wurde der greise Abenteurer mit ausdrücklicher Zustimmung König Ferdinands durch italienische Offiziere ermordet. Seither ging es mit der österreichischen Herrschaft in Siebenbürgen wieder rückwärts. Und zugleich schlugen in Norditalien die Kaiserlichen mit den Franzosen, nachdem bereits im Mai 1551 der Papst gegen den trotzigen Farnese den Kampf eröffnet hatte (S. 817). Jener türkische Zug ins Mittelmeer war im Einverständniß mit Frankreich unternommen worden. Julius III., dem „die ganze Welt mit Friedensgeschrei in den Ohren lag", sah sich wegen seines Anschlusses an den Kaiser mit einem französischen Nationalconcil bedroht; König Heinrich sprach von ihm öffentlich als von dem römischen Pfaffen. Und in England war

Digitized by Google

zwar zur Befriedigung Karls V. der vormals allmächtige Somerset (S. 794) gestürzt, aber der Graf von Warwick, der als Herzog von Northumberland die Stelle des Gefallenen einnahm, hielt die rüstig fortschreitende Evangelisirung der Staatskirche nicht auf; wieder wurde die standhafte Prinzessin Maria bedroht, ihr königlicher Bruder, der sie vergebens zu bekehren suchte, schien sich zu einem „zweiten Josias", zum begeisterten Vorkämpfer der neuen Lehre zu entwickeln und überdies hatte man nicht nur Frieden, sondern Freundschaft mit Frankreich gemacht. Kurz, die politische Lage war für den Kaiser ungünstiger als seit Jahren, für ein französisch-protestantisches Bündniß so verlockend als möglich.

Trotzdem nahmen die Verhandlungen der deutschen Fürsten mit Frankreich, auch nachdem im August 1551 der Bischof von Bayonne, Johann de Fresse als königlicher Gesandter nach Hessen gekommen war, einen sehr schleppenden Gang. Heinrich II. konnte offenbar noch kein rechtes Vertrauen fassen, wie er ja Reiffenberg gegenüber sein Erstaunen äußerte, daß die Reichsfürsten, statt sich an das empfindliche Ehrgefühl ihrer Vorfahren zu erinnern, so lange gesäumt hätten die deutsche Nation am Kaiser zu rächen. Einem seiner Diener hatte er noch deutlicher über die unheilbare Uneinigkeit und Entschlußlosigkeit der Deutschen geschrieben. Sebastian Schärtlin warnte als „treuer Eckhart", man möge den König nicht durch allzu hohe Geldforderungen vor den Kopf stoßen. Moritz dagegen legte mit Recht das größte Gewicht auf den „nervum belli"; er wollte sich, wie er öfters sagte, nicht in ein Bad wagen, in dem er weder schwimmen noch waten könne; der Kaiser sei ein Vogel, der sich nicht in vier oder fünf Monaten ausbeißen lasse. Dazu kam noch der persönliche Gegensatz des Kurfürsten und des Markgrafen Hans, deren „Gemüter gegen einander viel zu fremd" waren; eben auf der Versammlung zu Lochau, wo außer den beiden noch Johann Albrecht von Mecklenburg, August von Sachsen, Vertreter der Landgrafen mit dem Bischof von Bayonne verhandelten, kam es zum offnen Bruch zwischen Moritz und dem Küstriner. Alles war bereits abgemacht, als eines Abends beim Wein die zwei Rivalen heftig an einander gerieten, denn im Grunde war es doch der Anspruch des Kurfürsten auf die leitende Stellung, was den Markgrafen, den Anfänger des ganzen Bundes, so sehr erbitterte. Auf der andern Seite sieht die Art und Weise, wie Moritz über seinen Gegner herfällt, allerdings danach aus, als habe er sich des Mannes, der ihm „Fixfax" machen und ihn hofmeistern wolle, ein für allemal zu entledigen gewünscht. Der Markgraf reiste ab; den Verrat an der fürstlichen Sache, den er immer wieder von Moritz befürchtet hatte, beging er selbst, als er sich beim Ausbruch des Kampfes dem Kaiser näherte. Inzwischen waren zu Lochau (3. 5. Okt.) die Grundzüge des französischen Bündnisses vereinbart worden. Dasselbe ging natürlich auf Offensive und bezog sich, indem es die Religionsfrage als eine von Gott allein zu lösende ausschied, nur auf politische Ursachen und Ziele, da König Heinrich den Schein einer Unterstützung evangelischer Zwecke durchaus vermeiden

Digitized by Google

wollte. Die Fürsten mußten sogar nachträglich die Erklärung abgeben, daß sie niemanden wegen der Religion bekriegen oder nötigen und sich nichts unbilliger Weise aneignen würden. Der eigentliche Preis der französischen Hülfe lag weniger in dem Versprechen der Fürsten, sich bei der nächsten Kaiserwahl unbedingt nach den Wünschen Frankreichs zu richten, als vielmehr in der Abtretung der zum Reich gehörigen, aber fremdsprachigen Städte Cambrai, Metz, Toul, Verdun. Fast noch schmählicher als diese ohne einen Schein von Recht vorgenommene Losreißung von Reichsgebiet war die geradezu kriechende Schmeichelei, daß der christlichste König in dieser Sache „nicht allein wie ein Freund, sondern wie ein treuer Vater" an den Deutschen handle, sowie der Wunsch nach einem „ewigen" Protektorat Frankreichs. Man hat wohl eine bekannte Tatsache der neuesten Geschichte zum Vergleich herangezogen, die Abtretung von Savoien und Nizza, zu welcher der größte Staatsmann des modernen Italien sich gedrängt sah, um den unentbehrlichen Beistand Frankreichs für sein nationales Werk zu gewinnen. Aber eben darin, daß Cavour ein so schmerzliches Opfer mit vollem Bewußtsein nationalen Zwecken gebracht hat, liegt der tiefgreifende Unterschied, denn wenn auch die Politik jener deutschen Fürsten tatsächlich der Nation zugute kommen sollte, so ging sie doch ursprünglich nicht einmal von rein religiösen, sondern ganz überwiegend von dynastischen Gesichtspunkten aus. Dagegen darf auch nicht vergessen werden, daß der Reichsgedanke, welcher ihnen nahezu abhanden gekommen war, von seinem berufenen Träger, dem Kaiser, ebenfalls ohne Bedenken hinter spanische und dynastische Interessen zurückgesetzt worden ist. Wenn Karl V., der in die holsteinische und preußische Sache zu Ungunsten Deutschlands eingegriffen (S. 404), neben Mailand auch die Niederlande vom Reich fast völlig losgelöst hat (S. 804), immer wieder von seiner Fürsorge für die Wohlfahrt und Ehre eben dieses Reiches zu sprechen wagt, so ist das nicht minder heuchlerisch als die patriotischen Phrasen eines Moritz von Sachsen. Das wahre Bedürfniß des heiligen römischen Reichs deutscher Nation deckte sich eben weder mit den habsburgischen Weltmachtsideen noch mit dem kleinlichen Egoismus der hohen deutschen Aristokratie, welche nur dadurch etwas vor dem Kaiser voraus hatte, daß sie gegen eine unverkennbare Fremdherrschaft in die Schranken trat.

Wohl hat die Fürstenrevolution gelegentlich auch mit Gedanken gespielt, die seit den stürmisch bewegten zwanziger Jahren in den Hintergrund gerückt erscheinen. Am nächsten lag natürlich der alte Wunsch einer großen Säkularisation; in Dresden war zwischen Moritz und dem Küstriner das Wort gefallen, wie man „die Pfaffen und Mönche aus Deutschland pelliren" könnte. Aber man begnügte sich, wie wir bereits (S. 829) sahen, nicht mit den Pfaffen; zugleich regte sich die fürstliche Gehässigkeit gegen die Städte, die ja durch den Verlauf des schmalkaldischen Kriegs neue Nahrung erhalten hatte. „Man muß," führt das Gutachten eines kurfürstlichen Vertrauten aus, „Kaiser und König als höchste des Reichs Feinde in ihrem Herzen angreifen

Digitized by Google

und vor allen Dingen ihren nächsten Anhang, als Geistliche hohen und niedern Standes, sammt Kaufleuten und ihresgleichen, mit äußerster Verfolgung ausrotten und ihr keines verschonen." Er verlangt sogar „sondere Mandate zur Eroberung der Pfaffengüter". Daß neben den Pfaffen die Pfefferſäcke ins Auge gefaßt wurden, ist nicht zu verwundern; auch abgesehen von der demütigenden Abhängigkeit, in welcher so mancher Fürst dem städtischen Kapital gegenüber sich befand, galt in diesen Kreisen das Bürgertum immer noch für den Hort aller Unbotmäßigkeit, aller „schweizerischen" Neigungen. Wenn man den schmalkaldischen Krieg wie den Bauernkrieg auf die Anstiftung der adelsfeindlichen Reichsstädte zurückführte, so schien Magdeburgs rebellischer Trotz vollends den schlagenden Beweis für die Richtigkeit solcher Vorstellungen zu liefern. Moritz freilich war viel zu sehr Realpolitiker, um sich irgendwie an ein bestimmtes Programm zu binden. Am 9. Nov. 1551 hielt er seinen Einzug in Magdeburg, nachdem die Stadt sich öffentlich, doch ohne daß von Ergebung die Rede war, zur Unterwerfung unter Kaiser und Reich verpflichtet, insgeheim aber gegen die Sicherung ihrer evangelischen Religion den Kurfürsten als ihren Erbherrn anerkannt hatte. Selbstverständlich hielt er das durch einen Teil der Besatzung verstärkte Kriegsvolk beisammen, ohne daß er sich die Möglichkeit ganz abgeschnitten hätte noch im letzten Augenblick die Farbe zu wechseln. Indem er dem Kaiser seinen Besuch in nahe Aussicht stellte, während zugleich der Abbruch der französischen Verhandlungen nicht ausgeschlossen war, versetzte er seine Verbündeten in nicht geringe Angst; sie beschworen ihn „um unser aller Deutschen willen, ja wir mögen wohl sagen um Christi willen". Hatte er doch auch in der Concilsfrage eben jetzt dem Drängen des Kaisers nachgegeben und seine Gesandten, unter welchen sich freilich die Theologen, vor allem der mit Begierde erwartete Melanchthon vermissen ließen, nach Trient abgeordnet. Kurfürst Joachim war bereits im Okt. 1551 mit seinem Beispiel vorangegangen, da er um jeden Preis das Magdeburger Erzstift für seinen Sohn erlangen wollte; es folgten Vertreter des jungen Herzogs Christoph von Würtemberg, der nach dem Tod seines Vaters († 6. Nov. 1550) sofort die Regierung übernommen hatte, und als Bevollmächtigter der Stadt Straßburg der Historiker Sleidanus. Würtemberg und Straßburg hatten sich über eine von Brenz verfaßte Confession geeinigt, aber der Versuch auch die übrigen deutschen Protestanten für ein gemeinsames Auftreten von dem Concil zu gewinnen war hauptsächlich an der Abneigung des sächsischen Kurfürsten gescheitert, der seinen Melanchthon ein gesondertes Bekenntniß ausarbeiten ließ und durch die Forderung eines Geleitsbriefs, wie ihn einst die Husiten vom Basler Concil erhalten hatten, überhaupt die Sache in die Länge ziehen wollte. Endlich schickte er allerdings ein paar weltliche Räte nach Trient, aber Melanchthon, der gleichfalls den Befehl zur Reise erhielt, mußte in Nürnberg liegen bleiben, bis der Ausbruch des Kriegs die ganze Frage gegenstandslos machte. Was bis dahin zwischen den wirklich erschienenen protestantischen

Digitized by Google

Abgesandten und den Vätern des Concils vorging, war vergebliche Arbeit, obwohl die Vertreter des Kaisers, selbst die Theologen den Protestanten nach Kräften die Wege zu ebnen suchten und damit das Entsetzen des fanatischen Concilspräsidenten und der römischen Curie hervorriefen. Alle diese Bemühungen und Leidenschaften erschienen nur noch wie ein Sturm im Wasserglas, sobald mit dem Abschluß des französisch-protestantischen Bündnisses für Moritz die Entscheidung gefallen war.

Der Abschluß erfolgte am 15. Januar 1552 auf dem Schloß zu Chambord; Markgraf Albrecht, obwohl persönlich kein Glied des Fürstenbundes, hatte unter der Maske eines deutschen Hauptmanns die letzten Verhandlungen mit dem französischen Hof geführt. Johann Albrecht von Mecklenburg begrüßte die vollendete Tatsache als „eine sonderliche Schickung von dem Allmächtigen, der einmal großen Übermut zu strafen im Willen hat". Moritz, den das Gerücht bereits zum Kaiser unterwegs sein ließ, eilte insgeheim, meist des Nachts reitend, nach Hessen, wo am 14. Februar zu Friedewalde mit dem Bischof von Bayonne und den Hessen die endgültigen Abmachungen namentlich über die Subsidien getroffen wurden. Frankreich versprach für die drei ersten Monate zusammen 240 000, für die folgenden je 70 000 Kronen zu liefern. Daß von da ab Woche auf Woche verstrich, ohne daß der Kaiser sich ernstlich rührte, daß die Verbündeten ganz ungestört ihre Rüstungen vollenden und ihren Vormarsch beginnen konnten, war jener geradezu unbegreiflichen Verblendung und Ruheseligkeit zu danken, in welcher sich Karl V. allen Warnungen zum Trotz förmlich eingesponnen hatte. Noch vor Mitte März fiel König Heinrich II. mit 35 000 Mann in Lothringen ein, nachdem er vorher noch dem heiligen Denis und anderen Schutzpatronen seinen Besuch abgestattet und die scheußlichen Edikte gegen die französischen Ketzer ausdrücklich wiederholt und verschärft hatte. In einem Manifest, dessen Titel den Freiheitshut zwischen zwei Dolchen zeigte, trat er als „Rächer der deutschen Freiheit" auf, für welchen hochherzigen „aus göttlicher Eingebung" gefaßten Entschluß er nichts anderes zu begehren vorgab als die Dankbarkeit der Geretteten und ewigen Nachruhm. Während er einstweilen die drei lothringischen Reichsstädte in seine Gewalt brachte, vereinigten bis Ende März Moritz, Landgraf Wilhelm und als selbständiger Genosse des Unternehmens Albrecht von Brandenburg ihre Streitkräfte, etwa 30 000 Mann, im Fränkischen; am 1. April erschienen sie vor Augsburg. Moritz, Wilhelm und Johann Albrecht von Mecklenburg versicherten in ihrem Manifest, getreu den Vereinbarungen mit Frankreich, daß sie keineswegs die Religionsfrage mit dem Schwert zu lösen gedächten, sondern nur gegen die vom Kaiser geübte „unerträgliche, viehische, erbliche Servitut" zur Notwehr gegriffen hätten; ausdrücklich war an erster Stelle die Behandlung des Landgrafen, als eine „Infamie und Unbilligkeit", aufgeführt, dann die eidbrüchige Einführung ausländischer Truppen ins Reich, die finanzielle Ausbeutung der Nation, die Ausschließung wohlgesinnter fremder Gesandten von den Reichstagen. Weit offener noch erging

Digitized by Google

sich das Ausschreiben des Markgrafen, welches den schmählichen Einfluß eines unadeligen Ausländers (Granvela) und das Lügenbuch des „hispanischen Erzbuben" Avila über den schmalkaldischen Krieg nicht vergaß; zum Schluß wurde auf die vielleicht eintretende Notwendigkeit hingewiesen, „daß der Geistlichen übermäßige und im göttlichen und geistlichen Gesetz verbotene Gewalt geschwächt und gebrochen würde".

In ihrer häßlichsten Gestalt erhob sich noch einmal die deutsche Revolution gegen das undeutsche Oberhaupt des Reichs. Niemals vorher hatte sich Karl V. in solcher Gefahr befunden. Der Wunsch seines Schülers Moritz, ihm die Reputation im Reich gründlich zu zerstören, schien über Erwarten rasch in Erfüllung zu gehen.

Als ein alter und kranker Mann trat der Kaiser in die schwerste Krisis seines Lebens, nur noch „ein Häufchen Medizin", wie der englische Diplomat Ascham versichert. Trotzdem hielt in den schwierigsten Lagen diesen zerbrechlichen Körper eine unzerstörbare Kraft des Herrscherbewußtseins und Pflichtgefühls aufrecht. Mehr denn je erschien er als der Undurchdringliche. „Er hat," berichtet Ascham, „ein Gesicht, so ungewohnt irgend eine Bewegung des Herzens zu verraten, wie ich kein zweites in meinem Leben gesehen habe. In seinem bleichen Antlitz läßt kein Wechsel der Farbe ahnen, ob ihn eine Meldung erfreut oder verletzt. Selbst aus den Augen kann man nur wenig von dem erraten, was in seinem verschlossenen Innern vorgeht. So oft ich ihn sah, mußte ich der Worte Salomos gedenken: „Der Himmel ist hoch und die Erde tief, aber der Könige Herz ist unergründlich." Da ist nichts an ihm, was spricht, außer der Zunge." Indessen entsprach doch dieser starren Außenseite noch mehr als vordem ein innerlicher Mangel an Beweglichkeit, welcher zuweilen geradezu an Apathie streifte; der jüngere Granvela klagt einmal im Winter 1551, sein Herr empfinde einen derartigen Widerwillen gegen die Beschäftigung mit der allerdings recht unerfreulichen politischen Lage, daß er sich sogar weigere überhaupt Audienz zu erteilen: er wisse ja im voraus, was die Gesandten ihm sagen wollten und daß alle diese Leute, Engländer, Venezianer, deutsche Fürsten, doch nichts für ihn tun würden. Karls Vertrauen zu seinen nächsten Verwandten war in Folge der Successionsverhandlungen arg erschüttert. Nur auf die Schwester Maria glaubte er sich verlassen zu können; wo es gelte, schrieb er ihr, einen Kampf statt mit dem Degen mit dem Verstand zu führen, da sei sie der beste Capitän. Trotzdem mußte auch die Königin bei ihrem regen brieflichen Verkehr mit dem Bruder Vorsicht anwenden, um ihn nicht zu reizen; ganz offen konnte sie sich doch nur hinter seinem Rücken gegen Granvela aussprechen, der ihr wiederum sein Herz ausschüttete. „Gott weiß," klagt er ihr einmal, „wenn ich nicht einzig und allein auf den Dienst des Kaisers bedacht wäre, so würde ich nicht um alle Schätze der Welt die Lage aushalten, in welcher ich mich oft befinde, obwohl ich weit über Verdienst geehrt werde." Und dennoch widersprachen

Digitized by Google

sich eben in dem entscheidenden Punkt die Ansichten Granvelas und der Königin. Diese kluge Habsburgerin hat mit bewundernswürdigem Scharfblick die volle Gefahr erkannt und die richtigen Mittel zu ihrer Abwehr aufgezeigt. Sie mißbilligte es höchlich, daß der Kaiser, statt in Speier Aufenthalt zu nehmen und mit dem Rhein und den Niederlanden Fühlung zu behalten, sich entschloß den Winter in Innsbruck zuzubringen. Sie riet dringend mit Ferdinand und Maximilian sich besser zu stellen und in Sachen der Nachfolge für jetzt zu „dissimuliren"; nach einem Sieg über Frankreich, wobei der Infant sich persönlich in Reputation setzen müsse, könne der Kaiser über das Reich wie über das Concil nach Belieben verfügen. Vor allem aber ward sie nicht müde sowohl ihren Bruder als Granvela immer wieder auf jene unmittelbare und schwerste Gefahr aufmerksam zu machen, welche nach ihrer festen Überzeugung in dem unbefriedigten Ehrgeiz des jungen sächsischen Kurfürsten lag. Sie hielt denselben für durchaus unzuverlässig und seine wörtlichen und tätlichen Ergebenheitsdemonstrationen für Lug und Trug. Nur durch kräftige Gegenrüstung, nicht durch den eigenen guten Willen lasse sich ein Mensch wie Moritz von feindseligen Absichten bekehren. Man solle den französischen Werbungen deutscher Truppen zuvorkommen, Magdeburg zu Gnaden aufnehmen, deutsche Fürsten wie Würtemberg u. a. zu gewinnen suchen, die finanziellen Kräfte Spaniens bis aufs Äußerste anstrengen. Und Maria stand mit ihrem Urteil über Moritz nicht allein. König Ferdinand war vollkommen der gleichen Ansicht; er erklärte die Befreiung des Landgrafen für ganz unerläßlich, wenn man einen großen deutschen Krieg vermeiden wolle. Auch der päpstliche Legat in Trient wußte bereits von der bevorstehenden Erhebung der deutschen Fürsten und ihren französischen Beziehungen. Der kaiserliche Commissar von Magdeburg, Lazarus von Schwendi, war vollends vom tiefsten Mißtrauen gegen den Reichsfeldherrn erfüllt, den er von offenkundigen Rebellen umgeben sah; er meinte, wenn Moritz sich vor der Reise an den Kaiserhof fürchte, so sei das ein Zeichen seines bösen Gewissens.

An Warnungen der gewichtigsten Art, an Nachrichten über die gegnerischen Bewegungen hat es Karl V. wahrlich nicht gefehlt. Aber er wies sie alle zurück, bestärkt durch Granvela, der gleichfalls an eine solche Tollheit des jungen Kurfürsten nicht glauben wollte. „Man fängt schon an mich zu steinigen, weil ich keine Furcht haben will," schreibt Granvela im Januar 1552; Moritz sei fast in ganz Deutschland verhaßt, ohne ausreichende Mittel für ein so großes Unternehmen; die protestantischen Städte seien nicht mehr reich wie vor dem schmalkaldischen Krieg. Ebenso sprach der Kaiser selbst; wo denn Moritz, der allein gefährlich sein könnte, das Geld hernehmen solle? Von einer Nachgiebigkeit in der Sache des Landgrafen wollte Karl durchaus nichts wissen, obwohl die Fürbitte für den Gefangenen, welche im Namen der drei weltlichen Kurfürsten, einer Reihe von andern Reichsfürsten, des Königs von Dänemark im November zu Innsbruck geschah, durch Schreiben von König Ferdinand, Polen, Baiern unterstützt wurde. Noch Ende Februar

Digitized by Google

schrieb der Kaiser seinem Bruder, wenn Moritz an eine gewaltsame Befreiung seines Schwiegervaters dächte, würde er dem Landgrafen ohne Weiteres den Kopf abschlagen lassen und damit diesen Gegenstand der Beschwerde aus der Welt schaffen. Immer wieder kam er darauf zurück, man müsse zusehen, was an den Rebellionsgelüsten sei, vor allem erst die Ankunft des Kurfürsten abwarten. Aber die Reise, mit welcher Moritz den Kaiser von einem Monat zum andern hinhielt, stieß immer wieder auf Hindernisse; es war doch beleidigend genug, als der Kurfürst, von verschiedenen Seiten gewarnt, schließlich ganz offen zu erkennen gab, er wolle nicht in die Falle gehen wie der Landgraf oder, so bekam Schwendi zu hören, wie der ermordete Mönch in Siebenbürgen. Empört wies Granvela ein so unwürdiges Mißtrauen zurück; wie könne man gegenüber der angebornen Milde und Güte des Kaisers eine Verdächtigung wagen, welche selbst gegen die grausamsten Tyrannen und unmenschlichsten Völker niemals gehört worden sei? Einen triftigen Grund für seine Friedensliebe konnte Karl V. allerdings anführen: seine Finanzen befanden sich wie gewöhnlich im übelsten Zustand. In ganz verzweifelter Stimmung schreibt er am 28. Januar 1552 seiner Schwester: „Ich bin nach allen Seiten hin in einer solchen Notlage, daß ich, wenn die Deutschen aus reinem Unverstand mich angreifen wollten, nichts andres zu tun wüßte als der Axt den Stiel nachwerfen." Wir sehen den Herrn einer halben Welt in völliger Ratlosigkeit; „dieser Krieg um Parma," ruft er, „der Teufel soll ihn holen! führt zum Ruin; das ganze Geld aus Indien ist so gut wie aufgezehrt und ich weiß nicht, womit ich meine Trauerkleider bezahlen soll". Er meinte, es sei immer noch das Vortheilhafteste in so peinlicher Lage wenigstens keine Furcht zu zeigen und sich auf das zu beschränken, „was sich mit Papier tun läßt". Bis zuletzt wehrte er sich gegen den Gedanken, daß Moritz Ernst machen könnte; war doch bereits ein kursächsischer Rat seinem Herrn voran in Innsbruck eingetroffen! Eben dieser Rat steigerte durch die falsche Nachricht, sein Herr wolle in Wasserburg mit dem König Maximilian zusammentreffen, das eben erst beschwichtigte Mißtrauen des Kaisers gegen seinen Neffen, seinen Bruder. Ferdinand seinerseits hatte, als der Sohn zu Wasserburg erkrankte, sofort an Gift gedacht; es hieß, man habe den Rivalen des spanischen Infanten beseitigen wollen. Obwohl nun trotz dieser fast feindseligen Spannung Ferdinand und Maximilian ihren Freund Moritz von seinem Unternehmen gegen den Kaiser abmahnten, geschah doch von österreichischer Seite nichts, um Karl V. mit andern als papierenen Mitteln zu helfen. Ferdinands Gedanken gingen nach Ungarn, wo er seine Herrschaft ernstlicher als je durch die Türken bedroht wußte; ohne Rücksicht auf die Bitten des Bruders begann er seine Truppen aus Tirol wegzuziehen, während Karls eigene Tochter, die Gemahlin Maximilians, eben jetzt den Vater drängte ihre Aussteuer herauszuzahlen. Nichts konnte dem Kaiser seine Verlassenheit schmerzlicher zum Bewußtsein bringen als diese zweideutige Haltung der jüngeren habsburgischen Linie. Und dennoch blieb ihm schließlich nichts

Digitized by Google

andres übrig als die Vermittlung des Bruders, der mit Moritz so vertraulich stand, in Anspruch zu nehmen. Es war einer der geschicktesten Schachzüge des Kurfürsten, daß er unmittelbar vor dem Beginn seines Feldzugs mit Eifer auf diesen Vermittlungsgedanken einzugehen schien, daß er dem römischen König für den Fall einer friedlichen Lösung einen großen gemeinsamen Kampf gegen die Türken in Aussicht stellte. Ferdinand ließ sich wirklich auf die Verabredung einer Zusammenkunft ein, welche unter Teilnahme seines Sohnes am 4. April in Linz stattfinden sollte. Karl V. war jetzt sogar bereit dem Landgrafen gegen genügende Sicherheit die Freiheit zu geben.

Es war zu spät. Am 4. April nahm Moritz, statt in Linz zu erscheinen, die Kapitulation von Augsburg entgegen. Nach der Austreibung der evangelischen Prediger durch den Kaiser (August 1551) hatte die Stadt, wie ein sächsischer Rat berichtet, das Ansehen eines Trauerhauses; man kann sich denken, daß die Bürgerschaft beim Anmarsch der Verbündeten wenig Lust zeigte nach dem Befehl des patrizischen Rats für den Kaiser Gut und Blut zu wagen, zumal die Fürsten Herstellung der alten Verfassung versprachen und auch durchführten. Das Interim fiel, ein Teil der verjagten Geistlichen kehrte zurück. Aber was mit Augsburg geglückt war, das mißlang bei den andern großen Reichsstädten des Südens. Es rächte sich doch empfindlich, daß die Fürsten das republikanische Element so geflissentlich herabgedrückt, daß sie ihre Abneigung gegen die städtischen Freiheiten ebenso wenig verhehlt hatten wie ihr Gelüste nach dem städtischen Reichtum. Nürnberg kannte den bösen Willen des Markgrafen Albrecht zu gut, um mit den Bundesfürsten gemeinsame Sache zu machen und ihrem Kriegsvolk den Durchzug zu gestatten; alles, was man dort erreichte, war eine Contribution von 100 000 Gulden, wogegen Moritz und Landgraf Wilhelm der Stadt Sicherheit vor allem Kriegsschaden zusagten. Ganz unerwarteten Widerstand fanden aber die Verbündeten vor Ulm. Uneingedenk ihrer Mißhandlung durch den Kaiser (S. 808) trotzte die feste Stadt allen Drohungen der Gegner, einer heftigen Beschießung, selbst der furchtbaren Verwüstung, welche der wilde Brandenburger über ihr Gebiet verhängte. Wir haben ein Ulmer Lied, worin sich wunderlich genug gut kaiserliche Gesinnung mit entschiedener Verwahrung gegen die „päpstliche Rott" verbindet, Moritz und seine Genossen als „Lumpengsind" gebrandmarkt werden. Nicht minder energisch wies Straßburg die tückische Zumutung des Franzosenkönigs zurück, seinem Kriegsvolk den Verkehr in der Stadt zuzulassen. „Haben daran weislich gehandelt," sagt Schärtlin selbst; „denn so wir hineinkommen, wären wir mit Lieb nimmer herauskommen". Auch die Augsburger mochten stutzen, als dieser ihr ehemaliger Hauptmann ihnen mit Hülfe Frankreichs und der Bundesfürsten eine hohe Entschädigungssumme für sich abzupressen suchte. Die tüchtige Haltung von Ulm und Straßburg sticht besonders vorteilhaft ab von der kläglichen Angst der rheinischen Kurfürsten und von der charakterlosen Neutralität der Herzöge von Baiern und Würtemberg. Der junge Herzog Albrecht (seit

Digitized by Google

7. März 1550 Nachfolger seines Vaters Wilhelm) ließ seine Untertanen „auf ihr selbst Gefahr" dienen, wem sie wollten, und stand im vertrautesten Verkehr mit Markgraf Albrecht; die alte wittelsbachische Lust nach der Kaiserkrone (S. 575; 584) trat in dieser Zeit nach dem Ableben Ecks, des führenden bairischen Staatsmannes († März 1550), wieder zu Tage, da es sich ja „über Nacht" begeben konnte, „daß österreichisch Geblüt im Reich nit mehr regierte". Für den Augenblick schienen die religiösen Gegensätze fast ganz hinter den politischen Interessen zu verschwinden; selbst die geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Würzburg und der Herzog von Jülich verglichen sich mit Protestanten wie Kurpfalz und Würtemberg dahin, daß man an Stelle der Trienter Versammlung entweder ein in Deutschland zu haltendes Generalconcil, wobei alle Geistlichen ihrer Verpflichtung gegen Rom entbunden werden müßten, oder ein reines Nationalconcil berufen solle. Fand es doch sogar der Kaiser geraten, die Ulmer nicht nur zur Treue zu ermahnen, sondern zugleich ihrer Religion wegen zu beruhigen. Denn tatsächlich waren es nur die paar evangelischen Reichsstädte, welche in diesen angstvollen Wochen einen völligen Triumph der Verbündeten hinderten; die benachbarten Fürsten hatten, wie der Markgraf sich ausdrückte, „alle den Hasen im Busen".

Wie gelähmt saß der überlistete Kaiser in Innsbruck; er schien, wie es in einem Lied aus jenen Tagen heißt, in Schlaf und Traum versunken. Wohl machte er sich am 6. April auf, durch Würtemberg nach dem Rhein und den Niederlanden zu flüchten, in einem verdeckten Wagen, unter dem Vorgeben, daß sich eine Dame ins Wildbad fahren lasse, aber er mußte wieder umkehren, da der Weg nach dem Bodensee nicht mehr frei war. So stand er also doch, wie er vorher an Ferdinand geschrieben hatte, vor der Wahl, „entweder einen großen Schimpf zu erleiden oder sich in eine große Gefahr zu begeben". Ferdinand seinerseits riet dem Bruder dringend auf keinen Fall den Reichsboden zu verlassen, sich in Tirol zu behaupten; er ließ seine nach Ungarn marschirenden Landsknechte wieder umkehren. Aber lange Zeit bemühten sich die Mitglieder der Innsbrucker Regierung vergebens in Sachen einer energischen Landesverteidigung auch nur eine Audienz beim Kaiser oder einen klaren Bescheid zu erlangen. Granvela riet ihnen mit dem Feinde zu verhandeln. Inzwischen war Moritz, welchen König Ferdinand jetzt für unbeständiger als Aprilwetter erklärte, doch am 18. April in Linz eingetroffen; die Besprechungen, an welchen neben dem römischen König dessen Söhne Maximilian und Ferdinand, der Herzog von Baiern, kaiserliche und kurbrandenburgische Räte Teil nahmen, führten zunächst zu keiner Einigung über die strittigen Fragen, weshalb für den 26. Mai eine neue Zusammenkunft in Passau und die Beiziehung einer größeren Zahl von Reichsfürsten verabredet wurde. Für den Augenblick entscheidend war es, daß Moritz erklärte ohne Zustimmung seiner Verbündeten auf keinen Waffenstillstand eingehen zu können; er stellte den Beginn desselben für den 11. Mai in Aussicht, meldete aber erst am 10. aus dem Lager bei Gundelfingen, daß ein früherer

Digitized by Google

Termin als der 26. nicht zu erlangen gewesen sei. Damit hatte er für einen großen Schlag gegen den Kaiser selbst Zeit gewonnen. Daß König Ferdinand, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf raschen Friedensschluß und Gewinnung der deutschen Streitkräfte für den Türkenkrieg ging, seinen Absichten nicht allzuviel in den Weg legen werde, durfte Moritz aus der entgegenkommenden und friedlichen Haltung des Königs bei den Linzer Verhandlungen wohl schließen. Die mehrfach vertretene Ansicht, daß der letztere geradezu verräterisch an seinem kaiserlichen Bruder gehandelt habe, vermag ich allerdings nicht zu teilen. Wohl hatte Ferdinand die Successionssache nicht vergessen und seine ungarischen Interessen war er nicht gesonnen der Hartnäckigkeit des Kaisers, wie sie gegenüber den Forderungen der Kriegsfürsten hervortrat, ganz aufzuopfern. Aber nachdem er einer der ersten gewesen war Karl V. zu warnen, so mahnte er auch jetzt von Neuem, daß man auf alles gefaßt und nach Kräften gerüstet sein müsse; man habe es mit zweideutigen Leuten zu tun. Er konnte freilich mit Recht gegen die Schwester Maria sich darüber beklagen, welch geringe Beachtung man am Kaiserhof bisher seiner Stimme geschenkt habe. Trotzdem eilte er von Linz weg nach Innsbruck, wo er seinen Bruder bestimmte in jene verhängnißvolle Verzögerung des Waffenstillstands zu willigen. Ihm kam alles darauf an, wenigstens für seine Person jede kriegerische Verwicklung mit Moritz zu vermeiden; daraus erklärt sich auch sein Befehl an die Tiroler Regierung sich auf Verteidigung des Landes zu beschränken und im Notfall sogar den Paß zu gestatten. Daß dieses Bestreben um keinen Preis die bevorstehende Friedenshandlung stören zu lassen nicht ganz frei von Zweideutigkeit blieb, muß man wohl zugeben, doch hatte ja Granvela selbst eine Berufung auf die Neutralität Tirols empfohlen und die ganze Haltung des Kaisers in dieser Zeit war nicht dazu angetan den Entschluß einer verzweifelten Gegenwehr mit geringen Kräften nahezulegen. Und Karl V. gebrauchte noch auf seiner Flucht in offiziellen Schreiben die Wendung, sein Bruder habe für sich selbst, geschweige denn für seine Lande und Leute „mit dieser innerlichen aufrührigen Kriegsübung gar nichts zu tun". Noch schärfer betont allerdings Ferdinand seine Neutralität, wenn er in einem Schreiben an Moritz sagt, es habe ihm als dem Bruder nicht gebührt den Kaiser, der noch vor Beginn des Kriegs im Vertrauen auf ihn nach Innsbruck gekommen sei, von dort auszutreiben. Jedenfalls scheint der Vormarsch der Verbündeten nach Süden doch überraschend gekommen zu sein. Baiern trug kein Bedenken ihnen die Proviantunterstützung zu versprechen, die es der Tiroler Regierung abgeschlagen hatte. Am 18. Mai stand Moritz in Füssen; noch am gleichen Tag zersprengte er das kaiserliche Kriegsvolk bei Reutte. In der Nacht wurde unter Führung Georgs von Mecklenburg auf steilen Gebirgspfaden die Ehrenberger Klause, die von dem Rest der kaiserlichen und königlichen Truppen besetzt war, umgangen und Tags darauf erobert. Die Sieger vermeinten, es sei „übernatürlich", und nur durch besondere Gnade möglich gewesen, „über so große Steinklippen das Volk wie die Gemsen

Digitized by Google

in der Feinde Blockhäuser zu bringen". Am Abend dieses 19. Mai flüchtete der Kaiser mit dem römischen König über den Brenner nach Brunneck. Ein Glück für den gedemütigten Herrscher, daß, wie es wohl zu gehen pflegte, die Zuchtlosigkeit der Landsknechte dem siegreichen Kurfürsten eine vollkommene Ausnutzung der Lage unmöglich machte; Moritz selbst, den sie „gelber Hut" und „Verräter" schalten, sah sich von den Spießen und Büchsen der Meuterer bedroht. So mißlang die Absicht, den Kaiser zu fangen, „den Fuchs in der Höhl und Spelunk zu suchen", wie Landgraf Wilhelm sich ausdrückt. Ob auch Moritz selbst diese Absicht ernstlich verfolgt oder, wie er gelegentlich durchblicken ließ, nur zum Schein vorgeschoben hat, darüber vermögen wir zur Zeit kaum volle Klarheit zu gewinnen. Zuzutrauen ist diesem Meister der Verstellung und Berechnung das eine wie das andere; er gehört zu jenen politischen Spielern, deren innerste Gedanken sich hinter einem verwirrenden Wechsel augenblicklicher Combinationen verstecken. Daß er im Frühjahr 1552 mit dem Herzog von Ferrara in Verhandlung stand, deutet immerhin auf die Möglichkeit hin, daß er den Kaiser von zwei Seiten zu fassen dachte. Jedenfalls beeilten sich die Concilsväter, so viele ihrer noch in Trient waren, auf die Nachricht vom Einmarsch der Ketzer in Tirol das Weite zu suchen; die Kirchenversammlung, deren Suspension ohnedies kurz vorher verkündigt worden war, verschwand vor der drohenden Nähe protestantischer Waffen ebenso kläglich wie der Nimbus des weltbeherrschenden Kaisertums. Das waren die bittersten Tage im Leben Karls V. Bilder von Schande, Tod, Gefangenschaft traten damals vor die Seele des Mannes, der gewohnt war in seiner Sache die Sache Gottes zu sehen.

Als Moritz und seine Genossen, der Landgraf und Herzog Georg (23. Mai), in Innsbruck einzogen und ihren Truppen alles kaiserliche und spanische Gut zur Beute überließen, wich Karl bis nach Villach. Nachdem das lange befürchtete Unheil wirklich hereingebrochen war, schien der Besiegte mit einem Mal die alte Spannkraft wieder zu finden. Nach allen Seiten hin ergingen seine Schreiben und Befehle zur Verteidigung gegen die „französischen Conspirationsverwandten", wie er seine protestantischen Gegner spottend nannte. Während die Türken einen Erfolg nach dem andern errangen — in Villach selbst glaubte man einmal einen Überfall gewärtigen zu müssen —, während in Passau an der Herstellung des Friedens im Reich gearbeitet wurde, sann der Kaiser unermüdlich nach, wie er sich an den Gegnern rächen und seine alten Plane doch noch durchführen könne. Für die Rache bot sich ihm das geeignetste Werkzeug in der Person des alten Kurfürsten Johann Friedrich, der unmittelbar vor der Flucht die Freiheit erhalten hatte, unter der Bedingung, noch eine Zeitlang im Gefolge des Kaisers zu bleiben. König Ferdinand reichte zu Innsbruck dem Gefangenen die Hand, als Zeichen der Versöhnung; mit dem Kaiser selbst traf der Begnadigte erst einige Tage später zusammen. Die Eröffnung, daß er zum Vollstrecker der gegen Moritz zu verhängenden Acht ausersehen sei, nahm er mit Begierde auf; während seiner Gefangenschaft waren ihm wohl gelegentlich Zweifel aufgestiegen, ob er

Digitized by Google

Abſchied des gefangenen Kurfürſten Johann Friedrich von Karl V. Am 2. September 1552 bei Lintz.
Facſimile aus einem Holzſchnitt eines unbekannten gleichzeitigen Meiſters.

Digitized by Google

Moritz gegenüber sich nicht gar zu unversöhnlich gezeigt habe, aber die Empfindung, daß der Vetter doch sein eigentlicher Todfeind sei, hatte immer wieder die Oberhand behalten. Dringend mahnte er seinen ältesten Sohn von jeder Verbindung mit dem Manne ohne Treue und Glauben ab; „einmal böse, da ist sich keines Besseren bei zu vermuten". Man verhandelte am Kaiserhof über die bevorstehende Exekution; Johann Friedrich, der sich bereits wieder im Kurkleid sah, wünschte Duldung der evangelischen Predigt, Herstellung des abgesetzten Erzbischofs von Köln (S. 784), Begnadigung der Rebellen außer Moritz; auch dem Bruder des Ächters müßten soviel wie möglich „die Federn beschnitten" werden. Schon ersuchte er im eigenen Namen verschiedene Fürsten und Städte um ihre Unterstützung. Er unterließ nicht hervorzuheben, wie „tyrannisch und wütig" Moritz mit seinem landsässigen Adel schalte. Wirklich lag für Moritz in dem unverkennbaren Mißverhältniß zu seinen Ständen eine nicht zu unterschätzende Gefahr; sie hatten ihm jede Hülfe gegen Magdeburg verweigert (S. 832) und die Unbotmäßigkeit der Leipziger Ritterschaft veranlaßte sogar die Einleitung eines Strafverfahrens. Dafür hieß es in Sachsen, „das wär eine französische Regierung". Ganz die nämlichen Stimmungen waren erst vor wenigen Jahren mit Erfolg gegen den Landgrafen ausgebeutet worden (S. 770; 783); diese fürstlichen Staaten, so deutlich auch der Zug zum Absolutismus sich ankündigt, standen noch mitten im Umbau und vertrugen keine starke Erschütterung.

Vergebens drängte man von französischer Seite, dem Kaiser vollends den Garaus zu machen; Schärtlin, der sich zum feurigsten Anwalt Frankreichs aufwarf, schrieb „als ein guter Deutscher" an Moritz, der König wolle, nachdem der Kurfürst mit dem Habsburger unterhandle, in alle Ewigkeit mit keinem Deutschen mehr zu tun haben. Wohl begegnet bei den Verbündeten der Gedanke an eine Erbeinigung der weltlichen Fürsten unter einander und mit Frankreich, mit anderen Worten an ein dauerndes französisches Protektorat; Johann Albrecht von Mecklenburg wollte auch England und Dänemark beigezogen wissen. Der junge Landgraf Wilhelm warnte seinen Schwager vor dem Passauer Betrug; man werde ihm dort „nach dem Hals greifen". Aber Moritz ging nach Passau und wohnte den Friedensverhandlungen vom 1. bis zum 24. Juni persönlich bei, ohne sich durch die immer heftigeren Briefe des Hessen, der ihn schließlich geradezu als Verräter behandelte, irre machen zu lassen. Wir kennen seine allerdings nicht unbegründete Angst vor dem „dicken Vetter"; er suchte dessen Befreiung nach Kräften zu hintertreiben, den römischen König für seine Wünsche durch das bekannte Mittel der in Aussicht gestellten Türkenhülfe zu gewinnen. Es macht einen geradezu komischen Eindruck, wie er den Vertretern Frankreichs gegenüber den Gedanken eines freundlichen oder etwa gar Bundesverhältnisses zum Erbfeind der Christenheit mit allem Aufgebot sittlicher Entrüstung von sich weist. Denn wer wollte sich durch die evangelischen und deutschpatriotischen Phrasen täuschen lassen, mit welchen dieser Machiavellist gelegentlich Verschwendung treibt? Eigentlich

Digitized by Google

bewegt ihn doch nur das unmittelbar Erreichbare, nicht die Phantasie einer Weltmonarchie, wie sie Karl V. träumte, sondern, um den Ausdruck eines Zeitgenossen zu gebrauchen, das „Königreich Sachsen", der Wunsch seine territoriale Macht soviel als möglich zu steigern. Darauf zielten vor allem auch die politischen Beschwerden und Forderungen, die er in Passau vertrat: volle Herstellung des „freien Reichs deutscher Nation", d. h. der kurfürstlichen Oligarchie, wie sie seit der goldenen Bulle verfassungsmäßig begründet war, Sicherung gegen die monarchischen Gelüste der Habsburger, welche in letzter Zeit deutlich genug hervorgetreten waren, gegen ausländische Räte und Truppen, gegen kaiserliche Beeinflussung des Reichstags, des Kammergerichts und der freien Königswahl, endlich Gestattung des altherkömmlichen fremden Kriegsdienstes der Deutschen, selbst gegen kaiserliche Erblande. Ein dauernder Friede zwischen den beiden Confessionen sollte ohne Rücksicht auf die Trienter Versammlung geschaffen und auch durch die etwaige Erfolglosigkeit des zu berufenden Nationalconcils nicht weiter berührt werden. Wir sehen, von jenen Gelüsten nach Säkularisation und französischem Protektorat ist hier nichts übrig geblieben, obwohl sehr gegen den Willen des Kaisers der Bischof von Bayonne in Passau erschienen und nicht verhaftet, sondern angehört worden war. Aber diese wirklich staatsmännische Mäßigung des Kurfürsten erleichterte ihm die Verständignng mit den vermittelnden Fürsten ganz außerordentlich. Neben König Ferdinand, der allerdings seinen Sohn Maximilian diesmal nicht mitbrachte, waren Albrecht von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Eichstädt persönlich, außerdem Gesandte der Kurfürsten, der Herzoge von Würtemberg, Jülich, Braunschweig, Pommern, des Markgrafen Hans, des Landgrafen Wilhelm, des Bischofs von Würzburg in Passau erschienen; die Stimmung zeigte sich so friedlich wie noch nie zuvor und die Katholischen, in den weltlichen Beschwerden ohnedies mit den Evangelischen einig, gaben auch in der religiösen Frage soweit nach, daß sie die unbedingte Gültigkeit des Friedens zwischen den Confessionen und damit den Anspruch des Protestantismus auf ein rechtlich gesichertes Dasein gleichfalls anerkannten; man wollte noch einmal dem künftigen Reichstag anheimstellen, ob der Versuch zu einer Beilegung des Glaubensstreits auf einem allgemeinen oder nationalen Concil, durch Entscheidung der Reichsstände oder ein Colloquium gemacht werden solle, aber man wollte den Frieden festhalten, auch wenn dieser letzte Versuch mißlingen würde. Der Gedanke der Parität, wie er zuerst aus den inneren Kämpfen der Eidgenossenschaft sich herausgebildet hatte (S. 607; 636), schien mit unwiderstehlicher Gewalt das größte Staatswesen Mitteleuropas zu ergreifen. Denn eine gewaltsame Evangelisirung lag damals weder im Sinn des führenden protestantischen Politikers noch auch im Bereich der Möglichkeit. Man hatte, wie Moritz dem Landgrafen Wilhelm zu Gemüt führte, „den Kaiser noch nicht in Eisen" und mußte froh sein bei den katholischen Mitständen mehr guten Willen als starren Glaubenseifer zu finden. Der Kurfürst durfte mit gutem Recht den Anklagen seines Schwagers ent-

Digitized by Google

gegenhalten, daß sein schwer getadeltes Verfahren im Augenblick den Interessen des deutschen Protestantismus durchaus entsprechend sei. Auf die Anzüglichkeiten wegen seiner verräterischen Gesinnung erwiderte er stolz, „daß wir Gottlob mehr Ehre und Treu in unserm Leib haben denn vielleicht E. L. sammt dem spitznäsigen Bischof [von Bayonne] und ihrem naseweisen unnützen schwarzen Schreiber ihr Leben lang bekommen mögen!"

Aber seine Verbündeten, Wilhelm, Johann Albrecht, der Pfalzgraf Ottheinrich, der sich zu ihnen gesellt hatte, vor allem der wilde Markgraf, arbeiteten nicht minder eifrig auf das Scheitern des Friedenswerkes hin, als der Kaiser, der über Hals und Kopf die früher versäumten Rüstungen betrieb und wohl eine Verschiebung der Religionsfrage auf den nächsten Reichstag, nicht aber die vorhergehende Festlegung eines Religionsfriedens zugestehen wollte. Das hieß, wie er an Ferdinand schrieb, für immer den Rebellen Straflosigkeit und der Ketzerei Duldung gewähren. Aber auch davon war er weit entfernt, in die Befreiung des Landgrafen vor völliger Auflösung der feindlichen Streitkräfte oder in die Abstellung jener politischen Beschwerden zu willigen. Vergebens warnten ihn seine eigenen Räte, die er nach Passau gesandt hatte, die versammelten Stände, sein Bruder Ferdinand vor der drohenden Gefahr eines Verzweiflungskampfes, für welchen man nirgends Bundesgenossen finden werde. Weder das längst erfolgte Ausscheiden des Papstes aus dem italienischen Krieg noch die Fortschritte der Türken noch die hoffnungslosen Berichte der Königin Maria vermochten Karl V. zur Aufopferung dessen zu bewegen, was er als sein Recht und seine Pflicht ansah. „Wenn es nur um die Schande wäre," schrieb er dem Bruder, „so würde ich um des Friedens willen leicht darüber wegkommen; ich habe mich niemals gesträubt, Beleidigungen, die mir persönlich zugefügt waren, der gemeinen Wohlfahrt wegen zu vergeben. Aber das Schlimme ist hier, daß zu der Schande, die man ja hinunterschlucken könnte, eine Belastung meines Gewissens hinzutritt, die ich nicht auf mich zu nehmen vermag." Alle Bemühungen Ferdinands, der nach Villach eilte, scheiterten an diesem eisernen Willen; der Kaiser blieb dabei, daß die endgültige Lösung der religiösen und politischen Prinzipienfragen auf den Reichstag verschoben werden müsse. Und inzwischen hatte Moritz, der zu Anfang Juli nach Passau gekommen war, ohne die erwartete kaiserliche Zustimmung vorzufinden, genügende Gelegenheit sich von der inneren und äußeren Schwäche des Fürstenbunds zu überzeugen; es war doch sehr die Frage, ob mit den wenigen entschlossenen Elementen, die wieder unter sich keineswegs einig waren, ob bei dem völligen Mangel einer festen Bundesorganisation ein voraussichtlich langwieriger Kampf auf Leben und Tod mit dem Kaiser aufgenommen werden durfte. Da war ganz abgesehen von dem Mißtrauen, welches Moritz selbst seinen Verbündeten einflößte, der unberechenbare und unbezähmbare Markgraf Albrecht; ein „ungeheures unsinniges wildes Tier" nennt ihn einmal ein Rat König Ferdinands und jedenfalls hat die Art dieses wüsten Abenteurers mehr von der menschlichen Bestie an sich als von dem

Digitized by Google

nationalen Helden, zu welchem man ihn hat stempeln wollen. Der armselige Kleinfürst, ein echter Vorläufer jenes fürstlichen Proletariats, wie es im dreißigjährigen Krieg Fortune zu machen und herostratischen Ruhm zu erwerben strebt, fühlte sich über die drückende Enge seiner Verhältnisse weggehoben, wenn er, im wallenden Haar und langen roten Bart unheimlich anzusehen, inmitten seiner Schaaren einem „großen Wetter" gleich daherfuhr, überall Zerstörung und Jammer hinter sich lassend. „Es ist allenthalben," schrieb er 1550, „so guter Fried, daß zu erbarmen ist; es ist aller Krieg abgestorben, Gott erbarms!" Jetzt hatte er eine gründliche Probe seines Mordbrennertalents vor Ulm abgelegt (S. 843), aber in seiner vollen Furchtbarkeit zeigte er sich doch erst, nachdem er, auf Schritt und Tritt brennend und plündernd, den Krieg in die fränkische Heimat getragen hatte. Wie ein Raubritter größten Stils fiel er über die Erbfeindin der Markgrafen, die Stadt Nürnberg her. „Habt ihr Nürnberg nicht," schrieb er an Moritz, „so seid ihr keiner Stadt mächtig. — Ich kann ihnen Schaden thun für mehr denn um 200000 Gulden auf dem Land." Es war dies keine leere Prahlerei; ohne Rücksicht weder auf die Zusagen, welche die Bundesfürsten Nürnberg gegeben hatten (S. 843), noch auf ihre Abmahnungen lagerte er vom 11. Mai bis zum 19. Juni vor der festen Stadt, deren Gebiet weit und breit ausgebrannt und ausgeraubt wurde. Hatte man ihm vor Ulm hundert halb oder ganz zerstörte Ortschaften nachgerechnet, so sanken hier zwei kleine Städte, drei Klöster, über 90 Schlösser und Herrensitze, 17 Kirchen, 170 Flecken und Dörfer in Asche, außerdem eine große Strecke des Stadtwaldes. Die deutschen Knechte, welche unter diesem Meister ihr Handwerk trieben, hatten kein Recht mehr auf die verrufenen Spanier herabzusehen; haarsträubende Bestialität gesellte sich zu dem von oben geleiteten und als wahrhaft fürstlich gepriesenen Brennen. Denn statt die Roheit des Kriegsvolks, die wohl überall ziemlich die gleiche war, einigermaßen im Zaum zu halten, fand dieser unwürdige Sproß vom Hohenzollernstamm einen Genuß darin seine Gegner alle Schrecken des Kriegs bis auf die Hefe kosten zu lassen. Gleichzeitig schickte er sich an, wie er sagte, „dem alten Pfaffen zu Bamberg weidlich ins Maul zu greifen". Durch einen Streifzug markgräflicher Reiter ließ sich der Bischof zur Abtretung von mehr als einem Drittel des Stifts und zur Erlegung von 80000 Gulden nötigen und sein Genosse der Würzburger willigte auf den bloßen Schrecken hin in die Zahlung von 220000 Gulden und Übernahme einer markgräflichen Schuld von 350000 Gulden. Die Nürnberger bequemten sich endlich auch dazu, um eine Kriegsentschädigung von 200000 Gulden den Abzug ihres Peinigers zu erkaufen, während ihre eignen Verluste sich ohnedies bereits weit höher beliefen. Albrecht hatte in nicht ganz zwei Monaten auf solche Weise gegen 870000 Gulden gewonnen. Nun sollte die Passauer Versammlung jenen erzwungenen Verträgen mit Bamberg und Würzburg auch noch die Sanktion erteilen, während der Markgraf mainabwärts zog, um die Deutschherren, den Kurfürsten von Mainz und andere „elende Pfaffen" mit

Digitized by Google

den gleichen Mitteln und zum gleichen Zweck zu bearbeiten. Sein vornehmster Gehülfe war der aus der Grafenfehde (S. 724 f.) bekannte Christoph von Oldenburg; „trachten Geld und schonen niemand", berichtet der kurbrandenburgische Marschall; „die geistlichen Häuser werden hart angriffen, sonderlich an den guten Weinen!"

Der Markgraf, der von Anfang an sich dem Bund nur lose angegliedert und volle Freiheit des Handelns vorbehalten hatte, war das zersetzende Element in der fürstlichen Bewegungspartei. Indem er gegen den Rhein vorrückte, trat seine Absicht den Krieg auf eigne Faust an der Seite Frankreichs fortzuführen deutlicher zu Tage. Noch einmal versuchte er sein Glück mit den bisherigen Verbündeten, als Kurfürst Moritz daran ging Frankfurt einzunehmen. Aber noch einmal und im entscheidenden Augenblick zerschellte der Ansturm der Fürstenrevolution an den Mauern einer protestantischen Reichsstadt. Die Beschießung wurde kräftig erwidert; am 20. Juli fiel vor Sachsenhausen der tapfere junge Herzog Georg von Mecklenburg. Die Lage der Bundesfürsten war keine glänzende, als am 24. Juli die Abgesandten der Passauer Versammlung mit dem freilich stark veränderten Vertrag vor Frankfurt eintrafen. Obwohl König Ferdinand in Passau behauptet hatte, durch die kaiserlichen Änderungen werde die Substanz des Vertrags nicht berührt, zeigte sich doch nicht allein der Landgraf, sondern auch Moritz entrüstet über dieses elende Ergebniß eines kriegerischen Unternehmens, welches unter so günstigen Anzeichen begonnen worden war. Der ewige Religionsfriede war gefallen, die künftige Entscheidung über die großen Fragen wieder von der Mitwirkung des Kaisers abhängig gemacht. Überhaupt stand man auf dem nämlichen Fleck wie vor Beginn des Kriegs, denn welche Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit gab es dafür, daß der Kaiser, aus seiner Notlage befreit, nun wirklich auf die Wünsche der deutschen Stände eingehen und ihnen seine kirchlichen und politischen Grundsätze opfern werde, von deren Unerschütterlichkeit man sich eben jetzt hatte überzeugen müssen! Nicht ganz mit Unrecht hielt ein schlauer italienischer Geistlicher den Lobeserhebungen über den Verstand des Kurfürsten Moritz die Tatsache entgegen, daß er einmal den Kaiser in seiner Hand gehabt und nicht zugegriffen habe. Jedenfalls war nicht Moritz der Gewinner, als er am 1. August mit großer Mühe seine Verbündeten zur Unterzeichnung des Passauer Vertrags gebracht hatte. Markgraf Albrecht freilich erklärte ihn für einen Judas und verweigerte die Annahme des Friedens; den widerspänstigen Belagerungstruppen ließ Moritz das Lager anzünden, um sie zum Aufbruch zu nötigen, und der größte Teil seiner eigenen Mannschaft kehrte um, als man erfuhr, daß es nach Ungarn gegen die Türken gehen solle. Der Markgraf nahm die Meuterer bereitwillig unter seine Fahnen; er hatte inzwischen die Bistümer Worms und Speier heimgesucht und warf sich, nachdem er noch einige Tage ohne Erfolg vor Frankfurt gelegen, auf Mainz und Trier. Überall zwang er die Städte dem König von Frankreich zu huldigen; er wollte diesem, wie er versicherte,

Digitized by Google

bei dem Abfall der übrigen Verbündeten beweisen, daß bei Deutschen doch noch Treue und Glauben zu finden sei. Heinrich II. zeigte allerdings geringe Lust, die Summe zu zahlen, um welche der Markgraf in französische Dienste zu treten bereit war. So stand der fürstliche Condottiere ziemlich ratlos in Lothringen; der deutsche Boden war ihm zu heiß geworden, obwohl er die Drohung zurückließ, er werde für jedes zerstörte Haus, Dorf oder Stadt seines Landes den Feinden zehn oder zwanzig abbrennen. Zunächst schienen seine deutschen Eroberungen so gut wie verloren; schon war Karl V., der jene erpreßten Verträge mit Nürnberg und den Bischöfen für null und nichtig erklärte, im Anmarsch gegen die Westgrenze des Reichs.

Wie hatte sich doch binnen wenigen Monaten die Lage in Deutschland umgestaltet! Wider alles Erwarten kehrte der verjagte Kaiser ungebeugt, ohne die wichtigsten Forderungen seiner Gegner erfüllt zu haben, zurück und schaltete wie nach der Niederwerfung der Schmalkaldener als strenger Herr in den schwäbischen Städten, während Kurfürst Moritz seinem Versprechen getreu sich anschickte nach dem ungarischen Kriegsschauplatz abzugehen und von der ganzen kaiserfeindlichen Macht der Kriegsfürsten nur noch der allgemein verabscheute Markgraf und im Norden Graf Volrad von Mansfeld übrig geblieben waren. Karl hatte eine Zeit lang geschwankt, ob er den von den Gegnern angenommenen „exorbitanten" Vertrag seinerseits ratifizieren oder nicht lieber gleich Rache nehmen solle; schon erließ er den Befehl, mit der Freigabe des Landgrafen zu zögern. Moritz war tief betroffen über diese Erneuerung der alten „betrüglichen spanischen Mißverstände"; König Ferdinand aber, der alle seine ungarischen Aussichten wieder aufs Spiel gesetzt sah, verwahrte sich so energisch gegen diese gefährliche und gar zu unehrenhafte Wendung der kaiserlichen Staatskunst, daß Karl sehr gegen seine Neigung den Vertrag doch vollzog. Als er über München nach Augsburg kam, empfing man den Herrn, der zwischen Johann Friedrich und Alba ritt, „voll Zittern und Furcht"; die evangelische Predigt wurde zwar nicht mehr wie vordem unterdrückt, aber die Geschlechterherrschaft hier und in einigen andern schwäbischen Städten hergestellt. Mit voller Begeisterung nahmen dagegen die Ulmer ihren Kaiser auf; der allgemeine Jubel brachte ihn mehr als einmal zu herzlichem Lachen, wie ihn auch die sechs fetten Ochsen erheiterten, welche ihm die Stadt als Überbleibsel aus der Belagerungszeit statt des ausgerotteten Wildprets verehrte. Auch Straßburg durfte sich eines gnädigen kaiserlichen Besuchs erfreuen; er vermied es die Stadt mit dem Durchzug seiner Truppen zu belästigen. Es mochte schon als ein großes Zugeständniß erscheinen, daß wenigstens vom Interim nicht mehr die Rede war. Aber wer hätte sich deshalb auf die Zukunft verlassen dürfen! Karl V. griff damals auf seine Projekte einer monarchischen Umgestaltung des Reichs zurück, als wäre nichts vorgefallen. Der Gedanke eines kaiserlichen Bundes (vgl. S. 803) tauchte wieder auf, vor allem aber wurde mit Zutun der Brandenburger, welche sich die Stifter Magdeburg und Halberstadt zu sichern wünschten, der Plan dem

Digitized by Google

Infanten Philipp, und zwar diesmal mit Übergehung Maximilians, die deutsche Krone zu verschaffen eifriger als zuvor aufgenommen. Markgraf Hans von Küstrin gab sich dazu her die einleitenden Schritte zunächst bei seinem Bruder Joachim zu tun, während Granvela und Königin Maria, die von dem Prinzen eine sehr geringe Meinung hatte, die Erneuerung dieser Umtriebe keineswegs für zeitgemäß hielten. Die nächste Folge war wie vordem eine bedenkliche Verstimmung der österreichischen Linie; hier glaubte man freilich, die „prinzische Praktika" komme aus „des schwarzen Pfaffen [Granvela] Gaukelsack". Zugleich sah König Ferdinand seine Ansprüche auf Würtemberg, zum mindestens auf ein paar feste Plätze des Landes entschiedener als je durch den Bruder zurückgewiesen; seinen Verdächtigungen gegen die religiöse Haltung des Herzogs Christoph begegnete Karl mit dem Hinweis auf den von Ferdinand so warm vertretenen Kurfürsten Moritz. Mehr als je schienen die Verhältnisse auf eine engere Verbindung der deutschen Habsburger mit diesem Todfeind des Kaisers hinzudrängen.

Wie staunte aber vollends die Welt, als im Oktober und November 1552 Karl V. mit dem „Unmenschen" Albrecht Frieden und Bündniß schloß, als er die eben noch in Schutz genommenen Bischöfe ganz und gar preisgab und ihre eben noch feierlich verworfenen sogenannten Verträge mit dem Markgrafen bestätigte. Es war, wie Ranke mit Recht hervorhebt, das stärkste Zugeständniß, welches der Kaiser in einer augenblicklichen Notlage gemacht hat; hauptsächlich auf Rat und unter Vermittlung des Herzogs von Alba wagte er einen Schritt, der allen Glauben an sein kaiserliches Wort zerstören mußte. Aber die Gier nach einer möglichst ergiebigen Ausnützung der militärischen und politischen Lage erstickte jede Regung des Gewissens und des Ehrgefühls; „Not kennt kein Gebot", schrieb Karl seiner Schwester. Er hatte übrigens nicht vergessen, wie er noch vor wenigen Monaten von den Reichsfürsten, auch von den Geistlichen im Stich gelassen worden war. Albrecht, der von Frankreich zurückgewiesen seiner unbezahlten Landsknechte kaum mehr mächtig war, hatte jetzt das Glück auf dem Marsch zu seinem neuen Kriegsherrn eine französische Abteilung zu schlagen und ihren Führer, den Herzog von Aumale, als Gefangenen nach Diedenhofen mitzubringen, wo der Kaiser seinem Verbündeten eigenhändig die rote Feldbinde übergab. Aber im Reich verhöhnte man den beschimpften doppelköpfigen Adler mit bittern Spottversen:

„Der Eine kassirt,
Der Andere konfirmirt,
Der Eine spricht ja, der Andre nein,
Ach Gott, es sollt sein deren eins allein.
In einem Hafen tut man beides kochen,
Es hat leider sehr übel gerochen."

Diese Politik hatte jeden sittlichen Maßstab verloren, hüben wie drüben; Karl V. und Moritz von Sachsen waren in der Tat als Gegner einander wert. Auch die Befreiung der gefangenen Schmalkaldener, die im Herbst

Digitized by Google

1552 erfolgte, trägt doch ganz den Charakter eines Tauschgeschäfts, wobei bis zuletzt jeder der Contrahenten dem andern ängstlich auf die Finger sieht, weil er ihm alles zutraut. Ungern sah der junge Kurfürst den ernestinischen Vetter in sein Land zurückkehren; Johann Friedrich mußte freilich eine von Moritz geforderte Assekuration ausstellen, aber daß der alte Herr, den seine treuen Sachsen mit wahrer Begeisterung begrüßten, den Titel eines geborenen Kurfürsten annahm und die Festung Gotha wieder aufbauen durfte, machte die Aussicht auf eine völlige Beilegung der verwandtschaftlichen „Irrungen" nicht eben sicherer. Immerhin hatte wenigstens für den Hauptbeteiligten dieser Abschluß einer schweren Prüfungszeit etwas Versöhnendes, während der Landgraf auch die letzten bangen Monate der Erwartung noch unter den peinlichsten Eindrücken durchleben mußte. Wir wissen, daß der Kaiser nahe daran war sein bereits gegebenes Wort zu brechen; Landgraf Wilhelm konnte einmal die Besorgniß nicht unterdrücken, daß der Vater, wenn er wirklich freikommen sollte, „etwa mit einer venedigschen Suppen zu guter Letzt abgefertigt" und als ein Sterbender heimkehren werde. In der Tat rechnet es ein Biograph Karls V. diesem zum hohen Ruhm an, daß er sich eines aus Mailand gelieferten Giftes gegen seinen unglücklichen Gefangenen nicht bedient habe. Aber seit jenem mißglückten Fluchtversuch (S. 827) waren die Fenster von Philipps Kerkergemach vernagelt; sie wurden nur einmal geöffnet, als man unten den Spanier, der einen Brief für den Landgrafen besorgt hatte, durch die Spieße jagte. Mehr als das, der Hauptmann, welchem damals die Person des Landgrafen anvertraut war, zwang nicht nur seine Soldaten Nacht für Nacht den Fürsten im Schlaf zu stören, sondern machte sich sogar ein Vergnügen daraus den erlauchten Gefangenen mit dem Tod, mit Fesselung, mit Schlägen zu bedrohen. Der Brief, worin Philipp unmittelbar vor seiner Erledigung die Königin Maria um Schutz vor solcher Mißhandlung anfleht, läßt uns in einen wahren Abgrund von Elend blicken; er will „lieber im höchsten oder tiefsten Turm, auch in eisernen Fesseln sitzen denn in dieser Gefahr". Es gehörte wahrlich eine nicht zu verachtende Charakterstärke dazu solchen Erfahrungen Stand zu halten. Denn obwohl an dem Befreiten von der alten Kühnheit nichts mehr zu spüren war, kann man doch keineswegs sagen, daß Philipp als ein gebrochener Mann heimgekehrt ist. Im Gegenteil, eine gewisse Abklärung und Milde ließ sich jetzt dem einst so stürmischen Vorkämpfer des deutschen Protestantismus nicht abstreiten. Selbst jenen Hauptmann, seinen Peiniger, beschenkte er zum Abschied, wie er ihm versprochen hatte. Man mag über die Schwächen und Mängel dieses hart geprüften Fürsten urteilen wie man will, unstreitig gewinnt seine Gestalt neben dem tückischen Herrscher, der es nicht verschmäht hat, sich zum unversöhnlichen Kerkermeister eines Philipp zu erniedrigen und einem fürstlichen Mordbrenner wie Albrecht die Hand zu reichen.

Einen Ruhm hat freilich Karl V. aus seinem letzten Feldzug davongetragen: der Mut und die Selbstüberwindung des alten kränkelnden Mannes

Digitized by Google

konnten so manchen jüngeren Kriegsherrn beschämen. Die fürstliche Revolution hatte natürlich, ganz abgesehen von den leichten Erfolgen Frankreichs, auch anderwärts den Kampf gegen das Haus Österreich belebt und gefördert. Während Julius III. (29. April) mit Frankreich Waffenstillstand schloß, um sich ganz seiner Neigung gemäß wieder in „Bankette, Gärten und Spiel" versenken zu können, schrieb der Sultan an die deutschen Kriegsfürsten als an seine wahren Freunde und Verbündeten; in Ungarn vermochte die Festung Temesvár vor der türkischen Übermacht sich nicht zu behaupten und den Küsten von Neapel drohte ein gemeinsamer Angriff der osmanischen und französischen Flotte. Hier und dort in Italien regten sich noch einmal die antikaiserlichen Tendenzen; in Siena ward unter dem Ruf: „Frankreich, Sieg, Freiheit!" die spanische Besatzung verjagt, ihre verhaßte Zwingburg mit großer Feierlichkeit von den bekränzten Bürgern zerstört. Schon rüstete sich auch Korsika zu seinem sechsjährigen vergeblichen Befreiungskampf gegen Genua und den Kaiser. Nicht mit Unrecht hatte schon im Frühjahr König Ferdinand seinen Bruder davor gewarnt, sich etwa nach Spanien zurückzuziehen, denn in diesem Fall wären außer Deutschland auch Italien und die Niederlande so gut wie verloren. Eben die Rücksicht auf die Sicherheit des Reichs und der Niederlande, deren Südgrenzen Heinrich II. auf seiner Rückkehr aus Lothringen heimgesucht hatte, mochte den Kaiser in dem Entschluß bestärken sich zunächst gegen seinen Hauptfeind zu wenden und nach Alba's Rat noch im Spätherbst zur Belagerung von Metz zu schreiten. Es war eine stattliche Streitmacht, welche in drei Lagern die feste Stadt einschloß; am 20. November traf der Kaiser selbst davor ein, unter dem Donner der Geschütze. Noch vor Kurzem hatte der gichtische Herr nicht einmal die Feder führen können und in der Sänfte reisen müssen; jetzt hielt er sich bei eisiger Kälte Tage lang im Sattel und während schlechtes Wetter und mangelhafte Verpflegung seine Truppen zu Tausenden wegrafften, während seine beiden Leibärzte erkrankten, wollte er nichts vom Abmarsch hören. Aber zu Ende des Jahrs mußte auch er sich in das Unabänderliche fügen; da die gut geleiteten Befestigungsarbeiten der Besatzung und die stets zunehmende Schwäche der Belagerer die Hoffnung auf einen erfolgreichen Sturm mehr und mehr ausschlossen, trat er am 1. Januar den Rückzug an. Daß der siegreiche Kommandant der Festung, der Herzog von Guise sich der zurückgelassenen Kranken des feindlichen Heeres annahm, verlieh seinem Ruhm einen noch helleren Glanz, während Alba, längst von den eigenen Unterbefehlshabern auf das Schärfste verurteilt, als der leichtsinnige Zerstörer eines trefflichen Heers erschien. Karl V. aber sah vor Metz seinen vielgepriesenen Glücksstern untergehen. Noch klammerte er sich wie ein Verzweifelnder an das unselige Projekt, dem Infanten, welcher dem Reich „fürständiger" sei als jeder andere, die römische Krone aufs Haupt zu setzen. Mit dem Haus Brandenburg, zumal mit dem guten Schwert des Abenteurers Albrecht dachte er vielleicht doch zu erzwingen, was die große Mehrheit der Reichsstände, die Familie seines Bruders, im Grund alle Welt verabscheute.

Digitized by Google

Indessen war Moritz, der seit dem September in Ungarn zu Felde lag, nicht müßig gewesen. Durchaus auf ein immer festeres Verhältniß zum römischen König schien dieser Türkenzug berechnet zu sein, aber zugleich spielten im kurfürstlichen Lager vor Raab Verhandlungen und Anknüpfungen, die mit einem sächsisch-österreichischen Einverständniß sicherlich nichts zu tun hatten. König Heinrich II. hatte keinen Grund über den Abfall seines Bundesgenossen, der ohne ihn den Passauer Vertrag eingegangen war, sich ernstlich zu beschweren. Noch beim Abschluß des Vertrags wandten sich Kursachsen und Hessen mit neuen Bündnißanträgen an Frankreich; wieder wurde dem „Hildebrand", wie der König im vertraulichen Verkehr dieser Fürsten hieß, die deutsche Krone angeboten, die Aufstellung eines deutschen Heeres am Rhein für das Frühjahr versprochen. Volrad von Mansfeld erschien als Agent des Kurfürsten am französischen Hof. Weit seltsamer waren freilich jene Umtriebe, welche durch den Herzog von Ferrara eingeleitet nichts Geringeres bezweckten als eine nahe Verbindung zwischen Moritz und der Pforte; der Kurfürst sollte mit türkischer Hülfe auch die deutsch-österreichische Macht der Habsburger zerstören und selber unter türkischer Oberhoheit die ungarische Krone tragen. Man fühlt sich gern verfucht, an dem kühnen und gewissenlosen Wettiner irgend einen Zug von Größe zu entdecken und eine solche Phantasie von der Doppelvernichtung Karls und Ferdinands entbehrt sicherlich dieses Zuges nicht. Übrigens haben ja, wie Druffel betont, auch weit minder energische Naturen wie Kurfürst Joachim und der Baiernherzog ähnliche Gedanken gehegt. Moritz trug jedenfalls kein Bedenken gleichzeitig dem König Ferdinand ein engeres Bündniß, vornehmlich zum Schutz der königlichen Erblande gegen die Türken, vorzuschlagen; auch der Kaiser und andere Fürsten sollten beigezogen werden. Ferdinand ergriff diesen Vorschlag mit der größten Lebhaftigkeit, während der Kaiser, der eben daran ging in Süddeutschland einen Ersatz für den aufgelösten schwäbischen Bund zu schaffen, mit Recht dieses sächsische Bundesprojekt höchst mißtrauisch aufnahm. Von Neuem trat der Gegensatz zwischen den Brüdern stark hervor; Karl setzte sein Vertrauen doch noch lieber auf Johann Friedrich und den jungen Herzog von Würtemberg, während Ferdinand, diesen beiden Fürsten nichts weniger als freundlich gesinnt, die Notwendigkeit geltend machte vor allem sich des Kurfürsten Moritz zu versichern. Im Hintergrund stand immer die gefährliche Spannung wegen der römischen Königswahl; der Infant, welcher eben durch eine reichliche Geldsendung den französischen Feldzug seines Vaters mit ermöglicht hatte, brannte vor Begierde endlich das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, während Ferdinand und Maximilian sich bereits auf eine gewaltsame Lösung der Frage gefaßt machten. Ferdinand erklärte ganz offen, wenn man etwa den alten Ernestiner gegen Moritz loslassen wolle, werde er dem Kurfürsten Beistand leisten. Nicht dieser Waffe hat sich der Kaiser bedient, aber von der schweren Schuld ist er nicht freizusprechen, daß er nach seinem französischen Zug sich in die Niederlande begab, statt seine ganze Kraft für die Erhaltung des Friedens in Deutschland

Digitized by Google

einzusetzen. Ernsthaft genug trat die Pflicht an ihn heran seines kaiserlichen Amtes zu walten, in einem Augenblick, wo noch einmal der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt über das Reich hereinbrach.

Der Markgraf kehrte zurück und fand seine fränkischen Gegner gerüstet, während er fest entschlossen war, sein „gutes Recht" durchzusetzen; sein Vertrauter Wilhelm von Grumbach hatte zur Einleitung des Pfaffenkriegs, zur Okkupation jener bambergischen Gebietsteile getrieben, „wenn es auch Tag und Nacht Mönche regnete und sie Reiter und Knechte von den Bäumen schütteln könnten". Es war ein bedeutsames Zeichen, daß beim Herannahen der Gefahr die süddeutschen Fürsten es vorzogen sich unter einander zum Schutz des Landfriedens zu verbinden, statt dem schwäbischen Bundesprojekt des Kaisers so rasch als möglich entgegenzukommen. Auch hier erscheint die Besorgniß vor der spanischen Succession ausschlaggebend; neben dem Interim hat nichts Karl V. Stellung in Deutschland so gründlich erschüttert als dieser hartnäckig festgehaltene Plan, von welchem, wie Herzog Christoph einmal an Baiern schreibt, selbst „die Bauern in den Wirtshäusern redeten". Eben in diesen zwei Gedanken, Rückführung der Protestanten zur alten Kirche und Einfügung Deutschlands in die spanische Universalmonarchie, gipfelte seine Lebensarbeit; evangelische und katholische Reichsstände sind durch die kaiserliche Politik zuerst wieder zum kräftigen Bewußtsein einer Interessengemeinschaft gebracht worden. So fanden sich neben Baiern und Würtemberg die Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz und der Herzog von Jülich in dem sogenannten Heidelberger Verein (29. März 1553) zusammen, um zunächst ihren eigenen Besitzstand gegen jeden Angriff sicherzustellen; der bedrängte Genosse sollte auf eine sofortige Unterstützung von 6000 Mann, ungefähr halb so viel, wie die schmalkaldische eilende Hülfe (S. 638), Anspruch haben. Ihrer nächsten Aufgabe, einer friedlichen Beilegung jenes markgräflich-bischöflichen Streithandels, vermochte diese Gruppe neutraler Fürsten allerdings nicht gerecht zu werden; weder ihre Vermittlungsversuche noch die Mandate des Reichskammergerichts hinderten den Ausbruch der Feindseligkeiten, welche zwar nicht, wie König Ferdinand prophezeite, einen zweiten schlimmeren Bauernkrieg hervorriefen, aber in der Tat an Wildheit jene demokratische Revolution noch überboten. Nach einem siegreichen Scharmützel mit den Würzburgischen bei Pommersfelden (11. April) zog Albrecht wieder wie im Vorjahr würgend und brennend durch Franken; wohl durfte er rühmen, die Nürnberger verstünden sich nicht so gut aufs Brennen wie er; wo er Feuer anmache, da könne man die Überreste leicht mit dem Besen wegkehren. Das Verzeichniß der von ihm eingeäscherten Städte, Schlösser, Klöster und Dörfer brauchte den Vergleich mit den Brandstätten von 1525 wahrlich nicht zu scheuen; im Würzburgischen allein zählte man über 300 zerstörte Plätze. Was vom Feuer verschont blieb, wurde gründlich „ausgeklaubt". Weit hinaus flogen die Gedanken des hochgeborenen Verbrechers; er sprach einmal beim Trunk von der böhmischen Königskrone. Ernsthafter war der Plan gemeint,

Digitized by Google

sich in einem norddeutschen Fürstenbund den unentbehrlichen Rückhalt zu schaffen. Der Markgraf kannte seinen alten Freund und gefährlichsten Gegner; Kurfürst Moritz ließ sich weder durch Lügen noch durch gute Worte hinters Licht führen und fand es vorteilhafter in dieser furchtbaren Erschütterung als Kämpe der Ordnung gegen fürstliche Anarchie eine führende Rolle zu übernehmen. Ganz Deutschland drohte sich in zwei Parteien zu spalten. Während der Heidelberger Verein nur ungern und vorsichtig sich auf bewaffnetes Eingreifen gefaßt machte, trafen Moritz und der römische König in Eger zusammen, um gemeinsame Maßregeln gegen den Markgrafen zu verabreden. Schon vorher hatte Moritz seinen Bruder nach Dänemark gesandt; dem König Christian ließ er die nächste Zukunft des Reichs im bedrohlichsten Lichte schildern; es werde bei dem jedenfalls bald eintretenden Ableben des Kaisers „eine andere Welt und seltsame Veränderung" werden, aber der Kurfürst wolle an der Seite seiner Bundesgenossen „nicht den geringsten Stein im Brett behalten".

Und der Kaiser? Von jeher ist sein Verhalten in dieser kritischen Zeit als ein höchst zweideutiges beargwohnt worden. Er saß ruhig in Brüssel und begnügte sich mit papiernen Waffen, mit Briefen und Mandaten, zu kämpfen, obgleich er die geringe Wirkung solcher Machtäußerungen längst kennen mußte. Allmählich lockerte er die Fesseln, welche ihm seine Verträge mit Albrecht angelegt hatten; er machte dem Markgrafen klar, daß von einem kaiserlichen Zwang gegen die Bischöfe nicht die Rede sein könne. Dann erfolgte am 20. März eine neue Bestätigung jener Kassation der von Albrecht erpreßten bischöflichen Zusagen (S. 851), welche, wie der Kaiser versicherte, auch durch seine Aussöhnung mit Albrecht keineswegs aufgehoben worden war. Aber sein eigner Vertrag vom 24. Oktober hatte doch ausdrücklich alles, was gegen jene bischöflichen Verschreibungen geschehen sei, aufgehoben und vernichtet; bei seinen „kaiserlichen Würden und wahren Worten" hatte er damals versprochen weder selbst noch durch Vermittlung anderer jemals wider seine dem Markgrafen gemachten Zugeständnisse zu handeln. Freilich war bei der jetzt ergangenen Aufforderung an alle Reichsstände den Bischöfen zur Wiedererlangung ihres Eigentums zu helfen Albrechts Name mit Stillschweigen übergangen, ebenso in einem Edikt, welches Werbungen unter des Kaisers Namen ohne kaiserlichen Befehl mit schwerer Strafe bedrohte und gleichfalls gegen den Markgrafen gerichtet war. Doch dieser klägliche Kunstgriff diente höchstens zur Bestärkung der weit verbreiteten Ansicht, daß der Kaiser mit dem Markgrafen unter einer Decke stecke und nur den Schein einer Handhabung des Landfriedens zu wahren suche. Daß Karl immer wieder nach beiden Seiten hin die Notwendigkeit einer friedlichen Auseinandersetzung geltend machte, war bei einer so hoch gestiegenen Erhitzung der Gemüter und angesichts der furchtbaren Verwüstung in Franken natürlich wertlos. Ein Kaiser, der die ernstliche Absicht hegte dem Reich den Frieden zu wahren, mußte mit ganz anderem Nachdruck reden und mehr als das, auch handeln. Der Spanier auf dem Kaisertron sah viel-

Digitized by Google

leicht nichts lieber als daß die unruhigsten Elemente des deutschen Fürstentums sich im inneren Kampf verbluteten, der Passauer Vertrag in Vergessenheit geriet und der Jammer des Bürgerkriegs die Mehrheit der Reichsstände seinen politischen Reformgedanken zugänglicher machte. Oder kam etwa seine oft gerügte Apathie wieder mit ins Spiel? Was sollte denn werden, wenn sein Todfeind, wenn Moritz Sieger blieb? Weit genug waren im Sommer 1553 die Unterhandlungen gediehen, welche im Auftrag des sächsischen Kurfürsten der Mansfelder am französischen Hof betrieb. Heinrich II. dachte bei der erschütterten Gesundheit des Kaisers ganz ernstlich an die römische Krone; er hoffte demnächst Moritz mit einem stattlichen deutschen Heer in die Niederlande einfallen zu sehen. Über die Entschlossenheit seines Verbündeten erhielt er durch Mansfeld, der nach Deutschland zurückgekehrt war, die besten Nachrichten. Aber zunächst drängte freilich der Waffengang mit dem Markgrafen. An der Spitze seiner Banden hatte sich der Gefürchtete nach Norden gezogen, wo Herzog Heinrich von Wolfenbüttel mit einer Reihe von Adeligen, deren Güter er nach dem schmalkaldischen Krieg eingezogen hatte, und mit der Stadt Braunschweig in offener Fehde lag. Albrecht dachte sich mehr und mehr auf die evangelischen Sympathien zu stützen; wer hatte bisher die „Baalspfaffen" so kräftig „mores gelehrt" und „des Teufels Reich" so unbarmherzig angegriffen wie er? Aber auch die Stimmung Johann Friedrichs gegen den verhaßten Vetter und die kaiserfreundliche Haltung der brandenburgischen Hohenzollern konnten ihn ermutigen sein Heil in Norddeutschland zu suchen. Es ergab sich eine sehr charakteristische Verschiebung der Parteien, welche das Übergewicht der politischen über die religiösen Interessen schlagender aufwies als es je geschehen war. Hatten schon bei der Fürstenrevolution evangelische Städte ihren hochgebornen Glaubensgenossen den folgenreichsten Widerstand entgegengesetzt, so finden wir jetzt den Kurfürsten Moritz im engsten Bund mit dem altberüchtigten Widersacher der Reformation, dem „schlimmen Heinz" von Wolfenbüttel, und mit dem erzkatholischen König Ferdinand, zugleich in Fühlung mit den fränkischen Bischöfen, deren nächste Bundes- und Leidensgenossen ja die protestantischen Nürnberger waren. An der Spitze des Heidelberger Vereins standen als Kriegsoberste der katholische Albrecht von Baiern und der lutherische Christoph von Würtemberg. Dagegen hatte der Markgraf, ganz abgesehen von seinen Verwandten, unter welchen Gräfin Elisabeth von Henneberg, vormals Herzogin von Braunschweig, seine eifrigste und opferwilligste Gönnerin war, nicht nur die protestantischen Gegner des Braunschweigers Heinrich, sondern auch den katholischen Erich von Calenberg, den Sohn jener Elisabeth, auf seiner Seite und daß der Kaiser mindestens nichts gegen ihn tat, war ein offenes Geheimniß. Nur ungern stellte Landgraf Philipp, der gleich Johann Albrecht von Mecklenburg die Anlehnung Kursachsens an die „gottlosen Pfaffen" höchlich mißbilligte, seinem Schwiegersohn eine Reiterschaar zur Hülfe. Nicht allein evangelische Entrüstung, auch territoriale Streitigkeiten schieden übrigens damals den Mecklenburger von seinem

Digitized by Google

früheren Bundesgenossen Moritz, obwohl er im letzten Augenblick noch zu vermitteln und den Kurfürsten von seinem katholischen Verbündeten Heinrich zu trennen suchte. Aber schon war der kursächsische Absagebrief dem Markgrafen im Lager vor Petershagen überreicht worden. Acht Tage später, am 9. Juli 1553, trafen die Hauptgegner bei Sievershausen und Peina, zwischen Hannover und Braunschweig, aufeinander. Albrecht hatte den Vorteil der besseren Stellung und war an Fußvolk überlegen, aber die Schlacht entwickelte sich fast durchaus als Reiterkampf, wobei sich nach altritterlichem Brauch die fürstlichen Heerführer persönlich mitten ins Getümmel stürzten. In den Geschwadern des Markgrafen glaubten seine Gegner ein paar Fähnlein mit den burgundischen (kaiserlichen) Kreuzen zu erkennen; das Heer der Verbündeten hatte böhmischen Zuzug. Der Held des Tages war Kurfürst Moritz, mit dessen wilder Tapferkeit sein sächsischer Adel, die Braunschweiger unter Führung ihrer drei Herzoge, die hessischen Reiter wetteiferten. Aber der Sieg, der nach wenigen Stunden gegen Abend sich zu ihren Gunsten entschied, war teuer erkauft. Seine beiden Söhne Karl Viktor und Philipp Magnus hatte der „alte Leu" von Braunschweig verloren; der blutjunge Friedrich von Lüneburg fiel als Träger der kurfürstlichen Hoffahne und mehr als das, Moritz selbst büßte seinen tollkühnen Reitermut mit dem Leben. Vor dem letzten Angriff hatte ihn die tötliche Kugel getroffen. Anfangs hoffte er zu genesen; noch beschäftigte er sich mit den Siegesberichten, aber die erbeuteten Fahnen, die, mehr als sechzig, zu seinem Zelt gebracht wurden, senkten sich vor einem Sterbenden. Nach qualvollem zweitägigem Ringen verschied der zweiunddreißigjährige Fürst am 11. Juli, bis zuletzt bei vollem Bewußtsein, seiner Gemahlin und Tochter gedenkend, voll christlicher Ergebung. Seine letzten Worte, nachdem er noch seinen Feinden von Grund seines Herzens verziehen hatte, lauteten: „Gott wird kommen". Herzog Heinrich von Braunschweig hätte gern den Markgrafen, wenn er ihm in die Hand gefallen wäre, am nächsten Baum aufknüpfen lassen. Daß in Moritz Deutschland sein fürstliches Haupt verloren hatte, drückt ein sächsisches Klagelied in der verkünstelten Weise der Zeit aus:

„Mit schwarz thu dich bekleiden,
O teutsche Nation,
Rew, klag und hab groß leiden,
ITZ ist dein Held davon."

Viel zu früh ist dieses tatenreiche Leben erloschen, als daß wir über die letzten Ziele des hochbegabten und ehrgeizigen Mannes ein sicheres Urteil gewinnen könnten. Wir sind jedenfalls nicht befugt aus den partikularistischen Gesichtspunkten, wie sie in seiner Politik stark hervortreten, den Schluß zu ziehen, daß Moritz überhaupt keiner größeren Anschauung fähig gewesen sei. Wohl gleicht er in gewissem Sinn jener Fürstengeneration, welche im XV. Jahrhundert mit dem Aufgebot aller Willenskraft und Gewissenlosigkeit doch nur für den Territorialstaat geschaffen hat (S. 53 ff.), einem Albrecht Achilles und seinesgleichen. Aber die größeren Verhältnisse der Reformationszeit, der

Digitized by Google

Kampf mit einem Gewaltigen wie Karl V., das unabweisbare Hereinragen der religiösen Gegensätze, das alles mußte einen in der Vollkraft der Jugend stehenden Fürsten, der sich bereits zum ersten Mann des Reichs emporgearbeitet hatte, vorwärts treiben. So vorsichtig er auch das Erreichbare abzumessen pflegte, eine Königskrone lag für ihn gewiß nicht im Unerreichbaren. Die Franzosen mochten gelegentlich in ihm einen künftigen Kaiser nach ihrem Herzen sehen. Daß er aus dem chaotischen Durcheinander der Fürstenrevolution nicht als der Letzte hervorzugehen denke, hat er selbst ausgesprochen. Mochte in seinem wilden Leben die sittliche Kraft der Reformation nicht viel für ihn bedeuten, angesichts des Todes zeigte er sich doch als echter Sohn des lutherischen Deutschland. Und was nachher im Augsburger Religionsfrieden verwirklicht worden ist, die feste Aufnahme in die Reichsverfassung hatte der deutsche Protestantismus doch vor allem diesem Wettiner zu danken, der mit einer an den alten Nationalhelden Arminius gemahnenden Treulosigkeit den größten Rechner und Menschenkenner seiner Zeit zu überwinden verstand. Wir werden eine Gestalt wie Moritz sicherlich nicht mit einem neueren Historiker als „Gauner" abfertigen. Der Retter des Protestantismus findet mit all seinem fürstlichen Eigennutz und Wortbruch würdige Genossen nicht allein unter den Italienern der Renaissance, sondern auch unter den deutschen Kaisern und Großen längst vergangener Jahrhunderte. Seine beste Rechtfertigung aber ist der kaiserliche Gegner, den er so glücklich nachgeahmt, erst ausgenutzt und dann hintergangen hat.

Es war ein Unglück für die deutschen Evangelischen, daß der große Kampf der neuen Lehre wider die römische Kirche sich schließlich in so unwürdiger Gestalt verkörpert hatte. Denn Markgraf Albrecht erhob nun wirklich nach dem Fall seines größten Gegners entschiedener als je die Fahne des Pfaffenkriegs. Die meisten protestantischen Fürsten und Städte Norddeutschlands hatten oder suchten gutes Einvernehmen mit ihm; Landgraf Philipp eilte sich zu vertragen, nachdem er ungern genug am Krieg teil genommen, und selbst der neue sächsische Kurfürst August konnte kaum rasch genug die kühne Politik seines Bruders abdanken und trotz aller Abmahnungen des römischen Königs einen Vergleich mit dem Markgrafen eingehen. Man unternahm es die alte Erbeinigung der Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen herzustellen; ein sächsischer Bund, sehr verschieden von jenem Projekt des römischen Königs, schien sich bilden zu sollen, während zugleich im Süden der Heidelberger Verein, obwohl Ferdinand für Tirol und Vorderösterreich beitrat, streng neutral blieb. Dieser süddeutsche Bund, in welchem man den Bischof von Arras den schwarzen Arius nannte, hätte eigentlich bei seiner antispanischen Richtung (S. 858) um so entschiedener gegen den Friedensbrecher vorgehen müssen, als man in demselben vielfach ein Werkzeug der kaiserlichen Successionspläne vermutete. Aber der Herzog von Baiern konnte mit Recht äußern, den Mark-

Digitized by Google

grafen zu beißen sei nicht jedermann lustig. Herzog Christoph von Würtemberg war ein eifriger Feind von Albrechts Feinden, König Ferdinand und Heinrich von Braunschweig. Albrecht, welchem inzwischen immer neues Kriegsvolk zuströmte, gab seiner zuversichtlichen Stimmung mit dem ihm eigenen cynischen Humor Ausdruck. „Saget euern Pfaffen zu Würzburg und Bamberg," schrieb er einem seiner Obersten, „daß sie den vier Pfaffenfürsten, Herzog Moritzen, Herzog Karln und Herzog Philipp Magnus, desgleichen dem Herzog von Lüneburg viel Seelmessen lesen lassen, dieweil sie auf ihren Glauben erschossen sind. — Ich lebe noch, und länger, ob Gott will, als allen Pfaffen lieb ist. Ihr Messias, Herzog Moritz, ist aufgeflogen." In rohen Versen wurde das bevorstehende Braten aller Pfaffen und Pfefferſäcke besungen; zu Nürnberg sollten künftig die Füchse ihr Lager haben. Fast gewann es den Anschein, als sollten die eingeschüchterten und vom Kaiser verlassenen Reichsstände sich von einem politischen Glücksspieler Gesetze vorschreiben lassen. Einzig und allein der alte Heinrich von Braunschweig, der selbst um sein fürstliches Dasein kämpfte, hielt zu den schmählich mißhandelten fränkischen Bischöfen und den Nürnbergern; er wußte doch seinen unbeständigen jüngeren Vetter Erich dem Markgrafen abspenstig zu machen. Am 12. September schlug er den Gegner bei Steterburg, zum großen Schrecken der Bürger von Braunschweig, die von ihren Türmen und Mauern aus den Sieg ihres feindlichen Landesherrn mit ansehen konnten. Die folgende Belagerung der Stadt führte zu einem Vergleich zwischen dem Fürsten und seinen trotzigen Bürgern, als Heinrich durch die dringenden Bitten der fränkischen Verbündeten südwärts gerufen wurde, dem Verzweiflungskampf des Markgrafen um Land und Leute ein Ende zu machen. Unterwegs mußte der alte Johann Friedrich seine Sympathien für den Brandenburger mit einer stattlichen Summe büßen. Wilder als je erging sich der gehetzte Markgraf in Rede und Schrift über die treulosen Stiftspfaffen und den bluthundigen Pöbel von Nürnberg, der die ganze Aristokratie im Reich austilgen möchte. Aber jene protestantischen Fürsten, die ihm vielleicht nach einen entscheidenden Sieg offen zur Seite getreten wären, erhoben jetzt abgesehen von Vermittlungsversuchen keinen Finger für ihn, während der Kaiser seine Hand vollends von ihm abzog. Am 1. Dezember erging endlich die Achtserklärung des Kammergerichts. Albrecht leerte auf die Nach-

Münze von Albrecht (Alcibiades) von Brandenburg-Kulmbach. Silber. Originalgröße.

SI · DEO · PRONOBIS · QVIS · CONTRA · NOS (Kleeblatt). Im Felde verziertes Kreuz, in den Winkeln vier Wappenschilde ins Kreuz gestellt: Brandenburg, Pommern, Burggrafschaft Nürnberg, Hohenzollern; in der Mitte der Adlerschild. Rückseite: In einem Viereck: ZV · EREN · MARGRAF · ALBRECHTEN · VND · ZV · SCHANDEN · ALLN · PFAFEN · KNECHT · BLASSENBE; daneben 1553. Auf der Plassenburg geprägter Vierteltaler, wahrscheinlich Unicum. Kgl. Münzkabinet, Berlin.

Digitized by Google

richt, daß die Kreise zur Exekution aufgemahnt seien, sein Glas: „Acht und Aberacht," rief er, „gibt sechzehn; wir wollen sie fröhlich und in Frieden mit einander vertrinken!" Noch einmal gab er die Losung, den Pfaffen während der Christmette und zum neuen Jahre ein Feuer anzuzünden, „daß die Kinder im Mutterleib einen Fuß an sich ziehen oder auch beide". Immerhin verging über ein halbes Jahr, bis das unglückliche Frankenland wirklich von einem Krieg erlöst war, in welchem schließlich beide Parteien gleich erbarmungslos gewütet hatten. Am 13. Juni 1554 wurde Albrecht, der aus dem umlagerten Schweinfurt entronnen war, bei Schwarzach, in der Nähe von Kitzingen vom Feind eingeholt und völlig geschlagen. Am 22. Juni fiel nach langer heldenmütiger Verteidigung die Plassenburg, während der verjagte Fürst, dem jetzt auch sein würtembergischer Freund den erbetenen Aufenthalt weigerte, nach Frankreich floh. Johann Albrecht von Mecklenburg, der seiner Zeit den Passauer Vertrag nur gebilligt, aber nicht unterzeichnet hatte, entging einem ähnlichen Schicksal nur durch rechtzeitige Gebietsabtretungen an seinen mit Gewalt drohenden Bruder Ulrich. Unter sich, fast ohne Zutun des Kaisers, hatten die deutschen Fürsten die Ruhe hergestellt. Nicht auf dem Weg der Revolution, sondern durch den Reichstag sollte eine endgültige Neuordnung des Reichs, ein dauernder Friede geschaffen werden. Freilich kostete es viel Zeit und Mühe, bis dieser Tag wirklich zusammentrat. Denn noch herrschte bei den Fürsten der Argwohn, der Kaiser beabsichtige nichts anderes als daß „wieder der alt spanische Meistergesang angefangen und zu lang gesuchtem Ende gerichtet werden möchte".

Aber schon im Februar 1554 hatte Karl V. seinem Bruder erklärt, warum er diesem Lieblingswunsch entsagen wolle. Seit dem Tod des jugendlichen Königs von England († 6. Juli 1553) und der Tronbesteigung seiner ältesten Schwester Maria, deren Anrecht auf die Krone der Bruder vergebens durch sein Testament zu Gunsten einer protestantischen Base Johanna Grey hatte beseitigen wollen, stand eine gründliche Restauration des Katholizismus in dem bereits verlorenen Inselreich zu erwarten. Hier setzte nun die kaiserliche Politik mit allen Kräften ein; im Januar 1554 kam der Ehevertrag zwischen der ältlichen Königin und ihrem jungen Vetter, dem verwittweten Infanten, zum Abschluß und im Juli ward die Hochzeit gefeiert, welcher bereits einzelne Ketzergerichte vorausgingen und dann erst die planmäßige Unterdrückung aller religiösen Neuerungen folgte. Auf den Knien, in Gegenwart des Herrscherpaars empfing das englische Parlament am 30. November 1554 für sich und das ganze Königreich die päpstliche Lossprechung von Häresie und Schisma und ihren Folgen. Dem Cardinal Pole war es beschieden, diese feierliche Rückführung der Heimat, die ihn einst ausgestoßen hatte (S. 817), in den Schoß der Kirche zu vollziehen. Das war die neue Wendung der Dinge, welche dem Kaiser einen willkommenen Anlaß bot seine Gedanken von den deutschen Verhältnissen abzuwenden. Nicht als hätte er jetzt mit der Rüstigkeit und Zähigkeit seiner früheren Jahre den geänderten Kurs verfolgt; zu mächtig

Digitized by Google

hatten doch die Enttäuschungen und Bitterkeiten der letzten Jahre auf den ermüdeten Mann eingewirkt. Im Gegenteil, wir sehen den Gedanken der Tronentsagung allmählich greifbare Gestalt gewinnen; bei seiner englischen Vermählung erhielt Philipp die spanischen Besitzungen in Italien und den Titel eines Königs von Neapel. Eben die persönlichen Beziehungen zu diesem Sohn, für dessen Größe der Kaiser arbeitete und sich sorgte, trugen einen nichts weniger als herzlichen Charakter. In der spanischen Umgebung des Prinzen wurden Stimmen laut, welche die Regierungsfähigkeit des gichtbrüchigen Herrschers offen in Zweifel zogen; man lebe bereits in einem baufälligen Haus und der junge Herr allein könne den Einsturz verhüten. Der Herzog von Alba, der den Infanten nach England begleitete, war der rechte Mann der aufgehenden Sonne; auch Granvela bemühte sich seinen Platz für die kommende Zeit zu sichern. Langsam, Schritt für Schritt entäußerte sich Karl V. der höchsten Gewalt, nachdem er eine seiner Hoffnungen nach der andern, auch die auf jene englische Vermählung gegründeten Aussichten hatte scheitern sehen. Sein Vertrauter van Maele berichtet, wie ihm der Kaiser einmal ohne Zeugen sein innerstes Denken und Fühlen rückhaltlos eröffnet habe, wie er nicht ohne Grauen an diese Stunde zurückdenken könne. Königin Maria, von tiefer Antipathie gegen den herzlosen und geistlosen Neffen beseelt, verkündigte im Sommer 1555 dem kaiserlichen Bruder ihren festen Entschluß von der Statthalterschaft der Niederlande zurückzutreten. Damit war auch für Karl die Entscheidung gekommen. Am 21. Oktober verzichtete er in einer Versammlung der Ritter vom goldenen Vließ zu Brüssel auf die Souveränetät des Ordens zu Gunsten seines Sohnes. Vier Tage später übergab er diesem vor den niederländischen Ständen die Regierung; eine tiefe Bewegung bemächtigte sich der Anwesenden, als der Kaiser selbst das Wort ergriff, um nach einem kurzen Überblick über sein arbeitsvolles Herrscherdasein sich für vollkommen unfähig zur weiteren Verwaltung seines hohen Amtes zu erklären und für etwa geübtes Unrecht um Verzeihung zu bitten. Die Tränen standen ihm in den Augen, als er seinem Sohn das Wohl der Länder empfahl, über die er fortan regieren werde. Aber er vergaß nicht den Ständen selbst ganz besonders die Ausrottung aller Ketzereien ans Herz zu legen. Im Januar 1556 folgte die förmliche Abtretung der spanischen Kronen, aber erst im September lichtete die Flotte die Anker, welche den Enttronten nach seinem geliebten Spanien trug. Noch in der glänzenden Einsamkeit von San Yuste beschäftigten die großen europäischen Kämpfe den alten Herrscher, der wohl der Regierung, doch nicht seiner durch und durch politischen Natur entsagen konnte. Und auch damals noch verfolgte ihn das Schreckgespenst der Ketzerei; selbst in Spanien, in seiner eigenen Nähe tauchten Lutheraner auf, und während die Inquisition ihre Scheiterhaufen rüstete, empfand Karl V. schmerzliche Reue darüber, daß er einst versäumt hatte die große deutsche Bewegung im Blut ihres Führers zu ersticken. Der Gedanke an Luther, dem er vergebens den Krieg gemacht hatte, und der Gedanke an Rom, welches ihn selbst bekämpft hatte

Digitized by Google

und jetzt wieder seinen Sohn bekriegte, störten dem weltmüden Kaiser die Stille seiner letzten Tage.

Nie und nimmer vermochte Karl V. das Ergebniß anzuerkennen, welches aus dem mühsam beschwichtigten Streit der deutschen Parteien mit Notwendigkeit hervorging. Im Sommer 1554 hatte er seinem Bruder die Vollmacht erteilt mit den Reichsständen endgültige Abmachungen zu treffen, aber keineswegs als Bevollmächtigter und im Namen des Kaisers, sondern nur für sich als römischer König sollte Ferdinand handeln dürfen. Karl schob ihm eine Verantwortung zu, die er selbst um keinen Preis übernommen hätte; nach wie vor bestanden für ihn, wie er dem Bruder schrieb, die in Villach, vor dem Passauer Vertrag besprochenen Bedenken wegen der Religionsfrage. Ferdinand war sicherlich kein schlechterer Katholik als Karl, aber schon die Lage seiner Gebiete, ihr enger Zusammenhang mit Deutschland, das unabweisbare Bedürfniß des Ungarnkönigs nach deutscher Hülfe verboten ihm den tollkühnen Versuch nach allem, was geschehen war, immer noch die Daseinsberechtigung des Protestantismus zu bestreiten. So ist unter seiner widerwilligen Teilnahme jener sogenannte Friede zu Stande gekommen, der den Entscheidungskampf zwischen den deutschen Katholiken und Protestanten nicht etwa für immer beschworen, aber um zwei Generationen hinausgeschoben hat. Man sieht es dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 an, daß er nur der beiderseitigen Ermüdung der Kämpfenden zu danken und nicht zwischen Siegern und Besiegten geschlossen worden ist. So wurde er tatsächlich zu einem Interim, welches noch weit mehr Schaden und Jammer über die Nation bringen sollte als die kaiserliche Reformation von 1548. Wenn wir an die ursprünglichen Ziele der großen deutschen Bewegung zurückdenken, erscheint dieses Ergebniß als ein recht ärmliches.

Trotzdem war es der entschiedenste Bruch mit dem Systeme des Mittelalters, der bisher in solchem Umfang zu verzeichnen war, „der erste erfolgreiche Versuch," sagt Ritter, „in einem großen Staate der lateinischen Christenheit die Gleichberechtigung zweier Bekenntnisse dauernd zu begründen". Man begreift den zähen Widerstand, welchen die Katholiken einer unbeschränkten Freigabe des Bekenntnißwechsels für Stände und Untertanen entgegen setzten; bedeutete doch schon das Zugeständniß der Parität eigentlich für sie ein Preisgeben ihrer innersten Überzeugung, welches sie vor ihrem eigenen Gewissen nur mit einer zwingenden Notlage entschuldigen konnten! Tatsächlich besaßen sie überdies im Reichstag noch die Majorität. Aber auch hier, auch auf dem Gebiete des Reichsstaatsrechts hatte die Reformation ihrem Bedürfniß gemäß alte Fesseln gesprengt; der Name Protestanten entstammt ja eben einem Kampf gegen das Majoritätsprinzip. Nun hatten im ursprünglichen Passauer Vertrag vor der Abänderung durch den Kaiser (S. 850; 852) allerdings auch katholische, selbst geistliche Stände die unbedingte Notwendigkeit eines Religionsfriedens anerkannt; durch den Gegensatz zu der spanischen Politik des Kaisers, durch die gemeinsame Verteidigung der fürstlichen Libertät waren die konfessionell getrennten Glieder des Reichs einander wieder näher gekommen. Das alles

Digitized by Google

war doch nur unter dem starken Druck politischer und namentlich kriegerischer Verhältnisse geschehen; sobald dieser Druck sich verminderte, wurde auch seine Wirkung zum Teil wieder aufgehoben.

Zunächst hinderte freilich der markgräfische Krieg den Zusammentritt des in Passau verabredeten und bereits viermal vergebens angesetzten Reichstags; als er aber endlich auf den 13. November 1554 ausgeschrieben war, trat die alte Gleichgültigkeit der Reichsstände, das nur zu begründete Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit ihrer eignen Körperschaft wieder hervor, wobei auch der Verdacht gegen den Kaiser noch mitspielte. König Ferdinand, der zu Ende des Jahres in Augsburg keine Stände vorfand, konnte erst am 5. Februar 1555 den Tag eröffnen; persönlich erschien trotz allen Drängens von den Kurfürsten niemand, von den geistlichen Fürsten nur der Cardinalbischof von Augsburg (Otto Truchseß), und der Bischof von Eichstädt, von weltlichen nur Baiern, Würtemberg, Baden und der junge Erzherzog Karl. Die königliche Proposition zeigte sofort, was von katholischer Seite zu erwarten stand. Ferdinand wollte den Landfrieden vor der Religionsfrage behandelt und die Regelung der letzteren noch einmal entweder einem Concil oder einem Colloquium zugewiesen sehen. Es sollte mit andern Worten das Zustandekommen des gefürchteten Religionsfriedens vermieden werden. Manche protestantische Fürsten glaubten in der Tat immer noch an die Möglichkeit einer religiösen Verständigung; so ließ sich Herzog Christoph den königlichen Vorschlag eines Colloquiums wohl gefallen, während die kurbrandenburgische Instruktion sogar das kaiserliche Interim für den geeigneten Boden erklärte, auf welchem sich Katholische und Evangelische — wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen sei (vgl. S. 806 f.) — zusammenfinden könnten. Kurfürst Joachim war gleichzeitig eifrig darauf bedacht seinem Sohn Sigismund, welchen Rom bereits als Erzbischof von Magdeburg bestätigt hatte, auch für das Bistum Halberstadt die päpstliche Confirmation zu erwirken. Nichts ist häßlicher als der vollendete Macchiavellismus, womit damals evangelische Fürsten sich oder ihre Angehörigen dem Papst als gute Katholiken empfahlen, um dies oder jenes Stift unter Wahrung aller Rechtsformen zu erlangen, während sie gleichzeitig den Evangelischen in denselben Stiftern die Handhabung der wahren Religion zusagten. Auch Kurfürst August von Sachsen ließ während des Reichstags eine solche Komödie mit dem Bistum Meißen einleiten. Im schroffsten Gegensatz zu diesem unwürdigen Gebahren standen die Beschlüsse, welche auf einer Zusammenkunft der hervorragendsten protestantischen Reichsstände zu Naumburg gefaßt wurden. Diese Versammlung, zu welcher Kurfürst August und die Söhne des kürzlich (3. März 1554) verstorbenen Johann Friedrich, die Brandenburger und die Hessen, im Ganzen sechzehn Fürsten und dreißig Große eintrafen, stellte eine Art von Gegenreichstag dar, nur daß sie mehr Fürstlichkeiten aufwies als die Reichsversammlung. Hier wurde in der Tat die ausschlaggebende Haltung der Evangelischen vereinbart; man entschloß sich (12. März) bei der Augsburger Confession von 1530 zu bleiben und jede

Digitized by Google

Entscheidung religiöser Fragen durch Stimmenmehrheit abzulehnen. Kurfürst Joachim beeilte sich jenen unglücklichen Vorschlag betreffs des Interim fallen zu lassen. So war auf protestantischer Seite eine feste Basis für die Augsburger Verhandlungen gewonnen. Inzwischen hatte sich doch auch der Kurfürstenrat zu Augsburg dafür entschieden zuerst die brennende Frage vorzunehmen und zwar im Sinn eines dauernden Friedens um jeden Preis, wogegen der Fürstenrat sich heftig wehrte und der Cardinal von Augsburg sogar in aller Form protestirte. Aber mehr Eindruck als dieser Protest machte die bestimmte Erklärung der Naumburger Fürsten, während auf dem Reichstag selbst Christoph von Würtemberg gegen die katholische Mehrheit des Fürstenrats als „Rädelsführer der Partei" die evangelischen Forderungen vertrat. Schließlich kam es doch dahin, daß selbst alle geistlichen Fürsten mit Ausnahme des Cardinals in den dauernden Religionsfrieden auch ohne vorherige Vergleichung willigten und die einzige Klausel, welche sie sich noch vorbehalten hatten, vor den drohenden Mienen der Evangelischen zurückzogen. Man war darüber einig, der Friede solle „ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender" sein. Auch die für die Protestanten ganz unerläßlichen Bedingungen eines solchen Friedens gingen ohne besondere Schwierigkeit durch, nachdem man die Hauptsache zugestanden hatte: Sicherung des evangelischen Besitzstandes und Kirchenregiments. Die bischöfliche Jurisdiktion wurde für protestantische Gebiete suspendirt, die Einziehung der geistlichen Güter sanktionirt, soweit sie nicht Reichsunmittelbaren zustanden und zur Zeit des Passauer Vertrags in den Händen der Protestanten waren.

Erst die Frage einer zukünftigen Verschiebung des augenblicklich zwischen beiden Confessionen bestehenden Machtverhältnisses brachte die Unvereinbarkeit der Gegensätze wieder zum Bewußtsein. Die Protestanten mußten diese Frage aufwerfen, wenn sie nicht von vornherein auf jede Möglichkeit weiterer Entwicklung Verzicht leisten wollten. Dazu war aber ihre Lage keineswegs angetan und daß bei großen geistigen Bewegungen Stillstand mit Rückgang gleichbedeutend sei, davon lebte doch ein gewisses Bewußtsein in den protestantischen Ständen, mochten sie auch für den Augenblick weniger an den idealen Kern als an die praktischen Ergebnisse der Reformation, an die materielle und rechtliche Steigerung ihrer eigenen Macht denken. Jedenfalls kann man ihnen nicht nachsagen, daß sie mit ihren innersten Gedanken ganz hinter dem Berg gehalten hätten. Sammt und sonders betrachteten sie einerseits nicht minder als die Katholischen ihren Glauben als den allein richtigen und daher seine Alleinherrschaft als wünschenswert, andererseits aber, abweichend von den Katholischen, die Gewissensfreiheit des Einzelnen als ein unantastbares Recht, welches gegen das von der alten Kirche geübte Unterdrückungssystem geschützt werden müsse. Es entsprang somit keineswegs nur aus eigennützigen Beweggründen, sondern auch aus dem Grundcharakter der Reformation als eines Befreiungskampfes, wenn die Evangelischen auf dem Augsburger Reichstag einem künftigen Wachstum ihrer Lehre alle rechtlichen Hindernisse aus dem

Digitized by Google

Weg zu räumen strebten. Sie verlangten gegenüber dem Katholizismus, den man sich damals durchaus auf die Defensive beschränkt dachte, für sich volle Freiheit der Entwicklung, also unbedingtes Reformationsrecht für alle, auch für die geistlichen Reichsstände und freie Religionsübung für die evangelischen Untertanen katholischer Stände, während umgekehrt den katholischen Untertanen der Protestanten nur Gewissensfreiheit gewährt werden sollte. Letztere Ungleichheit rechtfertigte der Pfalzgraf Ottheinrich ganz naiv damit, daß „unsere Confession ohne Mittel auf Christum und sein Wort gegründet und derhalben ganz gewiß und ohnzweifelhaftig", daher öffentliche Abgötterei nicht zu gestatten sei. Weniger ehrlich war das freilich vergebliche Bemühen der Evangelischen diese unbedingte Religionsfreiheit für alle Anhänger ihres Bekenntnisses auf dem Schleichweg einer zweideutigen Ausdrucksweise in den Reichsabschied zu bringen. Denn daß die Gegenpartei jene weitgehenden Forderungen durchaus nicht einzuräumen gewillt war, verstand sich von selbst. Sie hätte damit ihrerseits der allmählichen Säkularisation der geistlichen Territorien und der Evangelisirung Deutschlands Tür und Tor geöffnet, den Fortbestand der alten Kirche selbst in Frage gestellt. Für eine solche Selbstvernichtung war aber doch auch wieder die Lage der Katholischen noch lange nicht schlecht genug, ganz abgesehen von der Macht religiöser Bedenken. Wohl klagten die päpstlichen Nuntien, welche nach der Abreise der Cardinäle Morone und Truchseß zum Conclave die grundsätzliche Verneinung des ganzen Friedenswerks vertraten, über die Angst des armen römischen Königs und über die „schlotternden Knie" der geistlichen Fürsten. Aber mochte Ferdinand vorübergehend daran denken den Reichstag abzubrechen und die Entscheidung zu vertagen, mochten die katholischen Stände mit gutem Grund den Wiederausbruch des innern Kriegs scheuen, davon war doch nicht die Rede, daß die Evangelischen ihr Ziel erreicht hätten. Es half nichts, daß sie versicherten, die geistlichen Fürstentümer sollten auch durch den Übertritt eines Erzbischofs oder Bischofs zur Augsburger Confession weder ihren geistlichen Charakter verlieren noch erblich gemacht werden; die Gegenpartei glaubte natürlich nicht daran. Nach monatelangem Streit verfiel König Ferdinand, um den drohenden Bruch zu verhüten, auf die seltsame Auskunft, daß die Protestanten ihm, der doch ebenso gut wie sie ein Gewissen habe, die Regelung des geistlichen Vorbehalts überlasse, d. h. ihm die Verantwortung für diesen ihnen unannehmbaren Teil des Reichsabschieds zuschieben möchten; sie sollten, da er und sein kaiserlicher Bruder in Bewilligung des Religionsfriedens viel saure Bissen verschlucken müssen, auch „ein Bißlein über Macht essen". Kurfürst August von Sachsen erwarb sich das zweifelhafte Verdienst seine Glaubensgenossen, unter welchen namentlich Kurbrandenburg heftig widerstrebte, zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Es war die Entscheidung über Deutschlands Zukunft auf Jahrhunderte hinaus. Dieser geistliche Vorbehalt, welcher den zum Protestantismus übertretenden Prälaten nötigte mit seiner hierarchischen Würde auch seine weltliche Herrschaft, sein Reichslehen aufzugeben, wahrte dem heiligen römi-

Digitized by Google

schen Reich die schlimmsten Attribute seiner Heiligkeit, die geistlichen Staaten, und verschob damit die notwendigste Operation, welche an dem kranken Gemeinwesen vorzunehmen war. Nach dem Verlauf, welchen unsere nationale Geschichte seither genommen hat, dürfen wir in dieser unvollendeten Säkularisation vielleicht die schwerste politische Unterlassungssünde der Reformationszeit erblicken.

Der Vorbehalt wurde dem Religionsfrieden einverleibt, obwohl die Protestanten erklärten ihn nicht als verbindlich betrachten zu können. Aber den würtembergischen Vorschlag, abgesetzte evangelische Prälaten auch zu schützen, wagten sie nicht anzunehmen. Dagegen kam das von ihnen geforderte Gegenzugeständniß, die freie Religionsübung evangelischer Untertanen unter geistlicher Obrigkeit, nicht in den Reichsabschied, sondern war ihnen nur durch eine besondere Deklaration des römischen Königs zugesichert, welche dem Reichskammergericht gar nicht zugestellt wurde und daher für dasselbe als nicht vorhanden galt. Wenn diese Bestimmungen über die geistlichen Fürstentümer unlösbare Widersprüche enthielten und schon durch die Unklarheiten ihrer Publikation Meinungsverschiedenheiten hervorrufen mußten, so konnte die Verpflichtung protestantischer Obrigkeiten zu einem gewissen Schutz der nicht reichsunmittelbaren Geistlichen, deren eingezogene Güter doch zugleich dem Staat überlassen blieben, gleichfalls zu einer Quelle von Mißverständnissen werden. Unwahr und ungerecht war vollends die Zumutung, daß in den Reichsstädten gemischter Religion beide Bekenntnisse nach dem augenblicklichen Besitzstand geschützt werden sollten; dies hatte den Zweck Zustände zu verewigen, wie sie unter dem Interim in Straßburg, Ulm und andern Städten zu Gunsten einer katholischen Minorität geschaffen und der protestantischen Mehrheit der Bürgerschaften mit gutem Grund anstößig und unerträglich waren. Aber es bekundete sich auch auf diesem Reichstag wieder die oft hervorgehobene Tatsache, daß die politische Rolle der deutschen Städte so gut wie ausgespielt und ihre Reichsstandschaft eigentlich auf das Recht beschränkt war die Beschlüsse der oberen Stände anzuhören und anzunehmen.

So enthielt denn der Religionsfriede, welcher mit dem Reichsabschied vom 25. September 1555 publizirt wurde, zum guten Teil, wie Ritter sagt, „Ausnahmegesetze, über deren Sinn oder Geltung die Parteien widersprechender Ansicht waren". Was aus den gewaltigen Kämpfen und Bestrebungen der Reformation hier feste rechtliche Gestalt gewonnen hatte, war einmal der Grundsatz der Parität, der ja das mittelalterliche Dogma von der Glaubenseinheit völlig umstieß und wenigstens für die deutschen Katholiken und Protestanten die Barbarei der alten Ketzergesetze beseitigte, dann noch ein mehr als bescheidener Rest von Gewissensfreiheit für die Untertanen; sie durften wie die Obrigkeiten zwischen der alten Kirche und der Augsburger Confession wählen, mußten aber, wenn ihre Wahl nicht auf die Religion ihres Landesherrn fiel, das Land räumen. Denn davon war diese kampferfüllte Zeit, das Zeitalter streitbarer Theologen und theologischer Fürsten, himmelweit entfernt, jene Ideale von religiöser Selbstbestimmung und freier Erhabenheit über fesselnde Worte und Zeichen, wie sie Luther als dem werdenden Refor-

Digitized by Google

mator vorgeschwebt hatten, auch nur noch anzuerkennen, geschweige denn zu verwirklichen. Wie die religiöse Entwicklung des Protestantismus und sagen wir auch des Katholizismus nach einer möglichst scharfen und reinlichen Formulirung der kirchlichen Lehre hindrängte, die Gegensätze herauszuarbeiten und nicht zu verwischen strebte, so schaltete auf politischem Gebiet der fürstliche Staat als die Macht der Zukunft, sich zusammenfassend und gegen andere abschließend, dem Reich gegenüber nach Freiheit, zu Haus, und mochte es im kleinsten Raum geschehen, nach Allgewalt ringend. Wir wissen bereits, welchen Machtzuwachs das deutsche Fürstentum durch die Reformation erlangt hatte; in dem bekannten Schlagwort: Cuius regio, eius religio verkörpert sich gleichsam das Endergebniß einer Entwicklung, welche eben durch den Religionsfrieden ihre verfassungsmäßige Sanktion erlangt hat. Aber auch andere große Fragen fanden damals in Augsburg ihre Erledigung. Es soll hier nur mit wenigen Worten berührt werden, wie die neue Kreisordnung von 1555, zunächst zu Gunsten einer rascheren und kräftigeren Exekution kammergerichtlicher Urteile geschaffen, recht eigentlich dem Reichsoberhaupt die Handhabung des Landfriedens aus der Hand nahm, und nicht allein das; denn sie wurde auch zur Grundlage einer veränderten Kriegsverfassung für auswärtige Verwicklungen. Die reine ständische Organisation der Kreise sollte in Zukunft nach innen wie nach außen anstatt der obersten Reichsgewalt das Schwert führen. Auch beim Reichskammergericht, welches ebenfalls 1555 seine endgültige Ordnung erhielt, fiel die Besetzung und Beaufsichtigung ganz überwiegend den Reichsständen zu. Dahin also hatten all die monarchischen Reformversuche geführt, welchen der mächtigste Herrscher Europas einen guten Teil seiner Kraft gewidmet hatte. Am Ende seiner Regierung war das Reich auf der längst betretenen Bahn partikularistischer Auflockerung und Zersetzung einen großen Schritt vorwärts gekommen. Statt der geträumten spanischen Universalmonarchie, welche auch Deutschland in den Bann ihres Despotismus schlagen sollte, stand jetzt mehr neben als über der Republik der Reichsstände das österreichische Kaiserhaus, nicht gerade national im vollen Sinn des Worts, aber doch einer reinen Fremdherrschaft, wie man sie eben erlebt hatte, vorzuziehen und vor allem dem deutschen Fürstentum tief verpflichtet. Noch dauerte es ein paar Jahre, bis bei dem eigentümlichen Zögern Karls V. und der Langsamkeit deutscher Verhandlungen die Übertragung der Kaiserwürde auf Ferdinand I. vollzogen war; am 14. März 1558 fand in Gegenwart katholischer und protestantischer Reichsfürsten die Feier in der Frankfurter Bartholomäuskirche statt. Rom hatte nicht gegen den Religionsfrieden protestirt; sein Protest gegen das neue halbketzerische Kaisertum verhallte wirkungslos. Ruhe um jeden Preis schien die Losung für das paritätisch und aristokratisch ausgestaltete Deutschland von 1555.

Für Europa hat der deutsche Religionsfriede nicht einen Abschluß jener großen Erschütterungen eingeleitet, welche die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts erfüllen; der schmalkaldische Krieg war nur der erste in einer langen

Digitized by Google

traurigen Reihe von Religionskriegen, deren letzter dann mit wahrhaft vernichtender Wut die Heimat der Reformation betroffen hat. Die Reformation selbst aber hatte mit den wilden Jahren der Fürstenempörung sich in gewissem Sinn ausgelebt und für Deutschland begann eine Zeit der Ruhe, welche freilich mehr der Abspannung als dem wiedergewonnenen Gleichgewicht ihr Gepräge verdankt. Denn gar zu äußerlich hatten doch die herrschenden politischen Elemente dem gewaltigen Kampf sein Ende gesetzt, während im Gemüt der Massen die Leidenschaften der Revolutionszeit zwar halb gebändigt, aber auch entwürdigt und am Kleinen und Schmutzigen sich nährend weiterfraßen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Reformation die letzte große Tat eines im Niedergang begriffenen Volks gewesen war; sie hat den Verfall des mittelalterlichen Reichs deutscher Nation gefördert und den vollen Sieg des fürstlichen Sonderstaats über die Monarchie wie über die demokratischen Kräfte herbeiführen helfen. Nichts ist bezeichnender hiefür als die wahrhaft klägliche Lage, in welche sich trotz seiner folgereichen Teilnahme an der religiösen Bewegung das deutsche Bürgertum am Ende unserer Periode herabgedrückt sah. Und für den Zusammenbruch der deutschen Seeherrschaft vermochte der noch eine Zeitlang vorhaltende Wohlstand in den mehr und mehr erstarrenden kleinen Republiken ebenso wenig zu entschädigen, wie die neue höfische und pedantische Bildung einen gesunden Ersatz für die versinkende städtische Kultur und den im Schuljoch verkümmernden Humanismus zu bieten im Stande war. Mit unwiderstehlicher Gewalt brach der politische und geistige Einfluß der Romanen, der Franzosen, Spanier, Italiener über Deutschland herein. Sicherlich zeigte die urwüchsige Kraft des deutschen Individualismus in manchen anmutenden Erscheinungen, daß sie noch nicht aufgezehrt sei, aber auf allen Gebieten, in Staat und Kirche, Kunst und Literatur, Recht und Sitte überwiegt doch ein halb engherziges halb kosmopolitisches Wesen, wie es in solcher Mischung nur bei sinkenden Nationen hervortritt. Wir bezeichnen wohl den Übergang vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert als Deutschlands tiefste Erniedrigung. Aber während diese Jahrzehnte unvergeßlicher politischer Schmach zugleich durch eine Geistesblüte von ebenso unvergeßlicher Herrlichkeit verschönt werden, während damals unter der Last fremder Gewaltherrschaft eine fast wunderbare Wiedergeburt des deutschen Volks sich vorbereitete, führte das ausgehende XVI. Jahrhundert ein politisch und geistig gebrochenes, sittlich verwildertes, dogmatisch verknöchertes Geschlecht einer fast beispiellosen Zerstörung entgegen.

Und dennoch hängen beide Zeitalter untrennbar zusammen. Spät, aber überreich hat die Reformation in ihrem Vaterland Früchte gebracht. Aus dem deutschen Protestantismus, der die Feuerprobe des dreißigjährigen Kriegs überdauert hat, sind unserer Nation ihre heutige Kultur und ihr nationaler Staat erwachsen. Ohne Luther hätten wir keinen Kant und Goethe, ohne die protestantische und antikaiserliche Herkunft des preußischen Staats nicht unser neues Deutsches Reich. Nicht ohne Trauer, aber doch mit dankbarer Erhebung dürfen wir heute auf die gewaltigste Umwälzung unserer nationalen Geschichte zurückschauen.

Digitized by Google

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Seite 41: Ball am Hofe von München unter Herzog Albrecht IV. 1500. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Matthäus Zasinger.

„ 65: Maximilian I. Verkleinertes Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer. Wien, Albertina.

„ 71: Landsknecht vom Anfange des 16. Jahrhunderts. Facsimile des Holzschnittes in Vegetii Renati vier Bücher der Rytterschaft. Erfurt 1511.

„ 103: Facsimile des Titels von Grünbeck „Eine neuve außlegung der seltzamen wunderzaichen" u. s. w. mit dem Holzschnitte über das Kreuzwunder (1507).

„ 125: Johannes Hus. Facsimile eines späteren Kupferstiches.

„ 133: Hexe. Facsimile eines Kupferstiches von Albrecht Dürer.

„ 134: Hexenscene: Facsimile eines Holzschnittes in: Traktatus von den bösen weiben die man nenet die hexen. durch doctor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

„ 135: Hexenscene. (Ebd.)

„ 139: „Die sieben Planeten." Holzschnitt von einer astrologischen Tafel 1480—1490. (Essenwein, Die Holzschnitte des XIV. und XV. Jahrh. im Germ. Museum.)

„ 147: Der Bauer am Altar, Priester und Mönch am Pflug. Facsimile eines Holzschnittes in: W. Grünbeck „Ein spiegel der natürlichen himlischen vnd prophetischen sehungen aller trübsalen | angst | vnd not | die vber alle stende . . . in kurzen tagen geen werden." Nürnberg 1508.

„ 175: Cardinal Wolsey. Nach dem Kupferstich von J. Houbraken.

„ 185: König Franz I. von Frankreich. Nach einem anonymen gleichzeitigen Gemälde in Madrid.

„ 191: Friedrich der Weise. Verkleinertes Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer. Sammlung Armand, Paris.

„ 198: Siegel Maximilians I. als Kaiser mit Karl von Spanien. Nach einem Abguß im Geh. Staatsarchiv zu Berlin gezeichnet von C. L. Becker.

„ 206: Christus das wahre Licht. Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes von Hans Holbein d. J.

„ 221: Selbstbildniß Albrecht Dürers. Nach dem Originalgemälde in der kgl. Pinakothek zu München.

„ 225: Maximilian I. unter den Musikern. Holzschnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig". (Weißkunig, Wien 1775.)

„ 229: Erasmus. Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes von Hans Holbein d. J.

Digitized by Google

Seite 234: Thomas More. Nach dem Stiche von F. Bartolozzi. Originalzeichnung von Hans Holbein.
„ 256/7: Facsimile von Titel und Vorwort zu Taulers „Deutsch Theologie": Luthers erste Publikation 1516. Originalgröße. (Sammlung Klemm.)
„ 260: Die wahre und die falsche Vergebung der Sünden. Facsimile des Holzschnittes von Hans Holbein d. J.
„ 263: Silbermünze Papst Leos X. Für Bologna in seinen ersten Regierungsjahren geprägt. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 265: Silbermünze mit dem Brustbilde des Cardinals Albrecht von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz. 1526. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 271: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Silberthaler, Originalgröße. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 275: Luther als Mönch. Facsimile des Kupferstiches von Lucas Cranach, vom Jahre 1520.
„ 281: Melanchthon. Facsimile des Kupferstiches von Albrecht Dürer.
„ 285: Ulrich von Hutten. Facsimile eines Holzschnittes in Ulrichi ao Hutten cum Erasmo expostulatio. 1523.
„ 287: Silbermünze mit dem Bildniß des Franz von Sickingen, 1521. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 291: Facsimile des Titels von Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation".
„ 298/9: Bannbulle Papst Leos X. gegen Luther. Facsimile der Vorder- und Rückseite der lateinischen Original-Ausgabe vom 17. Juli 1520 (Sammlung Klemm).
„ 303: Cardinalerzbischof Matthäus von Salzburg. Nach dem Kupferstiche von Daniel Hopfer.
„ 305: Luther. Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von Daniel Hopfer aus dem Jahre 1523.
„ 307: Facsimile des Titels von Ulrich von Huttens „Gesprächbüchlin".
„ 322: Prunkrüstung Karls V. Wien, Artillerie-Arsenal-Museum. (Quirin Leitner, Die Waffensammlung des k. k. Artillerie-Arsenal-Museums zu Wien.)
„ 323: Schwert Karls V. Wien, Artillerie-Arsenal-Museum. (Ebd.)
„ 328: Medaillenartiger Doppelthaler des Cardinals Matthäus Lang von Wellenburg, Erzbischofs von Salzburg. 1521. Silber. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 331: Silberthaler von Joachim I., Kurfürst von Brandenburg. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 343: Medaille von 1521 mit dem Bildniß Luthers. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin.
„ 359: Facsimile des Titels von Murners „Von dem großen Lutherischen Narren". 1522.
„ 361: „Wie der Luther den Bundschuh schmiert." Facsimile einer Seite aus Murners „Großem Lutherischen Narren".
„ 363: Luther als Junker Georg. Holzschnitt von Lucas Cranach.
„ 365: Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Luthers Uebersetzung des Neuen Testaments; 1522; sogen. Septemberbibel.

Digitized by Google

Seite 380: Medaille vom Hochmeister Albrecht von Brandenburg. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 383: Facsimile des Titels von Hans Sachs' „Wittenbergisch Nachtigall".
„ 385: Bildniß von Hans Sachs. Holzschnitt, 1545, von Hans Brosamer.
„ 413: Papst Adrian VI. Nach dem Kupferstich von Daniel Hopfer.
„ 438: Papst Clemens VII. Nach dem Kupferstich von Daniel Hopfer.
„ 455: Eine Prophezeiung des Bauernkrieges. Facsimile des Titels von: Practica für das Jahr 1524 von Rynmann. Gedruckt zu Nürnberg 1523.
„ 459: Facsimile des Titels einer Predigt von dem Bauern von Wöhrd. (Ein Sermon geprediget vom Pawren zu Werdt | bey Nürmberg u. s. w.)
„ 470: Facsimile des Titels der zwölf Artikel der Bauern; von 1525.
„ 472: Facsimile des Titelblattes einer Flugschrift von 1525, enthaltend die zwölf Artikel der Bauern. (Handlung / Artickel / vnnd Instruction / so fürgenomen worden sein vonn allen Rottenn vnnd hauffen der Pauren / so sich zesamen verpflicht haben: 1525.)
„ 475: Kanzler Leonhard von Eck. Nach dem Kupferstich, 1527, von Bartel Beham.
„ 478: Scene aus dem Bauernkriege. Facsimile eines Holzschnittes in Franciscus Petrarca, Von der Artzney beyder Glück des guten vnd widerwertigen. Augsburg 1532. („Trostspiegel.")
„ 522: Landsknechtsharnisch. Wien, k. k. Artillerie-Arsenal-Museum. (Quirin Leitner, Die Waffensammlung des k. k. Artillerie-Arsenal-Museums zu Wien.)
„ 537: Isabella von Portugal. Nach dem Gemälde von Tizian. Madrid, königl. Museum del Prado.
„ 540: Münze von Papst Clemens VII. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 543: Georg von Frundsberg; dargestellt in seiner im Schloß Ambras aufbewahrten Rüstung. (Bildnisse von Kaisern, Königen, Großherzogen, Fürsten u. s. w in ihren auf Schloß Ambras aufbewahrten Waffen und Rüstungen. Begonnen unter Erzherzog Ferdinand von Oesterreich; von Jacob Schrenck von Notzing beendet. Innsbruck 1602.)
„ 544: Schwert Georgs von Frundsberg. Wien, Artillerie-Arsenal-Museum. (Quirin Leitner, Die Waffensammlung des k. k. Artillerie-Arsenal-Museums zu Wien.)
„ 557: Umzug Kaiser Karls V. und Papst Clemens' VII. in Bologna nach der Krönung im Februar 1530. Facsimile des Kupferstiches von Nikolas Hogenberg.
„ 573: Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen. Facsimile des Holzschnittes von Hans Brosamer in der herzogl. Kupferstich-Sammlung zu Gotha.
„ 582: Ludwig und Maria von Ungarn. Facsimile der Holzschnitte von Albrecht Dürer.
„ 597: Thaler König Ferdinands vom Jahre 1529. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 603: Zwingli. Facsimile eines anonymen gleichzeitigen Holzschnittes.
„ 617: Christian II. von Dänemark. Nach dem Kupferstich von Jakob Binck.
„ 623: Philipp Melanchthon. Facsimile des Holzschnittes von Lucas Cranach. Nach Melanchthons Tode erschienen.

Digitized by Google

Seite 644: Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Karls V. peinlicher Gerichtsordnung; 1532.
„ 646: „Römischer Kaiserlicher vnd Künigklicher Mayestat zu Hungern und Behem Fußknecht." Facsimile einer Gruppe aus Hans Tirols Holzschnitt: Belehnung König Ferdinands I. mit den österreichischen Erbländern durch Kaiser Karl V. zu Augsburg 5. Sept. 1530. (Nach dem Original im German. National-Museum zu Nürnberg herausgegeben von A. Essenwein.)
„ 647: Desgl. (Ebd.)
„ 649: Schärtlin von Burtenbach. Medaille. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 657: Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen. Nach dem Kupferstich von Georg Pencz.
„ 662: Sturmhaube Karls V. Wien, Artillerie-Arsenal-Museum. (Quirin Leitner, Die Waffensammlung des k. k. Artillerie-Arsenal-Museums zu Wien.)
„ 665: Papst Paul III. Nach dem Kupferstiche von F. Hulsius.
„ 684: Silbermünze von Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und seiner Gemahlin Hedwig von Polen. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 689: Rüstung Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen. Dresden, königl. Histor. Museum.
„ 691: Joachim II., Kurfürst von Brandenburg. Speckstein-Modell. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 693: Prachtsiegel des Erzbischofs Albrecht von Mainz. Nach einem Abdruck im königl. Geh. Staats-Archiv zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 711: Johann von Leyden. Nach dem Kupferstich von Heinrich Aldegrever.
„ 713: Bernt Knipperdollinck. Nach dem Kupferstich von Heinrich Aldegrever.
„ 721: Silberthaler von Gustav Wasa von Schweden. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 743: Silbermünze der Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 746: Medaille mit dem Bildniß Karls V. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 753: Cardinal Contarini. Nach einem anonymen Kupferstich.
„ 757: Lucas Cranach. Selbstbildniß. Nach dem Kupferstich von M. Steinla.
„ 761: Herzog Moritz von Sachsen. Nach dem Gemälde, 1589, von Lucas Cranach d. J. Dresden. (G. Voigt, Moritz von Sachsen.)
„ 765: Luther. Facsimile des Holzschnittes von Lucas Cranach. Nach Luthers Tode.
„ 769: Anton Granvela*). Nach dem Kupferstich von Hans Collaert; Originalgemälde von Scipione Pulzone.
„ 779: Kaiser Karl V. Facsimile eines anonymen Holzschnittes von 1547.
„ 791: Karl V. über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend. Gemälde von Tizian. Madrid, Museum del Prado.
„ 801: Tizian Vecellio. Nach dem Kupferstich von Agostino Caracci.
„ 812: Ein gegen den Ablaß gerichtetes Flugblatt aus der Reformationszeit. Nach einem colorirten Abdruck des Originals.
„ 813: Facsimile eines gegen Luther gerichteten Flugblattes aus der Reformationszeit.

*) Gehört zu Seite 801; ist der berühmtere Sohn des Nikolas Granvela, von dem auf Seite 767 die Rede ist.

Digitized by Google

Seite 828: Medaille mit dem Brustbilde des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.
„ 847: Abschied des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Karl V. am 2. September 1552 bei Lintz. Facsimile aus einem größeren Holzschnitt eines unbekannten gleichzeitigen Meisters.
„ 863: Münze von Albrecht Alcibiades von Brandenburg. Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.

Vollbilder.

„ 76: Cardinal Albrecht von Brandenburg (als heil. Hieronymus). Nach dem Gemälde von Lucas Cranach. Berlin, königl. Gemälde-Gallerie.
„ 106: Wallfahrtsbild. Facsimile des Holzschnittes von Michael Ostendorfer
„ 186: Karl V. Büste im Museum zu Brügge. (Gazette des Beaux Arts. 1888.)
„ 301: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Nach dem Gemälde von Lucas Cranach. Petersburg, Eremitage.
„ 448: Martin Luther im Jahre 1525. Nach einem Gemälde von Lucas Cranach; München, Privatbesitz.
„ 550: Kaiser Karl V. in seinem 31. Lebensjahre. Facsimile des Kupferstiches von Bartel Beham.
„ 554: Heinrich VIII. von England. Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. J. Windsor.
„ 560: Luther. Nach einem Miniature von Lucas Cranach. Berlin, königl. Kupferstich-Cabinet.
„ 590: Herzog Georg von Sachsen. Nach dem Kupferstiche von Georg Pencz.
„ 628: König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder. Nach dem Kupferstiche von Bartel Beham.
„ 668: Franz I. von Frankreich inmitten seiner Familie. Nach dem Miniature im Gebetbuche Franz' I. Berlin, königl. Kupferstich-Cabinet. (Hamilton-Erwerbung.)
„ 721: Gustav Wasa.
„ 799: Kaiser Karl V. Nach dem Gemälde von Tizian. München, königl. Pinakothek.

Doppelvollbilder.

„ 181: Turnier. Facsimile des Holzschnittes von Lucas Cranach.
„ 826: Die Familie des Kurfürsten von Sachsen und Luther. Im Hintergrunde Ansicht von Wittenberg. Facsimile des Holzschnittes von Lucas Cranach.

Beilagen.

„ 36: Ansicht von Regensburg um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen Holzschnittes.
„ 232: Facsimile eines Briefes von Zwingli, Zürich, 3 September 1528, an Joachim von Watt. Nach dem Original in der Stadtbibliothek zu St. Gallen. Dazu Transscription.

Digitized by Google

Seite 354: Facsimile des Holzschnittes von 1524 (?) in „Triumphus veritatis. Sick der warheyt. Mitt dem schwert des Geysts durch die Wittenbergüsche Nachtgall erobert."

„ 364: Facsimile des Titels von Luthers Handbibel. Nach dem Original im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin.

Dazu Erläuterungsblatt.

„ 567: Facsimile des Titels und der ersten drei Seiten des ersten Wittenbergischen evangelischen Gesangbüchleins.

„ 568: Facsimile des Titels und einer Seite der ersten Ausgabe von Luthers großem Catechismus; Wittenberg 1529.

„ 568: Facsimile des Titels und zweier Textseiten der zweiten Ausgabe (der ersten illustrirten) von Luthers großem Catechismus. Wittenberg 1530.

„ 570: Facsimile des Denkspruches von Martin Luther auf der ersten Seite und Facsimile des Denkspruches von Philipp Melanchthon auf der zweiten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches vom Jahre 1542. Nach dem Original in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode.

„ 571: Facsimile des Denkspruches von Johannes Bugenhagen auf der dritten Seite und Facsimile des Denkspruches von Caspar Creutziger auf der vierten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches vom Jahre 1542. Nach dem Original in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode.

„ 596: Belagerung von Wien im Jahre 1529. Facsimile des Holzschnittes von Nicol. Meldemann.

„ 596: Türkisches Lager vor Wien im Jahre 1529. Zeichnung von Bartel Beham. Facsimile des Originals in der Albertina zu Wien.

„ 661: Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Angriff auf Goletta. Nach dem Carton von Jan Cornelis Vermeyen im Belvedere zu Wien; Tapisserie danach im königl. Palast zu Madrid.

„ 662: Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Kampf bei einem Ausfall der Türken aus dem belagerten Goletta. Nach dem Carton von Jan Cornelis Vermeyen im Belvedere zu Wien; Tapisserie danach im königl. Palast zu Madrid.

„ 677: Facsimile, Rückseite von Blatt 4, aus Luthers eigenhändig geschriebenem Originalentwurf der Schmalkaldischen Artikel vom Jahre 1537 und Facsimile der ersten Seite der Unterschriften desselben. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

„ 686: Facsimile des Mandats Kaiser Ferdinands I. für die Stadt Wimpfen betreffs Beschickung des am Sonntag Trinitatis (1. Juni) 1539 in Worms wegen der Türkengefahr abzuhaltenden Reichstages. Prag, 30. April 1539.

„ 777: Belagerung von Ingolstadt durch Karl V. im Jahre 1546. Facsimile eines Theiles von Hans Mielichs großem Holzschnittwerk in 16 Blättern.

„ 806: Facsimile eines gleichzeitigen gegen das „Interim" gerichteten Flugblattes.

„ 809: Facsimile eines Briefes von Melanchthon an Friedr. Staphylus; vom 1. Januar (1551?) Nach dem Original im königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Dazu Transscription.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google